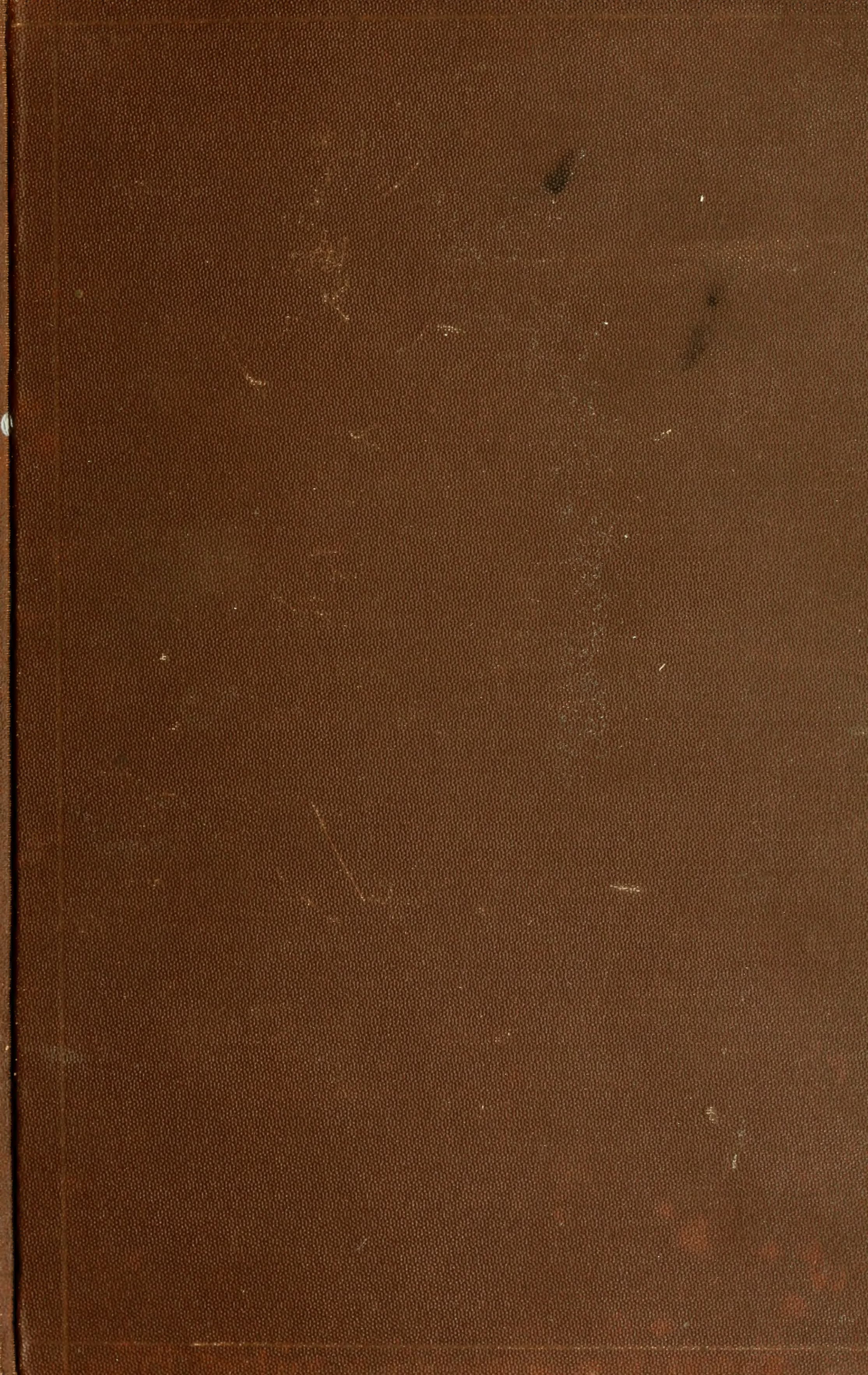


Die neue Rundschau

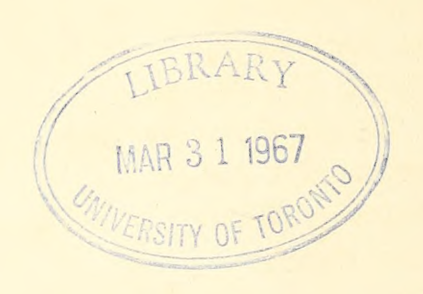
XXIIter Jahrgang der freien Bühne

1911

Band 1



Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:



Politische Hoffnungen/ von Friedrich Naumann


ir versuchen, die Aussichten des deutschen Liberalismus abzuschätzen. Daß dieses mit dem Wunsche geschieht, es möge ein Aufsteigen erfolgen, leugnen wir selbstverständlich nicht, aber auch die lebhaftesten Wünsche können uns nicht blind dafür machen, daß große Schwierigkeiten vorhanden sind, die teils in der inneren Konstruktion der Liberalen, teils im Vorgehen der anderen Beteiligten liegen. Wir beginnen unsere Darlegungen mit den inneren Verhältnissen des deutschen Liberalismus.

Bei den letzten Reichstagswahlen im Januar 1907 wurden abgegeben nach der Zusammenstellung im Handbuch von Specht-Schwabe: nationalliberal: 1716000, fortschrittlich: 1310000, zusammen: 3026000.

Diese Ziffer ist etwas höher als die gewöhnliche Angabe, ist aber sachlich richtig, weil hier die Wildliberalen den ihnen zunächststehenden Parteien zugezählt wurden. Es gab also in runder Ziffer drei Millionen liberale Wähler, fast genau 27 Prozent der gültig abgegebenen Stimmen. Sobald diese Masse einheitlich zu denken anfängt und gut organisiert wird, ist sie ein Faktor erster Größe. Daran aber fehlt es. Alle anderen großen Parteien sind besser organisiert als der Liberalismus.

Warum ist das so? Der Hauptgrund ist der, weil der Liberalismus seiner Natur nach Individualismus ist und deshalb den Einzelnen nicht als Klasse und Masse zu kneten versteht. Wir haben keine Gleichförmigkeit im Sinne der Arbeiterbewegung oder der Bauernbewegung und besitzen auch keine alles ausgleichenden Priester. Bei uns ist mehr Persönlichkeitsideal und weniger Disziplin. Diese Schwierigkeit wird immer bleiben, aber deshalb braucht doch auf liberale Organisation nicht in dem Maße verzichtet zu werden, wie es bis jetzt geschieht. Es fehlt nur daran, daß große organisatorische Talente es für der Mühe wert achten, sich mit der politischen Aufstellung jener drei Millionen zu befassen.

Daß es unter den liberalen Wählern starke organisatorische Talente gibt, ist gar nicht zu bezweifeln, aber sie lassen sich bis heute bei der Parteiarbeit nicht sehen. Sie haben mit Geschäft und Profit soviel zu tun, daß sie die politische Organisation links liegen lassen. Die Folge davon ist, daß wir zwar noch immer ein gutes Material für einen politischen Großbetrieb besitzen, nämlich jene drei Millionen Wähler, daß wir aber noch vollständig in Kleinbetriebsformen stecken geblieben sind. Sowohl die Sozialdemokratie wie der Bund der Landwirte sind technisch viel moderner. Sie bauen sich auf auf einer regelmäßigen Beitrags-

pflicht von Hunderttausenden eingeschriebener Mitglieder. Der Mann, der es fertig bringt, daß von den drei Millionen liberaler Wähler auch nur die erste halbe Million sich zahlungspflichtig einschreibt, hat den Liberalismus gerettet. Das bringt niemand im Nebenamte fertig, sondern dazu gehört Einsetzung aller Kräfte. Es ist aber noch nicht gesagt, daß solche Leute nicht jetzt kommen. Schon die Existenz des Hansabundes weckt in manchem kaufmännischen Kopfe ein politisches Nachdenken. Noch ist alles unklar und fließend, aber die Zeit, wo man die liberale Politik nur als ein Privatvergnügen einiger Berufspolitiker und Parteisekretäre ansah, scheint doch vorüber zu sein. Es beginnt die Disziplinierung der drei Millionen.

Dazu wird es viel beitragen können, wenn die liberalen Zeitungen mehr Parteisinn bekommen als bisher. Wir besitzen eine große und inhaltreiche Presse, die beste von allen Parteien. Überall liegen liberale Zeitungen. Weshalb aber wirken sie politisch nicht stärker? Weil sie noch nicht erfaßt worden sind von dem Zuge zur Organisation. Sie haben Geist ohne Disziplin. Damit entsprechen sie dem bisherigen Zustande der liberalen Parteien, dienen aber der Zukunft zu wenig. Sie erzeugen Gesinnungen, überlassen aber dann diese Gesinnungen dem Zufall. Und während unsere Presse so sorglos gibt und vergeudet, sammeln geistig ärmere Richtungen mit Treue und Eifer die einzelnen Halme, die wir auf unserem Felde liegen lassen. Man nehme irgendeine der großen liberalen Zeitungen und suche in ihr die Ermahnung zum Anschluß, diese erste Forderung aller erfolgreichen Verbände! Das fehlt, denn es ist langweilig. Ja, es ist langweilig, aber ohne etwas Selbstüberwindung kommt man zu nichts. Viel langweiliger als eine sorgsame Pflege der Organisationspflicht ist die beständige Klage über Schwäche des Liberalismus. Diese aber stellt sich notwendig ein, wenn jene Arbeit fehlt.

Bis vor kurzem bot die Zerrissenheit der Fraktionen des Linksliberalismus einen gewissen Vorwand für die Müdigkeit gegenüber der Disziplin, denn für kleine Parteisplitter kann man nicht werben. Das aber ist jetzt vorüber. Der Linksliberalismus hat sich endgültig zusammengeschlossen und kein Sachkundiger bezweifelt die Festigkeit des neuen Verbandes. Es ist viel besser gegangen, als selbst die Optimisten unter uns es vorher glauben wollten. Wir haben gemeinsamen Parteisinn und verlangen nichts anderes, als daß alle unsere Wähler ihn auch bekommen. Heute gibt es nur noch zwei liberale Parteien, Nationalliberale und Fortschrittler, aber auch diese beiden stellen keine reinen Gegensätze mehr dar. An einzelnen Orten und in einzelnen Fragen streiten sie sich noch, aber es gibt doch schon wieder den Gesamtbegriff Liberalismus. Noch ist dieser Begriff nicht fertig, denn noch schwanken allerlei unsichere Gestalten zwischen Heydebrand und Bassermann, aber die Gefühle dafür, daß die drei Millionen eine gemeinsame Geschichtsaufgabe besitzen, verstärken sich.

Was ist diese gemeinsame Geschichtsaufgabe des deutschen Liberalismus? Sie läßt sich negativ aussprechen als Niederwerfung der konservativ-klerikalen Herrschaft und positiv als Herbeiführung eines Staats-, Handels- und Gewerberechtes, wie es der heutigen Industrialisierung Deutschlands entspricht. Wir wollen nicht mehr von den sinkenden Ständen regiert werden, weil sie uns abwärts ziehen. Wie sich das in Verfassung, Verwaltung, Handelspolitik und Sozialpolitik ausspricht, steht in den Programmen der liberalen Parteien geschrieben und wird sich finden, sobald die Macht derselben wächst, jetzt muß erst die Grundlage zu solcher Macht gelegt werden. Ehe nämlich Macht da sein kann, muß der Wille zur Macht entstehen, der Wille zur Führung, zur Verantwortung, zur Einordnung. Diesen Willen zur Macht zu erzeugen ist das Problem der Linken.

Der Wille zur Macht muß in die drei Millionen hineinfahren. Das ist keine kleine Sache, denn die meisten von ihnen haben nur den kleinen Willen zur persönlichen Tüchtigkeit und Wohlfahrt, sind aber ohne festen Trieb gegenüber dem Gemeinwesen. Je besser es ihnen als Einzelmenschen geht, desto unpolitischer ist ihre Seele. Dieser Masse von gutwilligen aber schwachen Elementen muß mit Hilfe von Presse und Organisation beigebracht werden, daß sie etwas im Staate bedeuten kann, wenn sie will. Du kannst, wenn du willst! Die Voraussetzungen sind da, es müssen nur die inneren Schlußfolgerungen gezogen werden. Es muß rückhaltlos dieser Menge von Gutwilligen klar gemacht werden, daß sie politische Knechte sein und bleiben müssen, solange sie selber sich nicht anstrengen, um Herren zu werden. Sentimentale Klagen ändern gar nichts: entweder ihr begreift, worin politischer Wille besteht, oder ihr seid nichts als Klienten und Heloten der Junker und Priester! Wenn ihr unterworfen bleiben wollt, so lernet leiden ohne zu klagen, so küsset die Hände, die euch schlagen, so bauet Ehrenpforten denen, die euch mißachten! Ein paar Abgeordnete können euch eure politische Arbeit nicht abnehmen; ihr müßt hinein in den Dienst der Beseelung der drei Millionen!

Ob das die Liberalen begreifen werden? Oft scheint es so, als seien sie so unpolitisch geboren, daß alle Mühe vergeblich ist. Sie haben keinen eigenen Stolz gegen rechts und einen falschen Stolz gegen links und verderben sich damit ihre ganze Zukunft und die des Vaterlandes. Hier aber kann die Entwicklung der anderen Parteien uns helfen. Und von dieser wollen wir deshalb jetzt reden.

Was war der vielbesprochene „Block" des Fürsten Bülow? Er war eine Mehrheitspartei nach dem Muster parlamentarischer Länder! Zwar war es ein Diener Seiner Majestät, der an der Spitze der Mehrheit stand, und nicht ein Führer der Mehrheitsparteien selbst, aber immerhin, es gab einen Reichskanzler, der an dem Tage sein Amt verlassen mußte, an dem seine Mehrheit zerbrach.

Durch diesen Block ist der Begriff „Mehrheitsparteien" in die deutsche Politik praktisch eingeführt worden, nachdem vorher geleugnet wurde, daß eine Regierung von einer Mehrheit abhängig sei, und dieser Vorgang ist so wirksam, daß es heute bereits als spaßhafte Altertümelei erscheint, wenn Herr v. Bethmann-Hollweg behauptet, daß er keine Mehrheit brauche. Was er braucht, sind Erfolge, die aber wachsen nicht in der hohlen Hand des Philosophen, sondern setzen organisierte Körper voraus. Er mag sagen, was er will, so hängt sein politisches Leben vom Zusammenbleiben des Zentrums und der Konservativen ab. Wenn einer dieser beiden Teile ihn endgültig nicht mehr haben will, so rettet ihn auch kein Instrument des Himmels. Deshalb konnte bei der Debatte über die Königsberger Kaiserrede Herr v. Heydebrand sich als Auftraggeber vor ihn hinstellen: Sie wissen, was Sie zu tun haben!

Der Bund des katholischen und protestantischen Konservatismus ist die politische Grundtatsache der Gegenwart. Dieser Bund verfügt über folgende Haupttruppen und Nebenvölker: Zentrum: 2 145 000, Konservativ: 1 550 000, Wirtschaftliche Vereinigung: 277 000, Bund der Landwirte: 194 000, Polen: 453 000, Elsässer: 60 000, zusammen 4 679 000.

In diesem Bunde ist das Zentrum so stark, daß von ihm aus der Charakter der Gesamtmasse am meisten bestimmt wird. Das aber hindert die sieghafte Kraft dieser Mehrheitsbildung. Das Zentrum selber kann nämlich nur noch mit langsamen Schritten vorangehen, weil es schon jetzt alle katholischen Bestände fast völlig verarbeitet hat. Es kann mit Polen und Elsässern zusammen jene drei Millionen nicht erreichen, die der Liberalismus hat. Die Konservativen, Antisemiten und Bauernbündler leiden aber der protestantischen Bevölkerung gegenüber an ihrer Verbrüderung mit dem Zentrum. Sie sind zu Hilfstruppen der schwarzen Macht herabgesunken, was sich darin äußert, daß bis auf weiteres alle Militärziffern und Zollziffern und Steuern so angenommen werden müssen, wie das Zentrum will, wenn überhaupt etwas zustande kommen soll. Je klarer dieser Zustand erkannt wird, desto sicherer wird die Rückwirkung auf den Liberalismus sein, der von Natur und durch Geschichte der Gegenspieler des Zentrums bleibt.

Die erste Wirkung wird beim rechten Flügel des Liberalismus sichtbar und kann schon heute mit bloßen Augen bemerkt werden, daß nämlich die Neigung, sich in Abhängigkeit von den Konservativen zu halten, abnimmt. Ja, wenn die Konservativen für sich allein wären, so würde mancher Nationalliberale noch immer gern mit ihnen einen politischen Schoppen trinken, aber immer sitzt der Zentrumsmann schon auf der Bank. Das treibt den Nationalliberalen, falls er einmal konservative Anwandlungen hat, bald wieder nach links. Es gibt wieder eine Scheidung zwischen Liberalismus und Konservatismus, die einfach darin liegt: liberal sind diejenigen, die nicht zur Zentrumsführung gehören wollen!

Das Zentrum kann von seinem Standpunkte aus mit gewisser Befriedigung

auf das Erreichte blicken. Es hat in stiller Emsigkeit seine zwei Millionen so politisiert und organisiert, daß es mit ihnen die allerschwersten Manöver ausführen kann. Seine Truppen fragen nicht viel, marschieren, wohin sie sollen, und laufen nicht weg. Dieser Disziplin beugt sich der Kaiser trotz der Borromäusenzyklika, und ihr beugt sich auch die konservative Partei, weil sie geringere Ziffern und unsicherere Truppen hat. Wenn heute Deutschland ein parlamentarisch regiertes Land wäre, so würde Freiherr v. Hertling erster Minister sein. So unverhüllt treten nun freilich die Machtverhältnisse nicht in die Erscheinung, aber die Menge empfindet, daß im Grunde die Sachen so liegen. Es gilt, rechts oder links zu stehen, bei den Schwarzblauen oder bei uns. Aus dem verwirrenden Vielerlei der Tagesfragen und Einzelgesetze erhebt sich ein Kampf um die Macht, um die Führung der Nation. In diesem Kampfe wird der Liberalismus wieder lernen, ein Faktor der Geschichte zu sein. Ob das heute alle beteiligten Einzelpersonen schon ganz erfaßt haben, ist dabei ziemlich gleichgültig. Die Heere formieren sich und schließlich wird im Geschiebe der großen Massen jeder an seinen Platz gedrängt, er mag wollen oder nicht.

Das fühlt auch die Sozialdemokratie. Lange Zeit hat sie den wilden Mann gespielt, den Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft, die isolierte Partei gegenüber allen anderen. Inzwischen aber zeigt sich doch, daß sie entweder mit dem Zentrum oder mit den Liberalen gehen muß, denn zum bloßen Zusehen ist sie zu stark und zum Überwinden aller übrigen viel zu schwach. Die Sozialdemokratie hat an Masse 3 260 000. Das ist eine Viertelmillion mehr als der Liberalismus hat. Diese Masse ist besser organisiert als die liberale Menge und darum an sich politisch verwendbarer, aber sie besteht ihrer Natur nach aus abhängigen Leuten und kann deshalb für sich allein die Staatsführung nicht übernehmen, denn ihr fehlen, solange sie isoliert bleibt, die Kräfte, die den Staatsapparat in die Hand nehmen können. Eine Partei, die außer einigen Rentiers nur Arbeiter, Angestellte und Gewerkschaftssekretäre besitzt, kann in Sozialpolitik viel, in Handelspolitik wenig und in auswärtiger Politik fast nichts von sich aus leisten. Es geht eben nicht, die Arbeiter als Welt für sich zu behandeln. Jeder Arbeiter hängt irgendwo mit den Lebensinteressen dieser von ihm bekämpften bürgerlichen Gesellschaft zusammen. Er ist entweder liberal oder konservativ in Fragen der Staatsgestaltung, ist entweder liberal oder klerikal in Fragen der Volkserziehung. Einige von ihnen fallen dem Zentrum zu, die andern aber müssen den Liberalismus fördern, sobald dieser anfängt, sich selbst als Einheit und Macht gegenüber den Konservativen auf die Beine zu stellen. Das wissen jetzt selbst die radikalsten Genossen, wie sich aus der Rede Ledebours bei der Kaiserdebatte ergibt. Noch oft wird zwischen Sozialdemokraten und Liberalen gestritten werden und im Wahlkampf werden sie Gesichter machen, als ob sie sich auffressen wollten, aber das eine fangen heute Liberale und Sozialdemokraten an zu begreifen, daß sie

trotz aller Gegensätze und Agitationskampeleien an denjenigen Tagen zusammengehen müssen, an denen einfach zwischen rechts und links gekämpft wird. Erst muß wieder Freiheitsluft wehen. Wer dann später der stärkere Teil ist, wird sich zeigen.

Bei dem allen hilft der Kaiser. Im Reichstag zwar ist die Mehrheit ziemlich leicht über seine Königsberger Rede hinweggekommen, indem sie erklärte, er habe nichts getan oder gesagt, was der im November 1908 vom Fürsten Bülow versprochenen größeren Zurückhaltung widerspräche. Formell läßt sich dagegen nichts tun: Die Mehrheit der Abgeordneten hat recht, weil sie eben Mehrheit ist. Aber das Volk hat doch Ohren zu hören. Es hat den Ton verstanden, in dem der Kaiser sprach. Das aber bedeutet, daß heute nicht nur um der Schwarzblauen willen die Herstellung der Linken nötig ist, sondern um der Volksrechte willen, die eine große Nation sich von keiner Einzelperson verkürzen lassen kann, mag sie ihren Anspruch auch noch so mystisch und überpolitisch begründen.

Die Zeit wird reif für neuen deutschen Liberalismus. Teure Preise und majestätische Reden wirken zusammen und täglich wächst das Industrievolk. In die Dörfer hinein streckt die Industrie ihre Arme und der Bauer lebt vom Lohne, der bei den Maschinen bezahlt wird. Was sind heute in diesem Volke noch die Rittergüter? Sie können uns nicht ewig regieren. Und die Priester können nicht die Direktoren eines Industriestaates sein, den sie nicht gerufen haben und vor dessen innerem Getriebe sie sich fürchten. Wer gibt diesem Volke seine Richtung? Hier öffnet sich Platz für den Liberalismus.

Das alles sind Hoffnungen, erwartende Gedanken, die der Zukunft harren. Wer ein Pessimist ist, mag sie beiseite schieben und sagen, daß der deutsche Liberalismus unorganisierbar sei und die deutsche Sozialdemokratie unbelehrbar. Wer geborener Pessimist ist, mit dem ist nichts zu machen. Eins soll er nur nicht fertig bringen, nämlich diejenigen zu entnerven und zu lähmen, die noch nicht von der vergeblichen Mühe vergangener Jahre mürbe geworden sind. Es ist verständlich, daß ein Teil der älteren Generation nicht mehr stark hoffen kann. Was haben diese Männer seit über 30 Jahren erlebt! Aber die Welt fängt in jedem Jahre wieder von vorn an und frische Jugend wächst zu uns heran. Was können die Parteien auf der Rechten heute der Jugend bieten? Sie sind so unsagbar dürr geworden, rechnerisch knapp, ohne Opfer und ohne Ideen, Gegner der Erbschaftssteuer, Bekämpfer der Arbeiterbewegung voll Angst vor der Masse. Was sie zeitweise an nationalem Magnetismus gehabt haben, ist der Erbschaft und der Rente zu Füßen gelegt. Dort findet keine Jugend ihre Ideale. Auch bei uns wird die Jugend nicht sofort alles so finden, wie sie es haben will, denn der Liberalismus ist eben schlecht organisiert und noch kein politischer Körper, aber bei uns verlohnt es sich zu schaffen und zu arbeiten, denn hier entsteht das romfreie und junkerfreie Deutschland, um dessen willen vor 40 Jahren mit Blut und Kraft das Reich gegründet ward.

Der Gletscher/ Roman von Johannes V. Jensen

Dreng


Im Urwald brannte ein Feuer, das einzigste auf Meilen im Umkreis. Es war an einem offenen Platz unter einer schräg überhängenden Felswand angezündet, die den Wind abhielt. Oben ging schwer der Sturm durch den Wald, die Nacht war dunkel, nicht Mond, nicht Stern. Es regnete. Aber das Feuer unter dem Felsen stieg ruhig, in klaren Flammen, von einem Haufen Reisig in die Luft. Der Schein riß gleichsam ein Loch in die tiefe Nacht.

Rund um das Feuer lagerte eine Gruppe von Menschen und schlief. Alle so nah der Helle, als sie nur konnten. Sie waren nackt. Es waren bloß Männer. Jeder schlief mit seiner Keule in der Hand oder so dicht neben sich, daß er sie im Schlaf erreichen konnte. Geflochtene Körbe mit allerhand Vorräten, Früchten und Wurzeln lagen im Gras um das Feuer herum, dessen runder Lichtkreis die Gruppe in dem wilden Wald umschloß. Ein paar Schritte außerhalb des Felsens, wo der Regen fiel und das Dunkel lauerte, schimmerten bleich die Reste eines geschlachteten zebraähnlichen Tiers, eines Feueropfers . . .

Bloß einer von der Gruppe war wach. Er saß beim Holzstoß, ohne sich zu regen; aber seine Augen standen keinen Augenblick still. Es war ein großer, schwergliedriger Bursch von ungewöhnlich starkem Wuchs, wenn auch noch nicht reif. Neben sich hatte er einen mächtig großen Haufen von Zweigen und Reisig, von dem er ab und zu etwas nahm, um es aufs Feuer zu legen. Wenn dies auch nur so weit sank, daß der Äußerste der Gruppe außerhalb der Lichthöhlenwand zu liegen kam, wurden sofort alle unruhig im Schlaf. Aber es geschah nicht oft. Der Bursch hatte eine ganz eigene Übung darin, die Flamme immer gleichmäßig zu erhalten. Er wußte, wieviel Holz er hatte und wie lang die Nacht war. Ohne daß sich seine Gedanken damit zu beschäftigen brauchten, versorgte er das Feuer und saß im übrigen, einsam, ruhig, alle Sinne auf das wilde Dunkel des Waldes gerichtet. In der Linken hielt er einen Flintkeil, noch roh geformt, und wenn der Holzstoß gleichmäßig brannte oder sonst nichts seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, richtete er einen kurzen Hirschgeweihstab gegen die oder jene Stelle des Steins und stemmte nach langer und genauer Berechnung einen Splitter ab, der ins Feuer flog. Darauf untersuchte er das Resultat — wog das Stück Stein, das ein Beil werden sollte, wie noch keines Menschen Blick es gesehen hatte, in der Hand, und prüfte es mit den Augen eindringlich von allen Seiten, während er den Hirschzinken wieder ansetzte und die Lage des nächsten Splitters berechnete, der ihm die Form, die er vor Augen sah, verbarg . . . Über seine rohen Züge ging ein schöpferisches Leuchten, ein visionärer Schein, wie er da saß und aus dem Stein ein Geräte hervorlockte

... er sprühte vor Klugheit, während er so probierte und sich vorwärtstastete ... Aber als er dann einen Splitter abstemmte, legte er darein eine Kraft, die das Hirschgeweih glatt durch das Hirn eines Mannes hätte treiben können. Er strammte den Rücken, als gält es einen Berg zu heben, wo es sich doch bloß um ein Stückchen Splitter, nichts weiter, handelte. Eine Waffe sollte das werden — ohnegleichen! Dicht bei seinem Knie lag das Beil, mit dem er Holz fürs Feuer hieb — — ein ärmlicher Steinscherben, ohne Form und Schneide... aber es war heilig ... war ein Erbteil des Geschlechts, das sein Schicksal bestimmt hatte ...

Dreng hieß er. Von Geburt an war er dazu geweiht das Feuer zu hüten, gehörte zu der hoch angesehenen und gefürchteten Familie, deren Glieder alle das Vorrecht hatten, der Flamme zu warten und ihre Opfer entgegenzunehmen.

Dies Privilegium war so alt, daß niemand so recht mehr sich seines Ursprungs erinnerte. Es ging eine ungewisse Sage von einem Mann des Stamms, der dereinst in uneigennützigem Wahnwitz den Berg gestürmt hatte, wo der Feuergeist, der knisternde Verzehrer, wohnte; und der unversehrt mit einer Flamme am Ende eines Astes zurückgekehrt war. Der Stamm warf selbstverständlich den Besessenen, den Geiern zum Fraß, auf den Aashaufen, aber das Feuer behielt man und war froh daran. Dem Unseligen, der es geraubt hatte, ward später Rechtfertigung durch einen schönen Nachruhm, indem man die Geier schützte und sie zum Gegenstand göttlicher Verehrung machte; man glaubte nämlich, die Seelen derer, die sie verzehrt hätten, wohnten in ihnen. Feuer aber und Feueropfer vererbten sich im Geschlecht jenes Mannes fort, und einer dieser Nachkommen war Dreng. Er genoß das Ansehen seines Vorfahren, war aber aus verschiedenen Ursachen schon ziemlich gefürchtet.

Dreng war ein Streiter. Das Feuergeschlecht pflegte sich sonst nicht durch Mannhaftigkeit auszuzeichnen; die Arbeit war leicht, und sie lebten zu gut von dem Wild, das dem Feuer geopfert wurde. Die Auserwählten des Stamms waren meist schwächliche Stillsitzer, die sich aus Mangel an Kraft mit Zauberei und sonstiger feiger Fingerfertigkeit halfen. In den meisten anderen Stämmen, von denen man zwar wußte, mit denen man aber nie in Berührung kam, ward das Feuer von den Weibern gehütet und die Arbeit als eines Mannes nicht würdig geachtet. Natürlich lag das lediglich an der Unwissenheit und dem ganzen niedrigen Standpunkt der betreffenden fremden Stämme. Schade nur, daß der mürrische Dreng die Anschauungen der fremden Wilden zu teilen schien, sich oft voll Verachtung über sein Amt aussprach und Backenstreiche austeilte, wenn man ihn darum schalt. Dreng schlug seinen letzten Vorgängern nicht nach; er unterschied sich frühzeitig von ihnen durch eine Neigung zur Einsamkeit. Das Feuer hütete er besser, als es je gehütet worden war, aber finsteren Antlitzes; er lag nicht auf dem Bauch vor dem brennenden

Geist, sondern gab ihm ganz methodisch etwas zu beißen; er fällte seine Bäume für den Scheiterhaufen, als wären es ebensoviele heißersehnte Totschläge, und die Angesehenen des Stammes sahen das nicht gern. Er hatte kräftige Hände und machte die trefflichsten Waffen; aber es ziemte sich nun einmal nicht.

Schon als ganz junger Wicht hatte Dreng die für einen künftigen „Auserwählten" wenig passende Neigung gezeigt auf die Jagd zu gehen; und das nicht etwa herdenweise mit den anderen jüngsten Jägern des Stammes, sondern ungesellig und allein; er war noch ein Knabe, als er mit einem abgebrochenen, im Feuer gehärteten Eschenzweig ein Füllen des dreizehigen Pferdes, ein andermal einen jungen Höhlenbären oder ein dralles, malvenfarbiges, noch hornloses Rhinozeroskalb erlegte und heimgeschleppt brachte. Damals sah man ihm noch durch die Finger. Aber es kam die Zeit, da ihm das heilige Brandbeil feierlich übergeben und er zu dem langen, ruhmlosen Leben eines Hüters des Feuers geweiht ward. Die sorglose Kindheit hatte ein Ende. Dreng versuchte wohl noch, wenn ein anderer der Familie den Dienst beim Feuer versah, auf ein paar Stunden in den Wald zu rennen; aber man verargte ihm seine Weltlichkeit mehr und mehr und fand Mittel, ihm nach jedem Ausflug das Leben so sauer zu machen, daß er lieber darauf verzichtete. Doch die Abenteuerlust saß ihm im Blut und suchte sich einen Abfluß in einem stark bewegten Innenleben. Er träumte sich große Dinge. Der Mangel an Erlebnissen und die Gebundenheit am Feuer machten sein Gemüt unmilde, aber weder arm noch schlecht; dazu war er zu frisch. Trotz allem erzwungenen Stilleben ward er stark wie ein Auerochs, dabei schweigsam und genügsam. So jung er war, hatte er schon eine nicht geringe Gespanntheit zwischen sich und dem ganzen Stamm zuwege gebracht. Wenn die älteren ihn am Tatenverrichten hinderten, so konnte er sie zur Entschädigung dafür auch ein bißchen aufstacheln! Und Dreng errichtete Holzstöße, die den Schlafenden die Fußsohlen versengten und das ganze Lager aufzufressen drohten, oder auch er räucherte sie ein, daß sie sich fast den Hals zerrissen vor Husten. Der Stamm mußte sich notgedrungen in seine groben Scherze finden; aber beliebt war er nicht. Man lebte in einem Idyll und wünschte nicht daran gemahnt zu werden, daß es überhaupt anderes gab. Nichtsdestoweniger hätte Drengs Schicksal so ziemlich ähnlich dem allgemeinen verlaufen können, so trotzig er auch von Natur war; die Zeit hätte seine Kräfte in Bitterkeit wandeln können, so daß er für seinen Stamm die Geißel geworden wäre, die dieser verdiente, und das Fett der großen Opferschmäuse hätte sich dereinst wohl auch — mit Hilfe der Jahre — ihm aufs Herz gelegt . . .

Aber das Idyll war nicht mehr so ungestört. Schon längst hatte das Urvolk gemerkt, daß das Dasein um sie her sich veränderte. Sie hatten keinen festen Wohnsitz mehr, sondern hatten angefangen zu wandern. Der Wald bot

nicht mehr Raum, wie einst, gab keinen Schutz mehr, begann selbst Not zu leiden. Es lag etwas in der Luft, das Jahr um Jahr gefährlicher geworden war und nun anfing alles Lebendige zu bedrohen. Kälter und kälter war es geworden. Der Regen wollte kein Ende nehmen. Die Kälte — was war das? Wer war das? Woher kam es?

Daran dachte Dreng, während er einsam beim Feuer saß und die andern schliefen; und der Knabe nahm es sehr ernsthaft. Er begriff, daß die Existenz des Stammes bedroht war. Er entsann sich noch der Zeit, da die Leute drüben, auf der Nordseite des Gebirges, wohnten; er erinnerte sich noch des Jahres, da es zu kalt geworden war, und sie über den Paß auf die Südseite zogen. Seitdem waren sie jedes Jahr weiter gezogen, und jetzt wohnten sie mehrere Tagereisen südwärts von der Stelle, wo Dreng beim Feuer saß und sich über dies stete Zurückweichen ängstigte.

Der Stamm mit Weibern und Kindern wohnte in einem viele Meilen weit entfernten Tal, wo noch Palmen und Brotfruchtbäume gediehen, und die Gruppe hier um das Feuer war bloß eine Expedition, die nach den verlassenen Wohnstätten heraufgesandt war, um zu holen, was noch etwa an Früchten und Wild in den alten Hainen zurückgeblieben war.

Hier, an der Felswand, hatte der Stamm ein Jahr lang gehaust, bis er nichts mehr zu leben gehabt hatte. Dreng sah noch die Spuren der Laubhütten, die Regen und Sturm über die kalte Erde geweht hatten. Hier, auf der schlammigen Lichtung vor dem Felsen, hatte er die kleinen, flaumhaarigen Kinder des Stamms mit Federn spielen sehen, die sie in den Sonnenschein hinausbliesen und wie Vögel zwischen den blühenden Sträuchern fliegen ließen. Jetzt war alles öde, und die nackten Steine starrten aus dem Erdboden, der vom endlosen Regen ausgewaschen war.

Aber der Stamm nahm den Rückgang mit Fassung, wenn er im großen und ganzen überhaupt darauf aufmerksam wurde. Nun ja, also mußte man eben weiter nach Süden ziehen, wenn im Norden der Wald keine Deckung mehr gab. Wenn die Bäume ausstarben und die Nahrung ausging an dem Ort, wo man sich niedergelassen hatte, so brach man eben das Lager ab und wanderte anderswohin, wo es besser war. War nicht in der Richtung nach Süden Platz genug? Der einzige, dem das nicht behagte, war Dreng. Er folgte seinem Stamm, wich mit ihm zurück — von Tal zu Tal — aber er tat es widerwillig. Ein Zwang lag darin, der sein Gemüt verhärtete. Wie lang sollte dies Zurückweichen noch fortgehen? Sollte es immer so fortgehen? Sollte man nicht doch einmal Kehrt und Front machen gegen die Kälte, die Zähne fletschen gegen diese stumme Macht, die da angefangen hatte alles starr und welk zu machen! Diese Kälte, die nie sichtbar ward und die rettungslos behielt, was sie einmal gepackt hatte? Was nützte es immer in ewiger Sorg-

losigkeit weiterzuleben, wenn man jedes Jahr seine Sicherheit noch ein paar mühselige Meilen weiter südwärts über den Bergen suchen mußte? War's da nicht besser, gleich die Streitaxt zu zücken und in offenem Kampf zur Verteidigung überzugehen?

Derartiges ungefähr empfand Dreng, während er, ein Glied der freudlosen Expedition hinauf in die Kälte zu den ehemaligen Wohnstätten des Stamms, am Feuer saß und Wache hielt. Und es stachelte ihn auf zum Handeln — zu mörderischem Tun — freilich ohne daß er sich das klar machte . . . Er war ein Urmensch, mit starken Trieben, aber ohne Geist. Er ging bloß ganz einfach keinem Menschen und keinem Ding aus dem Weg — und diese wilde Stärke, die sich blindlings gegen jeden Willenszwang erhob, ward die Ursache, daß sein Schicksal sich von dem des Stammes trennte.

Es war in Skandinavien, gegen Ende der Tertiärperiode — als das Klima noch tropisch und ohne Jahreszeiten war. Die Eiszeit setzte eben ein; kam mit unablässigem Regen und kalten Nächten; vertrieb die Menschen aus ihrem sorglosen Urwalddasein. Sie wollten und konnten es nicht fassen; aber sie mußten gehen. Sie froren, die Unbewußten — sie versuchten, sich aus Feigenblättern Mäntel gegen das rauhe Wetter zu machen, sie sangen die schönsten Klagelieder, aber der Nordwind war mit seiner kalten Geißel zwischen sie und ihre Laubhütten unter den Pisangbäumen getreten. Sie hatten kein Heim mehr, sie mußten wandern.

Es kostete jedesmal einen Seufzer, so oft sie die väterlichen Gärten verlassen mußten, die so gar nicht mehr gastlich waren; aber im Sonnenschein weiter unten im Süden erholten sie sich wieder, sie sangen vor Freude, wenn sie den Wanderstab an einer neuen Stätte aufgepflanzt hatten und ihn Schößlinge treiben sahen. Hier war gut sein; hier würden sie bleiben. Und im nächsten Jahr überholte die Kälte sie auch hier, und sie mußten weiter. Dennoch waren sie zu gedankenlos, um des stufenweisen Rückgangs gewahr zu werden; sie lebten bloß für den Augenblick. Aber der Niedergang in ihrem Dasein drückte ihnen seinen Stempel auf, ohne daß sie es wußten, und machte sie erst arm und dann klein . . .

Dreng vermochte nicht, sich zu schicken. Sein Herz nährte sich von Trotz; er wuchs im Unglück. Und als das Urvolk zum Scheideweg zwischen dem Wald und der Kälte geführt ward, war er derjenige, der das Unmögliche erwählte. Er ward der erste Mensch.

Das verlorene Land

Die Nacht ist lang. Und Dreng sitzt sinnend am Feuer.

Wie er so wacht, ist er für die Kameraden Auge, Ohr und Seele in dem dunkeln, unendlichen Wald. Er ist der Mittelpunkt alles dessen, was sich

auf Meilen im Umkreis regt; den leisesten Laut hört er, mit jedem einzigsten Haar seines Körpers wittert er, kein Lufthauch entgeht seiner Aufmerksamkeit, kein Geruch zieht vorüber, ohne ihm eine Botschaft zu bringen. Seine Nase ist so fein, daß er, durchs Gras schreitend, den Maulwurf unter der Erde verfolgen kann bis zu der Stelle, wo er haust. Seine Augen funkeln in nimmermüder Aufmerksamkeit umher, und wenn er schläft, hat er auf jedem Augenlid einen fahlgelben Fleck, der seinem Antlitz ein brütendes, gefahrdrohendes Aussehen verleiht und alles Lebendige, was sich ihm nähern will, erzittern macht. Er ist schweigsam, denn in seinem Kopf brütet es unaufhörlich. Niemand weiß, was sich in seiner Seele regt; und er selbst weiß es auch nicht, eh der Blitz der Tat aus ihm springt. . . .

So ist er, und so zeigt ihn der Flammenschein, wie er da am Feuer sitzt — ein haariger junger Waldmensch, mit groben, massiven Augenbrauen, weitoffenen Nüstern und vorgeschobenen, brutalen Kinnladen. Die Herzgrube ist voller Haar, die langen Arme sind voll dichten Flaums, außer da, wo die starken Muskeln nackt durchgewachsen sind. Wenn er sein Werkzeug nicht in der Hand hat, um daran zu arbeiten, hält er es meist zwischen den Zähnen; und die Äste legt er ebenso oft mit einem von seinen Füßen ins Feuer, wie mit der Hand. In all diesen Zügen unterscheidet er sich nicht von den andern Waldmenschen, seinen Kameraden, die ums Feuer her liegen und schlafen; bloß daß diese vielleicht durchgehends schlanker, von weicherem Haarwuchs und geschmeidigerer Gestalt sind. Ihr wildes Äußere reiht sie den Tieren des Waldes ein, deren Anmut ihnen auch noch eigen ist. Sie schlafen — in der einen Hand die Keule, in der der andern eine halbverzehrte Frucht. Nur Dreng, der angefangen hat, für sie zu denken, nur Dreng ist hart geworden in seinen Zügen und unversöhnlich.

Drengs brutaler äußerer Erscheinung entsprechen der innerliche Grimm und die Energie, die Trauer über das, was war, die stufenweise angesammelten Erfahrungen, die ihn immer zornmütiger stimmen und schließlich zu einer Sprengung des ganzen Daseins führen müssen. Er hat nichts vergessen, sondern eins ans andere gefügt, und während er so dasitzt und sich mit dunkeln Ahnungen vom Untergang der Welt nährt, sammelt sich in seinem Blut eine Raserei an — zum Widerstand — zur Tat . . .

Er sieht ja, daß der Wald dem Tode verfallen ist. Zu Ende ist es mit dem ewigen Sommer. Die warmen Haine verschwinden und Regen und Sturm halten ihren Einzug in den Gebirgen Skandinaviens. Weiter gen Süden stehen noch Wälder von Palmen und Brotfruchtbäumen, und die Weintrauben liegen noch und reifen auf den Klippen, die sich auf blaue Sunde hinaus abdachen. Aber wie lange? Wenn sie heimkommen ins Lager, wo der Stamm wohnt, werden die jungen Männer, die jetzt hier am Feuer liegen und sich auf der einen Seite vor Hitze krümmen und auf der andern vor Kälte, die schweren, sonn-

getränkten Trauben in die Hände fassen wie Euter, und werden lachen und sich zurücktrinken zu Glückseligkeit. Aber das Jahr darauf wird Dreng die toten Weinstöcke an jenem selben Platz für seinen Scheiterhaufen brauchen können, und das Lager wird weitergezogen sein, und wie lang wird das so fortgehen? Der Wald ist todgeweiht; unwiderruflich, unabwendbar schreitet eine Macht von Norden daher und vernichtet ihn.

Dreng schaut sich nach den Bäumen draußen im Regen um. Sogar jetzt, zur Nachtzeit, sieht er all die Vernichtung, und was er nicht sieht, das weiß er, vom Tag her. Alle Palmen sind tot und stehen ohne Kronen, die abgestorbenen Stämme ragen in die Luft wie große, abgenagte Knochen. Die Farrnkrautbäume hängen schwarz und abgestorben, mit verfaulten, modrigen Spitzen, Mimosen und Akazien haben sich schon seit Jahren zusammengerollt und sind bis zur Unkenntlichkeit verregnet, alle immergrünen Bäume sind bis auf die Wurzel eingegangen und ragen mit bleichen, rindenlosen Zweigen gleich Skeletten in die Luft. Gewaltige Zedern und Gummibäume liegen umgestürzt, mit vom Regen entblößten Riesenwurzeln, die zwischen den Trümmern anderer, erstorbener Bäume aufragen. Alle Blumen und Sträucher hat der kalte Regen getötet. Der Waldboden ist ein Sumpf von Moder und großen, nackten Steinen. Bloß ein paar Nadelbäume scheinen widerstehen zu wollen; aber sie ducken sich, wachsen seitwärts und das Harz erstarrt in ihrer Rinde und wird weiß. Huh! tönt es durch den Wald.

Huh! Kalt seufzt es durch die geplünderten Wipfel der Bäume, und darüberhin stöhnt es im Dunkel wie hastig-atmende Flügelschläge. Es sind Schwärme von Wildvögeln, denen droben, nördlich vom Paß, die Beine im Wasser allzu kalt geworden sind, und die nun auffliegen und südwärts streichen. Sie verständigen sich gegenseitig hoch oben in der schwindelnden Nacht — in abgebrochenen, landflüchtigen Tönen — Wildgänse, Störche und Flamingos. Froh sind sie nicht. Dreng hört das schwindende Lebewohl und fühlt ihnen ihre Heimatlosigkeit nach.

Tief im Waldesinnern raschelt es auf dem jahrtausendalten Pfad, den das Wild sich über den Paß gebahnt hat. Dreng kennt ihn wohl; und er sitzt mit seinen allwissenden Sinnen und hört zu, wie es die ganze Nacht durch wandert und schleicht und schwer einherstapft und leise hintrippelt über den Paß, wo der Sturm immer stärker wird. Das sind die Tiere, die jede Nacht in großen Herden von den Wäldern im Norden der Berge hinab zu südlicheren Tälern ziehen. Dreng kennt sie an ihrem warmen Schweiß, er weiß alles von ihnen, obwohl er sie in der Nacht nicht sieht. Er hört sie, weiß ganz genau, wo sie ziehn . . .

Und während die Nacht verrinnt, defilieren lange Reihen von Dickhäutern, Urelefanten, Titanentieren, Nashörnern über den Paß, mit großen, aufmerk-

samen Ohren, voller Spannung, vibrierend, patschnaß, fastend . . . Manchmal rumpelt es einem der gewaltigen Tiere hohl in den Eingeweiden, wie ein Erdrutsch, oder der Elefant windet seinen Rüssel und hustet knarrend, daß es im tiefen Wald widerhallt. Der große Höhlenlöwe hat einen Schnupfen und niest kummervoll, und trocknet sich nachher mit der Pranke das Auge, während er weitergeht. Das Warzenschwein hat keine Luft im Rüssel, schnarcht schwermutsvoll und schlägt mit dem Schwanz ein Fragezeichen.

Nicht lang darnach trippelt es von feinen Hufen, — die scheuen Grasfresser des Waldes wandern auch aus, dazwischen der verstohlene Tritt der Raubtiere, die auch keine bleibende Statt mehr haben. Da trippeln Gazellen, so flüchtig und bleich von Farbe wie Mondflecken unterm Laub, zusammen mit buglahmen, stinkenden Hyänen; das wilde Pferd und das Okapi wandern, Paar um Paar, mit Tiger und Leopard; denn heute nacht sind die Tiere auf der Wanderschaft und haben jegliche Scheu voreinander vergessen. Der Nordwind saust mit seiner langen, kalten Geißel hinter ihnen her über den Paß; Schwärme verschwinden in der Senkung nach Süden zu, und neue Herden kommen von Norden her über den Paß. Die Giraffe schwenkt ihren langen Hals und fegt mit der gehörnten Stirn das welke Laub von den Zweigen, während sie stumm, mit geisterhaft feuchten Augen, mit den andern Schritt hält. Kleinere Tiere folgen dem Trupp in raschelnder Eile, das Stachelschwein, der Tapir, der Ameisenbär; alles, was da Beine hat, drängt südwärts.

Und hoch über dem Pfad durch die Bäume zieht ein Auswandererzug — die unsteten Affen, deren Bleibens nicht länger ist in diesen Gegenden. Wie ein plötzlicher Drang ist es über sie gekommen . . . sie müssen etwas tun . . . sie müssen überlegen . . . wie denn nicht? Keine Gelage von Kokosnüssen mehr; sie sind zu Ende. Keine lärmenden Volksversammlungen mehr in den Baumwipfeln, um zu entscheiden, welcher von ihnen ausgestoßen werden muß; alle sind sie ausgestoßen; der Wald geht dem Verfall entgegen. Sie wandern aus, sie bequemen sich wirklich dazu, obwohl sie verärgert knurren. Es paßt ihnen gar nicht, mit den Händen in die nassen Zweige zu greifen; mehrere weigern sich auch ganz entschieden, kommen aber doch, nachdem die andern gegangen sind, hinterdrein. Keiner von den Affen sieht sich auch nur einmal noch um. Nur wenige der auswandernden Tiere tun das.

Eins der großen Elefantentiere drehte sich um und blickte zurück nach den heimatlichen Wäldern; da vermochte es nicht weiter zu gehen; es wandte um und suchte den Weg über den Paß zurück. Das war das Mammut. Auch ein paar andere Tiere blieben, weil es ihnen besser paßte; aber es erwarteten sie keine guten Tage.

Überall im Wald raschelt es seltsam von aufbrechenden, zornigen Tieren. Tropfend vor Schlamm steigt das Flußpferd aus seinem See ans Land; es ist

ihm zu kühl geworden. Dreng hört, wie es die Luft aus seinem großen Bauch ausstößt und schnobernd durch das welke Unterholz zieht, auf der Suche nach wärmeren Wassern. Dreng hört mit einem seltsamen Schmerzgefühl, wie die wenigen Tiere, die zurückbleiben, sich im Wald sammeln; fort können sie nicht, aber sie sind voller Bangen, sie rufen einander mit veränderter Stimme, leiser, kleinmütiger als sonst. Das Renntier steht eine Weile ganz still unter einem Baum; es versteht den Wald nicht mehr und nicht sich selbst; ab und zu wedelt es mit den Ohren, schüttelt den Kopf, wechselt die Stellung mit leisem Knacken der Fesseln. Der Moschusochse — so recht als das große Schaf, das er ist, — ist ganz in der Stille verrückt geworden und befindet sich schon auf der Fahrt gradaus nach Norden, grade in entgegengesetzter Richtung von allen andern. Der Bär ist höchst verdrossen; aber ans Wandern hat er noch nicht gedacht. Er scharrt trockenes Laub zusammen zu einem Lager — er ist erkältet und will zu Bett. Er ist gar nicht bei Laune und schnaubt empört über dies Wetter, das gerade jetzt kommen muß, wo er mit seinen Bienen zu tun hat. Dafür wird er jetzt ein Nickerchen machen, bis die Sonne ihn wieder weckt, und wehe dem, der ihn etwa aus Versehen stört! Meister Petz ahnt nicht, daß es ein langer Schlaf sein wird, dem er entgegengeht. Dachs und Igel folgen seinem Beispiel und verkriechen sich in die Erde, in Erwartung besserer Zeiten.

Aber nicht alle Tiere sind so praktisch. Der ganze Wald ist voll von Geschöpfen, die weder jagen noch einen Unterschlupf suchen, sondern die bloß die ganze Nacht ratlos umherirren, weil die Kälte ihnen keine Ruhe läßt. Dreng hört, wie sie hin und her schleichen, Hirsche, Büffel und wilde Ziegen; sie stehen einen Augenblick still und sicher gegen den Wind, um sich zu orientieren; sie spitzen die Ohren, um etwa zu vernehmen, woher der böse Wind weht; dann lassen sie den Schwanz hängen und ducken sich, schleichen hin und her . . . Keins kommt dem Feuer nah; den Geruch kennen sie und wissen, daß das Scheinende, was von dort ausgeht, beißt und frißt — — schlimmer als irgend sonst etwas im Wald.

Nur einmal — um Mitternacht — bemerkt Dreng zwei funkelnde grüne Lichter nicht weit im Walddickicht und sieht das Funkeln zweier langer, entblößter Zähne: das ist die Säbelkatze, die da herankriecht, das entsetzliche Tier mit den Messern im Rachen . . . Aber warum fürchtet es sich nicht vor dem Feuer heut nacht? Weshalb wagt es sich so nah heran? Ein Schauer läuft über die Schläfer, sie fühlen die Bestie im Traum — ein paar ächzen gequält auf, und Dreng fühlt es schmerzhaft durch alle Adern flammen beim Näherkommen des furchtbaren Feindes. Aber die Säbelkatze entfernt sich wieder; einsam blinkt sie mit den hungrigen Augen und entfernt sich. Der Regen trieft ihr an den schlaffen, gestreiften Flanken nieder; ihr ist kalt; und vielleicht fühlt sie sich in ihrem Tigerherzen von einer Grausamkeit gepackt, die tödlicher ist noch

als die ihre. Dreng hört sie davonschleichen und im Wald umherstreifen, ohne Ziel, ohne Blutdurst, unschlüssig ... und er weiß, auch ihr ist das Urteil gesprochen ... auch sie ist ausgestoßen ... Das aber tat Dreng weh und erschreckte ihn. War es wirklich so weit gekommen, daß die Säbelkatze, die große Freundlose, die bisher dem Haß und Fluch aller Geschöpfe standgehalten hatte — daß die zum Feuer geschlichen kam — nicht um sich einen Menschen zur Abendmahlzeit zu holen, sondern bloß um ihre Schwermut preiszugeben und wieder zu gehen — ohne Fraß! Was denn sollte vor sich gehen in der Welt — was war denn heimlich beschlossen — wer war der Unermeßliche, der da von Norden kam und den Wald vernichtete und die Tiere vertrieb, was war das für eine mitleidlose Macht? War es ein Mann oder war es ein Wesen, das keiner zu sehen vermochte, ein mächtiger, böser Geist? Konnte man ihn denn nicht erschlagen, konnte man ihn nicht zwingen, sich zu stellen und den Kampf aufzunehmen? Konnte nicht ein Beil zur rechten Zeit seinem Siegeszug Einhalt gebieten?

Die Nacht ist lang. Weit in der Ferne heulen die Wölfe in traurigem Chor, und im hohlen Baum sitzt der Schuhu und stößt seine unheilverkündenden Klagelaute aus. Der eine Vogel jammert und der andere spottet, wieder andere zürnen; das Krokodil heult, den Rachen voller Fraß; die Hyäne windet sich vor schadenfrohem Lachen und ihr Hinterteil schnurrt ein vor unflätiger Lust; aber nicht eins der Tiere verfällt darauf, eine Herausforderung hinauszuheulen gegen den Räuber, den Massenmörder, der sie alle vernichtet; nirgends ein Racheschrei, ein bewußter Mordplan. Alle Geschöpfe fliehen, still, jedes für sich ... durch den Wald tönt ein einsames Wimmern von Raubgetier und wildem Viehzeug, das wehrlos der Kälte preisgegeben ist ...

Dreng schwor, sie zu rächen ...

Es war eine von den Nächten in der Übergangszeit, als das tropische Klima der Vorzeit Nordeuropas überging in die Eiszeit. Aber die Erinnerung an die Wärme blieb haften in der Seele der Menschheit, auch lang nachdem sie sich von ihrer nordischen Heimat über die Erde hin verbreitet hatte ... die unauslöschliche Sage vom Garten des Paradieses. Im Norden lebte die Menschheit ihre Kinderzeit, und die Erinnerung daran, die tiefe und schmerzliche, die ist das verlorene Land. Selbst die Tiere, die auf ihre eigene, blinde, instinktive, gebundene Weise träumen, bewahren in der Freimütigkeit, mit der sie sich gegenseitig auffressen, noch die Erinnerung an den entschwundenen Unschuldszustand ... damals ... eh die Kälte in die Welt kam ...

Der Winter

Und die Nacht verrann. Nach Mitternacht zeigte sich eine kurze Zeit lang der Vollmond am Himmel und verlieh den unermeßlichen Wolken, die das Weltall umlagerten, einen schwachen Schimmer von Licht; und als die

Wolken ihn wieder verschlungen hatten, ward es völlig dunkel, wie in einer unterirdischen Höhle. Der Regen nahm zu und fiel in alles ertränkenden Strömen über die Ruinen des Urwalds. Wie ein schräg herabrauschender Wasserfall stürzte es vom Himmel zur Erde nieder, der Regen schoß in ununterbrochenen Meeren herab, die die Erde bis in ihre Grundfesten aufwühlten . . .

Dreng hörte, wie sich das Wasser oben auf dem Gebirg ansammelte und sich über Klippen und Bäume herabwälzte, mit glockentiefen Abgründen, wie es in oder aus Höhlen brach, mit dunkelm Krachen von Bergrutschen und stürzenden Bäumen. Kein Laut von den flüchtenden Tieren in ihrer Not war mehr zu hören . . .

Es war, als ob der Himmel, der die Erde, soweit Menschen und Tiere zu blicken vermochten, mit unablässigen tödlichen Regenschauern gegeißelt hatte — dichter und dichter, bis es schien, als wolle ein ewiges Dunkel eintreten — sich jetzt zu einer letzten, vernichtenden Überschwemmung sammelte, die die ganze Erde zu verschlingen drohte. Die abgestorbenen Palmstämme krachten gegeneinander und brachen haufenweise unter dem brausenden Druck des Wassers im Wald zusammen. Ganze Inseln hingestürzten Waldes, mit nacktgeschwemmten Wurzeln schwammen von den Bergen nieder. Der Himmel brüllte vor Regen.

Und wie kalt der Regen war! Ein eisiger Schauer drang unter die schützende Felswand, ein Schauer, den das Feuer, das auf die stetig niederströmende Regenmauer hinausleuchtete, nicht zu vertreiben vermochte. Die schlafenden Menschen krochen enger zusammen und erzitterten, von Träumen geängstet; ein paar wachten auf und blickten murmelnd hinaus nach den schwarzen Regenströmen, die wie ein Wall um sie standen; aber sie waren machtlos und vermochten sich nicht lange Zeit Gedanken über irgend etwas zu machen. Sie legten sich wieder nieder, die Arme über dem Kopf, seufzten tief auf und schliefen weiter, halb leblos vor Kälte. Es war eine lange Nacht.

Dreng schürte das Feuer und sah hinaus in den Regen mit Augen, die immer feindseliger unter den knochigen Brauen glitzerten. Sein Herz verhärtete sich; er wies dem Unwetter die Zähne. Da sich sonst nichts tun ließ, rüttelte er sich zurecht und machte sich daran, die letzte Hand an sein neues Flintbeil zu legen.

Eine Stunde vor Tagesanbruch ließ der Regen nach und hörte endlich ganz auf. Es ward so still in der Luft, daß man das Wasser meilenweit von den Bergen brausen und gurgelnd in den Sumpf der vernichteten Wälder sickern hörte. Alle Tiere schwiegen. Die Menschen unter der Felswand versanken in Betäubung und schliefen schwer, ohne das kleinste Zeichen von Träumen. Zwischen den treibenden, halb und ganz umgestürzten Baumstämmen begann es schwach zu dämmern; in bleicher, leerer Färbung trat der Himmel aus der Nacht. Es war windstill und sehr kalt, die Luft war erfüllt vom frischen Geruch

der Erde, die der Regen aufgerissen hatte. Es war, als läge das Weltall nackt und frierend da und erwarte das letzte Gericht . . .

Kurz vor Sonnenaufgang ging das Morgengrauen in einem neuen Zug blauschwarzer, schwellender Wolken unter, die sich im Flug vermehrten und über den ganzen Himmel ausbreiteten. Es ward krankhaft düster und eine kurze Zeit lang ganz stumm in der Natur, und Dreng beobachtete in qualvoller Erwartung diese neuen Wolken, die schwärzer waren und unheilschwangerer als alles, was er bisher gesehen hatte.

Und plötzlich blitzte es aus diesem immer mehr sich verfinsternden Schlund, blitzte mit einer kalten, blauen, das Weltall umfassenden Flamme, in deren Licht die Wolken einen Augenblick lang weiß wie Feuer bis zum Gipfel des Himmels standen, ungeheure Welten von Zinnen und weißen Abgründen in der Höhe; unmittelbar auf den Blitz folgte der Donnerschlag wie ein kurzer, zerreißender Stoß, und gleichzeitig öffneten sich die Wolken und stürzten sich in schwindelndem Fall auf die Erde. Aber es war nicht mehr Wasser, was da kam, es waren weiße, peitschende Dinge, — Hagel, der mit Eiskörnern gegen die Erde stürmte. In einer dichten, heulenden, pfeifenden Salve fegte der Schauer über die aufgeweichte Erde hin.

Der Donner schreckte alles Lebende. Im Wald klang ein vielstimmiges, ersticktes Jammern. Tiere, die in den überschwemmten Tälern lang mit dem Wasser gekämpft hatten, Hirsche, Tiger, alles durcheinander, hoben sich in einem letzten Krampf aus den Wellen dem blauen Blitz entgegen, und ihre Augen brachen, noch eh sie sanken, um nie wieder emporzutauchen. Fern, fern weckte das Einhorn das meilenweite Echo in einer Schlucht mit dem Notschrei seines Herzens, und eine Weile darauf trompetete es noch weiter fort, aber noch wilder. Es war rasend geworden und tobte besinnungslos durch ferne Wälder . . .

Alle Schläfer unter dem Felsvorsprung fuhren aus dem Schlaf auf und warfen sich wie Ein Mann vor dem Donner aufs Gesicht, riefen ihn an, winselten, flennten, schlugen auf die Erde und flehten verzweifelt um ihr Leben. Aber nachdem sie eine Weile geweint und sich im Staub gewälzt hatten, und nichts weiter kam nach dem einen Schlag, gaben sie sich zufrieden und krochen näher ans Feuer, starrten mit ihren armen, blöden, noch tränennassen Augen in die Flammen und fühlten sich von Dankbarkeit durchbebt für das gnadenvolle Feuer, an dem ihnen vergönnt war, sich zu wärmen; sie streckten die Hände drüber aus und bewegten unwillkürlich die Lippen, als ob sie äßen, so behaglich war ihnen zumut. Und immer wieder nickten sie voll tiefen Danks: ach ja, das Feuer, das war ihr Herr und einziger Freund. Darauf kratzten sie sich eifrig, bissen ein Stück von dem Apfel ab, mit dem in der Hand sie eingeschlafen waren, zankten sich ein bißchen, kurz — sie waren wieder einmal glücklich der Vernichtung entgangen. Für das Weiße, was da draußen gefallen war, hatten sie

nur flüchtige Blicke übrig; nun ja — — häßlich sah es ja aus; aber beim Feuer wars gut, und jetzt gleich brauchte man ja nicht dort hinaus. Die Wärme betäubte sie bald. Tag war es noch nicht — sie gähnten und schüttelten sich — —, einer um den andern fielen sie zurück, krochen in das Lager, rüttelten sich zurecht an dem Platz, den sie trocken gelegen hatten, und bald schlief die ganze Gesellschaft wieder.

Nach dem Hagelschauer kam die Sonne. Die weißen Körner verschwanden rasch von der Erde in einem Dampf, der vom Boden aufstieg und sich unter den Strahlen der Sonne verzog. Eine kurze Zeit lang leuchtete heller Sonnenschein über den jämmerlich überschwemmten Wäldern, als wollte die Sonne sich das Werk der Zerstörung betrachten; aber bald zog ein unheimlicher Nebel sich über der Erde zusammen und in der Morgenstille, die jetzt folgte, begann es in dem nassen Wald seltsam zu knarren und zu zittern . . .

Irgend etwas geschah — etwas Stilles, Schleichendes, das man bisher noch nicht gekannt hatte. Ringsumher draußen lag die Allnatur in lautloser Pause, während derer die Erde sich einem neuen, schmerzvollen Wunder ergab . . . Die Kälte war das einzige, was Macht zu haben schien in der Welt . . .

Jetzt vermochte Dreng sich nicht länger ruhig zu verhalten. Der Grimm, der sich seit Monaten während des unbarmherzigen Regens in ihm angesammelt hatte, lief über; er fühlte, das, was jetzt da draußen im Wald geschah, das war der letzte, tödliche, heimtückische Überfall; und jetzt sollte diesem Vernichter ein Ziel gesetzt sein! Jetzt wollte er ausziehen und ihn finden, wer er auch war, der da die Menschen aus ihren Wohnstätten trieb, die Tiere erwürgte und die Erde zerstörte; jetzt würde man ihn zwingen, sich zu zeigen!

Dreng nahm den alten, schlechten Feuersteinscherben vom Schaft und schnürte die neue, scharfe Klinge an, die er sich zurechtgehauen hatte. Dann schob er seinen Scheiterhaufen zusammen, deckte das Feuer gut zu und legte Holz auf, damit es lang brennen konnte; und jetzt war er fertig. Mit einem weichen Blick sah er auf die Brüder, die da ringsum lagen und im Schlaf leise fröstelten, die Gliedmaßen dicht an den Körper gezogen, sogar die Zehen zusammengekrümmt vor Kälte. Er fühlte, wie sehr er zu ihnen gehörte, wie gerade ihre Verantwortungslosigkeit, ihr gedankenloser, leichter Sinn ihn dazu trieb, als ihrer aller Beschützer auszuziehen. Sie *sollten* nicht frieren, sie *sollten* nicht umkommen. Dreng machte mit der Axt ein Zeichen auf seine Brust, wie um sich für sein Geschick zu weihen; dann schlich er sich unter der Felswand vor und begab sich allein hinaus ins Freie.

Es war schneidend kalt im Wald. Wie ein scharfes, unsichtbares Gift hing es in der Morgenluft. Dreng verlor die Besinnung; er fing an zu rennen, sprang lange blindlings durch den unwegsamen Wald, arbeitete sich über und unter den umgestürzten Bäumen durch. Am Boden des Walds stand eiskalter

Schlamm, der ihm die Beine verbrannte, so oft er darein versank, und zum Überfluß lagen da auch noch kalte, schneidende Dinger, lange, durchsichtige Messer und Scherben von Eis. Wie von einer Natter gebissen sprang er in die Luft und war eine Zeitlang ganz außer sich — stürmte einfach weiter — das Beil in der Hand — ohne überhaupt zu denken, wohin. Instinktiv wandte er sich aufwärts, den Berghang empor, um in Sicherheit dorthin zu gelangen, wo das Wasser weniger tief stand und ein freierer Ausblick war.

Droben auf dem Berg gewann er sein Gleichgewicht wieder und begann, ruhiger weiterzugehen, — zwar noch erschrocken und ganz außer Atem, aber immerhin — er sah, sah wieder, was er vor sich hatte. Hoch auf einer Terrasse des Bergs öffnete sich der Wald zu einer Fläche, und mit der Furcht des Waldmenschen vor Lichtungen duckte er sich schon lang vorher und näherte sich derselben zuletzt auf allen Vieren. Es war, als erwarte er, hier den Feind zu treffen, den schleichenden Geist der Kälte.

Behutsam teilte er einen Strauch am Rand der Lichtung mit beiden Händen und spähte auf die Ebene hinaus. Nichts Lebendes war zu sehen. Das Gras, das der Regen durchfurcht und aufgerissen hatte, war erstarrt, die umgewälzten Bäume drüben auf der andern Seite schwammen weiß im Nebel. Totenstille. Der Busch, in dem er saß, war wie behaart, überall, an all seinen abgestorbenen Zweigen, mit durchsichtigen Scherben bedeckt; ein paar davon fielen ihm auf die Hände und schnitten ihm kalt in die Haut, bis sie zu Tropfen zerflossen. Er leckte daran und merkte, daß es frisches Wasser war mit einem Geschmack von Luft, aus der es stammte — erstarrter Regen, der sich in der Wärme auflöste und wieder zu Wasser ward. Die Wipfel der umgestürzten Bäume ringsum waren weiß und wie behaart vom kalten Stoff, als trügen sie eine Art merkwürdiger Blüten. Ab und zu strich ein Schauer durch die stillen Bäume, und der Reif stäubte zur Erde mit tausend kleinen, klingenden Tönen; es sang ganz fein und schmerzvoll durch den Wald, als ob Allerde im Schlaf ächze . . .

Dreng witterte mit weitgeöffneten Nüstern und sog die schneidende Frostluft ein, die seinen Geruchsinn aufs äußerste schärfte, aber keinerlei Botschaft brachte. Weder von Pflanzen, noch von Tieren. Dafür hatte er ein stärkeres Empfinden seines Selbst, seines Bluts und seines Atems; die klingende Reinheit und Süße der Luft machte ihn lebendiger, er schnaubte, er schüttelte sich aus vollen Kräften, daß der Reif des Gebüschs über seinen Körper rieselte. Er schaute sich herausfordernd um — wo war das mörderische Wesen, nach dem er ausgezogen war? Wie konnte er ihm beikommen? Still!

Es schnatterte fern über dem Wald. Dreng duckte sich. Einen Augenblick darauf sah er zwei Wildenten, die sich in vollem Flug auf einen kleinen See herunterwarfen, der dicht neben der Lichtung lag, einen Teich, den die Überschwemmungsnacht gebildet hatte, und der im Dunst ganz blank dalag, mit

steinigen Ufern. Die Enten flogen, als sie den Teich fast erreicht hatten, ohne die Schwingen zu regen, und ließen die Beine darauf nieder — — und im selben Augenblick sah Dreng sie ein ganzes Stück über den Spiegel hingleiten, erst auf den gespreizten Füßen, und dann, als sie das Gleichgewicht verloren hatten, auf dem Schwanz. Sie fanden das Wasser nicht! Endlich kamen sie wieder auf die Beine und watschelten über den Teich, glitten aus, fielen schwerfällig auf die Seite, richteten sich wieder auf und blieben dumm verwundert stehen, machten verlegen Kehrt und guckten sich mit den kleinen Augen, die hoch oben am Kopf saßen, um. Der Teich war gefroren, mit einem Spiegel von Eis überdeckt! Dreng zog verständnisvoll die Luft ein . . . Freilich! Er ging hinüber und blickte durch das klare Eis hinunter ins Wasser, das totenstill über dem Schutt und Kies des Grundes lag; er betastete das Eis mit seinen nackten Füßen und hörte, wie es mit sprödem Knirschen sprang: es trug ihn noch nicht. Er wanderte weiter durch das bereifte Gras, das ihn in die Füße schnitt — quer über die Lichtung — um noch höher hinaufzusteigen auf den Berg. Wo kein Gras wuchs, lag die nackte Erde so hart wie Stein und ließ eine Stimme hören — erklang mit erdigem Laut unter seinen Füßen. Es war der erste Winter.

Dreng kletterte über den Nebel weg, höher auf den Berg, wo die Sonne noch herrschte und die Erde nicht gefroren war. Der Wald hörte auf und machte für Strauchwerk und Heide Platz. Schließlich wuchs nur noch Moos auf den wilden Felsen. Endlich erreichte Dreng die höchste Spitze, stand in der Sonnenwärme und blickte hinab ins Tal, wo der Frostnebel lag wie ein tiefes, weißes Meer. Die Sonne, die mittlerweile hochgestiegen war, löste ganze Wolken von Nebel da drunten und trieb sie hinaus in die Luft, bis sie hinschwanden und zergingen. Die Wirbelwinde, die droben im Sonnenschein unter dem blauen Himmel übermütig geworden waren, schlugen den Nebel nieder, rissen tiefe Rinnen hinein, und durch die Rinnen sah Dreng hinunter in die Tiefe des Tals, wo die entwurzelten Bäume gleich Stoppeln durcheinanderlagen und ganze Herden ertrunkener Tiere wie Fliegen in den hochgeschwellten, eisigen Morasten schwammen.

Der Verbannte

Dreng fand an diesem Tag seinen großen Feind nicht. Er war noch nicht hoch genug. Nachdem er eine Weile vom Gipfel des Berges aus Umschau gehalten hatte, merkte er, daß er bloß hier herauf gekommen war, um einen Ausblick auf fernere Berge zu gewinnen.

Weit im Norden erhob sich das eine Gebirg hinter dem andern, ganze Heerscharen von Bergen, die sich von allen vier Enden des Himmels herabsenkten und zusammenschlossen, den Gipfel der Welt zu tragen; und über ihnen ragte

in den Himmel hinein eine Region schwindelnder, weißer Zinnen, daß man nicht wußte, waren das Wolken, was man da sah, oder eine neue, unfaßbare Welt? Kamen Frost und Nordwind von dort? Ah . . . da war es ein langes Verfolgen — da war es schwer, zu dem Gewaltigen zu gelangen, der die Kälte hinab in die Täler sandte! Hoch war sein Sitz; und wer weiß, ob er nicht zu mächtig war für einen Menschen?

Dreng begann zu zweifeln. Lange stand er in allerhand Erwägungen versunken. Er wußte nicht, wie lang. Die Mittagssonne verstreute den letzten Rest Nebel im Thal, und enthüllte es in seiner ganzen Ausdehnung. Wie tief es war, wie schwindelnd tief auf allen Seiten! Dreng bemerkte plötzlich einen Punkt hoch oben im Blau, ungeheuer hoch, ein schwarzes Flöckchen, das in weitem Kreis da oben schwebte, sich hob und senkte. Es war ein Geier. Er ward rasch größer, und als er grade über dem Abgrund stand, legte er die Schwingen dicht an den Rumpf und ließ sich wie ein Stein durch die Luft fallen, ward kleiner und kleiner, bis er schließlich wieder wie eine Flocke tief unten verschwand, wo die Sonne blendend in das nasse Tal schien. Oben sauste es leise, wie von einem schwachen Windhauch; aber von drunten kam kein Laut.

Vom Berggipfel aus erschienen die Verheerungen des Regens drunten in den Tälern bloß wie Löcher und Risse im Waldteppich. Es sah aus, als ob sich ein Finger damit amüsiert hätte, das Erdreich drunten zu beschreiben. Die Sonne lächelte über der Sintflut. Die Wolken tauchten auf und verschwanden. Wer war Dreng? Ob einer von den Gewaltigen, die hier oben, hoch über den andern, thronten, auch nur ahnte, daß er existierte? Ob überhaupt wirklich einer da war, der es auf ihn und seinen Stamm abgesehen hatte?

Wolken zogen über den Himmel, groß, wie ganze Landschaften; sie zogen von Berg zu Berg, sie veränderten unterwegs ihre Gestalt; und tief unten auf der Erde wanderten ihre Schatten und wechselten mit ihnen . . . Eine einzige weiße Wolke, am Himmel nicht größer als eine Hand, verdunkelte drunten das ganze Tal. Die Erde verdüsterte sich oder lächelte, je nachdem die schimmernden Wolken die Welt durchzogen . . .

Ob die Wolken die Menschen kannten? Sie wanderten über die Berge — auf schwindelnden Pfaden — und spielten mit der Sonne — — Aber die Menschen waren ihnen zu klein. Sie glänzten in erhabenem Un-Wissen — sie kannten nicht Dreng mit dem Rächerbeil, Dreng den Großen, der ausgezogen war, das Weltall auszurotten . . .

Dreng schämte sich vor dem lächelnden Antlitz des Himmels; wie ein Wurm kroch er unter einen Stein und ließ sich nicht mehr blicken.

Als er später, sehr ernüchtert, wieder hervorkam, hatte der Himmel sich vor der Sonne verschlossen. Die fernen Zinnen waren unsichtbar; die Wolken waren grau und hingen tief, setzten sich an der Spitze des nächsten Berges fest und

rollten an seinen Flanken nieder. Das Tal unter Dreng lag in dickem Nebel begraben. Er machte sich an den Abstieg und war noch nicht weit gekommen, als schon der Nebel, der sich als ein strömender Regen entpuppte, über ihm zusammenschlug.

Als Dreng sich der Talsohle wieder näherte, ging es schon stark gegen Abend. Eine plötzliche Angst überfiel ihn beim Gedanken an die Genossen, und er eilte vorwärts, daß der kalte Regen ihm von den Schulterblättern dampfte. Als er den Felsen erblickte, wo er am Morgen die andern verlassen hatte, war er sehr erstaunt, keinen Rauch zu sehen, und blieb stehen. Ein schrecklicher Gedanke bemächtigte sich seiner. Er schnappte nach Luft und stürmte mit Riesenschritten hin unter den Felsen. Sie waren fort! Das Feuer war erloschen.

Ja, es war öde und kalt unter dem Felsenvorsprung. Die Brüder hatten die Stätte verlassen. In einem einzigen Blick sah Dreng, daß der Holzstoß unberührt war, so wie er ihn am Morgen verlassen hatte; aber erloschen. Sie mußten lang geschlafen haben . . . und das Feuer war ausgegangen. Das Holz war feucht und hatte sich nicht so rasch entzündet, wie er ausgerechnet hatte, und vielleicht hatte der Wind sich gedreht und den Regen unter den Felsen hereingepeitscht. Jedenfalls — das Feuer war erloschen. Und die Ärmsten waren am Morgen aufgewacht und hatten den Holzstoß kalt gefunden und hatten gesehen, daß er fort war! Und sie waren aufgebrochen und hatten sich auf den Heimweg gemacht — natürlich in der tiefsten Verzweiflung! Das Feuer war erloschen! Und da stand nun Dreng, ganz allein. Sie waren alle fort, und er war allein in dem wilden, überschwemmten Wald!

Hastig bückte er sich und fand auch wirklich ihre Spur in dem aufgeweichten Boden. Er kannte sie, jeden einzelnen, schnüffelte mit der Nase auf der Erde und weinte vor Kummer über das, was geschehen war und vor Entsetzen darüber, daß sie ihn verlassen hatten! Die Spur war leicht zu verfolgen, und er setzte sofort hinter den Kameraden her, lief in langen Sprüngen durch den Wald. Dunkelheit sank. Er wandte den Kopf von einer Seite zur andern, weinte und fletschte die Zähne, während er, von Schrecken gepackt, dahinstürmte. Wenn er sie nicht einholte! Wenn sie tot waren! Er kam an Stellen vorüber, wo er sah, sie waren unschlüssig gewesen — hatten sich zu einem Haufen gesammelt, bis sie einen Umweg um das Überschwemmungsgebiet fanden. Er stieß auf ein paar armselige Proviantbündel, die sie weggeworfen hatten, um leichter weiterzukommen, und er blieb einen Augenblick lang stehen, um ob ihrer Not und dem Unglück, das geschehen war, laut aufzuweinen. Aber das Dunkel und die schauerliche Einsamkeit des Waldes jagten ihn weiter. Er sah an den frischen Spuren, daß sie nun nicht mehr weit sein konnten, und der kalte Schweiß auf seinem Körper wandelte sich in stechende Hitze. Er lachte und weinte in einem Atem, während er weiter rannte.

Und endlich holte er sie ein, in einer Höhle, wo sie Rast gemacht hatten und im Dunkel aneinandergedrängt saßen und jammerten. Schon von ferne hörte er sie. Ihre Notrufe waren in eintönige Klagen übergegangen, die sie so lang im Chor wiederholten, daß sie wie eine Art müden, jämmerlichen Singsangs klangen, dessen Text dahin lautete, daß das Feuer erloschen sei und daß sie weit, weit nach Hause hätten. Dreng blieb stehen und rief; sang ihnen zu aus ganzem Herzen: da war er! Er nahte sich ihnen mit seinem letzten Atem, halbtot vor Anstrengung, schluchzend vor Freude.

Aber als er ihnen nah genug war, erhoben sie sich und wandten sich gegen ihn mit wütendem Geschrei. Sie kamen aus der Höhle hervor und empfingen ihn in geschlossener Gruppe, mit zornigen Scheltworten und Drohungen. Er sah ihre Augen, deren Weiß durch die Dämmerung blinkte, er sah die Steine in ihren behaarten Händen — Keulen schwenkten sie gegen ihn, wie gegen ein wildes Tier! So hatte Dreng den Haufen sich erheben und angehen sehen gegen einen Wolf oder einen Tiger, der dem Lager zu nah kam; aber damals war er freilich einer vom Haufen, war einer der ersten gewesen, die da tobten und drohten. Jetzt stand er außerhalb . . .

Es war beinah dunkel, und der kalte Regen peitschte hernieder auf das Häuflein, das immer erregter ward, und auf den einen, der im tiefsten Elend draußen stand . . .

Aber . . . . ich bins ja doch! rief er mit gebrochener Stimme und rückte seinen ganzen Körper noch ein bißchen näher ins Licht, damit sie ihn erkennen sollten. Freilich ja . . . eben . . . er war's!

Steine flogen ihm um die Ohren. Ein großer Stein traf ihn mitten auf die Brust, daß es hohl im Rücken widerhallte. Da verstummte er und wich zurück. So richtig weh tat es nicht; denn er hatte ja wirklich, wie sie auch sagten, das Feuer ausgehen lassen! Aber wer von ihnen mocht' es nur sein, der einen so großen Stein nach ihm warf? Er überlegte ein bißchen, wollte nicht so recht begreifen, daß sie ihn forthaben wollten. Aber wirklich . . . sie wollten es! Sie rafften immer mehr Steine auf und schleuderten sie nach ihm . . . und als er nicht wich, obwohl es schwierig war, sich so im Halbdunkel gegen so viele Steinwürfe zu wehren, begann der Haufe sich in Bewegung zu setzen — — ihm entgegen — heulend vor Raserei . . . Einer der Vornehmsten ging an der Spitze und sammelte den ganzen Chor zu einem Fluch gegen den Feuerlöscher, den Verräter. Den Verräter! Und das war Gjuk, Drengs liebster Freund.

Was —? dachte Dreng, und sein ganzer Körper erstarrte . . . was war das, was Gjuk sagte? Wie war es möglich, daß er sich an die Spitze des Haufens stellen, daß er der erste sein konnte, der ihm fluchte? War das wirklich Gjuk, der da kam . . . mit verzerrten Zügen . . . dessen Fleisch sich vor Grimm empörte? War das der weiche Gjuk, der da schäumend, mit aufgehobenen, zittern-

den Händen ihm näher und näher auf den Leib rückte, während die andern im Chor hinter ihm dreinkläfften?

Dreng wich nicht. Aber er fing an, schwer zu atmen, schnob ein paarmal gewaltsam und verlor seine Selbstbeherrschung. Immer noch hoffte er auf eine Versöhnung. Er wollte erklären, versuchte, etwas zu sagen, und da sie ihn bloß überschrien, überlegte er in seinem Sinn, ob sie denn eigentlich wirklich Recht hätten? War er ein Verräter? Hatte er nicht gerade ihre Rettung wollen . . . in einem weiteren Sinn, als sie's verstanden? Konnte denn nicht einmal Gjuk das verstehen? Ein Stein traf Dreng. Und jetzt ward er wütend. Das Blut schoß ihm in die Augen. Er erbebte, öffnete die Lippen und stieß einen leisen Laut aus. Dann bewegte er sich auf seltsam luftige Art — — — hob die Füße von der Erde und reckte sie, als hätten seine Glieder gar kein Gewicht mehr — als wär' er ein Stummer, wie der Haufe, der ihn bedrohte, wie die Tiere, die ihm fluchten, ohne ihn anhören zu wollen . . Sie alle hatten ihre Grenzen. Nur er hatte keine . . .

Und als Gjuk ihm näher kam, unter immer sinnloseren Verwünschungen, machte Dreng rasch einen Schritt ihm entgegen und spaltete sein Haupt, daß das Steinbeil bei den Backzähnen herausdrang. Dann atmete er . . . abgekühlt . . . tief auf und wich zur Seite vor dem Blutstrahl, der dem Freund aus dem Mund schoß. Keiner hätte es geglaubt! Dreng hatte das Unmögliche vollbracht.

Gjuk war sofort tot. Und während die andern, vor Schreck gelähmt, bei seiner Leiche standen, wandte Dreng sich um und ging zurück in den überschwemmten Wald.

Am Tag drauf saß er neben dem niedergebrannten Holzstoß. Er war noch ganz, wie er ihn verlassen hatte. Die kalte Asche bewahrte noch die Form des Holzes, war aber zu nichts zerschrumpft. Dreng stöberte die Asche auf in einem letzten Hoffen, in der Tiefe noch einen Funken zu entdecken; mit weitoffenem Rachen witterte er über dem Scheiterhaufen nach einem noch so schwachen Geruch von Glut . . . einem einzigsten kleinen Feuerstrählchen, das er hegen könnte und nähren. Aber kein Leben war mehr in dem eisigen Haufen von erstarrten Baumstümpfen und Asche, der schon Erde zu Erde geworden war. Das Feuer war und blieb erloschen.

Dreng hatte die Nacht in einem Baum verbracht . . . in einem halb bewußtlosen Zustand von Trotz und Kälte . . . nicht weit von der Höhle, wo die Kameraden genächtigt, sich gegenseitig umklammert und die ganze Nacht durch gejammert hatten. Wieder und wieder kehrte in ihren Klagen Gjuks Name zurück, und mit jedem Mal ward Drengs Schmerz neu und seine Seele härter geschmiedet . . . Es regnete in alles ertränkenden Strömen, wie in der Nacht vorher, und gegen Morgen begann es wieder zu hageln und zu gefrieren. Da hörte Dreng die

Kameraden aus der Höhle aufbrechen und durch die Bäume gen Süden ziehen, bis ihr Klagesang sich fern, fern in den überschwemmten Wäldern verlor. Sie zogen heim — mit bitterer Kunde — obdachlos und ohne Feuer im winterlichen Wetter …

Aber sie waren doch immerhin auf dem Heimweg, brauchten bloß noch ein paar schutzlose Nächte auszuhalten, dann konnten sie — das wußte Dreng — wieder im Lager daheim sein bei Weibern und Kindern, in dem warmen Tal, wo das alte, heilige Feuer des Stammes brannte. Dort würde man sie mit Freuden aufnehmen und wärmen und alles würde bald vergessen sein, bloß nicht der Feuerauslöscher und Mörder Dreng. Um ihn würden sich Sagen weben, die gen Himmel schrien, und der Gedanke, daß er einsam einem jammervollen Tod in der Wildnis entgegenging, würde dem ganzen Stamm das Mahl würzen …

Dreng verließ das erstorbene Feuer unter dem Felsvorsprung. Er war nun heimatlos, irrte ein paar Tage im Wald umher, wußte nicht, wo er war, schlich in den kalten Morästen herum und achtete nicht darauf, ob es Nacht war oder Tag. Die Augen erloschen und sanken ihm ein. Ab und zu riß er vom Kadaver eines der ertrunkenen Tiere eine Handvoll Fleisch und verschlang es; Hunger litt er nicht. Aber die Kälte und die Einsamkeit im Wald drückten ihn zu Boden wie eine übermäßig schwere Last.

Dann, eines Tages, kommt es ihm vor, als wird es besser. Es ist warm, wo er geht. Ohne es zu wissen, hat er den Weg gen Süden eingeschlagen und ist in die Nähe des Tals gelangt, wo seine Brüder wohnen. Unter heftigem, inneren Kampf nähert er sich dem Lager — er will nicht, aber er kann nicht widerstehen. Er geht ganz lautlos, vernimmt die eigenen Schritte nicht. Jetzt sieht er da und dort Spuren von ihnen; das Lager kann nicht mehr weit sein. Und da steht etwas mitten in der Lichtung, von wo aus der wohlbekannte Pfad zu den Hütten hinabführt. Er hebt die Augen auf und sieht was es ist: Es ist Gjuks zerspaltner Schädel, den sie an einer Stange aufgerichtet haben. Und daneben haben sie eine andere errichtet mit dem daranhängenden Kadaver eines Wolfs. Für ihn haben sie das errichtet, für den Fall, daß er sich in die Nähe wagen sollte. Hier ist das Grenzmal. Diesen Anblick haben sie für ihn bestimmt, falls er kommen und seine verfluchten Augen nach der Heimat wenden sollte . . .

Dreng richtete sich mühsam auf und ging.

Er wanderte zurück, nordwärts, hinauf in die kalten, ausgestorbenen Wälder — nackt und ganz allein.

Das ewige Feuer

Es schneite. Dreng war auf dem Weg zum heiligen Berg. Die großen, nassen Schneeflocken tauten auf Drengs haarigem Rücken; er achtete es nicht. Im Anfang hatte er geglaubt, es sei der Himmel, der da in Fetzen her-

unterfiel; aber bald war er klüger geworden: es war bloß Regen, Regen einer anderen, noch kälteren Art. Dreng wollte auf den Gipfel des Feuerbergs, von dem sein Stammvater vor vielen Menschenaltern seinen Brüdern das Feuer heruntergeholt hatte. In der Hand hielt Dreng sein Beil; er war ein Rasender; er fürchtete überhaupt nichts mehr nach all den Nächten der Einsamkeit und des Dunkels, die er in dem vereisenden Wald verbracht hatte. Feuer mußte er haben, im Guten oder im Bösen. Und Dreng dampfte durch das Schneewetter und stieg aufwärts, ohne sich auch nur einmal umzublicken.

Der Berg lag weit im Norden, jenseits von mehreren Tälern, in denen Drengs Stamm gewohnt hatte, ehe die Kälte sie nach und nach vertrieb. Aber Dreng kannte den Weg. Seine ganze Kindheit hindurch war er gewöhnt gewesen, allabendlich zur Laubhütte hinauszuspähen und den roten Feuerschlund hoch dort droben Rauch gegen den Himmel ausatmen zu sehen. Er hatte auf die Sage gelauscht, wie das Feuer dereinst vom Berg herniedergestiegen war gleich einem langen, glühenden Arm und den Wald auf Meilen im Umkreis verzehrt hatte; und wie das eine Schreckenszeit gewesen war für den Stamm, der sich hatte flüchten und in Mooren und Wasserlöchern verbergen müssen, bis der da droben wieder gut war. Aber in den letzten traurigen Zeiten, als die Leute weiter und weiter nach Süden ziehen mußten, hatte man den Berg aus dem Gesicht verloren, und Dreng wußte nicht recht, in was für einer Laune er jetzt gerade war. Er hatte aus der Entfernung den Gipfel vor Wolken nicht sehen können.

Aber schon, als er ein Stück weit den Fuß des Berges hinangekommen war, ward er von bangen Ahnungen ergriffen. Der Berg, dem man sonst vor Feuerblitzen und Steinregen nicht nah kommen konnte, war seltsam still. Ob er wohl schlief? Er redete auch nicht mit einem einzigen Donnerschlag, öffnete sich weder zu Feuerströmen noch zu flammenden Abgründen — lag ganz ruhig — schüttelte sich nicht, rollte keine heißen Steine nieder, war kalt und still. Vielleicht war es ein Hinterhalt; und Dreng ging ohne besondere Lust weiter; andererseits freilich war es ja für das, was er suchte, besser, wenn der Berg nicht grimmig war...

Dreng war längst an der Grenze vorüber, wo der Wald und alles Wachstum aufhörte; er ging jetzt über ein schroff ansteigendes Feld von seltsam verzerrten, erstarrten Steinen, die noch alle die Spur des Feuers an sich trugen, aber kalt waren und durchtränkt von Eiswasser. Sie glichen toten Ungeheuren, und Dreng fing an, sich niedergeschlagen zu fühlen; eine Ahnung der Wahrheit stieg in ihm auf... Spät am Nachmittag erreichte er den Gipfel. Das letzte, steile Stück Wegs führte durch schwarze, rauhe Asche, die ihm die Füße wund schnitt, dazwischen gelbe und blaue übelriechende Blöcke, alle kalt und zusammengeklebt mit nassem Schnee. Dreng erreichte den Gipfel. Er war erloschen und kalt, wie das Gestein, über das er heraufgestiegen war.

Ja, der brennende Berg war erloschen. Dreng stand am Rand des höchsten Gipfels, der einen weiten Ring bildete, und blickte hinab in des Berges gähnenden Schlund. Er war kalt und voll Schnee. Ringsum lagen Himmel und Abgründe und die ganze Welt öde.... Nie wieder würde Dreng Feuer finden. Der gewaltige Geist auf dem Berg war nicht mehr. Die Welt war erloschen.

Eiskalt, mit blutenden Füßen stand Dreng auf der Zinne der ausgestorbenen Erde, einsam, ohne Hoffnung.

Vor ein paar Tagen war er auf seinem Weg nordwärts über den Paß gegangen, auf dem alten Tierpfad, der jetzt vom Regen fast verwischt war. Alle Tiere jenseits, nach Norden zu, waren ausgewandert. Da war er ein letztes Mal stehen geblieben, um gen Süden zu schauen, in einer nebelhaften, eitlen Hoffnung, vielleicht wenigstens den Rauch aus den Wohnstätten seiner Stammesbrüder zu sehen. Und da waren seine Not und seine Verlassenheit in eine furchtbare Stimmung umgeschlagen, die ihn auffässig gemacht hatte gegen die ganze Welt, gegen alles und alle. Und in einem Übermut des Schmerzes hatte er über das Tal weg einen neuen Sang hinausgeschrien, einen Sang von der versunkenen Erde, einen Trutz-Sang, einen Verneinungs-Sang! Er hatte die Zähne gefletscht und gesungen und herausgefordert, er ganz allein, wie er so auf dem Paß stand, vor sich eine Zukunft, die derjenigen, auf die alles sonstige Lebende zustrebte, mitten ins Gesicht schlug. Das Echo gab seine Rufe hohl zurück, in seiner eigenen, gebrochenen Stimme, bis er immer wilder ward und sich selber in Wahnwitz überbot. Und nachdem er sein Herz gesättigt hatte mit Einsamkeit und Verneinung, hatte er sich umgedreht und Front gemacht gegen den Nordwind und war hineinmarschiert mitten in den Winter. Freilich, damals hoffte er noch. Da war ihm nicht von fern der Gedanke gekommen, daß er kein Feuer mehr würde holen können vom heiligen Berg der Väter. War er nicht da, der Berg, der Quell alles Feuers, der unsterbliche Wärmer und Verzehrer? Der Ausweg aller Auswege blieb ihm doch immer, zum großen Feuergeist zu gehen und mit ihm zu kämpfen um einen Funken zum Lebensunterhalt! Und von dieser Hoffnung hatte sich sein Herz genährt, in ihr war Abenteuer, Glück oder Untergang!

Jetzt stand er auf dem ausgebrannten Berg. Der Quell des Feuers war vertrocknet. Der große Geist war tot. Dreng hatte zum letztenmal gesungen. Da stand er, der Feueranbeter, ohne Feuer, der Waldmensch ohne Wald!

Und dann begann seine Wanderung auf Erden als Mensch, als Anfänger — — einsam und nackt — — auf der kalten Erde.

Ein Affe hockte am Rand des Abgrunds und grinste mit langen, gelben Zähnen, als Dreng sich umwandte, um hinabzusteigen.... ein alter Menschenaffe, der aus irgendeinem Grunde nicht mit seinen Genossen fortgezogen und Dreng auf den Berg gefolgt war. Da hockte er, die kalten Füße aneinander gepreßt,

die Hände zusammengelegt, zitternd vor Kälte. Als Dreng auf ihn aufmerksam ward, erwiderte er seinen Blick mit klugen, gierigen Augen und kehrte ihm eine regenbogenfarbene Schwanzpartie zu, lief ein paar Schritte den steilen Abhang hinunter und saß wieder still. Dreng zielte mit einem großen Eisklumpen nach seinem Kopf, fehlte ihn jedoch; ein Verlangen packte ihn, sein Herz zu fressen. . . .

Während des Abstiegs hielt sich der Affe in einem gewissen Abstand hinter Dreng, der ein paarmal Steine und Eisblöcke nach ihm schleuderte, ohne ihn zu treffen. Er folgte ihm auch weiter.

Dreng war kaum vom Krater herabgestiegen, als ein entsetzliches Unwetter losbrach. Berge und Himmel verflossen in eins. Er tötete einen Elch und schlief unter dem warmen Körper, in sich so viel vom Blut des Tieres, als er überhaupt zu trinken vermochte. Im Verlauf von ein paar Stunden wich die Lebenswärme aus dem Tier, und Dreng erwachte unter dem Gewicht des erstarrenden Kadavers; immerhin hatte er sich die Nacht durch am Leben erhalten.

Und als die Sonne durchbrach und er schon mehrere Meilen weiter nordwärts war, lag der heilige Berg unter einem schimmernd weißen Gipfel von Schnee, der von nun an nicht mehr wich. Das ewige Feuer war abgelöst vom ewigen Schnee. . . .

Und immer mehr Schnee kam in den Bergen, Schnee und immer wieder Schnee, und in den Tälern regnete und hagelte es unablässig. Die Eiszeit setzte im Ernst ein.

Gletscherwärts

Tage, Wochen — Dreng wußte nicht, wie viele — sahen ihn wandern und klettern, ständig nach Norden, näher und näher dem Herzen des Winters zu. Viel machte er durch; die Kälte ward so schneidend, daß er zuletzt in einem Zustand des Halbschlafs dahinstolperte, fast ohne Bewußtsein der Mühsal. Aber immer ging er der Kälte nach; er wollte sehen, wer da wohnte . . . . hoch oben auf den Zinnen. . . .

Er verlor das Gefühl für die Zeit, wanderte wie in der Ewigkeit, fühlte bloß, daß er existierte, weil er jeden Tag kämpfen mußte, um sich aufrecht zu erhalten. Das endlose Wandern im immer strenger werdenden Winter lehrte ihn das Wesen von Schnee und Eis verstehen. Große Geheimnisse waren es nicht. Immer und immer heulte der Nordwind: Hilf dir selbst!

In den Nächten kam mörderischer Frost. Das Wasser stand bis zum Grund gefroren in den Felsschluchten; der Reif auf den Steinen riß ihm die Haut ab. Dreng hätte unmöglich sich am Leben erhalten können, wenn nicht die Not ihn zum Unmöglichen gezwungen und ihn gelehrt hätte, sich ihren Gesetzen zu fügen. . . .

In einer Frostnacht, als er fühlte, er würde, nackt, erschöpft, wie er da unter einem vereisten Felsen lag, den Morgen nicht mehr erleben, erhob er sich und taumelte, halb bewußtlos, zu einem Bären hinein, dessen warmes Lager er in der Nähe gewittert hatte. Er weinte fast, als er in die warme Höhle kam; ein Dunst von Raubtiergestank lag darüber und erinnerte ihn an seine Mutter und die verlorene Heimat im Urwald, wo das Aas im Sonnenschein vor den Höhlen verweste. Aber er schluckte die Tränen hinunter; er hatte ein Gefühl, als wäre er heimgekehrt, sank neben den Bären hin und schlief augenblicklich ein. Der Bär aber richtete sich im Dunkel auf und begann an ihm herumzuschnuppern; Dreng wachte auf, und es kam zu einem Ringkampf in der Höhle, bei dem Dreng unterlegen wäre, wenn er nicht ein Steinbeil gehabt hätte. Er erschlug den Bären und schlürfte sein Blut, dann machte er in den Leichnam ein Loch und kroch in das tote Tier hinein. Er schlief, bis der Bär kalt war, ging aber nicht fort, bis es ihm gelungen war, ihm das Fell abzuziehen. In der nächsten Nacht schlief er unter einem Felsblock, den Pelz um sich gewickelt, den er von da an auf seiner Wanderung mit sich schleppte. Jetzt konnte er die Nächte halbwegs aushalten und es währte nicht lange, so hatte er auch gelernt, sich tagsüber in das Bärenfell zu hüllen. Er steckte die Füße in die Bärentatzen und fand sich nun ziemlich gut mit dem kalten, steinigen Boden ab. Aber in dem Kampf mit dem Bären hatte Dreng sein eines Auge verloren.

Nahrung nahm er, wo er sie eben fand; und er fand nichts als das Lebendige, was ihm gerade in die Hände fiel. Pflanzen oder Früchte waren ja nicht mehr da. Im Wandern bückte er sich und sammelte Lemminge oder Feldmäuse, wälzte die Steine zur Seite, unter denen sie sich versteckten, und schob sie in den Mund, so wie sie waren, warm und lebendig. So eine Maus, die den Bauch voller würziger Dinge und die kleinen Knöchelchen voll süßen Marks hatte, war ein guter Bissen für einen Wandersmann. Aber sonst, wenn er Hunger hatte, tötete und verspeiste er alle Tiere, die er erwischen konnte, vom Hasen und Wildschwein bis zu dem großen Elch. Er führte sein Steinbeil mit einer Kraft und Behendigkeit, der kein Tier gewachsen war. Der gewaltige Auerochs stürzte wie vom Blitz getroffen, wenn Dreng ihm entgegentrat und ihm die Schärfe seiner Axt in die Stirn trieb. Dreng verbesserte sein Handwerkszeug, hieb sich ein Messer zum Zerlegen des Wildes, band es an einen Stock, damit es weiter hineinreichte, und fing an, die Waffe nach dem Wild zu werfen, wenn er es auf andere Weise nicht erreichen konnte. Aber es gab wenig Tiere mehr in den Bergen, und er mußte oft tagelang lauern und sie verfolgen, ehe das rettende Wild getötet war und rauchend unter seinem Knie lag. Etwas anderes Warmes als das frische Blut hatte er nicht, und er mußte das Fleisch roh verzehren, weil er kein Feuer besaß.

Er hielt den Verhältnissen stand, weil er nun einmal leben mußte: er

erduldete jeden Tag, weil es nun einmal nicht anders war; aber die Verbannung drückte seinem ganzen Wesen ihren Stempel auf, während sie ihn gleichzeitig reifte, so daß er sein Dasein als nichts anderes mehr empfand, als ein bitteres Sehnen nach einem besseren, das irgendwo anders lag. Und das hielt ihn aufrecht.

Unter rastlosen Streifzügen rückte er immer weiter gen Norden vor. Er war jetzt hoch oben im skandinavischen Hochgebirge, wo der Schnee schon alt auf den Bergzinnen lag und anfing, zu vereisen und über die jähen Hänge nach den Tälern hinabzurücken.

Das erste Mal, als Dreng den Gletscher sah, lag dieser viele Meilen weit fern und starrte blind in die Luft mit seinem seltsam grünlichen Schimmern, das sich abgrundtief mit dem Blau des Himmels mischte und das ihm dereinst in die Seele wachsen sollte. Er machte einen krummen Buckel, wie immer, wenn neue Ungewißheiten auftauchten, und ging weiter. Bergkämme und Weiten lagen dazwischen. Er lief und stieg, kroch auf Händen und Füßen wie eine Milbe über die schroffen Felshänge, wanderte, vergaß sich selber und ward sich ein andermal, irgendwo anders auf der Wanderung, seiner selbst wieder bewußt. Und die Zeit verrann.

Mancher Tag war schon vergangen, seit Dreng den Gletscher kannte und ihn betreten hatte, wie jeden andern Weg, der begangen und alt geworden war...

Auch hier oben auf den unfruchtbaren Eisfeldern ließ sichs leben. Dreng streifte umher zwischen den grünen Eiskämmen und Klüften, hörte es tief unter sich in den hallenden Löchern im Gletscherinnern seufzen; er fürchtete nichts, denn er hatte sich in zwei schwere Bärenpelze gehüllt, den einen mit den Haaren nach innen, und die Beine hatte er in Elchhäute gewickelt, die er mit Riemen zusammenhielt. Nachts schlief er prächtig in irgendeiner Höhle zwischen den Felsblöcken, die auf dem Eis lagen. Und wenn Frost und Schnee gar zu toll wurden, so hatte die Erfahrung ihn schon als besten Unterschlupf den Schnee kennen gelehrt; er grub sich ein und machte sichs behaglich in seinen Fellen, bis er, ausgeschlafen und ausgehungert, wieder hervorkroch und mit hinter sich her flatternden Fellen in die Schneefelder hinaus auf die Jagd eilte.

Dreng entwuchs seinem Ziel. Ursprünglich war er nordwärts gezogen, um sich mit der Kälte zu messen und Rache zu nehmen an ihrer Bosheit. Aber nach und nach trat der tägliche Kampf ums Dasein an Stelle des Zwecks. Er fand keinen anderen Herrscher im Hochgebirge als den Schneesturm und den Gletscher, die ihn zwangen, alle seine Kräfte bloß an die Wahrung des nackten Lebens zu setzen. Die Bergzinnen bargen kein anderes Geheimnis als Schnee und Eis. Der Trotz, mit dem er ausgezogen war, wandelte sich in einen unbeugsamen Willen und eine unerschütterliche Ausdauer in dem ungleichen Kampf gegen die Witterung. Je schlimmer der Wind, desto schärfer ging er drauf los.

Wie der Waldmensch in ihm untergegangen war, als er auf dem ausgebrannten Berg stand, so erstarb der letzte Rest der Tierseele, während ihm, Auge in Auge mit dem Winter, die Vorstellung von einem feindlichen Wesen, das „schuld" war, schwand. Und während er sich Tag für Tag und Nacht für Nacht im „Standhalten" übte — nicht dadurch, daß er einen Widerstand, der unbesiegbar war, besiegte, sondern dadurch, daß er beständig kämpfte, ward in seiner Seele der Grund zum ersten Heidentum gelegt, die Bewußtheit von der Unpersönlichkeit der Naturkräfte. Seine Triebe stählten sich unter der Notwendigkeit, sich umzuformen nach den Bedingungen, die er hatte beherrschen wollen. Im übrigen dachte er weiter nicht; er vegetierte in einer Art blinder Raserei, fraß alles Lebendige, das ihm nahe kam, auf, und entwickelte eine Energie, die für ein ganzes Volk ausgereicht hätte. Und der Nordwind heulte immer und immer: Hilf dir selbst!

Dreng blieb in den nördlichen Regionen. Ganz allein schlug er seinen Wohnsitz auf zwischen den kalten Bergen und fing an, sein Leben dort zu leben. Der Sturm und der jagende Schnee waren seine Weggesellen, die Weiten seine Heimat. Und immer strenger ward der Winter. In immer schwärzerer, tieferer Finsternis gähnten die Nächte; sie verschlangen fast den kurzen Tag. Wie ein Ausbruch wahnwitziger Lustigkeit flammte in den frostklaren Nächten das Nordlicht auf, das Gespenst des toten Feuers der Erde am Himmel. Dreng blickte empor zu dem geisterhaften Spiel; aber der Spuk machte ihn nicht reicher. Er schüttelte das Haupt. Und er beugte sich wieder über die Renntierfährte im knirschenden Schnee. Nur Nahrung für heut — nur Nahrung. . . .!

Dreng streifte umher nach Wild, hauste in Höhlen, unter Felsblöcken, und wenn er keinen passenden Unterschlupf fand, wälzte er mit seinen Bärenkräften große Steine zusammen und türmte sie aufeinander, bis sie eine Höhle bildeten, in der er für die Nacht in Sicherheit war. Diese Erfindung milderte seine Angst vor dem Leben und löste auch in anderer Hinsicht seine Kräfte aus. Es kam vor, daß er ganz besonderen Fleiß darauf verwandte, sich aus großen Steinen ein Haus oder vielmehr ein Grab zu bauen, wenn er grade an einem Ort war, wo es reichlich Wild gab in der Nähe. Da konnte er manchmal ganze zehn Nächte hintereinander bleiben und sich sogar noch ab und zu am Tage ein Stündchen Rast gönnen. Dann saß er vor seinem Steinhaufen und sog die bleiche Wintersonne ein, während um ihn her die Feuersteinsplitter klirrten und flogen, und er damit beschäftigt war, sich neue Geräte zu verfertigen. Ab und zu schweiften seine Augen von der Arbeit ab; und er konnte sich gelegentlich darüber wundern, daß die Sonne so kalt war und so tief am Himmel stand. . . . Nirgends innerhalb seines Gesichtskreises regte sich auch nur das Geringste, das er nicht gesehen hätte. . . .

Und neben ihm vor dem Steinhaufen, etwa drei Schritte entfernt, saß der Hund und spitzte die Ohren und beguckte sich naseweis die Dinge . . . .

Dreng war nicht mehr ganz allein, war es ja eigentlich auch nie gewesen; die Tiere hatten ihm in der Wildnis immer Gesellschaft geleistet. Aber die meisten von ihnen hatten eine persönliche Scheu vor ihm. Im Anfange hatte der alte Affe sich in seiner Nähe gehalten; aber der blieb nicht lange am Leben, als die Kälte hart einsetzte. Er versuchte, sich von den Fleischresten zu ernähren, die Dreng liegen ließ; aber die Kost schien ihm nicht besonders zu behagen; er fiel ab. Ein einziges Mal sah Dreng ihn auch ein Bärenfell aufheben, das er weggeworfen hatte, und versuchen, sich darein einzuwickeln; eine Weile schleppte er es nach; aber es hinderte ihn an seinem Weiterkommen auf allen Vieren, und er ließ es wieder fallen. Eines Morgens fand Dreng ihn, starr, erfroren oben auf dem Steinhaufen, wo er die Nacht durch geschlafen hatte. Er riß ihm das Herz heraus; aber es war nicht zum Essen zu gebrauchen; es war gebrochen und ganz abgezehrt vor langem Kummer. Bald darauf hatte sich der Hund an ihn angeschlossen.

Es fing damit an, daß die wilden Hunde sich an seine Fersen hefteten; denn sie wußten, ihnen fiel immer der größte Teil der Tiere zu, die Dreng tötete. Dreng verzehrte auch ab und zu einen von den Hunden, wenn nichts anderes da war. Aber einer war in der Herde, den er jedesmal schonte, weil er ihn von den andern herauskannte und sich nach und nach daran gewöhnte, ihn zu sehen. Der begann, ihm nachzulaufen, hielt sich nicht mehr zum Rudel, und Dreng ließ sich das Anhängsel gefallen. Er war äußerst bescheiden, näherte sich nie, ehe Dreng gegessen hatte, und entfernte sich gehorsamst, wenn Dreng nur ein Wort sagte. Es war ein ziemlich kleiner Hund mit spitzer Schnauze und schräg über den Rücken geringeltem Schwanz. Er gewöhnte sich das Heulen ab, weil Dreng sonst Steine nach ihm warf, und lernte bellen; ganz das Maul halten, wenn irgend etwas Wichtiges sich ereignete, das konnte das Vieh nicht. Dreng und der Hund bemerkten immer alles zu gleicher Zeit; ihre nie rastenden Augen sahen alles, was sich auf Meilen im Umkreise bewegte. Aber der Hund hatte die feinere Nase. Er zeigte sich ungemein eifrig auf der Jagd, wenn er Dreng tagelang auf seinen Wanderungen begleitete, während er das Renntier hetzte; und mehr als einmal geschah es, daß er Dreng Dienste leistete, die den Waffenstillstand zwischen ihnen befestigten.

Dreng liebte den Hund. Mitten in dem strengen Winter, in dem Tage und Nächte und Wochen vergingen wie ein einziger, langer, mühseliger Augenblick, konnte es ihm ein Trost sein, zu wissen, daß der Hund ihm treu blieb, des Nachts nicht von dem Steinhaufen wich; wenn am nächsten Tage die Jagd fehlschlug, so war der Hund ihm noch immer sicher; eine gute Mahlzeit gab er jederzeit noch ab. Der Hund schien Dreng zu verstehen, war sehr höflich, näherte sich aber nie weiter als auf Armeslänge. Dieses einigermaßen gespannte Verhältnis war trotz alledem von Dauer, und die beiden lernten alle möglichen Dinge

voneinander im Laufe der Zeit. Es saß sich so gut beisammen an den kurzen Wintertagen, wenn Dreng Nahrung mehr als genug für sie beide beschafft hatte und der Steinhaufen gebaut war und die Sonne schwach von ihrem fernen Weg am Himmel schien. . . .

Zwischen Drengs Händen klirrte und sprühte es von Feuerstein; stets hatte er ein Werkzeug in Arbeit, wenn es die Zeit erlaubte. Und plötzlich, wenn er so saß und dreinhieb, konnte er mit begehrlichen lüsternen Augen anfangen, in die kalte Luft hinaus zu wittern und mit der Nase den Feuerstein zu beschnüffeln. Die Erinnerung an Feuer stieg in ihm auf! Es war etwas im oder am Feuerstein, wenn er so unter dem Hieb zerbröckelte, was roch wie die Glut unter der Asche. Drengs Nasenlöcher weiteten sich und tranken den brenzlichen Brodem ein, der ihn zugleich an das Gras nach dem Regen erinnerte, wenn der Blitz die Luft gereinigt hatte, oder an den Morgennebel im Urwald, an den schweren Nachtschweiß der Pflanzen, der in der Sonne verdampfte. . . . Tief sog er die Luft ein und seufzte . . . seufzte. Ja, er sehnte sich nach Feuer. Er konnte manchmal anfangen, den Stein zu bearbeiten, bloß um den nahen und doch so fernen Feuerdunst zu atmen, der aus den Scherben sprühte. . . .

In Pausen, in denen Dreng des Lebens Unsicherheit nicht so unmittelbar empfand, nahm er sich ab und zu einmal die Zeit, seine eigene Person zu untersuchen und fand dann, daß seine Haut voll saß von Schmutzrinden und Ungeziefer und dem geronnenen Blut all der Tiere, die er schlachtete. Er kratzte ein paar von den Krusten ab und verzehrte sie; und so kam die Reinlichkeit in die Welt.

Seine Behaarung ward nach und nach immer dünner, weil die Tierfelle, die seinen Körper umhüllten, ihm den eignen Pelz ersetzten. Aber dabei war er kerngesund, die freie Luft, die kein Faulenzen gestattete, bekam ihm trefflich. Er nahm zu an Kraft und Klugheit, und seine Klugheit vertiefte sich, während er mit einem wahren Bärenhunger sich sämtliches warmblütige Getier zu Gemüte führte, das es vorgezogen hatte, in den nördlichen Regionen zu bleiben und sich mit dem neuen Klima abzufinden.

Inzwischen verging der Winter. Dreng begriff es zuerst nicht. Die Nächte fingen an wärmer zu werden, die Sonne stand höher, just zu einer Zeit, als er sich grade mit zusammengebissenen Zähnen auf noch mehr Kälte, auf ein noch härteres Leben gefaßt gemacht hatte — wie der Winter, solang er immer strenger wurde, ihn das gelehrt hatte. Und jetzt nahm er ab! . . .

Nun erst, als es mit den zunehmenden Tagen ein bißchen heller ward, zeigten sich an Dreng die Merkmale dessen, was er während der langen, fürchterlichen Dunkelheit ausgestanden hatte. Solang sie währte, war er dahin gerast in einem ununterbrochenen Zustand mörderischer Verzweiflung, seiner selbst unbewußt, sein ganzes Sinnen einzig darauf gerichtet, sich zu wehren. Jetzt ließ der Wider=

stand nach und er machte sich Luft in gewissen unheimlichen Lauten, die sich ihm krampfhaft aus der Kehle rangen. Lachen war das! Es war das Lachen. Es war ihm schlimm ergangen. Aber er vergaß es bald und erholte sich wieder.

Es war Sommer, und Dreng glaubte nichts anderes, als daß die Kälte nun auf immer fort sei. Aber wieder kam der Winter, noch strenger, und diesmal litt Dreng die bitterste Not, die er überhaupt je auszustehen hatte; kaum daß er mit dem Leben davon kam. Der neue Sommer brachte ihn wieder auf die Beine; und jetzt wußte ers, verstand sich auf die Jahreszeiten und bereitete sich auf den Winter vor, eh dieser kam. . . .

Jeder neue Winter war länger und kälter als der vorhergehende; und der Sommer nahm ab — war bald nur noch eine Regenpause zwischen ewigen Wintern. Der Gletscher wuchs und breitete sich aus . . .

Die Berggipfel lagen jetzt unter einer zusammenhängenden, meilenweiten Kuppel von Schnee, die durch ununterbrochenen Schneefall immer größer ward . . . Schnee drückte auf Schnee und ward zum mächtigen, flüssigen Eisteig, der von den Zinnen abwärts kroch und die Täler zu füllen begann. Die kurzen Sommer vermochten nicht, den Gletscher aufzutauen, sondern schmolzen ihn nur zusammen und tauten den Schnee der Oberfläche, der sofort wieder zu Eis gefror. Und so zog sich schließlich der Gletscher, nackt und glänzend, in blaugrüner Tiefe, von den Gipfeln bis weit hinab in die Täler. Und das Flimmern dieser grünen Unergründlichkeit ward Drengs Horizont, mehr und mehr, je weiter der Gletscher sich langsam und unmerklich von den Bergen über das ganze Land ausbreitete . . .

Sogar die Erde, die Erde verdrängte der Gletscher. Er zermalmte sie, zerdrückte sie unter seiner Bergeslast wandernden Eises. In schwarzen Nächten vernahm Dreng das unterirdische Donnern und Knirschen des Eises, das den Felsgrund aufriß, während es weiter und weiter schritt auf seinem unerbittlichen, kalten Weg . . . Und er fletschte die Zähne.

An stillen Frosttagen, wenn die Luft ihm in jede Pore stach, dampfte ihm der Atem in dichten, weißen Strahlen aus der Nase, und das Blut prickelte ihm gleich einem Sternenregen unter der Haut . . . Und er empfand es als einen Sieg, bloß — zu leben!

(Fortsetzung folgt)

Die Ethnographie / von Ferdinand Goldstein



irchow ist von seiner Zeit wegen seiner Vielseitigkeit sehr bewundert worden. Er war Pathologe, Anthropologe, Ethnograph und Archäologe, Reichs-, Staats- und Stadtabgeordneter und soll auf allen diesen Gebieten Hervorragendes geleistet haben. Es mag späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben, objektiv festzustellen, welchen Wert seine Wirksamkeit auf den verschiedenen Gebieten hatte; auf dem der Ethnographie, über die ich hier sprechen will, war seine Tätigkeit die denkbar verderblichste. In einer Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft nannte Fritsch die Ethnographie einen Kramladen abgelegter Meinungen, aus dem sich jeder nimmt, was ihm paßt. So ist es auch, oder richtiger so ist es gewesen, und den Hauptteil der Schuld daran trägt niemand anders als Virchow. Er war in seinem Hauptberuf Anatom und hat es fertiggebracht, in die Erforschung des Lebens der Völker die Methode des Seziertisches einzuführen. Die Schädelkunde stand ihm an der Spitze der Völkerkunde, und wie manche unzivilisierte Völker auf den Besitz recht vieler Schädel stolz sind und sie mit Blumen dekorieren, so legte er eine große Schädelsammlung an und zeichnete die einzelnen Exemplare durch Zahlen, Maße und Etiketts aus. Nachdem er aber seinen Schädelkult viele Jahre hindurch getrieben hatte, erklärte er endlich, daß der Schädel für die Völkerkunde nur sekundäre Bedeutung habe. Zu dieser Erkenntnis ist er sehr spät gekommen, viel zu spät für einen Mann, der ein so eminenter Geist gewesen sein soll; da er aber doch endlich zu ihr gekommen ist, so könnte man sagen, daß er schließlich den von ihm angerichteten Schaden gut gemacht habe. Aber auf diese Weise kann Virchow nicht entschuldigt werden, denn während der langen Zeit seiner Schädelstudien hat er alle Männer, die die Völker nicht als anatomische Präparate sondern als lebende Wesen behandelten, ignoriert und, soweit es ihm möglich war, mit größter Rücksichtslosigkeit unterdrückt. So ist die Völkerkunde zum Kramladen abgelegter Meinungen geworden.

Der Grundfehler der Virchowschen Ethnographie, der bei einem Politiker unverzeihlich ist, ist die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Staaten. Die Naturstämme haben ihr positives Recht und ihre Wirtschaft so gut wie die Kulturvölker, und wie man die letzteren nur verstehen kann, wenn man in das Wesen ihrer Politik und ihrer Wirtschaft eindringt, so ist es auch die erste Pflicht des Ethnographen, nach Verständnis von Politik und Wirtschaft der unzivilisierten und Halbkulturvölker zu streben. Die Osteologie erschließt ihren Geist so wenig wie die Kenntnis von Bismarcks Schädelknochen das Wesen seiner Politik. Aber auch die bloße Beschreibung ihrer Erzeugnisse tut es nicht, die neben der Schädelmessung in den Augen Virchows die wich-

tigste Aufgabe der Ethnographie war. Man sieht, daß er auch hier Anatom war, der das, was vorhanden war, genau beschrieb, die Motive dagegen, denen die Erzeugnisse ihre Entstehung verdankten, als nebensächlich behandelte, während sie die Hauptsache sind. Daher haben die vielen Ausgrabungen, die auf Virchows Einfluß zurückzuführen sind, sehr geringe Bedeutung für den Fortschritt der Wissenschaft gehabt, und die Schliemannschen Ausgrabungen, die er so sehr unterstützte, haben eher zu einer Irreleitung des Publikums als zur Ermittelung objektiver Wahrheit geführt. Endlich kann man auch nicht in das Wesen der Völker eindringen, wenn man die Äußerungen ihres Seelenlebens einfach beschreibt, was ebenfalls einen wichtigen Teil Virchowscher Völkerkunde bildete. Man findet bei den entlegensten Völkern dieselben oder doch sehr ähnliche abergläubische Vorstellungen, aber es ist äußerst gewagt, aus diesen Übereinstimmungen Rückschlüsse auf alte Beziehungen zu ziehen, und so haben diese Beschreibungen Ergebnisse gebracht, die mehr unser Erstaunen hervorgerufen als unsere Erkenntnis gefördert haben. Was die Virchowsche Ethnographie dagegen vollständig vernachlässigt hat, ist das Leben der Völker. Zwar an Beschreibungen von Kulthandlungen, Volksfesten usw. ist kein Mangel, aber das sind keine Tätigkeiten, die das alltägliche Leben der Menschen ausfüllen; für dies ist die Wirtschaft und ihre Ordnung maßgebend, und über diese findet man in den Werken, die unter Virchows Einfluß entstanden sind, nichts. In den geschwätzigen Registern der ethnographischen Sammelwerke ist, wie Karl Bücher bei seinen Studien über die Entstehung der Volkswirtschaft feststellen mußte, das Stichwort „Wirtschaft" nicht zu finden, oder anders ausgedrückt, die Virchowsche Ethnographie hat sich nur mit Nebensächlichem abgegeben, die Hauptsache aber unbeachtet gelassen.

Es kann unter diesen Umständen nicht befremden, daß die Ethnographie, solange sie unter Virchows Einfluß stand, nicht nur keine Fortschritte machte, sondern daß sie auch die ältesten Irrtümer mit größter Hartnäckigkeit bewahrte. Zu ihnen gehört die Lehre, daß die Menschen erst Jäger waren, dann Viehzüchter wurden und schließlich zum Ackerbau übergegangen sind. Sie blickt auf ein ehrwürdiges Alter zurück, denn schon Schiller kannte den Jäger, der mit Wurfspieß und Bogen durch das Land zog, und wußte, daß die Zelte der Nomaden in feste Hütten verwandelt worden sind. Aber trotz ihres hohen Alters entbehrt diese Lehre jeder Begründung. Eduard Hahn ist der erste gewesen, der ihr einen schweren Stoß versetzt hat, denn er hat nachgewiesen, daß es Länder gegeben hat und gibt, in denen zwar der Feldbau auf einer verhältnismäßig hohen Stufe stand, daß dieser sich aber nicht aus der Viehzucht hat entwickeln können, weil es kein Vieh gab. Dahin gehören Nord- und Südamerika vor der Entdeckung, ferner Oceanien und Melanesien. Aber obgleich hier die Landwirtschaft nicht mit Pflug und Rind getrieben wurde, so war die Existenz der

Bevölkerung doch vollständig gesichert, denn man gewann dem Boden die Nahrungsmittel in ausreichender Menge mit Hilfe der Hacke ab. Der Hackbau, wie man diese Wirtschaftsform nach Hahns Vorgang nennt, ist bei den Eingeborenen Afrikas noch heute selbst in solchen Gegenden üblich, die reich an Vieh sind, ja sogar die Araber lassen noch heute nach Besetzung des Landes den Hackbau des Negers fortbestehen, und wer den Pflug in Anwendung bringt, läßt ihn keineswegs durch Rinder ziehen. Barth traf vor Agades in der Südsahara einen pflügenden Mann, der an Stelle von Vieh Sklaven angespannt hatte und sie zur Arbeit antrieb. Hat sich also einerseits der Feldbau nicht aus der Viehzucht entwickelt, so ist andererseits auch die Jagd nicht die erste Wirtschaftsform des Menschen gewesen. Wäre sie es gewesen, so müßte die Natur des Menschen die des Carnivoren sein, tatsächlich aber muß der primitive Mensch von Pflanzenkost gelebt haben. Das ergibt sich aus seiner Verwandtschaft mit den Anthropoiden, die jetzt durch eine eigenartige Blutreaktion Uhlenhuths, Wassermanns und Schützes zur experimentell erwiesenen Wahrheit erhoben worden ist: die Affen aber leben von pflanzlicher Kost und sie bedienen sich zu ihrer Gewinnung sogar primitiver Werkzeuge. Schweinfurth hat wilde Paviane gesehen, die zum Öffnen von Nüssen Steine benutzten. Bei ruhiger Überlegung wird es ja auch sofort klar, daß die Jagd nicht die unterste Kulturstufe gewesen sein kann, denn zu ihrer Ausübung sind Bogen und Speer erforderlich, deren Anfertigung eine verhältnismäßig hohe Entwicklung der Technik voraussetzt.

Ein zweites schweres Hemmnis, das die anatomische Ethnographie Virchows nicht überwinden konnte, waren die nationalen und Sprachrassen. Das Wesen der Rasseeinteilung besteht darin, daß sie die Völker nach ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit klassifiziert, die Grenzen also, die Politik und Religion gezogen haben, überspringt. Man mag über den Rassebegriff beim Menschengeschlecht denken, wie man will, unbestreitbar ist, daß ihm richtige Erwägungen zugrunde liegen. Denn erstens wird durch ihn der Mensch unbedingt in die Reihe der Tiere gerückt, in die er gehört, und zweitens wird durch ihn die nahe natürliche Verwandtschaft des gesamten Menschengeschlechts ausgedrückt. Alle die verschiedenen Rassen einer und derselben Tierart paaren sich fruchtbar, während verschiedene Tierarten sich freiwillig so gut wie nie mischen, und werden durch den Menschen Kreuzungen künstlich herbeigeführt, was zwischen Pferd und Esel häufiger geschieht, so ist das Produkt fast immer unfruchtbar, kann sich also nicht fortpflanzen. Ebenso paaren sich alle Menschenrassen fruchtbar miteinander, und das Produkt ist wieder fruchtbar. Gegen den Rassebegriff als solchen sind also beim Menschen prinzipielle Bedenken nicht zu erheben, aber man darf ihm natürlich nicht einen Inhalt geben, der seiner innersten Natur zuwider ist. Das hat die anatomische Ethnographie getan, indem sie die nationalen Rassen schuf. Sie spricht von einer keltischen, germanischen, australischen usw. Rasse.

Solche Einteilungen sind aber unzulässig, weil es die entsprechenden Begriffe nicht gibt, nicht geben kann. Denn der Begriff des Kelten, Germanen, Australiers setzt staatliche Fähigkeit des Menschen voraus, die Rasse dagegen ist eine Schöpfung der Natur, und wer solch heterogene Dinge konfundiert, verfährt etwa so, wie wenn der Naturforscher zwei unvereinbare Tiergattungen, beispielsweise Vögel und Fledermäuse vereinigt. Nahe verwandt mit dem falschen Begriffe der nationalen Rasse ist der falsche Begriff der Sprachrasse. Eine semitische, arische, turanische Rasse kann es nicht geben, weil semitisch, arisch, turanisch von den Eigentümlichkeiten der Sprache stammen, und die Sprache mit dem Ohre wahrgenommen wird, die Rasse dagegen haftet am Körper, und dieser wird mit dem Auge gesehen. Wie also der Begriff der nationalen Rasse auf der Verquickung staatlicher mit natürlichen Bildungen, so beruht die Sprachrasse auf der Konfusion des Sinneseindrucks des Gehörs mit dem des Gesichts. Ist demnach die Sprachrasse ein Unding, so behält dennoch die Sprache auch für den Ethnographen ihre große Bedeutung. Bei den Volkszählungen wird die Muttersprache erhoben, um den Anteil, den die verschiedenen Stämme an der Gesamtbevölkerung haben, zu ermitteln, und zur Ermittlung der Stammeszugehörigkeit dient die Sprache auch dem Ethnographen. Da Körper und Sprache nicht das geringste miteinander gemeinsam haben, so können Völker sprachlich miteinander verwandt, somatisch dagegen verschieden sein. So ist z. B. die Sprache der Urarier Indiens, das Sanskrit, mit dem Deutschen verwandt, dagegen sind die entsprechenden Völker somatisch stark voneinander unterschieden; die Chewsuren am Kaukasus sind sprachlich mit den Nachbarstämmen verwandt, somatisch dagegen unterscheiden sie sich wesentlich von ihnen usw.

Nachdem der Rassebegriff durch die „wissenschaftliche" Ethnographie in so falsche Bahnen gelenkt worden war, hat sie zu den tollsten Irrlehren Veranlassung gegeben. Mit zu den schlimmsten zählt die, die die Kultur eines Volkes in Abhängigkeit von seiner Rasse bringt. Die Kultur im engeren Sinne ist der Ausfluß der geistigen Verfassung eines Volks, und der Geist ist allerdings eine Funktion des Körpers. Aber die Nahrung, die Geist und Körper zu ihrer Entwicklung verlangen, ist völlig verschieden. Man kann weder einen geschwächten Körper durch Lehrsätze stärken noch einen geistig zurückgebliebenen Menschen durch reichliche Fleischnahrung fördern. Und wie die Kultur hat man auch die geistige Entwicklung einzelner Individuen aus ihrem Körper erklären wollen. Man glaubt vielleicht ich scherze, daß Popper in der Politisch-Anthropologischen Revue die geistige Begabung des Menschen in Wechselbeziehung zu dem Verhältnis gebracht hat, in dem seine Beine zum Oberkörper stehen!

All dieser Wust ist jetzt beseitigt; Rasse, Sprache, Nation stehen unvereinbar nebeneinander. In einem Artikel des „Globus" sagt A. Dirr-Tiflis, daß man

aus der Verwunderung über die Sprachverwandtschaft der Chewsuren mit den Nachbarstämmen bei großer Verschiedenheit ihres Typus erkennen könne, wie starke Wurzeln die falsche Assoziation sprachverwandt — stammverwandt — rasseverwandt geschlagen habe, und Volz-Breslau sagt in derselben Zeitschrift, daß der Unterschied zwischen dem ethnologischen Begriff des Volks und dem anthropologischen der Rasse nicht scharf genug betont werden kann. Drei natürliche Menschenrassen werden unterschieden, die weiße, die gelbe und die Negerrasse. Dagegen gibt es keine rote oder braune Rasse, denn diese ist ursprünglich gelb gewesen und ist unter dem Einfluß des Klimas dunkel geworden; die Stellen ihres Körpers, die durch Kleidungsstücke geschützt sind, bleiben hell.

Nachdem die Bahn frei gemacht worden war, konnte man mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Stämme beginnen. Das Material dazu ist außerordentlich reichhaltig, fast zu reichlich für den einzelnen, denn fast alle europäischen Nationen haben Forschungsreisen von zuverlässigen Männern ausführen lassen, die die Ergebnisse ihrer Beobachtungen in gehaltvollen Werken niedergelegt haben. Diese bilden das hauptsächliche Quellenmaterial für den modernen Ethnographen wie die antiken Schriftsteller für den Antiquar. Der Ausgangspunkt ist bei seinen Untersuchungen die von der Virchowschen Ethnographie so arg vernachlässigte Wirtschaft, denn in dieser ist der wahre Unterschied zwischen Kulturvolk und Naturstamm erkannt worden. Es war längst bekannt, daß bei den Kulturvölkern die große Masse von denselben abergläubischen Vorstellungen besessen wird wie die Naturstämme, und da man hierauf das größte Gewicht legte, so sagte F. v. Luschan, ein Schüler Virchows, daß niemand imstande sei, eine scharfe Grenze zwischen Kultur- und Naturstamm zu ziehen. In der Wirtschaft unterscheiden sich beide aber fundamental, sie bildet daher das Unterscheidungsmerkmal zwischen ihnen, was von der Virchowschen Ethnographie nicht erkannt werden konnte, da sie ja die Wirtschaft vernachlässigte. Wir kommen somit bei der Gesamtbetrachtung des Menschengeschlechts zu dem Schluß, daß der Geist unverändert bleibt, daß aber die Wirtschaft wechselt.

Die Kulturstaaten beruhen auf der volkswirtschaftlichen Arbeit, bei den Naturstämmen ist dagegen Arbeit Schande, und daher verrichten die Vornehmen unter ihnen niemals welche; nur das niedere Volk arbeitet und verhandelt die Produkte seines Fleißes auf den Märkten. Die Ständeeinteilung der Naturstämme, die der Virchowschen Ethnographie völlig verborgen geblieben ist, wird mit größter Strenge aufrecht gehalten. Niemals steigt ein Mensch der untern Klasse in die obere hinauf oder einer der oberen Klasse in die untere hinab, dagegen können Kinder, die aus einer Ehe zwischen Angehörigen der höheren und der niederen Klasse stammen, zu ersterer oder zu letzterer gezählt werden. Bei den Tuareg zum Beispiel in der Sahara ist ein Kind, das von einer adligen Frau und einem Imrhad — so heißt die Gesamtheit des niedern Volks auf dem Lande — stammt,

immer adlig, und ein Kind, das einen adligen Vater und eine Imrhad zur Mutter hat, immer niedrig; le ventre teint l'enfant. Zuweilen läßt sich feststellen, daß die Gliederung mit somatischer Verschiedenheit zusammenfällt, so daß man Unterwerfung eines Stammes durch einen andern annehmen, wenn nicht nachweisen kann, in andern Fällen liegt somatische Verschiedenheit nicht vor. Ökonomisch unterscheiden sich die beiden sozialen Schichten dadurch voneinander, daß das niedere Volk arbeitet und sich — nicht etwa den Adel — durch seine Arbeit ernährt, während der Adel niemals nützliche Arbeit verrichtet, sondern sich einer Tätigkeit hingibt, die bei uns zwar vorkommt, aber den Menschen als Sonderling, wenn nicht als etwas Schlimmeres kennzeichnet: er sucht irgendwelche Dinge anzuhäufen, die bei ihm für Schätze gelten. Die Thesaurierungspolitik, wie diese Sammeltätigkeit genannt wird, bildet die eigentliche Basis der Staaten unzivilisierter oder halbkultivierter Stämme. Die Schätze, die gesammelt werden, können auch nach unseren Begriffen wertvoll sein, ja die meisten unserer Metalle sind uns nur durch das Schatzbedürfnis unserer Ureltern bekannt geworden, und derselben Neigung verdanken Gold, Silber und Kupfer ihren Geldcharakter, aber in anderen Fällen werden Dinge angehäuft, die für uns wertlos sind und von den Unzivilisierten nur deshalb geschätzt werden, weil sie schwierig zu beschaffen sind.

In besonders hohem Grade beansprucht die Viehthesaurierung unser Interesse, weil wir durch sie erkennen können, wie die Viehzucht entstanden ist. Es waren nicht ökonomische Gründe, die sie ins Leben gerufen haben, wie überhaupt die Wertschätzung der Dinge nach ihrer Brauchbarkeit, die bei uns eine so große Rolle spielt, dem primitiven Menschen ganz fern liegt; weder die Milch noch die Fleischgewinnung haben in ihm den Gedanken geweckt, Vieh zu halten und zu züchten. Es gibt in Afrika Stämme, die ihre Kühe nicht melken, obgleich sie es könnten, während für andere die Milchgewinnung wegen der Beschaffenheit des Viehs gar nicht in Frage kommen kann, und daß unzivilisierte Stämme nur in Ausnahmefällen schlachten, ist ziemlich bekannt. Dennoch suchen sie, soviel Rinder wie möglich sich zu verschaffen, nehmen rücksichtslos dem niedern Volk sein Vieh weg, wenn sich jemand unterstehen sollte, welches zu halten, und bei ihren Kriegen handelt es sich fast immer um Viehraub. Die Unkenntnis dieser Dinge hat uns den Hererokrieg gebracht. Die Herero hatten die denkbar demokratischste Verfassung; es gab bei ihnen, was bei Naturstämmen außerordentlich selten ist, keine unterdrückte und keine priveligierte Klasse, alle waren Viehzüchter, und niemand arbeitete. Sie sagten höhnisch zu den Deutschen, denkt ihr wir sind so dumm wie ihr, daß wir uns den Buckel krumm arbeiten! Wir haben ja genug Vieh und können gegen dies Ware eintauschen. Dies geschah aber nur in Ausnahmefällen, denn sie hingen an ihm mit größter Liebe. Ihr ganzes Leben ging in ihnen auf, sie kannten jedes Stück

an seinem Gehörn, unterzogen sich den größten Gefahren und Strapazen, um sich eins zu verschaffen, beurteilten den Wert ihres Stammesgenossen nach der Größe ihrer Herden und benannten Flüsse und Berge nach ihnen, ja räumten dem Vieh Einfluß auf ihren Kalender ein. Den Fremden im Lande fehlte hierfür jedes Verständnis; sie sahen das Vieh des Hereros mit den Augen des Europäers, d. h. als Ware an, die sie recht billig zu kaufen oder, was ihnen noch lieber war, zu rauben trachteten. Das ließen sich die Eingeborenen unter Murren gefallen, so lange sich die Fremden an ihre Ochsen hielten, als sie aber auch ihre Kühe und Kälber angriffen und damit die Axt an die Wurzel ihres Reichtums legten, empörten sie sich und machten den furchtbaren Aufstand, der uns so schwere Opfer gebracht und den Hererostamm fast vernichtet hat.

Wie bei den Herero wird bei allen Naturstämmen das Rind und überhaupt alle Tiergattungen ihrer selbst wegen gehalten. Wir sind zu der Annahme geneigt, daß die Existenz des Menschen in der Sahara an das Kamel gebunden ist, daß es also ausschließlich seines Nutzens wegen gehalten wird; denn der Wüstenbewohner durchquert auf seinem Rücken die gewaltigen Landstrecken, nährt sich von seiner Milch, genießt sein Fleisch und heizt mit seinem Mist. Dennoch ist auch das Kamel Schatztier wie das Rind. Daß in der Sahara Menschen gelebt haben, bevor das Kamel eingeführt wurde, hat Nachtigal wahrscheinlich gemacht. Die eigentlichen Kamelbesitzer bilden die Adligen der Tuareg. Diese treiben niemals Karawanenhandel, der ja nützliche Arbeit darstellt, also in ihren Augen verächtlich ist. Sie suchen aber dennoch in den Besitz recht vieler Kamele zu kommen, da sie dadurch nach ihrer Meinung zu wohlhabenden Männern werden, auch wenn sie sonst in größter Dürftigkeit leben. Die unterdrückte Klasse kann kein Kamel halten, weil sie vom Adel ohne weiteres weggenommen werden. Der französische Saharaforscher Foureau hatte dem Palmenwächter von Temassinini mehrere Male Kamele zum Geschenk gemacht; als er es wieder tun wollte, bat der Mann um Geld, da man dies verstecken könnte, während die Kamele ihm regelmäßig von den Edelen weggenommen werden. Mit Geld lassen sich die Kamele gar nicht messen. Ein Tuaregstamm hatte einen Raubzug auf Kamele (Razzia) erfolgreich ausgeführt, und die Beraubten versuchten nun, durch Unterhandlungen wieder in ihren Besitz zu kommen. Aber das gelang ihnen nur in ganz geringem Umfange, obgleich sie den doppelten Preis in Geld boten, den die Tiere eigentlich wert waren. Die Milch spielt bei ihrer Ernährung eine große Rolle, aber trotzdem ist sie mehr Delikatesse als gewöhnliches Nahrungsmittel. Daß sie auch ohne Milch existieren können, beweist die Zeit, in der die Stuten trocken stehen, während andererseits die Wertschätzung der Milch als standesgemäßer Nahrung aus der Weibermast hervorgeht. Für den Tuareg ist eine Frau um so begehrenswerter, je fettleibiger sie ist, indem er argumentiert, daß eine Frau, die recht dick ist, viel Milch

getrunken haben muß, also aus einer Familie mit großem Kamelbesitz oder, was damit identisch ist, mit großem Reichtum stammen muß. In der Weibermast bringen es manche Familien zu einer fast unglaublichen Höhe; man hat Frauen gesehen, die sich nur mit Hilfe anderer Personen fortbewegen konnten und für sich allein eine Kamellast (150 kg) bildeten. Die Mast wird im Kindesalter begonnen und in schonungsloser Weise durchgeführt. Die Mädchen müssen trinken, auch wenn sie schon übersatt sind, und weigern sie sich, so erhalten sie unmenschliche Prügel. Es ist wiederholt — auch bei den Rinderzüchtern — beobachtet worden, daß Mutter oder Vater oder eine Sklavin mit dem Stock in der Hand neben einem Mädchen stand, das weinend die Milchschale am Munde hatte und entsetzlich geschlagen wurde, wenn sie mit Schlucken nachließ.

Auch das Pferd wird als Schatztier gehalten. Es gibt in Arabien Stämme, die Pferde züchten, aber sie weder zum Reiten, noch zum Fahren benutzen. Selbst in den Ländern, in denen es geschieht, ist der Nutzen, den sie gewähren, nur eine angenehme Zugabe, ihr eigentlicher Zweck ist die Schatzbildung. Im afrikanischen Sudan ist der Besitz wenigstens eines Pferdes Vorbedingung zum standesgemäßen Leben, denn durch Zufußgehen würde sich ein Herr erniedrigen. Dieser Sitte können sich sogar die Europäer nicht entziehen. Als Nachtigal in Bornus Hauptstadt Kuka war, machte er alle Besuche zu Pferde, und als er einen Häuptling in Baghirmi besuchte, blieb er im Sattel, um seiner Würde nichts zu vergeben. Als er einen Häuptling in Logon besuchen wollte, ließ dieser ihn lange warten, da er recht viele Reiter sammelte, um den seltenen Gast würdig zu empfangen. Der Pferdebesitzer wohnt sogar mit seinen Pferden zusammen, empfängt Gäste im Pferdestall, und bei den Fulbe ist es Sitte, daß vor wichtigen Beratungen ein Pferd in den Sitzungsraum geführt wird. In Europa ist es Sitte, bei Begräbnissen von Fürsten hinter dem Sarge das Leibroß zu führen; vermutlich wird man dies mit Hilfe der Bewertung des Pferdes bei den Fulbe erklären können, wie die Deutsche Geschichte überhaupt von ihnen wichtige Aufschlüsse zu erwarten hat (Passarge). Als Last- oder Zugtier kommt das Pferd in Sudan nicht in Frage, denn das eigentliche Packtier ist der Esel, und Wagen sind unbekannt. Das Pferd ist ausschließlich Luxus- oder Schatzobjekt, und daher kann man auf den Sudaner mit vollem Recht die Worte Mirza Schaffys anwenden

Das Glück der Erde
Ist auf dem Rücken der Pferde.

Im Kriege werden Pferde benutzt, aber ihre Zahl ist viel zu groß, als daß man sie aus kriegerischen Rücksichten erklären könnte. Als Nachtigal in Kuka war, starb ein hoher Würdenträger und hinterließ neben vielem anderen wertvollen Besitz 1000 Hengste und viele Zuchtstuten, und zu Barths Zeit konnte

der Statthalter von Kano 7000 Reiter ins Feld stellen und soll früher über 10000 verfügt haben. Hätte man diese alle gegen die Heiden ausgeschickt, so wären sie wahrscheinlich schon längst verschwunden. Zudem verwendet man auf Sklavenzügen, auf die ich noch zu sprechen komme, meist Panzerreiter, d. h. Sklaven, die in dicken, stark wattierten Decken stecken, und deren Zahl ist schon deshalb viel kleiner als die der vorhandenen Pferde, weil nur die stärksten unter ihnen den Reiter mit seinem Panzer, der übrigens auch das Tier umhüllt, tragen können.

Denselben Zweck wie Rind, Kamel, Pferd erfüllen alle Haustiere bei unzivilisierten Stämmen, aber der Wert der kleineren sinkt, wenn es größere im Lande gibt. Die Ziege z. B. hat bei den Rinderzüchtern untergeordneten Wert, aber ganz hat sie ihren Schatzcharakter nicht abgestreift. Als Stanley am Hofe Mtesas war, wurde einer seiner Begleiter von den Waganda verhöhnt, und da meinte einer, der Kerl könne höchstens eine Ziege wert sein. In anderen Gegenden aber, in denen es kein Großvieh gibt, hat die Ziege einen hohen Wert und man tauscht gegen einige Stücke ein Mädchen ein, wie bei den Rinderzüchtern gegen Kühe. Selbst Renntier und Hühner können zu Wertobjekten werden. Die Ostjaken der Tundra bezeichnen ihre Renntiere als lebendes Gold, ihr wirtschaftlicher Nutzen ist aber sehr gering, und als Caillié seine Reise nach Timbuktu ausführte, kam er bei einem Stamm vorbei, der Hühner thesaurierte, sie mit größter Sorgfalt pflegte, nie ein Stück aß und keins verkaufte. Hierher gehört die Nachricht Cäsars, daß die Britannier Hühner und Gänse halten, sie aber nicht schlachten.

Außer den Tieren, die wir als Haustiere bezeichnen, werden aber auch andere gehalten. Papageien, Adler, Enten, Ameisenfresser, Affen, Faultiere findet man bei Naturstämmen und alle werden mit größter Liebe gepflegt. Zu Haustieren in unserem Sinne können diese nicht werden, weil sie sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen; dies ist nur bei den Tiergattungen der Fall, die wir als Haustiere bezeichnen, und daraus erklärt es sich, daß wir noch heute dieselben haben wie die ältesten Zeiten, zu denen unsere Kunde reicht, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß sich ihre Zahl vermehren wird.

Auch leblose Dinge dienen der Schatzbildung. Daß Elfenbein angesammelt wird, scheint uns vielleicht noch erklärlich, aber andere speichern Eisenplatten auf oder Porzellangefäße oder Rindenstoff oder Menschenschädel, und wer recht viel von letzteren besitzt, gilt für einen reichen Herrn und großen Krieger.

Ein sehr wichtiges Schatzobjekt ist der Mensch, und seiner Ansammlung verdankt die Sklaverei ihren Ursprung. Man denkt bei uns, wenn man von ihr hört, gewöhnlich an die Zustände des christlichen Amerika, aber davon ist bei den Natur- und Halbkulturstämmen keine Rede. Die Sklaven sind Luxusartikel, sind selten mit schwerer Arbeit belastet, werden ausreichend ernährt und

fühlen sich so wohl, daß sehr selten einer davonläuft. Ein vornehmer Herr in der Türkei oder im afrikanischen Sudan hält sich viele Sklaven, weil das zum guten Ton gehört. Er liegt faul auf dem Diwan, jagt nicht, fischt nicht, fährt nicht Boot. Will er trinken, gibt er einen Wink, und ein Sklave bringt ein Glas Wasser; will er rauchen, so stürzt ein Sklave mit der Nargileh herbei, hat er gegessen, so bringt ihm einer einen Zahnstocher usw. Dieser Sitte können sich selbst die Europäer nicht entziehen. Wie Nachtigal auf die Wertschätzung des Pferdes im Sudan Rücksicht nehmen mußte, die übrigens auch in der Türkei herrscht, so müssen die Europäer in der Türkei das Haus voller Diener haben; sechs sind eine verhältnismäßig kleine Zahl, ein Generalkonsul muß mindestens zwanzig haben, ohne daß sich für diese Verschwendung menschlicher Kraft ein vernünftiger Grund ermitteln ließe. Eine besondere Stellung nehmen natürlich die Sklavinnen ein. Ursprünglich waren sie zur Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse ihrer Herren bestimmt, und bei mäßig reichen Männern bleibt es auch so, aber bei wirklich reichen wird ihre Zahl so groß, daß sie auch hier zu Luxusobjekten werden; der Sultan von Ngaumdere (Adamaua) beispielsweise hatte 1200, die sich keineswegs durch besondere Schönheit auszeichneten. Bei den rechtmäßigen Frauen ist der Schatzcharakter insofern etwas getrübt, als ihre Zahl in mohammedanischen Staaten durch das Gesetz auf vier beschränkt ist. Sie müssen übrigens auch gekauft werden, und ihr Preis schwankt je nach der Güte der Familie, der sie entstammen, und ihrer Vergangenheit zwischen einem Sklaven und einer Anzahl von Metern Baumwollstreifen. Bei den viehzüchtenden Negerstämmen wird der Schatzcharakter auch der Ehefrauen viel deutlicher. Eine rechtmäßige Frau muß gegen eine Anzahl Kühe eingetauscht werden, und wer diese Sitte außer acht läßt und sich auf andere Art kopuliert, lebt nach Kaffernvorstellung im Konkubinat. Das niedere Volk, das keine Kühe besitzt, kann daher überhaupt keine richtige Ehe schließen, wer sich dagegen viele Frauen durch Kühe beschaffen kann, dokumentiert damit großen Reichtum. Dem Unzivilisierten genügt aber der Besitz als solcher nicht, sondern er will mit ihm auch prahlen, und deshalb erhält jede Frau ihre eigene Hütte, und wenn ein Neger viele Frauen hat, so gruppieren sich um seine eigene Hütte eine ganze Anzahl Frauenhütten, so daß man schon von weitem erkennen kann, daß er in eine hohe Schatzklasse gehört. Es ist demnach nicht ganz richtig, beim Neger von Frauenkauf zu sprechen, da man dabei an unsere Handelsverhältnisse denkt, während es sich um Wechsel des Schatzes handelt. Die Frauen bearbeiten den Boden, der im Überfluß vorhanden und daher wertlos ist, jede führt eigene Wirtschaft, und der Mann bestimmt, welche bei ihm schlafen soll.

Der Wertcharakter der Sklaven ist so allgemein anerkannt, daß sie beispielsweise im Sudan unsere Banknoten vertreten; man kauft für sie wertvolle Waren wie Pferde, Frauen, kostbare Gewänder. Geht der Kaufmann auf eine Reise,

so kauft er zunächst auf dem Markt die notwendigen Sklaven zum Transport seiner Waren und seines Proviants. Ist er eine Zeitlang unterwegs und haben sich seine Bestände vermindert, so verkauft er einen Sklaven aus seiner Karawane und kann immer sicher sein, für sie einen guten Preis zu erzielen. Gelangt er an einen größeren Ort und hat er dort viel Geld durchgebracht, so begleicht er seine Rechnung mit einem Sklaven. So ist der Sklave bares Geld, und um dies sich zu verschaffen, werden die grausamen Sklavenjagden veranstaltet. Das Leben der Landbausklaven verläuft anders wie das der in der unmittelbaren Nähe der Herren befindlichen, aber bei diesen handelt es sich in der Regel nicht um Sklaven im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern um unterjochte Eingeborene. Schlecht ist deren Los ebenfalls nicht.

Außer dieser auf Raub beruhenden Menschenthesaurierung gibt es aber noch eine zweite, bei der sich die Menschenschätze aus eigener Fruchtbarkeit ergänzen und vermehren. Daß der Menschenzuwachs bei der Sklaverei sehr groß ist, was man angesichts der vielen Frauen unter ihnen annehmen sollte, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt, und vieles spricht dagegen. Unzivilisierte Stämme wünschen sich viele Kinder, weil sie darin ebenfalls ein Zeichen von Reichtum erblicken, denn selten stammen zwei Kinder eines Mannes von derselben Frau, sind also selten Geschwister in unserem Sinne, und daher beweisen viele Kinder, daß der Mann viele Frauen hat. Aber die Erzielung dieser Kinderschätze wird ihm durch zahlreiche Frauen keineswegs gewährleistet. Nach Rohlfs entvölkert die Polygamie die Länder, da der Haremsbesitzer in der Regel mit seinen vielen Frauen nicht soviele Kinder zeugt, wie der in Monogamie lebende Europäer, und als Beleg dafür könnte der Sultan von Tibati (Adamaua) angeführt werden, der von seinen nach hunderten zählenden Frauen nur zwei Kinder hatte. Auf der anderen Seite aber kommen auch kolossale Kinderscharen vor. Bei der zweiten Art von Menschenthesaurierung, über die ich jetzt spreche, sollen sich die Menschenschätze aus eigener Fruchtbarkeit erhalten und, wenn möglich, vermehren. Sie wohnen in Dörfern, bilden Familien, und der Vornehme, der ihr Herr ist, sieht in ihrer möglichst großen Zahl seinen höchsten Ruhm. Die Frauen sind ebenso höher geschätzt als die Männer, wie bei den Rinderzüchtern die Kuh wertvoller ist als der Stier. Niemals wird eine verkauft und niemals darf eine das Dorf verlassen; heiratet sie, so muß der Mann zu ihr ziehen. Der Herr kann natürlich über sie verfügen, und für Sumatra, wo diese Art der Menschenthesaurierung herrscht, ist das jus primae noctis ausdrücklich bezeugt. Diese Schatzbildung mit Hilfe von Menschen wird für die Wissenschaft wahrscheinlich noch eine große Bedeutung gewinnen, weil mancherlei dafür spricht, daß sie früher auch in europäischen Staaten geherrscht hat.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so besteht das gesamte Bestreben unzivilisierter Menschen darin, für recht reich zu gelten und sich über seine Mit-

menschen zu erheben. Ob sein Leben dabei bequem verläuft oder nicht, hat für ihn gar keine Bedeutung. Hitze, Kälte, Schmutz, Wohnung, Bildung spielen für ihn kein Rolle, er will einzig und allein einer hohen Schatzklasse angehören. Dagegen hat die Nahrung für ihn eine große Bedeutung, aber nicht weil er in diesem Punkte vorsorglich ist wie wir. Wenn der Unzivilisierte in den Besitz reichlicher Nahrungsmittel gelangt, verzehrt er sofort alles und hungert dann wieder. Er will jedoch recht dick werden und dadurch seinen Mitmenschen zeigen, daß er viel zu essen hat, also reich ist. Bei der Mädchenmast, die übrigens außer für Afrika auch für die Südsee bezeugt ist (Antonie Brandeis), habe ich dies Bestreben schon gestreift, es kann aber auch sonst festgestellt werden. In Marokko z. B. dreht sich bei reich und arm alles um das Essen, man spricht hauptsächlich von ihm, und Mahlzeiten, die fünf Stunden dauern, sind keine Seltenheit. Wie wenig das Essen als Sättigung des Körpers und Erhaltungsmittel der Kräfte angesehen wird, geht aus einem Berichte in Lenz Reisebeschreibung von Timbuktu hervor. Er hatte einen Ausflug in die Nähe von Fez gemacht und reichlichen Proviant für sich und seine Soldaten mitgenommen. Als diese eine starke Mahlzeit eingenommen hatten, erklärten sie, jetzt müßten sie von den Eingeborenen noch die Muna (Naturallieferungen) holen, gingen in das Dorf, wo sie jedoch nur einige Frauen trafen, während die übrige Bevölkerung mit Feldarbeiten beschäftigt war. Die Weiber mußten nun die Leute vom Felde rufen, und die Soldaten erpreßten von ihnen Hühner, Eier, Brot, Honig usw. Daher gilt es auch für gute Sitte, nach der Mahlzeit durch tiefe, aus dem Magen gezogene Töne laut zu verkünden, daß man gut gegessen hat. Diese bei uns aufs strengste verpönte Unmanier gilt dort und auch anderwärts als Quittung für die Güte der Mahlzeit, und die Leute gewinnen in ihrer Ausübung eine große Fertigkeit.

Auch sonst sucht man den Körper durch alle möglichen und unmöglichen Mittel auszuzeichnen, da der Unzivilisierte nichts Anderes kennt wie seine eigene Person. Dahin gehören die Verunstaltungen des Körpers, die uns abstoßen, bei den Naturvölkern aber für schön gelten z. B. der Lippenpflock. Von einem Indianerstamm wissen wir, daß man aus seiner Größe die Größe des Reichtums der Trägerin beurteilen kann, da bei jeder Vergrößerung des Pflocks ein kostspieliges Fest gegeben werden muß, und wenn nun eine einen großen hat, so blickt sie mit tiefster Verachtung auf eine andere mit kleinem herab. Ein Reisender hat den Zank zweier belauscht und dabei gehört, wie die eine sagte: Was bist du denn! Hast du eine so große Lippe wie ich, hast du soviele Geschenke gegeben wie ich? Geh nach Hause, und wenn du erst einen so großen Pflock hast wie ich, dann wollen wir über die Sache weiter reden, worauf die andere mit gesenktem Haupt davonschlich. Verwandt damit sind Greueltaten, deren Zweck es ist, sich berühmt und gefürchtet zu machen. Auf Fidschi ließ ein

Häuptling von seinem Weibe Brennholz sammeln und einen Ofen bauen, in dem er sie verbrannte, und ein anderer schnitt Fleisch aus dem Arm eines Menschen, briet es vor seinen Augen und verzehrte es; beide gestanden, die Untaten nur begangen zu haben, um sich berühmt zu machen und Schrecken zu verbreiten.

Besser verständlich ist für uns das Schmuckbedürfnis Unzivilisierter. Nacktgehen ist für sie keine Schande, schlimm aber ist es, wenn sie gar keinen Tand besitzen, den sie an sich hängen können. Die Bekleidung des Körpers ist keineswegs aus der Notwendigkeit, sich gegen die Kälte zu schützen, und noch weniger aus Schamgefühl hervorgegangen, sondern aus der Hochschätzung gewebter Stoffe. Baumwollstreifen gelten in vielen Teilen Afrikas für Geld, und wer demnach viele hat, ist ein wohlhabender Mann. Die Tobe, das gewöhnliche Kleidungsstück der Männer im Sudan, besteht aus zahlreichen zusammengenähten Baumwollstreifen, ihr Träger kann daher kein armer Mann sein, wer viele Toben hat, ist wohlhabend, und wer gefärbte Toben besitzt, gilt für noch reicher, da sie teurer sind als die ungefärbten. Die Tobe selber hat Geldcharakter, man kann für sie also andere Ware kaufen; erreichen letztere nicht den Wert einer ganzen Tobe, so halbiert man sie und gibt nur die Hälfte zur Bezahlung.

Bei uns hat die Kleidung nur in Ausnahmefällen Wertcharakter, im allgemeinen ist sie zum unentbehrlichen Gebrauchsgegenstand geworden, dagegen sind wir in dem Bestreben, unseren Körper mit wertvollen Steinen oder Metallen zu behängen, die unverfälschten Kinder unserer Vorfahren geblieben, nur daß wir anspruchsvoller geworden sind. Der Unzivilisierte schmückt sich mit Muscheln, Glasperlen, Messingdraht, wir mit Perlen, die aus dem Meere gefischt werden, mit Gold, Diamanten usw. Der Schmuck der Unzivilisierten nimmt auch in diesem Falle wie bei der Baumwolle Geldcharakter an; die Kaurimuschel (Cypraea moneta) zum Beispiel ist ein weitverbreitetes Zahlungsmittel, und die Glasperle spielt auf den Märkten des Sudan eine große Rolle. Auf diese Weise haben Gold, Silber und Kupfer ihren Geldcharakter erhalten, den sie noch heute bei uns haben. Kupferne Ringe sind noch heute ein beliebter Schmuck in Afrika, und da dem Unzivilisierten das Protzen mit Reichtum mindestens ebenso hoch steht wie der Besitz als solcher, so erhalten sie zuweilen ein Gewicht, daß man gar nicht begreift, wie die Leute mit dieser Last umhergehen können. Manche Eingeborene tragen Halsringe, die bis fünfzehn Pfund wiegen können, und ihre Träger sind nach unseren Begriffen um so bedauernswerter, als der Schmuck niemals abgenommen werden kann. Der Unzivilisierte denkt anders. Er erträgt den Zwang gern, da er durch ihn seinem Hochmut genügen kann und noch dazu die Sicherheit hat, niemals seines Kleinods beraubt werden zu können; man müßte ihm den Kopf abschlagen, wenn man ihm seinen Halsring abnehmen wollte. So lehrt die Ethnographie, daß das Geld aus der Putzsucht unserer Ahnen, nicht etwa umgekehrt, entstanden ist.

Vom Gelde bis zum Schatz ist kein weiter Weg, und so finden wir, daß viele Dinge, die als Schmuck und Geld verwandt werden, auch der Schatzbildung dienen. Bei den Bongo in Afrika beispielsweise bildet die Einschmiedung des Arms in eiserne Ringe den wertvollsten Schmuck eines Mannes, und eiserne Ringe oder Eisen in Spatenform werden thesauriert. Auf Fidschi wird Taparindenstoff thesauriert, und an hohen Festen lassen sich die Häuptlinge in Streifen davon, die bis zweihundert Meter lang sein können, einwickeln und gehen so unter das Volk. Der Maria Theresia-Taler ist Zahlungsmittel in einem großen Teile Nordafrikas, und ein Statthalter von Kano (Haussafulbien) soll 1500 Kisten gefüllt mit ihnen besessen haben, die einen Wert von 18 Millionen Mark hatten (Flegel).

Auch die Teilung der Arbeit unter die beiden Geschlechter hängt von der Wertschätzung der zu verarbeitenden Dinge ab. Der Adel, das heißt die eigentlichen Schätzesammler, arbeitet, wie ich schon gesagt habe, niemals. Der Araberstamm der Aulad Soliman hatte sich nach ruhmvoller Vergangenheit in die Sahara zurückziehen müssen und führte dort ein Räuber- und Nomadenleben. Das Kamel war ihr Schatztier, und sie scheuten kein Verbrechen und keine Mühe, um sich in den Besitz von recht zahlreichen zu setzen. Nachtigal versuchte, sie zur Arbeit zu bewegen, worauf sie antworteten, sie wüßten wohl, daß sie von Sünde und Unrecht lebten, aber arbeiten könnten sie nicht, denn durch sie würden sie das Andenken ihrer Vorfahren schänden. Dagegen arbeitet der Teil des Volks, der nicht zum Adel gehört, und für diese macht es einen großen Unterschied, ob Stoffe verarbeitet werden müssen, die Wertcharakter haben oder nicht. Wertvolle Stoffe werden fast immer von Männern verarbeitet, wertlose meistens von Frauen. Daher ist Schneiderei in der Regel Männerarbeit, die Nähnadel ein wichtiges Tauschmittel, wogegen die Stecknadel wertlos ist, und man kann zuweilen Herren sehen, die für ihre Sklaven Kleider nähen, denn bei der Schneiderei werden Stoffe verarbeitet, die Geldcharakter haben. Aus demselben Grunde ist die Weberei gewöhnlich Sache der Männer, und die Metallverarbeitung ist es geblieben. Daß das Schmiedehandwerk zunächst dem Schmuckbedürfnis diente und erst später Gebrauchsgegenstände herstellte, kann man daran erkennen, daß die Schmiede unzivilisierter Stämme gewöhnlich Schmuck herstellen. Oft sind sie mit dem Nimbus der Zauberei umgeben, gelten für besonders böse oder für besonders wichtige Personen und sind je nachdem gefürchtet oder geachtet. Dagegen ist die Töpferei, durch die nur Gebrauchsgegenstände angefertigt werden, immer Frauenarbeit und ebenso die Bodenbearbeitung. Die Viehzucht ist aus den angeführten Gründen hoch geschätzt und liegt daher in den Händen der Männer, der Feldbau dagegen liefert nur nützliche Dinge, ist daher verächtlich und wird den Frauen überlassen; niemals wird ein primitiver Viehzüchter das Feld bestellen,

wogegen es den Frauen in der Regel strengstens verboten ist, ein Euter zu berühren. Unterjocht ein Stamm den anderen, so belastet er den besiegten keineswegs mit schwerer Arbeit, sondern er nimmt ihm sein Vieh, im übrigen aber kümmert er sich nur insofern um ihn, als er gelegentlich etwas von ihm erpreßt. Daher leben die Besiegten nach unseren Begriffen zuweilen in besseren Verhältnissen als die Besieger. Das ist zum Beispiel bei den Tuareg in der Sahara der Fall. Für den Adligen unter ihnen ist nicht nur jede Arbeit erniedrigend, auch eine feste Wohnung ist nicht standesgemäß. Am wohlsten fühlt er sich im Kamelsattel und wählt zu seiner Ruhe einen Baum oder einen Felsenspalt oder das Zelt, und die höchste Konzession, die er dem Komfort macht, ist eine Rohrhütte. Die unterworfenen Imrhad dagegen wohnen in festen Lehmhütten und sind, da sie die Arbeit nicht scheuen, vor Not geschützt. Ähnlich lagen die Verhältnisse zu Stanleys Zeit in Uganda; die Unterworfenen, die hier Kopi hießen, lebten zwar nicht besser als die Sieger, aber auch nicht schlechter. Sie waren jedoch verachtet, und Kopi war ein Schimpfwort. Bemerkenswert ist, daß für den Mann bei längerer dauernder Erniedrigung der Feldbau seine Verächtlichkeit verlieren kann, und daß er dann seinen Frauen im Felde hilft. Doch hüte man sich, daraus Schlüsse auf die Entwickelung unserer Landwirtschaft zu ziehen. Denn der Unterworfene ist in jedem Falle seines Stolzes beraubt, ihm liegt nicht einmal etwas daran, daß seine Frauen unberührt von anderen bleiben, und er verleiht sie leichten Herzens zur Benutzung an zahlungsfähige fremde Männer. Dies geschieht von den viehzüchtenden Kaffern zuweilen ebenfalls, und da von solchen Menschen eine weitere Entwickelung nicht ausgehen kann, so kommen wir zu dem Schluß, daß der Fortschritt der Menschheit weder der primitiven Viehzucht, noch dem primitiven Ackerbau verdankt wird, sondern daß zu seiner Herbeiführung ganz andere Elemente auftreten mußten, die einerseits mit der Menschenthesaurierung zusammenhingen, wie ich schon angedeutet habe, andererseits aber und hauptsächlich von den fest ummauerten Städten mit ihrem unabhängigen Bürgertum ausgegangen sind.

Die Segelboote von Yabase im Abend/ Erzählung von Max Dauthendey

Hanake hatte allen Körperschmuck, den ein japanisches Mädchen sitzend, trippelnd und liegend zeigen muß, um zu den göttlichen Schönheiten der Vergänglichkeit gezählt zu werden. Ihr Hals war biegsam wie eine Reiherfeder, ihre Arme kurz, wie die Flügel eines noch nicht flüggen Sperlings. Saß sie auf der Matte und bereitete ihren Tee, so arbeitete sie vorsichtig wie unter einer Glasglocke. Ging sie abends mit ihrer Dienerin auf den hohen Holzschuhen zum Theater, so war sie unauffällig, als hätte sich ihr Körper mit der Sonne zur Ruhe gelegt, und als ginge nur ihr Schatten mit der Dienerin und der Papierlaterne den Weg zu den Schatten. Lag sie in der Nacht hinter den geschlossenen Papierwänden ihres Hauses mit frisiertem Kopf auf der Schlummerrolle und zog mit den Fingerspitzen den seidenen Schlafsack ans Kinn, so war ihr feines, vom Mond beschienenes Gesicht vornehm, als wäre es aus Jadestein geschnitten und erschien unzerbrechlich und unvergänglich.

Hanake war das reichste Mädchen am Biwasee, nicht bloß reich an der äußeren Schönheit, welche die Frauen ruhig und wunschlos macht, — auch reich an Besitz. Die Götter der Vergänglichkeit hatten sie mit ihren glänzendsten Geschenken, mit Schönheit und Geld, verwöhnt. Aber auch die Göttin der Unendlichkeit hatte ihr eine Seele in die Augen gegeben, so daß ihre Augen weinen konnten, denn die Wollust der Träne ist das höchste Geschenk dieser Göttin.

Lange, ehe der Krieg Japans mit Rußland begann, hörte Hanake in ihrem Hause am Biwasee von Freunden und Freundinnen, die im Sommer über die Berge von Kioto zum Besuch zu ihr an den See kamen, daß die Fremden vom Westen wie böse Heuschreckenschwärme in Japan erwartet würden, um die Männer zu töten, die Frauen zu verschleppen und sich in das Land zu teilen. Auf dem Biwasee würde man dann bald Schiffe sehen, die Rauch ausstießen und die Seetiefe mit Schrauben aufwühlten. Auf Eisen würden bald Eisenwagen, rasselnd wie Gewitterwolken, täglich durch Japan eilen. Diese Wagen würden die Fremden in Massen nach Kioto und an die Ufer des Biwasees bringen. Die leichten Vogelkäfige der Bambushäuser würden verschwinden, und Steinhäuser, wie man sie im Westen der Erde baut, zum Himmel wachsen, und überall würde dann Rauch und Eisenlärm sein. Denn die Fremden lieben das Eisenrasseln und können ohne die betäubende Stimme des Eisens nicht leben: sie lieben das Leben als einen ewigen Krieg anzusehen. Sie sind wie Donnergötter ungeduldig und aufstampfend, und sie werden schlimmer als Wolkenbrüche und schlimmer als Taifune Japan verheeren, so sagte man.

Hanake, die keine Eltern hatte und nur mit ein paar Dienerinnen und

Dienern das Haus ihres Vaters bewohnte, hörte gruselnd die Berichte ihrer Freunde und erfand mit ihren Freundinnen kleine Spottlieder, welche die Dämonen des Westens verhöhnten, Lieder, die sie abends bei den Bootfahrten in lampenerleuchteten Booten auf dem Biwasee sangen.

Eines Abends — die Sonne war eben untergegangen, der See war hell, als wäre er aus Porzellan, weiß und glänzend, der Himmel war golden, als hätte Hanake eine ihrer Truhen geöffnet, die aus Goldlack waren, und die Geheimfächer enthielten, — trat Hanake auf den Landungssteg, der vor ihrem Haus in den See reichte, und den links und rechts hohes Schilf umwiegte.

In der Richtung nach Yabase erschienen drei Segelboote. Die drei Segel glitten wie senkrechte Papierwände über das abendglatte Wasser. Man sah keine Menschen; denn jedes Segel reichte so tief, daß es das Boot verdeckte. Die aufgepflanzten Segel wurden größer und kamen näher: Hanake fühlte eine Bangigkeit, als kämen mit den drei Segeln drei weiße, unbeschriebene Blätter aus ihrem Schicksalsbuch geschwommen, und plötzlich las sie, als eine Sekunde von Windstille die Segel schlaff werden ließ, zufällig entstanden aus den Falten jeder Segelleinwand, ein japanisches Schriftzeichen. Das erste Boot sagte: „Ich grüße dich." Das zweite Boot sagte: „Ich liebe dich." Das dritte Boot sagte: „Ich töte dich."

Nach der kurzen Windstille, die knappe Sekunden dauerte, wechselte der See seine Farbe; wie vergossene schwarze Tusche über weißes Papier lief eine Finsternis über die Seefläche, und ganz unvermittelt setzte ein trompetender Seesturm ein, der alle drei Segel fast flach auf das Wasser legte, als müßte die Leinwand den Seeschaum reiben. Hanake tat einen Schrei vor Entsetzen, da sie glaubte, die Segelboote müßten unter dem zischenden Wind und in den kreiselnden Wellen versinken.

Aber die drei Boote hoben sich wieder. Geschickte Hände regierten die Segel. Doch dieses sah Hanake nicht mehr. Sie hatte zugleich mit dem Schrei, als das aufgeregte Schilf ihr um den Nacken schlug, einen Sprung in die Luft gemacht wie eine elektrisierte Katze und war in das Wasser gefallen; und als sie die Augen öffnete, sah sie ein Rudel Fische und wußte, daß sie unter dem Wasser war, als wäre sie selbst ein Fisch. Dann verlor sie das Bewußtsein.

Als Hanake aufwachte, lag sie in ihrem Zimmer. Es war Nacht, eine Kerze brannte, und ihre Lieblingsmagd, welche „Singende Seemuschel" hieß, kniete neben ihr und weinte in beide Hände. Man hatte sie umgekleidet, aber sie roch noch das Seewasser, von dem ihr Haar naß war, und sie besann sich sofort wieder auf die drei Schiffe, und ihre erste Frage war: „Sind die drei Segelboote, die aus Yabase kamen, untergegangen?"

Die Magd antwortete nicht, hörte auf zu weinen und streichelte die Hände ihrer Herrin, entzückt, sie wieder lebend zu sehen.

„Sind die drei Segelboote untergegangen?" fragte Hanake beharrlich.

Aber die „Singende Seemuschel" hatte keine Segelboote gesehen. Die Magd hatte die Herrin auf dem Kies im Schilf gefunden und geglaubt, das junge Mädchen sei von der Landungsbrücke ins Wasser gefallen und habe sich durch einen Zufall selbst gerettet.

„Schiebe die Seefenster auf," sagte Hanake zur Magd. Diese tat, wie ihr befohlen. Draußen lagen der See und der Himmel wie ein einziges, schwarzes Loch; kein Stern, kein Mond, kein Licht auf dem See. Hanakes Fenster schienen in einen Abgrund zu schauen, und dem jungen Mädchen war, als müsse sie zum zweitenmal ertrinken, so schmerzhaft wurde ihr die Finsternis draußen. Und in ihrer Brust war eine Leere, so unendlich wie die Nacht über dem Biwasee, als habe sie einen großen Verlust erlitten, als wäre mit den drei Booten ihr Herz fortgezogen; und totenstill war das kleine Bambushaus.

„Schließe die Fenster und hole mir den grauen Papagei, nicht den grünen und nicht den gelben, — den grauen, Singende Seemuschel, den mein Vetter mir vor ein paar Wochen mitgebracht hat aus Nagasaki."

Die Magd gehorchte, brachte den grauen Papagei und wurde dann von ihrer Herrin schlafen geschickt. Aber sie hörte in der Nacht bis zum Morgen, wie Hanake ihrem Papagei drei Sätze lehrte: Ich grüße dich! Ich liebe dich! Ich töte dich! Und sie sah an der weißen Papierwand den Schatten ihrer Herrin aufrecht neben dem Schatten des Vogels sitzen. Doch immer, wenn der Vogel sagen sollte: Ich liebe dich! dann lachte er so unheimlich knarrend, daß es der Magd gruselte. Während der ganzen Nacht lachten und sprachen Hanake und ihr Vogel zusammen. Und ganz früh rief Hanake zwei Dienerinnen, die sie frisierten, und Seemuschel, die Lieblingsmagd, die alle Verstecke des Hauses kannte, mußte aus dem ältesten Lackkasten zwei winzige, kostbare Satsumavasen holen, die sich in der Familie seit Hunderten von Jahren vererbt hatten, und mußte am Seeufer zwei Schwertlilien abschneiden, eine blaue und eine gelbe. Die Vasen mit je einer Lilie wurden von Hanake in eine Nische gestellt und ein auf weiße Seide geschriebenes Gedicht eigenhändig an die Wand gehängt. Das Gedicht hieß:

Auf dem See steht ein weißes segelndes Boot.
Mein Herz, mein leises,
Mein Auge, mein heißes, —
Die Menschen, die einsam sind,
Sind wie die Boote von Jabase,
Die blaß hintreiben im Abendwind.

Hanake hatte an diesem Tag allen ihren Freunden und Freundinnen absagen lassen und saß drei Stunden vor Sonnenuntergang schon am Fenster, das auf den See sah. Auf dem Seespiegel brannte die Sonne wie ein helles Herdfeuer,

und Hanake hielt einen Fächer zwischen sich und das grelle Licht. Aber von Zeit zu Zeit strengte sie sich an, dem Licht zu trotzen, und suchte mit aufmerksamen Augen die funkelnde Seefläche ab und wünschte die drei Segel herbei, die gestern Abend ihre Ruhe mit fortgenommen hatten. Auf Hanakes Kleid waren Schwertlilien gewebt, blaue und gelbe auf silbrigem Grund, und ihr Kopf sah aus der silbrigen Seide, als schaute er aus dem Kamm einer hellen Welle.

Sie hatte seit gestern abend noch nicht geschlafen, und das Schauen auf die sonnenfeurige Seefläche brannte ihr fast die Augen aus, so daß sie für einen Augenblick die Augenlider schloß, und ohne es zu wissen, einschlief.

Sie hatte vielleicht eine kleine Stunde geschlafen, da weckte sie der graue Papagei, der ihr auf die Schulter kletterte und ihr ins Ohr krächzte: „Ich liebe dich!“ und dazu schnarrend lachte.

Hanake hob das Köpfchen aus der silbrigen Seide und sah am Landungssteg ein großes gerafftes Segel. Das war so nah an ihrem Fenster, daß sie die Segelleinwand an die Maststange klatschen hörte. Sie bog sich vorsichtig aus dem Fenster und sah, daß das Segelboot festgebunden war. Aber im Boot war kein Mensch zu sehen.

Das ist eines der drei Boote, sagte atemstockend ihr heimkehrendes Herz. Aber sie wußte nicht, war es das erste, das zweite oder das dritte Boot.

Da trat ihre Lieblingsmagd, die Singende Seemuschel, herein und brachte einen zusammengerollten Brief.

„O Herrin, diesen Brief sollt Ihr lesen und Euch für einen hohen Besuch bereit halten,“ flüsterte die Magd.

Im Brief stand: „Gestern, als wir nach Sonnenuntergang bei deinem Hause kreuzten, schöne Hanake, hatten wir das Unglück, dich zu erschrecken, aber auch das Glück, dir das Leben zu retten. Und das allergrößte Glück, dich zu sehen, um dich nie mehr zu vergessen, wurde mir zu teil. Ich sende dir heute meinen treuesten Freund, der dich gestern rettete, der dich heute zu mir auf den See bringen soll und in meine Arme, die dich sehnsüchtig erwarten. Ich grüße dich, Hanake.“

Der Brief war unterschrieben mit dem Namen eines jungen Prinzen aus dem kaiserlichen Hause. Und Hanake wußte als guterzogene Japanerin, daß es eine ungeheure Ehre bedeutete, daß ein kaiserlicher Prinz sie seiner Liebe würdigte, und sie ließ den Freund des Prinzen sogleich zu sich herein ins Zimmer bitten.

Die Diele zitterte, und ein prächtiger junger Mann trat ein. Hanake fiel vor ihm auf die Knie und berührte mit der Stirn die Diele, wie es die japanische Begrüßungssitte vorschreibt. Aber es war nicht, als ob ein Mensch, sondern als ob ein stürmisches kleines Pferd ins Zimmer gekommen sei. Sie hörte den Mann mit beiden Füßen mehrmals kräftig aufstampfen, und aus seiner Brust drangen ein paar hohle seufzende Laute.

Hanake wartete mit gesenktem Angesicht lange Zeit auf die Anrede des kaiserlichen Gesandten, denn sie durfte sich erst erheben, wenn der Begrüßte sie dazu aufforderte.

Nach einer Weile, als immer noch keine Anrede erfolgte, hob Hanake leicht ihr Gesicht von der Diele, die noch unter den stampfenden Füßen des Mannes zitterte. Wie zwei Steine aus einer Schleuder geworfen, fielen des jungen Mannes starke Augen in des Mädchens blinzelnden Blick. „Ich liebe dich!" schrien ihr diese ungeduldigen Augen entgegen, und Hanake senkte von neuem ihr Gesicht, das abwechselnd weiß und rot wurde, von Blutfülle und Blutschwäche.

„Antworte!" sagte plötzlich der Mann laut.

„Ich liebe dich" sagte Hanake, tief auf die Diele gebeugt, als wäre die Diele ein Ohr, in das sie hineinflüsterte. Zugleich fiel ihr ein, daß der Befehl „Antworte!" sich wahrscheinlich auf den Brief des Prinzen bezogen habe. Aber es war nicht mehr zurückzunehmen. Ihre Lippen hatten deutlich gesprochen: „Ich liebe dich" und den zwei Männeraugen geantwortet, die sie gefragt hatten.

Dann fühlte sich das junge Mädchen von zwei hastigen Händen um den Leib gefaßt. Wie ein Häufchen Seide hob sie der starke Mann hoch und trug sie aus dem Hause, dem Landungssteg entlang. Im selben Augenblick hatte sich der Abendwind erhoben und der seidene Ärmel von Hanakes Kleid bauschte sich und fiel wie eine Kapuze über den Kopf des Mannes, der sie auf den Armen trug. Und als Hanake aufsah, und ehe sie noch den Ärmel zurückziehen konnte, erblickte sie ein zweites großes Segel, das eben an der Landungsbrücke vorbeizog. Ein Schauder, kälter als der Wind, rieselte ihr über die Haut. Denn in dem Boot stand ein Mann, der war kein Japaner. Er hatte keine schöne gelbe Elfenbeinhaut. Er war grau im Gesicht wie Moder, wie ein Stein, der lange auf dem Seegrund gelegen hat, und seine Haut war runzlig wie die Haut der Kröten. Er hatte ein erschreckend gelbes Haar. Das war hell wie Hobelspähne, und seine Augen waren fischblau, und eine unordentliche Seele blickte wirr Hanake an, als stürze ein surrendes häßliches Insekt auf sie los und wolle sie stechen. Sie wußte: es war der Amerikaner, der abends hier am Biwasee im Uferschilf Wildenten jagte. Morgens und abends hatte sie oft den Knall aus seiner Jagdbüchse gehört, und dann waren, zu Tode geängstigt, kreischend und entsetzt, Scharen von Wildenten über Hanakes Haus fortgeflogen.

Das junge Mädchen wartete eine Sekunde; es ließ das Boot des häßlichen Fremden vorübergleiten und zog dann erst ihren Ärmel vom Kopf ihres Geliebten. Denn daß der Mann, der sie trug, ihr Geliebter war, sagten ihr seine Hände, die beim Tragen Hanakes Blut anredeten und ihr von großen Zärtlichkeiten erzählten, die sie ihr glühend versprachen.

Nach einer Weile ging das Boot vor dem Wind, und drinnen lag Hanake

mit dem Kopf zwischen den Knieen des Mannes, der wie ein Feuerdrache in Hanakes Haus gestürzt war, und der wie ein großer Zauberer den Biwasee jetzt in ein riesiges Seidenbett verwandelt hatte, darinnen die beiden eingebettet lagen. Und Hanake sah das Wasser ohne Grenzen, den Himmel ohne Grenzen und die Liebe zu dem plötzlich erschienenen Mann ohne Grenzen.

Sie fragte nicht: „Wie heißt du?" Sein Name war ohne Namen. Sie fragte nicht: „Wohin fahren wir?" Ihre Fahrt war ohne Fahrt. Denn das Segel stand senkrecht zwischen Wasser und Himmel, und sie wußte, das Segel hatte ein Spiegelbild unten im See, so wie ihr Gesicht im Schoße des Mannes das Spiegelbild des geliebten Gesichtes geworden war.

Das Segelboot glitt nah am Schilfufer hin. Das Mädchen verstand: der Mann vermied es, auf die Wölbung des Sees zu segeln, damit nicht Boote, die von Nabase kämen, ihnen begegneten.

Da knallte ein Schuß im Röhricht, und braune Wildenten strichen aus dem Schilf heraus aufkreischend über die Seefläche. Ein zweiter Schuß schallt, und Hanakes Geliebter wirft die Arme in die Luft, springt auf, wie von einem Strick in die Höhe gerissen, und stürzt kopfüber in den abenddunklen See. Kein Schrei; nur das Aufklatschen des Wassers, und der Hall der Schüsse am Ufer des Biwasees entlang, springt durch die Stille. Hanake greift unwillkürlich mit beiden Händen über den Bootrand in das Wasser, wohin der Geliebte verschwande, und als sie die Hände aus dem Wasser zieht, sind sie blutig. Sie fällt lautlos auf den Boden des Bootes, das im Winde weitertreibt.

Hanakes Diener sehen vom Fenster, daß das Boot, in dem die Herrin fortfuhr, draußen nicht weit vom Ufer steuerlos im Kreise treibt, und daß ein anderes Boot aus dem Schilf heraus die Seewölbung ersteigt und hinter dem Wasser verschwindet. Ein paar der Diener schwimmen hinaus und bringen das Boot mit der ohnmächtigen Hanake an den Landungssteg. Zur gleichen Stunde wie am vorhergehenden Abend liegt Hanake ohnmächtig in dem Zimmer, das auf den See geht; bei derselben Kerze, die gestern brannte, sitzt ihre Lieblingsmagd, die Singende Seemuschel, und wartet auf das Erwachen ihrer Herrin.

Als diese gar nicht zu sich kommen will, fällt der Magd ein, den grauen Papagei zu holen, der von drei Sätzen immer nur den einen gelernt hat: Ich liebe dich. Als sie den Vogel neben die Kerze in das Gemach bringt, schreit er sofort: „Ich liebe dich!" Da zuckt das Gesicht der ohnmächtigen Hanake zusammen, als habe ihr einer einen unendlichen Schmerz angetan. Ihre Lippen seufzen tief auf, ihr Gesicht verändert die Farbe und wird wie die Asche im Aschentopf, der neben der Kerze steht. Die Magd beugt sich erschrocken über ihre Herrin und wie sie noch zweifelt: ist das der Tod, der Hanake so entfärbt?, da schüttelt der Papagei sein Gefieder, schlägt mit den Flügeln um sich und schreit plötzlich und unvermittelt: „Ich töte dich!"

Die „Singende Seemuschel" starrt entsetzt den Vogel an, dessen großer Schatten vor der Kerze, wie der Schatten eines mächtigen, schwarzen Segels, über die Wände des Gemaches fliegt.

Die Magd greift mit beiden Händen nach dem um sich schlagenden Papagei. Der Vogel schreit zum zweitenmal: „Ich töte dich!" Die Hände der Magd packen das Tier und drücken dem Papagei den Hals zu, damit er nicht zum drittenmal das schauerliche „Ich töte dich" schreien kann. Der Vogel verdreht seine Augen, läßt mit einem Ruck die Flügel schlaff hängen, spreizt die Krallen und hängt als lebloser Vogelbalg in den Händen der Magd.

Hanake schlägt die Augen auf. Die Magd wirft die Vogelleiche auf die Diele und ruft froh:

„O Herrin! Ihr kommt wieder! Ihr wart weit fort!"

Hanake richtet sich auf, sitzt auf der Diele und sagt in Gedanken:

„Ich glaube, ich komme von den Toten."

Dann sprach sie lange nicht mehr. Sie sah nicht den toten Papagei. Sie weinte nicht über den Tod ihres Geliebten. Sie ließ sich von der Magd umkleiden, und als ihr diese ein Hauskleid bringen wollte, sagte sie, und ihre Augen sahen durchdringend durch die geschlossenen Wände des Hauses:

„Ich sehe im Abend Boote von Yabase kommen. Ich sehe, man bringt mir ein rotes Scharlachkleid, wie es die Hofdamen tragen. Aber die hundert Segel, die jetzt von Yabase kommen, zeigen in den Segelfalten keine Schriftzeichen mehr. Jedes Segel ist glatt wie eine leere Hand. Hundert leere Hände kommen in mein Haus.

Bringe mir ein weißseidenes Unterkleid, Singende Seemuschel, damit ich das rote Scharlachkleid, das man mir bringt, darüber ziehen kann."

Die Magd widersprach ihrer Herrin nicht. Sie öffnete nur ein wenig die Schiebewand nach dem See. Aber sie sah keine Lichter von Booten in der Nacht draußen, kein Bootskiel rauschte im Wasser, nur das Schilf zischte unten um das Haus und in der Ferne um den Landungssteg.

Hanake ist hellsehend geworden, dachte die Magd. Dann ging sie durch die Kammern des Hauses nach den Wandschränken, wo die Kleider gefaltet in großen Lacktruhen lagen. Sie ließ sich von zwei Mägden leuchten. Und die eine Magd erzählte halblaut:

„Wißt ihr schon, unsere Männer, die zur Nachtzeit aus Yabase herüberkamen, sagten, man erzählte sich in allen Teehäusern, daß der Freund eines kaiserlichen Prinzen von einem Europäer, auf dem See, erschossen worden sei. Der blutige Körper des Toten wurde in Yabase auf den Kies gespült, und heimkehrende Boote haben gesehen, wie der fliehende Europäer, der Wildenten im Schilf gejagt hat, durch einen Fehlschuß den Freund des Prinzen tötete. Der Prinz selbst kam dann an das Ufer, wo die Leiche seines Freundes lag. Der Prinz hat seinen

Freund lange angesehen, aber nicht geweint, sagen die Leute. Er hat gefragt, ob in der Nacht noch jemand über den See fährt; und als er hörte, daß unsere Männer noch über den See heimkehren würden, sandte er eine kleine Kleidertruhe und ließ sie in das Boot unserer Männer stellen. Die Truhe ist für Hanake. Morgen, ehe die Sonne im Mittag steht, wird der Prinz selbst zu Hanake kommen, so sagte ein kaiserlicher Diener heimlich zu unsern Männern."

„In der Truhe ist ein rotes Scharlachkleid für Hanake," sagte die Singende Seemuschel zu den Mägden.

„Woher weißt du das?" fragten beide Mägde erstaunt. „Niemand durfte bis jetzt in die Truhe sehen."

„Wir wissen das bestimmt," nickte die Gefragte.

Sie nahm das weißseidene Unterkleid über den Arm und schickte die Mägde in die Küche. —

Am nächsten Tag um die Mittagsstunde kam ein Segel auf Hanakes Haus zu.

Die Singende Seemuschel sagte zu Hanake, die im Scharlachkleid auf der Altane saß und die weiß und rosa geschminkt war, so dick gepudert und geschminkt, als verbärge sie das Gesicht hinter einer rot und weißen Maske:

„Das ist nicht der Prinz, der da kommt. Denn ich sehe nur ein Segel, Herrin, und Ihr sagtet gestern nacht voraus, es würden hundert Segel kommen. Alles, was Ihr sagtet, als Ihr von den Toten erwachtet, ist eingetroffen. Wenn aber der Prinz nur in einem Boot kommt, dann habt Ihr Euch geirrt, weil Ihr von hundert Booten gestern redetet."

„Schweige und empfange den Prinzen," sagte Hanake mit einer fast männlichen Stimme, die die Magd nie an ihr gehört hatte. „Geh mit allen Mägden und allen Dienern dem Prinzen zur Landungsbrücke entgegen, denn ich kann noch nicht gehen, meine Füße zittern noch. Ich kann den Prinzen nur hier im Hause empfangen.

Als ich gestern im Tode lag unter den Toten, aber mit meinem Geliebten Tode nicht vereinigt war, fragte meine Seele alle Toten:

‚Was habe ich getan, daß ich meinen Geliebten nicht unter Euch finde?'

‚Du hast noch dem Leben verweigerten Gehorsam zu geben', sagten die Toten und ich erwachte wieder.

Ich weiß es, ich habe gefrevelt. Ich habe meinen Leib einem Prinzen, einem Sohn des Himmels, entziehen wollen und habe einen andern Mann umarmt. Aber der Geliebte konnte meinen Leib nicht mit in den Tod nehmen, weil ich erst lernen mußte, dem Leben zu gehorchen."

Die Magd weinte über Hanakes Worte. Aber Hanake verbot ihr das Weinen und sagte:

„Wir wollen nicht neuen Ungehorsam auf dies Haus laden. Ich darf nicht

weinen, wenn ich auch bis an die Augen voll Trauer bin. Meine Füße aber zittern, und ich kann dem Prinzen nicht entgegengehen. Ich kann meine Füße noch nicht zum Gehorsam zwingen.

Wenn der Prinz dich fragt: ,Wo ist Hanake?, sage, und laß dir nichts merken, sage:

,Verzeihung, Sohn des Himmels, meine Herrin trauert um ihren toten Lieblingspapagei. Aber wenn meine Herrin des Prinzen Angesicht sieht, wird ihre Trauer zur Freude werden und doppelt glänzen, wie dein weißes Segelboot, o Herr, im Biwasee.'" —

Und wie der Schiller auf starrem, poliertem Porzellan glänzte Hanake bis zum Abend, solange der Prinz in ihrem Hause war und mit ihr spielte. Und auch als sie ihr Scharlachkleid öffnete und ihren kleinen weißgepuderten Leib nackt in die Arme des Prinzen legte, sang sie Lieder und zwitscherte mit den Lippen. Der Prinz sagte:

„Dein Leib ist mir lieb, weil er kühl ist wie die Schneeflocken und mich aufweckt wie die Kälte am Wintermorgen.

Und nun singe mir noch zum Abschied das Lied vom Biwasee, das nur auf weiße Seide geschrieben werden darf."

Die Singende Seemuschel saß hinter der Papierwand im Nebenzimmer, wo sie die Gitarre spielen mußte, solange der Prinz die nackte Hanake umarmte. Aber als die treue Magd hörte, daß der Prinz das Lied von ihrer Herrin verlangte, das nur eine sehnsüchtig Liebende singen darf, da konnte sie sich nicht mehr des Schluchzens erwehren. Und während die Hände der Singenden Seemuschel auf der Gitarre spielten, wimmerte ihre schluchzende Brust.

Hanake, die in das Scharlachkleid schlüpfte, raschelte mit der Seide, damit der Prinz das Wimmern der Magd nicht höre. Dann wollte sie singen. Aber der Prinz fragte, ehe sie begann:

„Weint jemand hinter der Wand?"

„O nein", lächelte Hanake, „das sind nur Brieftauben, die ich in einem Käfig halte, und ihre Kröpfe glucksen, weil sie zu viel gefüttert wurden."

„Singe jetzt!" sagte der Prinz.

Das Wimmern hinter der Papierwand verstummte, und Hanake sang das Lied:

Auf dem See steht ein weißes segelndes Boot.
Mein Herz, mein leises,
Mein Auge, mein heißes —
Die Menschen, die einsam sind,
Sind wie die Boote von Yabase,
Die blaß hintreiben im Abendwind.

Hanake hatte während des Singens ihren Kopf in den Schoß des Prinzen gelegt und mit offenen Augen zur Decke gestarrt. Ihr Körper war in derselben Stellung wie an jenem Abend auf dem Biwasee im Boot, als sie mit dem Kopf im Schoß ihres Geliebten gelegen.

Plötzlich fährt Hanake, wie von einem Schuß getroffen, auf. Sie wirft die Arme in die Luft und fällt ohne Aufschrei auf die Diele, wo sie in tiefer Ohnmacht liegen bleibt.

Der Prinz wird blaß. Auf seinen Ruf kommt die Magd hinter der Papierwand vor. Der Prinz sieht die verweinten Augen der Magd und denkt, daß Magd und Herrin wirklich in Trauer sind über den toten Papagei. Er ist erstaunt darüber und sagt: „Deine Herrin ist noch schwach von Trauer über ihren toten Papagei. Pflege deine Herrin; und wenn sie aufwacht, sage ihr, ich käme morgen abend und hundert Mal wieder.“

Die Magd verneigt sich vor dem Prinzen, und verbirgt ihre verweinten Augen und lügt:

„Sohn des Himmels, verzeiht meiner Herrin! Aber der Tod ihres Papageis ging ihr nicht so sehr zu Herzen, wie jetzt der Abschied von Euch. Die Trauer darüber hat sie gleich einer Ohnmacht überfallen.“ — —

Als Hanake wieder zu sich kommt, sieht sie fern im Abend über dem Biwasee das verschwindende Segel des kaiserlichen Bootes, und das Kielwasser treibt eine lange schwarzlinige Welle von der Mitte des Sees bis an Hanakes Haus.

Hanake murmelt: „Die Magd sagt: hundertmal wird er wiederkommen! Ich will lieber hundert verschiedene Männer umarmen, ihr Götter! Erlaßt es mir aber einem Mann hundertmal hintereinander Liebe heucheln zu müssen. Ich schwöre euch: ich will mich lieber auf dem Liebesmarkt zu Tokio hingeben, wo fünftausend Mädchen sich jede Nacht einem andern Mann anbieten. Aber erlaßt, o Götter, mir die Qual und bindet mich nicht hundert Nächte an den einen Mann, der sich einredet, daß ich ihn liebe.“

Die untergehende Sonne schminkte den Himmel wie das Gesicht eines Freudenmädchens. Karminrosig und violettsilbrig färbten sich alle Wolken über dem Biwasee, wie die fünftausend Mädchengesichter auf dem Liebesmarkt zu Tokio.

Dann hörte Hanake lautes Gelächter, laute Männer- und Frauenstimmen, das Räderrasseln von kleinen Rikschawagen und das Geschrei von Kulis. Eine Schar ihrer Freunde und Freundinnen war in Wagen und Tragsesseln von der Landstraße hergekommen und rief jetzt von draußen ins Haus nach Hanake. Bald drängten die Gesichter ihrer Freunde und Freundinnen in das Nebenzimmer, und Hanakes Gesicht wurde wieder höflich und freundlich und unbeschrieben wie eine weiße Eierschale.

Sie warf noch rasch einen Blick aus dem Fenster. Das Segel des kaiserlichen Bootes war hinter der Seehöhe verschwunden. Der See lag gradlinig, und nur wie eine kleine, schwarze Schnur zog sich am Horizont das Kielwasser des verschwundenen Bootes hin. Die Kielwelle erreichte nicht mehr Hanakes Haus und verlor sich wie ein abgerissenes Band draußen auf der Seefläche.

Hanakes Herz war leichter. Sie trat aus dem Seegemach in das nebenanliegende Gemach, in das die Freunde hereindrängten. Das Haus war jetzt voll zwitschernder Frauenstimmen und gurgelnder Männerkehlen, die den Atem auf japanische Sitte laut und achtungbezeugend einzogen.

Nachdem alle eine Weile voreinander auf den Knien gelegen und sich verbeugt hatten, rutschten alle zusammen, bildeten einen Halbkreis um Hanake und hockten auf den Seidenkissen am Boden, und das Zimmer war laut, wie ein Baum, in dem eine Sperlingschar plaudert.

Gerüchte, daß ein kaiserlicher Prinz sich nach Hanake umsähe, hatten sich bei den Freunden verbreitet; aber niemand wußte Genaues, und niemand wußte vom Besuch des Prinzen. Alle waren des Mordes wegen gekommen, der sich auf dem See in der Nähe von Hanakes Haus ereignet haben sollte. Sie wollten wissen, ob Hanake den Schuß gehört habe? Ob der Europäer fehlgeschossen oder auf den Japaner gezielt habe? Ob Hanake damals am Fenster gestanden habe? Und ob nach dem Schuß das Seewasser rot von Blut gewesen sei? —

Hanakes Gesicht verlor keinen Augenblick die starre Politur. Die Magd hatte ihr, als sie aus der Ohnmacht aufgewacht war, das Scharlachgewand ausgezogen und ihr ein blaues Gewand gereicht, auf dem nur Seewellen und Wolken eingewebt waren, und hatte die Schminke und den Puder erneuert und den klingelnden Haarschmuck in ihrem Haar fester gesteckt, als man das Herannahen der Freunde hörte.

Jetzt reichten die Singende Seemuschel und die anderen Mägde den Gästen Tee und Pfeffermünzzucker herum und kleine, winzige Kuchenwürfel.

Als die Schar der Fragen sich wie eine Dornenhecke um Hanake aufbaute, suchte die Singende Seemuschel nach einem rettenden Gedanken, um ihrer Herrin zu helfen. Sie lief fort, holte den toten Papagei, kam wehklagend herein und sagte: „Ach, Herrin, seht, der Papagei liegt im Sterben!“

Aber wie war sie verblüht, als Hanake sie abwies und lächelnd zu den Gästen sagte: „Ich glaube, meine Magd ist irrsinnig geworden von der Ehre, die uns heute widerfuhr. Sie zeigt mir den Papagei, der seit gestern tot ist und der uns heute schon helfen mußte, einen kaiserlichen Prinzen zu belügen.“

Im Zimmer wurde es still, wie wenn alle Spatzen aus einem Baum fortgeflogen sind.

Alle Gäste verstanden, daß der Prinz dagewesen war, alle verstanden, daß Hanake ihn nicht liebte; und daß man einen Prinzen belügen könnte, war ihnen

auch noch verständlich. Aber welch ein Frevel, laut über den Sohn des Himmels zu spotten und einzugestehen, daß man ihn belogen hatte!

Als wären allen Gästen die Teetassen aus den Händen gefallen, und als wäre der Tee vergossen, so erschrocken saßen sie und starr. Keiner rührte mehr einen Teeschluck an. Und als Hanake mit kalten, glitzernden Augen sagte:

„Der Prinz wird nicht von dieser Lüge sterben. Ich bin auch nicht an seiner Liebe gestorben," — da schlossen die Freundinnen vor Schreck ihre Augen. Die Männer richteten sich auf, und wie eine Schar Krebse, die nach rückwärts krabbelt, verließ die Freundesschar das Gemach, teils aus Furcht, weil in diesem Haus gegen den Sohn des Himmels gefrevelt wurde, teils erschrocken vor Hochachtung, weil die Luft hier noch voll sein mußte von der Leidenschaft und der Nähe des kaiserlichen Prinzen.

Unter kaum hörbar gewisperten Entschuldigungen verließen die letzten das Haus, bestürzt und eilfertig, als wären die Zimmer des Hauses voll Feuer, das sie alle verbrennen könnte.

Hanake aber ließ das Zimmer aufräumen, ließ sich von der Singenden Seemuschel eine Schlummerrolle unter das Genick schieben, streckte sich auf der Diele aus und schlief fest ein. —

Am nächsten Abend erschien ein Segel auf der Seehöhe. Es kam wie ein selbstbewußter Schwan lautlos auf Hanakes Haus zugeschwommen. Aber die Landungsbrücke bei dem Hause blieb leer. Nur die Köpfe der Schilfblüten bewegten sich und verneigten sich vor dem kaiserlichen Boot und vor dem Prinzen, der ans Land stieg.

Die Papierfenster und die Bambustüren von Hanakes Haus waren geschlossen und öffneten sich nicht, als der Prinz anklopfen ließ. Wie eine Laterne ohne Licht lag am See das gegitterte Holzhaus mit den weißen Papierscheiben. Ein vorüberfahrender Schiffer in seinem Boot sagte den Leuten des Prinzen, daß Hanake am Morgen alle ihre Dienstboten entlassen habe. Sie habe ihr Haus zugeschlossen und sei nur mit einer Magd auf ihrem Segelboot in den See hinausgefahren; aber niemand wußte, wohin die Fahrt gegangen.

Das kaiserliche Boot kreuzte die ganze Nacht auf der Seefläche in der Nähe von Hanakes Haus. Aber die Papierfenster des Hauses blieben dunkel, und das lautlose kaiserliche Boot verschwand gegen Morgen hinter der Seehöhe.

Am nächsten Abend kamen hundert kaiserliche Segelboote von Yabase. Sie kamen an wie hundert weiße Fächer, die sich über den See spannten. Sie kreuzten über den ganzen Biwasee, während der ganzen Nacht, von Ozu bis Yabase, von Karasaki bis Katata, von Seta bis Amazu. Und als leuchteten sie in die Unterwelt des Sees, so zogen sie die hellen Scheinbilder ihrer hundert weißen Segel durch die Seetiefe nach sich.

In den nächsten Abenden wiederholte sich das Schauspiel der hundert Segel-

boote, die Hanake suchen sollten, und die sich durch den Seenebel verteilten wie hundert weiße Seidenspinnerschmetterlinge, die in einem grauen, riesigen Spinnenwebnetz hängen geblieben wären. —

Jede kleine japanische Stadt eröffnet abends einen Liebesmarkt, der sich Yoschiwara nennt. Der Yoschiwara in Tokio ist einer der größten Liebesmärkte in Japan, wo die schönsten Mädchen vom Inland und, aus allen Provinzen zusammenkommen, wo sich verwaiste Mädchen vom Ertrag der Liebe zu ernähren suchen, wo verarmte Mädchen mit dem Erlös der Liebe ihre alten Eltern erhalten. Auf diesen Liebesmärkten verkauft sich die Liebe natürlich und schandlos.

Unschuldig und feurig, wie die Sterne der Milchstraße nachts am Himmel, beleuchten sich nach Sonnenuntergang die schöngepflegten, sauberen und breiten Straßen des Liebesmarktes. Das große, eiserne Gitter, das den Stadtteil des Liebesmarktes von der Stadt trennt, steht, von Polizisten bewacht, weit offen. Hinter dem offenen Tor, in der Mitte der Eingangsstraße, zieht sich im Frühlingsabend eine rosige Wolke hin durch die Luft: die rosigen Blüten blühender Kirschbäume, welche in der Mitte der Straßenlinie eingehegt stehen.

Links und rechts von der Straße beleuchten die kleinen, einstöckigen Häuser mit milden, weißen, langen Lampionketten ihre Balkone.

Lautlos und feierlich und ruhig beglänzt, liegt hier der Weg offen zu den fünftausend Mädchenschönheiten. In den weiten Seitenstraßen, welche die Eingangsstraße kreuzen, beginnt der Liebesmarkt. Hier stehen saubere, ebenfalls mit weißen Lampenketten erleuchtete Häuser. Die Erdgeschosse aller dieser Häuser zu beiden Seiten der Straße zeigen große, offene, vergoldete Gemächer. Die sind durch hölzerne Gitterstäbe wie goldene Käfige von der Straße getrennt und innen beleuchtet von elektrischen Glühbirnen.

In jedem langen Gemach sitzen in einer Reihe der Straße entlang dreißig bis fünfzig junge, schmalschultrige Mädchen, in blumige kostbare Seidengewänder gehüllt. Jede sitzt auf einem kleinen Seidenkissen, wie ein Schaustück in einem Schaufenster.

Die langen Reihen der weißgepuderten und rosageschminkten Gesichter, unter schwarzen, hohen Frisuren, die mit goldenen Nadeln besteckt sind, enden nicht. Und Viertelstunde um Viertelstunde kannst du durch die Straßen gehen, vorüber an den Holzgittern und an den Heeren der Tausende von jungen Mädchen.

Die Wände jedes Gittergemaches sind schwer geschnitzt. Aus Goldlack und rotem Lack stehen lebensgroße Bäume darin, springen lebensgroße geschnitzte Tiger und Drachen an den Lackwänden entlang, fliegen lebensgroße Kraniche und Paradiesvögel, größer als die kleinen Mädchen, an den Wänden der Gemächer hin.

Wie dreißig weiße Perlen, in einer Reihe aufbewahrt in einer goldenen oder roten Truhe, leuchten perlenweiß die eierrunden, gepuderten Mädchengesichter in jedem Gemach. Mal sitzen da dreißig in eisvogelblauen Gewändern, mit schar-

lachnen Blumen bestickt, mal dreißig in smaragdgrünen Gewändern, mit karmoisinroten Blumen bestickt, mal fünfzig in weißen Gewändern mit regenbogenfarbigen Schmetterlingen bestickt, mal fünfzig in schwarzen Gewändern, darunter die Schleppen von rosa-, grün- und blauseidenen Gewändern abgestuft vorschauen.

Jedes Mädchen hat neben sich einen großen Porzellantopf, darin Holzasche um Kohlenglut liegt. Sie rauchen kleine, silberne Pfeifen, in die nur eine Prise Tabak geht, nicht mehr, als Daumen und Zeigefinger zu einer kleinen Tabakkugel drehen können, und sie zünden diese mit einem Stückchen Kohle in feiner, silberner Zange an. Die eine frisiert sich vor ihrem kleinen Spiegel; die andere schreibt mit einem Tuschepinsel auf ihrem Schooß auf einem langen Reispapierstreifen einen Brief; die nächste trinkt Tee aus einer fingerhutgroßen Tasse; und wieder eine fächelt sich, und wieder eine andere liest in einem kleinen Büchlein einen Roman. Eine zupft eine Mandoline, und eine andere wispert ein Lied dazu. Eine kommt an das Gitter getrippelt, hebt vorsichtig ihre drei Schleppen, winkt vorsichtig ein paar Fremden; eine andere kommt an das Gitter und plaudert mit Mutter und Geschwistern, die zum Besuch auf der Straße stehen, freundlich und bescheiden.

Eine vielhundertköpfige Menschenmenge, Männer, Soldaten, Frauen und Kinder ziehen gesittet, flüsternd und lächelnd, mit hell beschienenen Gesichtern, durch die erleuchteten Straßen, vorüber an den vergitterten Gemächern der Erdgeschosse. Und stundenlang bis nach Mitternacht wandern die Volksmengen jeden Abend vor den fünftausend Mädchen auf und ab, stehen als Besucher an den Gittern, treten als Besucher in die Häuser, kaufen sich Gesang, Musik, Tanz und Liebe, nachdem jeder männliche Besucher auf der Straße unter den Dreißig eines Gemaches seine Wahl getroffen hat. —

Hier in eines der Häuser des Tokioyoschiwara trat Hanake mit ihrer Magd ein und blieb hundert Nächte, um hundertmal ihren Leib zu verkaufen, wie sie es den Göttern versprochen hatte, um sich dadurch frei zu kaufen von dem Gehorsam gegen den Sohn des Himmels.

Sie verkaufte sich jungen Männern, welche die Liebe kennen lernen wollten, und alten, von der Lebenssorge abgetöteten, einsamen Männern, welche die Liebe noch einmal erleben wollten, ehe sie starben; sie verkaufte sich den in den Krieg gehenden Soldaten und aus Schlachten heimgeschickten Invaliden; sie verkaufte sich Studenten, Handwerkern, Adeligen und Kulis. Nur den Ausländern, den Europäern und Amerikanern, verweigerte Hanake ihren Leib.

Aber eines Abends kam ein junger Ausländer, ein Marineoffizier in das Haus und forderte für sein gutes Geld vom Hausbesitzer Hanake. Es war in den Tagen, da die amerikanische Flotte im Hafen vom Yokohama lag und die Amerikaner der japanischen Nation einen Ehrenbesuch machten. Vom Stadtgouverneur war der Befehl ergangen und an den Straßenecken angeschlagen:

„Japaner! Ihr dürft nicht vor den Ausländern ausspucken! Ihr dürft ihnen auch keine Stöcke in den Weg werfen, daß sie stolpern. Auf den Straßen sollt ihr nicht zu dicht neben den Ausländern gehen, immer drei Schritte von ihnen weg. Ihr sollt alle amerikanischen und europäischen Barbaren überhaupt höflich behandeln, als wenn sie gesittete Asiaten wären. In den Besuchstagen der amerikanischen Flotte soll kein Mädchen in den Yoschiwaras sich einem Ausländer verweigern dürfen." —

Hanake verweigerte sich trotzdem. Und da es gerade die hundertste Nacht war, in der sie den Göttern abgedient hatte, floh sie mitten in der Nacht samt ihrer Magd durch eine Hintertür aus dem Yoschiwarahause, ließ ihre Kleidung und ihren Schmuck zurück und eilte in ihren Alltagskleidern aus dem Yoschiwara. Verhüllt und unbemerkt, entkam sie im Gedränge der vielhundertköpfigen Menge. Sie trug nichts bei sich, als einen kleinen Vogel in einem winzigen Käfig.

Eines der Mädchen in dem Yoschiwarahaus hatte ihr eine Stunde vor der Flucht den Vogel verkauft, eben als der amerikanische Offizier in das Haus trat. Im Schreck der Flucht hatte Hanake den Vogelkäfig krampfhaft in der Hand behalten, ohne ihn loszulassen.

Der Vogel war ein Nachtigallenmännchen und saß verblüfft in dem kleinen Käfig, denn er war eben erst von seinem Weibchen, mit dem er einen andern Käfig geteilt hatte, getrennt worden. Die beiden Frauen wollten den Vogel unterwegs füttern, aber er fraß nicht. Sie reisten beide mit dem ängstlich zitternden Vogel in der Nacht mit dem nächsten Zug nach dem Biwasee und kamen am nächsten Mittag wieder in Hanakes Haus am See an.

Die Magd öffnete die Fenster und ließ frische Luft durch die Kammern streichen. Es war Herbst geworden, und mit jedem Luftzug flogen welke Blätter von den Uferbäumen herein.

Das Seewasser zeigte nicht mehr die blaue Sommerfarbe, es war tiefgrün. Die Sonne stand schräg und warf längere Schatten. Das lebhafte Schilf war abgemäht, und die Stoppeln standen lautlos und tot.

Aber Hanake wurde von der Herbstwelt nicht traurig gestimmt. Das Leben im Yoschiwara ging noch in lauten Bildern durch ihr Blut. Sie war täglich hundertmal bewundert worden, hatte hundertmal gefallen, hatte hunderttausendmal lachen müssen, ohne lachen zu wollen, war hundertmal umarmt worden, ohne eine Umarmung zu ersehnen. Die Bewunderung war ihrem Körper zur Gewohnheit geworden. Hanake wußte jetzt fast nicht mehr, warum sie einst aus diesem Hause hier am See fortgegangen war. Sie hatte kaum noch den Abend mit dem Geliebten in Erinnerung. Sie hörte zwar noch den Schuß im Ohr und sah sich noch im Boot auf dem Schoß ihres Geliebten liegen, wenn sie wollte, aber sie konnte sich nicht mehr des Gesichts ihres toten Geliebten erinnern, nicht mehr seine Stimme erinnernd zurückrufen. Die Hunderte von Gesichtern

und Stimmen, die im Yoschiwara Hanake bewunderten, hatten das Gesicht und die Stimme des Geliebten aus ihrer Erinnerung verdrängt. Hanake war auch darüber nicht traurig, nur verwundert.

Es wurde Abend. Die Magd hatte das Haus bestellt. Da bemerkte Hanake das kleine, halbtote Nachtigallenmännchen im Käfig und dachte: „Ich will dich fliegen lassen, kleiner Vogelmann. Vielleicht fliegst du zurück ins Yoschiwara nach Tokio zu deinem Weibchen.“

Sie öffnete den Käfig. Da schoß der kleine Vogel heraus. Aber anstatt aus dem offenen Fenster zu fliegen, warf er sich wie ein Wütender in Hanakes Frisur und riß, wie wahnsinnig geworden mit den beiden kleinen Krallenfüßen in den Haaren des erschrockenen Mädchens und fiel dann wie tot an Hanake herunter auf die Diele.

Hanake zitterte vor Schreck und sank in die Kniee und verstand, daß das Vogelmännchen, das sie von dem Weibchen getrennt hatte, sich an ihr rächen wollte und vor wütender Aufregung gestorben war.

Hanake hielt die Finger an ihr schmerzendes Haar. Aber da war es ihr auf einmal, als sei der Liebesschmerz des Vogels in ihr Herz gedrungen und habe auch in ihrer Seele wieder alle Liebeserinnerungen geweckt.

In der Ferne auf dem See tauchten drei Segel im Abend auf. Sie zogen der Seelinie entlang, langsam, und verschwanden. Hanake erkannte, als sie vom See weg auf die weiße Wand ihres Zimmers sah, plötzlich wieder in der Erinnerung das Gesicht ihres Geliebten. Sie schauderte vor Entzücken.

Sie wollte das Gesicht des Geliebten mit ihren Augen auf der weißen Wand eifrig festhalten. Aber die Gesichtszüge verschwanden, und die Erinnerung erlahmte wieder, und Hanake wurde verstört und tief traurig. Sie schluchzte eine lange Weile und sehnte sich zu sterben.

„Kleiner Vogel,“ seufzte Hanake, „zeige mir den Weg zu meinem Geliebten! O Götter, helft mir, ich habe euch gehorcht hundert Nächte; laßt mich jetzt für immer meinem toten Geliebten gehorchen!“

Der kleine Vogelkörper zuckte plötzlich auf der Diele zusammen und flatterte taumelnd an die Papierwand. Dort stand in einer Nische neben einer Blumenvase ein winziger Lackkasten. Der um sich schlagende Vogel warf das Lackkästchen aus der Nische. Die winzige perlmutterbeschlagene Schublade des Kästchens fiel heraus, und der Vogel stürzte dann tot zur Diele. Aus der offenen Schublade aber flatterten im Windzug ein paar Seidenpapiere zu Hanake hin.

Zwischen den Seidenpapieren lagen kleine Stückchen des platten Schaumgoldes, womit die Japaner ihr Briefpapier schmücken. Aber Hanake verstand auch den tödlichen Wert, den das Schaumgold für den Lebensmüden hat. Rasch entschlossen legte sie sich ein paar Blättchen des dünngefalzten Hauchgoldes auf die Lippen, tat ein paar Atemzüge und hüllte ihr Gesicht in die Ärmel ihres Kleides. Dann sank sie erstickt auf die Diele, am offenen Fenster, tot hin.

Leo Tolstoj / Briefe an Nazarener

ie folgenden unveröffentlichten Briefe Leo Tolstojs an die nazarenisch gestimmten Freunde Dr. Douchan Petrovich Makhovitzky und Dr. A. Skarvan stammen aus den zwei letzten Jahrzehnten, der Zeit der prophetischen Einkehr. Dr. Makhovitzky hatte seine Heimat verlassen, um ganz um und mit Tolstoj leben zu können, dessen Arzt er geworden war. Dr. Skarvan war österreichischer Militärarzt in Kaschau gewesen und hatte, als dem Geiste des Evangeliums widerstreitend, den Dienst fortzusetzen sich geweigert; monatelange Haft in Gefängnissen und Irrenhäusern, Degradation und Entziehung des Ärztediploms waren die Antwort der Regierung. In Kostroma lebte ein gewisser P. J. Birukoff, ein ehemaliger Marineoffizier, der aus christlichen Bedenken den Dienst quittiert hatte und zu Tolstojs frühesten Jüngern gehörte. Der in Budapest wohnende Eugen Heinrich Schmitt ist (oder war) ein berühmter Vertreter der passiven christlichen Anarchie; wegen seines grundgelehrten Werkes über die Gnosis machten ihn die Berliner Universitätstheologen zum Ehrendoktor. Die Nazarener sind eine besonders in Ungarn und Serbien verbreitete Sekte, die eine Kirchenobrigkeit zur Beherrschung menschlicher Seelen nicht anerkennt und den Militärdienst verweigert, was ihnen behördliche Verfolgungen zuzieht. Die im zweiten Briefe erwähnte Broschüre „Die Sekte der Nazarener in Ungarn" ist deutsch geschrieben und hat den slovakischen Priester Szébering zum Verfasser. Die im zweiten Briefe abgelehnte Broschüre „Tolstoj als Poet und Prophet" stammt aus der Feder des slovakischen Schriftstellers S. Hurban Vajansky. Die Schrift über Drojine, zu der Tolstoj eine Vorrede geschrieben, hatte E. Popoff zum Verfasser; Drojine war Schullehrer gewesen und wegen Verweigerung des Militärdienstes in eine Strafkompagnie gesteckt worden, wo er starb.

Lieber Douchan Petrovitsch! 5. Oktober 1894.

Warum schreiben Sie denn nicht! Sind Sie glücklich daheim angelangt? Bereitet Ihnen der Finger noch immer Schmerzen? Ich bin sehr glücklich zu hören, daß Sie in Kostroma bei Birukoff gewesen sind und unsere Freunde zu Ihren Freunden machen. Durch Ihre Briefe erfahre ich, wie intim sich die gegenseitigen Beziehungen gestalten und daß diese Intimität auf der einzigen Basis erwächst, welche die Menschen miteinander verkittet: dem Bekenntnis zur selben Wahrheit und dem Dienst am selben Werke.

Außer dem Wunsche, von Ihnen direkt zu hören und Neues zu erfahren, schreibe ich Ihnen, um zu fragen, was Sie von Eugen Heinrich Schmitt in Budapest wissen. Er gehört zu dem Bunde der „Religion des Geistes" und veröffentlicht in deren Zeitschrift sehr gute Artikel. Ich stehe mit ihm im Briefwechsel.

Sollten Sie von diesem Bunde nichts wissen, so ziehen Sie, bitte, Erkundigungen darüber ein und teilen Sie sie mir mit. Seine Artikel und seine Briefe gefallen mir sehr. Auch möchte ich Einzelheiten über die Nazarener wissen, nicht Personalkram, sondern über das Wesen der Sekte, woraus das Publikum sich belehren könnte.

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Erfolg auf dem Weg, den Sie beschritten haben, dem Weg des Gewissens und der Wahrheit, und wünsche Ihnen, daß die Freude, die die Teilnahme an dieser Bewegung gibt, immer größer werde.

Ich lebe so, wie Sie mich gesehen haben. Ich setze meine Arbeit fort und verrichte sie mit Freude und in der Hoffnung, daß sie den Menschen nützlich sein wird.

Herzlichst L. Tolstoj.

10. 22. Februar 1895.

Ich habe gestern, mein teurer Douchan Petrovitsch, Ihren Brief erhalten und war sehr betroffen von dem, was Sie mir über die Handlungsweise unseres Freundes Skarvan mitteilen. Wenn ich dergleichen höre, habe ich immer ein sehr lebhaftes vielfältiges Gefühl, zusammengesetzt aus Furcht, Triumph, Mitleid und Freude. Alle Handlungen dieser Art enthalten ganz sicher eines von diesen beiden Elementen: entweder eine Offenbarung Gottes, die im Menschen allmächtig wird, und dann bedeutet sie den Triumph, die Freude und den Sieg, selbst wenn der Mensch, in dem sich Gott offenbart, auf den Scheiterhaufen geführt wird; oder eine menschliche Regung, und dann bedeutet die Handlung Ruhmsucht, leichte Erregbarkeit, Leidenschaftlichkeit. Im zweiten Falle sehe ich in solcher Offenbarung nichts als die Quelle von Leiden für den, der sie vollbringt; und anstatt dem Werke Gottes zu dienen, ist sie ihm schädlich. Das Kennzeichen dafür, daß es sich um eine göttliche und nicht um eine menschliche Tat handelt, ist dieses: Der sie tut, wünscht nicht sie zu tun, sondern kann nicht umhin sie zu tun. Ich hoffe und glaube, daß unser teurer Skarvan so gehandelt hat, weil er nicht anders handeln konnte; und dann ist es ja das Werk Gottes, das sich durch ihn verwirklicht. Und vergebens wird man ihn alle erdenklichen Martern leiden lassen. Er wird nicht leiden, sondern sich mit uns freuen.

Schreiben Sie mir, bitte, alles, was Sie von ihm wissen. Können wir ihm nicht irgendwie nützlich sein? Erzählen Sie ihm von der Liebe, die ich für ihn hege.

Ich habe die zwei Broschüren empfangen. Die mich betreffende ist schlecht. Der Verfasser legt dem künstlerischen Sinn eine falsche Bedeutung bei. Er stellt ihn über alles. Darum begreift er überhaupt nicht, worin die Religion im allgemeinen und das Christentum im besonderen besteht.

Von der Broschüre über die Nazarener bin ich sehr betroffen gewesen. Man ersieht daraus, daß auch in unserer Geistlichkeit eine furchtbare Unehrlichkeit herrscht, und daß auch sie die Interessen des Staates über die Interessen Gottes

stellt. Und sie ist außerordentlich erschrocken über die Erkenntnis, daß ein Teil der Wahrheit sich in der Lehre der Nazarener offenbart; und dieser Erkenntnis paart sich das Bewußtsein ihrer Schwäche. Man darf ja nicht verfolgen, das wäre schändlich; man muß liberal sein. Die Deutung der Lehre beweist ja nun die Wahrheit der Nazarener und die Lüge der Kirchen. Was also tun? Lügen muß man. Und das tun sie reichlich, indem sie versuchen, ihre Haltung wenigstens zeitweilig zu verteidigen.

Ich habe die Lehre der Nazarener noch deutlicher begriffen als zuvor und fahre fort, diese sehr wichtige Erscheinung zu beobachten und zu glauben, daß ein Bündnis der Intellektuellen mit ihnen von ungeheurer Bedeutung sein würde.

Schreiben Sie mir, bitte, oft. Herzlichst L. Tolstoj.

Lieber Douchan Petrovitsch! 11. Sept. 1895.

Durch Ihren Brief an Eugen Ivanowitsch habe ich von Ihnen gehört, aber ich bedauere, keine direkten Nachrichten von Ihnen zu haben. Wir alle lieben Sie und sind glücklich, von Ihnen ein Lebenszeichen zu haben.

Klagen Sie nicht darüber, daß Ihr Leben nicht so ist, wie Sie es gewünscht hätten. Das ist das gemeinsame Schicksal aller derer, die nach christlicher Vollkommenheit trachten. Nicht das ist schrecklich, nicht zu erreichen, was man für sich und seine Seele erstrebt hat, sondern daß man aufhört zu wollen, wenn man erreicht hat.

Was macht unser teurer Skarvan? Sehen Sie ihn, seine Freunde, seine Mutter? In welchem Gemütszustand befindet er sich? Wenn er sich nicht ganz dem geistigen Leben ergibt, muß er in einer furchtbar schweren Seelenverfassung sein, schwierig deswegen, weil er jung und stark ist und, als Arzt, während seiner ganzen Jugend ja nur auf sein Körperliches geachtet hat. Sagen Sie mir doch, bitte, alles, was Sie über ihn wissen. Ich weiß nur, was die Zeitungen geschrieben haben. Zuerst ist man schmerzlich berührt, wenn man die Verleumdungen gegen die besten Menschen vernimmt. Man denkt, daß sie das Gelingen des göttlichen Werkes verhindern werden, daß die Menschen eher ihre Irrtümer empfinden würden, wenn sie an die Lauterkeit und Makellosigkeit der Menschen glaubten, die, wie Skarvan, ihnen den Weg weisen. Aber bei näherer Überlegung tröstet man sich. Man sagt sich: es ist ja nur unsere persönliche Meinung zu glauben, daß zum Gelingen eines Gott gefälligen Werkes der gute Ruf seiner Diener nötig sei.

Im Gegenteil: nicht der gute, sondern der schlechte Ruf ist nötig. Christus ist verleumdet und unbekannt gestorben. Ich möchte das Skarvan sagen. Ich wünschte für ihn, daß er seine Leiden trägt, ohne von der menschlichen Ruhmsucht gestärkt zu werden; daß er die künstlichen Behelfe zerbricht, um sich auf die einzige unerschütterliche Basis zu stützen: das Wissen um das Leben im Geiste und in Gott.

Was tut er im Gefängnis? Wie behandelt man ihn? Liest er, arbeitet er? Ich möchte ihm auch raten, sich, so gut es geht, das Leben im Gefängnis regelmäßig und gesund einzurichten, indem er die geistige mit der körperlichen Arbeit abwechseln läßt. Geistige Arbeit: er lerne theoretisch eine Sprache, die er noch nicht kennt; körperliche Arbeit: er betreibe irgendein Handwerk. Könnten wir, seine Freunde, ihm nicht irgendwie helfen? Wir lieben ihn sehr und möchten ihm nützlich sein.

Schicken Sie, bitte, wenn Sie können, an Schmitt in Budapest meine Vorrede zur Broschüre über Drojine und schlagen Sie ihm vor, sie zu übersetzen und in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen.

Auf Wiedersehen. Ich umarme Sie brüderlich. Ihr L. Tolstoj.

Lieber Douchan Petrovitsch! 25. Oktober 1895.

Brief und Buch empfangen, besten Dank. Ich bin sehr glücklich, über Skarvan Gutes zu hören. Ein Brief von ihm hat mir eine der größten Freuden meines Lebens verursacht. Nichts überzeugt so einleuchtend und so unwiderleglich, daß es einen Gott gibt und daß der Geist, der in mir lebt, ein Teil Gottes ist und daß ich nach dem Ausdrucke Christi der Sohn Gottes bin, als die Tatsache, daß dieser Geist, trotz aller seiner Besonderheiten und seiner individuellen Regungen, sich genau auf dieselbe Weise in einem Menschen offenbart, der mir in seinen sinnlichen Lebensbedingungen völlig fremd ist. Diesen Eindruck hat mir Skarvans Brief gemacht. Noch heute will ich ihm schreiben. Sollte ich dazu nicht kommen, dann sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn liebe.

Herzlichst L. Tolstoj.

An Skarvan. Moskau, 14/26. November 1895.

Ich habe, lieber Freund, schon seit lange Ihren köstlichen Brief in Händen und habe nicht eher geantwortet, weil ich diese ganze Zeit über leidend gewesen bin.

Ihr Brief ist mir besonders wohltuend gewesen, denn an allen Gedanken und Empfindungen, die er zum Ausdruck bringt, erkenne ich meinen geistigen Bruder. Er hat mir jene Freude gegeben, die man empfindet (Sie sagen es selbst), wenn man auf seinem Wege einen neuen Genossen trifft. Eine andre Ursache der Freude war, daß ich aufgehört habe, für Sie zu fürchten, nachdem ich Ihren Brief gelesen hatte. Jetzt fürchte ich nicht mehr, wovor ich früher zitterte: daß Sie schwach würden, schwach durch die Martern der Verfolgungen, und schwach, wenn die Verfolgung aufhört und Sie das Werk Gottes fortzusetzen haben werden, wozu ja unfreiwillig die Menschen, die Sie eben verfolgen, antreiben. Jetzt, nach diesem Briefe, fürchte ich nicht mehr, ich sehe, daß Sie einen unverrückbaren Stützpunkt in sich tragen: den Glauben an das geistige Leben, den Glauben, daß das Wesentlichste des Lebens nicht in der materiellen,

unseren Sinnen zugänglichen Welt steckt, sondern in dem, was wir Gott nennen und in uns erkennen.

Man begegnet oft Leuten, die glauben, uns nahe zu stehen. Als gut und böse erkennen sie das an, was wir als solches erkennen, aber von einem völlig anderen Leben wissen sie nichts, ja sie geben nicht einmal die Möglichkeit eines andern Lebens zu. Sie sind im Umkreise ihrer Sinne gefangen. Darum ist die Annäherung an solche Personen nur zufällig, unsere Wege haben sich nur gekreuzt, wir marschieren nicht zusammen; und im Fortgang unsres Lebens trennen wir uns bald wieder von ihnen. Anders Menschen gegenüber, die den Sinn des Lebens im Geiste erkennen. Die Vorstellung der materiellen Welt kann unendlich verschieden sein, aber das Wissen unsrer Seele, das Wissen um Gott ist in allem das gleiche. Sie gehören zur letzten Gruppe, darum bin ich sicher, daß Sie das Werk Gottes fortsetzen werden auch ohne die Ermutigung, welche die Verfolgungen geben.

Bemerken Sie wohl, unter den Worten: „das Werk Gottes verrichten" verstehe ich nicht eine bestimmte äußere Tätigkeit; ich verstehe darunter vielmehr die innere moralische Regsamkeit, die zuweilen gar keinen Ausdruck findet und oft sogar durch das Streben nach einer äußeren Verwirklichung erstickt wird. So unangenehm das auch den Revolutionären und Sozialisten sein mag, so muß ich doch bekennen, daß jede wahrhaftige produktive Tätigkeit in diesem Leben, sie sei eine christliche oder nichtchristliche, ausschließlich in negativen Akten besteht. Darin, nichts zu tun was Gott und dem Gewissen zuwiderläuft.

Viele begreifen nicht, daß das Leben selber, die Lebensregsamkeit, das, was Schopenhauer Wille zum Leben nennt, die Liebe ist. Man bildet sich ein, daß die negativen Akte ohne positive Taten die Kraft der Liebe und die Fruchtbarkeit des Tätigkeitstriebes verringern können. Das heißt sich vorstellen, daß der Wassersturz auf ein Rad die Kraft des Wassers und den Nutzen seiner Bewegung verringert. Ach, wenn nur ein Tausendstel jener Energie, die die Menschen aufwenden, um unter der Decke des allgemeinen Wohles allerhand Torheiten und Gemeinheiten zu begehen, dazu benützt würde, alles zu unterlassen, was gegen unsre Vernunft und gegen unser Gewissen ist. Wie fruchtbar wäre dann das menschliche Tun.

Ich schreibe wie Sie, indem ich mich von dem Fluß meiner Gedanken treiben lasse, aber ich habe Sie im Auge, Sie und Ihre gegenwärtige Lage, und will Ihnen raten, was Sie vermutlich ohne mich wissen. Sie sind über Ihre gegenwärtige Untätigkeit nicht betrübt, was gewöhnlich eintritt, wenn man nichts tut, was seinem Gewissen zuwiderläuft, und man frei ist, sich mit Liebe den Bedürfnissen seiner Persönlichkeit und der Menschen seiner Umgebung hinzugeben, — vorausgesetzt, daß diese Bedürfnisse mit dem Gewissen übereinstimmen.

Noch einige Punkte, über die ich aufgeklärt zu sein wünschte. Was halten Sie von E. H. Schmitt und seiner Revue? Trotz des hitzigen Eifers und der

damit zusammenhängenden Pathetik und Geschwätzigkeit seiner Schriften sehe ich in ihm einen aufrichtigen und sehr talentbegabten Menschen, der zur Gruppe der Nichtmaterialisten gehört, der Menschen, die an das geistige Leben glauben. Darum stimmt er zu uns. Aber was haben Sie von ihm sagen hören, und welche Meinung hat man sich über ihn und seinen Einfluß gebildet? ... Ihre Beziehungen zu jener Dame aus Wien interessieren mich sehr. Erzählen Sie mir davon, wenn Ihnen das nicht unangenehm ist. Alles, was Sie betrifft: Ihr Privatleben, Ihre Beziehungen zur Mutter, zu Eltern und Freunden, die Organisation Ihres materiellen Lebens, alles dies interessiert mich, weil ich Sie sehr liebe. L. Tolstoj.

Lieber Skarvan! Moskau, 16. Dezember 1895.

Ich fühle mich Ihnen gegenüber sehr schuldig, weil ich so lange gezögert habe, Ihren Brief und Ihre Notizen zu beantworten. Das Alter und mehr noch als dieses das sehr verwickelte Leben, das ich in der Stadt führe, bewirkt, daß ich immer weniger Zeit habe. Entschuldigen Sie mich, bitte. Ihre Notizen sind im höchsten Grade interessant uud bedeutsam. Ich habe sie mit Rührung und großer freudiger Genugtuung gelesen. Auf andere haben sie den gleichen Eindruck gemacht. Das sehr lesenswerte deutsche Tagebuch des Doktors übersetzt man eben. Die Notizen schreibt man ab. Ich habe sie Tschertkoff, der hier ist, übergeben. Höchst merkwürdig und zugleich unbegreiflich sind Ihre Beziehungen zur Gräfin M. Was hat sie Ihnen zugeführt und was hat sie dem anderen entfremdet? Beachten Sie diese Frage nicht, wenn Sie irgendein Bedenken empfinden.

Ihre Notizen haben mich um so mehr gerührt, als eben hier in Moskau, in der Abteilung für Geisteskranke des Militärhospitals, unser junger Freund, der frühere Maler Soullerjedzky, gefangen gehalten wird, weil er wie Sie den Militärdienst verweigert hat. Bemerkenswerter Weise sind die Beziehungen der Behörden zu ihm und seine Beziehungen zu den Behörden fast dieselben in Rußland, wie sie in ähnlichen Fällen bei Ihnen in Österreich sind. Seine Notizen hat er während seiner Haft geschrieben. Ich werde meine Freunde um eine Abschrift bitten und sie Ihnen schicken. Erstaunlich ist, trotz der Verschiedenheit der Lebenslage und der Charaktere, die Einheit des Gefühlslebens und der seelischen Regungen. Sehr geschmerzt hat mich die Nachricht, daß Sie noch immer nicht vollständig frei sind und daß Sie von neuem werden dienen oder kämpfen müssen. Ich bitte Sie, mir nicht zu verübeln, was ich Ihnen gleich sagen werde; es mag Ihnen vielleicht unangenehm sein, aber ich muß es Ihnen sagen. Wenn bei der Entscheidung, die Sie zu treffen haben — Wiedereintritt in den Dienst oder nochmalige Weigerung — Sie das erstere wählen, so werden sich meine und der Meinigen Achtung und Freundschaft für Sie nicht verringern. Was

mich persönlich betrifft, so wird eine Seite meines Wesens — ganz einfach gesprochen: die rein menschliche, die Sie wie einen Bruder liebt — sich herzlich freuen zu hören, daß sie nicht für Sie zu leiden haben wird, wenn man wieder anfinge Sie zu quälen. Ich bin überzeugt, daß alle diese Erwägungen sehr wenig Gewicht haben in Menschen, die Fragen wie die, welche Sie zu entscheiden haben werden, erledigen müssen. Aber ich möchte von der Wage jene kaum merklichen Gewichte entfernen, die in ähnlichen Augenblicken, wenn die Wage schwankt, durch allerhand menschliche Rücksichten und Verführungen der göttlichen Lösung entgegenwirken können.

Inzwischen leben Sie wohl. Ihr Bruder, der Sie liebt. L. Tolstoj.

Lieber Douchan Petrovitsch! 22. Februar 1896.

Seit lange bin ich im Besitz Ihres Artikels über die Nazarener; er ist bereits abgeschrieben und korrigiert. Die Ausdrücke, die bei uns nicht üblich sind, sind durch russische ersetzt worden, und nun wollen wir versuchen, ihn zu veröffentlichen. Er ist sehr gut. Wir haben ihn mehrfach laut vorgelesen und jedesmal war die Wirkung stärker.

Unter den Nazarenern müssen sich Dinge ereignen, wie bei unsern Molokhans, unsern Doukhobors und anderen Sekten ähnlicher Art. Menschen reiferen Lebensalters sind unter Pein und Martern zu ihren Überzeugungen gelangt und verteidigen sie ganz ohne Abstriche; sie wollen sich von ihnen nicht abbringen lassen, weder nach vorwärts noch nach rückwärts. Aber die jungen Geschlechter, die unter solchen Bedingungen groß geworden sind, wollen die Bewegung; denn das Leben ist ganz nur in der Bewegung, in dem Streben, sich immer mehr der Wahrheit und seiner Verwirklichung zu nähern. Darum muß man den jungen Leuten beistehen und ihnen den Weg weisen, der weiterführt. Wenn man das nicht tut, oder wenn sie ihn allein nicht finden, so fallen sie gewöhnlich nach rückwärts, d. h. sie treten wieder in den Bund der anerkannten Religion oder vielmehr, sie verzichten, um in Frieden zu leben, auf jede Religion.

Auf Wiedersehen. Ich umarme Sie zärtlich. Schreiben Sie mir mit vielen Einzelheiten! L. Tolstoj.

Lieber Skarvan!

Ich hätte schon längst Ihren sehr langen und gütigen Brief beantworten sollen, aber bald fehlte mir die Zeit, bald war ich leidend oder schlecht aufgelegt. Ich danke Ihnen, daß Sie meine Fragen — wie ich übrigens erwartete — so befriedigend beantwortet haben. Ihren Brief habe ich an Tschertkoff weiter gegeben und anworte jetzt aus dem Gedächtnis. Zunächst die Gräfin: Ihr Roman mit ihr ist sehr rührend, besonders, weil das Drama nicht aus beliebigen Handlungen des einen oder des anderen hervorgegangen ist, sondern aus

den wesentlichen Zügen des männlichen und besonders des weiblichen Charakters sich ergab. Wie zwei Melodien aus denselben Tönen zusammengesetzt sind und nur durch die Anordnung der Töne, aber vor allem durch die Akzentuierung sich unterscheiden: so erzeugt der Wesenskern der menschlichen Gefühle in Mann und Frau dieselben Klänge, aber der Unterschied wird durch die Verteilung der Akzente verursacht. Das religiöse Gefühl existiert auch in der Frau, aber bei ihr überschattet der — verklärte — Geschlechtstrieb die religiöse Empfindung. Beim Mann verhält sichs umgekehrt; und darin besteht die Tragik Ihrer Beziehungen. Aber Sie sind ja sehr glücklich gewesen. Bedauern Sie, schlecht gehandelt zu haben? Gott gebe, daß dieses nicht der Fall sei.

Jetzt zu dem, was Schmitt betrifft. Was Sie über ihn mitteilen, empfand auch ich, aber ich ging darüber hinweg, obwohl ich in den Briefen an ihn gelegentlich seines Katechismus' der Religion des Geistes und seiner anderen Artikel, die ich nicht billigte, Anspielungen darauf machte. In seinen Schriften stört jene allen Deutschen eigentümliche Verwischung der Ausdrücke, die sie nicht bemerken und naiverweise für Tiefe des Gedankens halten. (Goethe bemerkt ja schon mit Bezug darauf, daß, wo Begriffe fehlen, Worte sich einstellen.) Dieser Mangel findet sich sogar bei ihren stärksten Denkern, bei Kant und Hegel; Schopenhauer allein ist dagegen immun. Und dieser Mangel an Klarheit wird noch gesteigert, wenn sie beredt sein wollen und ihre Reden mit rethorischen Blumen schmücken, was gerade bei Schmitt der wunde Punkt ist. Er glaubt etwas Neues entdeckt zu haben, wenn er auf sehr unklare und bestimmte Weise den Grundgedanken der Evangelien, besonders aus dem Evangelium Johannes, wiederholt, nämlich, daß im Menschen die Offenbarung Gott Vaters, also der Sohn Gottes lebt, der in allen Menschen derselbe ist. Überflüssig ist seine Furcht, zu den Arbeitern von der Lehre Christi in ihrem wahren Sinne zu sprechen, indem er es vorzieht, in schlechten und unbestimmten Umschreibungen die Lehre Christi zu erzählen, ohne sie christlich zu nennen. Alles, was er sagt und sagen kann, ist nichts als eine üble Umschreibung dessen, was in den Evangelien so gut gesagt ist.

Ein weiterer Punkt, über den ich mich mit Ihnen unterhalten möchte, betrifft Ihr persönliches Leben. Obgleich ich Ihre Lage vollkommen begreife und es vollkommen billige, daß Sie frei und außerhalb der sozialen Konventionen leben, fürchte ich doch, daß Sie sich zufrieden fühlen. Ich täusche mich vielleicht, aber es scheint mir so, und da ich Sie liebe und älter bin als Sie und erlebt habe was Sie zu erleben scheinen, so möchte ich Ihnen einen Rat geben. Wenn man keine sehr bestimmte Tätigkeit hat, durch die man dem Werke Gottes dient oder wenigstens zu dienen meint, dann muß man, je zweifelhafter dieser Dienst ist, um so intensiver seine Kräfte auf die innere Vervollkommnung richten, auf die Vorbereitung seines Ichs als Werkzeugs, damit es fähig sei, nicht in diesem

sondern in jenem Leben zu dienen. Diese Unsicherheit der Lage ist eine Pause, ein Atemholen, das man — wie die Arbeiter, die die Pause benutzen, um ihre Sicheln und Schaufeln zu schärfen — verwenden muß, sein Selbst für die Arbeit vorzubereiten, damit es beim ersten Anruf bereit sei. Ich täusche mich vielleicht, indem ich annehme, daß Sie sich in einem Zustande befinden, der diesen Rat nötig macht. Vielleicht tun Sie genau das, was ich eben andeutete; in diesem Falle bitte ich um Verzeihung.

Wie geht es den Nazarenern? Was unsere Doukhobors betrifft, erstarken sie im Geiste trotz der Verfolgung oder vielmehr wegen ihrer.

Was macht unser teurer Douchan Petrowitsch? Wir alle gedenken seiner in Liebe.

Dieser Tage habe ich aus Stuttgart das Werk des Afrikanus Spir erhalten: Denken und Wirklichkeit. Es ist eines der besten philosophischen Werke, das ich kenne. Ist es Ihnen bekannt? Alles Liebe für Sie und Douchan.

L. Tolstoj.

Lieber Skarvan! 1. November 1896.

Dank für Ihren lieben Brief. Wenn es einen Schatten zwischen uns gegeben hätte, wäre er nun verschwunden. Aber es gab keinen. Die Art, wie Sie sich die Beweggründe Ihrer Weigerung klar gemacht haben, ist interessant und wichtig. Das war jetzt für Sie nötig, um handeln zu können, wie es sich gebührt, wenn man neuerdings von Ihnen verlangt, den Militärdienst zu leisten. Zwar hat Christus gesagt: „Denket nicht an das, was ihr sagen werdet, wenn man euch fortführen wird: der heilige Geist wird sagen, was nötig ist"; zwar ist der Mensch sehr selten seinem Selbst gleich: heute schwimmt er oberhalb, morgen unterhalb der Woge; aber wenn dieses Bewußtsein seines Selbst, dieses wahrhaftige Bewußtsein, im Kontakt mit Gott ist, so wird es sich im kritischen Augenblicke zeigen. Und ich bin überzeugt, daß Sie in sich zu dieser Zentralzelle des Bewußtseins vordringen werden, wenn Sie sich klar die Ursache Ihrer Handlung vorstellen werden.

Kenworthy hat mir einen guten Artikel darüber geschickt, wie notwendig die Aufrichtigkeit für das wahre Leben sei. Ich meine auch, daß die Aufrichtigkeit die einzige Vorbedingung für die Bekundung der Liebe ist. So aufrichtig wir sind, so sehr lieben wir uns. Gott wolle Ihnen helfen. Die Meinen lassen Sie grüßen. Ich hoffe, daß wir uns sehen werden.

In Liebe ergeben Ihr L. Tolstoj.

Mein lieber Skarvan! 15./27. März 1898.

Dank für Ihren Brief. Über Sch. dachte ich genau dasselbe wie Sie. Was ist doch die menschliche Ruhmsucht für eine fürchterliche Verführung!

Sie fälscht edle Gefühle in böse um, ohne daß man den Wechsel merkt. Eine unbezahlbare Hilfe im Kampfe gegen diese Empfindungen ist der Gedanke an den Tod. Ich wenigstens rufe zu diesem Zwecke ihn immer an, was mir freilich sehr leicht fällt, wegen meines Alters. Aber auch Ihnen wird dieser Kampf leicht werden, Sie müssen sich nur bemühen, obwohl es scheint, als ob Sie trotz Ihrer Jugend wenig von diesem Laster in sich tragen.

Seitdem ich von Ihrer Krankheit gehört habe, denke ich oft an Sie und schätze Sie noch mehr als früher. Soviel ich weiß, kann Sie die Krankheit [die Auszehrung] noch sehr lange leben lassen, besonders in einem guten Klima. Natürlich kann sie Sie auch von einem Tage zum andern hinwegnehmen, aber das ist ja das gemeinsame Schicksal aller Menschen. Nur erweckt Ihr Zustand in Ihnen noch mehr Ernst, mehr Milde und eine noch größere Liebe zu Ihren nahen und fernen Freunden. . . Zwei, nein drei auf Sie bezügliche Fragen möchte ich gern beantwortet sehen: Leiden Sie, und wie ist Ihr Leiden beschaffen? Was macht Ihre Mutter? Kennt sie Ihre Krankheit, wie stellt sie sich dazu und wie gestalten sich Ihre gegenseitigen Beziehungen zueinander? — Wie beschaffen ist durchschnittlich Ihr Gemütszustand, oder vielmehr in Ihren klarsten und wohlsten Augenblicken? Auf alle diese Fragen wird wahrscheinlich mir Galla antworten.

Auf Wiedersehen, teurer Freund. Jetzt mehr als je empfinde ich, wie innig unsere Verbindung ist. Sie ist mir eine Herzensfreude und nichts kann sie mir zerstören.

Treu ergeben Ihr L. Tolstoj.

An Skarvan. 9. März 1898.

Dank, teurer Freund, für Ihren Brief, der mir beweist, daß Sie an meine Ergebenheit glauben. Mein erstes Gefühl, als ich Ihren Brief las, war Bedauern. Wieder ein Mensch, der von dem Fortpflanzungstriebe befallen und gefangen wurde und dadurch auf eine niedere Lebensstufe herabgestiegen ist. Prüfe ich Ihre Handlung, so finde ich, daß Sie schlecht gehandelt haben, als Lüstling, wie wir Männer sämtlich zu handeln pflegen. Aber schön an Ihnen ist die Aufrichtigkeit, die mir stets lieb ist. Sie haben nichts verborgen und beim Schreiben nichts gerechtfertigt.

Nach Ihrem ersten Brief beklagte ich zwar, daß Sie von Ihrer Höhe hinabgesunken, doch ich fand, daß Sie anständig gehandelt haben (oder zu handeln vorhatten), als Sie sie und ihre Familie von den Qualen befreiten, indem Sie das Mädchen heirateten. Aber ich habe Ihren zweiten Brief nicht gebilligt. Man darf, besonders im Bereich der Dinge dieser Welt, auf die untere Lebensstufe nicht verzichten und dann ganz plötzlich, wenn die Dinge unbequem werden, wieder in sie zurücksinken, indem man sich über die Pflichten der höheren Lebensstufe hinwegsetzt. Hat man einmal Geld entliehen und versprochen, es zu einem

bestimmten Datum zurückzugeben, so darf man sich nicht plötzlich in jene Sphäre versetzen, wo es weder Dein noch Mein gibt, und seine Schulden nicht bezahlen wollen. Ebenso ist es, wenn man Liebe für sich erweckt und, schlimmer noch, jene Beziehungen gepflegt hat, die, falls sie nicht zur Ehe führen, wahrscheinlich eine Ursache der Schande und der Reue werden. Dann darf man sich nicht um die unmittelbaren Pflichten drücken und frei bleiben wollen, um Gott und den Menschen zu dienen.

So schätze ich Ihre Lage ein. Wie schmerzlich es mir auch ist, einen Menschen auf eine niedere Lebensstufe hinabsinken zu sehen — wo man von der Frau und allem ausgefüllt ist, woran die Familie hängt, anstatt daß man frei ist, gegen sich und seine Lüste zu kämpfen — so wünsche ich doch, daß Sie die Frau heiraten und das Familienleben beginnen.

Brüderlich ergeben Ihr L. Tolstoj.

Teurer und guter Skarvan! 2. Mai 1900.

Ich fühle mich schuldig gegen Sie. Ich bin immer glücklich, wenn ich Briefe von Ihnen empfange und Aufklärungen, wie diejenigen, welche Sie mir über Schansk gegeben haben. Aber ich selbst schreibe nicht. Dank für Ihre Liebe und dafür, daß Sie keinen Anstoß nehmen. Was Ihre Heirat betrifft, so ist das ein schmerzensreiches Dilemma. Bei jedem Schritt erhebt sich vor uns die Frage — nicht, ob wir im Begriff sind, eine gute oder schlechte Handlung zu tun (über den Punkt wäre es leicht, sich nicht zu täuschen), sondern: welche Handlung die bessere oder vielmehr die weniger schlechte sei. Ist es besser, über flüssigen oder harten Kot zu gehen? Der Weg führt über Schmutz, das ist unvermeidlich, denn man lebt seit lange in diesem Schmutz; er ist vor uns, hinter uns, er ist überall. Der einzige Nutzen der Frage ist der, uns zu zeigen, wie schlecht wir bisher marschiert sind, und uns vorsichtiger zu machen, wenn wir auf den freien Raum hinausgelangen. Wie steht es mit Ihrer Heirat? Sie scheint mir notwendig für Sie. In gewisser Hinsicht wird sie eine Erlösung für Sie sein. Wir haben ein Telegramm an Debruin geschickt [einen holländischen Antimilitaristen, der in den Kerker geworfen wurde]. Solche Erscheinungen rühren mich sehr. Ich sehe in ihnen Symptome, die beweisen, daß die andern anfangen zu begreifen.

Diese ganze Zeit über bin ich sehr beschäftigt gewesen. Ich habe zwei Artikel geschrieben, einen über den Patriotismus und die Regierung, einen zweiten über die neue Sklaverei, ein Beitrag zur Arbeiterfrage. Ich schicke sie dieser Tage an Tschertkoff.

Jetzt sehe ich das Aufdämmern des neuen Lichtes, nicht vorübergehend, sondern stetig. Unaufhörlich wächst es. Es ist eine Freude, zu leben und zu sterben.

Ich küsse Sie brüderlich L. Tolstoj.

An Skarvan. Moskau, 28. Dezember 1900.

Ich habe, teurer Freund, Ihren langen und gütigen Brief erhalten. Alles darin ist interessant: die Auskünfte über Ihre Nachbarn und besonders über Sie und Ihr Familienleben. Ich bin sehr glücklich für Sie. Betrachten Sie diesen Brief nicht als eine Antwort, sondern als eine Empfangsbestätigung.

Schon seit zwei Monaten spüre ich eine geistige Ermattung. Ich kann nicht schreiben. Anfangs hat mich dieser Zustand bekümmert, aber schließlich habe ich mich, selbst wenn er bis an mein Lebensende dauern sollte, auf ihn eingerichtet und sehe darin vielmehr einen großen Vorzug, da ja bei Erschlaffen der geistigen Regsamkeit die moralische Arbeit besser vonstatten geht.

Gruß an Sie, Ihre Frau und sämtliche Freunde. Ich küsse Sie brüderlich

L. Tolstoj.

Dank, lieber Skarvan, daß Sie mir schreiben und mir trotz meiner unverzeihlichen Lässigkeit Nachricht geben. Ich freue mich über Ihr Leben und wünsche, daß es immer so bleiben möge. Unser lieber Abrikossoff hat Sie uns durch seine Erzählungen gegenwärtig gemacht. Wir werden uns wahrscheinlich nicht mehr sehen, aber fahren wir fort, brieflich in ununterbrochener Verbindung zu stehen. Eines der wichtigsten Ereignisse der letzten Zeit war die Freilassung von Peter Vereguine. Er lebt eben in England. Zwei Tage war er bei mir und ich war sehr glücklich.

Wie ist Ihr Konflikt mit den Behörden ausgegangen? Hoffentlich hat sich alles zum besten gewendet. Schade um die Leute, die Familie haben.

Treu ergeben Ihr L. Tolstoj.

Ich kenne drei Fälle von Weigerung des Militärdienstes. Ein Wassertropfen ins Meer. Ach, wie bedrückend wäre es zu leben, wenn man die Wichtigkeit der Handlungen nach ihren sichtbaren Folgen abschätzen müßte.

15. März 1907.

Ich danke Ihnen, lieber Skarvan, für die Korrektur des deutschen Briefes, aber besonders für Ihre guten Zeilen, die mir die Möglichkeit gegeben haben, in Ihre Seele zu blicken. An Sie denke ich immer mit jener wahren Liebe, die keinen Kraftaufwand erfordert, sondern im Gegenteil einer gewissen Voreingenommenheit entströmt. Ganz glücklich macht es mich zu wissen, daß Ihr Leben geistig gerichtet, also unabhängig ist von allen äußeren Bedingungen. Das macht es zu einem glücklichen.

Sie sind über mich wahrscheinlich durch den liebwerten Douchan unterrichtet: ich kann von ihm nicht ohne dieses Beiwort, das ihm so gut steht, sprechen.

Sie sagen in Ihrem Briefe, daß ich den Weltbegriff dreistufig mache. Denken Sie sich, ich erinnere mich nicht, wo und ob ich diese Einteilung je gemacht habe.

Die Idee übrigens stammt nicht von mir sondern von B., und sie ist außerdem falsch, denn die dritte Einteilung, die soziale, ist sehr oberflächlich. Es gibt nur zwei wirkliche Weltbegriffe, wie es nur zwei Lebensprinzipien gibt: den beschränkten und unbeschränkten; den materiellen und moralischen; den tierischen und göttlichen.

Hier ist, ich sage es Ihnen im geheimen, meine Meinung über einige berühmte Poesiemuster: die Göttliche Komödie, das Verlorene Paradies. Ich habe sie mit großer Anstrengung gelesen und sofort alles, was ich gelesen hatte, vergessen.

Auf Wiedersehen, teurer Freund. Alles Liebe Ihnen, Ihrer Frau und den Kindern. Haben Sie mit Tsch. Ihre Beziehungen wieder aufgenommen? Das ist unerläßlich.
L. Tolstoj.

Dank für Ihren Brief, mein lieber Bruder Skarvan. Der Austausch mit Ihnen ist mir immer angenehm gewesen. Über Politik habe ich immer so gedacht. Die politische Tätigkeit ist lächerlich und zugleich gemein.

Ich bin sehr erstaunt und betrübt, daß ich im Umkreise meiner Schriften nichts über die Keuschheit gesagt habe. Ich werde versuchen, in den zukünftigen Ausgaben diese Lücke auszufüllen, denn ich betrachte die Keuschheit als das Streben nach dem Allergrößesten, als die Vorbedingung zum sittlichen Leben und das sicherste Symptom für die Aufrichtigkeit dieses Strebens.

Was mich betrifft, so steht es außer Zweifel, daß es für die Kinder besser ist, nicht in die Schule zu gehen. Aber diese Entscheidung hängt auch von der Mutter und ihnen selbst ab. Ich glaube, es ist nötig, Kinder die Hauptsache zu lehren: das Gesetz Gottes, das Gesetz des Lebens, was man bei uns nicht oder, schimmer noch, in verzerrter Form lehrt. Wenn man im Familienkreise die Kinder lesen lehrt, so setzt man sich zu ihnen, nimmt ein Alphabet vor und beginnt zu buchstabieren a b c .. So, meine ich, sollte man sich zu den Kindern setzen, um sie zu lehren, daß alles Gute in der Welt von der Liebe herkommt, alles Schlechte von der Nichtliebe, daß Gott die Liebe ist usw.; man müßte sie zwingen, das zu fassen und wie das Abc zu wiederholen. Man kann und soll das tun, und allein ein liebender Vater kann es tun. Alles Liebe Ihnen und Frau und Kindern.
L. Tolstoj.

Lieber Skarvan! 15. November 1908.

Ich habe Ihren Brief sofort gelesen und will ihn sogleich beantworten und Ihnen sagen, daß ich Sie stets geliebt habe und liebe. Über Ihren moralischen Zustand bin ich sehr glücklich. Was die Bewegung betrifft, die durch die Welt geht, so denke ich und glaube an sie, aber ich messe sie nicht meinem Einflusse bei, nicht den kleinsten Teil von ihr.

Alles Liebe für Sie und die Ihrigen, die ich gern kennen lernen möchte.
L. Tolstoj.

***

Aus dem Durchschnitt/ (Briefe und Tagebücher) von Arthur Eloesser



Wann fängt der Mensch an historisch zu denken oder, genauer gesagt, historisch zu fühlen? Ich frage natürlich nicht einen rüstigen Geschichtsklitterer und fröhlichen Epochenmacher, vor dem fünfhundert Jahre sind wie ein Tag, sondern ich frage mich, den eigenen Leib, unseren besten Lehrmeister nach Schopenhauer, und ich beobachte die Überfälle, die die Vergangenheit nicht tückisch, aber doch leise boshaft gegen ihn führt. Neulich fiel sie mir in den Arm und zwar im wörtlichsten Sinne des Wortes. Dadurch kam mein Junge um die ihm zugedachten und heilsamen Prügel, was auch Ellen Key im Namen des zwanzigsten Jahrhunderts dagegen einwenden möge. Ein Anachronismus muß mich entschuldigen, es war das neunzehnte Jahrhundert, das in mir aufbrauste. Schon erhob ich, was mir nicht leicht wird, den Arm, und was mir noch schwerer wird, die Stimme, als ich mich über die Geste und den Ton wundern mußte. Kam das aus mir? Es schien mir nachgemacht, überzeugungslos und dennoch elementar und vertraut. Im zweiten Augenblick, Erzieher dürfen sich nicht beobachten und Delinquent hatte verständigerweise das Weite gesucht, war ich mir über das gemischte Gefühl schon klar. So hatte mein Vater vor mir gestanden, so mit mir gesprochen, und, obgleich an Temperament sehr verschieden, hatte ich doch diese Erbschaft erhalten. Die Bewegung war mir diktiert worden, was wird aus ihr werden? Wenn sie mir wieder unwillkürlich in den Arm fährt, werde ich wieder zögern, sie auszuführen, weil ich sie nicht mit der vollen gläubigen Autorität der patria potestas zu Ende bringen kann. In diesem Stadium, um mit Nietzsche zu reden, hat mein Junge den Nutzen, und ich habe den Nachteil von der Historie. Ich bin nichts als ein Übergang, ein Verbindungszeichen, und er allein wird mir oder anderen später sagen, ob er etwas wie Stil an mir empfunden hat. Ihm mag ich fertig scheinen, so unfertig ich mir selbst vorkomme. Vorläufig nimmt er mir mein Sein, meine Gegenwart, drängt mich Vorwärtsstrebenden auf eine Vergangenheit zurück, die mich nicht mehr behaust, zerrt mich Zögernden nach einer Zukunft, über die ich nichts vermag.

Das richtige historische Gefühl wohnt erst in uns, wenn wir das, was wir erkenntnistheoretisch wußten, noch einmal am eigenen Leibe praktisch und unwillkürlich erfahren: du hast keine Gegenwart. Weshalb mir auch die Leute, die sich von heute oder moderne Menschen nennen oder ihre Jetztzeit rühmen, unglaublich albern vorkommen. Wenn die Eintagsfliege ein Hirn hätte, würde sie eben so eitel denken. Es war auf kurze Zeit geborgt, der Gläubiger sind so viele: das ist der Spruch aller Sprüche. Wir borgen und borgen das Geborgte

weiter. Die Weltregierung treibt wie jedes ordentliche Staatswesen eine Wirtschaft des vergnügten Defizits. Wer wird zahlen? Ihr modernen Menschen, die ihr euch solvent glaubt, haltet um Gottes willen die Uhr nicht an, leugnet jede Gegenwart, damit man euch nicht haftbar macht, und wenn der Gerichtsvollzieher kommt, so schwört nur ganz aufrichtig, daß die Depots euch nicht gehören! Hat der Entwicklungsgedanke, gesteigert und verfeinert zum echten erlebten Gefühl des täglichen Werdens und Vergehens, uns unglücklich gemacht? Ich glaube nicht, ich glaube vielmehr, daß er uns einen entzückenden Lebensrausch gibt, den Trotz des Habenichts, die Leichtigkeit und Verwegenheit des Abenteurers, die Lustigkeit des Zechprellers, die keinen Zahltag fürchtet. Hat jener Gedanke, daß wir nie sind, nie etwas haben, uns gleichgültig gemacht gegen den liebenswürdigen Schein des Widerspiels, gegen die Illusion der Dauer und des Besitzes? Im Gegenteil, wir sind heute rerum antiquarum cupidi, Sammler und Erhalter des Kleinen und Kleinsten wie nie zuvor; es gibt bereits Bauern, die archäologische Sammlungen anlegen, und wenn wir erst den geeigneten Spiritus gefunden haben, möchten wir vergangene Empfindungen, Denkarten, Sitten und Gebräuche darin konservieren.

Die Historie war früher sehr einfach. Als ich sehr jung war, und ich bin es häufig heute noch, las ich die kurzgefaßten Geschichtstabellen mit den wundervollen Entscheidungsschlachten wie ein großes Epos. Das war die Partitur der Weltgeschichte, der großen Sinfonie des Paukenschlags, natürlich mit Sedan als Finale. Diese historische Gläubigkeit war ungefähr die einzige Religion, die man uns beibrachte. Die Mikrologie der Philologen, und noch mehr die Biologie der Naturwissenschaftler hat ihre heroische Einfachheit umgebracht. Man wollte auch etwas von der Symphonia domestica der Menschheit erlauschen, und man hört nun mit feinerem Ohr als je auf das Summen der kleinen und bescheidenen Stimmen. Nach Goethe, der uns hier wie überall vorangeht, ist der kleinste Wicht nicht mehr unwichtig, sobald er ganz einfach seinen Lebenslauf erzählt, und wenn auch unser Ästhetentum im Kultus der genialen Persönlichkeit beinahe mit unanständiger Lüsternheit schwelgt, es weht auf der anderen Seite eine breite und starke Tendenz, die sich der Privatgeschichte der Menschheit, des Schicksals aller Namenlosen bis zum letzten annehmen möchte. Man will einmal das Pathos meiden, das nicht nur der große Name, das schon die Zeitenferne erzeugt. Der Tag ist schlicht und arm, das Jahr bereits eine hübsche runde Sache, das Jahrzehnt die Illusion eines tönenden Schrittes, und wenn ich von Jahrhundert spreche, so donnert es schon weltgeschichtlich. Wie werden wir die Poesie los, um auf das wahre Gesicht der Dinge zu kommen? Indem wir uns den schlichten Tag der schlichten Leute in möglichster Zeitnähe ansahen. Das haben wir versucht und damit nur erreicht, daß uns die Poesie noch näher auf den Leib gerückt ist, als unser historisches Gefühl sich auf die kleinste Ent-

fernung einstellte. Früher war die Gegenwart nüchtern, die Zeit der Väter unbeliebt, die der Großväter komisch, und der poetische Schein fing erst da an, wo man nicht mehr recht sah. Die Romantiker suchten ihre Zuflucht noch im Mittelalter, um der Realität zu entfliehen; für unsere heutigen Neuromantiker genügt es durchaus, wenn sie sich nur um fünfzig bis sechzig Jahre zurückbemühen. Unser Realismus, der auch den einzelnen Tag untersuchen, unser ungeduldigerer Geschichtssinn, der sofort die jüngste Vergangenheit redigieren wollte, hat schließlich dazu geführt, daß der verklärende Schein uns immer näher kam. Die Menschheit häuft ihr Aktenmaterial viel bewußter und eiliger als früher, und es wird mit größerer Begierde als je darin gelesen. Vielleicht ist es diese Konkurrenz des Historischen, die unsere Dichter so zaghaft im Erfinden gemacht hat. Das Geschäft ist ihnen zum Teil abgenommen worden. Gute Romane wirken immer wie Memoiren aus einem starken Zeitgefühl mit satter Realität. Dagegen brauchen Memoiren nicht bedeutend zu sein, um in dieser Hinsicht selbst mit guten Romanen zu wetteifern. Ein kultivierter Betrachter und Genießer wird seine Romanbibliothek möglichst einschränken und die der Memoiren, der Briefe, der Autobiographien möglichst erweitern wollen. Für den guten Leser gibt es da eigentlich keine Enttäuschung, und wer sich einmal auf diese privaten Dokumente der Geschichte eingelassen hat, verfällt einer unstillbaren Neugierde. Die deutsche Literatur ist an großen Memoirenwerken nicht reich; unser Adel hat nur in den Jahrzehnten, als ihn die Romantik berührte, die Lust des Bekennens geübt. Unsre Diplomaten und Militärs haben das Schreiben erst im neunzehnten Jahrhundert gelernt. Wir sehen in diesem Zusammenhang von Schriftstellern, Künstlern und Forschern ab, die bewußt Vermächtnisse an die Zukunft hinterließen. Da, wo die Leute der großen Welt, die Erfahrenen und die Zynischen fehlen, tritt wie meistens bei uns das Bürgertum ein, und da man heute mit besonderer Zärtlichkeit auf die früher überhörten Stimmen der Kleinen, Gedrückten und Geduldigen hört, so hat sich manche Familie ermutigen lassen, irgendwelche vergilbten Blätter an den Tag zu geben, die sich früher gewiß nicht in die Öffentlichkeit gewagt hätten.

Da ist meine Freundin Angelika Rosa, trotz ihrem romantischen Namen nur eine Pfarrerstochter, Soldatenwitwe, und schließlich Pfarrersfrau.* Einer ihrer Nachkommen, wieder ein Pfarrer, hat ihre Briefe herausgegeben, Dokumente eines sozialen Elends, einer Willkür und Vergewaltigung, die kein Roman erfinden dürfte. Angelika beginnt die Lebensbeichte an eine edle schätzbare Freundin mit einem Preis der Vorsehung, die die Rücksicht hat, uns nichts vorhersehen zu lassen, sonst wären die Übel nicht zu ertragen, die uns nach den weisen Absichten Gottes treffen. Ihre Eltern lebten in der Wetterau, als das Liter vom

* Angelika Rosa. Lebensschicksale einer deutschen Frau in eigenhändigen Briefen. Herausgegeben von Viktor Kirchner. Magdeburg, Creutzsche Buchhandlung.

besten Rheinwein zehn Kreuzer kostete, unter der Herrschaft der Grafen von Sayn-Wittgenstein, die sich von Gottes Gnaden nannten. Alle Untertanen waren Leibeigene, verkäuflich, an die Scholle gefesselt, und der Herr Hofprediger machte keine Ausnahme. Da ihr Gatte in das zivilisiertere Fürstentum Köthen entflieht, wo man ihn zum Superintendenten ernennt, wird die Mutter mit ihren Kindern eingesperrt und von zwölf Soldaten, verstärkt um eine alte Hexe, bewacht. Ein Kind kommt, ein anderes stirbt in der Gefangenschaft, und für beides wird Gott mit einem „herrlichen Gebet" gedankt. Der Großvater, natürlich auch ein Geistlicher, bringt ein anständiges Lösegeld; man behält es, die Familie aber auch, worüber den alten Herrn der Schlag trifft. Die Schwestern des Grafen, unabhängig von ihm und auch wieder von Gottes Gnaden, entführen die Gefangenen aus dem Kerker und in einer halben Stunde über die Grenze. Da geht es in ein fremdes Land, wo man den Wein nicht mehr kennt. Auf der Flucht nimmt die halb erfrorene Mutter ein Töpfchen Warmbier zu sich, das ihr hinterrücks ein Räuschchen versetzt, wodurch sie die kleine Angelika beinahe verloren hätte. Nun hütet sie sich vor unbekannten Getränken, der neumodische Kaffee könnte auch etwas Gefährliches sein; sehr zögernd befreundet sie sich mit ihm, dann aber bleibt er nach der Religion ihre vornehmste Tröstung und Stärkung. Da sie den Gatten glücklich findet, ist aus dem Superintendenten und früheren Leibeigenen ein Freimaurer und Libertin geworden, der wohl die Kinder, aber nicht die Mutter behalten will. Die kleine Angelika wird von den beiden hin und her entführt, die Hallenser Studenten mischen sich in den Handel, sie liefern sich in zwei Parteien gespalten eine förmliche Schlacht, bei der auch die Damen nicht geringe Prügel bekommen.

Angelika empfängt ihre Erziehung bei einer gelehrten Türkin, deren Vater, ein bedeutender Arzt, im Kriege erbeutet worden war; sie wird Gespielin einer Prinzessin von Hildburghausen, dann Helferin ihrer Mutter in der Tressenstickerei, dann beinahe Maitresse des Fürsten von Anhalt, der das hübsche kleine Mädchen vorläufig in seiner Hofmusik unterbringt. Sie entflieht mit einem Kollegen ins Preußische, der sich zum Kaufmann in Burg bei Magdeburg macht. Nun hätte sie Ruhe und Brot, wenn der Siebenjährige Krieg nicht anfinge. Der ziemlich schwindsüchtige Kirchner muß mit ins Feld. Ein wohlwollender General ernennt ihn zum Stabshoboisten und zu seinem Privatsekretär, aber da diesem humanen Offizier das halbe Regiment desertiert, fällt er in Ungnade und er wird als trübsinnig nach Hause geschickt. Der Günstling fällt nun zum gemeinen Soldaten herab, er wird in Böhmen gefangen genommen und er ertrinkt elendiglich nach der Auslieferung auf dem Rückweg. Erst mehrere Jahre später erfährt Angelika recht zufällig, wie sie ihren guten Mann verloren hat, der sie einst vor den Nachstellungen eines allzu leutseligen Fürsten in eine christliche Ehe rettete.

Die Kaufmannsfrau, die von der interessanten Türkin eine vielseitige Bildung erhalten hat, ernennt sich nun zur Erzieherin und Schulleiterin; denn es gab damals glücklicherweise noch keine Töchterschulen, und einige adlige oder bürgerliche Familien pflegten sich zusammenzutun, um gemeinsam eine Lehrkraft zu erhalten. Bei dem Mangel öffentlicher Schulen war damals noch goldene Zeit für die Hofmeister, und Angelikas grade konfirmierter Sohn bekam schon vierzehnjährige Mädchen in seine pädagogische Obhut. Allerdings wagt er seine Autorität nicht zu mißbrauchen nach dem bösen Beispiel, das Lenzens „Hofmeister" in der damals so aktuellen und sensationellen Komödie gegeben hat. Der kleine Kirchner war mit Hunger und Prügeln zu vertraut, um überschießenden Gelüsten frönen zu wollen. Schon als Kind trägt er die Glorie des Märtyrers; denn er hat das Unglück, reformiert zu sein. Seinen Heidelberger Katechismus, von dem der gute Junge nicht lassen will, schlägt ihm der lutherische Lehrer mit einer orthodoxen Überzeugtheit um die Ohren, daß das Blut spritzt. Kalmucke, Franzose, Römischer Spitzkopf schimpfen ihn die Kameraden, und die Mutter muß ihm beschwören, daß nicht alle Lutherischen so böse Leute seien. Ihr Vertrauen zu Gott und den Menschen ist denn auch gerechtfertigt worden; sie findet einen zweiten braven Mann an dem verwandten Pfarrer Rosa, und da sie um 1780 zur Zeit von Lessings Tod ihre Lebensgeschichte in Briefform beginnt, kann sie die neue Ära der Duldsamkeit preisen, in der kein Luther mehr verfolgt, kein Huß mehr verbrannt wird, in der man nun ohne Furcht vor Prügeln ganz nach Belieben Unser Vater oder Vater unser beten kann. Der Ururenkel der Angelika Rosa, Hunger und Prügel wirken erhaltend, hat ihr Medaillonporträt auf den Buchdeckel gesetzt und es in ein Ornament von goldenen Ranken schicklich eingefaßt. In das feine Pastellgesichtchen einer ungewöhnlich zierlichen Rokokodame ist nichts von Elend und Demütigung hineingemalt, und wer ihre Geschichte nicht kennt, würde aus dem weichen Blick höchstens eine kleine Melancholie herauslesen. Wenn Angelika, aber sie würde heute Anna oder Auguste heißen, in unseren Tagen so viel Unglück in Gottesfurcht erlitten hätte, sie würde dick und vergrämt aussehen und sich die äußerste Schlichtheit und Geschmacklosigkeit der Erscheinung zur Ehre anrechnen. Aber Lancret und Mengs und die Mode erlaubten es nicht. Angelika in wohlgedrehten und gepuderten Locken, betont ihre tour de gorge, der ein hübsches Mieder zwischen gekräuselten Rüschen eine anständige Freiheit läßt. Dieses schmale Köpfchen, dieses feine Mündchen erzählt ihre Geschichte nicht, der Kulturfirnis des achtzehnten Jahrhunderts liegt glättend, beschönigend darüber, diese verführerische Lüge, an die wir doch glauben trotz allen dunklen Hintergründen, trotz allen brutalen Widerlegungen.

Wenn wir diesen Firnis ganz abkratzen wollen, müssen wir uns ins Preußische begeben, da wo es am dunkelsten ist, und es kommt ein Tartarentum heraus,

von dem man begreift, daß die größten Kulturträger ihm im weitesten Bogen auswichen. Es ist gegen das Ende der Regierung Friedrichs des Großen. Der vereinsamte und verbitterte alte König, der es müde ist über Sklaven zu herrschen und der doch andere Untertanen nicht vertragen würde, hat seinen berühmtesten Fehlgriff in der Müller Arnoldschen Sache begangen. Die Räte von der Küstriner Regierung und vom Berliner Kammergericht, die in den oberen Instanzen für den Grafen Schmettau gegen seinen schlauen und intriganten Pächter entschieden haben, werden durch eine Kabinettsordre auf die Festung Spandau gesetzt und an ihrem Vermögen gestraft. Im Prinzip hatte der König schon recht; denn wenn der Gutsherr sich bei dem Patrimonialgericht d. h. bei sich selbst verklagen ließ, so pflegte ihm nicht viel zu geschehen. Und wenn der große König das Urteil aller Instanzen umstieß mit der Begründung, daß in seinen Staaten der geringste Bauer, ja sogar der Bettler ebensowohl ein Mensch sei, wie Se. Majestät sind, so muß man bedauern, daß die Hohenzollernsche Beredsamkeit sich diese Töne nicht erhalten hat. Aber von den beiden Streitenden war ausnahmsweise der Müller der Jude, und die Richter bestanden auf ihrer Meinung, obgleich sie von dem Könige höchst persönlich wie die Schuljungen ausgeschimpft wurden. Es waren eben Männer, sie hatten den Staatsbegriff und die Rechtsidee im Leibe und sie widerstanden dem Sieger von Roßbach und Leuthen mit einer Selbstverständlichkeit, die ihre heutigen Nachfolger gegen das Prestige siegreicher Manöverschlachten vielleicht nicht aufbringen würden. „Hart ist allerdings das Schicksal, was nach den unergründlichen Wegen der Vorsehung uns betroffen hat. Aber ich weiß nun auch aus eigener mir freilich teuer zu stehen gekommener Erfahrung, welchen kräftigen Trost ein reines Gewissen und der Gedanke: du bist unschuldig, bei den schwersten Leiden gewährt."

So schrieb einer der Inhaftierten, Regierungsrat Neumann, nach der Entlassung, die er nicht lange überlebte, an einen Freund, und wir müssen uns die Gefangenen, wie sie auch damals durch ganz Europa in Wort und Bild verherrlicht wurden, als preußische Katos vorstellen, die auf den Wällen Spandaus ernst einherwandelten, im Rousseau oder Kant blätternd. Wenn eben nicht das Tagebuch besagten Rates wäre, das uns die wahrere Wahrheit enthüllt.* Wir wollen von den Herren nicht zu viel verlangen, wir finden es begreiflich, daß sie sich die Zeit mit Pikett, L'Hombre, Tresett und Tarock vertrieben, daß alle eingelaufenen Dedikationen an Wein und Schnaps, an Wurst und Spickgans, an Braten und Geflügel, Aalen und Krebsen, die sie ihrem populären Martyrium verdankten, sorgfältig aufgezeichnet wurden. Aber alle zusammen pflegen eine geistige Bedürfnislosigkeit, über die sich sogar die Unterhaltung eines heutigen Honoratiorentisches in der Neumark erheben würde, und sie belustigen sich mit

* Aus der Festungszeit Preussischer Kammergerichts- und Regierungsräte in Spandau 1780. Tagebuch des Regierungsrats Neumann. Als Manuskript gedruckt. Berlin 1910.

einer Grobheit und Unflätigkeit, gegen die der Verkehrston im Unteroffiziers=kasino der östlichsten preußischen Garnison Anmut und Würde bedeutet. Der Borussismus, die niedrigste aller Kulturformen, so sagte sein treuester Liebhaber Theodor Fontane. Man weiß, daß im galanten Jahrhundert die Zote blühte, daß die Theologen sie besonders pflegten, und daß man an manchem Hofe allein mit einem Vorrat von saftigen Anekdoten seine Karriere machen konnte. In diesen Blättern wird ein wahres Mistbeet der absoluten Schweinerei angelegt, und der regierungsrätlichen Feder entfließen Worte, die sich heute einfach nicht aufs Papier wagen würden. Die gute alte Zeit war uns entschieden über; wir haben viel vergessen und wenig hinzugelernt. Rat Neumann war offenbar ein Mann von gesellschaftlichem Ehrgeiz, er sammelte, um später ausgeben und glänzen zu können. Der Liebhaber von Kulturdokumenten, der nun die Früchte seines Fleißes genießt, wird hier in die hohe Schule genommen und er entdeckt an manchem Ausdruck, den er als Junge auf der Straße gelernt hat, eine patriar=chalische Würde des Alters, die sich nicht vermuten ließ. Das war die Unter=haltung von angesehenen Männern, zur Zeit, da man für Gellerts fromme Episteln und für die süßeste, ausgekochteste Anakreontik schwärmte. Wohl schickte der Buchhändler Nikolai die unverfänglichen Produkte seines ehrbaren Verlages, aber keine Bemerkung deutet darauf hin, daß in seinen Büchern auch nur geblättert wurde. Für die Lieblingslektüre der Herren spricht eine Notiz, die ich sehr vorsichtig als eine der witzigsten und elegantesten aussuche. „Vor einigen Tagen bekamen wir aus Berlin die Elegantias Sabini Sermonis, dieses Buch studiert der Regierungsrat Busch mit der größten Begierde, es scheint aber so wenig wie das andere, La Blandine genannt, von dessen Durchlesung er gleich=falls nicht abzubringen gewesen, auf ihn Eindruck zu machen. Die Wäscherin wird davon vielleicht mehrere Auskunft geben können." Was hat die Herren Juristen sonst noch interessiert? Einige Nachrichten aus der Verwaltung und von Beförderungen natürlich; sonst nur Klatsch vom König, vom Hof, von der Gesellschaft. Der König hat eine Pastete für fünfzig Thaler gegessen und einen Berrykäse, der stark nach Knoblauch schmeckt. Die Prinzessin von Preußen hat einen Akzisebeamten geohrfeigt. Prinz Heinrich hat seiner Mutter Silberzeug versetzt. Es ist erstaunlich, was die Leute alles wissen, auch ohne illustrierte Wochenschriften, mit welcher niedrigen Skandalsucht auch das Privatleben behorcht wird, und wieviel Kanäle durch die Bevölkerung gehen, um der all=gemeinen Neugierde jede Schmutzwelle aus einer noch sehr rohen und schon sehr korrupten Gesellschaft zuzutragen. Rat Neumann rechtfertigt sehr unabsichtlich die staatsmännische Kritik Mirabeaus und die Flucht Casanovas aus den preußi=schen Staaten, als er die Nachttöpfe im Kadettenhaus entdeckt hatte.

Wir begeben uns einige zwanzig Jahre weiter und einige Stufen höher zu dem gebildeten und wohlhabenden Bürgertum der Hauptstadt. Die Jugend=

erinnerungen des Berliner Buchhändlers und Privatgelehrten Gustav Parthey* erzählen uns von einem Stück Alt-Berlin, das heute noch existiert, mit ganz respektablen Spuren von Gediegenheit und Vornehmheit. Partheys Geburtshaus Brüderstraße 13 gehört heute noch zu unseren bescheidenen Reliquien, mit der schlichten Fassade, dem echten Berliner Hof und seiner Galerie, auf den mittelalterlichen Resten von Kreuzgewölben und unterirdischen Gängen, in denen die barmherzigen Brüder sich vor Leibesgefahr verstecken konnten; denn die alten Berliner pflegten in aufgeregten Zeiten ihre Pfaffen zu prügeln. In diesem Hause wohnte Friedrich Nicolai, der uns immer noch vorgeworfen wird, wenn wir die Ankunft eines neuen Goethe nicht zur rechten Zeit erkennen. Der alte Zelter, Goethes Freund, sonst Maurermeister, hat ihm sein Haus, ehedem einem hochadligen Minister gehörig, so umgebaut, wie es sich für einen Bürger gehörte, aber für einen der reichsten und angesehensten, der als berühmter Buchhändler und Gelehrter zu repräsentieren hatte. Fremde von Distinktion mußten bei dem alten Nicolai abtreten, sie bewunderten seine Sammlungen an Büchern, Stichen, Silhouetten, sie schätzten Küche und Keller des gastfreien Hauses. Wir sind gewohnt, das Berlin um die Wende des Jahrhunderts nur unter dem Zeichen der Romantik zu sehen, und die Partheysche Schilderung gibt uns die wirklichen Verhältnisse richtig gewogen wieder zurück. Der Berliner Rationalismus hatte wohl Moses Mendelssohn mit Stolz zu seinen erleuchtetsten Geistern gezählt, aber er wollte von dem neuen Judentum nichts wissen, das den Goethekultus zelebrierte, das in seinen romantischen Zirkeln mit Hilfe schöner und geistreicher Frauen die Klassen verwischte von der Schriftstellerboheme bis zu den leibhaftigen Prinzen. Zwischen dem aufgeklärten Bürgertum und diesen jüdischen Salons war gesellschaftliche Feindschaft oder wenigstens Fremdheit; in den Kreisen Nicolais wurden sie als zu „national" und zu geistreich verworfen. Hier herrschten die Männer ehrbar, umständlich, gediegen, hier wurden die drei- und viereckigen Verhältnisse der Romantik nicht geduldet. Wie heute die Führer der Sozialdemokratie, wie immer die Radikalen, so hatten auch diese Aufklärer, mit den geistreichen Reaktionären der Romantik verglichen, die größere Sittlichkeit für sich in zuverlässiger Nüchternheit, aber dieses Pfahlbürgertum bewahrte auch das geringschätzige Mißtrauen des echten Berliners gegen den Adel. Da Elise von der Recke, die Sängerin frommer Lieder, ihren berühmten Freund Nicolai unangemeldet besucht, drückt sich seine ehrbare Gattin mit einer sehr hörbaren Verwünschung des „adligen Lumpenpacks" beiseite, und die geborene Reichsgräfin Medem muß die störrische Bürgersfrau erst mit vielem Zureden und Umarmen überzeugen, daß sie nicht mehr als ein Mensch sein will.

Parthey hat seine Erinnerungen spät geschrieben und mit dem Bewußtsein, eine

* Privatdruck, herausgegeben von Ernst Friedel. Berlin, Ernst Frensdorff.

Zeitwende erlebt zu haben. Das achtzehnte Jahrhundert, das draußen einzuschlafen begann, wurde im Hause Brüderstraße 13 durch den Despotismus des Großvaters wach gehalten. Die Kinder verstehen die Sprache der Philanthropen nicht mehr, sie verzagen an Weißes „Kinderfreund", der schon eine Generation zur vernünftigen Sittlichkeit und sonstigen Tugenden erzogen hatte. Wenn Karlchen einen Postillon d'amour erhält, oder wenn Lottchen ihre Poschen verliert, so wissen sie nicht mehr recht, wovon die Rede ist. Hillers Singspiele langweilen sie eben so sicher wie Ifflands bürgerliche Rührstücke. Wenn der Großvater nicht aufpaßt, dann rasen sie mit dem Furientanz der Armide, oder sie schwelgen in den Geniengesängen der Zauberflöte; das war das Neue, das Verlockende und Dämonische. Partheys Vater, es gab damals noch Lebensläufe, bevor die Examina sie regulierten, verdankte seine Laufbahn der Fertigkeit im Flötenblasen. Der alte Nicolai bemerkte den früheren Leineweber, späteren Haus- und Musiklehrer des jungen Grafen Medem, bei einem Liebhaberkonzert, und als man den angenehmen jungen Mann im Finanzministerium untergebracht hatte, durfte er die Tochter heiraten. Es ist die Sterbezeit des Zopfes, der, wenn er echt war, an Stelle des Bartes als vornehmstes Zeichen der Männlichkeit geschätzt wurde. Die französische Revolution hat ihn bekanntlich abgeschafft, weil er beim Guillotinieren, auf das jeder gefaßt sein mußte, zu viel Umstände machte. In Preußen hielt er sich länger, und in Berlin wurden wenigstens die Zivilzöpfe nach Jena abgeschafft, als das Geld für Puder, Pomade und Zopfbänder knapp wurde. Es ist auch die Sterbezeit der aristokratischen Schuhe und Strümpfe, ohne die der Kavalier des Rokoko in keinem Salon erscheinen durfte. Nur die Reiter hatten ein Privilegium, aber der Stiefel wagte sich nicht ohne Sporn in die Gesellschaft und namentlich nicht unter die Augen der Frauen. Parthey hat manches hübsche Bild aus der Übergangszeit zu bürgerlichen Lebensformen festgehalten. Seine Pate Goeckingk, Poet und Geheimer Oberfinanzrat, hält der formlosen Jugend die feine alte Tracht vor, wenn er die Linden herunterhinkt im weiten Roqueleure mit goldenen Knöpfen, darüber die blaue Pikesche, silberne Sporen an den Stulpenstiefeln, auf dem gepuderten Kopf den dreieckigen Hut und unter dem Arm den weißen Bologneser. Man bringt dem kleinen Parthey bei, daß sein Pate als großer Dichter zu bewundern sei, und Großvater Nicolai gibt ein zierliches Beispiel von Ehrfurcht und Galanterie. In seiner Sommerwohnung, die „Lehmschloß" heißt und an der heutigen Blumenstraße liegen würde, prangt eine Badewanne aus grauem schlesischen Marmor, ehedem zum Grabdenkmal eines vornehmen Herrn bestimmt, dessen Erben nicht zahlen wollten. Da der alte Dichter diese Villa mit seiner apollinischen Gegenwart beehrt, wird ihm das Bad mit Lorbeerzweigen geheizt. Das sind doch Musen und Grazien in der Mark. In diesem Hause, wo Goethe als begabt aber unanständig gilt, darf sich der junge

Parthey nicht laut zu Weimar bekennen. Erst in der Schule erlaubt er sich die offene Schwärmerei, aber da belehrt ihn ein vorgeschrittener Kamerad, daß das mit Goethe eigentlich schon vorbei sei und daß die Intellektuellen sich auf Zacharias Werner den neuen Magus einstellen. Parthey erzählt uns reichlich von Schule und Haus, von Mode und Sitte, von Literatur und Industrie, vom Theater und der Universität; die Beziehungen seiner Familie befördern ihn bis ins Niederländische Palais, wo Elise von der Reckes Schwester, die Herzogin von Kurland, Hof hält, und wenn er eine Studienreise nach Paris macht, so trägt ihn die Empfehlung dieser Gönner in die Welt der großen Aristokratie und Diplomatie, wo er den alten Talleyrand unappetitlich essend und schmatzend als privilegiertes Schwein feststellt.

Doch wir wollten die Gestempelten und Berühmten meiden, und so schließen wir mit einem Abstecher ins Vogtland, wo ich eine ungemein wertvolle Bekanntschaft gemacht habe. Über Mylau bei Reichenbach erhebt sich eine mittelalterliche Kaiserpfalz, soweit ihr das noch gelingt. In ihren alten Mauern, es fehlte damals ein Bodo Ebhardt, hat Christian Gotthelf Brückner eine Spinnerei eingerichtet, die wie die Familie heute noch floriert. Aus dem ehemaligen „Schleierherrn", der als gelernter Meister und Mitglied der Plauener Schleierinnung noch selbst im Stuhl gesessen hat, ist um das Jahr 1815 der umständlichere Kauf- und Fabriksherr geworden. Sein Sohn August wächst gleich als Kaufmann heran und er empfängt nach den Bedürfnissen der neuen Zeit eine umfassende Bildung, zu der vor allem das Reisen gehört*. Die Bildungsreise war ein lange vorbereitetes und nachwirkendes Erlebnis; der Fabrikantensohn durfte sie so wenig wie ein junger Adliger ohne Hofmeister unternehmen, und nach höchst umständlichem Schriftwechsel fand sich in dem Theologen Dr. Friedrich Lebrecht Crusius der vertrauenswürdige Begleiter, der sich in der Kunst und Wissenschaft des Reisens schon den Ruf eines Spezialisten erworben hatte. Alles, was Bädeker uns heute auf wenigen Seiten mitteilt, mußte er aus eigener Erfahrung im Kopfe haben. Und Crusius stellt das Inventar auf, wie es Komfort, Wohlstand, Repräsentation von einem Patriziersohn verlangten. Neben der unentbehrlichen Wäsche fordert er einen schwarzen Frack, einen feinen, einen mittleren und einen Reiseanzug, über letzteren weite Pantalons von stärkstem englischen Tuch, einen desgleichen sogenannten Spencer, ein Paar starke Hirschhäute, die das reinlichste und gesundeste Bett abgeben, einen ledernen Nachtsack, ein geräumiges wasserdichtes Portefeuille für Schreibmaterialien, Tagebücher, Zeichnungen. Ferner besteht er auf Städtebeschreibungen, historischen Abhandlungen, Grammatiken, Wörterbüchern, auf einer lateinischen Bibel, Tacitus, Boethius und sieben Bänden deutscher Dichter. Wenn der junge Brückner das alles ver-

---

* Reisen eines jungen Deutschen in Frankreich und England im Jahre 1815. 2 Bände. Herausgegeben von Georg Brand. Leipzig. Georg Wigand 1909.

arbeitet, wenn er seine Ratschläge befolgt und die Augen ordentlich aufmacht, verspricht er ihm moralische Bildung, Überlegenheit der Erfahrung, Erhebung des Gemütes durch Ansicht der Natur im Großen und durch Betrachtung herrlicher Überreste einer untergegangenen Welt und der Kunstgegenstände der Modernen.

Das klingt bedrohlich nach weltfremder Andacht und Schulfuchserei, aber der Kandidat Crusius, die Theologen waren damals Mädchen für alles, entpuppt sich als ein Mann von fabelhafter Vielseitigkeit nicht nur theoretischen Wissens, sondern auch praktischer Einsicht. Unsere ersten Nationalökonomen haben seine Berichte über englisches Fabrikwesen als hervorragende Dokumente eindringender Sachlichkeit anerkannt. Wie doziert dieser merkwürdige Mensch, der im Bergbau, Ackerbau, Gartenbau zu Hause ist, vor dem alten Brückner über die neuen Methoden im Walken, Krempeln, Pressen und Färben! Dieser alte Herr mit seiner sächsischen Orthographie und seiner ganzen unsächsischen Großartigkeit hat meinen ganzen Respekt gewonnen. „Mit der Zeit bricht man Rosen", das ist sein Lieblingswort, das gilt in der Industrie wie in der Landwirtschaft, seiner Verstandessache und und seiner Herzenssache, bei der man sich ein wenig gehen lassen kann. Wenn das „Gedreite" verhagelt ist, so kommen um so mehr Kartoffeln, und wieviel Pflaumen auch seine jungen Freunde gestohlen haben, es bleibt immer noch genug für die Hausfrau zum Muskochen.

Die neue Dampfmaschine begeistert den Magister Crusius zu Lob und Preis des Herrn, der den menschlichen Geist so weit geführt hat. „Ich habe unzählige Male den Anblick genossen und nie ohne Freude und Bewunderung davor gestanden. O! Wie oft habe ich gewünscht, daß Herr Brückner oder sonst ein braver Sachse, der menschliche Betriebsamkeit zu schätzen weiß, diesen herrlichen Anblick genießen möchte!" Danach hat es ihm das andere Wunder der Gasbeleuchtung in England angetan, und er berechnet seinem werten Herrn Brückner die Verringerung der Produktionskosten durch Einführung des billigeren Lichtes, das er selbst installieren wird. Europa erlebt die erste große Handelskrise des Jahrhunderts durch das Ende der Kontinentalsperre, durch die Anschwemmung englischer Fabrikate und den Eintritt von Amerika mit seinen Rohstoffen in den Welthandel. Die Idee des Weltmarktes geht dem Pfarrer, der einen Ökonomen lehren könnte, in ihrer furchtbaren Größe auf, gegen die er sich allerdings nur mit den alten Gedanken des Merkantilsystems wehren kann. Hier sieht der alte Brückner weiter, der sich lieber auf sich als auf Schutzzölle verläßt, und mit einem großartigen Weitblick stellt er der deutschen Industrie ihre Aufgaben für das neue Jahrhundert. Man muß eben billiger produzieren als die Engländer und man wird es können. „Aus der ersten Hand uns zu versorgen wird für uns Deutsche nötig werden und mit Ernst darauf zu denken, alle und jede, auch die kleinsten Nüancen bei der Manipulation um Wohlfeil und Gut zu arbeiten aufzusuchen, damit man mit jenen

mächtigen Rivalen dem Schritt der Conjunktur folgen kann, oder besser, die Elle, mit der sie uns messen, nicht länger, als den Crämer findet."

Es ist nicht lange her, daß man nur Kontobücher kaufen konnte, die sich durch ein reich verschnörkeltes „Mit Gott" auf der ersten Seite schmückten, ein Überbleibsel aus der guten alten Zeit der Brückners, in der das erwerbende Bürgertum dieses Sozietätsverhältnis noch nicht gelöst hatte. Wie es sich später lockern mußte, ersehen wir aus diesen Familienbriefen. Wenn der väterliche Chef wochenlang nichts von seinem lieben August gehört hat, was bleibt ihm übrig, als für ihn zu beten oder wenigstens seine „ewig achtbare Gattin" beten zu lassen? Heute würde an die Stelle des Gebets ein Telegramm treten. Nach seiner Weltanschauung muß der liebe Gott auch die Konjunktur machen, der den Flachs, die Schafwolle und die Baumwolle nach Belieben wachsen läßt; manchmal zu viel und manchmal zu wenig, aber da spricht er schon genau so profan wie ein moderner Kaufmann, jedenfalls in der unwillkürlichen Überzeugung, daß diese feinen Dinge im Verständnis des Bibelgottes keinen Platz mehr haben, auch wenn er einst Jude war. Was tauchen nicht für kuriose Probleme auf, wenn man in alten Briefen und Tagebüchern blättert! Die Italiener von heute mit ihrer Heiligenverehrung sind uns die reinen Heiden. Wie steht es aber mit dem protestantischen Heidentum? Der Gott Angelika Rosas ist für die Schwachen, der von Rat Neumann für die Gerechten, der von Parthey für die Aufgeklärten, der vom alten Brückner ist für die Industrie und königlich sächsisch.

Was hat die alten handfesten Standes- und Nationalgötter umgebracht? Der moderne Staat, der es gewiß nicht wollte, die moderne Technik und die Organisation der Solidarität. Alles was die Polizei, die Hygiene, die Lebens-, Kranken-, Feuer- und Hagelversicherung leisten, ist aus den Verpflichtungen ausgeschieden worden, die man früher der Vorsehung auferlegte. Diese Dinge mit so vielen anderen sind aus dem Gemütsleben, aus dem Verhältnis der Furcht und des Glaubens in das der praktischen Erwägungen und Veranstaltungen übertragen worden. Vom Fürsten bis zum Bauern und Arbeiter gibt es kaum noch ein Individuum, das sich nicht bewußt von irgendeiner Stelle aus unter dem Gebot der ökonomischen Gesetze fühlt. Diese demokratische Zeit hat ihre Herren gründlich gewechselt, um sich in eine neue Sklaverei zu begeben. Die Welt hat sich außerordentlich versachlicht, die Dinge treten viel selbständiger gegen uns auf, und die ganze Verwaltung scheint wie geschmiert zu gehen, fast von selbst in maschineller Intelligenz. Vorläufig sind wir aufs Rad geflochten, Sklaven der Einrichtungen, die wir gemacht, der Gesetze, die wir anerkannt haben. Aber manchmal scheint es, daß die durch Entlastung gewonnenen Kräfte, wenn wir erst mit dem Erfinden und Einrichten fertig sind, sich ins Innere kehren müßten, daß dort eine weitere, feinere Religiosität ersteht, die sich von den groben, praktischen Fragen erleichtert hat. Die Zeichen mehren sich.

***

Aus den Sätzen des Yoghi / von Rudolf Kassner

Warten können ist die Summe der irdischen, nicht warten können das Ganze der himmlischen Weisheit.

Entsagung ist denen natürlich, die überall und in jedem Augenblick das Ganze sehen.

Ich habe vielfach beobachtet, daß Narren und Kranke kein Gefühl für die Oberfläche und Haut der Dinge haben.

Der Einsame ist niemals mittelmäßig.

Ich glaube, ich werde einmal den Schlaf ganz verlieren. Und doch darf nur jener auf den Schlaf verzichten, der irgendeiner Sache ganz sicher ist. Werde ich jemals irgendeiner Sache ganz sicher sein?

Weil wir fehlen, darum eilen wir.

Der Dichter gibt allen Dingen die gleiche Bedeutung, der Geck gibt Bedeutung immer nur einem einzigen Dinge — das ist der Unterschied.

Von der These zur Antithese führt nur ein Weg: der Rausch.

Er war verschlossen, fast tückisch. Nur wenn ihm ein Weib in den Armen lag, wurde er zum Schwätzer.

Das wahre Leben des Menschen ist nur in Bruchstücken vorhanden.

Ein Geck ist ohne Heimlichkeit.

Das Genie ist unklar, solange es seine Grenzen, der Dilettant, weil er seinen Mittelpunkt nicht findet.

Es gibt Frauen, die niemals die Persönlichkeit spüren, das sind die Mütter und die Dirnen. Dann gibt es Frauen, die nur die Persönlichkeit spüren und die sind leider weder das eine noch das andere, weder Mütter noch Dirnen.

Die Tat des Einsamen ist seine Bereitschaft.

Religionsstifter sind niemals das, was man einen Naturfreund nennt.

Es gibt nur einen einzigen Optimismus: den des Tätigen, und einen einzigen Pessimismus: den des Betrachtenden. Umgekehrt ist meist widerwärtg.

Die Schauspieler, habe ich schon oft beobachtet, sehen auf der Straße entschieden entweder dümmer oder gescheidter aus als sie es in Wirklichkeit wohl sein mögen.

Ein Großer lebt in einer großen, ein Kleiner in einer kleinen, ein Inniger in einer innigen Welt. Daß ein Großer in einer kleinen Welt lebt, das sehen nur die Witzigen, die Zuchtlosen, die ohne Anschauung.

Ich habe niemals begriffen, daß man wächst, größer, stärker wird. Ich habe immer nur gefühlt, daß man plötzlich ganz anders werden muß — es scheint, daß ich zum Christen geboren bin.

Weil immer der eine im andern steckt, darum darf man mit keinem Menschen experimentieren.

Es gibt doch eine wunderbare Übereinstimmung von Innen und Außen. Überall, an allen Menschen. Nur gestehen wir sie uns nicht ein oder warten damit und warten damit bis zum Tode.

Wer von der Innigkeit zur Größe will, der muß sich opfern.

Sport und Poesie. Der Sport züchtet den Jargon, die Poesie zerstört ihn.

Wer ist so maßlos wie der Pedant?!

Gewisse Dinge besitzt man erst, da man sie verachtet — das ist die Welt.

Ein Mensch kann durch Neugier nicht wachsen.

Draußen in der Welt hat der Dieb die Schuld, drinnen in der Seele der Bestohlene.

Menschen gibt es, die sind wie Pascals Schädel: nicht ganz zu.

Menschen, die immerfort alles riskieren, leben eben doch sinnlich im Ganzen.

Wo ein Sein ist, dort ist auch Distinktion.

Im Anblick der großen Dinge leben kann auf die Dauer kein Stimmungsmensch.

Wer nur genießt, bleibt den Dingen gegenüber ein Dilettant. Darum ist es für den Genießenden gut und unvermeidlich, sich an ein allgemein Gültiges zu halten und gelegentlich wie die anderen zu räsonnieren. Zugleich genießen und originell sein darf nur der Kranke.

Ein Mensch, der sich ununterbrochen selbst übertrifft, ist nur ein Komödiant.

Eine Frau ist individuell angezogen, ein Herr nur gut oder schlecht.

Über Tolstoj*/ eine Skizze von Moritz Heimann

Die Stimme eines Predigers in der Wüste. In Deutschland ist die Wüste seit einem, seit anderthalb Jahrzehnten sehr gewachsen; man hörte nicht mehr auf das, was Tolstoj sagte, sondern man betrachtete es sich nur, mit Respekt oder Nachsicht oder Geringschätzung, aus der Sicherheit des Idealismus oder des nachgemachten Idealismus oder des Imperialismus und ähnlicher europäischer Erfindungen, als Kuriosität. Nun hat seine Flucht, die Flucht aus dem Hause des reichen Mannes in die Einsamkeit des Gewissens und des Todes, noch einmal die Gemüter erregt; aber der Tod selbst hat schnell alles wieder zur Ruhe gebracht. Einige echte, einige schickliche Ergriffenheit, Torheit, die zu Jahren gekommen ist, und Niedertracht bekundeten sich, — und bis der Nachlaß erscheinen wird, wird es bald wieder um den Namen und um den Willen Tolstoj still sein bei uns.

Torheit und Niedertracht zweifeln nicht; sie wissen. Sie wußten, daß Tolstojs Flucht aus dem Hause, wie seine ganze christliche Entsagung, Pose und Heuchelei gewesen sei. Das ist psychologie allemande, ich glaube nicht, daß ein Franzose ihrer fähig wäre, eine Psychologie, die so glatt und sicher wohl nur in „Europas Flachland" möglich ist, und obenein in dem Deutschland, das selbst von einer ganz spezifischen Heuchelei vollständig durchsetzt ist, für welche es verdienstlich wäre, dem englischen cant entsprechend, einen Namen zu finden. Man stößt sich mit Pharisäerhochmut daran, daß Tolstojs Lebensführung sich nicht ganz und gar mit seiner Lehre gedeckt hätte. Als Schopenhauer das Bild des Stifters der La Trappe erblickte, sagte er, sicherlich in seinem Gewissen getroffen: das ist Sache der Gnade. War er darum, daß er es dem heiligen Manne nicht nachzutun vermochte, ein Heuchler? Aber weil Tolstoj nicht alles getan hat, glaubt man vergessen zu dürfen, was er getan hat, — und malt sich einen Tag in Jaßnaja Poljana vor.

Es ist ein heiterer Sommervormittag, und ein junger Westeuropäer hat sich zum Besuche eingefunden. Was sind Sie? fragt ihn aus einer Ungeduld, die ihn immer noch zuweilen überrascht, der greise Prophet. — Dichter. — Schämen Sie sich nicht, ein so kräftiger, junger Mensch? — Aber im selben Augenblick lächelt er freundlich und verabschiedet sich, weil der Vormittag zur Arbeit

* Von dem Werke Tolstojs ist eine schöne und vollständige Ausgabe, von Raphael Löwenfeld besorgt, im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erschienen. Ebenda von Löwenfeld: Gespräche über und mit Tolstoj und eine Biographie. Gespräche mit Tolstoj außerdem bei Erich Reiß in Berlin 1911.

bestimmt sei, zu Tische würde man sich wiedersehen. Der junge Dichter verbringt angenehme Stunden mit den Damen des Hauses, mit Freunden, Gästen und Besuchern, im Gespräch, im Besichtigen des Gutes, auf dem Tennisplatz, im Lustwandeln durch den schönen Park. Dreiviertel Stunde vor dem Essen wird dem Grafen sein kräftiges Pferd vorgeführt, und er macht seinen sanitären Spazierritt. Man speist, zwei Diener mit goldenen Knöpfen an der Livree servieren ein Diner, nur dem Grafen selbst servieren sie ausschließlich vegetarische Gerichte, Blumenkohl, Artischoken, und die Gräfin soll einmal im Winter eine spöttische Bemerkung darüber gemacht haben, daß Leo Nikolajewitsch sich keine Gedanken darüber mache, was es koste, Artischoken um diese Jahreszeit herbeizuschaffen. (Die Gräfin ist dem Klatsch, der groben vereinfachenden Erklärung ihres Denkens und Verhaltens, fast noch mehr ausgesetzt gewesen als Tolstoj selbst.) Nach dem Essen trinkt der Graf sechs Tassen starken schwarzen Kaffee, fast soviel wie Voltaire, und danach unterhält er sich mit seinem Gast. Dann wird photographiert, und unsere illustrierten Zeitungen können wieder ein Bild bringen von dem strammen Heiligen mit weißem Bart und buschigen Brauen, mit dem russischen Bauernkittel, in dessen Gurt er die flachgepreßte Hand kokett hineinschiebt.

Und wenn dieser von Ärzten wohlbehütete Grandseigneur Urchristentum predigt, das sollte nicht Heuchelei sein? Es ist ja in der Tat nicht schwer, auf köstliche Dinge zu verzichten, wenn man sie hat. Man erinnert sich auch, daß ihm, nicht lange, bevor er die Kreutzersonate schrieb, die Ehe noch ein Kind getragen hat.

Aber — außer daß er ein paar letzte Dinge, die er als notwendig hinstellte, lehrte und forderte, nicht restlos bewältigte, müßte nicht doch dem verstocktesten Besserwisser dieses Leben verehrungswürdig sein, wie wenige von Menschen gelebte, wie keines seit Goethe? Hier ist eine dichterische und schriftstellerische Produktion, gewaltig an Kraft, Originalität und Umfang, die Manuskripte sind gearbeitet wie die Flauberts; der Nachlaß wird sie verdoppeln, man spricht von vielen Bänden Memoiren und einem fast unübersehbaren Briefwechsel. Sein privates Leben war stürmisch und rastlos, und wo er dachte, dort handelte er auch. Er gründete Schulen, lehrte Kinder und Alte, und schrieb den Schülern Lesebücher. Bei der Volkszählung durchsuchte er die schauerlichsten Armenviertel von Moskau, und als die Hungersnot sein Land verheerte, zog er von Dorf zu Dorf, speiste, tränkte die Elenden, half nicht mit Gelde bloß, sondern mit Hand und Herz. Schließlich wurde er ein Bauer unter Bauern, führte als Greis den Pflug und die Sense, nähte seine Stiefel und seinen Rock. Und bei dem allen saß er im Mittelpunkt einer moralischen Welt, wie die Spinne im Netz, bereit, überallhin auszufallen, wo es not tat.

Und trotzdem sollte noch „das Eine, was nottut", gefehlt haben, nach dem

Urteil der Toren und Niederträchtigen — und nach seinem eigenen? Denn er floh ja, mit einer verzweifelten Anstrengung gegen sein Leben, das nicht ganz das seine war, das von seiner Frau, von seiner Familie, von Freunden, Neugierigen, von Jüngern und Kinematographen beunruhigt wurde. Wenn die Berichte wahr sind, so muß sein Tod schrecklich gewesen sein. Iwan Ilitsch, nach zweistündigem Todeskampf, hörte noch, daß jemand über ihm sagte: das Ende! „Er hörte diese Worte und wiederholte sie in seiner Seele: das Ende des Todes! sagte er zu sich selbst. Er ist nicht mehr." Tolstoj aber mußte leiden, nicht nur daß die beflissene, sich übertreibende, unwahrhaftige Anteilnahme der Lebenden an dem Sterbenden sich in seine letzten Stunden drängte, wie in die des Iwan Ilitsch; er floh, und sechs Ärzte und hundert Reporter waren auf seinen Fersen; er wurde mit Kampher gereizt, mit Morphium betäubt und, wer weiß, betrogen um seinen Tod. Er ist gestorben, „ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben"; es sei denn, daß nur die um ihn Stehenden seinen Zustand für Bewußtlosigkeit hielten, er selbst aber, wie Ilitsch, „hinuntergefallen war und das Licht gesehen hatte". Aber wahrscheinlich ist, daß er das Sterben nicht fand, wie er es gepriesen hatte.

Und ebenso hat er das Leben nicht ganz so geführt, wie er es pries. Er opferte vieles, nur eines gab es da, was er nicht opferte. Als die Apostel die Urgemeinde gründeten, verkaufte, wie die andern Frommen, auch ein Mann mit Namen Ananias seine Güter und brachte den Ertrag zu den Füßen des Petrus; aber er hatte etwas von dem Gelde für sich entwandt. Tolstoj hätte gewiß auf allen Glanz seines Einsiedlertums und auf Artischocken in Silbergeschirr verzichten können; aber er konnte nicht darauf verzichten, zu schreiben.

Nein, er war kein Heuchler, dieser riesenhaft schattende Mensch; aber freilich war er eine Tragödie, wie jede große Erscheinung. Der kleine Mann bricht an seiner Schwäche zusammen, der große an seiner Stärke, denn sie ist stärker als er. Wieviel Weltlichkeit auch Tolstoj in sich zum Schweigen brachte, dieser einen des Dichterwillens, der Künstlerkraft konnte er sich nicht erwehren. Er konnte sie unter Zaum und Zügel nehmen und Vorspanndienste tun lassen, aber er konnte ihr eingeborenes Heidentum nie völlig ersticken. Wenn er sich auch bemühte, immer einfacher, reiner und sachlicher zu schreiben, und sich Bauern und Bäuerinnen kommen ließ, um ihnen, wie Luther sagt, aufs Maul zu sehen, so war es für ihn doch Studium, Anstrengung und Kunst, zu schreiben, wie die Bauern sprechen. Ein Heiliger schreibt nicht. Von Jesus wissen wir, daß er nur einmal schrieb: als man die Bagatelle der Ehebrecherin vor ihn brachte; er warf, die Szene spiegelt seine unendliche Gleichgültigkeit gegen den Fall, den Pharisäern sein verblüffendes Urteil hin und schrieb weiter — in den Sand.

Auf seinem Totenbette richtete Turgeniew, es war im Jahre 1883 und nach Tolstojs ersten Bekenntnisschriften, einen ergreifenden Brief an diesen: mein

Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes, kehren Sie zu der literarischen Tätigkeit zurück! achten Sie auf meine Bitte. . . . ich kann nicht mehr . . . ich bin müde. Die Sorge, so rührend sie ist, war überflüssig. Tolstoj wurde nicht müde, er konnte nicht — anders. Auch abgesehen davon, daß in seiner Bekennerzeit die Dramen, die russischen Legenden, die Volkserzählungen, die Auferstehung und vieles andere geschrieben wurde, daß abgeschlossene Dichtungen unveröffentlicht in seinem Pult sich sammelten, so ist er derselbe Künstler, der er in seinem ersten Buche war, in jeder seiner Äußerungen bis in die religiösen Bücher hinein; ob er nun eine Volkszählung in Moskau oder eine Opernprobe auf dem Theater beschreibt. Er kann nicht anders: über was immer er sich äußert, sogleich stellen sich Menschen bei ihm ein, eine Anekdote schürzt sich, ein Gleichnis breitet sich aus und leuchtet, es gibt eine Spannung und einen Eklat. Selbst wenn er nichts will, als seine Lehren an einem mathematisch genauen Beispiel vorbringen, etwa in der Erzählung „Wandelt dieweil ihr im Licht seid", selbst von einer scheinbar so greisenhaften, scheinbar bloß lehrhaften Legende braucht man nur die Lehren wegzuwischen, und es bleibt eine künstlerische Erfindung, eine Form, eine Schönheit bestehen.

Aber ebenso wie er immer der blieb, der er im Anfang war, so war er von Anfang an der, der er schließlich wurde. Wiewohl er es selbst nicht Wort haben wollte und alle seine Werke bis zur „Beichte" verwarf, so ist doch für uns der Einschnitt in seinem inneren Leben nicht so gewaltsam, wie er glaubte. Turgeniew liebte nicht den Olenin in den „Kosaken", diesem Frühwerk, das er doch für die beste russische Novelle erklärte; er liebte, wie Flaubert, nicht den philosophierenden Schlußband von „Krieg und Frieden"; er liebte nicht den Lewin in der „Anna Karenina". In dem allen ist schon der Tolstoj, den er zu seiner wahren Bestimmung aufrufen zu müssen glaubte. In diesem gewaltigen Strome Tolstoj lagen von Beginn an seine Ideen, wie Steinblöcke in einem Strombett, an denen das Wasser sich schäumend empört, sich zurückgeworfen fühlt und vorwärts stürzt, seinen Zorn, seine Stimme, seine Lust gewinnt und die es unaufhaltsam mit sich stößt und rollt.

Der selbe tierhaft helläugige Wirklichkeitsblick fragte in ihm das Leben sowohl nach seinem Sinn als nach seinen Erscheinungen. Tolstoj hatte nicht den rein künstlerischen, absichtslosen Trieb zur Realität, wie Flaubert — hatte Flaubert ihn? Um den Dichter herum fluten die Dinge und haben eine Antwort für ihn; er aber muß sie fragen, und fragen heißt, irgendwie schon die Antwort wissen. Flaubert wußte, daß er Häßlichkeit, Kleinlichkeit, Philistrosität finden würde, wohin er immer die Augen würfe, und so fand er sie in so vielen Gestalten, wie seinem Grimme wünschenswert war. Jeremias Gotthelf, in der deutschen Literatur wohl derjenige, der an Fülle der Wirklichkeit und an Dichtigkeit der produktiven Anlage am ehesten mit Tolstoj zu vergleichen wäre, maß an

einem erstaunenswert einfachen Schema das Leben der Menschen, und die Einfachheit dieses Messens machte es ihm möglich, unverwirrt und selbstgewiß zu sehen, zu beobachten und zu urteilen. Sei sparsam und fleißig, das ist ungefähr sein ganzer Katechismus; und da nicht schwer war, zu sehen, wie sich zu diesem Gebot seine schweizerischen Pfarrkinder verhielten, so sieht er viel. Bei Tolstoj ist es ein Grundmißtrauen gegen alles, was man sehen kann, das ihn lehrt, zu sehen; ein Grundmißtrauen gegen die Natur, das ihn lehrt, die Natur zu ertappen. Da er sicher ist, in keiner Erscheinung das zu finden, was man üblicherweise in ihr erwartet, so findet er in der Tat immer etwas Überraschendes und Neues an ihr, er findet immer etwas dahinter. Er hat vom ersten Versuch an eine Fähigkeit, den Unsinn der Gesellschaft zu entschleiern und uns die Menschen so erscheinen zu lassen, wie Musikanten und Tänzer dem Tauben erscheinen. Eine seiner späteren Lehren ist die, daß wir uns über den Grad unsrer Gewißheiten täuschten; wir hielten die Materie für das Verständlichste, danach das Organische, danach unsre tierische Existenz — worunter er auch unsre gesellschaftliche begreift — und für das am schwersten, ja gar nicht zu Verstehende, hielten wir unsre vernünftige, göttliche Existenz und damit Gott selbst. In Wahrheit sei es umgekehrt, und wir verstünden, wenn wir uns nicht betrögen und künstlich blind machten, rein und ursprünglich nur Gott und unsre vernünftige Existenz, die eins sei mit Gott; wir verstünden sehr viel weniger und sehr viel irrtümlicher unsre tierische Existenz und ganz und gar nicht die Materie. Diese Lehre kam ihm nicht auf Grund seiner späteren Erleuchtung, sondern ist sein Urinstinkt. Sie leitet ihn, das ganze gesellschaftliche Leben der Menschen, ob es sich nun in Liebesleidenschaften oder in Politik, in Herrschaftsanmaßung oder Kunstverehrung, in Hochsinn oder Knechtsinn, in Tapferkeit oder Feigheit äußere, als Betrug oder Selbstbetrug zu erkennen. Sein künstlerisches Auge und seine moralische Witterung sind auf diese Weise derselbe Sinn. Du bist nicht das, was du scheinst: mit diesem Verdacht, — du bist etwas anderes als du glaubst: mit dieser Gewißheit tritt er an jede Erscheinung und bemächtigt sich ihrer.

Er sieht das Sinnlose in dem geschäftigen Hin und Her der Gespräche und Praktiken und spürt den Stachel und die Qual in der Genußsucht, in der Lüge und in der Sünde. Das Individuelle verwirrt ihn nicht, weil es unter dem ihm stets bewußten Gesetz steht und darum immer, mag es sich auch noch so sehr betonen, als Beispiel für das Typische dienen muß. Schale um Schale, Haut um Häutchen löst er mit seiner nie erbebenden Hand von den Menschen und von den Situationen, und je tiefer er dringt, je reicher sich dadurch das Individuelle zu entfalten scheint, um so typischer, beispielhafter wird es in Wahrheit. Darum sinkt ihm auch die Natur nie zum Modell herab, und seine Landschaften verblassen nie zur sentimentalen Wollust der Ferienstimmung. Und wenn seine alles sehenden Augen, sein unermüdlich produk-

tives Gedächtnis ihn verführen, eine Situation mit allzuviel Detail zu malen und unsere Illusion darunter zu ersticken droht, so gibt er plötzlich noch einen Zug obenein, der das Bild sogleich ins Typische und zur höchsten Bildkraft steigert. Wir sehen etwa das Interieur eines russischen Adelshauses mit Kindern, Bonnen und Geschäftigkeit, schon werden wir unaufmerksam, da fällt unser Blick auf das klavierübende, kleine Mädchen, das die Oktave noch nicht greifen kann und sie immer arpeggierend nimmt: mit einem Schlage sehen wir Hunderte von sauberen, kühl eingerichteten Zimmern, in denen neunjährige Mädchen neben der zählenden Lehrerin sitzend die Oktave arpeggierend greifen; und eine feine Heiterkeit des Verständnisses und der Erinnerung hebt das Bild aus dem Zufall heraus.

Daß dieses Exemplarische in den drei Jahrzehnten seines Prophetentums vorherrscht, ist nicht verwunderlich; aber es ist schon genau so stark, nur schöner und glanzvoller während seines scheinbar rein literarischen Schaffens. Von Anfang an begnügt sich der Dichter nicht, uns damit zu unterhalten, wie Olenin oder Fürst Andrej oder Lewin empfunden haben, sondern er zeigt uns, wie der Mensch empfindet, wenn er, wie Olenin, sein ganzes Raupennest junger Regungen und Phantastereien einer vermeintlichen Erfüllung zuträgt, oder, wie Andrej, in der Schlacht verwundet, zum erstenmal den gestirnten Himmel groß und feierlich wahrhaftig vor Augen hat, oder, wie Lewin, grundlos und doch mit dem tiefsten Grunde seines Verdachtes gegen das Geschlecht, eifersüchtig wird. Dieser in jeder Persönlichkeit vorhandene unpersönliche Mensch, der „gefrorene Christ, der aufblühen will", diese Grundtatsache seiner Religiosität, die sich mit einer so heroischen Anstrengung zum Licht emporwühlt, wie der vom Starrkrampf Befangene zur ersten befreienden Bewegung seiner Glieder, sie ist auch für sein Künstlertum die Grundorientierung in der Realität, als das tätige Element in seiner Empfindung, das auf ein Ziel gerichtete, als Unruhe und Magnetnadel.

Die Antinomie des Künstlers, daß er die Erscheinungen an sich lieben muß, trotz und gerade wegen ihrer Verkehrtheit, ohne die ihre Mannigfaltigkeit nicht möglich wäre, und daß er sie doch, nach dem in ihm wirkenden Ideal, zu ändern, zu reinigen und zu vereinfachen gegen seine spielende Lust getrieben ist, löste sich in Tolstoj in dem Maße, wie ihm das Lebensgesetz immer klarer wurde, und dadurch alles, was dem Gesetz widersprach, der Kritik anheimfiel. Seine Darstellung war von jeher Kritik, sie wurde es immer mehr, je fester sein Prinzip wurde. „Der Verzicht auf das Wohl der tierischen Persönlichkeit ist das Gesetz des menschlichen Lebens"; dieses einmal und unverrückbar erkannt, und unter der tierischen Persönlichkeit alles begriffen, was aus Begierden und Leidenschaften stammt und zu Besitz und Herrschaft verführt, konnte Tolstoj seine Kritik zu der Unaufhaltsamkeit und Energie ausbilden, die seinem mehr paulinischen als evangelischen Temperament gemäß war.

Dieser kritische Teil seiner Lebensanschauung war es, der bei uns in Deutschland am willigsten angenommen wurde. Kein Wunder; man nimmt am ehesten das Präzise, und ganz präzise ist nur die Negation; obwohl es, in allen ernsteren Fällen, nicht der Drang zur Negation, sondern zur Präzision ist, der ausgezeichnete Menschen zur Kritik treibt. Mochte immer dem deutschen Geistesleben Tolstojs Gebot fremd und feindlich oder russisch scheinen, seine Negation erkannte es als europäisch an. Es gibt keine christliche Kirche, keinen christlichen Staat, keine christliche Familie, das hat er nicht etwa bloß verkündigt, sondern er hat es bewiesen. Nur in den Konsequenzen, die aus dieser Feststellung zu ziehen sind, nicht in der Feststellung selbst unterscheidet er sich von den großen Kritikern, von Voltaire, von Nietzsche und Stirner, und wenn er den offiziellen, durch Eigenschaften festgestellten Gottesbegriff der Dogmatik untersucht und verwirft, ist er ein Schüler und selbständiger Nachfahre Kants. Es verschlägt nichts, daß seine Kritik russische Verhältnisse zur Grundlage hat; sie wird nur pittoresker dadurch. Auch bei uns werden Fahnen unter Assistenz von Geistlichen genagelt; in Rußland segnete vor kurzem ein Metropolit den Automobilschlitten des Großfürsten Kyrill ein. Daß wir die Namen unserer Minister von einer Zeitung zur andern vergessen, kann nicht so schlagend boshaft ausgedrückt werden, als wenn Tolstoj die Veränderung im Ministerium lakonisch mit den Worten berichtet, daß an die Stelle von Pjotr Iwanowitsch Iwan Ssemjonowitsch trat. Nur wenn Iwan Ilitsch, Typ eines engen Bürgers und seiner geistig-seelischen Misere, ein Staatsanwalt und Geheimrat ist, so könnte wohl auch Flaubert das mit der satirischen Selbstverständlichkeit wie Tolstoj machen; bei uns brauchte es eines größeren Aufwandes dazu. Ein Staatsanwalt! ein Geheimrat!

Und dennoch ist es kein bloßer Chauvinismus, wenn wir Tolstojs Kritik nicht für uns in in dem Grade gelten lassen wollen wie für Rußland. In russischen Familien ist ein geläufiges Wort scherzhafter Grobheit: Charlatan. Es ist dort offenbar vieles Charlatanerie, was bei uns, schmeichelhafter oder nicht schmeichelhafter Weise, Tugend ist. Diese russische Kultur, dieses dem Asiaten aufgedrungene Europäertum in Staat und Bildung, war doch ein zu schnell gebackener Kuchen. In dem Zwiespalt zwischen öffentlichem und persönlichem Leben entschied sich Tolstoj, jenes zu verwerfen; wir können das nicht, weil es zu sehr unsere Funktion ist. Es ist unsere Funktion, weil wir nicht so reine Charlatane sind, und weil wir nicht, vom gesellschaftlichen Leben abgekehrt, finden, was Tolstoj, sollte er nicht ein Zufall und Naturspiel bleiben, finden mußte und finden konnte: ein religiöses Volk. Deutschland ist ein gottloses Land. Es kann nicht anders, als seine schaffenden Kräfte ausleben lassen.

Wir fühlen etwa die Intransigenz unseres Gegensatzes zu Tolstoj, wenn wir ihn, was er oft und gern tut, über die gelehrte deutsche Musik spotten

hören. In dem Augenblick, wo wir uns Kräfte des Menschen vorstellen, die nicht von seinem Willen abhängig sind, in dem Augenblick wird uns Tolstojs Gott zu klein. Der Seidenwurm spinnt, und das ist Gottes Wille. Auch das Tier ist göttlich, und wenn auf dieser Einsicht keine Moral sich gründen läßt, so entscheidet das in uns gegen die Moral.

Aber wir finden ja in Tolstoj selbst bis zuletzt zweimal das Tier der Erneuerung: den Seidenwurm — und das Weib. Wenn er mit Eifer seine dichterische Tätigkeit als Ruhmsucht, Prahlerei und Frivolität entlarvt, so vergißt er in dieser Psychologie geflissentlich den Trieb und Naturzwang. Vielleicht hat er wirklich geglaubt, sie durch den Strom seines Gottesbewußtseins aufgelöst zu haben; aber von der Macht der Liebe und des Weibes hat er das nie geglaubt, um die hat er sich herumgeredet. Es gibt kaum einen Dichter von einer ähnlich starken sinnlichen Phantasie wie der Tolstojs. So gestalthaft wimmelnd seine Welt ist, so ist doch nichts in ihr von einer so ungeheuren Wirklichkeit wie seine Frauen und Mädchen. Sie sind nackt in ihren Kleidern vom Haar bis zu den Füßen. Helènes ehebrecherische Schönheit, die Wallungen der Prinzessin Marie, Anna Kareninas Schultern und Arme im schwarzsamtenen Ballkleid, der kleine Halsausschnitt im Fähnchen eines zwölfjährigen Mädchens, eine Bewegung des Armes, ein aphrodisisches Schielen zweier Augen — er hat tausend Mittel nie der Lüsternheit, aber einer tiefen Begierde, um unvergeßliche Bilder vor unsere Einbildungskraft zu zaubern. In einer der wenigen absichtslosen Erzählungen von ihm, Zwei Husaren, läßt er eine junge Witwe ein nächtliches Abenteuer bestehen, ohne sie im geringsten dafür zu strafen. Er kennt die Naturgewalt. Er weiß auch, daß die Ehe sie nicht zähmt; und selbst Dolly (in Anna Karenina), vielleicht die tiefste seiner Frauengestalten, Dolly, die aus unbeschreiblich körperlicher Eheempfindung keinen allgemeinen Liebestrieb, der nur zufällig ausschließlich auf sie gerichtet wäre, anerkennt, auch sie lebt in der S c h u l d der Liebe. Tolstoj weiß, daß jede asketische Lehre zur Lächerlichkeit wird ohne geschlechtliche Enthaltsamkeit; aber diese wagte er nicht zu fordern, sondern nur zu preisen. Er nennt sie nur das Ideal, das Ziel, wonach zu streben sei, und das Ziel werde nicht diskreditiert dadurch, daß es nicht erreicht wird. Aber ein Ziel wird doch nur bewiesen damit, daß es erreicht wird.

Indem Tolstoj die schaffende Kraft verleugnen und an der Gefährdung des „Reiches", die vom Weibe kommt, sich und uns vorbeizusehen überreden muß, indem er die Persönlichkeit nicht als Schicksal zu fassen hingerissen ist, verliert sein System gleichfalls an Schicksal. Es wird gewollt, es wird dualistisch: hie Gott, hie Tier, und die Hartnäckigkeit des Predigertums drängt sich ein. Ja, es wird erkältend materiell dadurch; und während Dostojewski die europäische Seele um den russischen Einschlag vermehrt hat, scheint Tolstoj, wenn wir ihm folgen, uns zu russifizieren. Bei Dostojewski stürmt hinter den Dingen

der göttliche Sturm und bläst hinein wie in Spreu; Tolstoj, von der Wirklichkeit bedrängt, mußte das göttliche Wesen erst finden, er mußte es beinah erfinden.

Wir sehen klaffende Fugen in der Lehre Tolstojs. Aber war es anders überhaupt möglich? Der Gott, von dem sich nichts aussagen läßt, und der doch über alle Aussagen gewiß ist, kann nicht gelehrt, sondern kann nur erlebt werden. Und auch Tolstoj, dieses Gebirge von einem Menschen, ist ein Beispiel mehr für die Wahrheit, daß ein großer Mann kein Anfang und kein Ziel, sondern ein Weg ist.

Wilhelm Raabe/ von Friedrich Düsel

Am 15. November 1854 begann er in der Spreegasse zu Berlin an seinem noch ganz und gar romantischen Erstlingswerk der „Chronik der Sperlingsgasse" zu schreiben; am 15. November 1910 schmiegte er in seiner bescheidenen Wohnung am Leonhardsplatz in Braunschweig welt- und lebensmüde mit einem letzten: „Alles schön und gut! — Alle miteinander!" sein Haupt in die Kissen, um es nicht wieder zu erheben.

Könnte einer noch über seinen Tod hinaus sein eigner Registrator sein, Wilhelm Raabe selber hätte dieses deutsame Doppeldatum als einen letzten humoristischen Parallelismus Lebens und Sterbens noch in sein abgegriffenes verhuzzeltes Taschenbuch schreiben müssen, darin so viele süße und wehe Witze aus der Arithmetik dieses „bißchen Lebens", dieser „Wonne des scheußlichen Daseins" verzeichnet standen. Noch sehe ich sein behaglich triumphierendes Schmunzeln vom Ohr herab über die rechte Wange laufen — Ernst Müller hat auf seiner Büste die ganze Güte und Grazie dieses Zuges meisterhaft festgehalten —, wenn er mitten in einer jener heißen historischen Debatten, wie sie so oft in der Herbstschen Weinstube geschlagen wurden, mit tiefem Griff in die innere Brusttasche hinabtauchte, um dem Hin und Her greiser und grüner Erinnerungen durch einen Schiedsspruch dieses seines unfehlbaren Orakels ein Ende zu machen.

Ja, er war ein klein wenig verliebt in solche Bocksbeuteleien der Historie, die andre verachten, und in einem verborgenen Winkel seines Herzens saß warm und wohlig die „Andacht zum Unbedeutenden". Aber wenn dann einer wohl glaubte — ein Zugewanderter, ein Zufallsgast dieses geweihten Tisches, den mehr Neugierde als Liebe und inneres Verständnis zu dem Alten gelockt hatte —, das Gespräch könne sich nun eine hübsche Weile philiströs auf dem Kanapee oberflächlicher Gemeinplätze dehnen und räkeln, dann schlug der alte Proteus ihm und sich das Buch schwapp! vor der Nase zu, schob es mit einem ärgerlichen Ruck wieder zurück in sein dunkles Verließ und chokierte die Gesellschaft mit einem so widerborstigen, galligen, selbstbewußten und grandiosen Ausspruch,

daß nur die wenigen, ganz in sein' Art und Wesen Eingeweihten die weise Güte durchscheinen sahen, die auf dem Grunde auch dieser Bitterkeiten lag, während die Zuvielen verdutzt das Weinglas sinken und das Prost auf den Lippen ersterben ließen. Eine ruhige, selbstverständliche Größe war in ihm, auch noch wenn er den Saft der Zitrone in den Grog drückte, und nur die Kurzsichtigen konnten den charaktervollen Stil verkennen, der den Menschen Raabe mit dem Dichter Raabe, dem Bildner seiner Gestalten und Schöpfer ihrer Weltanschauung, harmonisch verband.

Man kopfschüttelte manchmal, daß er in seiner Ecke stundenlang allein mit der Gesellschaft eines alten Herrn vorliebnehmen konnte, der ein guter Wein-, aber ein schlechter Literaturkenner war, der, wie die Fama wissen wollte, nie ein Buch, nie eine Zeile von Raabe gelesen hatte. Auch ich habe mich wohl eine zeitlang halb erstaunt halb bedauernd darüber gewundert, wenn ich zwischen Elf und Mitternacht als dritter dazukam und mir ausrechnete, daß die beiden Gleichaltrigen — Gustav Wied hätte sie kennen müssen, für den wäre das so ein Braten gewesen — nun schon drei Stunden da nebeneinander saßen, viel schwiegen und wenig redeten. Aber doch auch r e d e t e n. Von alten Zeiten natürlich, als noch die Postkutsche und der Frachtwagen durchs Ländchen ratterten und der junge Herr T. im Auftrage seines gestrengen Vaters die Kultur eines guten Tropfens von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf verbreitete. Als ich dann diesen Gesprächen selber eine Weile zugehört hatte, ist mir der junge Hochmut bald vergangen. Der da mit seinem zierlichen Schnurrbärtchen, seinem glattrasierten Kinn und seiner weißen Weste in der linken Sofaecke lehnte und die Worte langsam, bedächtig schmatzend, wie es sich für einen so erprobten alten Weinhändler ziemte, über die Zunge brachte, er war eine Geschichtenquelle und ein Menschenkenner, wie sie heute selten geworden sind, und wenn Raabes freischaffende Phantasie je lebende Modelle gebraucht hätte, hier saß eins zum Greifen nahe bei ihm, das sich mit seinem alten Schörow, dem Karikaturenmaler Strobel aus der „Chronik" oder dem Warnefried Kohl aus der humorverwegenen Alltagsgeschichte „Der Lar" gut vertragen hätte.

Und eins nicht zu vergessen: er wußte einen guten Batzen von vaterländischer Geschichte, dieser alte Herr, und er war ein geschworener, eingefleischter Welfe. Mehr denn genug für einen Widerspruchsgeist wie Raabe, seine Zähne dran zu wetzen. Hei! wie da die Funken stoben, wie das „Eben — eben" — sein Lieblingsflickwort, das aber aller Etymologie zum Schabernack eher Nein als Ja bedeutete — oder sein knabenhaft trotziges „Eben grade!" von den schmalen Lippen flog, wenn die Rede kam auf das neue deutsche Reich, auf Bismarck und den „jungen Kaiser", die beide friedlich nebeneinander in seinem humorgeweiteten Herzen Platz hatten.

Nichts konnte Raabe so aufbringen, als wenn ihn jemand, frei oder unfrei

nach R. M. Meyers Literaturgeschichte, für einen Feind dessen hielt, was uns das Jahr 70 gebracht hat. Zornesblitze sprühten aus seinen Augen, die Hand zitterte ihm vor Erregung, ehe sich das Wetter dann doch wieder in ein befreites, sonniges „Hah!“ auflöste, wenn jemand durchblicken ließ, ihm, der „Gutmanns Reisen“, den „Dräumling“ und den „Deutschen Adel“ geschrieben hatte, müßte es doch eigentlich in der Kleinstaaterei der vorsiebziger Jahre von Herzen wohl gewesen sein, was nachher kam, habe ihm gewiß mehr Ideale zerstört als erfüllt. Da sah er sich dann so gründlich mißverstanden, daß er sich — erzürnt oder glücklich resigniert, wer will das bei einem Humoristen sagen? — in seine Sofaecke zurücklehnen und den lieben langen Abend in träumerisch verschmitztem Schweigen verharren konnte.

Wer seinen Büchern tiefer ins Herz gesehen hatte, wußte, was er da dachte. Seht ihr denn nicht, wie stolz auch ich bin, daß wir aus der Zeit der „alten Nester“ heraus sind, daß ich mein Volk und Vaterland nur zu lieb habe, um ihm ein Ausruhen auf den technischen Fortschritten und materiellen Errungenschaften zu gönnen, an denen ihr euch genügen laßt? Wer ist tapferer, wer ist gegenwartsfroher, ihr, die ihr darauf pocht und selbstzufrieden die Straße trottet, die dieser Geist der Zeit euch weist, oder ich, der ich Deutschland, wenn es nur will, für stark genug halte, um mit diesen handfesten Realitäten — die zu verachten für einen treuen Realisten wie mich lächerlich wäre — das zu versöhnen und zu vereinigen, was sich in Zeiten der Not und Armut als die unzerstörbare Kraft, als die von keinem Sturmwind zu entwurzelnde Zählebigkeit des deutschen Geistes bewährt hat? — Ich wüßte die Energie, den Willen, die angriffsfreudige Stoßkraft, die realpolitische Zielstrebigkeit nicht zu schätzen, die ihr euch von Königgrätz und Sedan heimgebracht habt? In Dreiteufels Namen, ihr Herren, zeigt diesen Erobererwillen, indem ihr aus den Abgründen eurer Geschichte und eures Wesens das wieder heraufholt, was gleißende Wichte hineingestoßen und drin verschüttet haben! Ehe euch das, was ihr „errungen“ habt, nicht wieder zu Material geworden ist, aus dem es erst gilt, den neuen Menschen des neuen deutschen Reiches zu bilden, früher werdet ihr eurer Vergangenheit, eurer Ahnen, eurer Dichter und Denker nicht würdig werden. Eben gerade, weil ihr das erreicht habt, nun bilde ich mir erst recht was auf meine Bücher ein! Nun erst bekommen sie den Zukunfts- und Ewigkeitsgehalt, der sie von Zeit und Entstehung löst! Deutschland wird nicht eher reich und seiner selbst sicher sein, bevor es sich nicht den schönen Luxus gönnen darf, in dem festen Hause seiner Tatkraft die schweifenden Träume, die weichen Gefühle, den hochfliegenden Idealismus, die tiefstille Seelenwärme zu nähren, die mein Hungerpastor Hans Unwirrsch, mein Rektor Fischarth, der Schillerfestredner aus dem „Dräumling“, mein Ulex aus den „Leuten aus dem Walde“ oder mein Christoph Pechlin haben.

Das schwieg er meistens; über anderes, was mehr an der Peripherie seines literarischen Selbst lag, sprach er gerne. Freute sich der Weinkisten, Kaviarbüchsen und Kaffeesäckchen, die ihm vor seinem siebzigsten Geburtstage einige Wenige, nachher, oft aus weiter Ferne, mehr und mehr fromm zu ihm aufblickende Verehrer ins Haus schickten; ließ aber auch gerne und geduldig ergeben die kritischen Vorbehalte und Einwände vor seinen Ohren widerhallen, die die junge Generation gegen ihn auf dem Herzen hatte.

„Wer ist der schärfere?" fragte er mich, als ich kurz vor seinem 70. Geburtstage mit ihm zu Rate ging, wer wohl von zweien, die sich „eine Ehre daraus machen wollten", den Jubiläumsaufsatz für die Monatsschrift schreiben sollte, der er sich trotz der einst vor Jahr und Tag nicht ganz harmonisch erfolgten Lösung alter Beziehungen immer noch innerlich verbunden fühlte. „Immer der Jüngere", antwortete ich; „dann nehmen Sie ja den Jüngern", er.

Und was er dann solchen aus anderm Erdreich gewachsenen Auseinandersetzungen mit ihm und seiner Art entgegenbrachte, erschöpfte sich keineswegs in einem ironischen oder überlegenen Lächeln. Er wußte, wie schwer es einer auf den Aphorismus im Denken und Schreiben verpflichteten Zeit fallen mußte, für seine manchmal recht umständlichen Perioden und sein zögerndes verweilendes Tempo die nötige Geduld aufzubringen. Er lächelte verständnisvoll, wenn ich ihm gestand und zu erklären versuchte, daß die neue Generation vor nichts einen solchen horror habe, wie vor dem Dozieren und Moralisieren, und daß sie fürchte, bei ihm wieder auf die Schulbänke niedergedrückt zu werden, denen sie eben erst glücklich entflohen war. Mit den sonderbaren Kostgängern Gottes, den alten Krautern, tagscheuen Käuzen und schiefgewachsenen Originalen, an denen seine Bücher so reich, hätten sie sich gern und leicht befreundet, die Jungen, aber vor der Lehrhaftigkeit seiner Magister, Prediger und Ärzte, dieser laudatores temporis acti, hätten, meint' ich, viele garnicht schnell genug das Buch zuklappen können ...

„Rühren will mich der Kerl auch noch! Weinen soll ich mit ihm? Hol ihn der und jener!" Er konnte selbst solche Schmeichelei vertragen, wenn man sie ihm als „bestellter Bot- und Kundschafter der neuen Zeit", wie er die Redakteure einmal nannte, getreulich referierte.

Auch zu den andern negierenden Schlagworten „Zuviel Absichtlichkeit, zuviel Bewußtheit, zu große Deutlichkeit" nickte er noch: Verstehe, ihr, die ihr Ibsen und Maeterlink habt, wollt alles differenzierter, verhüllter, abgeschatteter! Ging man dann aber weiter auf die Technik ein, sprach von allzubequemen Zufällen, Übertrumpelungen, Überraschungen, von lockerer Komposition und von Mangel am Artistischen, dann hörte die Gemütlichkeit manchmal doch auf: das Wort „Artistisches" zumal konnte ihn in Harnisch bringen. Und er gab Variationen aus dem „Horacker" zum besten, wo von einem neuen Haus erzählt wird, das den Fenstern von tausend Leuten gegenüber eben ersteht. „Alle tausend Leute

werden den Bau vom Ausheben der Kellerräume bis zum Einheben der letzten Glasscheibe mit Interesse verfolgen; aber 999 von den 1000 werden nur sagen: das Haus gefällt mir oder das Haus hat meinen Beifall nicht. Aber unter den Tausend ist einer, der wird sich und das Schicksal in ruhigem und etwas melancholischem Nachdenken fragen: Was alles kann in diesem neuen Hause passieren? Der eine sieht aus seinen wohlgezimmerten vier Pfählen in die noch leeren Fensteröffnungen, lehnt die Stirn an seine Fensterscheibe und denkt an Geburt, Leben und Tod, an die Wiege und an den Sarg, und für diesen einen schreiben wir (d. h. ich) heute und haben wir immer geschrieben."

Wenn Raabe an Frenssen, dessen „Jörn Uhl" er sonst gern leiden mochte, Komposition vermißte, haben wir Jüngern in dem Kreise wohl ein ganz klein wenig gelächelt; bei solchen Horacker-Variationen schwiegen wir: wir wußten nun wieder, worauf es ihm ankam und was ihm gleichgültig war. Artisten waren ihm eng verwandt mit den Snobs und den Skeptikern, den Flaumachern und Negierern, und die hießen ihm allzumal Pinnemann („Drei Federn").

Er war ein Meister des Was, kein Virtuose des Wie. Man kann vor ihm nur selten einmal in Erstaunen und Entzücken geraten: „Wie das gemacht ist!" Nicht daß ihm der überlegende, wählende und ordnende Kunstverstand fehlte, aber er baute so nach innen, und der Inhalt erfüllte so den Raum, daß für Dekoration kein Platz blieb. „Im engsten Ringe, im stillsten Herzen weltweite Dinge." Bei ihm regieren noch die großen Sterne den Tag und die Nacht: Liebe, Freundschaft, Glaube, Geduld, Barmherzigkeit, Mut, Demut, Ehre — in den „Leuten aus dem Walde" zählt er sie auf und bezeigt ihnen seine Ehrfurcht. Sie strahlen über dem Menschen, aber sie spiegeln sich in ihm. „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen" — mit diesem Worte Mahomeds beginnt sein „Abu Telfan", eins seiner düstersten Werke. „Wir kommen aus dem Dunkel und wir gehen in das Dunkel, und auf Erden ist kein größeres Wunder, als daß wir dieses je auf den kürzesten Moment vergessen konnten" — das steht im „Schüdderump", einem traurigen Buche, das doch so reich ist an hellen Lichtblicken. Dieser Dichter weiß, besser noch als sein Konrektor Eckerbusch im „Horacker", wirklich und wahrhaftig, „was der Mensch ist", er hat ihm in alle Falten und Kniffe seiner Seele gesehen, als hätte er mit im Rate derer gesessen, die diesem Erdengeschöpf mit gelassener Hand aus Wonne und Elend, Lachen und Tränen sein immer unglückliches, immer glückliches Geschick zumaßen.

Nach dem Goethischen Spruche:

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
ist ein elend Gut
auf der wankenden Erde

will Velten Andres in den „Akten des Vogelsangs", durch eine verlorene Jugendliebe verbittert, sein Leben einrichten — aber, so sehr er alles Gefühl zu erdrosseln sucht, es gelingt ihm nicht: in der Stunde des Todes kommt mit dem Erscheinen der Geliebten ein lichter Glanz in sein ganzes verdorbenes Leben zurück —, das Gute ist mächtiger als das Schlechte, die Wärme besiegt die Kälte.

So geht es Raabe, je mehr er aus seiner pessimistischen Periode, die eigentlich schon der „Schüdderump" beendet, in den freien, großen Humor seiner dritten hinüberwächst, die nur zuletzt durch ein paar zum Abnormen, Rätsel- und Traumhaften neigenden Bücher durchbrochen wird. Seine Höhe ist gekennzeichnet durch die humoristiche Weltanschauung von der unentbehrlichen innigen Gemeinschaft, die Lebensleid und Lebensfreude miteinander verbindet. Beides gehört notwendig zum Reichtum des Daseins. Glück ist: Fülle des Erlebens; ob Regen oder Sonnenschein, darauf kommt es gar nicht so sehr an; die Hinterlassenschaft des Erlebens im Menschen, der Niederschlag, den er festhält — daraus wächst das Glück. Die Resignation, wie man immer wieder lesen kann, ist gar nicht so sehr Raabes absolutes Ideal; jedenfalls nicht die Jean Paulsche, so stark mit Sentimentalität durchsetzte Resignation. Das Festhalten, das Insichverarbeiten, das Auswalken und Abziehen des Erlebens, darin gipfelt die „Tendenz" seiner reifsten und tiefsten Bücher, neben denen er — gerne gab er's selber zu — eine respektable Anzahl minder wertvoller des lieben Brotes und der nicht Ruhe gebenden Phantasie wegen geschrieben hat.

Dies Aufbauende aber ist das Tapfere und das Tapfermachende an ihnen allen. Hätten sie nur ihre Kunst und Technik, so würden sie bald vergehen: ihr Mark, ihre Seele ist's, die sie nährt und erhält, und ihr zweites, höheres Leben wird erst anfangen, wenn ihre Form ganz von ihrem Inhalt verzehrt ist, wenn nur ihre ethische Substanz noch lebt.

Technische Erfindungen/ von Ludwig Brinkmann

Der dem modernen technischen Schaffen abseits stehende Laie stellt sich unter dem Ingenieur, besonders wenn dieser ein Maschinenbauer oder ein Elektrotechniker ist, einen klugen Denker vor, der den schönsten Teil seiner Lebensaufgabe im Aussinnen nützlicher Erfindungen sieht; seinem sonst etwas nüchternen Streben verleihe die glückliche Phantasie höheren Schwung des Daseins und gewähre ihm zumeist auch klingenden Lohn. Leider ist das ein Irrtum. Das ist früher einmal der Fall gewesen; doch diese Zeiten sind längst vorbei. Entdeckerkraft blüht zwar immer noch; indessen macht sie niemanden mehr glücklich. Aber es leben doch unter uns wirklich erfolgreiche Erfinder! —

Jawohl, indessen wie viele sind das unter den Hunderttausenden, die im technischen Leben tätig sind, die wirklich schöpferische Begabung besitzen? Und wenn man den Erfolg dieser Wenigen eingehend auf seine Ursachen hin prüft, so sieht man, daß es nicht etwa das überragende erfinderische Genie ist, das sie aus der großen Menge heraushebt, sondern daß andere und weit seltenere Tugenden, die zähe Ausdauer, das unerschütterliche Vertrauen auf die Richtigkeit ihrer Ideen und schließlich auch der glückliche Zufall, der sie über reichliche materielle Mittel verfügen ließ, die Grundlage ihres Glückes bilden. An dem Zeppelinschen Luftschiffe ist kaum eine Idee verwirklicht worden, die nicht von einem Vorgänger gedacht worden wäre. Wenn man vor zehn oder zwanzig Jahren einen tüchtigen Ingenieur damit beauftragt hätte, ein Fahrzeug der Lüfte zu bauen, wäre er im wesentlichen schon damals auf die heutige Anordnung der wichtigeren Bestandteile gekommen; in der Tat spukte das Zeppelinsche Luftschiff schon in manchem Hirne, bevor die ersten erfolgreichen Fahrten über dem Bodensee stattfanden. Trotzdem erwarb sich dieser Mann ein ungeheures Verdienst, das indessen allein darauf beruht, daß er zwanzig Jahre seines Lebens und ein beträchtliches Vermögen trotz des skeptischen Lächelns der Welt an diese Sache setzte, nur weil er von ihrer Durchführbarkeit felsenfest überzeugt war. Solche Charakteure sind aber weit seltener und daher weit wertvoller als alle erfinderische Phantasie.

Der Erfinder indessen, der diese heroischen Fähigkeiten nicht besitzt und dem auch nicht das Glück mit erheblichen Geldmitteln huldvoll zur Seite steht, ist auf dem Gebiete der Technik heutzutage zum Elend prädestiniert. Nicht deshalb, weil es nichts mehr zu erfinden gäbe und alle Probleme schon gelöst seien. Ganz im Gegenteil. Je tiefer wir in neuentdeckte Lande eindringen, je weiter sich der Horizont unsres Wissens öffnet, desto stärker häufen sich die Probleme an, die zu ihrer Lösung herausfordern. Der Grund der Unzulänglichkeit des modernen Erfinders liegt darin, daß das Gebiet des technischen Schaffens zu umfangreich geworden ist, um von einem Gehirne noch beherrscht werden zu können. Jede Schöpfung der Technik ist im Laufe der Entwicklung zu einem Mikrokosmos geworden. Selbst ein verhältnismäßig so einfaches Gebilde wie beispielsweise der Gleichstrom-Elektromotor bietet so viel Probleme, daß ein Einzelner sie nicht mehr übersehen kann; die Anordnung der Ankerwicklung, die Konstruktion des Kollektors, die Ausgestaltung der Bürsten sind an sich, vom Standpunkte des Erfinders aus, geringfügige Einzelheiten, die aber bis zu ihrer Ausgestaltung zur praktischen Brauchbarkeit unendlich viel Zeit und unendlich viel geistige Kraft erfordert haben; mit der Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzipes, der Großtat Werner von Siemens', war erst sehr wenig getan, um einen marktfähigen Motor herzustellen. Dazu ist technisches Schaffen heutzutage so allgemein geworden, daß es für den Einzelnen unmöglich ist, alles zu wissen, was auf dem betreffenden

Gebiete bereits geleistet wurde. Die meisten Erfindungen sind schon längst ein wenig früher von einem andern erfunden worden, wie das mancher wackere Ingenieur, der um ein Patent nachsucht, an sich selbst erfährt; an jede große Erfindung knüpft sich ein Prioritätsstreit an; wir erinnern beispielsweise an die Geschichte des Buchdruckes und der Dampfmaschine. Das Verhängnisvollste ist aber, daß bei dem ungeheuren Umfang der technischen Arbeit kein Erfinder etwas von den Fehlschlägen seiner Konkurrenten erfährt, da nur der Erfolg seinen Sänger oder Geschichtsschreiber findet, der Mißerfolg indessen in das Meer des Vergessens spurlos hinabsinkt. Eine gewaltige Menge geistiger Energie, Arbeitskraft und auch Geldes wird dadurch vertan, daß Tausende den gleichen falschen Gedanken mühselig verfolgen, nur weil keiner vom andern weiß.

Nun ist aber die erfinderische Tätigkeit etwas ungemein Wertvolles, das einzige Mittel, mit dem die Natur den Menschen ausgerüstet hat, um ihn über den Zustand des Tieres zur Blüte der Kultur zu erheben und so ihre tiefsten Ideen zu verwirklichen. Daher dürfen wir uns nicht mit der menschlichen Unzulänglichkeit bescheiden, sondern müssen darauf sinnen, sie zu überwinden. Was heute einer allein nicht mehr schaffen kann, das wird vielleicht vielen gelingen. An die Stelle des individuellen muß das kollektive Erfindertum treten.

In der Tat ist man durch den natürlichen Verlauf der Dinge schon ganz von selbst dazu gebracht worden. Jedes größere industrielle Unternehmen, jede Fabrik ist heute bereits ein Institut für kollektive Erfindertätigkeit. Natürlich kann diese nicht nach bestimmten Regeln organisiert werden. Nicht jeder Kopf ist gleich findig veranlagt, nicht jedem Angestellten ist die Gelegenheit geboten, wirklich die Lücken zu sehen, wo neue erfinderische Tätigkeit einsetzen muß, um Bestehendes zu verbessern oder um neue Wirkungen hervorzubringen. Aber durch das natürliche Zusammenarbeiten vieler Kräfte wird doch, wenn vielleicht auch ohne rechten Zusammenhang, manches Neue geschaffen. Ein kraftvoller Stamm läßt mit jedem Frühling seine Blätter sprießen. Aus diesem Gefühle kollektivistischer Zusammengehörigkeit heraus hat sich der vielfach angefeindete Zustand ergeben, daß die meisten industriellen Unternehmen Anspruch auf die Erfindungen ihrer Angestellten erheben.

Die praktischen Amerikaner, deren fast zur Leidenschaft gewordene Tugend das Organisationstalent ist, haben sich nun mit der Zufälligkeit dieses erfinderischen Schaffens nicht zufrieden gegeben, sondern mit gutem Erfolge versucht, in das üppig wuchernde Leben System hineinzubringen. Große industrielle Unternehmungen ermutigen jeden Angestellten, auch den geringsten Arbeiter, seinen Gedanken zur Verbesserung des Bestehenden nachzuhängen und, wenn er glaubt etwas entdeckt zu haben, es auch zum besten zu geben. Sie haben Mittel gefunden, die beiden größten Widerstände dieser Bemühungen zu überwinden, nämlich einerseits die natürliche Schamhaftigkeit, die sich so lange zu

blamieren fürchtet, bis der Erfolg den Schöpfer neuer Dinge legitimiert hat, und andrerseits eine ebenso natürliche Parteilichkeit derjenigen Instanzen, denen die Entscheidung über einen Verbesserungsvorschlag obliegt und die sich vielleicht durch den geringen Stand des Erfinders ungünstig beeinflussen lassen könnten. So hat man die Einrichtung getroffen, daß jeder Angestellte nur durch eine Nummer gekennzeichnet seinen Vorschlag der Prüfungsinstanz unterbreitet; die hinter diesen Nummern verborgenen Persönlichkeiten sind lediglich der Direktion bekannt und werden nur dann identifiziert, wenn der Erfindungsgedanke der weiteren Verfolgung wert erscheint. Selbstverständlich ist durch Aussetzung von Prämien für den nötigen Anreiz zum erfinderischen Nachsinnen Sorge getragen.

Dieses amerikanische Beispiel ist sicherlich recht nachahmenswert und würde auch mehr nachgeahmt werden, wenn den meisten Firmen das viele Erfinden nicht ein Greuel wäre. Was man will, ist ruhig wie bisher weiter verdienen; allzuviel Neuerungen können aber das beste Geschäft ruinieren. Jeder Verbesserungsgedanke kostet zu seiner Erprobung viel Geld, das sich in den seltensten Fällen wieder einbringt; und selbst dann macht er das Veraltete wertlos, und der einst dafür geleistete Aufwand von Kosten und Arbeit ist schmählich vertan. Daß wir nicht übertreiben, erkennt man daran, daß gerade diejenigen Industrien, die in kurzer Zeit eine rapide Entwicklung durchmachen mußten, nur unter den günstigsten Bedingungen einen angemessenen Nutzen abwarfen. Nur die ganz Kräftigen überwanden das ständige Wechselspiel der Umstürze und Neuerungen; dies zeigt sich am besten in der Lage der elektrotechnischen Industrie der ganzen Welt. Ferner fordert jede Erfindung hundert andere neue Erfindungen zur Erzielung des gleichen Zweckes heraus, um das Patent, das sich der erste hat erteilen lassen, zu umgehen.

Aber selbst wenn ein industrielles Unternehmen von der Überzeugung durchdrungen ist, daß nur dem unentwegt Vorwärtsschreitenden der schließliche Erfolg zuteil werden kann, wenn es daher alles tut die Erfindungstätigkeit zu fördern, ist es dennoch in mehr als einer Beziehung in solchem Vorhaben beschränkt. Zunächst hat es im allgemeinen nicht unbegrenzte Mittel für Versuche übrig, die vorerst unproduktiv bleiben. Dann kann sich eine Fabrik nur auf solche Dinge einlassen, die in dem engen Rahmen ihrer Tätigkeit liegen, während die Phantasie des erfinderisch veranlagten Kopfes sich nicht so leicht auf ein bestimmtes Ziel lenken und auf ein enges Gebiet beschränken läßt. Den Angestellten einer Dampfmaschinenfabrik wird vielleicht der erfinderische Drang zu den Problemen der Luftschiffahrt führen. Genau betrachtet wird diese Abkehr von den naheliegenden Dingen auf entferntere Gebiete geradezu aus psychologischen Gründen erzwungen. Um schöpferisch tätig zu sein, muß man vorurteilslos an ein Problem herantreten; in seinem Fachgebiete hat man sich zu sehr auf Einseitigkeiten festgelegt, Vorurteile nehmen den Geist gefangen. In fremden Räumen vermag

die Phantasie freier zu schweifen; sie wird nicht bei jeder Regung durch vorgefaßte Meinungen behindert. Es gilt hier mehr als von jedem andern Gebiete der Spruch: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. Die wertvollsten Erfindungen sind auf Gebieten gemacht worden, die dem Schöpfer derselben beruflich fern lagen.

Wenn wir uns daher nicht dauernd die großen Werte, die ungehoben in der Erfindungsgabe des Volkes liegen, entgehen lassen wollen, müssen wir nach Mitteln suchen, das kollektive Erfinden auf breiterer Basis zu fördern. Dazu sind zwei Dinge nötig: Geld und weiteste Öffentlichkeit. Wir geben ein Beispiel. Zum Studium des Gasturbinenproblemes, zur Schöpfung einer solchen für die Praxis brauchbaren und ökonomischen Maschine bildet sich eine Kommission aus hervorragenden Fachleuten und hochherzigen Stiftern von Geldmitteln. Die erste Arbeit dieser Kommission besteht darin, alles, was bis jetzt über das vorliegende Problem bekannt geworden ist, namentlich alle Patentschriften, Beschreibungen der bereits ausgeführten Maschinen und Berichte über mißglückte Versuche, zusammenzustellen, kritisch zu beleuchten und die nächstliegende Aufgabe für erfinderische Tätigkeit zu präzisieren, auf deren glückliche Lösung man beträchtliche Preise aussetzt. Durch diese Veröffentlichung wird erreicht, daß jedermann, der Lust am technischen Schaffen verspürt, weiß, worum es sich handelt und nebenbei auch die Gewißheit hat, daß er im Falle eines glücklichen Fundes seinen Lohn sofort in barem Gelde und nicht etwa im Ruhme bei der Nachwelt findet. Von dem nun eingehenden Materiale wird nur das offenbar Unsinnige ausgeschieden; alles andere wird sorgfältig untersucht und erprobt; die Resultate sowohl der Fehlschläge als auch der tatsächlichen Fortschritte werden veröffentlicht und auf ihre Ursache und Wirkung hin charakterisiert. Das Problem wird um ein gutes Stück weiter gefördert sein; aber es ergeben sich neue Aufgaben, mit denen ebenso verfahren wird, bis man zu dem gewünschten Ziele gelangt ist. Natürlich gehen die so gewonnenen Ideen in den Besitz dieser Studiengesellschaft über, die ja auch besser als ein einzelner fähig ist, das so ungeheuer komplizierte Geschäft der Patenterwerbung im In- und Auslande zu besorgen. Es ist dabei durchaus nicht ausgeschlossen, daß sich diese Gesellschaft, wenn es auch als unwesentlich nicht von vornherein bezweckt war, rentieren wird, indem sie am Ende ihrer Tätigkeit in der Lage ist, eine durchaus zuverlässige, erprobte, ökonomische Gasturbine, deren Fabrikation durch Patente monopolisiert ist, einem industriellen Unternehmen zu risikoloser Fabrikation in lohnendem Vertriebe zu überlassen.

Der Lauf unserer Betrachtungen hat uns auf die Patentgesetzgebung geführt, die schmerzlichste Seite des ganzen modernen Erfindungswesens. Als diese geschaffen wurde, war sie gut und brauchbar, da das individuelle Erfindertum vor einem Menschenalter noch möglich war. Was kann aber heutzutage damit bezweckt werden, daß die Patentgebühren für jedes weitere Jahr des Schutzes

zu unerschwinglicher Höhe ansteigen, wenn wegen der Kostspieligkeit der Versuche selbst einem reichen individuellen Erfinder die Durchführung seiner Ideen fast unmöglich ist? Und was soll es bedeuten, die Schutzfrist nur auf fünfzehn Jahre auszudehnen, wenn dieser Zeitraum gerade bei den besten und wertvollsten Erfindungen viel zu klein geworden ist, um sie nur aus ihrem Entwicklungsstadium herauszubringen? Diese Bestimmungen können nur das eine Resultat haben, daß es heute unmöglich ist, einen gesetzlichen Schutz für das geistige Eigentum des alleinstehenden Erfinders zu erlangen. Die Gesetzgebung ist eben stehengeblieben und dadurch mit ein wichtiger Faktor geworden, die Entwicklung des individuellen zum kollektiven Erfindertume zu beschleunigen.

Naturschutz/ von Adolf Koelsch

Da wird von Männern, die sich getrost zur Intelligenz ihrer Zeit rechnen dürfen, eine Bewegung in Gang gebracht, die darauf abzielt, der Tier- und Pflanzenwelt Deutschlands und Österreichs in einigen von der Nutzung noch wenig in Anspruch genommenen Gegenden ein Asylchen zu schaffen, einen Zufluchtsort, wo die Geschöpfe nicht mehr im Kampf mit dem Menschen sich aufzureiben brauchen, sondern leben dürfen: nur noch im Kampf mit sich selber. Zu knotig, sagt man, sind im vergangenen Jahrhundert unseresgleichen mit dem Ellenbogen der Natur übers Antlitz gefahren. Das Gesicht ist umgestürzt von den Schlägen, die es empfing, und es kennt sich niemand mehr darin aus. Es mag auch niemand mehr recht hineinsehen. Denn es ist so vieles so häßlich darin.

Die Entstellung wegzuheilen, wiederherzustellen, dazu ist es zu spät. Denn an die Schläge, die der Mensch hineinprasseln ließ in die Umwelt, sind jene Siege geknüpft, deren Ertrag unser Leben so heiß gemacht hat, daß es dahinzuckt wie ein prickelndes Fieber. Lieben wir dieses Leben? Lieben wir's nicht? Es ist einerlei. Wir wissen nur, daß wir nichts preisgeben dürfen. Darum muß jedes Ding, das sich einmal gefügt hat, auch weiterhin fronden. Es muß dem Bach verboten bleiben zu laufen, wie er will, und seine Energie an das Wälzen von Kieselsteinen, an das Modellieren stilvoller Wasserfalltreppen, ans bloße Rauschen und Lyrischsein und Mondspiegeleinsein zu verwenden, oder eines Tages daherzukommen als reißender Strom und uns ein Vorweltschauspiel aufzuführen, das uns in einem Atem entzückt und im anderen grauen macht. Denn er hat einmal seine Pferdekräfte hergegeben zum Betrieb einer Fabrik. Nun muß er es sich aber auch gefallen lassen, daß wir sie zur Durchtunnelung des Simplon in Anspruch nehmen und von ihnen fordern, daß sie uns im Flug nach Italien tragen, wenn wir so vieler Erfolge so müde sind. Es darf auch der Wald nicht

mehr wachsen, wie er gern wachsen möchte. Er muß die Axt zu fühlen bekommen, weil wir jeden Baum brauchen, bevor er für Spechte bewohnbar geworden ist, und auch jeden Platz brauchen für einen Baum, und es müssen an den Folgen moderner Waldwirtschaft Schwärme von Tieren und Pflanzen zugrunde gehen oder fortwandern, weil sie im Wald von heute nicht mehr die Bedingungen finden, die ihnen nur das nackte Dasein gestatten.

Ja es wird sogar weitergehen müssen mit Hinrichten, Auflösung und Abbruch, und es werden die Führer der Arbeitsregimenter es nicht hindern können, daß der Beschränkte, das Barbärchen und der halbzivilisierte Rentenpolitiker, der Rohling und Franktireur, die als Mitläufer in den Reihen der Kulturpioniere stehen und immer dort zu treffen sein werden, Dinge tun, die so wenig notwendig sind, wie das Mordbrennen im Krieg. Aber wie es mitten im Schlachtfeld Orte gibt, über denen die weiße Flagge weht, dem Soldaten ein Zeichen, daß auf diesen Ort nicht geschossen werden darf: so wird es auch in der Natur einen Platz geben müssen, wo die Macht des Zerstörertums zu Ende ist und alle Ausbeuterinteressen zu schweigen haben.

Kaum ist diese Idee auf die Wanderschaft geschickt, so laufen ihr die Menschen nach, wie dem Rattenfänger die Mädchen von Hameln. Es regnet Kundgebungen aus allen Winkeln der Heimat. Es kommen der Beamte, der Handwerksmann, die Baronesse, der Kaufmann, der Landwirt, der Künstler, der Großfabrikant und der Intendant, der Stubengelehrte und Arzt, der Minister, der Landrat, der Lloyddirektor und Journalist. Es kommen Institute und eine Menge Vereine, in deren Programm die Sehnsucht nach Erhaltung der Natur mit gefesselten Flügeln am Fenster sitzt, nur träumen und sentimentalisieren, aber nicht handeln kann, weil sie von vornherein ratlos ist über das Wie. Es tropft auch gleich Geld. Es schenkt der Vermögliche einen Tausender her, es schicken Schüler eines kleinen sächsischen Gymnasiums 37 Mark als Ertrag einer Sammlung, es schreiben andere, daß sie sich verpflichtet hätten, monatlich 50 Pfennige von ihrem Taschengeld für die Naturschutzparksache zurückzulegen; es melden sich Künstler, die kostenlos Plakate, Ansichtskarten und Werbemarken anfertigen wollen; es erbieten sich Kunstanstalten und Druckereien zur unentgeltlichen Herstellung des Materials, es stellen Schreibmaschinenmädchen als Ersatz für das Geld, das sie nicht haben, ihre Freizeit zur Besorgung der nötigen Korrespondenzen dem Komitee zur Verfügung. Es kommen Deutsche und Österreicher, die in Amerika, Kamerun, Japan und China leben und stiften unaufgefordert so viel, wie jeder vermag. Man hatte also sogar in Sachsen, Kamerun und Honolulu von der Sache vernommen. Ich für meine Person bin ein wenig verblüfft. Denn man hat die Idee unter einer Flagge in die Welt geschickt, die mir eine schlechte Empfehlung zu sein scheint. Man hat den Menschen gesagt, es handle sich um eine nationale Sache, um eine patriotische Tat.

Warum so viel Pathos? Es mag wirklich Menschen geben, deren Haut sich erst mit Blut füllt, wenn sie um die Unterstützung einer Sache gebeten werden, die, sagen wir einmal: zunächst nicht die ihre ist; wenn ein Windchen sie anbläst, von dem es heißt, es komme aus Regionen, über deren Beschaffenheit sie keine Kontrolle haben, von deren Emanationen sie aber einen Schwung erwarten, der ihrem Brustkasten fehlt. Ich glaube jedoch kaum, daß von allen denen, die auf den ersten Anhieb sich zur Werbearbeit und zum Geben gedrängt fühlten (die Schuljugend ausgenommen), auch nur einer sich angeschlossen hat, weil es hieß: nationaler Naturschutzparkverein. Viel wahrscheinlicher hat jeder die Sache als seine allerprivateste Angelegenheit angesehen. Es hat ihn nicht gewundert, daß sie den Habicht wegschießen, weil er gelegentlich ein Feldhuhn schlägt, das sie gern in ihrer Pfanne gesehen hätten. Aber die Vorstellung, daß es eines Tages auch dem letzten abgehetzten Habicht so ergehen könne, hat ihn erblassen lassen. Es hat ihn nicht entsetzt, daß sie den Fischotter wegfangen mit Fallen und Giftpasteten, weil auch er seine Freude hat an Forellen, deren Angelrecht sie sich um viele Hunderte von der Allgemeinheit erstanden haben. Aber wenn er sich sagen mußte, daß man eines Tages auch dem letzten Fischotter dieserhalben das Fell über die Ohren zöge, so begriff er nicht, wie er noch länger die Hände in den Schoß legen oder es bewenden lassen könne bei einem Fluch. Denn so, meinte er, dürfe der kultivierte Mensch doch nicht hausen. Als er dann hörte, daß viele so dächten wie er und die Sache zu ihrer Sache gemacht, hat er sich gefreut. Denn er fühlte sich mit Menschen, die ihm sonst ferne stehen, verbunden, und mit seinem Willen, daß was Rechtes geschähe, fürder nicht mehr allein. Aber was hat das alles mit Deutschtum zu tun? Was nur mit Ritterlichkeit, Pietät, Heimat, und Nächstengefühlen? Warum seinen herrlichen Eigennutz aufputzen mit der Berufung auf ein Phantom? Warum eine so gradgewachsene trotzige Empfindung, die das Menschenhirn zu einer so wundervollen Erfindung (Naturschutzpark) treibt, hineinfüllen in eine Phrase, die so mundgerecht ist, daß sie glatt widersteht? Oder glaubt einer, ich tue es dem Ruhm der Heimat, ich tue es Pflanzen und Tieren zu lieb, wenn ich bitte: helft sie beschenken mit Land, wo sie wachsen, ziehen, sezessionieren, sich bekämpfen, sich vertragen, zu Vereinen zusammenrotten und sich verwalten dürfen, wie es ihnen beliebt? Mir scheint, ich tue es mir zu lieb: weil ich Schönheitswerte, die mich trunken machen können, mir nicht wegstehlen lassen will von Menschen, die alleweil nüchtern sind. So bin ich ehrlich.

Ich sagte, daß man in Honolulu von der Bewegung gehört und sich begeistert habe. Auf der anderen Seite kann man nicht drüber wegsehen, daß der deutsche Hochadel mit Einschluß der Fürstlichkeiten, die zur Förderung von Kulturwerken sonst so bereitwillige Hochfinanz und die lediglich mit dem Genuß der

Kulturannehmlichkeiten beschäftigte Bewohnerschaft der westlichen Stadtviertel — mit wenigen Ausnahmen — sich bisher recht kühl verhielten. Beispielsweise sind nur fünf fürstliche Namen in der Geber- und Initiantenliste zu finden, und nur zwei regierende Häupter haben nächsterhand (aus eigenem Antrieb) um Aufnahme in den Bund nachgesucht, obgleich das Wort von der nationalen Tat doch gerade sie hätte rühren müssen (glaubt Michel). Warum bleiben sie in der Ecke stehen?

Am besten ist noch die Zurückhaltung der Fürstenschaft zu begreifen. Die meisten haben wohl von dem Projekte bislang gar nichts erfahren, obgleich im preußischen Abgeordnetenhaus schon im Sommer davon die Rede gewesen ist. Zwar stehen sie alle dort, wo eine große Sorge den Menschen nicht plagt: die Frage, wie er seinen Lebensunterhalt erwerbe. Von diesen Glücklichen erwartet man im allgemeinen, daß sie sich energischer als andere Menschen in Beziehung setzen zu allem, was in der Umwelt vor sich geht. Sie haben ja Zeit und ausgelüftete Sinne, brauchen wirklich nichts anderes zu tun, als aufzumerken und gespannt zu sein, was in ihrer Seele aus dem Aufgenommenen wird: wohin es sie treibe. Aber es ist nun einmal so, daß unsere Fürsten gar keinen Wert darauf legen, getrieben zu werden. Sie wollen hübsch bleiben dort, wo sie sind. Und wenn sie einer frotzeln wollte deswegen, so haben sie eine feine Antwort: daß ja der erste, der Ruhe schreie, wenn sie sich bewegen, der Demos sei, heute der Konservative, morgen der andere. Unter solcherlei Umständen gewöhne man es sich ab, sich für Dinge zu interessieren, die, was man so sagt, im Schoße des eigenen Volkes entstehen. Man kümmere sich lieber um das, was in England, Rußland und Japan sich ereigne, weil einen das wenigstens nicht zwinge, — gelegentlich aus der Haut zu fahren.

Hielt zu viel Verdrossenheit die Fürsten zurück, so (vielleicht) zu viel Vorsicht den Adel. Denn es ist nicht zu vergessen, daß die Naturschutzparkidee mit der ganzen Unfertigkeit und Unsicherheit einer Utopie aufs Podium trat. Eine Utopie zu begönnern, die irgendwo in Köpfen entstanden ist, über deren Gesellschaftslage, Blutzusammensetzung und biochemische Muskeleiweißreaktion die Aristokratie keine beglaubigten Nachrichten hat, kann aber nicht ihre Sache sein, weil es in den Kreisen des Geburtsadels nun einmal nicht dazu gehört, in eine Idee mit unbekanntem Pedigree öffentlich Vertrauen zu haben. Unsere Barone und Reichsgräfinnen wetten in Kulturfragen niemals auf Sieg: es sei denn, daß der Schimmel aus fürstlichem Stalle stamme. Dann frägt man nicht, ob Vollblut in seinen Adern fließt, oder Halbblut; man nimmt eben als selbstverständlich das erstere an (wenn auch nur pro domo). Die Naturschutzparkidee aber hat man ihnen gewiß als Halbblut gemeldet, hat ihnen gesagt, es könne noch reichlich schief gehen damit und sie könne heimgeritten werden müssen, ohne den Zielpfosten überhaupt nur passiert zu haben. Wie aber, wenn eine Sache

sich nicht durchführen ließ, obgleich die halbe Majorats-, Kammerjunker- und Schloßherrenschaft Deutschlands sie der Nation wohlwollend zur Unterstützung empfohlen hatte? War das nicht sehr blamabel — nach oben hin? Konnte das nicht den Schein der Macht, auf den man so viel hält, ein wenig trüben?

Nun haben sich aber alle Bedenken mittlerweile als haltlos erwiesen. Die Utopie hat sich soweit materialisiert, daß heute schon der Alpenteil des Naturschutzparkes als gesichert gelten kann. Ein annähernd 150 Quadratkilometer umfassendes Gebiet, das zu den landschaftlich schönsten Partien des Österreichischen Hochlandes gehört, durch natürliche Grenzen gegen die Umwelt abgeschlossen und für jeden Reisenden leicht zu erreichen ist, steht dem Verein seit 1. Oktober 1910 (vertraglich) für 99 Jahre in Erbpacht zur Verfügung; samt Baulichkeiten, Wegerechten und Forstpersonal: um eine Summe, die in keinem Verhältnis steht zum idealen Wert des Geländes. Denn es umfaßt alle Formationen, alle Pflanzenvereine, alle tierischen Lebensgemeinschaften, die für die Alpenlandschaft bezeichnend sind, und alle Entfaltungsmöglichkeiten für jedwedes Grüppchen, das aus den vorhandenen Vereinsgebilden sich abspalten möchte zur Gründung einer neuen Gemeinde. Auch die Art, wie dieser Alpenpark verwaltet werden soll, ist in der Hauptsache bedacht. Es wird ein Teil des Geländes der Allgemeinheit zugänglich sein und durch ein äußerst raffiniert angelegtes Wegenetz dafür gesorgt werden, daß der Besucher alle charakteristischen Punkte, alle interessanten Tier- und Pflanzenformen aus möglichster Nähe beobachten kann. Andere Teile des Parkes freilich werden sozusagen Allerheiligstes bleiben. Nur die wissenschaftlichen Parkverwalter werden sie betreten dürfen, um weiteren Kreisen in den jährlichen Publikationen der Gesellschaft erzählen zu können von dem, was dort im Werke und Werden ist. Aber mit seinen 30000 Mark vorläufigem Vermögen kann der Verein den Park nicht übernehmen. Drum, bitte, den Beutel auf! Denn der Park wird morgen fertig sein, wenn heute der Fonds zur Pachtung und Verwaltung kann zusammengebracht werden.

Doch es ist mit der Errichtung eines Alpenparkes allein nicht getan. Auch die Lebewelt des Mittellandes und der Ebene muß beschenkt werden mit Land. . . . . Drum greifen Sie gleich noch einmal in den Beutel! Und haben Sie auch in diesem Fall wegen der Ausführbarkeit keine Bedenken. Ich darf, um das Bodenspekulantentum nicht mobil zu machen, Ihnen vorläufig nicht verraten, wo der nord- und mitteldeutsche Park ihre Heimstätten finden werden. Aber ich darf Ihnen mitteilen, daß für den norddeutschen Park bereits in den letzten Novembertagen der Grundstock hat angekauft werden können; nachdem von ein paar im Erwerbsleben stehenden Männern die runde Summe von 100000 Mark für diesen Zweck gestiftet worden war. Angrenzende Gemarkungen werden dem Verein gehören in dem Augenblick, wo weitere private Hilfe ihre Übernahme ermöglicht.

Auch jene, die sich mit der technischen und kommerziellen Auswertung der Naturkräfte befassen, brauchen nicht zurückzustehen im Geben. Daß sie es bis dahin getan, begreife ich allerdings gut: sie mochten glauben, es werde da ein Unternehmen ins Werk gesetzt, das sich gegen ihre finanziellen Interessen richte, oder doch die Menschen anrege zu Gedanken, die geeignet seien, industriefeindliche Tendenzen zu fördern. Übereifrige Agitatoren, Menschen, die alleweil tun, als ob sie mit der Natur verheiratet wären, aber nicht einmal vertraut, sondern nur sentimental bedrückt sind von ihr, haben durch ungeschickte Zeitungsartikel auch manches zu dieser Auffassung beigetragen. Und wenn man die Dinge nur las, wie sie geschrieben standen, konnte allerdings der Eindruck aufkommen, es sei die Arbeit an einem Rückwärts. Aber es ist auf mein Wort die Arbeit an einem Vorwärts und sie ist so wenig der Verachtung wert, wie die eure. Denn sie vermehrt den Komfort der modernen Kulturwelt um einen Gegenstand, der Luxuswert hat, zugleich Behaglichkeit schafft und den Menschen anschließt mit einer neuen Leitung ans Leben. Oder ist es nicht köstlich, mitten in dieser von Geldinteressen durchstürmten Welt, ganz nah seinem Wohnsitz, einen Ort zu haben, wo man die Gedanken an die Nützlichkeit ablegen muß, bevor man ihn betritt, und andere Gedanken haben darf als alle Tage? Mir deucht das einen Tausender wert. Wenn ihr sonst an einem Orte erscheinen müßt als Leute, die ihr für gewöhnlich nicht seid, so setzt ihr euch in euren Augen herunter. Wenn ihr an diesem Orte erscheinen müßt als Ausgewechselte, so macht ihr euch — euch selber — werter. Denn es wächst etwas aus euch heraus, was ihr sonst unterdrücken müßt, — was euch aber gewiß nicht übel gefällt. So ergibt sich für euch ein Aufstieg.

Für die dritte Kategorie der Zurückhaltenden war die Naturschutzparkidee das, was jedes Ereignis dieser Welt für sie ist: eine Sache, über die man spricht und gut räsoniert, mit der man sich aber nicht näher befassen kann, weil man seiner ganzen Verfassung nach gar nicht dazu beschaffen ist, bei der Umsetzung einer menschlichen Idee in die Tat schöpferisch mitzuwirken. Man ist viel zu flüchtig dazu, viel zu libellenhaft. Auch fürchtet man wohl, wenn man von einem Winkeladvokaten der Naturschutzparkpartei sagen hört, es sei eine Schweinerei, mit seinem Automobil so über die Straße zu jagen, daß hintennach die Vegetation im Umkreis einer halben Meile in einer Dreckkruste stecke, — — es handle sich da um ein Werk, dessen Hauptmacher Handwerksburschen, Landpastoren, Bizyklistenvereine und andere Menschen seien, denen ihr Geldbeutel bessere Verkehrsmittel nicht erlaubt, und glaubt, wenn man sich mit den Ideen dieser Brüder erst einlasse, so möchte einen ihre Büßerpredigt schließlich allzusehr in Anspruch nehmen und einem Genüsse verekeln, die man liebt, wie sein Bildchen im Spiegel.

Es wird aber gewiß nicht von Ihnen verlangt, gnädige Frau, daß Sie sich umkrempeln sollen. Sie sollen auch fernerhin Ihren Vogelbalg tragen dürfen, wenn es die Mode so verlangt, es Ihnen Spaß macht und Sie gut kleidet. Kein krummes Wort deshalb. Aber bitte, tun Sie den Beutel auf, damit ein Stück Land gekauft werden kann, wo nicht der Händler dem Vogel das Gefieder abzieht, sondern der Fuchs, falls er ihn erwischt; wo nicht der Jäger beim Entenfall auf der Lauer liegt nach einer Gelegenheit, um einen guten Schuß anzubringen, sondern die Wildkatze, und wo Sie, wenn es Ihnen beliebt, Zeuge sein dürfen des Lauerns, der Angst und des Mordes der einen Kreatur an der andern. Ich wette, das ist etwas ganz neues für Sie, und der Entenschrei wird Ihnen danken.

Sie sollen auch weiterhin im Automobil über die Landstraße fegen, und hinter Ihnen her soll eine Staubwolke wirbeln wie vor einem Wüstensturm: Schmutz, der Millionen pflanzliche Atemporen verklebt und die Geschöpfe krank macht, noch bevor sie erfahren haben, was es heißt, gesund sein und leben. Der Staub ist eine notwendige Begleiterscheinung Ihres Fiebers, und Sie werden es nicht ändern können, daß er fliegt, sich wie der Hauch der Pest auf die Blumengesichter legt und sie zerstört. Aber tun Sie den Beutel auf! Denn im Grunde Ihres Herzens sind Sie eins mit mir in der Meinung, daß es beglückender sein müsse, das Schöne nicht zu beschmutzen; ja ich weiß bestimmt, Sie wollen das nicht und weinen darüber, daß Ihre Gewalt nicht hinreicht, der häßlichen Nebenwirkung den Hals abzudrehen. Um so mehr wird Ihnen daran gelegen sein müssen, zu zeigen, daß Sie Schönes wirklich nicht beschmutzen aus Lust, sondern aus Ohnmacht, und daß es Ihnen ja das Liebste ist von der Welt, wenn Sie mit dazu beitragen können, daß irgendwo ein Eden sich auftut, wo die Pflanze, das Tier, der See und der Bach, der Fels, der Gletscher und alles was Sie entzücken kann, sicher ist vor jedwedem Unglimpf.

Oder langweilt Sie die Natur? und ist es Ihnen deswegen nahezu gleichgültig, was aus allem da draußen wird? Dann stehen Sie einigen von uns direkt nahe. Die meinen auch, der Wald von heute sei so öde und tot, daß es sich kaum verlohne, die Hand für ihn zu rühren, und sie meinen dasselbe vom See und der angebrochenen Heide, den entvölkerten Nordseeinseln und den von der Kultur umlagerten Mooren. Um so mehr müssen Sie entzückt sein von unserem Unternehmen. Denn wenn Sie im Eilzug oder im Auto an unserem Heiligtum angelangt sind, werden Sie bald inmitten einer Wildnis stehen, wo alle Tiere und Pflanzen, die in dem durcheilten Lande bisher in Unterdrückung gelebt haben, so daß Sie, gnädige Frau, keine Freude finden konnten an der Kreatur — weil Sie immer nur den Domestiken in ihr zu Gesicht bekamen —, sich in Freiheit bewegen werden: jedes unter allen, und nur der wirklich Tüchtige durchkommt, weil die ganze Kosmosmaschinerie hier nur auf sich selber

gestellt sein wird und sich regulieren soll: allein aus sich selber. Unter solchen Umständen aber werden Sie dort am Leben der Erde gründlicher teilnehmen können, als Sie das jemals vermocht; denn so ungebrochenes Leben hat es ja bei uns seit Menschengedenken nicht mehr gegeben. Sie werden dort Impressionen haben, die Ihnen der Wald von heute nicht gibt, und Sie werden dort jenen Lebensstil finden, den Sie sonstwo vergeblich suchen. Das aber wird Sie glücklich machen, gnädige Frau. Ihre Augen werden glänzen und in Ihre Sinne wird ein neues Lauern kommen: jene Spannung, die Ihnen sonst nichts auf der Welt mehr abringen kann.

Drum lösen Sie eine Mitgliedskarte. Als Mindestbeitrag sind zwei Mark fürs Jahr festgesetzt. Da ich aber annehme, daß Ihnen das viel zu wenig sein wird, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß man gegen Zahlung eines einmaligen Beitrags von mindestens hundert Mark die lebenslängliche Mitgliedschaft erwerben kann. Über die Rechte, die Sie sich dadurch verleihen, gibt Ihnen eine Broschüre Auskunft, die Sie für eine Mark von der Stuttgarter Geschäftsstelle des Naturschutzparkvereins (Franckhsche Verlagshandlung) beziehen können. Dort akzeptiert man auch Geld.

Der schwarze Dekameron/ von Jakob Schaffner

Die deutsche Dichtung mag im vergangenen Jahr herausgebracht haben was sie will an Schönheit und Größe, so wird sie das spezifische Gewicht, das die unter dem obigen Titel vorgelegten westafrikanischen Volks- und Spielmannsgeschichten haben, nicht übertreffen; das ist einmal ein gemachtes Bett. Sie sind von Leo Frobenius übersetzt und ausgewählt, und im genannten Buch in drei Abteilungen vorgeführt: „Rittertum und Minne", „Reineke u. Cie im Busch", und „Charaktertypen". Das ganze ist eingeleitet von einer etwas steilen Anrede an Boccaccio, das einzelne geführt von einsichtigen Abhandlungen über Kultur nnd Dichtung der Negervölker um den Niger, bei denen die mitgeteilte Kunst lebt und umgeht. „Der schwarze Dekameron" heißt die Sammlung deshalb so unglücklich, weil der Herausgeber durch die einzelnen Erzählungen an Boccaccio erinnert wurde, und er die Gesamterscheinung dieser Dichtung als einen Dekameron im schwarzen Erdteil empfindet. Es ist schade, daß man nun genötigt ist, diese Ungereimtheit nachzuschreiben und zu -sprechen. Und da doch gerade das Mädchen mit Schaufel und Besen vorbeigeht, so wollen wir auch auf den übel angebrachten Untertitel „Reineke u. Cie. im Busch" aufmerksam machen. Reineke in Afrika bringt mich schon in Verlegenheit. „Reineke u. Cie." verursacht mir Augenschmerzen. Nun ist dieser Reineke bald ein Kaninchen, bald eine junge Antilope, bald eine Beutelratte, und immer

Reineke. Wir sind Kinder, wenn wir solche Sachen lesen. Wir werden irre und maulen, wenn man uns so philologisch und zugleich zeitungsmäßig kommt. „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ist schon schlimm genug, aber es ist dann weiter keine Rede mehr von Romeo und Julia. Hier hänge ich aber während aller Kaninchengeschichten im Zwiespalt zwischen dem Sonsanni, der Reineke heißt, und dem Reineke, der Sonsanni ist. Weiß Frobenius nichts von Verhudelung reiner Anschauungen?

In den Geschichten selber geht die Grazie aller Himmelsstriche der Seele auf wunderbaren Füßen um. Wir kennen den Neger zunächst von zoologischen Gärten und aus Missionsberichten, und haben in unsern pfiffigen Köpfen die Wissenschaft, daß dort eine Kultur nirgends war, ist und sein wird. Der Diener Christi ist so fest von dieser Fundamentalwahrheit überzeugt, wie der Diener des Mammons, der Löwenjäger, der Reisende und der Kolonialbeamte, die alle alles mögliche getan haben und tun, schiefe Behauptungen zu verbreiten und die Tätigkeit der weißen Rasse unter der schwarzen auf den schädlichen Gesichts- und Brennpunkt skrupelloser Geschäftsmache und sentimentaler Seelenfischerei zu bringen und dort zu erhalten. Ich bin auch dafür, daß der interessante Befehl: „Gehet hin in alle Welt!" von einem klugen Kapital mit größerem Nutzen ausgeführt werden kann, als von einer pietistischen Mission, wünschte aber, daß man dann genau wüßte, mit wem man es zu tun hat. Bei der Chemie ist das eine Selbstverständlichkeit. Die weiße Rasse hat die schwarze seit Jahrhunderten fleißig entdeckt, gefangen, verkauft, geprügelt, bekehrt, ausgebeutet und gelyncht, ohne bis auf den heutigen Tag eine rechte Ahnung von ihrer seelischen Verfassung zu haben. Davon merken wir nur etwas, wenn wieder ein paar Nigger über ein amerikanisches Weibchen hergefallen sind; dann geht der bekannte Schrei durch die weiße Presse. Oder wenn ein Negerstamm in Afrika meutert, wie das so nett heißt, weil seinen Kindern und Frauen nachts der weiße Gott auf dem Magen sitzt; das erträgt nämlich nicht jedermann. Aber das Ding in Bewegung ist nie das Ding an sich. Es ist richtig, sie sollen die weißen Frauen in Ruhe lassen, auch die Weibchen, und sie sollen nicht meutern; schließlich sind wir ihnen doch über. Aber wir müssen auch endlich den Mannesmut gewinnen, auf der ganzen Linie unsre Verlogenheit abzulegen, und unserm Kulturwillen, wie er einmal sein muß, frei ins Gesicht zu sehen; die Lüge wird dort auch garnicht verlangt. So gewinnen wir eine schlanke, muskulöse Sittlichkeit, und können den kostspieligen Apparat der Charitas abstellen. Ware um Ware, Bedürfnis um Bedürfnis. Ihr sollt natürlich keine Seuchen haben; das verdirbt unser Geschäft und ist auch sonst ungesund. Da, das ist gegen die Malaria; wir haben es ausprobiert; und das ist gegen die Schlafkrankheit. Seid wach, gesund und handelsfreudig. Und jetzt wollen wir ein wenig plaudern. Ihr habt doch sicher ganz hübsche Geschichten; eure Augen sehen mir danach aus. Erzählt

einmal. Aus dieser menschlichen und weltmännischen Stimmung heraus hat Frobenius den Weg zum Sudan und zum Schatz des Sudans gefunden. Was alle Mission und alle Humanität nicht fertig brachte, das leisten die klugen schwarzen Brüder auf einen Streich, wenn man sie reden läßt: sie bringen den Nachweis, daß sie Mitmenschen sind, daß sie gerade so gut lachen, so tapfer Hunger leiden, so schön lieben, so kräftig Angst ausstehen und so würdig sterben, wie wir in unsern bessern Augenblicken. Es ist da kein Unterschied. Es gibt einen Gott, eine Erde, ein Leben, eine Liebe, einen Tod. In allem leben, weben und sind wir, die eine ausgesetzte, verfolgte, ideenvolle, millionenmal verfluchte und siebenmal selig gepriesene Gattung Mensch. Und so erweist es sich abermals: nicht die Religion ist der Stern, von dem aus das widerstrebende Leben in Einer Gestalt gezeigt, begriffen und zur erlösenden Anschauung gebracht werden kann, auch nicht die Wissenschaft, auch nicht die Technik, auch nicht der vielgepriesene Verkehr (Religion, Philosophie und Wissenschaft sind ohnehin nur Verkehrsmittel), sondern die Poesie, weil sie weder umdeutet, noch anwendet, noch durcheinander bewegen will, weil sie in Liebe darstellt. Diese Liebe ist die Kraft des Korongo von Segu. Es ist ist eine männliche, unverdorbene, unsentimentale, durchaus anschauliche Liebe, die eingeborene Liebe der Erde und ihrer vielfarbigen Kinder.

Mit großem Recht erinnert Frobenius in seiner Einführung an unser Mittelalter mit seinem Ritter- und Frauenkult. (Der Frauenkult ist auch ein Männerkult; aller Kult ist Männerkult.) Aber es wird so herauskommen, daß das Mittelalter uns nicht so sehr diese leichtverständliche späte Naturgebärde verstehen helfen wird, als daß wir von dieser einen Schlüssel für jene naive Kultur bekommen werden. Äußerlichkeiten wie Christentum, Maurenkriege, Kreuzzüge fallen hier ab, wie überall, wo das Leben selber gestaltet. Sein Stoff ist Liebe und Hunger, Lust und Unlust. Das ist einfach wie alle echte Monumentalität. Das Leben packt von Problemen und Arbeiten auf, was ihm gerade im Weg ist. Wir Spätlinge verwechseln das Problem mit dem Leben, die Arbeit mit dem Sein. Es ist alles nur Symbol und Motiv, eines so wichtig oder unwichtig, wie das andere, und ganz zufällig in der Form. Es gibt als Kulturfaktoren nur Liebe und Hunger, Lust und Unlust. Darin sind wir nicht über die Amöbe hinausgekommen. Sollte es uns einmal gelingen, so wäre das das Ende der Kunst, weil sie der gebundene Widerspruch ist, und sie nachher nichts mehr zu binden hätte. Die Dichtung ist geradehin der goldene Grund des Seins, der unter den wechselnden Meinungen ruht und trägt. Manchmal zerreißt eine königliche Hand das Gewebe der Tendenzen; dann leuchtet er weissagend auf. Es ist nicht die Hand des Priesters oder des Chemikers oder des Ingenieurs, sondern die bevorzugte Hand des Dichters. Der goldene Untergrund schimmerte auf im Land Kanaan; man erzählt davon die schöne Ge-

schichte der Ruth. Er erstrahlte reich und breithin im Land der Griechen; man erzählt davon die Geschichten der Ilias und der Odyssee. Sein Licht verklärte im Norden den Morgenhimmel der germanischen Völker; man erzählt davon die Geschichten der Nibelungen, Tristans und Parzivals. Noch so eine erfreuliche Erfahrung machte der Geist, der über den Wassern schwebt, mit der Hand des guten, klugen Zauberers Boccaccio. Vom gleichen vollkarätigen Gold ist das Flöß, das Frobenius im schwarzen Erdteil entdeckt hat. Damit ist der Nachweis erbracht, daß dieser wertvolle Grund unter dem mittelländischen Meer hindurch geht. Wahrscheinlich trägt er nun einheitlich das gesamte Leben der Erde. Frobenius hätte neben Boccaccio auch von Gottfried Keller sprechen dürfen, und hier ist der Punkt, auf dem die Internationalität direkt auf die Spitze getrieben erscheint. Kellers böser Ritter Guhl, der Geschwinde, trägt seinen Schnurrbart so steif in die Luft gedreht, daß zwei silberne Glöckchen daran hängen und das Schreckensgeläut für die Feinde läuten können. Maus, der Zahllose, läßt sich zum Zeichen seiner Stärke die Haare sechs Zoll lang aus den Nasenlöchern wachsen. Killindi Kallando sieht immer nur, wenn er mit einem Strick die tief herabhängenden Augenbrauen in die Höhe bindet.

Ich sagte, die Grazie aller Himmelsstriche der Seele gehe in dieser Dichtung um. Grazie ist die besondere Note ihrer Gestaltungen. Grazie ist eine Form. Es ist schon etwas, wenn sich ein Volk mit Grazie des Lebens freut. Die Grazie des Humors ist hochgeschätzt wie chinesische Seide. Die Grazien der Liebe und des hochbeinigen Heldentums sind auch einmal bei uns gewachsen; es gibt einen sehnsüchtigen Trost aus, sie ein paar hundert Meilen und nur zwei Menschenalter von uns und unsern Tagen im vollen Licht der Wirklichkeit walten zu sehen. Denn auch dies holde Märchen war einmal. Kultur ist nur eine Gnade der Entwicklung, keine Notwendigkeit, so wenig der See eine notwendige Folge des Stromes ist. Seen und Kulturen sind erfüllte Gelegenheiten und dauern nicht länger, als bis der Strom einen Weiterweg gefunden hat. Köstliche Raritäten sind hier die lauernde Grazie des Eifersüchtigen, die höhnische des entschlossenen Gewalttäters, die ewighungernde des Geizhalses, die listig umgängliche des Hürchens, die entwicklungsfröhliche des kurierten Nichtstuers, die wetterleuchtende Stoikergrazie des wilden Todes, die behende Spitzbubengrazie des Allerweltsbetrügers, die grillige des nichtsnutzigen Weibchens, die allergrilligste des Tyrannen, der seinen Jugendfreund umbringen möchte, und durchs Ganze die wohlwissende Grazie eines kultivierten Lakonismus. Hier tut sich ein Tummelplatz und seliges Turnierfeld aller menschlichen Grazien auf, und in ihren Gebärden ist im Keim und Sinn unser ganzes modern ausgebreitetes Leben enthalten vom Ysop bis zur Zeder, vom kleinen Hausierer bis zum Börsenfürsten und Industriekönig, die unbedeutende Reihe der politischen Zufallskönige und -Großherzöge braucht man nicht mehr zu begrüßen;

unser Leben rauscht mit allen Strömen an ihren Interessen und Ansprüchen vorbei seinen Meeren zu. Und gerade weil es ein so ungeheuer vereinfachtes Leben ist und immer mehr wird, steht uns diese Art Dichtung wie alle wahre Dichtung wieder so nahe. Denn ob die Liebe der Kaiser einer Zeit ist, oder wie heute der Hunger, macht in der weltgeschichtlichen und weltwürdigen Haltung keinen Unterschied. Und dies ist das letzte Wort: diese Fulbe, Togo und Massassi bewegen sich durchaus weltgeschichtlich und weltwürdig.

Was Frobenius angeht, so braucht ihm nicht weiter gedankt zu werden; er hat seinen Lohn im Entdeckerglück bereits in der Tasche. Zugestanden sei ihm erfreut, daß er ehrlich und sachlich übersetzt und auf allen Zuckerguß aus der eigenen Küche verzichtet hat. Der Verzicht beruht vielleicht in der kühlen Wissenschaftlichkeit seines Kopfes, und ist dann einfach eine Funktion. Sie hat unter Umständen zur Folge, daß eine Geschichte auch einmal nicht so gut wiedererzählt ist, wie sie wohl im Original unter ihrem eigenen Himmel umgeht. Die Novelle, in der Spinne die Häuptlingstochter gewinnt, erhielte einen kostbaren Zuwachs an Humor, wenn sie weniger neutral vorgetragen wäre. Man ersetze das anatomische Glied durch einen seiner wohlbekannten zärtlich-ironischen Täuflingsnamen, und sehe vergnügt zu, wie das Geschichtchen anfängt zu schmunzeln. In der folgenden Wassergeschichte wäre mit dem Gegenteil ähnlich zu verfahren. Ich bin überzeugt, daß die Togoleute mit dem Ding in diesem Ton vorfahren.

Der österreichische Mensch/ von Willi Handl

In früheren Jahren war mirs selbstverständlich, daß es den österreichischen Menschen gibt, mit seiner eigenen nationalen Stimmung und Grundfarbe. Jetzt aber, da ich irgendwo tief im Österreichischen — wißt Ihr, was Prag ist? — in der Verbannung bin und mich, nach anderthalb Jahren, noch weit weniger zu Hause weiß, als in Wien nach einer Stunde, in Berlin nach einem halben Tag oder in Paris nach einem Tag und einer Nacht; jetzt, in dieser wüsten Existenz zwischen zwei fremden Völkern, die einander so sehr brauchen und so sehr hassen, daß sie beide darüber hysterisch geworden sind; jetzt, da ich ahnungslos in die grausam schwälende, lächerlich überhitzte, nimmersatte und derzeit nicht regulierbare Feuerstelle der österreichischen Staatsmaschinerie verstoßen bin und mit allen Nerven an das nervöse Zentrum unsres politischen Lebens geflochten; — jetzt, da es um mich her ganz und gar österreichisch zugeht, ist der österreichische Mensch auf einmal aus dem Vorrat meiner Eindrücke ausgewischt. Das Bild muß wohl, so dünkt mich, aus liebenswerten, feinen, ziervollen, wenn auch unkräftigen Zügen komponiert gewesen sein; aber ich besitze es nicht

mehr, es tut mir leid. Zwischen den Barbaren und Parvenus, den Schachspielern, Bauchrednern, Tempeldienern dieser Öffentlichkeit ist es mir irgendwo ins Unbewußte abgerutscht und fort.

Es tut mir leid. Denn so wohlgeprägte gangbare Werte sind, im Psychologischen und im Ästhetischen, immer flink anzuwenden, wo man sonst etwa in Verlegenheit wäre. Nun habe ich vier Bücher hinter mir, von österreichischen Menschen, über österreichische Dinge; und ich kann die innere Gemeinsamkeit nicht finden. Leicht hätte ich sie, wäre mir jenes Bild nicht verloren. Mit wie viel Freude am Handwerk wäre da aus den Wandlungen und Entwicklungen das stetig Gemeinsame sauber auszuschälen! So aber sehe ich nur: einen, der besonnen und in gesitteter Stille (nur manchmal den Nachgeschmack innig verschmatzend) seine junge Vergangenheit aufzehrt, um zu einer Gegenwart zu kommen; einen, der jubelnd, strotzend, strahlend auf den Gipfeln eroberter Gegenwart hintanzt, ein ungemein Lebendiger voll Lachen und Lust; einen, der seinen Kreis abgesteckt hat und ihn sicheren Schrittes, ein untrüglicher Könner, wieder und wieder durchmißt; und einen endlich, der mit großer Geberde das allzu Gegenwärtige von sich abtut, das Auge kommenden lichteren Reichen zugewendet, ein Bildner und ein Seher zugleich.

Und alle vier sind österreichische Menschen.

Der junge Ankömmling heißt Gustav Biberich, sein Buch: „Auf der Spirale" (Verlag S. Fischer, Berlin). Diese Spirale ist unschwer als eine zartere Stilisierung der berühmten Wedekindschen Rutschbahn zu erkennen. Gemeint ist natürlich das Leben im allgemeinen und insbesondere seine eigensinnige Wiederkehr zu gewissen Haltepunkten von fataler Gleichartigkeit. Auf der Rutschbahn geht es in wildem Hinauf-Hinunter, die Spirale schwingt sich in sanfteren Kreisen zurück und immer wieder vorwärts. So oder so ist das Leben, wenn es nicht etwa ganz anders ist. Es hat nichts auf sich, welcherlei Offenbarungen die jungen Wiener Dichter ausscheiden, sobald ihnen einmal der Gedanke an das Leben, wie es ist und wie es ihnen vorkommt, das Eingeweide reizt. Wir machen das nun schon seit zwanzig Jahren mit, es wird nicht besser und es wird nicht schlimmer; es überrascht niemanden mehr und ärgert höchstens noch die Überempfindlichen. Darauf kommt es also nicht an. Wichtig ist, was sich auf der Bahn dieser spiraligen Windung findet. Vor allem: der Weg wird in vollster Beschaulichkeit zurückgelegt; es ist vorher erwogen, daß er an kein entscheidendes Ziel führen darf. Eine kultivierte Zurückhaltung setzt sich von Anfang an mit den Ereignissen und Menschenbildern auseinander, so daß keines von ihnen zu umstürzender Bedeutung aufwachsen kann. Das schafft eine kühle, gleichmäßig durchlichtete Atmosphäre, Farben ohne Glut und feine, klare Linien, die immer ganz genau wissen, wieviel sie zu bedeuten haben. Ein Buch mit der durchgehenden Absicht, lieber zu klug, als zu jung zu erscheinen; wodurch aber seine Jugendlich-

keit nur auf eine besondere und nicht weniger deutliche Art dargetan wird. Diese geflissentlich herabgesetzte seelische Temperatur verursacht, daß die Erlebnisse nicht zur Einheit eines Schicksals zusammenschmelzen, sondern episodisch gesondert bleiben, mit Zwischenräumen, in denen die nachdenklichen Blasen aufsteigen. Da nun aber der Mann dieses Buches zu jung ist (und sein Autor zu künstlerisch) um anders als erotisch zu erleben, so löst sich die Erzählung in eine Reihe von netten, ungefährlichen, feinschmeckerisch vertieften Begegnungen mit Frauen auf. Sieht man das Buch unter diesem Winkel, — als eine willkürlich geordnete Folge novellistischer Ansätze —, so mag man mit Vergnügen konstatieren, wie dieser reinliche Kopf sich allem hergebrachten Pathos und aller ordinären Sentimentalität im Gebrauch des Femininums fernzuhalten weiß. Er belästigt uns weder mit dem dämonischen Weib, noch mit der Königin des Lebens, nicht mit der schlechthin Animalischen und nicht mit der schlechthin Geistigen. Für ihn gibt's derzeit nur Individuen; sichtbar, greifbar, genießbar. Das bedeutet: er hat gesunde Sinne, die korrekt reagieren, und einen klaren Kopf, der sich dabei was denkt. Und für mich ist es Dogma, daß ohne solches Werkzeug keine rechte künstlerische Arbeit geschaffen werden kann. Das Werkzeug wäre da. Nun braucht es nur noch Mut, aus dem Spiralengedreh dieses „ungeschriebenen Zyklus" auszuspringen und selbst der Mittelpunkt zu sein, um den sich, in wissentlich geschlossenem Kreis, die Welt der persönlichen Anschauung abrundet. Der Mut wird sich hoffentlich finden. Und das zögernde Umschleichen bestimmter Zentren, die lässige Art, um das Leben herumzukommen, diese gekrümmte Philosophie der Spirale mag vorerst noch auf das Konto des jungen österreichischen Menschen gesetzt sein, dem das Leben alles andere früher geben kann, als den Trotz, es irgendwo anzupacken und irgendwie unterzukriegen.

Ist solcher Trotz einmal da und hat er erst die Lust seiner Siege gekostet, dann kann er in einen prächtig hellen Jubel ausbrechen, dessen Musik allein schon eine neue Schönheit in die Welt zu zaubern scheint. Solch ein gesättigter und begnadeter Jubel tönt in den „Bittersüßen Liebesgeschichten" von Rudolf Hans Bartsch (bei Staackmann, Leipzig). Unbändige Freude, mit auf der Welt zu sein, ist die künstlerische Seele dieser Geschichten; und ihr geistiges Motiv ein gläubig-heiteres Staunen über das Weben und Wechseln der irdischen Dinge. Die Erlösermiene mit den philosophischen Falten, die schwer und wolkig über seinen großen Romanen düstert, ist hier in befreitem Gelächter auseinandergegangen. Endlich hat sich dieses hellblütige Temperament entschlossen, lieber sich selbst in seiner Kunst, als die anderen durch den Gedanken zu erlösen. Aus dem Mißbehagen dilettantischer Grübelei entlassen, jauchzt es laut auf, tanzt dahin, wiegt sich, flattert und schwebt; schmeckt den Atem unendlicher Weiten und spürt die Sonnenwärme rings um sich. Seine Erkenntnis geht

ihm einzig durch die Sinne ein, und seine Weisheit gibt es einzig in seinem Rhythmus aus. Kundige, wohlgebildete Sinnlichkeit und das starke Gefühl für den besonderen Rhythmus jedes Erlebnisses machen den unvergleichlichen Reiz dieser Erzählerkünste aus. Die Geschichten sind voll von den Düften und Säften der spendenden Natur; es riecht darin nach gutem Wein, nach mildem Obst und nach besonnten Wiesen; in der Luft ist ein schwebender Gesang von Wohlbehagen und Dankbarkeit, und alles ist schön auf der Welt. In diesem entzückten Taumel sich nicht zu verlieren, ist nur den rhythmisch Begnadeten gegeben, die eine unbedingte Sicherheit des Maßes in sich haben. Und Bartsch erfühlt mit bewundernswerter Präzision die Tragfähigkeit seiner Geschöpfe, die Weite jedes Ereignisses, die Tiefe jeder Stimmung. So kommt zu allem Köstlichen dieser Novellen noch die Köstlichkeit der eingeborenen natürlichen Maße, was sie nun vollends, als gute Geschenke der Sommerwärme, zu rundlich reifen Früchten gedeihen läßt. Jede dieser Geschichten hat ihr eigenes ganzes Wachstum, schließt den Kern und den Saft eines Lebens ein, ob nun ihr äußerer Gang ein volles Dasein oder ein Mannwerden oder nur einen einzigen goldenen Tag umschreibt. Und jede hält ihren Takt so andachtsvoll und so sicher, daß sie sich wie von selbst zu enden und zu vollenden scheint. Und diese Andacht zum Takt, die innere Musik, die so zutraulich und so splendid macht, ist sie nicht vor allem dem österreichischen Menschen gegeben?

Es erweist sich aber auch, daß Vollendung der Form erarbeitet werden kann. Seit Jahren schon hat Felix Salten die psychologisch vertiefte Novelle als den besten und eigensten Teil seiner künstlerischen Arbeit ersehen. Er geht vom ungewöhnlichen Einfall aus, beglaubigt ihn durch die besondere Gestaltung seiner Menschen und gibt ihm den tieferen Sinn, der das Ereignis zum Schicksal werden läßt. Dieser Weg vom Phantastischen durch das Logische zur Psychologie ist wohl in allen seinen Erzählungen aufzuspüren. Er hat darin eine solche Sicherheit des Schrittes, eine so überlegene Ruhe und Regelmäßigkeit der Haltung gewonnen, daß seine Novellen an Rundung der Form und an wohlverteilter Fülle des Stoffes heute schon die letzte Höhe dieser Gattung erreicht haben. Dies bestätigt sich wieder in seiner „Olga Frohgemuth" (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane). Eine Geschichte vom Leben, vom Tode und, man könnte fast sagen, von der Auferstehung einer schönen jungen Schauspielerin; von ihrem Vater, der die Lebende aus seinem Haus und aus seinem Herzen geworfen hat, der Toten aber, die ihm nun als ein Sinnbild aller ersehnten Lebensschönheit erscheint, hohe Altäre der Erinnerung aufrichtet; von der Liebe bürgerlicher und prinzlicher Knaben; und von Wien außerdem, von seiner Luft, seiner Sonne, seinem Prater, seinen Leuten. Das alles in einer ungewöhnlich starken Plastik, in einer Sprache, die sich Bildlichkeit und Bildhaftigkeit zum obersten Gebot ihrer Wirkung gesetzt hat, in einem Stil voll erfahrenen Könnens.

Auch dies: diese gepflegte Arbeit, die kundiger Fleiß erzogen und ein überlieferter Geschmack zur eigenen Schönheit ausgebildet hat, auch diese erworbene Sicherheit des Gelingens ist eine Tradition österreichischer Menschen.

Dann kann es, bei den großen Meistern, freilich wieder vorkommen, daß sie die Form, die ihnen ausgenutzt und allzu bekannt erscheint, mit einem Mal verlassen und sich, der inneren Gesichte übervoll, ins Grenzenlose hinauswagen. Nachdem Hermann Bahr in seiner „Drut" den besten österreichischen Roman dieser Zeit geschaffen hatte, schrieb er jetzt das Buch „O Mensch!" (Verlag S. Fischer, Berlin), dem der Titel eines Romanes kaum mehr mit Recht zugehört. Er verschmäht es durchaus, eine Handlung nach vorgezeichnetem Riß zu bauen und Schicksale vielfältig zu verflechten. Ja, es hat manches Mal den Anschein, als sei ein ursprünglicher Plan dieser Art später verlassen und aufgegeben worden. Diese Schöpfung wollte keiner streng epischen Form eingefügt, nicht der gesetzmäßigen Spannung, Verwicklung und Lösung unterworfen werden. Sie trägt ihr eigenes Gesetz in sich. Der Grund, auf dem sie ruht, ist ein unendlich weites und starkes Gefühl für alles Menschliche. Dies allein, wie die Menschen für sich sind und wie sie zueinander wollen, erscheint ihm des Anschauens wert. Darum kann hier auch keinerlei gewaltsames Schicksal bestimmende Macht gewinnen, denn der Mensch ist immer noch wertvoller, an Bedeutung reicher und im dichterischen Sinne also stärker, als alles, was mit ihm geschieht. Diese Deutung muß es haben, daß gerade der Schwächlichste, Zarteste, Wehrloseste von allen in dem Buche immer am hellsten dasteht und über alle recht hat. Dieser halbverrückte Nußmensch und Prophet hat endlich wieder, was sonst kaum bei einer Figur in den modernen Dichtungen zu finden ist: eine lebendige Religion. Sie ist eigentlich uralt: Freude an allem, was ist und was wird, Güte für alles, was atmet, sind ihre Grundgesetze. Hier wird sie verkündet. Und an den anderen Personen ist dargestellt, wie unser Tun und Wollen, unser Wähnen und Siegen nur den eigentlichen Menschen in uns zugedeckt hat, in Formeln und Fetzen und allerlei unsinnigen Sinn eingewickelt. Nämlich, solange einer nichts anderes will, als sich selbst und seinen Nutzen. Erst in der Stunde, da ihn etwas zwingt, aus sich zu gehen und nur den anderen zu wollen, wird er die Starre los und gibt sein Allermenschlichstes. Wunderschön ist das in dem Auftritt zwischen dem Kammersänger und seiner Schwester, die beide ihr ganzes Leben lang nicht sagen können, wie sehr sie einander verstehen und brauchen und gern haben. Aber einmal, da dem Sänger die Furcht, sie zu verlieren, ganz nahe am Herzen steht, redet er wiederum eine Weile lang so komisches wildes Zeug daher und dann plötzlich nichts mehr. Dann schweigen beide und wissen nun, daß sie es endlich doch gesagt haben, ganz ohne Wort. Und aus dem Herrn Kammersänger, der sonst in dem Buch doch eigentlich eine Figur zum Lachen war, ein dröhnender deutscher Komödiant, leuchtet auf einmal

der eigentliche Mensch mit seiner starken Sehnsucht zum anderen hell heraus. Und irgendwann geschieht allen in dieser Dichtung ebenso. Nur der kleine Nußmensch braucht das nicht, weil er ohne Hüllen und ohne Widerstände ist, nackt vor dem Wetter und vor den Menschen. Er braucht keine Stunde der Offenbarung, denn zu jeder Stunde trägt er seine Offenbarung in sich. Er ist ein Narr; doch seine Narrheit macht, daß ihm die schönste und reinste Seele gegeben ist. Er hat kein Eigentum, keinen Beruf und kein Ziel, nur so gelingt ihm, der Freieste von allen zu sein. Den Tod fürchtet er nicht, glaubt kaum an ihn: ist denn die Notwendigkeit des Sterbens bewiesen? Aber gerade diesen einzigen trifft der Tod, tückisch und verständnislos. In heller Seligkeit stirbt der prophetische Narr, die anderen bleiben leer zurück mit ihrer Sehnsucht nach dem Menschen.

Ein Buch der Sehnsucht ist das. Eine Verkündigung, die nicht predigt oder droht, sondern lieber lächelt und tröstet. Die nicht mit rauher Mahnung unser heutiges Geschlecht auf irgendeinen Weg ins Künftige zu treiben sucht, sondern lieber mit leisem Finger anklopft und sagt: du hast den Menschen, der kommen soll, schon in dir; wenn deine Sehnsucht erst stark genug ist, dann wirst du ihn auch erkennen, und wenn du ihn einmal erkannt hast, kann er dir nicht mehr verloren gehen. Daß ihn alle erkennen und alle besitzen, jeder für jeden, das ist die beste, die einzige Verheißung, die uns gegeben sein kann!

Dieser Mensch der Sehnsucht, der bloß Beglückung und Versöhnung um sich her will, — ein Sicherkennen im anderen und eine weltweite Liebe, die nur aus tiefer Lust am gegenseitigen Verständnis geboren sein kann — ist das am Ende der richtige österreichische Mensch? Herrgott, wenn er es doch wäre!

Junius/ Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Der sterbende Reichstag hat uns nicht verwöhnt; weder gesetzgeberisch, noch rednerisch. Er wird trotzdem, von morgen aus gesehen, eine Epoche in unserer Entwicklung bedeuten.

Als er, mit der doppelten Frontstellung gegen die Katholiken und die Sozialisten, von Cagliostro-Bülow ins Leben gerufen wurde, glaubten nicht gar viele, es könne gelingen, aus dem Elend des Kampfes aller gegen alle so mit einem Sprunge herauszukommen. Aber der Versuch war nötig und konnte fruchtbar werden. Nur fehlte der gepanzerte Wille eines unbedingten Wollers, nur mangelte der Mut, das Schicksal der kühnen aber notwendigen Idee in die Hände des Demos zu legen, und die Bereitwilligkeit, alle Furien der Demagogie zu entfesseln, um das kleine Gezücht der widerlichen Fraktionsdemagogen und Interessenklüngel aus dem Felde zu peitschen. Denn die Axendrehung der

deutschen Politik nach links muß geschehen und kein leitender Staatsmann hat heute andere als Hebammendienste zu leisten. Es ist der Ton, es ist die Luft, es ist die Gesinnung, es ist das Lebenstempo, es ist die Bildungsstufe der Abermillionen tausendfach organisierter Arbeitsbienen, die die Sprache, die Methoden, die Organisation, das Menschenmaterial und die Anmaßung der Autoritätsverwalter in allen Stärkegraden als rückständig empfinden. Und dieses Gefühl, oft im Ausdruck verzerrt und durch kindliche oder freche Unreife ins Maßlose gesteigert, ist die machtvollste Tatsache unserer deutschen Gegenwart.

Aber der sterbende Reichstag brach viertelwegs, bei der ersten Belastung seines guten Willens, zusammen. Was an Lebenszeit ihm übrig blieb, hat er, unter einem andern Steuermann, benutzt, um seine Anfänge zynisch zu verleugnen; und wir mußten, nach den berühmten Novemberdebatten über das persönliche Regiment, das verlogene Gerede über das Gottesgnadentum erdulden. Es hat unendlich mehr als das rücksichtsloseste Bekenntnis zur Republik das monarchische Gefühl geschädigt. Gewiß hat der Kaiser, in der Wallung eines von Mystik erfüllten Augenblicks, in seinen Königsberger Reden auch sagen wollen, er fühle das Auge des großen Vorgesetzten immer auf sich ruhen. Gewiß mag er nach der dialektischen Deutung der „aufoktroyierten" — im Gegensatz zu einer „paktierten" — Verfassung der alleinige Inhaber der Staatsgewalt und „aus eigenem Rechte" König sein. Allein das Volk, dessen Mehrheit noch durchaus monarchisch empfindet, aber seinen Herrscher als Mensch unter Menschen sehen will: erhaben doch nicht in die Wolken entrückt, — es fühlte die absolutistische Spitze und sah sich zum Bekenntnis gedrängt, daß dieses Gottesgnadentum ein Fremdkörper unter seinen Vorstellungen sei. Die Fluten rollen und bespülen selbst die sturmfesten Pfeiler der preußischen Monarchie. Herr von Bethmann hätte, als er im Parlament gezwungen wurde das Gottesgnadentum zu verantworten, von dem unheilbar wunden Punkte dieser Auffassung ablenken müssen: gerade als überzeugter Monarchist und Hohenzollerndiener. Und die feste, unverrückbare Autorität der Krone, die wir als ragenden Fels im Meer noch lange brauchen werden, wäre durch ein paar Zitate aus Bismarck oder der liberalen Periode Treitschkes in leuchtendere Farben getaucht worden als durch die staatsrechtlichen Tifteleien auch liberaler Redner, an die sich sofort der Verdacht des Byzantinertums heftete. „Ich bin schon 1847 (sagt Bismarck) dafür gewesen, daß die Möglichkeit öffentlicher Kritik der Regierung im Parlamente und in der Presse erstrebt werde, um den Monarchen vor der Gefahr zu behüten, daß Weiber, Höflinge, Streber und Phantasten ihm Scheuklappen anlegten, die ihn hinderten, seine monarchischen Aufgaben zu übersehen und Mißgriffe zu vermeiden oder zu korrigieren. Diese meine Auffassung hat sich um so schärfer ausgeprägt, je nachdem ich mit den Hofkreisen mehr vertraut wurde und gegen ihre Strömungen und gegen die Opposition des Ressort-

patriotismus das Staatsinteresse zu vertreten hatte. Letzteres allein hat mich geleitet, und es ist eine Verleumdung, wenn selbst wohlwollende Publizisten mich beschuldigen, daß ich je für ein Adelsregiment eingetreten sei. Die Geburt hat mir niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten." Nach Treitschke ist die monarchische Gesinnung die männliche Empfindung eines freien Volkes. Darin sei nichts von mystischem Aberglauben, die blinde Ergebenheit gedeihe nicht mehr in unsrem handfesten Jahrhundert, das schon einige hundert deutscher Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen habe und in dieser löblichen Arbeit ohne Zweifel fortfahren werde. Und männlich frei und politisch klug bliebe die Erklärung, wenn hinzugefügt würde: das Königtum der Hohenzollern ist zugleich die beinahe einzige Macht der politischen Tradition in dem ewigen Wechsel des Geschehens, es umschließt die ruhmvollsten politischen Erinnerungen, die Deutschland seit dem Westfälischen Frieden besitzt.

Es liegt im Interesse der Monarchie, der „männlichen Empfindung eines freien Volkes" heute nicht mehr zuzumuten, als historischer Sinn und das praktische Bedürfnis fordern; das Königtum aus eigenem Recht, das aus dem Netz der politischen Relativitäten und dem System elementarer politischer Kräfte schlüpfen will, wird nicht einmal von der Masse zuverlässiger Monarchisten verstanden oder gar bejaht; und das Unternehmen, die gefährlichen Begriffe der monarchischen und der Volkssouveränität in ihren Rechten abzugrenzen, führt unbedingt auf die abschüssige Bahn, die unvergleichlich weniger von Witzeleien à la Börne und Heine oder dem platonischen Republikanismus der Sozialisten als von dem aufdringlichen royalistischen Egoismus der Konservativen zu fürchten hat. Das ist es, was von bürgerlicher Seite im Reichstag zu sagen war und in unzulänglichen Worten verstottert wurde. Die „starke" Monarchie, die Herr Bassermann will, hat nur negativ einen Sinn: man mag die parlamentarische Geschäftspolitik nicht, man mag auch auf die (in Einzelfällen glücklich wirkende) Initiative des Monarchen bei der Ministerwahl nicht verzichten, man glaubt in Deutschland noch nicht, daß die Köpfe, welche die siegreiche Parlamentsmehrheit dem König (oder Präsidenten) als die zur Führung des politischen Geschäfts tauglichsten auf dem Präsentierteller überreicht, wirklich zum Regieren vorherbestimmt sind. Schön. Ich akzeptiere diesen Glauben vorläufig heute, weil ähnliche Stimmungen auch in parlamentarischen Ländern wie England und Frankreich stark akut sind und das Problem, ob das Parlament in seinem gegenwärtigen Zuschnitt nicht etwa ein technisch rückständiger Apparat sei, uns später sehr ausführlich beschäftigen wird. Aber der nationalliberale Sprecher mußte sofort hinzufügen: stark ist heute nur ein Königtum, das von dem Verdachte der Parteilichkeit sich frei hält, das seine natürliche geheime Kastenvorliebe sozial bekunden mag, aber in allem Öffentlichen die Erdnähe des Volkes sucht; das aristokratisch fühlt, aber demokratisch handelt. (Thron und Altar! Sollte es

nicht heißen: Thron und Volk? Das war das Ziel, welches der Kaiser vor zwanzig Jahren vergebens Bismarck abzutrotzen suchte. Heute besteht das Volk aus Rebellen und werden die Benediktiner in Beuron vom protestantischen Kaiser zum Schutz gegen sie aufgerufen. Wilhelm II. kennt die Geschichte der mönchischen Meuchelmörder von Fürsten offenbar nicht, er hat die prophetischen Worte des ersten deutschen Demokraten Luther an die Fürsten und Herren vergessen, die sein viel bewunderter H. St. Chamberlain anführt: „Wenn ihr aber Ohren hättet, die da höreten, ich wollte euch etwas Seltsames sagen. Wie, wenn des Luthers Leben so viel vor Gott gülte, daß, wo er nicht lebete, euer keiner seines Lebens oder Herrschaft sicher wäre, und daß sein Tod euer aller Unglück wäre." Und der Apostel christlich-deutscher Weltanschauung kommentiert weiter: „Wenn heute ein irregeleiteter Proletarier einen Anschlag auf das Leben eines Monarchen unternimmt, schreit die ganze gesittete Welt voll Empörung laut auf, und regelmäßig wird verkündet, das seien die Folgen des Abfalls von der Kirche; doch früher lautete das Lied ganz anders, da waren die Mönche die Königsmörder, und Gott hat ihnen die Hand geführt.") Wir stehen auf dem Punkt, wo kein anderes Mittel die innere Entfremdung und äußere Entfernung der Masse von der Monarchie aufhalten kann. Denn die Flut rollt und steigt, von den „Klassen" bröckelt es ab, in die Masse hinein und hinunter, und die Methode, mehr als die Hälfte des Volkes als Rebellen zu betrachten und dessen „Behandlung" danach einzurichten, ist die Methode von Desperados oder Unpolitikern, die aus Schwäche va banque spielen.

Die Hälfte der Nation, mit dreieinhalb Millionen Wählern, sind also Rebellen: mit diesem Wort gibt Herr von Bethmann Hollweg den Schlüssel zur heutigen Lage Deutschlands. Es soll alle bürgerlichen Elemente von neuem (und zum wievielten Male?) sammeln helfen; alle vom Oldenburger bis zu Erzberger und Wiemer. Es soll den bittern Nachgeschmack der Finanzreform, die hohen Lebensmittelzölle, die Teuerung, die Schwierigkeiten der Industrieleiter, die nicht mehr wissen, wohin sie die verteuerte Lebenshaltung der Lohnempfänger abwälzen können und denen das Messer des erschwerten Exports an der Kehle sitzt, die Unersättlichkeit der Großagrarier, die heute noch — heute — zum Schrecken der Industrieverbände und Hansabündler nach dem Ausbau der Schutztarife schreien, die Schraube der Militärlasten — es soll alles im Lethe ertränken und nur eine einzige Frontstellung schaffen helfen: gegen die rote Gefahr. Was ist inzwischen geschehen? Der Bülow-Block hatte bündigst bewiesen — und in diesem Beweis liegt seine historische Rechtfertigung —, daß durch die bürgerliche Erwerbsgesellschaft ein unheilbarer Riß geht, daß die intellektuellen und wirtschaftlichen und verfassungsrechtlichen Spannungen auf

unausgleichbaren Ansprüchen an die Richtung der Staatsleitung beruhen. Und sein Auseinanderbersten hat die Achsendrehung eines großen Teiles der bürgerlichen Gesellschaft nach links erzwungen. Nicht ihr wirtschaftlicher Gegensatz zur Arbeiterpartei ist verschwunden — er kann es gar nicht, solange es Lohnempfänger und Kapitalisten gibt; wohl aber haben sie sich genähert, um Gesetzgebung und Verwaltung zu liberalisieren, weil auch die politische Entwicklung, wie alle Entwicklung, in der Linie des kleinsten Widerstands verläuft. Wer weiß, was geschieht, wenn sie eine Wegstrecke Schulter an Schulter kämpfen; vieles, was heute zu den Sozialisten steht, wird vermutlich zum Nationalismus und Imperialismus ein anderes Verhältnis gewinnen: das französische und englische Beispiel ist nicht entmutigend. Und der liberale Städter, der oft zähneknirschend des Arbeiters Willen zum Aufstieg und wirtschaftlichen Mitbestimmen erduldet, muß sich täglich mehr auf ihn einrichten; die Not der Praxis wirkt ausgleichend und versöhnlichend. Unter Ausnahmegesetzen ist der Rebell groß geworden, er hat sich vom Meuchelmörder, gegen den im Mai 1878 das erste Umsturzgesetz erlassen wurde, zum tributwilligen Gewerkschafter und bildungshungrigen Genossenschafter entwickelt, er hat sich in seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen verbürgerlicht und verhäuslicht und stellt zur Herde der gezähmten Haustiere ein so ungeheures Kontingent, daß man anfangen könnte von einer proletarischen Kultur als einem positiven Inhalt zu sprechen. Diese Entwicklung hat ihm zum Teil die Rüdigkeit des Kettenhundes genommen; er bellt (leider oft ekelhaft genug, fast so ekelhaft wie der Landwirtbündler in Flugblättern und Versammlungen), aber beißt nur noch mit stumpfen Zähnen. Er kämpft gesetzlich und wird gesetzlich lästig; aber gegen die Streiker und Moabiter reicht vorläufig das gemeine Recht aus. Was also ist geschehen, daß der Kanzler den Kreuzzug gegen die Rebellen predigt? Ists nur die Verlegenheit um eine zugkräftige Wahlparole? oder gar die Furcht vor einem Block der Linken, den die Nachwahlen im Anzuge zeigen? Die Sozialisten bekannten sich in der Gottesgnadendebatte offen und ehrlich zum Republikanismus, ein theoretisches Bekenntnis, das noch lange zahnlos bleiben wird, wenn unsre leitenden Staatsmänner geschickt steuern. Oder das bißchen Moabit? Streikunruhen kommen in allen Ländern, in Monarchien und Republiken, sogar in russischen Despotien täglich vor; das sind unvermeidliche Folgen unsrer Arbeitsverfassung. In Wales haben die ausständigen Bergwerker jüngst wie die Kannibalen gehaust: dem zu wehren ist Polizei oder Militär da; weder die Clemenceau noch Briand schrecken in der Not vor ihrer Anwendung zurück. Der Kanzler sprach von der moralischen Mitschuld in Moabit: ein Gefühl oder eine Voreingenommenheit, aber kein Beweisstück; und auf den merkwürdigen Prozeß einzugehen, ehe das Urteil gefällt ist, war sicherlich eine Unvorsichtigkeit. So waren es nichts als blinde Schüsse, die auf die Sozialdemokratie niederprasselten. Dem Dr. David, der sie abzuwehren

hatte, war eine dankbare Aufgabe zugefallen. Er sprach fast drei Stunden lang, geistreich, ohne laute Trümpfe, gar nicht provokatorisch, nicht leisetreterisch, aber mit allen Züchten eines reifen und geschmackvollen Kopfes. Vieles in dieser Rede (eines Nichtrhetors), der man gespannt lauschte, hat gewiß so manchen politischen Gegner im Hause überwunden, in manchen Punkten seine Zustimmung ihm abgelockt. Daß diese Art friedlich zu revolutionieren — eine Antithese, nach der der Hauptteil des Gesellschaftsprozesses verläuft — bekehrend wirken muß, steht außer Zweifel. Es war ausgezeichnet, wie er in Lassalles Fahrwasser des sozialen und demokratischen Königtums lenkte und damit den Geist wachrief, in dem die deutsche Arbeiterpartei, vor und im Gegensatz zur marxistischen Internationale, begründet wurde. Wir dürften hoffen, wenn in der deutschen Sozialdemokratie hinfort Männer dieser Art zu entscheidendem Einfluß gelangten. Sie sind es, die den Demos mit tausend Stricken gefesselt halten. Man müßte sie rufen, wenn sie nicht da wären.

Es ist auffallend, wie stümperhaft in unseren Parlamenten gesprochen wird. Es gibt ein paar leidlich gute Sprecher von mittlerem Temperament, es gibt ein paar feine, nachdenkliche Köpfe mit politischem Taktgefühl und von kultureller Zucht, aber die erdrückende Masse ist an die Parteiphrase geschmiedet und ohne rhetorische Schulung oder Begabung. Wer liest Parlamentsdebatten mit einigem Vergnügen? Die Rechte, um den adligen Großgrundbesitz kristallisiert, hat nie durch Redner geglänzt, es brauchte keine Redner, um zu wirken; ja, es wirkt um so mehr, je weniger es redet. Die Klassen, die sie vertritt, sind nicht redender sondern handelnder Natur; Bauern, christliche und unkritisch monarchische Mittelständler, die mit dem bösen Blick des Neides die von der Intelligenz emporgetriebene Industriewelt und Großstadtkultur betrachten, zimperliche altjüngferliche Staatspfründner, vor allen aber die stahlharten Großagrarier (mit freilich oft verweibertem, übel vergroßstädtertem Nachwuchs und Mißwuchs). Selbst der Unsinn so eines Januschauers, der mit Stentorstimme und ungelenken aber vom Schollenwurz geschwellten Gliedern die moderne Welt in die Schranken fordert, steht fest in seinem verkalktem Machtgefühl und wirkt eher lächerlich als unsympathisch. Und ein paar Sprecher sind immer da, die, wie Herr von Heydebrandt und der Lasa, kurz und bündig sagen, was sie wollen und die anderen sollen. Für die Sozialisten ist der gute Sprecher schon unentbehrlicher. Ihre Sache muß noch plausibel gemacht und bewiesen werden, sie ist noch regierungsseitig verfehmt und muß sich verteidigen, rechtfertigen. Aber gleichzeitig ist ihre Sache auch leicht: sie vertritt das getretene Recht und die beleidigte Menschlichkeit, sie deckt die Unbill auf, sie reinigt die Unschuld, sie fühlt sich als Anwalt aller Bedrückten und Belasteten und hat einen Stoff, dem von vornherein alle Töne

des Hasses, des Trotzes, des Widerspruchs, alle Tränen des unverdienten Leidens und der verletzten Menschheit beigemischt sind. Sie können heute auch ohne Lassalles und Bebels auskommen, da hinter keiner Partei ein so homogenes Interesse, eine so straff gegliederte Solidarität steht; die David, Kolbe, Franke, Heine genügen vollauf; und aus der Masse steigen rührige Köpfe empor, die unverbildet und mit intellektuell unverbrauchter Frische die Volksmeinung aussprechen (ich denke an Scheidemann). Aber schlimm stehts um die Liberalen, die Bildung, Besitz, den Fortschritt und die Kontinuität der Kulturentwicklung vertreten: ihnen fehlt der Nachwuchs. Sie müssen Redner haben, die mehr sind als ‚Trompeten' (wie der geläufige Sprecher einer freisinnigen Gruppe heißt); feine Köpfe, mehr als das: feine Erscheinungen, die als Persönlichkeiten sich einprägen und von den Intellektuellen im Lande als representative men empfunden werden; Männer, die mit der stärksten Suggestionswaffe, dem Wort, zu wirken wissen. Daran mangelts in unseren Parlamenten und darin liegt für die Liberalen und bürgerlichen Demokraten eine schwere Gefahr. Die Parteileitungen sollten beizeiten versuchen, auch andere als verdiente Bezirksvereinsmeier und rührige lokale Agitatoren an den sichtbarsten politischen Ort des Landes zu stellen. Bassermann als Blüte liberaler Beredsamkeit: unmöglich. Neben ihm wirkten Bethmann Hollwegs Etatreden als rhetorische Meisterstücke.

Die heroischen Zeiten scheinen, kaum erblüht, für die deutschen Kolonien auch schon vorüber. Eine traurige Genugtuung für Bernhard Dernburg; ein trauriger Erfolg des giftgeschwollenen konservativen Hasses gegen das Großkapital gerade auf dem einzigen Gebiet, wo es als technisch vollkommenste Wirtschaftsform noch gelten darf. Endlich war es gelungen, es mit tausend Listen in die deutschen Schutzgebiete zu locken, es an Pflanzungen und Verkehrseinrichtungen zu interessieren, endlich hatten sichtbare Gewinnchancen, wie bei den Diamanten in Südwest, beim Kautschuk in Ostafrika, eine Art Spekulationsfieber erzeugt, das von kapitalistischer Tätigkeit unzertrennlich ist: da wurde die Meute des Hasses mobil gemacht und die Bureaukratie warf mit üblicher Hellsichtigkeit ihre Fußangeln aus. Heute wird aus den deutschen Kolonien Kapitalflucht gemeldet. Man ist der Plackereien, der in den anderen Ausbeutungsgebieten nicht vorhandenen Lasten müde, man hat ohne die Gnade des gebenedeieten preußischen Assessorismus in Ostafrika, in der Türkei, in Südamerika, in Kanada unendlich mehr Gewinnchancen. Es ist eine geniale Idee, in unseren wenig üppigen, zum Teil sogar unwirtlichen Kolonien den ersten Versuch zu machen, dem Kapital den kapitalistischen Geist auszutreiben. Ein Versuch, den an dem Ort kein verständiger Sozialist zu machen wagte . .

Anmerkungen

Weltanschauung

Wenn ich von Weltanschauung sprechen höre, zittre ich.

Die Gespenster verflossener Jahre werden wach; wehe- und freudvolle Stunden der Einsamkeit, der Vergrübelung, der willkürlichen Abtötung, der Abstumpfung gegen alle Farbigkeit und Lüste des Daseins beleben sich und hervor tritt, schreckhaft bei hellem Tag, die Erinnerung an die bleiche Ohnmacht des heroischen Versuchs, das Chaos der Begriffe und Lebensstimmungen zu organisieren und den Generalnenner ihrer Widersprüche zu finden. Gegeben war der Drang nach Vereinheitlichung des billionenfach Komplexen. Gegeben war der Wille und die Anlage zu dialektischem Ausgleich. Gegeben war der Instinkthaß gegen das gleiche Recht der konkurrierenden Weltbilder, die sich die Seelen der Irrenden und Suchenden streitig machen. Und gegeben war das Heiligtum der Werke, in denen große Geister verschiedener Rassen und verschiedener Erkenntnisstufen um das eine große zeitlose Aperçu ihrer Lebens- und Welterfahrung den Ring ihrer vielen toten Bände schmiedeten. Was blieb? Die Erinnerung an immer wiederkehrende typische Lebensstimmungen und den Wechsel dieser Stimmungen in demselben großen Individuum, wenn es, wie Plato und zum Teil auch Nietzsche, an Lebenssaft und Lebensdauer reich genug war, um nach dem Ablauf dionysischer und apollinischer Zustände die kühle Vernünftigkeit des verglimmenden Alters zu durchkosten. An die zunehmende Schwäche des metaphysischen Bautriebs, den die unaufhaltsame Verwissenschaftlichung des Denkens und des praktisch gesellschaftlichen Daseins lähmt, um Schwung und Selbstvertrauen bringt. An die Möglichkeit metaphysischer Problemstellungen, an die Unmöglichkeit metaphysischer Problemlösungen. An die Relativität der Standpunkte und Orientierungen, sobald sie den festen Boden des wissenschaftlich Kontrollierbaren verlassen. An die Ewigkeit der mystisch-religiösen Seelenverfassung, die als chaotisches Grundgefühl, begriffslos, urlyrisch, in alle Trieb- und Willensregungen tief eingebohrt, im dunkelsten Ich verkapselt, alle bewußten Akte begleitet, aber alle bewußte Symbolik abwehrt. Die historische und kritische Besinnung bestätigt, daß die Helligkeit der Wirklichkeitsausschnitte, die der Wissenschaft und Technik zugänglich sind, wächst, daß ihre Verwebung in ein Einheitsbild, in eine allumspannende Weltanschauung ein willkürliches, locker gefügtes und bei kritischem Ansturm zerbröckelndes Mosaik ohne Eigenleben und Eigenwert bleibt. Wundts System ist, als System, ein leeres Gehäuse; und Herbert Spencers Verallgemeinerungen, an denen dicke Beutel von Tatsachen hängen, sind marklos und wie Klammern, die Nebelballen umfangen. Was wir heute Weltanschauung nennen, ist viel mehr (negativ) durch Naturwissenschaft und Historismus unendlich geschärftes und täglich sich steigerndes Mißtrauen in Systemsucht und Systemlüge, als (positiv) der Drang nach Unifizierung durch B e g r i f f e. Den haben zur Wortmengerei und zur Umschaufelung von Vorstellungen begabte Privatdozenten der Philosophie als die Sehnsucht unserer Tage entdeckt; aber kein andres Band schlingt sich heute vereinheitlichend durch das Labyrinth unsrer Vielwisserei als das des methodologisch gleichen Denkansatzes. Daneben steht fest, daß in neuerer Zeit die philosophisch entscheidenden Erkenntnisse oder Hypothesen von Forschern bei G e l e g e n h e i t von Einzeluntersuchungen gefunden wurden; und es ist für unsere bewußte Lebensstimmung sehr bezeichnend, daß wir bei

Darwin, Robert Mayer, Helmholtz, Mach, Kirchhof, Bolzmann, Planck, den großen Ökonomen, Soziologen und Historikern, den großen Visionären wie Ibsen, Tolstoj, Carlyle, Ruskin unendlich mehr philosophische Substanz, mehr Kulturkritik und das Mark lebendiger Weltanschauung zu finden meinen als bei den Kathederphilosophen. Nur wer diese ungeheuer vielfachen Elemente unsres Zeitbewußtseins in sich durchlebt und in der Siedehitze eines hinreißenden intellektuellen Temperamentes zusammengeschweißt, kann uns in seinem Weltbild einen Spiegel entgegenhalten. Dies war, für den geschichtlich moralischen Kreis, zuletzt bei Nietzsche der Fall. Nie aber wird selbst die Vorstufe zu einer Synthese des Zeitbewußtseins gegeben durch ein Nebeneinander von Aufsätzen und Abhandlungen, deren Verfasser in der akademischen Hierarchie vom Privatdozenten bis zum Professor ordinarius oder honorarius reichen.

Eine umfangreiche Sammlung solcher Aufsätze (19) ist nun im Verlage Reichl und Co., Berlin, erschienen; Max Frischeisen-Köhler, ein junger Berliner Dozent, ist der Veranstalter und gibt ihnen den Kollektivtitel: Weltanschauung. Männer, die ich verehre und hochhalte, haben beigesteuert, darunter Wilhelm Dilthey, Georg Simmel, Paul Natorp, Ernst Troeltsch. Man empfindet vieles darin als geistvoll, manches als notwendig, anderes als überflüssig; das Einzelne ist mehr als das Ganze. Die Auswahl ist merkwürdig einseitig und lückenhaft; viele von den Pfeilern, die unsere Weltanschauung tragen, werden vermißt. Aber wundervoll — eine Erfrischung nach dem unreifen und abschreckend hilflosen Gerede des Herausgebers — ist Diltheys Einleitung: Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen. Sie ist voll reifster Psychologie des metaphysischen Triebes und legt mit dem untrüglichen Instinkt des Diagnostikers die Struktur der Erkenntnis suchenden Seele bloß. Wen bereicherte nicht diese köstliche Arbeit des greisen Humanisten! Sie allein würde den Band daseinsberechtigt machen, auch deswegen, weil sie bündig beweist, aus wie vielfachen Elementen Weltanschauungen zusammenwachsen und einen wie geringen Anteil der Wille zum Buchmachen in ihnen hat.

S. Saenger

Die Frau von vierzig Jahren

Auch wenn Karin Michaëlis nicht ausdrücklich versicherte, daß ihre Fälle nach lebenden Modellen gezeichnet sind, würde man es nicht bezweifeln. Jede könnte wahrscheinlich diese Sammlung um einige interessante Beispiele vermehren. Und daß die Frauen Schwierigkeiten haben in jenem Alter, in dem eine übermächtige Gewalt ihnen gelassen und unerbittlich ein Stück ihres Seins entwindet, so daß auch Fremde etwas Unheimlich-Schmelzendes und Wankendes an ihnen fühlen, ist allgemein bekannt. Auch ist unbestreitbar, daß einige, wenn das Nichts lüstern nach ihnen greift, im Entsetzen vor dem kalten Hauch sich in eine reißende Süßigkeit flüchten, in Doppelliebe, in Untreue; in sehr merkwürdig begründete Untreue. Ebenso ist offenbar, daß die meisten Frauen geistige Veränderungen erleiden, nicht nur die Kraft verlieren, sich zart, uneigentlich, geistig auszudrücken und die Sprache der Phantasie zu sprechen, sondern auch bisweilen von einer Wut ergriffen werden, die Dinge zu entgeistigen und sie „beim Namen zu nennen", so daß alles hart, nackt und physiologisch herauskommt, daß sie, in schweren Fällen, plötzlich entdecken, was das Wichtigste in der Welt ist, und junge Mädchen darüber aufklären. Und niemand hat Mitleid mit ihnen, außer etwa mit den schön und ganz Liebenden, deren Leib vor dem Herzen ermattet, die dann plötzlich vor einer schönen starken, besonnten Landschaft in haltloses Weinen ausbrechen.

Es kommen ganz verschiedene, geradezu entgegengesetzte Wirkungen vor. Die Basis ist ja klar: eine Kraftgröße verliert die Bindung an ihr Organ, verrutscht im schlimmsten Fall ein wenig, wird frei für andere Funktionen und muß anderweitig plaziert werden; es ist also ein Absterben und Wachsen zugleich; da zeigt sich natürlich, welche Fähigkeiten des Körpers schon gewartet haben auf diesen Überschuß, und es zeigt sich ferner, was in einem Leib an konstruktiven und ordnenden Kräften steckt. Karin Michaëlis' Hauptfigur flüchtet zu dieser Auseinandersetzung mit sich selbst in die Einsamkeit. Wichtiger sind die Fälle, die in die Öffentlichkeit flüchten, die ihren kritischen Zustand nach außen projizieren, die plötzlich finden, daß die Welt zu fest, zu gebunden, zu eng ist, und in destruktiver Begeisterung neue Evangelien verkünden. Auch auf sie fällt ein Licht infolge dieses Buches. Jede Aufklärung über die physiologische und pathologische Bedingtheit menschlicher Vorstellungen und Tendenzen ist durchaus zu begrüßen. Es fehlt daran noch sehr. Und ein Buch, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen solchen Komplex lenkt, kann als verdienstvoll bezeichnet werden.

Verdruß hat an dem Buch erregt, daß es nicht einen Fall ins Allgemein-Menschliche vertieft hat, sondern ein paar extreme, zum Teil rohe Fälle zusammengebunden hat, daß mindestens das Peinliche überwiegt und es nicht (dichterisch) verallgemeint, sondern (agitatorisch) verallgemeinert wurde. Sieht man genauer zu, so findet man freilich, daß alle Frauengestalten dieses Buches als krank durch ihr Schicksal oder ihre Natur dargestellt sind. Insbesondere hat Karin Michaëlis alles getan, um ihre Hauptfigur als atypisch erscheinen zu lassen: als eine schon als Kind Gezeichnete, die im sozialen Schatten einer öffentlichen Familienschande aufgewachsen ist, mutterlos, einsam, besessen von dem einen Gedanken, für viel Geld ihre Schönheit zu verkaufen. Wenn trotzdem Karin Michaëlis zu verstehen gibt, daß sie sich mit den Aussprüchen dieser ganz als Ausnahme gezeichneten Figur, die noch dazu in dem Alter steht, das auf ihre Zurechnungsfähigkeit mindernd wirkt, und die also offensichtlich so ungeeignet wie nur möglich ist, allgemeingültige Enthüllungen über die Frauen zu machen, identifiziert, so bestehen dafür zwei stichhaltige Gründe, ein technischer und ein wesentlicher.

Zuerst mußte Karin Michaëlis als Autorin die Vorbilder ihrer Figuren schonen, was sie am sichersten erreichte, wenn sie allen Aussprüchen einen allgemein geltenden und unbedingten Charakter aufdrückte und die stärksten Enthüllungen ganz ins Abstrakte erhob und sich selbst einbezog. Die Modelle werden entlastet, dadurch, daß die ganze Frauenwelt belastet wird. Daß sie nur Fälle gibt, weiß Karin Michaëlis, aber sehr geschickt, und ohne meine Modelle in Verlegenheit zu bringen, würde ich eine Reihe überkalkter Gräber aufdecken unter dem gemeinsamen Titel: Die Frau in dem gefährlichen Alter. Um den Charakter der Anekdotensammlung zu verwischen, wird aus ihr eine kosmische Enthüllung über die Frauen überhaupt gemacht.

Das wäre unzweifelhaft ein wenig viel Apparat für soviel Geschicklichkeit, wenn nicht gerade eine Dichterin das Recht hätte, sich mit einer Frau im Übergangsalter zu identifizieren: weil sie zwischen den Gestalten lebt wie jene zwischen den Zeiten. Denn unzweifelhaft ist der Körper in ungefestigten Zeiten dem Urgeist, dem Poetischen näher als sonst; er erhebt stärker das wallend Ungestaltete im Weibe, das sich unsere Vorfahren unter dem Bilde von Nixen mit Fischschwänzen, von Sirenen und Sphinxen vorstellten, das Ungestaltete, das fremd ist und ohne Sinn für das Gewicht der Dinge in dieser gestalteten Welt, das ohne Perspektive lebt, das einäugig in die Welt sieht. In dem Opalauge des Meermannes hat Ibsen diese Seite der Frau symbolisiert. Böcklin hat sie gemalt;

die Kirchenväter sahen in ihr einen Anlaß, die christliche Seele des Weibes feindselig zu diskutieren, ihre Erlösbarkeit zu bezweifeln. Davon zu künden ist der Beruf der Dichterin. Und Karin Michaëlis fühlt sehr stark mit dem „Teuflischen" in der Frau, mit dem Kindweiblichen. Deshalb ist ihr Gebiet die Stimmung des unbeherrschten Übergangs: des ersten und des zweiten Übergangs. Ihr liegt der Zustand des belasteten Kindes; der Zustand, wo panisches Zittern, Melancholie und Spitzbübereien sich in einem tichernden Chaos verwickeln. Auch die vom Schicksal nur halbgestalteten Frauen, ewige Backfische, Melusinen, Wildlinge, lallende Seelchen, die ein aphoristisches Dasein führen, eine gesetzlose Folge von Laune, Hysterie und Einfall, Wesen, von der Natur hervorgebracht wie in einem Wahnsinn von Fruchtbarkeit, aus Schaum geboren oder von Fabelwesen, die sich in fruchtbare Frauen einschlichen aus Neid auf das wirkliche Leben. Etwas von diesem Geist des Ungestalteten lebt in jeder Frau; wellenhaft. Und deshalb bestand ein gewisses Recht, die Aussprüche der Vierzigjährigen zu verallgemeinern, nicht als Enthüllungen über die Art, wie Frauen sich in diesem Alter verhalten, sondern als Bekenntnis über „das" Weib in den Frauen.

Sehr stark sind ja die Gebärden aller dieser Vierzigjährigen nicht, ihre Regungen sind primitiv, ihre Äußerungen übertrieben, hitzig, grell. Zudem fehlt ein Gegengewicht, die festigende Tendenz; es fehlt ein Ausgleich. Eigentliche, ausgewachsene, vollkommen ausgegossene Frauen gelingen Karin Michaëlis nicht gut. Man denke an die Frauen der Lagerlöf (die beides hat: das Einäugige und die Herzensmacht Gespenster zu bannen; den Blick und die Gestaltungskraft). Das Schwächste an den Werken der Michaëlis ist deshalb immer der Schluß. Sie endet gern mit einem Lächeln, das mehr Not als Tugend ist; aus dem Munde der Medusen-Maske springt plötzlich ein Mäuschen. Auch dieses Buch endet ja fast als Humoreske.

Echt und bisweilend rührend bleibt das Verständnisheischende, das sich in der Behausung des Genuinen und der Opposition gegen alles Feste birgt, einer Opposition, die bis zum épater le mari geht, wie der Dichter den Bourgeois verblüfft, um von seiner tieferen sensationelleren Welt eine Ahnung zu geben. Ob es gesund ist, in den bösen haltlosen Stimmungen zu wühlen, und ob es nicht ein guter Instinkt ist, der sich gegen allzu entgegenkommendes Verstehen wie gegen eine Verweichlichung schützt, ist eine andere Frage. Jedenfalls sollte man nicht an die Hölle allein glauben. Frauen wollen beides: verstanden und geführt sein.

Lucia Dora Frost

Ein Vagabund um die Welt

Harry Franck, ein amerikanischer Student, Graduierter der Universität Michigan, hat ohne einen Pfennig eine Reise um die Welt gemacht und über seine Erlebnisse ein Buch geschrieben, dessen Gleichen mir noch nicht untergekommen ist, und das sich jeder beim nächsten Buchhändler bestellen soll, der Englisch kann und für R. L. Stevenson, Kipling und Joh. V. Jensen etwas übrig hat. — (A vagabond Journey around the World. By Harry A. Franck. London 1910. Fisher Unwin.)

Das heißt, so ganz ohne Geld gings ja nicht zu: Franck hatte einen Kodak, in ein Hemd gewickelt, in der Tasche, als er, Vieh treibend, von Montreal in Canada nach Glasgow hinüberfuhr, und um seine Films entwickeln lassen zu können, hatte er hundertundfünf Dollars zu diesem summarischen Gepäck gesteckt; er war übrigens bald damit fertig. Früher schickten vernünftige Eltern ihre Kinder in die Welt, damit sie nach dem Schulstaub und vor dem Schweißdunst des praktischen Lebens ein bißchen von der freien Atmosphäre der weiten Welt und womöglich von der kühlen Luft der Museen

in sich hinein saugen mögen, — Student Franck lief infolge einer Wette und zur höheren Ehre des Sternenbanners als ein Desperado auf Zeit um die Welt herum, einer von jenen jungen Amerikanern, Walt Whitman hätte sich gerühmt, den gemacht zu haben, ein Kerl gebaut wie ein Torpedo, ganz Stahl, Wille und Muskeln, mit einem kalten Herzen und einem Paar Matter of fact-Augen, die in ihrem Leben nicht geblinzelt haben, noch blinzeln werden. Er schreibt ein gutes Englisch von Mann zu Mann, besser als ein Journalist und besser als einer vom Fach und er spickt seinen Bericht mit französischen, deutschen und italienischen Brocken, denn er will nach seiner Rückkehr in seine Heimat Detroit Sprachlehrer werden. —

Gleich auf den ersten Seiten frappieren den deutschen Leser die Worte: „Wanderlust" und „Wanderjahr". Für diese Begriffe scheint es im Englischen (wie für „Kindergarten" und „Kursaal") keinen Ausdruck zu geben. Aber, lieber Eichendorff, Gaudy und Schumann, was ist aus diesen schönen Worten in der amerikanischen Jargonmühle geworden! Nun, ohne Geld keine sentimentale Wanderschaft. Und so erfährt man gleich zu Anfang folgende wichtigen Reiseerlebnisse: in der Heimat Rembrandts kommt ein scheues Pferd um die Ecke gesprengt — rasch zur Seite! — das scheue Pferd ist ein zehnjähriger Junge, der in Holzpantinen über den Ziegeldamm galoppiert; vom Lande Goethes und Karl Marx' sind alles in allem drei Begegnungen mit Schutzleuten zu berichten (das kann man nachfühlen!); Italien aber ist eine Gegend, in der jeder zweite Mensch ein Priester und der Wein wohlfeiler als das Brot ist. In Marseille fliegt der letzte Cent aus der Kodaktasche davon und der Tramp verwandelt sich in einen „Beachcomber".

Beachcomber ist ein köstliches Wort, wörtlich übersetzt heißt es: Einer, der den Strand kämmt, also ein Habenichts, Faulpelz und Tagdieb. Von Marseille ab hat Franck den Weg um die Erde als ein Strandkämmer gemacht und nun wird das Buch zum Jauchzen amüsant. Man erfährt: es gibt 1001 Art, ohne Geld zu reisen. Da sind die Konsulate (die schicken dich aber auf dem kürzesten Weg nach Haus); da sind die Seemannsmissionen, mit Suppenzetteln, die man in der Stadt gegen Tabak umtauschen kann; da sind die lauschigen Plätze in zugedeckten Rettungsbooten, in denen man sich vor der Abfahrt des Steamers verkriecht, um dann auf hoher See vor den Augen des erstaunten Publikums verhungert und gerädert zum Vorschein zu kommen. Man kann sich an fremden Orten so lange der Sprache unkundig stellen, in der man angebrüllt wird, bis einen die Leute aus purer Verzweiflung in dem ersten besten Eisenbahnzug verstauen — gerade in dem, mit dem man fort will. Es gibt Philanthropen, Narren und Heilige über die ganze Welt verstreut, die sich das Paradies erwerben, indem sie arme Wanderer mit Speis und Trank, Kleidern, Taschengeld und zuweilen (selten) auch mit der Bibel versehen. Wirklich, solcher heiligen Juliane hat Franck 1905—6 eine ganze Anzahl in der Welt angetroffen. In Palästina sitzt einer, in Westindien ein paar, in den malaiischen Dschungeln ein Vierteldutzend. Man kann auch arbeiten.

In Kairo Schuhputzer, in Damaskus Geschäftsmann und Übersetzer, in Colombo Stallknecht und Clown in einem Wanderzirkus, von Osaka bis San Franzisko Schiffsjunge auf einem Segler — aber gebettelt hat man nicht!

Man erfährt etwas besonders Anheimelndes: in der ganzen Welt sind die deutschen Wanderburschen als die tüchtigsten Bettelbriefschreiber bekannt und angesehn; (Otto Pia, ich glaube nicht, daß Sie die „Rundschau" lesen, sollten aber diese Zeilen Ihnen zu Gesicht kommen, bitte schreiben Sie mir Ihre Adresse, Sie erhalten Reisegeld zugeschickt!) Franck schreibt einen Dithyrambus auf diese deutschen „Märchen-

dichter". Kairo ist ihr Eldorado, wie das Eldorado der Strandkämmer überhaupt. Manche leben dort 10 Jahre oder länger, herrlich, in Freuden, setzen bürgerliche Würde, Jahresringe an und Generationen von Strandkämmern und Bettelmärchenfabrikanten in die Welt. Einer hat irgendwo einen alten Havelock gestohlen, in dem er aussieht wie ein Schwindsüchtiger im letzten Stadium — von diesem Havelock lebt er seit zehn Jahren; Francks Kodak, sein ehrlicher Kodak, wird als ein Fetisch, eine unerhörte Nuance aufgegriffen, aber sein Besitzer stürzt im Ansehn der „Kunden" jählings zum hoffnungslosesten Idioten hinab, als er in Shepheards Hotel den Spenser mit Messingknöpfen anzieht . . . Nein, über dies Buch läßt es sich nicht so weiter erzählen. Seine 500 Seiten sind bis an den Rand angefüllt mit Wissenwertem über Herbergsbetten und Landstraßenvolk, über die Spannkraft des Menschenkörpers und die Widerstandsfähigkeit der Menschenseele, über das schlechte Gewissen des Kapitals und über die Tausende von Ränken, Erfindungen, Genialitäten, die die Besitzlosen in ihrem Hirn aushecken, um die Besitzenden zu narren, um ihrem Willen, ihrer freien Lust an der Faulheit über den ganzen Erdball zu fröhnen, als wirkliche Herren des Lebens, heute hier, morgen bei den Antipoden, immer die Sache auf nichts gestellt, Leben und Tod total überwunden, in jedem herrlichen Atemzug!

Der Nomadentrieb erwacht; auf Seite 100 verflucht man das Behagen, dessen Sklave man wird, ohne es zu merken, auf Seite 300 bebt man wie ein geheizter Schiffsrumpf und wenn man bei Seite 500 noch nicht zu Cook gelaufen ist, so legt man das Buch mit unbegrenztem Respekt beiseite, einem Heidenrespekt vor diesem Wunderjungen von einem amerikanischen Sprachlehrer, der eines Tages vielleicht Präsident der Staaten werden wird, und der heute jedenfalls Das repräsentiert, was wir sehnsüchtig Lebenstüchtigkeit und mit einem kurzen Schlagwort: Amerika nennen.

Respekt — meinetwegen; Liebe — o nein!! Auf all den 500 Seiten findet sich kein Wort der Dankbarkeit verschwendet — an die Guten, Milden, Hilfsbereiten, nicht die furchtsamen Millionäre, sondern die wahrhaftigen heiligen Juliane, die freiwilligen Suppen- und Kleider-Hergeber, die offenen Hände beim Willkomm und die feuchten Augen beim Abschied. Wenn man das Buch weggelegt hat, sagt man sich darum ohne Schmerz: adieu, adieu Harry Franck aus Amerika!

Arthur Holitscher

Jakob Schaffners neuer Roman

Die eben gestorbene Großmutter liegt im Bett. Aus der Kammer nebenan tönt es leise „Konrad Pilater!" Der Handwerksbursche folgt dem Ruf, — und nun steht das Mädchen, das ihn in der Christnacht in ihr Haus aufnahm, nackt vor ihm. Er findet sich ihr befremdet gegenüber. Es schießt ihm durch den Sinn, wie zweckmäßig dieser Körper doch gebaut sei. Er läßt sie in ihrer opferwilligen Scham allein.

Das ist mit jener bildnerischen Kraft gegeben, die man an dem Verfasser der „Begegnung" und des „Kilometersteins" (zwei kleinen Skizzen aus dem Novellenbuch „Die Laterne" kannte und bewunderte. Hier aber ist es mehr. Hier ist es zugleich Blick in einen Geisterspiegel, denn Konrad Pilaters künftiges wehes Schicksal, dies harte und unbarmherzige Berganklimmen dem Untergang entgegen, ist darin. Hier ist es zugleich sehr seelenkundige Psychologie, denn sie konnten beide nicht anders handeln, das Mädchen nicht, das die Gemütsart des Knaben restlos durchschaute und ein Letztes versuchen mußte, ihn an sich zu ketten, Konrad Pilater nicht, dem das Leben selbst seine harten Hymnen sang. Und schließlich: der Rahmen, aus dem es hervorspringt, macht das Bild bedeutsam.

Jakob Schaffners neuer Roman „Kon-

rad Pilater"* ist in einem fremdartigen Stil geschrieben. Der mutet zunächst umständlich, altmodisch, bilderreich an. Nachher übt er eine starke, suggestive Kraft. Man glaubt in die Ferne zu sehen. Dahin, wo Wirklichkeit und Unwirklichkeit — weit dahinten am Horizont — wo Gegenwart und Vergangenheit in eins verschwimmen. Was ältere Erzähler damit erreichten, daß sie eine Gesellschaft zusammenbaten, sie um den Lampenschein gruppierten und nun einen das Wort ergreifen ließen, die eigentliche Geschichte zu erzählen — das erzielt Jakob Schaffner durch die Kraft seines dunkelnden Stiles: er schafft Distanz. Über die Alltäglichkeit von heute dämmert das Clair-obscur der Romantik. Der Rahmen, aus dem das Bild blendend hervorspringt, scheint aus alten, schillernden, farbig verblichenen Stoffen gewebt.

Fast ist es, als wäre diese große bildnerische Kraft bei Schaffner eine rein instinktgemäße, von den künstlerischen Absichten unabhängige Begabung. Denn indem man weiter liest, und die Augen immer peripherisch an dem dunklen und gewirkten Stoffe suchend gleiten, springt ein neues Bild überraschend hervor. Das stellt aber nur einen Schuppen mit Automobilen dar, auf einer Industrie-Ausstellung, die Konrad Pilater höchst überflüssiger Weise besucht. Auch dies Bild ist so scharf und eigenartig gegeben, daß es haftet. Was aber hat der wandernde, dann ansässig gewordene Schuhmachergesell Konrad Pilater mit Automobilen zu schaffen?

Konrad Pilater hat auf seinen Wanderfahrten, die ihn mit dem seltsamen Genossen bis nach Paris führten, in einem kleinen elsässischen Ort unweit Straßburgs eine Heimat gefunden. Heimat heißt Liebe. Konrad Pilater ist bald genug der Nichte des verwitweten Meisters, bei dem er einsteht, herzlich zugetan, das schöne Mädchen erwidert seine Neigung, sie ist im Besitz eines kleinen Kapitals, es wird sich fügen daß er das Geschäft des Meisters übernimmt, das Häuschen käuflich an sich bringt und hochzeitet.

Es ist wohl selten ein Liebespaar geschildert worden, so aller sinnlichen Leidenschaft bar, wie diese beiden. Es ist etwas Urgesundes in ihrer Art, und das Mädchen, natürlich, wünscht sich Kinder. Es gibt da aber keine Laube mit heimlichen Küssen, kein Naschen an verbotenen Früchten, obwohl die beiden, in einer Hütte hausend, es leicht genug hätten. Im Gegenteil: denkt Konrad Pilater an das breite Hochzeitsbett, das in der Kammer nun bereits aufgeschlagen ist, so packt ihn ein Grausen. Jeder Lufthauch sinnlicher Erregung fehlt, — wie zweckmäßig doch der Körper jenes fremden Mädchens gebaut war! — statt dessen wird ein andrer Kampf mit aller Leidenschaft, bis zu halluzinatorischem Fiebern ausgefochten, der Kampf gegen das Philistertum und um die Freiheit — nein, nicht um die Freiheit, denn was fragt Konrad Pilater nach der alten Wanderseligkeit? — um das Mittundürfen im harten Ringen des modernen Lebens.

In der Nacht vor seiner Hochzeit wird sich Konrad Pilater aus dem Hause stehlen, wird alles dahinten lassen, das Mädchen, das er liebt, den sicheren Wohlstand — wird sich in aller Armut in Sturm und Wetter hinausbegeben, wird über die letzte Liebes- und Lebensnot der ihm Anverlobten hinwegschreiten, um — ein Eisenarbeiter in einem Bergwerk zu werden.

Das ist das seltsame Erlebnis dieses Romans: man wähnte in romantischer Unwirklichkeit, in einem Dämmerzustand zwischen Traum und Wachen zu weilen, und plötzlich bricht das moderne industrielle Leben, ganz unverschönt und mit seiner brutalen Grausamkeit herein und reißt den Sieg an sich. Der Schuppen mit den Automobilen ist zu einem Symbol geworden! Wie unromantisch! Ein junger wohlbestallter Meister, der Eisenarbeiter wird, ein schönes liebendes Mädchen, das im Spital endet. Oder doch nicht gar so unromantisch? Der

* Berlin 1910. S. Fischer, Verlag.

wärmende, klagende Vers Eichendorffs geht mir durch den Sinn:

„Der eine, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus . . .“

Und war es nicht die Romantik, die den Kampf gegen das Philistertum mit fanatischer Leidenschaftlichkeit aufgriff, ihn bis ins Feindlich-Fratzenhafte steigerte?

Es ist wirklich ein Zug zur Romantik in Schaffner, zugleich eine brüderliche Ähnlichkeit mit Raabe. An Raabe mußte ich denken, wenn dieser dunkel gewirkte Chronikenstil übergroße Distanz zu den Geschehnissen und den doch sehr lebenswahren Menschen schuf. Aber Raabe wurzelte in der deutschen Kleinstaaterei, seine bewegliche Phantasie fuhr mit der Postkutsche. Schaffner, der Romantiker, ist ein Kind des modernen, des industriellen Deutschlands. Er hat einen Zug zur Größe, wo jener sich in seinen Humor verkroch. Die werteschaffende Arbeit wiegt nunmehr die Liebe und den Gemütsballast auf! Der Romantiker spricht: so will ich das Leben: der Hochofen glutet, die Esse flammt, die Blumen im Umkreis müssen verdorren.

Es ist nämlich eine Feuerblume, in die sich der Romantiker diesmal verguckt hat. Sie hat in ihrem blendenden Wirklichkeitsleuchten den Vorzug, — sehr viel unwirklicher zu sein, als Veilchen und Goldlack in den Gärten.

Ernst Heilborn

Das komponierende Kind

In Wien taucht das Phänomen eines komponierenden Knaben auf, wie es noch nie da war. Der Sohn Korngolds, des Musikkritikers der „Neuen Freien Presse“, hat im Alter von zehn bis zwölf Jahren vier Stücke komponiert, von denen eines, die Pantomime „Schneemann“ in der Instrumentation Zemlinskis an der Hofoper gegeben wird, das letzte, ein Klaviertrio, mit besonderem Erfolge an einem „Merker“-Abend aufgeführt wurde. Der Vater steht für die Selbständigkeit der Komposition ein. Die Begabung ist im Klaviertrio reif geworden, man hatte Genie-Eindrücke. Die Behandlung der Instrumente ist leicht, die Harmonien sind kühn, die Melodie breitet sich aus, die Rhythmik ist würzig — der Stil ist so etwa zwischen Richard Strauß und Brahms. Man steht wirklich vor einem Wunder — tausend erwachsene Musiker hätten heut nicht die Ausgelassenheit, Frechheit, Abstraktion und Empfindungsfreiheit dieses Jungen: Das sprüht und springt nur so. Wärme fehlt nicht, doch ist immer schwer zu unterscheiden, wie weit sie noch nachempfunden, wie weit sie original ist. Es interessiert nicht bloß für den kommenden Stil, sondern auch rein als physisches Problem. Wir haben Kinderkompositionen berühmter Meister (erst neulich erschien ein Heft des jungen Mozart), aber sie sind offengestanden recht gewöhnlich. Wagner war noch als Student wegen seiner konventionellen Musik berüchtigt — die frühen Aufsätze, die soeben unter dem Titel „Der junge Wagner“ als Vortrag der Gesammelten Schriften erschienen, selbst diese lassen ihn kaum ahnen. Mendelssohn machte als Jüngling, aber erst von sechzehn, siebzehn Jahren sein Bestes: den „Sommernachtstraum“. Wenn der kleine Korngold alle diese und andere an Ungewöhnlichkeit und Resolutheit des Satzes übertrifft, ist es ein Zeichen, wie hoch unser technisches Niveau gekommen ist, das sich in ähnlicher Reife früher nur reproduktiv erfüllte. Mehr läßt sich vor der Hand nicht sagen. Man mag es noch mit der Komposition der Frauen vergleichen. Seit dem Ruggiero der Tochter Caccinis (1626) haben wenige Frauen unter den Komponisten eine ernste Rolle gespielt. Vielleicht war die Caccini noch die begabteste. Kürzlich brachte eine Engländerin sieben Jahre damit zu, den „Talisman“ in einer wenig originalen Form zu komponieren. Die Frauen sind, wenn sie überhaupt musikalisch sind, reproduktiv begabt. Die Pro-

duktiven verraten oft ihre unmusikalische Natur. Frauen schaffen in den Künsten, die dem persönlichen Leben nahe stehen, in Dichtung und Malerei. Sie versagen in den sachlichen Künsten, Architektur und Musik. Das ist ihre Liebenswürdigkeit und sie sollen das ruhig lesen, während der kleine Korngold das erst lesen soll, wenn er zwanzig Jahre geworden ist. Denn ist die mangelnde Bewußtheit die Tugend der Frau im Leben, so ist sie der Schutz des Kindes im Berufe.

Oskar Bie

Lasterhöhle

Teepavillon — der Name lockt die Bürgerinnen, die von ihren Einkäufen und Ausgängen rasten wollen. Aber er ist so diskret angebracht, und in der engen Straße, in die ein kleiner Teil des Lärms und der unerschöpflichen Bewegung der nahen Pariser Boulevards schlägt, möchten sich Haus und Fassade am liebsten verwischen. Und man geht die Treppen hinan über Teppiche, die allem Geräusch den Mund zuhalten. Aus Räumen, in denen eine seichte Dämmerung steigt, folgt halb unterdrückter Stimmenlärm hinterher, und ein süßes Parfüm zieht alle anderen Gerüche mild erregend in sich hinein. Alles scheint wie gepolstert, abgeblendet und mit einem Tondämpfer versehn. Man setzt sich an einem Basttisch in einen Baststuhl. Rundum sind die Räume und Säulen und Wände verteilt, in Ecken zergliedert, und laufen auf die Galerie, von der man ins Parterre hinabschaut, das auf seinem Grunde wie in einem Nebel von Gaze die weiche Bewegung großer dunkler Hüte und zarte, seidenumhüllte Körpergesten sehn läßt. Töne von Violinen filtern herauf, gedämpft wie hinter Tüchern gespielt, nervenerhitzend wie Berührungen von aufstachelnden Frauen.

Hier soll man Tee trinken! In der Mischung mit den einheimischen und ausländischen Frauen, der noch spröden Reife schöner junger Mädchen der bürgerlichen Gesellschaft, sind die Männer, die einsam rundum sitzen, verhohlene Rätsel. Denn sie haben etwas Weichgepudertes, das den Unterschied zwischen den Geschlechtern zu verwischen beginnt. Ihre Augen sind beflort, ihre Schnurrbärte von krauser Feinheit, gewiß duften sie nach Parfüms, die eigens für sie gemischt wurden, und ihre Bewegungen gehn wie in Wolle so weich und gepolstert. Und an anderen Tischen schauen große Frauenaugen mit kalt brennenden Blicken, die die eigenen Gesichtszüge auffressen wollen, an allem Gegenständlichen vorbei in den Raum. Manchmal kommt ein Lächeln auf sie herabgefallen . . . klingt eine genießerische Erinnerung an? . . . aber sie zittert nicht nach. Sie fiel wie ein Stein auf Stein; es gab nur den Knall der Berührung, den kurzen Ton des Lächelns, und die Augen haben schon vergessen. Ist das Tee oder Morphium? Und sie sind jung die Frauen, schlank und mit erlesenen Gebärden, und bleiche schöne Gesichter haben sie um die großen ausgeleerten Augen. Und andere neben ihnen bewegen sich in hektischer Lebhaftigkeit mit Augen voll habgieriger Lust, die kurze brutale Blicke haben, und mit Händen, die herrisch vor sich hingreifen.

Da wird Tee gebracht. Was für etwas bringt mir meinen Tee? Wohl nennen sie es „Hindu" hier. Aber es ist ein Tier, ein unbegreifliches Tier, halb Frau, halb Mann, halb Mensch. Von einer schwammigen Schlankheit mit den faulen Bewegungen einer Schlange kommt der „Hindu" wie im Bauchtanz zwischen den Tischen heran, das Teebrett auf der dünnen braunen Hand. Die Blicke hängen ihm an allen Tischen an. Er hat auf der bronzenen Haut einen Schnurrbart von schwarzer, blau schillernder Seide, der fast so zart wie Schaum gewachsen ist. Sein Mund darunter ist von einer diskreten Brutalität. Seine Augen perlen dunkel und ein wenig unbewußt schwermütig aus den weißlichen Ovalen. Aber seine Haare, schwarz wie chinesische

Tinte, spröd wie das Fell eines Rappens, sind glatt über den Vorderschädel gestriegelt, tragen dann von einem Ohr zum andern einen hohen Schildplattkamm, den geschnitzte Ornamente durchbrechen, und unter ihm sind die Haare des Hinterkopfes frauenhaft und weich in einen faustdicken Knoten zusammensteckt. Alles ist Widerspruch. Ist es eine Frau mit einem Schnurrbart, einem Männerkörper und den Bewegungen eines Tieres? Ist es eine zurechtgemachte Groteske? Oder eine Verirrung? Oder ist es nicht ein Geschöpf, gebildet von der weitab getriebenenen erotischen Lasterhaftigkeit einer fremden, uralt gehegten und raffinierten Rasse, die Geheimnisse des Leibes hat, denen wir Europäer nicht beikommen?

Zwischen den Säulen drüben steht nun ein zweiter. Ein Malaie, der einen Kängeruhkopf und die Farbe von Zitronen hat, hält ihm Gesellschaft, sagt ihm etwas. Der „Hindu" lacht, lacht halb wie eine Frau und halb wie ein Tier. Die Wirrnis wird bedrohlich. Was suchen die kleinen schönen Bürgerinnen zwischen diesen Menschenirrtümern? Ja, selbst die Hetären, die hier die paar Stunden verbringen, bis der nahe Basar für Fremden-Prostitution — die Olympia — öffnet, und unzweideutig an den Tischen warten, sind zu faßbar, zu handgreiflich, zu gegenständlich. Die Musik streichelt mit kupplerischen leisen Schlägen umher. Von Weile zu Weile sinkt eine Frau von seltsam heftigen Reizen mit einem unterdrückten Rauschen vorbei und läßt sich wie in einer begehrlichen Ermattung an einem Tisch nieder. Nein, das alles sind keine Pariserinnen! Pariserinnen, die mit aufgereizter Sachkenntnis und pikanten Schauern von dem Hotel erzählen, das seine kolossalen Raffinements auch hier in der Nähe zur Verfügung hält und in dem ein Zimmer mit über hundert Franken aufwärts zu bezahlen ist, „et avec ça il faut encore amener la femme". Hier ist die „Welt", die Welt, ausgewählt aus verirrten Lebenskreisen, aus fremden Ländern, die die erotischen Kulturen der alten Heimat verpflanzen. Es sind Engländerinnen, die sich in Indien angesteckt haben; auf den fernen Gesichtern wunderbarer persischer Mädchen brennt die Sonne des Paradieses, brennen die Lüste der alten Königsgeschichten; verschnörkelte Japanerinnen werben wie Äffchen; Türkinnen mit großen Augen, auf denen der Flaum märchenhafter Diwans liegt, zeigen den dunkeln, heißen Stolz ihrer großen Glieder. Eros cosmopoliticus! Und das Raffinement der Kleider greift jeder verirrten Erotik unter die Arme. Man sieht 28jährige mit dem verzweifelten Staccato von 13jährigen gekleidet, und 12jährige Mädchen haben die herbe Unfertigkeit ihrer Körper in weite Stoffe gehüllt und lassen ihre süße Reife in einer schamlosen Diskretion doch werbend herausstechen.

Und die Musik akzentuiert mit lauen, halb entblößten Rhythmen alle die Gefühle und Eindrücke, all dies geschminkte Werben, all diese bleichen Laster, die noch mit zugeknöpften Kleidern dasitzen. Ach, der derb heiße, unzweideutige, gewürzte Ceylonthee ist ein schlechter Vorwand! Die Laster warten, bis der five o'clock vorbei ist und bis sich die Tapetentüren in den Wänden zu den kleinen Luxusräumen öffnen, die die Nacht aus der Masse der Mauern zaubert. Dann raucht das riechende Opium und schläfert ein und stößt die Phantasie. Dann entkleiden sich die Laster und wollen blühen, sich selber heiß versengend, wie die geheimnisvollen Kakteen aus den Tropen, die nur einmal im Leben in der Nacht Blüten treiben, Blumen von gleißender Glut, die die Pflanze töten. Aber währenddem spielen, in dieser Stadt der Geistigkeit, ein paar Schauspieler beißende Zoten an dem Platz, wo in den Mittagsstunden die Geigen gefleht und gestachelt haben.

Norbert Jacques

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Deutscher Adel im achtzehnten Jahrhundert/ von Ferdinand Tönnies

Der Adel, als ein auserlesener, hervorragender Stand, zieht immer die Blicke der großen Menge auf sich, ebenso wie er auf diese Menge gern mit dem Bewußtsein oder Dünkel des „Besserseins" hinabsieht. Er ist immer das Vorbild aller Gesellschaft, die man die gute nennt, und behält auch, wenn diese sich stark erweitert, auch innerhalb ihrer, besonders für das weibliche Geschlecht, einen blendenden und verführerischen Glanz. Wenn dieser besonders dem ‚alten' Adel anhaftet, so wird doch auch der junge beneidet, zumal da sich zum guten Teile mit diesem mehr, als mit dem alten, der köstliche Schimmer des Reichtums und Luxus verbindet; und gerade diese Merkmale erregen leicht die Eifersucht des alten Adels, der es dem jungen und denen, die als Adelsaspiranten bezeichnet werden können, „nicht gleichtun kann". Dem Beobachter menschlicher Sitten und Leidenschaften, daher auch dem Lustspieldichter, bieten die mannigfachen Konflikte, die in und mit der guten Gesellschaft sich ergeben, unerschöpflichen Stoff. Im Mittelpunkt steht immer die Heiratsfrage; wie schon im alten Rom das Konnubium zwischen den „Vätern" und der „Plebs" eine heiß umstrittene Sache war. Das Dasein eines erblichen Herrenstandes bietet aber auch dem Versuche, das soziale Leben naturwissenschaftlich zu betrachten, ein sonderbares Interesse, weil eben ein solcher Stand innerhalb eines Volksganzen so etwas wie eine Untervarietät oder (in der Sprache der Tierzüchter) eine „verbesserte Rasse" darstellen will. Der Begriff und die Sitte der standesgemäßen Heirat haben in dieser Tendenz ihren eigentlichen Sinn. Man kann daher die Fragen der natürlichen Auslese, der Vererbung erworbener Eigenschaften, der Inzucht und Kreuzung an jeder Adelskaste gut studieren — wenn ausreichendes Material dafür vorhanden oder erreichbar ist. Bisher sind von solchen Untersuchungen nur schwache Anfänge vorhanden.

Wenn aber das Ergebnis der Veredlung wirklich der Idee entspräche, die man innerhalb und außerhalb des Adels sich davon zu machen pflegt, so müßte jene vorzugsweise bei dem Teile des Adels, der als hoher Adel sich noch besonders abhebt, erkennbar sein. Um die Frage zu prüfen, scheint es geboten, die Tatsachen aus einer objektivierenden Ferne zu betrachten, die aber noch hinlänglich nahe sein muß, ein deutliches Bild ins Auge fallen zu lassen; wie es wohl tunlich erscheint, die verschiedenen Schichten des deutschen Adels um die Mitte und in

der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich vorzustellen, wobei wir uns aber hüten wollen, Zeugnisse heranzuziehen, die nach politischen Ansichten und Neigungen der Gewährsmänner als parteiisch gefärbt gelten können. Als Autoritäten der Kritik werden wir viel lieber diejenigen gelten lassen, von denen ein günstigeres Urteil nach ihren Voraussetzungen sich mit Grund erwarten ließe. —

Der „hohe" Adel schloß schon im achtzehnten Jahrhundert weit schärfer durch Inzucht sich ab, d. h. er hielt noch strenger als der niedere auf standesgemäße Heiraten; er genoß auch in erhöhtem Grade die Vorteile einer privilegierten Stellung, einer glänzenden sozialen Lage. Er bestand aus den regierenden Familien, die zu jener Zeit im heiligen römischen Reiche deutscher Nation an der Spitze der zahlreichen reichsunmittelbaren Territorien (soweit diesen durch die Pax Westphalica die Landeshoheit garantiert war) standen. Sie hatten aber zum großen Teile, infolge der geringen und verfallenden Macht des Kaisers und Reichstages, die Natur unabhängiger Staaten gewonnen. Die Fürsten betrachteten sich als die Herren dieser Staaten und wurden von ihren Untertanen dafür angesehen. Ihre Beamten halfen ihnen, die Staatsnatur hervorzukehren, d. h. ein einheitliches, unumschränktes Regiment einzuführen, das sich regelmäßig zum Ziele setzte: Vermehrung der Population und Vermehrung der Nahrung, wobei man die Nahrung repräsentiert dachte durch das „Geld im Lande"; man wollte also so viel als möglich Geld ins Land ziehen, so wenig als möglich Geld aus dem Lande herausgehen lassen. Daher richtet sich diese Politik auf Entwicklung der „Kommerzen und Manufakturen"; sie wollte die städtischen und industriellen Interessen zusammenfassen, wenn auch daneben die Ansicht und Bestrebung aufgekommen war, den Ackerbau in diesem Sinne zu fördern und zu einer Export-Industrie, eben dadurch aber zu einer Finanzquelle zu machen. In jedem Falle gehörte eine erhebliche Größe des Gebietes dazu, um solche Ideen mit günstigem Erfolge geltend zu machen; denn sie erforderten einen kostspieligen Apparat, wovon nicht der geringste die Pracht und der Luxus des fürstlichen Hofes, welcher Luxus nicht durchaus zwecklos war, da er dazu diente, die Herrlichkeit der fürstlichen unumschränkten Gewalt dem Volke ad oculos zu demonstrieren und soviele Personen als möglich in direkte Abhängigkeit von solcher üppigen Konsumtion zu bringen, wie sie denn auch den Handwerken und Künsten stete Anregungen gab. Aber die Betonung des Staatscharakters und die Kleinheit des Gebietes standen ihrem Wesen nach in einem inneren Widerspruch zu einander. Der moderne Staat erwuchs aus dem Bedürfnis eines einheitlichen Regimentes bei komplizierter werdenden gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere zur Ausgleichung der Interessen von Städten und Landgebiet, wie auch von Städten untereinander. Er brach die Selbständigkeit der einzelnen Städte wie der Feudalherren, um sie auf gemeinsame

Ziele hinzulenken. Er hat einen fortschreitenden Verkehr, der die Elemente jener Sonderexistenzen in Fluß bringt, eine sich entwickelnde Geldwirtschaft, der er mit dem Bau von Straßen, mit Aufhebung von Binnenzöllen, mit einheitlicher Münze, Maß und Gewicht, mit Heranziehung von Gewerbetreibenden aus der Fremde, mit Etablierung stehender Heere und vielen anderen Maßregeln fördersam beisteht, zur Voraussetzung. Wo diese Voraussetzung fehlt, wird die „Kleinstaaterei" zur Lächerlichkeit, weil zur bloßen Nachahmung und Spielerei, wie wenn ein Kind die Schürze der Mutter umbindet und den Hut des Vaters aufsetzt. „Da die einfachen Zustände der Ackerbürger, Handwerker und Bauern in den Residenzstädtchen, den Marktflecken und Dörfern wenig zu regieren gaben, so entstand jene Einmischung in die Verhältnisse der einzelnen Familien und der Hauswirtschaft, ... welche in den kleinen Ländern bei den vielen unmittelbaren Berührungen zwischen Fürst und Volk besonders kleinlich und lächerlich hervortrat." (Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. S. 148.) Proskription der Hunde, Verbot des Kaffeetrinkens nebst Konfiskation des Kaffeegeschirrs, fürstlichhöchsteigenhändige ‚Verbesserung' der Gesangbuchverse werden als Beispiele angeführt. Je weniger es vernünftige Regierungsgeschäfte gab, desto mehr hatte eben das Fürstlein Muße für seine vornehmen Passionen. Auch diese tragen, wie die klassische Schilderung von Perthes im einzelnen dartut, den Stempel der Nachahmung größerer Herren, und die größeren wiederum nahmen sich den Roi Soleil und seine Sukzesseurs vom Hofe zu Versailles zum Vorbilde. Finanzieller Ruin war hier wie dort die Folge einer grenzenlosen Großmannssucht und Verschwendung. Bedrückung und Ausbeutung der Untertanen waren das beliebteste, weil bequemste Mittel, die ewige Geldnot zu lindern. Die Methoden dieser Ausbeutung gehen uns hier nicht an. Hervorgehoben muß aber werden, daß es unter kleinen und unter großen Fürsten einige rühmenswerte Ausnahmen gab: Männer, die teilweise zwar auch ihren Passionen nachgingen, aber doch zugleich ihren fürstlichen Beruf ernst und würdig auffaßten und sich nach freidenkenden, wohlgesinnten Ratgebern umsahen, um ökonomisch und sittlich fruchtbare Reformen einzuführen. Auf diese Weise fand Karl August Goethe.

Viele Charakterzüge hatte aber jener ziemlich zahlreiche hohe Adel gemein mit seinem Bruder, dem niederen Adel. An dessen Spitze, so hoch, daß er von manchen Theoretikern zum hohen Adel gerechnet wurde, stand im damaligen Deutschland die Reichsritterschaft. Sie stellte, gleich den 51 freien Reichsstädten, einen sichtlich verfallenden Überrest der Vergangenheit dar. Sie war, obgleich an der Reichsstandschaft keinen Anteil habend und daher auch von allen seit deren Einrichtung gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstandenen Reichsinstitutionen und Gesetzen nur oberflächlich berührt, „im Besitze einer der vollen Landeshoheit sehr nahe stehenden gutsherrlichen Gewalt über ihre zahl-

reichen kleinen Gebiete"; im Durchschnitte kommen etwas über 1000 Seelen auf jede dieser mehr als 350 Familien, die vorzugsweise „in Franken, Schwaben und bei Rhein" ihre Erbsitze hatten und in diesen Landen je zu einer größeren Korporation verbunden waren; da aber viele Familien mehrere Gebiete beherrschten, so kam auf jedes Gebiet noch eine viel geringere Zahl von Menschen. Diese Gebiete lagen zerstreut in Territorien, deren Landeshoheit sie nichts anging; sie hemmten diese Landeshoheit, indem sie die Einheit des Finanz- und Militärsystems, der Polizei und Justiz unterbrachen; unablässige Streitigkeiten über Zoll- und Steuersachen, über öffentliche Lasten waren unvermeidlich, indem die Landesherren sich bemühen mußten, die Enklaven ihrer Gewalt zu unterwerfen. Wenn die Territorien zum Teil schon durch ihre Kleinheit Kuriosa waren, so stellten die reichsritterschaftlichen Güter Kuriosa innerhalb dieser kuriosen Staaten dar. Sie hatten mit den kleinen Territorien gemein, daß von dem persönlichen Werte der Herren das Wohl und Wehe von Land und Leuten in hohem Maße abhängig war. Auch unter den Rittern gab es manche ehrenwerte und geistig regsame Leute. Aus einer reichsritterschaftlichen Familie stammte der Reorganisator Preußens, der Freiherr vom Stein. Aber die große Mehrzahl war, wie Perthes, ein christlich-konservativer Autor, meint, von anderer Art. Nach notdürftiger Vorbildung „kehrten sie für immer der geistigen Beschäftigung den Rücken . . . ., bis sie mit des Vaters Tode das Gut übernahmen und nun den einen Tag mit Windreiten, den anderen mit Gäns- und Entvogelstellwerk zubrachten. Die viele unausgefüllte Zeit wurde bald mit Befriedigung kostbarer Liebhabereien, bald mit wilden Ausschweifungen getötet, Schmausereien und wüste Trinkgelage gingen unter den Nachbarn Reihe um. Wie arg der Zustand im großen und ganzen gewesen sein muß, läßt sich aus der Menge reichsgerichtlicher Erkenntnisse abnehmen, in welchen von „einer sehr niederträchtigen, unanständigen und gefährlichen Art sich zu betragen", von „einer so schlechten und ehrvergessenen Aufführung, daß, um ferneres Unglück zu verhüten, Verhaftung nötig sei", von „einem geraume Zeit hindurch ärgerlich und ruchlos geführten Lebenswandel", von „mörderischen Anfällen" usw. die Rede ist." Viele Güter gingen durch schlechte Wirtschaft, durch „Schwelgerei und Großtun", wie F. C. von Moser sich ausdrückt, verloren. Vielfach wurde auch der physische Untergang der Familien beobachtet. Ein gleichzeitiger Schriftsteller und ritterschaftlicher Beamter sucht dem auf den Grund zu kommen. „Die jungen Herren," so klagt er, „zumal wenn sie das Unglück haben, ihre Väter vorzeitig zu verlieren . . . verschwenden ihre Kräfte zu bald, halten den Ehestand nicht heilig und erzielen entweder keine rechtmäßige, oder nur eine schwächliche Nachkommenschaft, welche von Generation zu Generation abnimmt und endlich gar verlöscht."

Wenn es nun so um den Reichsadel stand, der einst, als echter Krieger-

stand (nach Ulrich von Hutten, der ihm angehörte) „eine große Stärk und Macht der deutschen Nation" gewesen war, so werden wir von dem Landesadel, der in den werdenden Einzelstaaten die maßgebende Rolle spielte, schwerlich eine höhere Vorstellung gewinnen. Seine Besitzungen — und dem Grundbesitze verdankte der größere Teil seine hervorragende Stellung — bildeten in den meisten Landschaften ebenso, wenn auch mit minderem Rechte, Enklaven, wie die reichsritterschaftlichen Gebiete. Die „Ritterbürtigen" wehrten sich mit Zähigkeit, teils direkt in den ständischen Korporationen, teils indirekt durch Ungehorsam und passiven Widerstand, gegen die Fürsten als die Vertreter der Einheit und des Staatsinteresses. Hier waren sie in ihrem Rechte, denn sie hatten das Herkommen und die überlieferte Freiheit auf ihrer Seite. Aber sie waren dabei selten auf das Landeswohl, dem auch Bürger und Bauern angehörten, immer auf den eigenen Vorteil bedacht. Indem sie als Korpus dem Staate widerstrebten, wußten doch ihre Glieder sich bei Hofe eine, wie F. C. von Moser spottet, „glänzende Knechtschaft" zu sichern. Auf Ämter und Ehrenstellen nahmen sie ein ausschließliches Recht in Anspruch; den Pflichten und Lasten der neuen Zustände entzogen sie sich in schmählicher Weise. „Als die Anfänge des Volksheeres in der Kriegspflicht der Untertanen als solcher hervortraten, setzten die Nachkommen des Ritterstandes es durch, daß ihnen keine Verpflichtung zur Verteidigung des Staats zugemutet wurde, und erlangten dagegen mehr und mehr das Recht, daß diejenigen unter ihnen, welche aus eigener Neigung in das stehende Heer eintraten, den ausschließlichen Anspruch auf die Offizierstellen erhielten" (Perthes). Auch ein Historiker, den die eigene Herkunft zugunsten des Adels sich neigen macht, schreibt bündig, der Adel habe — in den neueren Jahrhunderten — die ihm vom Mittelalter her überkommene Machtstellung (insbesondere seine Stellung auf dem Landtag) dazu benutzt, um sich Privilegien zu verschaffen oder zu erhalten, die der inneren Berechtigung entbehrten. „Die Motive", fährt G. von Below fort, „welche den Adel bei der Forderung (alle wichtigeren Ämter nur mit Adeligen zu besetzen) leiteten, erkennt man daraus, daß in vielen Territorien der Adlige schließlich nur Ehre und Gehalt von dem Amte bezieht, während für die Arbeit ein besonderer Beamter angestellt ist." Unter den Vorrechten, die ehemals Berechtigung gehabt hatten, aber erst befestigt wurden, nachdem sie abhanden gekommen waren, steht obenan die Freiheit von direkten Steuern. Denn, ebenso wie ihre Annexe: die Freiheit von Einquartierungslasten, von Landfronen und, soweit es sich um Hausbedarf handelte, von Zoll und Akzise, ja wie die Landstandschaft selber, wurde sie immer gedacht als Korrelat der militärischen Stellung, als Entgelt für die Leistung des Reiterdienstes. Später wurden diese Rechte fixiert, „obwohl sie seit dem Fall der Reiterheere eine Ungerechtigkeit waren" (von Below). Mit anderm Worte: der

Lohn wurde eingeheimst, ja eigenmächtig erhöht, obgleich die Arbeit nicht mehr geleistet wurde.

Mit dem Unrecht stieg der Dünkel und die kastenmäßige Abschließung. „Nicht über Nacht ist der Ingrimm und der leidenschaftliche Hohn erwachsen, mit dem die Ritterbürtigen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verfolgt wurden" (Perthes). Denn der Adel zeigte, wo er nur konnte, „die schnödeste Verachtung des Bürgerstandes; bei Bällen und solchen Gelegenheiten wurden bürgerliche Frauen von adligen oft auf die schimpflichste Weise behandelt; wenn die Stände in Badeorten zusammentrafen, so waren für die Adligen Alleen abgesondert, und Bürgerliche, welche in dieselben kamen, wurden insultiert, wie es im Werther nach dem Leben geschildert ist. Daraus mußte eine ungemeine Irritation entstehen."* Am schärfsten ausgeprägt erschien diese Scheidung und der Gegensatz der Stände im stehenden Heere, und nirgends in so krassen Formen, wie in dem ruhmreichen militärischen Staate Preußen, wo sich die feinen Herren und Herrchen in Zopf und Puder als Werber und Zuchtmeister mit dem Abhub der Gesellschaft, dem Lumpenproletariat, woraus bald nach Friedrichs des Großen Abscheiden etwa die Hälfte seiner Armee bestand, begegneten. In diesem „bunt zusammengewürfelten Körper" (Häusser) herrschte keine auf gemeinsamer Abstammung oder auf gemeinsamem Geiste beruhende Eintracht, hier herrschte nichts als rigorose Strenge, Gewalt und Mißhandlung. Der Offizier verachtete die „Kerls" und trat sie mit Füßen; auch die Besseren waren ja nur „bürgerliches Pack". Die Gemeinen gaben diese Gefühle in Gestalt eines herzlichen Hasses zurück. Desertionen geschahen massenhaft und fast täglich.

Daß solche Zustände auf die moralischen Eigenschaften der adligen Offiziere nicht günstig zurückwirkten, liegt auf der Hand. Ohnehin war es keineswegs die Elite des Adels, die den Dienst im Heere suchte. „Die Zahl der Adligen, welche sich in jedem Lande dem Kriegshandwerk widmen", schreibt der große König, „ist beträchtlich, aber die Beweggründe, welche sie veranlassen, einen so rühmlichen Beruf zu erwählen, sind nicht die gleichen. Die einen, von Glücksgütern entblößt, betrachten den Militärdienst als einen Notbehelf, der ihnen einen wenn auch nur dürftigen, aber ehrenwerten Unterhalt verschafft . . . Andere geben sich den Frivolitäten, an denen unser Zeitalter so reich ist, hin; sie stürzen sich in Vergnügungen und Zerstreuungen; sie sind alles, nur nicht Soldat, was ja doch ihr Beruf ist. — Endlich gibt es unter ihnen einige, aber immer nur in sehr kleiner Zahl, welche, von edlem Ehrgeiz beseelt, das Be-

* Worte B. G. Niebuhrs. Auf den Berliner Operbällen durften nur die Adligen in Rosa-Dominos erscheinen; Bürgerliche waren zwar zugelassen, aber mußten sich hinter der durch eine Schnur gezogenen Schranke bewegen.

streben haben, sich durch ihren Mut, ihre Fähigkeit und Klugheit in der Welt vorwärts zu bringen . . ." Auch Boyen teilt die Offiziere der preußischen Armee im Jahre 1806 nach Alter und Wert in drei Klassen. Zuerst die alten: unwissend, aber brav, körperlich nicht mehr leistungsfähig. Die zweite Klasse litt, mit sehr ehrenwerten Ausnahmen, „an vernachlässigter Jugendbildung und einseitiger Weltansicht, sie waren vielmehr Trillmeister in einer einzelnen Waffe, als wirkliche Feldsoldaten", wenige „kriegeslustige Männer" darunter. Die jüngste Klasse „nicht so übel": „wenn auch bei vielen von ihnen, besonders denen, die in dem väterlichen Hause auf dem Lande erzogen waren, die Bildung noch sehr unvollständig geblieben war, so wurde im allgemeinen doch das Bedürfnis nach Kenntnis in dieser Klasse wohl gefühlt." Die furchtbare Niederlage jenes Jahres (1806) warf, „wie dies gewöhnlich der Fall ist, eine große Zahl von Menschen plötzlich aus dem Gefühl des Hochmuts in das der äußersten Schwäche". An den traurigen und entehrenden Vorgängen, die sich anschlossen, waren als die verantwortlichen Häupter Personen von gräflichen und fürstlichen Namen in erster Linie beteiligt. In ganz Deutschland wurde der Untergang des friderizianischen Heeres als eine Blamage des Adels, den der alte König allein für geeignet zum militärischen Befehlshabertum gehalten hatte, und als eine Katastrophe der Adelsherrschaft angesehen. Der große Reorganisator des preußischen Heeres, den sein engeres Vaterland, das Kurfürstentum Hannover, nicht zu halten gewußt hatte: Scharnhorst, war von kleinbäuerlicher Herkunft; seine Mutter, eines größeren Bauern Tochter, hatte, um den Vater zur Einwilligung in die Mißheirat zu zwingen, vor der Ehe ein Kind geboren. Scharnhorsts Mitarbeiter und Schüler sind meist von geringem und jungem Adel. Sicherlich hat er von ihnen keinen kränken wollen, wenn er im Jahre 1809 schrieb: „Sollten bloß adlige Kinder das Vorrecht haben, als Offiziere in ihrer krassen Unwissenheit und zarten Kindheit eingestellt zu werden, und Männer mit Kenntnis und Mut ihnen untergeordnet werden, ohne je eine Aussicht auf Beförderung zu haben, so wird den adligen Familien geholfen, die Armee aber schlecht werden und nie die Achtung der Nation sich erwerben und ein Gespött der übrigen gebildeten Stände bleiben." — Wilhelm von Humboldt, von dem man annehmen darf, daß er seine Standesgenossen kannte, schreibt viele Jahre später: „Der Adel hat, schon vor der Einwirkung der Revolutionen, durch eigene Lauigkeit und Schlaffheit, frivole Verschuldung, Veräußerung seiner Güter, wo ihm das Gesetz nicht geradezu in den Weg trat, Abweichen von der Einfachheit und Reinheit vorväterlicher Sitte, sich selbst die Grube gegraben." Ebenso schreibt Niebuhr, der konservativ gesinnte Mann, an den Reichsfreiherrn Stein, unter hundert adligen Gutsbesitzern sei schwerlich mehr als einer, der sein Gut nicht lieber einem Kerl, welcher im Zuchthause gesessen, verkaufe als einem Vetter, „wenn

es ein hübsches Sümmchen Differenz gilt." Und Stein selber, der gern etwas günstiger von seinem Stande dachte und große Pläne zu dessen Reform entwarf, hat doch im Jahre 1802 das bekannte Wort gesprochen von der Wohnung des Edelmannes, der seine Bauern legt, sie komme ihm vor wie die Höhle eines Raubtieres, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt, und von den Gegenden, wo man den Menschen zum integrierenden Teil des Viehinventars eines Gutes herabgewürdigt habe.

Bei alledem wäre es verfehlt, wenn man den deutschen Adel jener Zeit für durchaus verdorben und verdummt halten wollte. Über den Umfang der physischen und moralischen Degeneration, die ohne Zweifel in ihm vorhanden gewesen ist, wissen wir nichts; ob eine wissenschaftliche Forschung in dies dunkle Gebiet einzudringen vermöchte? ohne Zweifel vermöchte sie es, und es sind auch Anfänge dazu gemacht worden. Es wäre im eigensten Interesse des Adels als einer Klasse, solche Studien energisch zu befördern. Denn das Studium der Tatsachen muß dem der Ursachen voraufgehen, und das der Ursachen (die Aetiologie) ist der Weg zu den Heilmitteln (zur Therapie). Was auch immer sich herausstellen möge, wir wollen nicht vergessen, daß der Adel, speziell der preußische, auch im neunzehnten Jahrhundert, eine Reihe von Offizieren und Generalen hervorgebracht hat, die nicht nur ihren Platz ausgefüllt haben, sondern zum Teil von vorzüglicher Tüchtigkeit gewesen sind; daß die Erneuerer des preußischen Staates, die Freiherren von Stein und von Hardenberg, zwar nicht preußischen, aber deutschen altadligen Familien entsprungen waren; daß aber eine echte preußische Familie zu einer Zeit, die dem Anfange des Jahrhunderts nicht fern lag, den ersten Kanzler des neuen Deutschen Reiches erzeugt hat; seine Mutter freilich, der er seine besten Gaben zu verdanken scheint, war von bürgerlichem Stande, einer Gelehrtenfamilie entsprossen. Auch abgesehen von dieser außerordentlichen Persönlichkeit ist während des neunzehnten Jahrhunderts die politische Geschäftsführung der deutschen Staaten und Österreichs zumeist in den Händen adliger Personen verblieben. Sicherlich ist dies nicht die Folge einer unbefangenen Würdigung und Auswahl unter den dafür begabten Personen gewesen; sicherlich sind manche hohe Posten lediglich höfischer Gunst zu verdanken gewesen und von ihren Inhabern im besten Falle mit Anstand repräsentiert worden. Gleichwohl wird man zugeben müssen, daß auch ererbte, durch Familientradition befestigte Neigungen und Fähigkeiten für Staatsgeschäfte immer mitgespielt haben, daß tüchtige und charaktervolle Persönlichkeiten vorkommen, die ihrer Abstammung aus waffengeübtem Geschlechte Ehre machen, kurz, daß unter vielen Nullen auch manche achtungswerte Einser sich finden. Wenn der genannte berühmte Mann ein glänzendes Beispiel der günstigen Wirkung bürgerlicher Ehen für ein altes Geschlecht darstellt, so kann in gleichem Sinne, mütterlicherseits einer Hamburgischen Kaufmannsfamilie

entstammend, wenngleich mit viel geringerer Bedeutung, auch der vierte Reichskanzler genannt werden, dessen Bild, noch von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, doch als das eines geistreichen Mannes und geschickten Diplomaten seinen Rang behaupten wird. Auch muß anerkannt werden, daß an der glänzenden Epoche deutscher Dichtung, Philosophie und allgemeiner Kultur, die eben um jene Zeit — zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts — ungefähr auf ihrem Höhepunkte stand, der deutsche Adel, teils durch Interesse und Förderung, teils aber auch mittätig in bedeutenden Persönlichkeiten (die Gebrüder Stolberg, die beiden Kleist, die beiden Humboldt und andere) seinen Anteil genommen hat. Dieser Anteil war nicht sehr bedeutend, wenn er an der Tatsache gemessen wird, daß namentlich von den Bewohnern des platten Landes damals fast nur Adlige in der ökonomischen Lage waren, sich eine literarische Bildung zu verschaffen, ihre Söhne auf die Hochschulen zu schicken, durch in- und ausländische Reisen sich den Gesichtskreis zu erweitern; kurz: auf der Menschheit Höhen zu leben. Immerhin war auch die Zahl dieser Adligen nicht groß, und die Neigungen waren bei der großen Menge eigentlicher Krautjunker wenig nach dieser Richtung hin entwickelt. Die Literatur, mit allem was daran hing: Konversation, Theater, Musik und bildende Kunst, war doch im wesentlichen städtische Angelegenheit, durch das regere Leben der größeren Städte fast bedingt; daneben pflegten nur die Höfe, unabhängig von den kleinen Städten, in denen sie sich räumlich entfaltet hatten, ihren eigenen Geschmack, Luxus und einen Sinn für Kunst und Wissenschaft, der oft durch ökonomische Interessen der Fürsten angefeuert wurde. So steht denn auch die kleine Minderheit des Adels, die am literarischen und sonstigen geistigen Leben tätigen Anteil nimmt, regelmäßig in näheren Beziehungen zu regsamen Fürstenhöfen. Immer muß aber bei diesen Betrachtungen auch des Umstandes gedacht werden, daß historischer Träger der höheren Bildung und des davon untrennbaren Unterrichtswesens im ganzen neueren Europa der Klerus gewesen ist, eine Rolle, die um jene Zeit an Höfen, wie in Städten, besonders in den Universitätsstädten, noch mächtig nachwirkte.

Es ist dem Adel eigentümlich und es zeichnet ihn aus, daß er in bewußter Weise auf die Züchtung eines besonderen und höheren Typus, einer, wie wir gesagt haben, menschlichen Varietät ausgeht. Hier aber möge allgemein bemerkt werden, daß diese Bewußtheit viel mehr durch Meinung, Schätzung, Bewunderung und, in Abhängigkeit von der Empfindungsweise, durch die Erziehung der Jugend bisher sich geltend gemacht hat, als in der direkt biologischen Weise, durch eigentliche und strenge Zuchtwahl. Denn die Ablehnung und Abstoßung von Mißheiraten und die Wertschätzung der guten Familie, der tadellosen Herkunft bei Wahl von Gatten und Gattinnen, gehört vielmehr zu den Gesinnungen, worin sich ganz oder halb unbewußte selektorische Bestrebungen ausdrücken. Ihr

Wert wird stark dadurch beeinträchtigt, daß die Güte der Familie innerhalb des beschränkten Kreises oft an ihrem Reichtum gemessen wird, was zum mindesten sehr leicht irreführend ist; und sodann dadurch, daß mehr auf die Länge als auf die Qualität des Stammbaumes geachtet wird, was im achtzehnten Jahrhundert noch sonderlich begünstigt wurde durch die „Ahnenprobe", woran der Genuß von Stiftspräbenden gebunden war, und nach diesen waren besonders die herunterkommenden freiherrlichen und gräflichen Geschlechter lüstern. „Jetzt war es ökonomisch, bei der Verheiratung auf eine hohe Ahnenzahl zu sehen, denn ein im übrigen armes (und, fügen wir hinzu, vielleicht zur Nachzucht und Mutterschaft wenig geeignetes) Edelfräulein von sechzehn Ahnen repräsentierte mit Rücksicht auf die Stiftsstellen, auf welche ihre Nachkommen rechnen konnten, ein Kapital." Wenn dieser Gesichtspunkt — die Rücksicht auf das Alter der Familie — so oft dem anderen: dem Trachten nach Heiratsgut entgegenwirken konnte, so wurde er hier nur ein indirektes Mittel des gleichen Strebens nach arbeitlosem Einkommen. — Überdies sind aber, der ganzen historischen Stellung des Adels zufolge, seine Ideale und damit auch jene Tendenzen, immer in zwei entgegengesetzte Richtungen gegangen, die aus der ursprünglichen Einheit kriegerischer und regierender Funktionen entspringen. Jene erfordern in erster Linie körperliche Stärke, diese in erster Linie Intelligenz. Allgemein und notwendigerweise schließen beide sich keineswegs aus, aber tatsächlich gehen sie mehr und mehr — gerade beim männlichen Geschlecht — auseinander. Hierbei möge bemerkt werden, wie uneigentlich und unwahr wir von einem Gegensatze leiblicher und seelischer, körperlicher und geistiger Eigenschaften und Tüchtigkeiten reden. Alles ist leiblich und alles ist seelisch zugleich. Wir würden richtiger von Muskelstärke und Stärke der Gehirnsubstanz, oder aber von der Willensrichtung und dem geistigen Vermögen zu animalischen Tätigkeiten auf der einen Seite — wozu denn auch Schärfe der Sinne und des sinnlichen Verstandes gehört — zu spezifisch menschlich-mentalen Tätigkeiten — die mehr und mehr ein Überwiegen des intellektuellen Elementes und endlich ein abstraktes Denken erfordern — auf der andern Seite reden. Zu beiden bezeichneten Richtungen gehört menschlicher Verstand und menschlicher Wille, die wir, im Vergleiche zu den gleichen Seelenkräften der andern Säugetiere, an eine vermehrte und veredelte Gehirnmasse gebunden denken. Aber in der einen Richtung tritt das materielle Element — die wir eben als körperliche Stärke bezeichneten — in der anderen das geistige — bei dem wir zunächst an die Intelligenz zu denken gewohnt sind — mehr hervor. In Wahrheit handelt es sich bei der anderen Richtung mindestens ebensosehr um eine veränderte Art, als um eine vermehrte Menge von Intelligenz. Auch der Kämpfer und Krieger bedarf des Verstandes, der Urteilskraft, ja des Scharfsinns; aber der Richter, der Lehrer und gar der Gesetzgeber ist fast ausschließlich auf diese Kräfte und ihre besondere Ausbildung

angewiesen. Nun liegt es in der menschlichen Natur begründet, daß sie, wie alles Bewegte, den Weg des kleinsten Kraftmaßes sucht. Dies bewährt sich vorzugsweise darin, daß sie nach dem Sein strebend, mit der Nachahmung des Seins, dem Schein fürlieb nimmt, ja um so begieriger nach dem Schein trachtet, je mehr er leichter erreichbar ist als das Wirkliche, und andererseits, je mehr er diesem ähnlich ist (je echter er scheint). Am meisten natürlich und echt ist aber der Schein, der als etwas Wirkliches den Dingen anhaftet, mit ihnen regelmäßig verbunden, aber auch von ihnen trennbar ist. Dazu gehört in bezug auf das, was wir hier Intelligenz genannt haben, die Verfeinerung des äußeren Betragens („der Sitten") und der äußeren Person, vollends aber die Fähigkeit des lebhaften und gewandten Sprechens, der Unterhaltung. Alle diese Vorzüge können leicht angeeignet werden, ohne daß die Intelligenz selber erheblich verbessert und ausgebildet wird; ja es bildet sich sogar ein neuer Gegensatz zwischen deren Wesen und diesem Zubehör, ein Gegensatz, der auch mit dem geistlich-religiösen Charakter der sozial wirksamen Intelligenz zusammenhängt. Obgleich auch diese, auch in den Formen ihrer Erscheinung, oft völlig „verweltlicht", so ist doch ihr natürlicher Zubehör von anderer Art: es ist mehr der Schein von Ernst und Würde, als von Eleganz und Gewandtheit, der ihr anhaftet. Diese Finesse aber, wie sie auch mit der Entwicklung des höheren städtischen Lebens gegeben ist, so bildet sie sich vorzugsweise aus in den Regierungen, daher in der Umgebung der Fürsten; und der Hofmann und Politikus wird zum krummen Gegensatz des geraden, offenen und ehrlichen, oft auch groben und derben Landedelmannes. Wenn dieser von W. H. Riehl ein potenzierter Bauer genannt wird, so kann jener füglich ein potenzierter Städter heißen. Nach beiden Richtungen führt die Ausbildung in häßliche und nichts weniger als edle Extreme. Eine dritte Richtung, worin die beiden Ideen sich zusammenfinden, scheint den menschlichen Typus auf schöne Weise zu erhöhen: als das Streben nach Gleichmaß und Harmonie von Leib und Seele, von Verschmelzung der Gegensätze des mannhaften Rittertums und des frauenhaften Kavalierwesens, der Härte und der Zartheit, des Mutes und der Anmut. Und doch ist dies nur eine Erscheinungsform, deren seltenes Gelingen eine der Lösungen des tieferen und allgemeineren Problems der menschlichen Entwicklung andeutet: nämlich der Vereinigung eines entwickelten Gehirnlebens mit seiner Basis: einem gesunden und zähen vegetativen System, das nicht nur (was von geringerer Bedeutung) eine lange individuelle Lebensdauer, sondern namentlich eine lebens- und entwicklungsfähige Nachkommenschaft garantiert. Es darf hier daran erinnert werden, daß dies Problem in seiner Beziehung auf das weibliche Geschlecht sich verdichtet und um so bedeutungsvoller wird. Was aber hier seine Lösung betrifft, so ist wohl unleugbar, daß unter den adligen Frauen nicht selten ein hoher und edler weiblicher Typus ins Leben getreten ist. Nicht nur hat der Beobachter des

Lebens, wie er uns oft als Romanschriftsteller begegnet, Gelegenheit, dies zu gewahren, sondern es sind auch die schönsten historischen Beispiele „hochgeborener" Frauen bekannt geworden, die in solcher Weise Kraft und Sinnigkeit, Mütterlichkeit und Weisheit, Natur und Kultur gemeinsam durch ihre Persönlichkeit ausprägten.

Der Adel als Stand aber, der sich zum Herrschen erblich begabt und berufen halten möchte, ist eben an der Bildung eines desgleichen männlichen Typus gescheitert. Zur Zeit des frühen Mittelalters mögen die „Ritter ohne Furcht und Tadel" diesem Ideale in einer jenem Zeitalter angepaßten Weise am nächsten gekommen sein. Dann aber folgte das Raubrittertum, das Perthes daraus erklärt, daß die kriegerische Tüchtigkeit, die keine Gelegenheit fand, im Reichsdienste Ehre und Ruhm zu erwerben, auf ungeordneten Wegen in Roheit und Gewalttaten sich Bahn machte. Richtiger dürfte es sein, die Sache aus einem durchaus natürlichen Konflikte zu erklären, der aus der an sich kulturförderlichen Bestrebung jedes kleinen Gebietes sich abzuschließen und sein eigentümliches Leben zu entwickeln, mit Notwendigkeit entspringt gegenüber dem ebenso notwendigen Interesse des Austausches von Gütern, des Verkehrs auf Landstraßen. Die Ritter forderten für ihre Burgen und deren Bannmeile nichts anderes, als was auch die Städte gegen fremde Händler forderten: Vorkaufs- und Stapelrechte und Vergütungen für das was, sie ihnen leisteten: Freigebung ihrer Wege und Schutz, der denn wohl nicht selten als freies Geleite aufgenötigt wurde; Brücken, Fähren und Lagerplätze. Daß sich aus dem Kampf um solche Rechte etwas entwickelte, was späterer Zeit schlechtweg als Verbrechen erschien, ist nicht das einzige Beispiel einer solchen Umkehrung: gab es doch nach der alten, noch vor wenigen Jahrhunderten überlebenden Anschauung, nichts Gerechteres als den Mord, wenn er geschah, um den Tod eines Versippten zu rächen. Aber jenen Sonderrechten gegenüber obsiegten, im normalen Gange der Dinge, die Städte und, im Bunde mit ihnen, die Landeshoheiten, die in Deutschland noch mannigfach und zersplittert genug blieben. Je mehr dann das Fehde- und Faustrecht veraltet und sinnlos wurde, um so mehr mußten die Menschen, die solches Tun übten, verwildern. In der Tat handelte es sich nun um eine große Menge überschüssiger Kräfte, die einen Ausweg suchten und ihre Genugtuung fanden in jeder Überschreitung der Grenzen und des Maßes, so vorzugsweise im exzessiven Zechen, dem nobiliter bibere, das nun als Kraftprobe in echt bäurischem Sinne zur Ehrensache wurde und wohl auch eines bäurischen Humors nicht entbehrte — wovon uns aus dem sechzehnten Jahrhundert ein ergötzliches aber auch gräßliches Gemälde in den Denkwürdigkeiten Hans von Schweinichens erhalten ist. Neben diesen Rückschlägen ins bäurische Wesen gehen die Verbildungen des städtischen und höfischen Charakters einher, die besonders als raffinierter Egoismus in bezug auf Genuß und Erwerb sich dar-

stellen. Beide können wohl in einem und demselben Subjekte zusammentreffen, aber das ist nicht allzu oft der Fall. Im ganzen und großen unterscheiden sich in diesen Richtungen der immerhin noch patriarchalische Krautjunker und der rücksichtslose Streber, der als Alamodischer mit dem Glücks- und Industrieritter gemeinsame Sache macht. Hier ist denn der junge Briefadel am meisten an seinem Platze, mit dessen Kreierung die Fürsten sich die gefügigsten Kreaturen für ihren Kampf gegen Libertäten und Ansprüche des alten Adels bildeten. Und innerhalb wie außerhalb des Briefadels erhebt sich schon im siebzehnten und zumal im achtzehnten Jahrhundert mit neuen Ansprüchen die Geldaristokratie, deren eine kostspielige Hofhaltung und der sich aus den Territorien entwickelnde Staat immer weniger entraten kann.

Der alte Adel, mit Einschluß des Fürstenstandes, und dieser zumal soweit er nicht bewußter Repräsentant ist des Staatsinteresses und -wesens, verändert sein inneres Verhältnis zum Volke während dieser Jahrhunderte. Ursprünglich verhält er sich zu ihm wie ein Organ zum lebendigen Körper. Schutz und Leitung sind seine Funktionen. In der Idee des Wehrstandes prägt sich dies aus, der wie jeder Teil in bezug auf ein organisches Ganze, seinem Wesen nach ein dienender ist, so sehr und so stark er auch in der Form der Herrschaft auftritt. „In Religion, Poesie, Sitte und Sittlichkeit der Zeit brachte man alle Beziehungen des Menschen zu Gott, des Mannes zum Manne, des Mannes sogar zur Geliebten unter den Gedanken des Dienstes und kleidete sie ein in eine dem alten Treudienst des Dienstmannes gegen seinen Herrn nachgebildete Form"... „Es ergab sich so ein stufenförmig angeordnetes System mannigfacher Dienstverbände, deren jeder durch sein Haupt Teil eines umfassenderen Dienstverbandes war; es ergaben sich die vielverschlungenen Verhältnisse der mittelbaren Herrschaft und der mittelbaren Unterwerfung; es ergab sich die Auffassung aller öffentlichen Gewalt als einer in den Formen des Dienstamtes von einem oberen Herrn geliehenen Herrschaft, welche von Gott an den Kaiser, von diesem an die Reichsvasallen, von diesen an ihre Mannen und Leute, und so herab bis zu jedem einzelnen Träger auch der unbedeutendsten Gewaltrechte gekommen war." (Gierke.) Hiermit ist die Idee des Feudalismus bezeichnet, innerhalb dessen der aus Freien und Hörigen sich zusammensetzende Berufsstand der Ritterbürtigen sich als Geburtsstand konsolidiert, der seinen Beruf als erbliches Recht und erbliche Pflicht ausübt. Aber wie der ganze Feudalismus nur eine Superstruktur über den ursprünglichen Bildungen der Dorfgemeinde und Markgenossenschaft bedeutet, so erhält sich auch neben dem Herrendienst, worin sich die Unterordnung unter eine Gemeinschaft als ein persönliches Vertragsverhältnis darstellt, der Gemeindedienst, an dem die vom Adel gleich anderen Schöffenbarfreien teilnehmen, in Gericht und Verwaltung. Durch das „freie Einungswesen", das mit der Blüte der Städte (1200—1500) über das ganze deutsche Volksleben sich ausbreitet, kon-

stituiert sich schon der niedere Adel des Reiches, in den einzelnen Territorien, als Stand gegenüber anderen Ständen; die Idee des Wehrstandes schwächt sich schon ab, der hohe Adel konstituiert sich als Herrenstand des Reiches, im Wetteifer mit ihm oder in Opposition gegen ihn sucht sich der niedere in den größeren Territorien als Landesherrenstand zu behaupten. Und schon von 1500 an akzentuiert sich immer schärfer bei Fürsten wie Ritterschaft der Gedanke, daß sie die von Gott gesetzte Obrigkeit sind, der die Untertanen zu dienen von Gottes und Rechtswegen verbunden sind; und aus Übertragung der so nahe verwandten Vorstellung des privaten Eigentums entsteht bei diesen großen und kleinen Herren die Idee, daß Land und Leute ihnen gehören, wie die Dukaten in ihrer Tasche, als Mittel und Werkzeuge für ihre Zwecke, für ihre persönlichen Interessen. Es kommt in dem Zeitalter, das seiner Aufklärung sich rühmen durfte, zu Vorgängen, wie dem, daß ein Gutsherr seine Volksgenossen wie Sklaven, ein Fürst seine Landeskinder als Soldaten verkauft. Die scharfe Trennung und Überhebung der herrschenden Klasse über den „Plebs" akzentuiert sich um diese Zeit auch durch den Gebrauch einer fremden Sprache, der sich mit dem Dünkel verbindet, in ihr auch alle Elemente der höheren Bildung zu besitzen, die teils in Gebärden und Manieren, wie auch wohlgesetzten Reden sich ausprägten, teils wesentlich unter dem Gesichtspunkte des verfeinerten Lebensgenusses betrachtet wurden.

Seinen objektiven Ausdruck aber fand dies neue Verhältnis der Regierenden zum Volke in der ökonomischen Sphäre, das ist in der Produktion und im Eigentum sachlicher Güter, welche freilich mit der rechtlichen Herrschaft über Personen noch unmittelbar verbunden waren. Wenn der Landesherr sich als absoluten Herrn geltend machte, so hatte er dazu am meisten Recht und Gelegenheit in bezug auf das Domanium, den großen Grundbesitz, der noch das allodiale Vermögen der fürstlichen Familien mit den ursprünglichen Amtslehen der Herzöge und Grafen, anderen gegen Lehensdienste erworbenen Reichslehen und angefallenen Reichspfandschaften „in einer Masse zusammen" enthielt, wozu in den protestantischen Territorien noch säkularisiertes Kirchengut gekommen war. Außerdem aber, daß aus den Einkünften dieses gesamten Kammergutes private und öffentliche Bedürfnisse des Herrn ungeschieden bestritten wurden, nahm dieser in Anspruch, seine Untertanen nach Willkür und Bedarf zu besteuern. Wenn auch ein formales Bewilligungsrecht der Landstände in den meisten Territorien sich zu retten wußte, so setzten doch oft genug die größeren Herrscher sich darüber hinweg — der „Landesherr" behauptete das seitdem allgemein als Recht des Staates anerkannte Prinzip (daß die Kosten der öffentlichen Funktionen, nach Ermessen und einseitiger Bestimmung des Gesetzgebers den Privaten auferlegt werden) als sein erbliches und privates Recht. Durch die Unklarheit dieser Beziehungen, durch den Umstand daß der Fürst in der

Lage war und sich anmaßte, die Stellung, die nur als Amt einen Sinn hatte, als nutzbares Privileg für sich auszunutzen, konnte es dahin kommen, daß von den führenden Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts Finanz mit Untreue, Neid, Haß, Wucher, mit Simonie, heimlichen Leisten, bösen Tücken, mit Schalkheit, Diebstahl und Raub als gleichwertig hingestellt wurde. Man klagte die „neuen Politiker" an, die da wähnten, daß es den Fürsten sittlich erlaubt sei, durch irgendwelchen Trug den Untertanen Geld abzupressen. Dies war die noch im achtzehnten Jahrhundert herrschende Vorstellung vom Macchiavellismus, die einen nachmals berühmten König als Kronprinz ausrufen ließ: „Wie beklagenswert ist nicht die Lage der Völker, wenn sie alles zu fürchten haben vom Mißbrauch der souveränen Gewalt, wenn ihre Güter der Habgier des Fürsten, ihre Freiheit seinen Launen, ihre Ruhe seinem Ehrgeiz, ihre Sicherheit seiner Perfidie und ihr Leben seinen Grausamkeiten zur Beute wird? Das aber ist das tragische Gemälde eines Staates, wo ein Fürst herrschen würde, wie Macchiavell ihn bilden will." — Die politische „Frage" des achtzehnten Jahrhunderts war die Ablösung des Staatsbegriffes und Staatsinteresses vom Begriff und Interesse des Monarchen; und in deutschen Staaten ist sie zum Teil bis heute eine „Frage" geblieben.

Auch in den Befugnissen der Gutsherren, wie sie weit und breit, besonders aber in dem Koloniallande jenseits der Elbe sich ausgebildet hatten, lagen politische Funktionen und Ausübung privater Eigentumsrechte ungeschieden beieinander. Wie der Fürst erblicher Herr des unentwickelten Staates, so war der Gutsbesitzer erblicher Herr einer unentwickelten Landgemeinde. Seine Rechte am gesamten Grund und Boden galten privatrechtlich, wenigstens da, wo das römische Recht rezipiert war, als Eigentum. Er war Eigentümer der alten Ritterhufen, die ursprünglich meistens verstreut, mehr und mehr zusammengelegt und um einen Wirtschaftshof vereinigt waren; die Rechtslehre machte ihn aber auch, im Einklang mit seinem eigenen Interesse und Willen, mehr oder minder ausdrücklich zum Eigentümer des Bauernlandes. Tatsächlich begegnet uns aber zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine große Verschiedenheit der Gestaltungen dieser Rechtsverhältnisse innerhalb des heutigen deutschen Reichsgebiets. Und zwar muß man, auch nach den tiefgehenden archivalischen Forschungen, die während der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts eine umfassende Literatur des Gegenstandes begründet haben, annehmen, daß schon die ursprünglichen feudalen Verhältnisse, je nach Zeit, Ort und Art der Belehnung und Verleihung von Hoheitsrechten, verschieden gewesen sind. So schwer es nun auch ist, hier eine durchgehende Einteilung zu gewinnen, so können doch zwei große Haupttypen unterschieden werden. Der eine Haupttypus bezeichnet die Gegenden, wo Bauer und Ritter von altersher in der Mark zusammensaßen und wo die überlegene Gewalt des Königs als Heerführers sich zu einem Verfügungs-

recht über das unaufgeteilte Land verdichtet hatte. Mit diesem Verfügungsrecht belehnte er seine Dienstmannen, die wiederum, wo Neubruch stattfand, ihre Leute als Hintersassen auf solchem Lande ansiedelten, für diese wird dann der Grundherr auch Leibherr, sie sind ihm „leibeigen"; aber auch die Bauern sind zum großen Teile von ihm abhängig, er ist ihr Lehensherr geworden, nachdem sie, um des Heerbannes ledig zu werden, auf die Freiheit ihres Eigentums verzichtet haben. Der Grundherr, zumal wenn er von seinem Landesherrn auch mit der niederen Gerichtsbarkeit belehnt worden, strebt danach, aus seinen Untergehörigen, obgleich sie nicht nur sehr verschiedene Besitzgrößen haben, sondern auch zu verschiedenem Rechte sitzen, eine gleiche Masse von Untertanen zu machen. Dazu half seit dem fünfzehnten Jahrhundert das römische Recht, das neben anderen Ursachen die Revolten veranlaßte, die wir als Bauernkrieg bezeichnen. Indessen blieb doch das Herkommen mächtig genug, die Bauern als Bauern zu erhalten, wenn sie auch in einigen Gegenden zu Zeitpächtern herabgedrückt wurden; auch dann war die in Geldbeträge verwandelte Rente mehr durch Gewohnheit als durch Konkurrenz bedingt und wurde nur durch gewohnheitsmäßige Lasten, die Symbol einer persönlichen Abhängigkeit blieben, ergänzt und erschwert. Tatsächlich kam das Verhältnis der in anderen Gegenden üblich gewordenen Erbpacht nahe, auf deren Gestaltung der römische Begriff der Emphyteuse zu Gunsten der Bauern wirkte. Das Interesse der Landesherren an steuerfähigen, eventuell auch heerbannfähigen Bauernhöfen, und ihre eigene Politik auf den Kammergütern, wirken den Interessen der Grundherren entgegen; die Rittergüter bleiben klein, bestehen zumeist aus Streuhufen und bringen es selten zur Arrondierung. —

Der andere Typus ist der jüngere des Koloniallandes östlich der Elbe. Hier ist zunächst der große Unterschied, ob die Bauern selbst Kolonisten sind oder ob sie unterjochte, zumal nach stattgehabten Revolten bezwungene Ureinwohner sind. Im ersten Falle gibt es ursprünglich Bauern mit bestem Besitzrecht, praktisch fast freie Bauern, wie die Kölmischen in Preußen. Zum großen Teil — namentlich in der Mark — werden aber auch diese Bauern dadurch herabgedrückt, daß die Grundherren von vornherein größeren arrondierten Besitz haben und daß sie, dem geldbedürftigen Landesherrn ökonomisch überlegen werdend, die ganze Polizei- und Gerichtsgewalt von ihm erhandeln, so daß sie dadurch fähig werden, Bauern willkürlich zu entsetzen, wüste Stellen unbesetzt zu lassen und einzuziehen, die herkömmlichen gemessenen Dienste ins Ungemessene zu steigern; endlich auch durch Auskauf ihre Gutshöfe zu vergrößern. Alle diese Praktiken finden aber vollends ungehemmt da statt, wo die Bauern Ureinwohner sind, und gar nicht in der Lage, irgendwelches Recht an dem Lande, das sie als ihr eigenes bebauen, geltend zu machen, also von der Gnade und Ungnade der Herren völlig und in jeder Hinsicht abhängig. Die Landesherren, das heißt vorzugsweise die

brandenburgisch-preußischen Fürsten, kämpfen auch in diesen Gegenden zwar wenig gegen die Unterdrückung, aber doch gegen die Vernichtung der Bauern; mit wechselndem Erfolge, mit durchgreifendem nur soweit sie im Domanium modernere bäuerliche Zustände, teils mit Zeitpachten — unterbrochen durch ein Experiment der Erbpacht — der Bauern selber, teils größerer Pachtunternehmer einführen, denen gegenüber die Bauern dann in ihrem Besitze geschützt werden, der auch hier, größtenteils unerblich „lassitisch", der Zeitpacht nahekommt.

Wenn man die ökonomische Entwicklung des grundbesitzenden niederen Adels mit wenigen Strichen allgemein zeichnen will, so muß man sagen: er war mehr und mehr aus einem Objekt ein Subjekt der Volkswirtschaft geworden. Objekt der Volkswirtschaft war er als Renten- und Dienstempfänger. Ob der Ritter selber für eigene Rechnung einige Hufen, die ihm als Allod oder dem Dienstmanne des Fürsten nach Lehnrecht eigentümlich waren, bewirtschaften ließ, oder ob er hörige Bauern auf allen sitzend hatte, ob sie der Feldgemeinschaft unterworfen oder der Emunität teilhaft geworden, ob er mehr oder weniger Hintersassen, das heißt ihm auch als Leibherrn unterworfene (leibeigene) Leute in der gemeinen Mark, auf die sich seine vom Könige oder andern Fürsten verliehene Grundherrschaft wesentlich bezog, angesiedelt hatte — das alles hat wohl für die Entwicklung, für die Übergänge Bedeutung; aber für das Wesen jenes Unterschiedes keine. Die prinzipielle Umwandlung des Verhältnisses geschieht in der schärfsten und deutlichsten Weise dadurch, daß der Grundherr Gutsherr wird, das heißt in einem landwirtschaftlichen Großbetriebe einen möglichst hohen Reinertrag, als Ergebnis seiner (wenn auch nur formell seiner) wirtschaftlichen Tätigkeit zu gewinnen versucht. Jene Umwandlung geschieht aber, wenngleich in minder scharfer und deutlicher Weise, auch dadurch daß der Grundherr seine grundherrlichen Rechte bewußter und planmäßiger Weise zu seinem dauernden ökonomischen Vorteil auszunutzen und auszudehnen beflissen wird, sei es, indem er aus Anwendung des Begriffes der Pachtung auf die bäuerlichen Besitzrechte, mit mehr oder weniger historischem oder förmlichem Rechte, die ökonomischen Konsequenzen zieht; oder auch indem er die mit seinen Herrenrechten konkurrierenden Gemeinderechte verkleinert, und die ursprünglichen Befugnisse aller freien Markgenossen sich allein vorbehält und zur Geltung bringt. In dieser Hinsicht war es vorzugsweise Gebrauch und Mißbrauch des Jagdrechts, was zur Lebensluft der herrschenden Klasse — des Adels — gehörig, der untertanen Klasse — den Bauern — im höchsten Maße verhaßt wurde. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nahm es derartig zu, daß „Land und Volk unter der Last der ‚Jagdbeschwerungen' zu ersticken drohte." „Der durch den hohen Wildstand verursachte Wildschaden an Feldfrüchten brachte die Landbevölkerung in einzelnen Gegenden geradezu zur Verzweiflung." Es ist bekannt, wie auch in der schönen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts der Unwille über diese Plackereien sich

reflektiert. Lange vor der Volksbewegung des Jahres 1848 lebt er wieder auf und hat stark dazu beigetragen, die revolutionäre Stimmung dieser Zeit auch über das platte Land auszubreiten. Es handelte sich hier nicht um große ökonomische Vorteile der Herren, aber um große Schäden für die Abhängigen, um so empörender, da sie den Preis für bloße Liebhaberei und Leidenschaft jener bildeten. Die jüngere (römisch-rechtliche) Theorie, die das Wild als herrenlose Sache und auf Grund dessen das Jagdregal behauptete, hätte, wenn sie durchgeführt worden wäre, wenigstens die Konsequenz haben müssen, daß die Herren für Ausübung der niederen Jagd (die hohe wurde mehr und mehr den Fürsten vorbehalten) einer Steuer oder Abgabe wären unterworfen worden. Aber wie sie von allen Gemeinde- und Staatssteuern sich freizuhalten wußten, so auch mit seltenen Ausnahmen von dieser Belastung. — In eigentümlichem Verhältnis zu diesen ausgedehnten Eigentums- und Herrenrechten stand nun die regelmäßig damit verbundene, daher auch erbliche Ausübung obrigkeitlicher Befugnisse in niederer Gerichtsbarkeit und niederer Polizei; man kann auch die Landstandschaft da, wo sie irgendwelche praktische Bedeutung behalten hatte, dazu rechnen, wenn es sich auch nicht oft um eigentliche Gesetzgebung dabei handelte. Diese Befugnisse konnten einerseits als amtliche, daher zugleich als Obliegenheiten und Pflichten aufgefaßt werden, und jene Herrenrechte, soweit sie nicht solche eines klaren und unbestrittenen Privateigentums waren, als Äquivalent, womit diese Quasi-Beamten öffentlich-rechtlich bezahlt wurden. In Wirklichkeit aber mußten die amtlichen Befugnisse selber als Erweiterung und Verstärkung der Herrenrechte erscheinen, sie waren nichts weniger als eine Last, vielmehr ein Privileg und Benefiz von hohem Werte für das Privatinteresse der Grund- und Gutsherren. Sie bildeten ein Zubehör des Privateigentums am Grund und Boden. Dieses selber freilich war noch nicht seinem Wesen nach pflichtenlos; insoweit es verbunden war mit der Herrschaft über „untertänige" Leute, so involvierte es nach Herkommen und Gesetz die Pflichten, die sonst von den Familien- auf die Gemeindeverbände übergegangen waren: also die Armenpflege und was damit zusammenhängt. Man kann im allgemeinen sagen, wenn man die Gültigkeit begrenzt auf die Erscheinungen, die mit den Begriffen sich decken: Wie der Fürst erblicher Herr des unentwickelten Staates, so war der Rittergutsbesitzer erblicher Herr der unentwickelten Landgemeinde: in beiden Fällen sind die Repräsentanten sozusagen mit dem was sie repräsentieren identisch. Dies ist die günstigste Darstellung, die sich auf die Verhältnisse anwenden läßt, es entsteht aber dadurch so etwas wie eine übersinnliche Absurdität, die in dem geflissentlich immer mehr in den Vordergrund gestellten religiösen Charakter der Obrigkeit ihren Ausdruck fand. Perthes meint es sei „ein furchtbares Mißverständnis" des Ausdruckes „Wir von Gottes Gnaden" gewesen, daß Fürsten und Grafen daraus das Recht auf jede Handlung, auf jede Forderung, auf

jedes Gebot ihren Untertanen gegenüber ableiteten und sich nur Rechte, den Untertanen nur Pflichten zuerkannten. Für die wissenschaftliche Ansicht hat diese religiöse Begründung politischer Herrschaft nur insofern Sinn und Bedeutung — außer dem historischen Interesse, das ihr beiwohnt — als der wirkliche religiöse Glaube des Volkes eine Art von allgemeinem Wollen in sich enthält, das in Wirklichkeit damals nach überwiegender Weise — trotz aller Unzufriedenheiten im einzelnen — die Legitimität und Erlauchtheit des Herrenstandes anerkannt haben dürfte. Abgesehen davon, legt aber das Leben und Wirken dieses Standes eine andere Auffassung seines Verhältnisses zum Volkskörper nahe. Anstatt, wie seinem Ursprunge nach, ein wohlernährtes Organ zu symbolisieren, das durch seine Leistungen als Teil dem Ganzen dient, wird er vielmehr einem Schmarotzer vergleichbar, einem lebendigen Fremdkörper, an dem durch Nichtgebrauch alle Organe verkümmern außer dem Bauch und den Geschlechtsorganen, um derentwillen der Parasit seine aussaugende Tätigkeit und diese allein, unermüdlich ausübt. Diese Vorstellung paßt nach ihren vollkommenen Merkmalen, nur auf extreme Fälle — daß es solche gegeben hat, und zwar in nicht geringer Zahl, darf als historisch bezeugt gelten, so mangelhaft und parteiisch auch die Kunde aller solcher Tatsachen ist. Als ein objektives Merkmal, das oft auf einen rein parasitären Charakter des Rentengenusses hat schließen lassen, ist der „Absentismus" von Bedeutung, die dauernde Abwesenheit der Herren von ihren Besitzungen, wodurch den Bauern, Handwerkern und Kaufleuten auch die Vorteile verloren gehen, die ihnen sonst die Versorgung einer großen Konsumtionswirtschaft bringen muß. Dies Übel war zwar in Deutschland nicht unbekannt, hatte aber bei weitem nicht die Ausdehnung gewonnen, wie im Nachbarlande, wo es die große Staatsveränderung vorbereiten half. „Nur der Edelmann, dessen Vermögen unbedeutend war, lebte noch auf dem Lande" (A. de Tocqueville).

Der Gletscher / Roman von Johannes V. Jensen

(Fortsetzung)

Jägerjahre



reng war jetzt voll ausgewachsen, abgehärtet durch mehrere Winter, und führte schon eine Art regelmäßig-gesicherten Daseins, obgleich er noch immer ständig auf der Wanderschaft war. Der sinnlose Kampf gegen die Kälte hatte einer mehr berechneten Lebensweise Platz gemacht, je klüger er durch den Wechsel der Jahreszeiten geworden war und je mehr er gelernt hatte, sich auf den Winter vorzubereiten.

Er dörrte in der guten Jahreszeit Fleisch und bewahrte es auf bis zur Zeit der Kälte. Es gab ja auch im Winter Wild genug, aber Dreng stand sich am besten, wenn er sich ein tiefes, solides, steinernes Haus einrichtete und da die ganze kalte Zeit über wohnen blieb; und dies wiederum brachte es mit sich, daß er anfing, Vorräte zu sammeln. Ganz fest ansässig war er nicht; er wählte jedes Frühjahr einen neuen Platz in der Nähe frischer Jagdgebiete; aber da blieb er dann auch die ganzen langen Wintermonate durch. Er gab sich recht viel Mühe mit seinem Haus, seitdem er es so lange benützen wollte, und arbeitete nach einem ganz bestimmten Plan. Wenn er irgendwo eine natürliche Höhle fand, so nahm er von dieser Besitz, nachdem er den Bären erlegt hatte, der in der Regel dort hauste; fand er keine, so baute er sich einen Steinhaufen, indem er sehr große Steine so gegeneinander wälzte, daß sie eine Kammer bildeten, und die Wände mittelst kleinerer Steine dicht machte. Diese kleine Steinhütte vertiefte er nach unten, unter der Erde, und fütterte sie mit Moos und Fellen aus; und hier bot er die langen, dunkeln Winternächte durch der Kälte Trotz. Immer jagte er; aber im Winter streifte er nie weiter, als daß er zur Nacht wieder in seiner Hütte zurück sein konnte.

Obgleich er weder Feuer noch Licht hatte, beschäftigte er sich doch mit allem Möglichen in seiner Höhle, wenn er nicht schlafen konnte und ein genügender Vorrat von gedörrtem Fleisch vorhanden war. Er präparierte seine Häute, saß endlose Stunden und kaute die rauhen, steifen Felle, Zoll für Zoll, bis sie geschmeidig wurden und weich. Diese Behandlung hatte ihn die harte Not gelehrt — wie überhaupt alles was er konnte; er hatte in der Hungerperiode sein Leben fristen müssen durch das Abnagen von Fleischresten, die an seinem Fell saßen, und dabei hatte er entdeckt, daß die Felle sich besser hielten und angenehmer zum Tragen wurden, wenn er sie von einem Ende zum andern durchkaute. Bei dieser Gelegenheit war er auch darauf gekommen, das Fleisch durch Dörren aufzubewahren.

Wenn er nicht Felle kaute, saß er wie ein Blinder im Pechfinstern und tastete sich geduldig mit den Fingern weiter, bohrte mit einem knöchernen Pfriemen Löcher in die Felle und fügte sie zusammen mit langen Riemen, die er aus

Renntierfellen geschnitten hatte. Er verstand es, sich auf eine ganze bestimmte Art mit den Fellen zu bekleiden, so, daß sie so warm wie möglich gaben; aber es kostete viel Kopfzerbrechen und Arbeit. Er drehte aus Därmen Schnüre und Leinen, die er zu verschiedenen Dingen gebrauchen konnte; und all das ließ sich recht gut im Dunkeln verrichten.

Die Winter wurden immer länger. Der Gletscher streckte sich weit übers Land. Man konnte nicht sehen, wie er sich reckte, aber mit jedem Monat und jedem Jahr war er weiter vorgeschritten. Der äußerste Rand stand jetzt schon ganz tief im Flachland, wo das grüne, geborstene Eis mit den Überresten des ausgestorbenen Waldes zusammenstieß. Wo früher Bambus und Mimosen gestanden hatten, lag jetzt ein Schild von Eis über den Hängen; wo im heißen Sumpf die Baumfarrn gewachsen waren, wölbten sich jetzt am Gletscherrand Tore, aus denen mit weißem, undurchsichtigem Wasser schmutzige Fluten quollen. Und immerzu wuchs der Gletscher, gefror wieder an seiner eigenen Kälte, wuchs weiter, schritt fort, eroberte eine Landschaft um die andere . . .

Dreng war wohl vertraut mit seinem Wesen und wußte, daß er kam. Er rechnete und beobachtete und sah ziemlich genau die Zeit voraus, in der das ganze Jahr nichts anderes mehr sein würde als Winter, und der Gletscher das ganze Land unterjocht haben würde. Instinktiv sammelte er Kräfte zum Widerstand, speicherte Erfahrungen auf, wappnete sich gegen das Kommende. Jeder Winter ward für ihn zu einer harten Schule, in der er lernte, sich vorzubereiten; selten mehr unternahm er etwas, ohne daß ein Sinn darin lag, der über den Augenblick hinausging, auch wenn er selber sich nicht immer der Absicht bewußt war. Der Gletscher war der Herr seines Lebens . . .

Die ersten Sommer seiner Einsamkeit waren manchmal noch ziemlich heiß, wenn auch sehr regnerisch. Die reinen Sintflutjahre. Wochenlang strömte der laue Regen und verwandelte das Land in neblige Sümpfe. Dann wieder stand der Gletscher da, reingebadet, klar, mit einem abgründigen Schimmer von Grün tief unten und hoch oben — — wand sich dahin in meilenweiten Ausbuchtungen, zerrissen, übersät von den niedergestürzten Felsblöcken der Bergspitzen, auf denen ewiger Schnee lag, bis hinab ins regenumnebelte Land . . .

Dreng ward in diesen kurzen Sintflutsommern ein halber Wassermensch; er lernte auf Baumstämmen schwimmen, die er mit einem Ast weiterstakte; die angeschwollenen Flüsse und Seen vermochten ihn nicht mehr aufzuhalten. Wenn das Wasser zu tief ward, grub und bohrte er mit dem breiten Ende seiner Stange so lang und so tief, daß er trotz allem vorwärts kam. Der Hund begleitete ihn, bald am andern Ende des Baumstamms sitzend, bald danebenher schwimmend. Naß waren sie immer, durch und durch naß, die zwei, naß und durchgefroren bis auf die Knochen; aber es bekam ihnen merkwürdig gut.

Während der kurzen Sommerzeiten verfiel Dreng wieder in die Sorglosigkeit

des Waldmenschen, warf seine Felle ab und streifte umher, ohne etwas anderes als seine Steinwaffen. Mit allen Poren sog er die Wärme ein, lag tagelang und briet in der Sonne, wenn sie endlich einmal durch die Wolkenklumpen brach. Aber die Wildheit, der Grimm vom Winter her steckte noch in ihm; und wartete bloß auf die Kälte. Das Erinnerungsvermögen war erwacht in ihm. Nie kam es so weit, daß er nicht mehr das grüne Flimmern des Gletschers gegen den Himmel gesehen hätte ...

Im Sommer war Drengs Leben ein unablässiges Schweifen. Meilenweit zog er in die Runde auf der Jagd nach allerlei Wild. Er baute sich kleine Reisighütten für die Nacht, wo sie ihn grade überfiel, und zog am nächsten Morgen weiter. Auf seinen Streifzügen kam er auch hinab in die südlicheren Gegenden, von denen er stammte, und fand den Wald nun fast ganz zu einem wirren, unkenntlichen Sumpf verfault. Die Stämme der großen Bäume waren kaum mehr zu unterscheiden und bildeten einen fast undurchdringlichen Untergrund von gefallenem Holz, das Gesträuch und Unkraut vollständig zu überwuchern begannen.

Der Urwald erholte sich nicht mehr. Jedes Jahr trieben einige von den zerstörten Bäumen Wurzelschossen, die in die Luft hinauszuwachsen versuchten, und im Moder über den begrabenen Palmen grünten, ... neue Sprossen; aber Bäume wurden es nie. Der folgende Winter schon erstickte sie wieder. Keins der Urwaldgewächse kam mehr zu vollem Gedeihen; aber sie erhielten sich trotzdem am Leben durch kleine, verkrüppelte Ableger, von denen einige sich als lebenskräftig erwiesen und den Urwald späterhin weiterpflanzten, wenn auch in einem sehr veränderten, winzigen Maßstab. Andere Pflanzen dagegen, die früher nichts bedeutet hatten im Urwald, erhoben sich jetzt plötzlich und fingen an, mit vereinten Kräften auf die Bildung eines neuen Waldes hinzuarbeiten — die Nadelhölzer, die die Kälte vertrugen. Tannen und Fichten breiteten sich rasch auf den Gebieten des Urwalds aus, und sogar der Wachholderstrauch, der in dem warmen Wald als zypressenähnlicher Riesenbaum geprangt hatte, überwinterte mit ein paar kleinen, langsam wachsenden Wurzelschossen, die nach und nach den Pyramiden und Kuppeln des Mutterbaums ähnlich wurden, wenn auch im kleinen. Andere Gewächse entwickelten sich unter den neuen Verhältnissen aus Kräutern und Sträuchern zu großen Bäumen, indem sie die Fähigkeit zeigten, im Winter das Laub abzuwerfen und im Frühjahr neu auszuschlagen. Da waren die Birke und die Eiche, die früher bloß Sträucher im Urwaldunterholz gewesen waren, da waren die Espe und die Weide und noch viele andere, die jetzt zur Herrschaft gelangten und anfingen, Wälder zu bilden und im Sommer, wenn die Nächte hell waren, ihr vergängliches Laub spielen zu lassen.

Alles richtete sich nach der neuen Ordnung mit den wechselnden Jahreszeiten, da es nun einmal nicht anders war. Viele der ausgewanderten Tiere kamen in

der warmen Zeit nach dem Norden zurück und kamen immer wieder, wenn sie auch nach und nach, mit dem Fortschreiten des Gletschers, wichen.

Fast alle Vögel zogen nordwärts, wenn die Sonne in blendenden Strahlen über den überschwemmten Landen stand, deren Linien sie nun einmal kannten. Der Überfluß an Wasser schreckte sie nicht, wenn bloß die Sonne Gras und Röhricht und hinlängliches Wurmgewimmel darin hervorlockte. Einzelne gab es auch, die von Anfang an und für immer im Süden blieben — der Flamingo und der Pelikan und verschiedene ähnlich empfindliche Vögel etwas zweifelhaften Aussehens, aber von besonders feinen Nerven zwischen den Schwimmhäuten; diese scheiden hiermit aus unserer Erzählung aus. Der ganze Rest jedoch, Gänse, Enten und Schwäne, Kibitze, Lerchen und Schnepfen, grüßten Dreng, als sie in Schwärmen dicht wie Wolken von Süden einhergebraust kamen und mit freudigen Erinnerungsklängen sich in die meilenbreiten Seen stürzten, um welche die alten Wälder mit erblichenen Ästen und Wurzeln emporragten, soweit das Auge trug ... Da quakten die Frösche, bis die Störche kamen und sie am Hals packten, da wimmelten Würmer mit ihrer jungen Brut in durchsonnten Wassern und lockten die Enten an; große Hechte zogen blitzende Furchen durch den Wasserspiegel, verfolgt vom Otter, und zwischen aufeinandergestapelten Hölzern bauten ganze Völker von Bibern ihre Ansiedelungen ...

Das war eine Gier, ein Gebrüte und Gebäre ohne Ende; und Dreng schwelgte in Eiern und Geflügel und verträumte lange Wochen auf Eilanden, wo Bienen in hohlen, abgestorbenen Bäumen bauten ... Auch viele der Landtiere machten den Versuch, in der warmen Zeit wieder nordwärts zu ziehen. Wenn Dreng hoch oben im nördlichen Hochland saß und Ausschau hielt, sah er oft weit in der Ferne, gegen den Südrand der Erde zu, der in Wolkenstrahlen von Sonne getaucht lag, eine altvertraute Erscheinung, die sich dort vom Himmel abhob — den Löwen mit seinem schweren Vorderkörper — ein fast unsichtbares Pünktchen in der Ferne ... Oder er erblickte die feinen Linien einer oder der anderen frierenden Antilope, die vielleicht Hunderte von Meilen von den neuen Weideplätzen im Süden heraufgewandert war, bloß um einen Blick zu erhaschen auf die Heimat im Norden, die sie verlassen hatte. Es waren nur ganz vereinzelte Streifzügler und Empörer, und auch diese wandten stets um, nachdem sie von einer Anhöhe herab die zerstörten Wälder erblickt hatten. Ihr Schicksal verwies sie immer weiter und weiter gen Süden, und bald würde ihre Stätte hier sie nicht mehr kennen ... Einige Landtiere kamen den Sommer über zu Besuch und zogen, wenn es kalt wurde, wieder ab; aber es wurden ihrer immer weniger. Sie konnten nicht, wie die Vögel, sich ihren Weg durch die Lüfte suchen und sich an ein alljährlich wiederkehrendes Wandern gewöhnen. Auch die wilden Pferde und ein paar andere Leichtfüße nahmen diese Art Lebensweise an; aber im allgemeinen trennte der Gletscher gar bald die, die

bleiben und die, die ziehen wollten. Die ersten beiden Sommer versuchte auch das Flußpferd, zurückzukehren. Plätschernd kam es durch die Moräste herauf, fühlte sich aber höchst pikiert über die vielen Baumstümpfe und Äste auf dem Grund und ließ sich im nächsten Jahr nicht mehr blicken, sondern wandte dem undankbaren Vaterland den Rücken. Und der war breit.

Gleich im ersten Sommer fand eine große Versammlung der schwanzlosen Affen statt, die ähnlich wie der Mensch auf der Erde lebten. Sie hatten natürlich den Winter vergessen und richteten sich unter gewaltiger Selbstüberhebung und Rechthaberei und einer Unterdrückung sämtlicher anderer Lebewesen in einem Berggehölz ein, wo es die warmen Monate über Nüsse und Beeren die Fülle zum Schwelgen gab. Als Dreng im nächsten Frühjahr in die Ebene kam, fand er die Gerippe der ganzen Gesellschaft auf einer Insel, bis zu der sie in ihrem Versuch, der Kälte zu entfliehen, gelangt waren. Ein Sturm hatte sie überrascht, und man konnte noch an den fleischlosen Knochengerüsten sehen, wie sie in einem Klumpen dagesessen hatten, dicht aneinandergedrückt und engverschlungen, und so schließlich erfroren waren. Sie hatten Dreng stets geärgert durch ihr fortwährendes Auflauern und Nachgeäffe, und er machte sich ein Vergnügen daraus, ein Spottlied zu singen auf die ganze Bande. Es waren die letzten Affen, die er in seinem Leben sah. Weiter südwärts starben sie augenscheinlich auch aus, obwohl sie selbstverständlich immer im Recht waren und immer großartig so taten, als wehrten sie sich . . .

Klüger war das Mammut, das Dreng oft sah in seinen ersten, langen Jägerjahren, in denen die Zeit ihm vorkam wie eine Ewigkeit und in denen er ein anderer und zum Mann ward. Er und das Mammut waren von Anfang an Genossen. Noch jagte Dreng das Riesentier nicht, dazu war er noch nicht reif. Darum konnten die beiden wohl nebeneinander bestehen, ohne sich gegenseitig ins Gehege zu kommen. Sie lebten auch von ganz verschiedener Nahrung.

Das Mammut glich in seiner Eigenschaft als Elefant sich selber gar nicht mehr. Es hatte sich der Kälte wegen einen langhaarigen Pelz zugelegt, so daß es aussah wie ein bemooster, beweglicher kleiner Berg, wenn es so zwischen den Felsblöcken einhertrampelte und den Reif von den Lärchen schüttelte, um die grünen Nadeln in seinen Rüssel zu stopfen. Im Winter war es eine Dreng wohlbekannte Erscheinung. Oft traf er das gewaltige Tier in irgendeinem verschneiten Nadelgehölz, wie es, mit aufgerolltem Rüssel, im Schutz eines Felsblocks stand, und der Schnee ihm zwischen die breitausladenden Stoßzähne hineinfegte. Da stand es, unendlich geduldig, und wiegte sich, schwerfällig wie ein Berg, sachte im Schneesturm hin und her, während ihm zwischen den mächtigen Beinen die lange Wolle wuchs; und unter den buschigen Brauen, die voller Schnee hingen, blickte es aus kleinen, lebendigen, wissenden Augen, gleich der verkörperten Einsamkeit . . . In den scharfen stillen Frostnächten, wenn

Dreng in seiner Feldsteinhöhle wachlag, hörte er das hohle Husten des Mammut in den Eisklüften widerhallen und in tönendem Ewigkeitsschweigen verklingen. Dann zog der Alte auf die Wanderschaft — empor über die Gletscher — im Schein des Nordlichts — vorsichtig zwischen den Eisgrüften und Eisblöcken mit den Riesenfüßen vorwärtstastend . . . Lange Wege wanderte er so über den Gletscher, um die Felseninseln — meist steile Bergzinnen — zu finden, wo die Zwergföhre wuchs, die seine Nahrung war . . . Im Sommer dagegen trompete das Mammut faul und schleckig in den jungen Birken herum und spielte mit seinem Futter — legte es sich auf den Rücken, drehte es mit dem feinnervigen Rüssel um und um, eh es ihm beliebte, es zu verschlingen. In dieser Zeit haarte es sich auch und ließ seine grobe Wolle in den Dornbüschen und im Gestrüpp hängen.

Das Mammut gehörte zu den hellen Nächten, in denen die Birkenstämme weithin dämmerten gleich weißen, schwarzgefärbten Leibern. Da sah man es stehen und stampfen und mit den Ohren wedeln gegen die Fliegen . . . fern, fern auf den Höhen, wo der Himmel noch um Mitternacht gelb schimmerte; und man hörte auf weite Abstände hin das tiefe, satte Knirschen der schwerfälligen Zähne . . . gleich dem Rattern der Steine tief unter dem Gletscher . . .

Je mehr aber die Sommer abnahmen, desto seltener kam das Mammut herab vom Gebirg. Es ging vielmehr, sobald das Frühjahr kam, mit Vorliebe nordwärts; so lieb war ihm seine kalte Umgebung geworden. Und Dreng ließ sich das wohl oder übel zur Warnung dienen für künftige Zeiten. Er wußte — das Mammut war klug.

Dreng dachte ernstlich nach. Seine Kindheit war dahin und hatte in ihm bloß ein Empfinden hinterlassen, als ob endlos lange Jahre verflossen wären. Die Zeit, die er einsam in der Wildnis verbracht hatte, war wie ein Ring von Jahrtausenden. Er entbehrte nichts, er beherrschte seine Welt ganz und gar und fand immer mehr Mittel, sich sein Leben zu erleichtern. Er fürchtete niemand, weder im Himmel noch auf Erden. Mit dem Beil und dem Speer, der aus seiner Hand flog, hatte er sich alle Tiere untertan gemacht, und vor den blinden Mächten, die sich ihm im Schneesturm, im Dunkel entgegenstellten, schwieg er; sie waren Symbole des harten Lebens, das er lebte . . . Unbesiegbarkeit und Trotz in eins geschmiedet, zu einem Gewächs geworden. Er hatte die Natur und sich selbst überwunden.

Aber sehr einsam fühlte er sich. Wozu war er stark geworden? War wirklich für seine Kräfte kein anderes Ziel, als bloß — leben? Die Zeit ward ihm nicht lang. Entweder jagte er für den Augenblick, oder er versah sich für die Zukunft . . . Arbeiten konnte er auch im Dunkeln; wenn er Zeit und Muße hatte, hockte er tage- und nächtelang vor seiner Steinhütte, prägte sich den Lauf der Gestirne ein und den Gang der Sonne am Himmel; und bald wußte er

auch schon ein bißchen Bescheid mit dem Lauf der Himmelskörper, in welchen Zwischenräumen sie wiederkehrten . . . wie lang es jedesmal währte . . . Immer flogen seine Blicke auf und ab, dahin, dorthin . . . immer griffen seine Hände nach Neuem. Alles, was er auch nur einmal gesehen oder berührt hatte, haftete für immer in seinem Gedächtnis und lebte darin weiter. Jedem Neuen war er zugänglich . . . immer voll Eifer . . . jede neue Entdeckung jagte ihm gewaltsam das Blut ins Gehirn . . . Und wenn irgend etwas Neues ihn beherrschte, lief er herum wie ein Tier, das im Fieber, von Brutlust heiß, sich sein Nest baut . . . Sein Hirn arbeitete . . . alles in seinen Händen ward fruchtbar . . . Aber froh war er nicht.

In einem Sommer nahm er sich vor, die Spur seines Stammes gen Süden zu verfolgen. Von einer verlassenen Wohnstätte zur andern führte sie — viele Wochen lang. Von der Stelle, wo sie gehaust hatten, als Dreng sie verließ, waren sie längst weitergezogen, und der Wald war ausgestorben. Dreng kam über Berge, in wildfremde Gegenden, wo er sich keineswegs sicher fühlte, bis er schließlich zwischen Bäumen den Rauch eines Lagers aufsteigen sah und wußte: das waren sie. Warm war es auch hier nicht, soweit der Ort auch gen Süden lag. Wie mochte es ihnen ergehen? Sehnsüchtig schaute er nach dem Rauch; aber zu gleicher Zeit weckte dieser auch in seiner Erinnerung das Bild des Stammes, der da ums Feuer oder rundum in den Hütten gelagert war und haderte, tagaus, tagein haderte, schalt und keifte, ohne daß je einer zuschlug! Wenn er damals, an dem Tag, als er den Rachepfahl sah, den sie wider ihn errichtet hatten, sich ihren Wohnstätten genähert hätte, so hätte er ihre unbezähmbaren, gehässigen Stimmen gegeneinander zetern hören. Und er wußte, das würde er auch jetzt erleben. Darum ging er — vorüber! Außerdem — kam er mit Feuer? Hatte er in seiner langen Verbannungszeit das wiedergefunden, was er — bei sich selbst — für die einzigste Bedingung hielt, unter der er wieder nach Hause zurückkehren konnte? Nein — er ging nicht weiter . . .

Aber in diesem Sommer blieb er in der Wildnis nordöstlich der Wälder, wo auch die verschiedenen andern wilden Stämme, außer dem seinigen, sich niedergelassen hatten . . . alle möglichst weit voneinander entfernt und alle, wie immer, in wechselseitiger bitterer Fehde.

Von seinem Späherplatz hoch auf den Höhen erblickte Dreng oft den Rauch der Wohnstätte anderer Stämme — fern im Süden. Aber der Gedanke, Berührung mit ihnen zu suchen, oder auch nur, sich aus ihren Lagern Feuer zu holen, kam ihm nicht ein einziges Mal. Eine Annäherung an diese Fremden war ja doch bloß auf eine Art denkbar.

Und wirklich geschah es auch in diesem Sommer, daß Dreng auf den einen oder andern Menschen stieß, der neugierig oder dummdreist genug gewesen war, sich zu weit nordwärts, in die öden Gebiete des Frosts, zu wagen. Bei der=

artigen Gelegenheiten konnte er seine Sehnsucht nach Menschen befriedigen. Es konnte gut ausfallen — es konnte aber auch eine Enttäuschung sein — je nachdem es ein junger Mensch mit gutem Blut oder ein alter, zäher Urmensch war, der sich nicht beißen ließ . . . Einmal blieb Dreng von einer derartigen Begegnung eine gar nicht sehr angenehme Erinnerung in Form von Verdauungsbeschwerden zurück. Es war ein alter, winddürrer Waldmensch gewesen, den er an einem Bach beim Krebsfang überrascht und unbesehen, sozusagen an Ort und Stelle, verschlungen hatte. Uh je! Noch lang taten ihm nachher die Zähne weh! Viel fehlte nicht, und es hätte sich gradezu ein Vorurteil gegen das Verspeisen eigenen Fleisches und Bluts in ihm gebildet! Sein Verlangen nach Menschen nahm ganz gewaltig ab, nachdem er so ein Dutzend Stück ausprobiert hatte. Außerdem wagten sich schließlich überhaupt keine Menschen mehr auf die Nordseite der Wälder, weder in Herden noch einzeln. Unter den Stämmen fing an ein Gerücht umzugehen von einem schlimmen Zauberer droben in der Wildnis . . . halb Bär — halb Mensch . . . der alles, was sich jener Seite näherte, zerriß und auffraß. Also wanderte Dreng wieder nach Norden, seinen alten, kalten Regionen zu.

Aber nachdem er ein paar Wochen lang, wie früher, ausschließlich auf tierische Diät angewiesen gewesen war, fing er an, in seinen Träumen von einem recht jungen, blutvollen Menschen zu fabeln . . . nur ein einziges Mal wieder!

Und so kam es, daß er nur zögernd und auf vielen Umwegen und Abstechern in seine Einsamkeit zurückkehrte . . .

Und auf einem dieser Abstecher, den er in einer vor sich selbst halb versteckten Hoffnung unternahm, weil er ja doch sicher war, enttäuscht zu werden, begegnete ihm das Wunder seines Lebens . . . Es war ein Mensch . . . endlich wieder ein Geschöpf, das aufrecht ging! Dreng erblickte seine Beute eines Tages in einem öden Tal im vollen Lauf nach einer Höhle zu. Später, als er ihr den Weg abgeschnitten hatte, sah er sie das Tal hinabrennen . . . über einen Bach weg . . . und hinter einem Hügel verschwinden. Und die Jagd begann. Drei volle Tage und Nächte währte sie und endete erst weit, weit fort, in einer Gegend, die Dreng völlig unbekannt war, und die nicht zum mindesten dazu beitrug, daß diese Jagd Drengs größtes Erlebnis ward! Das Wild, das rascher lief und ausdauernder als ein Renntier, führte Dreng weit hinaus, dahin, wo alles Land aufhörte und wo nichts war als Wasser . . . ein unermeßlicher See . . . so weit das Auge reichte. Es war das Meer . . .

Gleich als der Mensch die Flucht ergriff, fiel es Dreng auf, daß er weder nach den Wäldern zurück noch nach den Bergen hinaufstrebte, sondern über die niederen Steppen und Sümpfe hin abbog, die sich westwärts, gen Sonnenuntergang, erstreckten. Wohnten auch auf jener Seite Leute? Oder hatte der Mensch keinen Stamm, zu dem er flüchten konnte?

Was ihn noch mehr verwunderte, war, daß der Mensch augenscheinlich etwas an hatte . . . kein Fell, wie er selber, sondern etwas anderes, das im Winde wehte und flatterte, während er lief. Wenn es eine Art Kleidungsstück war, so war das wohl am Platz. Denn es war schon spät im Jahr, und Hagel und Stürme drohten. Aber Dreng wußte, sich selber ausgenommen, von keinem Menschen, der es verstand, Kleider umzulegen gegen die Kälte. Weiterhin bemerkte er, daß der Flüchtling weder Miene machte sich zu verteidigen, noch sich durch List zu retten suchte, sondern einfach immerzu rannte und rannte — und das für das einzige Rettungsmittel zu halten schien; etwa so, wie es die wilden Rinder machten. Also handelte es sich in diesem Fall einfach darum, das Wild in eine Sackgasse zu jagen oder es zu Tode zu hetzen.

Es erforderte Drengs volle Kraft, die Spur nicht zu verlieren; und in den ersten Stunden gewann der Mensch vor ihm einen Vorsprung. Aber nach einer Weile kam Dreng ihm näher, erst kaum merkbar, aber doch so weit, daß er die Jagd nicht aufgeben mochte. In der Nacht ruhte Dreng ein paar Stunden, aß und schlief; und am nächsten Tag mußte er bis über Mittag der Spur nachgehen, eh er sein Wild wieder erblickte . . .

In der nächsten Nacht hatte das arme, gejagte Menschenwesen sich einiger armseliger Kriegskniffe bedient — — war durchs Wasser gewatet und wieder zurück, hatte sich in einer Felswüste versteckt . . . Aber Dreng spürte es auf und verfolgte es noch schärfer als zuvor. Viele, viele Meilen waren schon zurückgelegt, und sie waren in Gegenden angelangt, die Dreng völlig fremd waren.

Rudel von wilden Pferden sprangen da und dort auf und galoppierten wild im Kreis herum, blieben wieder stehen und schauten Dreng an, der in langem, flüchtigem Trab vorübereilte. Während der Verfolgung wetzte Dreng die Zähne — erbarmungslos. Im übrigen unterschied sich die Jagd in nichts von seinem täglichen Leben; bloß daß das Wild diesmal ein edleres und begehrteres war, als gewöhnlich.

Am letzten Tag ging der Mensch da vor ihm nur langsam weiter; er schien krank und gliederlahm zu sein. Sie waren an das große Wasser gelangt und bewegten sich am Ufer entlang, wo der Sand, fein gemischt mit runden Steinen und allerlei seltsamen Dingen, lag. Dreng lief, neugierige Blicke auf alles, was er am Strand sah, werfend und mit vollen Nüstern den starken Geruch einatmend; aber er nahm sich nicht die Muße stehen zu bleiben. Das alles hatte ja Zeit — — bloß ein paar Augenblicke noch — — der Mensch vor ihm lief, ohne voranzukommen, — stolperte kraftlos weiter — und sah recht krank aus von hinten . . . Ab und zu taumelte er nieder auf den Sand, erhob sich wieder und versuchte weiterzurennen; schließlich auf allen Vieren. Die Jagd war zu Ende.

Dreng näherte sich seiner Beute in großen, doppelt ausholenden Sätzen, aber ohne seinen Speer zu werfen oder sein Beil zu gebrauchen. Hier genügten die Zähne; und er leckte sich — hungrig und vor allem durstig wie er war — mit der Zungenspitze die Unterlippe.

Da sah er, daß es ein Weib war. Sie lag auf den Knien, das Gesicht im Sand, und erwartete ihr Schicksal. Keinen Laut gab sie von sich, als Dreng sie umdrehte und ihre Augen sich trafen. Jeder Gedanke an Mord erstarb in ihm. Selbstverständlich würde sie leben . . .

Aber in einem letzten rachgierigen Bewußtsein dessen, was sie ihn gekostet hatte an Verlangen und Mühsal, wies er die Zähne . . . Das Entsetzen, sich in seiner Gewalt zu wissen, wich sogleich aus ihrem Blick, sie fühlte, daß sie am Leben bleiben würde; und auch sie entblößte all ihre Zähne gegen ihn, wie um zu beißen; aber keins von ihnen biß. Und dies war das erste Lächeln.

Von da ab blieben sie zusammen. Sie waren — zwei Menschen — allein auf dem Gletscher — das einzige Menschenpaar im Norden.

Die Sonne brach durch die Wolken — und sah, daß außer ihnen niemand da war . . . So entstand die Monogamie.

Das Meer

Hier ist einzuschalten, daß Dreng viele Jahre, nachdem er schon ein Menschenalter lang mit seinem Weib im Hochland gelebt hatte, das Opfer einer unheilbaren, wenn auch nicht eigentlich lebensgefährlichen Krankheit ward — einer gewaltigen Sehnsucht nach dem Meer. Es fing damit an, daß er nicht imstande war, jemals die Mahlzeit von frischen Muscheln zu vergessen, die er und sein Weib am Strand genossen hatte, kurz nachdem er sie überholt und sie sich gegenseitig auf ihren wilden Gesichtern das Lachen hervorgelockt hatten. Diese Mahlzeit, bei der Dreng zum erstenmal salzige Nahrung kostete, stand in späteren Jahren vor ihm als die einzigste eigentlich seines ganzen Lebens . . . Wenn er ihrer gedachte, nickte er vor sich hin, ohne es zu wissen . . . als müsse er sich eine ganz neue, wichtige Sache merken . . .

Und mit diesem Geschmack verbunden war eine ganz seltsam klare und glückselige Erinnerung an alles, was er in jenen paar Stunden erlebt hatte . . . in jenen Stunden, da er und Moa — so hieß sie, mit dem Namen, den ihr die Kinder, die sie gebar, gaben . . . am Meeresufer geruht hatten, eh sie sich heimbegaben auf den Gletscher. Dreng hatte die runden Steine und allerhand andere unbekannte Dinge untersucht; und verschiedenes erwies sich auch eßbar, wenn schon von ungleichem Wert. Und er hatte in langen Zügen hinausgewittert über diesen See, der schwärzer war als die Wasser im Land, die er kannte, — und keine Ufer hatte auf der andern Seite . . . soweit das Auge reichte. Das Wasser hatte auch einen ganz anderen, wilden Geschmack gehabt . . . gut; aber zuviel

durfte man nicht davon kosten. Weiße Vögel mit einer eigenen herben Sprache flogen über die Wellen, die aussahen, als wären sie auf einer großen Wanderung begriffen.

Hatte Dreng bei sich selbst den Beschluß gefaßt, wieder dahin zurückzukehren, und hatte ihn nachher vergessen? War es das, was ihn rief? Weshalb war jener Tag so köstlich gewesen, so süß bis ins tiefste Innere, daß die Erinnerung daran der geheime Anfang war zu allem, was in Dreng späterhin zu einer Art primitiver Güte ward? Noch viele Jahre später konnte er oft den Kopf schütteln, und Moa konnte, wenn sie auf ihrer Wanderung von ihren Lasten aufblickte, ein feines, flüchtiges Licht entdecken, das über die brutalen Züge des Mannes huschte, einen Schimmer, der dem Lächeln des Tages am Meeresstrand glich. Moa schob ihre Traglasten mit dem ewigen Säugling zuoberst ein bißchen höher den Rücken hinauf. Sie wußte, jetzt sehnte sich der Mann, sehnte sich . . . Aber sie war es nicht, an die er dachte. Und doch war auf der ganzen weiten Welt nichts, vor dem sie sich demütiger beugte als vor dem heiligen Sehnen des Mannes, an dem ihr Anteil war, daß sie ihm in stummer Treue Gefolgschaft leistete bis in den Tod . . .

Ja, Dreng sehnte sich nach dem Meer. Die Jahre trennten ihn von jenem einzigen Augenblick am Strand, sein Leben ward eitel Winter; aber jener Augenblick war und blieb der einzigste. Das Ungekannte hatte sein Herz gepackt in der winzigen Spanne Zeit, als er auf dem weißen Sand saß und die Wellen zusammenrauschen und auseinanderstreben sah, einer Ferne zu, in der sein Auge nicht reichte . . . Und in diesem Wunder des Augenblicks lag etwas, das ihm ins Blut überging und das dereinst sein und seines Geschlechtes Schicksal ward.

Aber das wußte er nicht und entdeckte es nie, daß das Sehnen nach dem Meer mystisch war und ewig an das Morgendämmern seines Herzens geknüpft — von der Stunde an, da er zum erstenmal in Moas arme, gehetzte Augen schaute.

Moa

Und nun der Alltag. Es ward Winter, und Dreng und Moa wanderten ihm aus freien Stücken entgegen, zogen gen Norden, bis zum Rand des Gletschers, wo er für gewöhnlich hauste und sich daheim fühlte. Hier lebten sie, erst ständig auf der Wanderschaft, dann fest angesiedelt, und wurden mit den Jahren eine Familie.

Die Kälte war nichts Neues für Moa. Sie war gewöhnt, sich allen Jahreszeiten anzupassen. Dreng gewann nach und nach einen Einblick in all die kleinen Kunstgriffe, deren sie sich zu ihrer Notwehr bediente. Sie waren so anspruchslos und so naheliegend, daß niemand, der daran gewöhnt war, im Wald zu leben, darauf verfallen wäre. Moa hatte sie einfach angewendet.

Die Kleider, die sie trug, als Dreng sie traf, hatte sie selbst erfunden; und Dreng merkte — zu seinem eigenen Nutz und Frommen — daß zwei Menschen, die fern voneinander lebten und nicht die geringste Ahnung hatten voneinander, auf ein und dasselbe verfallen konnten. Das war die Ursache, weshalb er, mit gebrochenem Selbstbewußtsein und voll Dankbarkeit Moa aufnahm in seine Einsamkeit; und so ward daraus die erste kleine Gemeinde auf Erden. Im Urwald näherten Mann und Weib sich einander wie die Wölfe, und kein Weib ward Mutter, ohne Male von den Zähnen eines Manns im Nacken. Dreng und Moa waren das erste Menschenpaar, das Blick in Blick getaucht zusammenlebte.

Im übrigen waren Moas Kleider, was den Stoff anbelangt, etwas verschieden von denen Drengs; es waren keine Felle, sondern eine Art geflochtener und verfilzter Fries aus Mammutwolle, die sie von den Dornbüschen gesammelt und zu einem groben, sehr dicken und warmen Garn gedreht hatte. An den Füßen trug sie geflochtene Bastschuhe, und ein kunstvoll gearbeiteter Weidenkorb, worin sie alle ihre kleinen Besitztümer, die seltsamsten Kostbarkeiten in Form von allen möglichen Dingen, wie sie auch gewisse Vögel sammelten, aufbewahrte, kam nie von ihrer Seite. Hierin verwahrte sie Körner, Zähne, kleine Steine, die ihr ihrer Farbe oder Rundheit wegen gefielen, Federn, welke Blumen, Binsenseide, alle Arten von glänzenden Gegenständen und alles, was sich weich anfühlte; außerdem natürlich auch noch ihre Nahrung, die von merkwürdiger Beschaffenheit war. Wenn der Korb zu voll wurde, legte Moa da und dort unter Steinen oder in Höhlen Depots an. Nie warf sie etwas weg, aber sie vergaß leicht, was sie versteckt hatte. Sie war so gut.

Dreng vermochte nie so recht zu ergründen, wie Moa in die Wildnis gekommen war und wie sie es angefangen hatte, die Kälte zu überstehen. Sie war sehr wortkarg. Nicht aus Geheimniskrämerei oder weil ihr der gute Wille gefehlt hätte; aber augenscheinlich existierte für sie überhaupt keine zusammenhängende Vergangenheit. Sie war das verkörperte Leben, aber bloß im Augenblick selbst; alles, woran sie sich erinnerte, ging über sie hin wie der Schatten eines Erlebnisses; aber es war nicht an sich. Wenn Dreng fragte, wie sie von ihrem Stamm abgekommen wäre, konnte sie äußerst ausdrucksvoll ihr wildes Haar schütteln, versuchte wohl auch, eine lange Geschichte zu erzählen, die ihr plötzlich, ihrem Mienenspiel nach zu urteilen, ganz gegenwärtig war, aber es kam nichts weiter zutag als ein großes Sehnen, ein überströmender Reichtum in den Augen und ein paar Worte oder richtiger Sanglaute; und damit glaubte sie eine ganze Welt erschöpft zu haben. Dreng mußte sie ja doch verstehen. Wer sie war — das sah er ja — warm, immer so dicht wie möglich bei Dreng — und alles, was sie konnte — war das nicht Erzählung genug?

Aus allem, was Dreng so nach und nach schloß, war Moa aus irgendeinem

Grund, der mit ihrem eigensten Wesen gar nichts zu schaffen hatte, eine Ausgestoßene geworden, genau wie er selbst, und hatte sich in die Wildnis geflüchtet; es mußte in ganz jungen Jahren geschehen sein; denn sie war jetzt erst knapp ausgewachsen und hatte doch offenbar schon manchen Winter in der Einsamkeit verbracht. Vielleicht hatte in ihr etwas vom selben Geist gesteckt, wie in Dreng, hatte auch sie in Widerspruch gebracht mit allen andern des Stamms und ihr die Kraft gegeben, einsam und ohne Feuer zu leben. Der Nordwind hatte ihr das Haar aus der Stirn gestrichen und sie hatte gelernt sich selbst zu helfen.

Eigentümlich war es, zu beobachten, wie sie in der Schule des Winters sich die gleiche Widerstandskraft angeeignet hatte, wie Dreng, und doch auf eine andere Art. Er entdeckte das nach und nach, je länger sie miteinander lebten und jemehr er mit Moas Gewohnheiten bekannt wurde. Mit Jagd hatte sie sich nicht abgegeben; alle Tiere jagten ihr nur Schrecken ein, namentlich die allerkleinsten, wie zum Beispiel Mäuse, vor denen sie oft schreiend auf Felsblöcke flüchten konnte. Dagegen verzehrte sie voller Gemütsruhe Ameisen, Schnecken und alles, was da kroch, auch Fliegen und sonstiges Ungeziefer, jedoch mit strenger Übergehung der Spinnen. Sie schien zwischen den Tieren nach ganz eigenen, unergründlichen Gesetzen zu unterscheiden.

Im allgemeinen lebte sie fast ausschließlich von Pflanzenkost und hatte sich darin, mit oder ohne Geschmack, eine ganze Anzahl neuer Speisen geschaffen. Da sie keine Früchte mehr hatte, wie daheim im Urwald, hatte sie sich mit Gras und Wurzeln und Kräutern gesättigt, die sie in den Sümpfen und felsigen Gegenden fand, in denen sie hauste; und daß sie klug genug gewesen war, das Nahrhafte herauszufinden, bewies sie durch ihre Existenz — lebensvoll und kerngesund, wie sie war. Im Sommer ging das ja an, und bis weit hinaus ins Spätjahr war in den Moosen alles voll von Beeren, die sich auch Dreng zunutze gemacht hatte. Aber wie war sie durch den Winter gekommen, als es in der Wildnis weder Wurmgezücht noch Wurzeln gab? Sie hatte nicht den bewußten Sinn des Vorrätesammelns für die kalte Jahreszeit, wie Dreng; und trotzdem hatte sie sich durchgebracht.

Es war ganz einfach ihr allgemeiner Sammlerdrang, der sich so weit erstreckt hatte, daß sie selbst durch lange Zeiten hindurch, in denen keine Nahrung erreichbar war, sich mit den aufgestapelten Schätzen in ihrem Korb oder ihren sonstigen Verstecken durchhelfen konnte. Alles Mögliche sammelte sie, und von allem so viel wie möglich, und dieser blinde Trieb hatte sich vereinigt mit dem Selbsterhaltungstrieb: sie hatte immer irgendwelche Vorräte. Und so kam sie durch den Winter.

Moa verstand sich darauf, allerhand eßbare Wurzeln zu trocknen; oder auch waren sie ganz von selbst trocken geworden in ihrem Versteck; und von solchen Waren häufte sie große Massen auf. Am meisten liebte sie den Samen ver-

schiedener Grasarten, den sie abschälte und mit besonderer Sorgfalt in großen Mengen aufhob. Vermutlich fing es damit an, daß sie diese Körner liebte, weil sie so klein waren und in ihren Augen kleinen Kinderchen glichen, winzig kleinen wilden Lämmerchen, die sie päppeln mußte, die ihr gehörten; und sie hatte darin kein Maß gekannt, sondern hatte sich eine endlose Anzahl davon beigelegt, bloß um sie zu haben — eine ganze Welt von kleinen, herzigen Kinderchen. Später hatte sie dann, wenn die Not es gebot, die Körner verspeist. Eine Handvoll genügte, um Moa für den ganzen Tag zu sättigen.

Insbesondere sammelte sie die Körner eines großen Grasgewächses mit langen, borstigen Ähren, — der wilden Gerste. Dreng kannte es wohl — er hatte manchmal ein einzelnes Korn versucht, wenn es ihm zufällig im Haar hängen geblieben war, und es hatte recht gut geschmeckt. Moa aber sammelte sie alljährlich massenweise, und sie wurden bald zu einem festen Beitrag zu ihrer und Drengs täglicher Nahrung.

Die Jahre gingen, und Moas Gewohnheiten bildeten sich stärker aus, während sie vor dem Gletscher zurückwichen und längere oder kürzere Zeit einmal da, einmal dort hausten. Dreng ließ sie ruhig bei ihrem Treiben, widmete sich seiner Jagd und verbesserte seine Gerätschaften; ab und zu bemerkte er, daß Moa mit allerhand neuen Dingen herumhantierte, Dingen, die sozusagen ganz von selber kamen. Sie sammelte, wo sie auch waren, fleißig Mammutwolle und sonstige Tierhaare, und wand später, daheim in der Steinhütte, Garn daraus, das sie zu Kleidungsstücken flocht. Zum Sommer verfertigte sie sich leichte Röcke aus Binsen und gedrehten Grasfasern und probierte immer wieder und so lange, bis sie schließlich bei einer Pflanze blieb, die sich ganz besonders dazu eignete, einem kleinen Gewächs mit blauen Blüten, — dem Flachs. Und dies und Moas unermüdliche Finger hatten seither immerzu miteinander zu schaffen. Für ihr Getreide flocht Moa Weidenkörbe und machte sie dicht mit Lehm, damit nichts herausfallen konnte; auf diese Art sollte sich späterhin ihr Geschlecht nach und nach zur Töpferei weitertasten. Aber weder dies noch alles mögliche andere wollte so recht gedeihen, eh Dreng wieder zu Feuer kam . . .

Es waren schon ein paar Kinder da. Das erste gebar Moa eines Tags, als Dreng fort war; nächstesmal entfernte sie sich von der Hütte und verkroch sich hinter einen großen Steinblock, wo Dreng sie ein bißchen wimmern hörte, bis sie etwa eine Stunde nachher mit einem neuen Kinde zurückkam. Es waren kleine, blinde Geschöpfe mit bräunlichem Flaum über den ganzen Körper, die im Anfang fast immer schliefen in dem geflochtenen Sack auf Moas Rücken. Aber sie wuchsen heran wie der Wind; der Älteste stampfte schon mit dickem Bäuchlein vor der Tür umher und untersuchte alles, was nur irgendwie los lag in der Welt . . . Der Vater machte ihm ein Steinbeil, nicht größer als ein Daumennagel, womit der kleine Mann böse Verheerungen anrichtete unter den jungen

Hunden, die die Wohnstätte umlagerten. Und wieder sah Dreng flaumige Kinder Federn in die Luft blasen und spielen, es seien Vögel . . . wie einst, in dem verlorenen Wald. Aber jetzt war es ganz anders . . .

Das Haus mußte geräumig und fest gebaut werden, damit die Familie Platz darin fand. Wenn Dreng auf die Jagd ging, wälzte er einen großen Stein vor den Eingang; und darunter saß Moa mit den Kindern — in aller Sicherheit hinter ihrer Flechtarbeit. Tags über schob sie einen kleineren Stein in der Hütte beiseite, damit ein bißchen Licht zu ihr eindrang; sonst war es immer ziemlich dunkel, besonders im Winter. Während der kalten Zeit wohnten sie immer an einem Ort, und manchmal wurde der zu einem ganz weitläufigen Wohnplatz; Dreng mußte verschiedene gesonderte Räume errichten für alle ihre Vorräte an Wurzeln und Getreide und gedörrtem Fleisch. Er wählte immer mit Bedacht einen Ort, der schon an sich Schutz gewährte, am liebsten eine natürliche Höhle, oder auch nur einen natürlichen Felsvorsprung, den er zubaute oder, wenn sich gar nichts anderes fand, eine Vertiefung in der Erde.

Der Gletscher nötigte sie zu ununterbrochenem Wandern — manchmal geradezu buchstäblich gesprochen; der Eisrand drang bis zur Wohnstätte vor, drang und schritt sogar über sie hinweg. Sie waren auf diese Weise so weit nach Süden gedrängt worden, daß sie nun der Lage nach so ungefähr in der Gegend hausten, in der Dreng geboren war und seine Kindheit verlebt hatte. Er erkannte das aus mancherlei Merkmalen; es war auch in der Nähe des ausgebrannten Kraters. Aber wo früher Urwald gestanden hatte, breitete sich nun ein fester Eisschild aus, meilenweit und höher als die höchsten Bäume des Walds. Seltsam verändert war alles. Und Dreng, der die Veränderung miterlebt hatte, kannte sich zeitenweise selber kaum wieder . . .

Inzwischen ward das Wandern immer schwieriger. Moa gebar immer mehr Kinder, und schleppte auch herzlich gern eins auf dem Rücken und eins auf dem Arm und eins an der Hand und ein paar hinter sich, an einer Rockfalte hängend, mit; aber sie hatten nachgerade soviele unentbehrliche Dinge mit sich, daß es fast nicht mehr möglich war. Moa schleppte weit mehr als ihr eigenes Gewicht . . . immer still, immer liebevoll . . . Wandern mußten sie, der Gletscher sagte: „Ich will"; aber bleiben konnte es so nicht.

Dreng hatte auch so viele Verbesserungen eingeführt, daß es recht schwer war, aufzubrechen, wenn sie sich einmal an irgendeinem Ort niedergelassen hatten. Er hatte angefangen, Tiere zu halten an seinem Wohnsitz. Es kam ja oft genug vor, daß er auf der Jagd Gelegenheit hatte, das eine oder andere Tier lebendig zu fangen, ein wildes Pferdefüllen oder eine Renntierkuh; die brachte er jetzt heim und ließ sie, an Fellriemen angebunden, in der Nähe seines Wohnplatzes weiden. Für den Fall, daß es an Wild fehlte, konnte man sich an diese gefangenen Tiere halten. Im Lauf der Zeit griff das um sich, so daß er nach

und nach mehrere wilde Pferde und Rinder, Renntiere und Ziegen hatte, die sich in der Gefangenschaft vermehrten und bald zu ganzen Herden wurden. Manchmal brachen nachts die Wölfe ein; Dreng errichtete Umzäumungen aus Ästen und Flechtwerk. Im Spätjahr schlachtete er die meisten und dörrte das Fleisch zum Wintervorrat; einige aber, die ganz zahm geworden waren und fast zur Familie gehörten, ließ er auch den Winter über leben. Moa und die Kinder fütterten sie mit Gras, das sie den Sommer über gesammelt und getrocknet hatten. Die halbgezähmten Pferde und Renntiere ließen sich leicht auf der Wanderschaft mitführen und gaben sich sogar dazu her, daß Moa manches von ihrer Bürde auf ihren Rücken ablud und sie so verwertete. Die Kinder waren gar bald vertraut mit den kleinen, klugen Pferden, die nun schon gar nicht mehr wild waren, und verfielen bald darauf, sich rittlings auf sie zu setzen, wenn sie unterwegs waren.

So formte sich nach und nach der Aufzug ... an der Spitze Dreng mit dem Steinbeil, immer auf alles gefaßt, immer kampfbereit. Er hatte nur ein Auge; aber dieses Auge sah alles, umfaßte alles, was sich auf Meilen im Umkreise regte. Er packt die großen Steine, die ihm im Weg liegen, mit den Händen, wälzt sie um und stößt sie dann mit den Füßen beiseite, während er unaufhaltsam, mit seinem den ganzen Gesichtskreis beherrschenden Blick, weiterschreitet; hinter ihm kommt Moa mit den Traglasten die Kinder und die Haustiere in fröhlicher Kameradschaft, die Kleineren auf den Größeren reitend. Unter dem Himmelsrand liegt das grüne Flimmern des Gletschers, der heimlich herüberdroht und sie zum Wandern zwingt. So zieht der Steinaltermensch daher mit den Seinen.

Nach und nach aber hatte das Wandern ein Ende. In einem Jahr ließen sie sich auf einer Berghöhe nieder und konnten sich nicht entschließen, wieder von dort aufzubrechen; und hier wurden sie vom Gletscher eingeschlossen.

Der Berg hatte ein paar Meilen im Umkreis und war auf dem Gipfel flach, jedoch so hoch, daß das Eis nicht über ihn wegstieg, obschon es sich rund umher ausbreitete. Auf dieser Insel, die bald nach allen Seiten hin meilenweit in Eis lag, blieben sie ansässig, während der Gletscher immerzu wuchs und weiterschritt.

Die Familie wuchs, Knaben und Mädchen waren da — weit über das Zählvermögen der Eltern und den Begriff „viele" hinaus. Aber — mit oder ohne Nummer — jedes machte sich zur Genüge bemerkbar und aß für einen vollen Menschen. Moa, die zuvor ihren Sammeleifer an den augenblicklichsten Dingen ausgeübt hatte, hatte jetzt ihre wahre Aufgabe erfaßt und schien eine ganze Bevölkerung in die Welt setzen zu wollen. Alljährlich, wenn der Sommer wiederkehrte und die Berginsel im Schmuck von Blumen und Laubbäumen stand, reckte sich aus dem Rückensack Moas ein neuer, flaumiger Kopf ...

Die ältesten liefen wild umher. Dreng hatte schon beinah erwachsene Söhne,

die anfingen mit den Augen längs des grünen Flimmers zwischen Gletscher und Himmelsrand umherzusuchen und aufmerksam zu wittern, wie künftige große Jäger . . .

Das Feuerzeug

Dreng und seine Familie hätten das Leben auf der nordischen Berginsel, mitten im Gletscher, durch immer härtere Winter, mit nur kleinen, regnerischen Sommerpausen dazwischen, nicht aushalten können, wenn nicht Dreng sich das Feuer, das er so lange, strenge Jahre durch entbehrt hatte, wieder verschafft hätte.

Aber wie sein ganzes Werden unter unglücklichen mißlichen Verhältnissen ihn gelehrt hatte, daß das Leben sich nicht erneuen kann, ohne daß es erst alle Hoffnung vernichtet hat, so sprang auch das Feuer aus dem Herzen des Winters, in der höchsten Not. Nicht durch einen Blitzschlag geschah es, nicht durch das Niederfallen eines glühenden Steines oder sonst ein gnadenvolles Aufblühen von Feuer von oben. Nein, Dreng saß mitten im Eis, arm, gottverlassen, und rang sich durch zum Feuer, kämpfte so lang mit dem harten Stein, bis es kam. Und dennoch war es ein großes Wunder, als eines Tages das Feuer in seinen Händen erstand, — eine schwellende Siegerstunde, die ihn reich machte für alle Zeit und ihn einsetzte zum Herrn der Erde . . .

Dreng hatte schon seit vielen Jahren gewußt, daß das Feuer auf irgendeine unbekannte Art im Flint oder in der ihn umgebenden Luft vorhanden war; er fühlte es wie einen Hauch, wenn er Splitter abhieb zu Messern oder größere Werkzeuge machte — einen brenzlichen, kräftigen Geruch, der seinen Sinn berauschte durch die Erinnerung an alles, was er mit sich führte — der Duft der starken Glut unter der Asche — der Urwald — die gurgelnden Sümpfe — das Gewitter —; und es war eine stehende Geberde geworden bei ihm, die für Moa einfach zum Mann gehörte, obwohl sie sie nicht begriff, daß er regelmäßig, wenn er Steinarbeit vorhatte, das Gesicht tief über die Splitter beugte und über ihnen, mit offenem Mund und weitgedehnten Nasenlöchern hastig gleichsam trank . . . Dann witterte Dreng das Feuer und des Feuers ganzes Sein . . . dann ging sein Sinn auf Wegen, auf denen Moa ihm nicht folgen konnte. Manchmal, und gar nicht selten, geschah es auch, daß das Feuer sichtbar ward; besonders wenn Dreng im Dunkeln Stein schlug; da konnten Funken und Flimmer sprühen, die mit ihren im Nu entzündeten und ebenso rasch erloschenen Farben wie kleine Sendboten vom Regenbogen und der Sternenwelt zwischen Drengs Händen hervorsprangen und seine Gedanken befruchteten . . .

Aber als jetzt der Winter gar so streng ward, nachdem sich der Gletscher um Drengs Wohnstätte zusammengezogen hatte, als der Frost gar so schneidend vor der Höhle stand und alles zu Eis ward, das in der gespannten Luft klang und

sprang . . . als es so kalt ward, daß Moa und die Kinder mit ganzen Lagen von Fellen bedeckt, in der Tiefe der Steinhütte liegen bleiben mußten, da überkam es Dreng wie in den ersten, verzweifelten Zeiten, als er nackt und einsam dastand und die Kälte ihm ans Leben zu gehen drohte: Jetzt mußte etwas geschehen . . . das Unmögliche! Und er tat, was ihm am nächsten lag; machte weiter an dem, was er konnte; er hieb Stein. Tag um Tag saß er oben, vor dem Eingang der Höhle . . . im matten Sonnenschein oder im rinnenden Regen, bis an die Augen in Bärenfell gehüllt, und schlug Stein. Er gönnte sich keine Pause; er zerhämmerte den einen Flint- und Feldstein um den andern und sah, wie in der schneidenden Frostluft der Rauch aus ihnen aufstieg. Er hockte in ganzen Haufen von Scherben, ließ nicht nach, hieb auf die Splitter, bis die Sonne, die weit in der Ferne, kalt, geborsten wie ein Eisklumpen stand, ihre flache Bahn vollendet hatte und sich zum Südrand, hinter die unermeßlichen Schneegebiete neigte. Und die Nacht kam, mit großen, zitternden Sternen, und die Steinhütte war verschneit — ein einsames, bräunliches Loch, aus dem nur die Wärme der unter der Erde vegetierenden Geschöpfe aufstieg und verkündete, daß da etwas lebe . . .

Eine Herde Renntiere kam mit knirschenden Fesseln durch den knisternden Schnee; sie bogen die bereiften Mäuler gegen den Schnee, zauderten und stießen den wunderlichen, wunden Kehllaut — „rau" — aus, der ihre Sprache ist. Und das Nordlicht hing funkelnd über dem Gletscher und dem ganzen Himmel, wie ein wahnwitziges, stummes Einsamkeitslachen . . . Das Siebengestirn blinkte vernebelt, wies alle seine Sterne und hing, vom Frost angelaufen, droben in seiner Ewigkeit . . .

Am nächsten Tag saß Dreng im schwachen Tagesschimmer vor dem Eingang seines Hauses und schlug Steine, hoffnungslos, unermüdlich, verschlossenen Antlitzes; bloß die Nasenflügel zitterten und bewegten sich unaufhörlich. Er hielt sich wenigstens warm mit seiner verrückten unsinnigen Arbeit; das war aber auch das einzigste, was sie ihm einbrachte. Die arme Moa glaubte, der Mann sei vor Kälte verrückt geworden.

Aber Dreng gab nicht nach. Wenn Feuer da war, so mußte es sich auch packen lassen. In einem von den Steinen mußte es sitzen, und sollte er auch das verdammte Pech haben, daß es grade der allerletzte Stein war, der ihm in die Hände fiel — und wenn er tausend Jahre lang Steine hauen mußte und uralt drüber wurde . . . schaffen würde ers! Wenn sein Vorrat von Steinen aufgebraucht war, holte er sich neue, schleppte sämtliche lose Steine der Umgegend heim nach seiner Wohnstätte und zerschlug sie. Feuer fand er nicht. Und der bittere Winter verging.

Im Sommer holte Dreng sich überall, von der ganzen Berginsel, Steine zusammen, alles, was lose auf der Erde lag, einen ganzen Berg Steine, den

er vor der Höhle auftürmte. Viel weiter tat er diesen Sommer nicht, als herumstreifen in den kalten Regenschauern und Steine heimschleppen. Immerzu Steine, Steine. Und Moa, die Verschlossene, verbarg ihre Tränen nicht vor ihm. Sie und die Kinder, sammelten, obwohl fast nichts Eßbares mehr auf der Insel war. Die zahmen Tiere waren fort . . . wie würde es werden? Dreng ließ seine Jagdwaffen liegen, und wenn Moa ihn mit nassen Augen ansah, gab er ihren Blick zurück, als kenne er sie überhaupt nicht. Er glich sich selber nicht mehr, war ganz grau und faltig geworden im Gesicht und Splitter und Steinstaub hingen ihm überall, in den Haaren bis zu dem einen Auge herab, das ganz unheimlich weiß und aufgeregt aussah; die andere, leere Augenhöhle war voller Erde und Schlamm. Manchmal hatte er fast selber das Gefühl, als wäre ihm, wie Moa dachte der Frost in die Seele gedrungen . . .

Aber auch in diesem Winter fand er das Feuer nicht.

Plötzlich eines Tages nachdem er wie gewöhnlich schon Hunderte von Steinen zerklopft hatte und dahockte, halb betäubt von dem sengerigen Geruch, und der nachgerade dunkel auf ihn einwirkte, wie ein Traum von Schlafen . . . einschlafen und nie wieder erwachen . . . fiel ein Stein ihm in die Hände, der sogleich, als er ihn gegen den Flint schlug, große, helle Funken von sich gab, immer mehr . . . einen ganzen Regen . . . Feuer aus dem Stein . . . blaue Funken . . . ganze lange Feuerschlangen, die in die Luft hinauszüngelten und einen Augenblick da stehen blieben in glühenden Windungen . . . eh sie starben. Feuer! Feuer!

Da verläßt Dreng alle Kraft. Gleich einem armen Schächer läuft es ihm heiß über den ganzen Leib; er fühlt sich matt zum Sterben und muß eine Weile ganz still sitzen. Die Arme sinken ihm nieder; er sieht flehend um . . . wendet die Augen der Sonne zu, die . . . weit in der Ferne . . . blind flimmert . . . in blendender Kälte. Er schaut sich um auf der verschneiten Insel und auf dem Gletscher, der weiß und einsam daliegt, soweit das Auge reicht . . . Und nie hat er seine Welt so klar gesehen wie jetzt. Zum erstenmal weiß er . . . so ist sie. Und er seufzt tief auf.

Dann versuchte er aufs neue und sah die Funken, stark und lebendig in den Schnee fallen, wo sie erloschen und eine kleine Vertiefung mit einem schwarzen Punkt in der Mitte hinterließen. Ein paarmal schluchzte er auf; eine tiefe Schwachheit überfiel sein Herz in der Pause, in der die Hoffnungslosigkeit einem Glück Platz machte, an das er noch nicht zu glauben wagte. Aber es war wahr. Und er erhob sich . . . gefaßt . . . im Gefühl eines großen Ernstes, der von ihm selber ausging. Fast wagte er nicht Atem zu holen, während er einen Holzstoß errichtete. Er wußte ja, was dazu nötig war . . . wußte von langer, langer Zeit her von damals als er noch im Wald das Feuer hütete, wie man Zunder gewann und das Feuer anfachte und es mit Holz am Leben erhielt . . . Wenige Augenblicke darnach hatte er die Flamme . . .

Er ließ auf trockenen Feuerschwamm einen Funken fallen und sah gleich darauf, wie sich ein feuriger Punkt bildete und rauchte, wie er schwarz ward, mit einem glühenden Rand . . . wie er wuchs . . .

Behutsam blies Dreng Luft zu, und die Glut ward hell und fing an zu knistern ... Und nun warf er rasch Holzspähne darein und fuhr fort zu blasen . . . Und im selben Augenblick schon stand in der Luft frei und aufrecht eine Flamme, eine kleine, bläulich-gelbe Seele mit heißem Atem, die ein bißchen unsicher war . . . auf und niederschwankte, verschwand und wiederkam . . . mit dem Rauch, den Dreng anblies. Er blies kräftig und blies unentwegt . . . und mit einem gefräßigen kleinen Ächzen stürzte die Flamme sich auf die Holzspähne und fing zu brennen an. Dreng zündete einen Ast an. Das Feuer war da! Er hatte es! Und hatte niemand dafür zu danken. Sein war es. Das Feuer! Das Feuer!

Moa hörte droben vor der Höhle jemand jauchzen, hörte Freudengeschrei und Gesang, und die Erde über ihrem Haupt erzitterte von tanzenden Füßen, als hüpfte ein Bär herum . . . War das die Stimme des Mannes? Ihre Seele trübte sich, während sie des Untergangs gewiß, nach oben kroch. Jetzt war es aus mit Dreng und mit ihnen allen . . .

Sie fand ihn droben auf dem Lagerplatz, wo er herumtanzte und einen brennenden Zweig in der Hand schwang . . . sie sah das Feuer . . . Und da lachte Moa — blieb auf einwärts gekehrten Füßen stehen und lachte, geblendet . . . Sie begriff, was geschehen war. Ihr Ehegenosse, ihr Gott hatte für gut befunden, Feuer zu schaffen! Das überraschte sie weiter nicht. Was vermochte er nicht? Immerhin — gut war es! Moa blinzelt das Feuer an und lächelt. Aber Dreng stürmt und rast vor Freude und jauchzt ihr zu. Moa! Moa! Und die Kinder kommen heraufgekrochen und niesen vor Kälte und sehen das Feuer und machen lange Hälse und kommen näher und näher . . . mit spähenden Augen . . .

Was für ein Tag das ward! Der Tag, der Tag ohne Anfang und ohne Ende. Das Feuer wurde im Triumph eingeweiht mit gedörrtem Fleisch und altem Talg, das erste Opfer qualmte durch die Frostluft, und die Familie erlabte sich an dem brandigen, lebendigen Rauch, an Schwelgerei und Vergessenheit! Und über dem allem immer den Mund voller Futter!

Und das Feuer fraß sich satt und stark und saß mit all seinen verzehrenden Gliedern lüstern auf dem Holz, und deckte seinen Raub mit seinem ganzen, geisterhaft wilden Leib, der sich reckte und hoch in die Luft sprang und immer neue Junge gebar und verschwand und wieder auftauchte . . . Das Holz knisterte und krachte, die Flammen atmeten grimmig und stöhnten und wälzten Rauch von sich, der hoch in die Luft stieg und zu einer Wolke ward. Welch ein Wunder! Aber das größte Wunder war, daß der Holzstoß wärmte . . . wärmte! Er war heißer als der Sommertag und heißer fast als die große Sonne.

Dreng sah seine Kinder das Feuer anlachen und neue, glückliche Züge in die rauhen Armeleutegesichter kommen; er sah sie die Hände ausstrecken und liebkosend nach der Wärme greifen, zum Dank dafür, daß sie so gut war ... Er sah sie auch voller Entsetzen zurückfahren, wenn sie zu nah kamen, und darüber lachte er gewaltig. Sie würden bald die Grenze kennen lernen zwischen dem, was gut und dem, was gefährlich war. Moa sah zu, bestrahlt vom Freudenfeuer, mit gefurchtem Antlitz, aber mit jungen Augen; sie hatte ihre Flechtarbeit geholt, die sie vorhin zurückgelassen hatte, und beschäftigte sich mit dem Korb, den sie eben fertigstellen wollte.

Und abends hatten sie Licht in ihrer Höhle! Ein Feuer auf der Erde zeigte ihnen zum erstenmal das Innere des Heims, in dem sie seither gewohnt waren, sich mit den Händen weiterzutasten. Eine neue Zeit begann für die Familie auf dem Gletscher.

Dreng untersuchte den wunderbaren Stein, der Feuer aus dem Flint geschlagen hatte und noch immerzu zu schlagen vermochte. Er war glänzend gelb und flimmerte, wenn man ihn im Licht hin und her drehte, er lag schwer in der Hand und roch wie frischer roher Lauch. Man mußte es ihm ansehen, daß es der Feuerstein war. Nie hatte Dreng etwas so gewichtig und reich in seiner Hand liegen fühlen, wie diesen Stein. Eine ganze neue Besitzerwonne sprang daraus hervor, ein gewaltiges Begehren, das gleichzeitig auch schon gesättigt war, dadurch, daß er ihn hatte. Er verlieh ihm Allmacht, er war der erste Schatz in seinem und der Menschheit Geschlecht ... Nicht nur, daß Dreng das Feuer wieder hatte ... er konnte auch, wenn es ausging, es sich jederzeit wiedererschaffen. Das konnten die in den Wäldern nicht. Dort hatten sie bloß den Holzstoß, von dem sie das Feuer nahmen und mühselig glostend in einem Korb mit Zunder mit sich führten, wenn man wanderte. Wenn es ausging, ließ es sich nicht wieder anzünden. Den Funken hatten sie nicht. Hier war er! Und Dreng beschloß, eine eigene kleine Hütte vom schwersten Feldstein zu errichten, den nur er allein herbeischleppen konnte ... als Versteck für sein Feuerzeug.

Aber als es Nacht geworden war und alle die andern in der Höhle schliefen, satt, in tiefster Ruhe nach all der Wärme, die sie in sich gesogen hatten, konnte Dreng nicht schlafen. Der große Fund des Tages saß ihm wie ein Fieber im Blut, die Freude, die Erregung rannen sprühend durch all seine Glieder; er lag und blickte um sich, mit übernatürlich wachen Augen; es war, als ob jetzt erst, nachdem das Ziel durch die hoffnungslose Arbeit langer Zeiten erreicht war, die Spannung zurückkehrte. Das Feuer glostete, gedämpft, ohne zu leuchten, in einem Loch auf der Erde, gut mit Asche zugedeckt. Über der kleinen Öffnung, die er, des Rauches wegen, oben im Granit gemacht hatte, stand ein Stern ... ganz klein und traulich ...

Das niedrige, dichtverwahrte Erdloch, in dem Dreng mit allem, was sein

war, lag, hing voll vom Duft des Feuers und des verbrannten Holzes, das seine sommerliche Seele ausgebrannt hatte, und Dreng war es, als wär er wieder im Urwald, in der schwülen Treibhausluft zwischen harzigen, tauigen Palmen. Wie blendender Sonnenschein flimmerte es vor seinen Augen, und ihn deuchte, als fliege er, schwebe frei in einem Meer voll wilder Süße und schwindelnder Baumwipfel. Sah er den Pfau? War er selber ein regenbogenfarbener, strahlender Pfau, der in seiner Schleppe von schimmernden Augen im Sonnenglanz über die Wälder flog? War er zurückgekehrt in seine Kindheit, stand auf der Erde wieder rauschend der warme Wald, und war es bloß ein böser Traum, daß draußen sich der Gletscher, hoch wie die höchsten Bäume, über das verlorene Land dehnte? An seine Ohren schlugen die gewohnten Nachtlaute — — das tiefe, unterirdische Scharren des weiterschreitenden Eises gegen das Felsfundament, das Stürzen der Eisblöcke, das Sausen des Nordwinds in den grünen, öden Klüften . . . Oder war es das warme Rauschen des Regens in den Kronen des Urwalds, was er vernahm . . . das Seufzen und langsame Knacken der hohen Bäume? In seinen Ohren tobte das Blut . . . er wußte selbst kaum mehr, was Geräusch war und was er selbst . . . Ein Glücksschwellen erfüllte seine Brust, wenn er an seinen Schatz dachte, er ward so froh, daß er eitel Sonne vor sich sah . . . Jedes Gefühl für Zeit war dahin . . . Er kannte sich selbst nicht mehr. Was war Wahrheit? War das er, der endlose Zeiten durch immer starrer und starrer dem Winter widerstanden hatte, während er seine Kinder frieren sah, frieren, ohne daß er vermochte, ihnen Wärme zu verschaffen . . . bis sein Herz wie der Stein ward, den er zertrümmerte . . . und aus dem er, ob auch die ganze Welt zu Stein ward, Feuer schlagen wollte? War das wirklich er, der nun das Feuer gefunden hatte? Ah . . . jetzt hatte er sein Herz wieder . . . heiße, fast qualvolle Quellen brachen auf in seiner Brust . . . Der Feuerstein liegt neben ihm; ihm ist, als wär es eine Ewigkeit, seit er ihn ausprobiert hat . . . er sehnt sich darnach, wieder die Funken daraus sprühen zu sehen . . . Wie ein Weltenbrand rast das Blut durch seine Adern . . . Er muß Feuer sehen, muß sein Herz stillen an dem Reichtum, den er handgreiflich gemacht hat . . . Und er setzt sich auf, mit schwindelndem Kopf . . . hält im Dunkeln den Stein und ein Stück Flint vor sich hin und schlägt Feuer.

Ein großer blauer Funke springt aus dem Stein . . . blau wie der wildeste Blitz . . . und von ungeheuerer Blitzeskraft, die vor Drengs Augen eine ganze Welt enthüllt.

Und nun. Er ist nicht mehr in der Höhle, sonder im Freien, und rund um ihn her flimmert etwas Grünes, in dem alles, was er sieht, verschwimmt und verdämmert; hoch über seinem Haupt liegt es wie eine schwankende, schimmernde Decke, in der sich das Licht mit blendender Klarheit bricht; und er begreift . . . er ist im Wasser . . . tief unten, wo sich das Wasser warm und schwer um ihn

zusammenschließt und in feinen, sprühenden Blasen neben ihm herläuft. Der Gesichtskreis ist nur eng und verschiebt sich fortwährend, unaufhörlich, während er weitergleitet .... er sieht andere Geschöpfe sich regen ... große gepanzerte Raubfische, die ihm entgegengekommen und augenblicklich, mit einem Schlag der schrägen Schwanzflosse, ausweichen ... durchsichtige Schleimaale verschwinden in hastigen Krümmungen zwischen den Meerpalmen ... Tief auf dem Grund, der in dem klaren Wasser viel näher scheint, als er ist, liegt eine tausendblumige Wiese von offenen, flimmernden Korallen, und geleeähnliche Polypen tasten mit ihren Fangarmen umher, die mit lauter Augen und Saugröhren besetzt sind, schlängeln sich ein- und auswärts auf und nieder in dem tiefen Wasser, das so flimmert, daß man nicht recht sieht, sind das Polypen oder bloß die Ausläufer einer der langen, leise schwankenden Wasserpflanzen, die, umschwärmt von Krebsgetier und die Stengel voll kleiner, kriechender Schleimkörperchen, vom Boden emporragen. In der Tiefe stehen ganze dämmerige Haine von blättrigen, gefingerten Pflanzen, mit grünen Lichtungen dazwischen; allerhand feuerfarbene oder himmelblaue Fische gleiten darin herum, atmen das warme Wasser ein und stoßen es aus den Kiemen wieder von sich, während sie mit flachen, blanken Augen Umschau halten. Kleine zackige Seepferdchen mit starken Unterkiefern sitzen vermittels ihres Ringelschwanzes im Tang fest und lassen die Welt ruhig ihren Lauf gehen ... ihre Rückenflossen stehen aufrecht, wie kleine Segel ... und spielen leis in der Strömung ...

Und während Dreng sachte weitergleitet, begreift er auch, daß er es ist, der über diese ganze Tangwildnis, in der er Dünungen macht, die den ganzen Wald bewegen, einen Schatten wirft, daß er etwas Großes ist, etwas Gefürchtetes ... Alle Fische, sogar die gefahrdrohendsten .... weichen ihm aus; die ganze Zeit über ist um ihn her ein leerer Raum von einer gewissen abgegrenzten Ausdehnung, das muß ja doch jedenfalls seine Gründe haben. Er gleitet über verschiedene Tiefwasserstellen, wo er weit unten in brütendem Grund die Schwänze fetter Schlammaale erblickt, die sich in Sicherheit bringen ... er streicht weiter über niedere Korallenriffe, wo er ganze Schwärme schimmernder Fischbrut hals-über-kopf vor sich herjagt ... Endlich naht er der flimmernden blendenden Decke, ... und bricht durch ... Er schießt aufwärts ... auf eine Schlammbank zwischen den Wurzeln eines Baums, und befindet sich am Rand eines großen Waldes, in einer feuchten harzduftenden Luft ...

Der Himmel über ihm ist ganz weiß von warmen Wasserdämpfen und scheint dicht auf den Wipfeln der breitentfalteten Riesenfarn zu ruhen, die im Verein mit großem, schwindelnd hohem Schachtelhalm und Bärlapp einen Wald bilden ... und zwischen den Farnwipfeln fliegen Rieseninsekten umher ... seltsame Fliegen ... Libellen und Wasserjungfern von übernatürlicher Größe, deren schimmernde Flügel hörbar auf und nieder rauschen und klappen ... Aber im

dampfenden Waldgrund, der von Wurzeln und umgestürzten, großen Baumstämmen gebildet ist, brennt fast der Sumpf von Gärungshitze, ... große aufgeblasene Sumpfkröten hocken da mit dummen Augen und rennen auf einen Haufen zusammen, als die Rieseninsekten sich nähern . . . Auf den halbverfaulten Baumstämmen wachsen seltsame, wurmförmige Schmarotzergewächse und Sträucher, die wie lebend scheinen und mit gierigen, aufgedunsenen Drüsen durch die feuchte Luft tasten . . . In den Wurzelschossen der Schachtelhalme, aus denen in gärenden schwefligen Lachen der Saft dringt, schwimmen Kaulquappen und Schnecken herum. Der schwarze Schlamm zwischen den Baumwurzeln ist voll von Löchern, in denen Krabben lauern, und Fische huschen umher mit beweglichen Augen und Flossen, die bis zum Grund reichen . . . Und rundum gurgelt der heiße Schlamm und wirft Blasen . . .

Aber Sonne ist da nicht . . . nur ein leuchtender Nebel über der Landschaft. Ab und zu geht es wie ein heißer Schauer durch den Nebel, und der Himmel wird weißer, wenn auch nicht durchsichtiger . . . Das ist ein Blitz irgendwo in der Nähe, gefolgt von einem erstickten Donnern. Im Süden, über den nebligen Farnwäldern steht ein runder Perlmutterglanz am Himmel. Das ist die Sonne, die nie durch die Dampf-Atmosphäre zu dringen vermag . . . Zwischen den Luftwurzeln eines Baums auf einer Schlamminsel in der Nähe erblickt Dreng ein Geschöpf, das — wie er fühlt — seinesgleichen ist . . . einen großen fleischfarbenen Schuppensalamander mit Menschenaugen . . . Da sitzt er, den Schwimmschwanz im Wasser, und bewegt die langen raubtiergezähnten Fischkiefern auf und nieder; er verzehrt eben einen Salamander gleicher Gattung, wie er selbst, bloß etwas kleiner. Ringsum machen alle andern Tiere ehrerbietig Platz . . . Ah ja . . . Dreng weiß gut, so sieht er aus . . . und er fühlt seine eigene Salamanderseele . . . eine Art schwindelnder Bewußtlosigkeit, in der er alles auffaßt, mit allen Poren, und doch nichts weiß . . . Und im selben Augenblick erlischt der Funke und Dreng sitzt im Dunkeln in seiner Höhle auf dem Gletscher.

Dreng seufzte. Er wußte, er hatte ein Gesicht gehabt. Aber er vermochte es sich nicht mehr zurückzurufen. Er lauschte auf die Atemzüge der Kinder, die alle ruhig in der warmen Höhle schliefen. Droben fuhr mit einsamem Sang der Frostwind durch die Nacht. Fern herüber vom Gletscher klang ein Husten . . . das Eis brach in einer Kluft zusammen. Und Dreng überfiel ein qualvolles Empfinden, daß die Zeit verging . . . Ein langer, gelbblauer, tropfender Funken sprang aus dem Stein.

Und in diesen Blitzlicht scheint Drengs Seele sich mächtig zu weiten, so daß er alles fühlt und alles miterlebt, was der Blitz enthüllt . . . Obgleich es eine Welt ist, die er nicht fassen kann . . . Nacht und Winter ist es, aber über ihm flammt Licht, und Tausende von Menschen regen sich durcheinander. Es ist an einer Straßenecke in Chicago, und der magische Funke fällt von der Leitung hoch über

der Straßenbahnlinie, ununterbrochene Reihen erleuchteter, überfüllter Straßenbahnwagen sausen durch die Straßen; es ist schwarz von wimmelnden Menschen; und darüberhin donnert, an hellerleuchteten Stockwerken vorüber, die Hochbahn. Es schneit. Aber die Stadt ist voller Leben von Menschen zu Fuß und zu Wagen, von unzähligen Automobilen, von endlosen Zügen, von rauchenden Lokomotiven. Gleich einem glühenden Wald von Eisen und Stein reckt die Stadt ihre meilenhohen Klippen von Wolkenkratzern empor und mischt ihre Flammenluft und ihren erstickenden Schwefeldunst mit dem reinen Frost und Schnee der Winternacht. Tausende von Menschen, einander fremden, feindseligen Menschen, drängen sich zwischen den hohen Handelshäusern, die mit taghell erleuchteten Fassaden über dem Abgrund der Straße hängen, Fenster über Fenster . . . von unten an senkrecht empor, bis die strahlenden Scheibenreihen sich im Rauch und Dunkel des Winterhimmels verlieren. Mitten auf dem Trottoir senden die Steinplatten dem daherfegenden Schnee einen gebrochenen, gedämpften Feuerschein entgegen, der von unten durch dicke Glasprismen dringt; und dieser Lichtschein pocht in hastigen Schlägen. Das ist der Schatten von den Speichen eines großen Schwungrads da drunten, das das Licht vibrieren macht, der Pulsschlag einer Maschine, die von unterirdischen Kohlenfeuern genährt wird — das Pochen eines Herzens, das da unter den eiskalten Steinfließen der Straße klopft und einen künstlichen Tag durch Schachte emporschickt in die Stadt . . . Die Bogenlampen über den Häuptern all der hastenden Menschen brennen, fast regungslos, und im selben Rhythmus. Das ist das „Rad" — des Farnwalds zweite wunderbare Blüte . . .

Dreng zuckte zusammen . . . vor Kälte und vor Energie. Der Funke erlosch, und er saß wieder im Dunkeln, das Feuerzeug zwischen seinen kraftvollen Händen. Er war seltsam verwirrt; in ihm war eine schmerzliche und selige Ungewißheit . . . über die Welt und über sich selbst, die er nicht zu ertragen vermochte. . . . Wieder schlug er Feuer.

Aber jetzt war es ein halbes Jahrhundert später, und Dreng war ein alter, alter Mann. Seine Nachkommen, die mit ihm auf dem Gletscher hausten, waren ein ganzes kleines Volk geworden, alle mit seinen und Moas Zügen . . . eine starke, hartschlägige Brut. Moa war nicht mehr da; aber es lag keine Gefahr vor, daß ihr Wesen aussterben würde; das Geschlecht führte es fort. Ja, Dreng war alt geworden; seine Seele bewegte sich bloß innerhalb eines ganz engen Spielraums in seinem zusammengesunkenen, verknöcherten Körper. Die Zeit . . .! Eines Tags erwachte in ihm eine Sehnsucht, und er ging hinunter in die Höhle, die er ausschließlich für seinen Feuerstein errichtet hatte und wohin niemand ihm zu folgen wagte. Er verschloß die Grube hinter sich mit einem schweren Stein, und die Söhne und Sohnessöhne, die in tiefster Ehrfurcht umherstanden, hörten den Alten sich auf seinem Lager wälzen und schwer atmen,

wie ein Bär, der sich in seinen Winterschlupf begibt. Dann hörten sie ihn unter der Erde brummen und wieder:

Früh in des Lebens Stürmen
lernt ich Einfachheit lieben.
Im Hause unter der Erde
findet der Müde die Heimat.

Der Tag verging und die Nacht, ohne daß Dreng wieder hervorkam, und keiner wagte zu ihm hinabzusteigen. Aber nun hörten sie ihn singen:

Brotfrüchte pflückt' ich als Knabe,
Wo jetzt sich Eisberge breiten.
Einst sehnen sich künft'ge Geschlechter
nach meinem versunkenen Lande.

Und noch am dritten Tag hörten sie es kraftlos vom Grab emporklingen. Dreng sang:

Zum Meer hin schweift mein Verlangen,
dem uferlosen, das ehmals
geschaut ich. Mich tröstet das einstens.
Werd' ich finden dort, Moa, dich?

Sie sahen Feuerschein aus dem Grab dringen und wichen voller Furcht zurück. Erst Wochen nachher faßten Drengs Söhne sich ein Herz und bedeckten die Höhle, wo der Alte zur Ruhe gegangen war, mit Erde.

Aber der Feuerschein, den sie erblickt hatten, war, als Dreng, nachdem er drei Tage und drei Nächte lang sich in seine Gedanken versenkt, mit starren Greisenhänden im Dunkeln nach dem Feuerzeug tastete und Feuer schlug:

Gewaltiges, überirdisches Licht um ihn her! Er ist mitten im Wald der Lebenden! Der Erdboden ist aus Haut mit groben Poren, da und dort mit Haar bewachsen und an manchen Stellen zu schwarz- und weißgestreiftem Horn verhärtet. Hügel und lange, runzlige Täler zeigen, wo die Knochen der Erde hervorstehen und die meilenlangen Rippen unter der Haut laufen; und die Ebenen sind übersät mit Blöcken alter, gebleichter Gebeine. Der Kies am Rand eines Blutsumpfs besteht aus durcheinandergeschütteten Menschenzähnen, und aus dem Sumpf selber heben sich kleine Hügel von Fingern, von den kleinen, zarten, noch nicht geöffneten Kinderfingern bis zur starken, voll entfalteten Mannesfaust. Der Wald, der so dicht steht und sich so weit in die Ferne dehnt, daß er zuletzt fast aussieht wie ein blaßroter Schimmer, besteht aus nackten Bäumen mit verästeten Gliedmaßen und Augen, die an den Stämmen sitzen. Die Kronen sind weit niederhängendes Menschenhaar. Sie sind nicht alle gleich. Manche haben eine ganz weiße und rote Rinde, so daß man die blauen Adern darunter sehen kann, und grünliche Augen und üppige, rote Kronen. Andere sind von mehr bräunlicher Rinde mit dunkeln Augen und schwarzen

Wipfeln; aber der Wald ist so wunderbar groß, daß man den Unterschied wenig beachtet.

Der Wald wirkt wie eine einzige Masse, und doch sind die Bäume nicht alle vom selben Geschlecht und Alter. Männliche Bäume sind da, mit knorrigen Ästen und dickem Bauch, und feine nervöse Mädchen mit all ihrem reichen Haar in bebender Aufgelöstheit über die Glieder hängend, wie die Birken im Frühling. Im Unterholz sprießen kleine Kinder; man sieht noch nichts als die runden Köpfchen, die aus der Erde drängen. Einige von den Bäumen sind alt, mit ganz weißem, spärlichem Haar, das von gelichteten Kronen hängt, und mit gebeugten Stämmen voller Furchen; und wiederum blutjunge, kindliche Bäume mit milchfrischer Haut und lichtem Flaum auf den üppigen Zweigen.

Jeder Baum ist durch seine zackigen Wurzeln Eins mit dem Erdboden, aber jeder besitzt auch als einzelner alle Organe. Außer den Augen sitzen ein Ohr oder mehrere an den Stämmen, zwischen den Ästen öffnet sich ein Mund, und Nasenlöcher sind rings am ganzen Baum verstreut. Aber das Atemholen ist ein gemeinsames; der ganze Wald atmet, es klingt wie ein einziges großes Fieber, nnd unter der Erde, durch alle Bäume empor bis zu den äußersten Verästelungen hinaus fühlt man einen großen, gemeinsamen Pulsschlag, dessen Takt man die ganze Zeit über wie ein abgemessenes, fast unmerkliches Auf und Ab in der Landschaft vernimmt; das gewaltige All-Herz pocht tief im Innern der Erde. Auch die Atmosphäre ist allen gemeinsam, der ganze Wald riecht nach Schweiß.

So weit man sieht — und die Luft ist so klar, daß der Blick über Hunderte von Meilen hinschweift, — erstreckt sich der Wald, fleischfarben, unermeßlich. An ein paar Orten liegt er stellenweise im Schatten und die Schatten scheinen von einer bestimmten, länglichrunden Form zu sein und scheinen sich langsam über der Landschaft zu verschieben. Dreng, der als alter, knorriger Baumstumpf mit einem vermorschten Auge im Wald sitzt, wendet den Blick empor, um zu sehen, woher die Schatten kommen; er bemerkt mehrere ganz flache, flunderähnliche Riesenwesen, die hoch oben im Raum unter dem roten Himmel hinfließen. Eins ist ganz nahe und liegt wie ein meilenlanges Oval ungeheuer hoch oben über dem Wald. Was es ist, kann Dreng nicht sehen, aber es ist in gleitender Bewegung begriffen, und längs des ganzen Randes, der dünn und durchsichtig ist, wimpert uud läuft es in regelmäßigen Wellen, von einem Ende zum andern, wie an den Randflossen einer Flunder; und das wiederholt sich ununterbrochen. Die unermeßliche Größe dieser fliegenden Ovale macht den Wald und alles auf Erden niedrig und klein. Aber das rote Licht über den Fliegern zieht den Blick höher empor, und gleich darauf sind auch sie vergessen wie Flocken in der Luft, denn der Himmel wölbt sich hinaus in den unendlichen Weltenraum.

Das All ist von einer wundervollen morgenroten Färbung, dem Quell, aus dem all die schwachen Sagen von Lebensfreude entsprungen sind. Eine Sonne steht ganz nah, aber ohne zu blenden, so daß man den wundervollen Gaskörper in seiner Kugelgestalt daliegen und üppig ruhen sieht, sich dehnend und wieder zusammenziehend, leicht als leichter und doch dicht wie ein Bienenschwarm in freier Sommerluft; rundum hängen verschiedene Planeten in glücklichen Bahnen, und im Hintergrund erzählt ein Heer von Sternbildern, daß ungezählte Sonnen sich, jede für sich, allein, in Freiheit und doch nach demselben seligen Fluggesetz, runden. Blaue und gelbe Kugeln hängen ganz nah, so daß man die Linien der Weltenteile droben schimmern sehen kann. Die Milchstraße, die Billionen von Meilen weit draußen liegt, schwimmt wie feines Wolken im All.

Aber zu alleroberst, den Kern im Zenit, kreist ein Sternennebel, dessen ungeheure leuchtende Spiralwirbel ein Rad bilden, das fast ein Viertel des Himmels bedeckt. Immer steht dies Rad über dem Wald der Lebenden, ein Zeichen der ewigen Schwungkraft in der Unendlichkeit. . . .

Der Funke erlosch und Dreng lag allein im Dunkeln, im Dunkeln . . . dicht schloß um ihn das Grab. Es war schmal und ärmlich, wie die allerersten Steinhöhlen, die er sich machte, als er nackt und einsam im Winter ausgesetzt ward. . . .

Und Zeiten gingen, und er sah noch immer. Zwischen den Steinen war ein Loch, und durch das sah er ein kleines Stück Sternenhimmel; und das war seine letzte tiefe Freude, daß er unter den vertrauten Sternbildern seiner Kindheit in seiner eigenen, schwarzen Erde lag.

Es war das Siebengestirn, das über ihm leuchtete, das Siebengestirn, das neblig blinkte und alle seine Sternaugen zeigte und taubenetzt dahing in seiner Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt)

Über Sehnsucht und Form/ von Georg von Lukács



Sehnsucht und Form. Man sagt immer: Deutschland sei das Land der Sehnsüchtigen und die deutsche Sehnsucht sei so stark, daß alle Formen von ihr zerrissen werden, so überwältigend mächtig, daß man nur stammelnd über sie sprechen kann. Aber es wird doch immer über sie gesprochen und ihre Formlosigkeit wird zu einer neuen, zu einer „höheren" Form umgedichtet; zu dem einzig möglichen Ausdruck ihres Wesens. Aber ist die Frage nicht durchaus gerechtfertigt — Nietzsche hatte sie schon ganz klar gesehn — ob dieses Formlose der Sehnsucht wirklich auf ihre Stärke hinweist und nicht vielmehr auf eine innere Weichheit, Nachgiebigkeit und ein Nie-zu-ende-gehen?

Ich glaube, der Unterschied einer typisch deutschen und einer toskanischen Landschaft drückt am deutlichsten dieses Verhältnis aus. Ja, viele deutsche Wälder haben etwas Sehnsuchtsvolles, Trauriges und Melancholisches, aber sie sind doch traulich und einladend. Sie sind luftig, von verschwommenen Konturen umgeben; sie dulden alles, was immer in ihnen und mit ihnen geschehe. Man kann sich hier bequem und heimisch niederlassen, man kann sogar sein Notizbuch aus der Tasche ziehn und — begleitet vom sehnsuchtsvollen Rauschen der Bäume — Lieder von der Sehnsucht dichten. Die südliche Landschaft ist aber hart, abweisend und distanzierend. Ein Maler sagte einmal: „sie ist schon an und für sich komponiert". Und in eine Komposition kann man nicht hineinkommen, man kann sich mit ihr nicht abfinden und auf schmachtende Töne wird sie nie eine Antwort haben. Das Verhältnis zu einer Komposition, zu etwas Formgewordenem ist etwas ganz Klares und Eindeutiges, wenn auch Rätselvolles und schwer Erklärbares: es ist das nah-ferne Gefühl des großen Verstehens, ein tiefstes Einswerden, das doch ein ewiges Zweisein und Außenstehen ist. Es ist ein Zustand der Sehnsucht.

In solcher Landschaft wuchsen die großen Sehnsüchtigen der Romanen auf und wurden von ihr erzogen und ihr ähnlich: hart und heftig, zurückhaltend und Formen schaffend. Alle großen Gestalter und Gestalten der Sehnsucht stammen aus dem Süden: der Eros des Platon und Dantes große Liebe, Don Quichotte und die verhöhnten Helden Flauberts.

Die große Sehnsucht ist immer verschwiegen und trägt die verschiedensten Masken. Vielleicht ist es gar nicht paradox zu sagen: die Maske ist ihre Form. Die Maske ist aber auch der große, doppelte Kampf des Lebens: der Kampf um das Erkanntwerden und der Kampf um das Verhülltbleiben. Flauberts „Kälte" wurde zwar bald entlarvt, aber ward nicht Beatrice zum reinen Symbol und ist die Sehnsucht Sokrates' nicht eine Philosophie der Sehnsucht geworden?

Im „Gastmahl" werden die Fragen am klarsten gestellt: wer ist der Liebende und was wird geliebt? Warum sehnt man sich und was ist der Gegenstand der Sehnsucht? Keiner seiner Freunde hat hier Sokrates verstanden, wenn er auch den großen Unterschied, auf den es ankommt, in klaren, alles sagenden Worten ausgesprochen hat. Sie sagten: die Liebe sei ein Sich-selbst-wiederfinden. „Eros nimmt uns alles Fremde und gibt uns alles Eigene wieder." Aristophanes fand das schönste Sinnbild dafür: einst waren die Lebewesen das doppelte der heutigen, aber Zeus zerschnitt sie zu Hälften, so wurden sie Menschen. Und die Sehnsucht und die Liebe sind das Suchen nach der eigenen, verlorenen Hälfte. Die kleine Sehnsucht, die erfüllbare. Die Menschen aus dem Stamme dieser Mythe werden sich in jedem Baum und jeder Blume finden und jede Begegnung ihres Lebens wird zu einer Hochzeit. Wer die große Zweiheit des Lebens erblickt hat, ist immer zu zweit und darum immer allein; kein Geständnis und keine Klage, keine Hingebung und keine Liebe wird je aus diesen Zwei ein Eins machen. Dies hatte Sokrates begriffen, als er erklärte, daß Eros arm und häßlich ist und nur in der Sehnsucht besitzt er die — fremde — Schönheit.

Eros ist in der Mitte: was einem fremd ist, wird man nie ersehnen und niemals das, was einem zu eigen ist. Eros ist ein Heiland, aber nur für die Unerlösten ist die Erlösung eine Frage fürs Leben; eine wirkliche Frage nur für jenen, der nicht zu erlösen ist. Eros ist in der Mitte: die Sehnsucht verbindet die Ungleichen, aber vernichtet zugleich jede Hoffnung auf ihr Einswerden; Einswerden ist ein Heimfinden, und die wahre Sehnsucht hat nie eine Heimat gehabt. Aus starken Träumen des letzten Verlassenseins formt die Sehnsucht ihr verlorenes Vaterland, und der ganze Inhalt ihres Lebens ist ein Suchen der Wege, die dahin führen könnten. Die echte Sehnsucht ist stets nach innen gewendet, so sehr auch alle ihre Wege im Äußern liegen. Aber sie ist bloß nach innen gewendet, nie wird sie Ruhe im Innern finden. Denn auch dieses Innere, ihr eigenstes, tiefstes Selbst, konnte sie bloß durch Träume erschaffen, und in der unendlichen Ferne der eigenen Träume, als Fremdes und Verlorenes, kann sie es suchen. Erschaffen konnte sie sich, besitzen wird sie sich nie können. Der Sehnende ist sich fremd, weil er unschön ist, und der Schönheit fremd ihrer Schönheit wegen. Eros ist in der Mitte: er ist wahrlich der Sohn des Reichtums und der Armut. „L'amour", sagt C. L. Philippes Marie Donadieu, „c'est tout ce que l'on n'a pas."

Dies war das Geständnis des Sokrates, offener und klarer als jene letzten Worte vom Hahnopfer für Asklepios. Doch das Enthüllen war eine neue Verhüllung. Sokrates konnte nicht schweigen. Er war unvornehm: sentimental und ein Dialektiker. Darum „hüllte er sich in Namen und Ausdrücke wie ein wilder Satyr in sein Fell". Und nie ist seine Rede verstummt, nie trübte etwas

ihre durchsichtige Klarheit. Sokrates hat nie geschwiegen. Von einer Gruppe der Redenden ging er zur andern und immer sprach er oder hörte den Redenden zu. Sein ganzes Leben schien restlos aufzugehen in der Dialogform seines Denkens. Und als er zum ersten Male in seinem Leben verstummte — nachdem er den Giftbecher ausgeleert hatte und seine Füße schon zu erstarren begannen — verhüllte er sich in seinen Mantel. Niemand hat das veränderte Gesicht des Sokrates gesehn; Sokrates mit sich allein und ohne Maske.

Was aber war hinter seinen Worten verborgen? War es die Einsicht der letzten Hoffnungslosigkeit aller Sehnsucht? Vieles spricht dafür — aber hier hat Sokrates nichts gesprochen. Kein Wort und keine Geste haben je verraten, wo die Quellen im Menschlichen seiner Philosophie der Sehnsucht waren. Er wurde zu einem Lehrer und Verkünder der Sehnsucht, mit klugen Worten ihr Wesen zergliedernd und mit dem ironisch lockenden Pathos seiner Rede überall Sehnsucht erweckend und immer und überall sich jeder Erfüllung entziehend. Alle schönen Jünglinge Athens hatte er geliebt und in allen hatte er Liebe erweckt, aber getäuscht hat er auch alle. Denn seine Worte verführten sie zur Liebe, er aber führte sie der Tugend, der Schönheit und dem Leben zu. Und hoffnungslos sehnten sich alle nach ihm, alle, nach denen seine hoffnungslose Sehnsucht brannte.

Die Liebe liebt über sich selbst hinaus; „sie will", sagt Sokrates, „im Schönen zeugen und das Schöne gebären." Dahin hatte Sokrates sein Leben hinauf gezwungen und dazu hat er die Jünglinge verführt und getäuscht. Sie sind an ihm aus Geliebten zu Liebenden geworden und der Liebende ist göttlicher als der Geliebte — weil seine Liebe immer unerwidert bleiben muß, weil seine Liebe nur ein Weg der Selbstvollendung ist. „Sie sind", sagt Schiller von den Gegenständen der Sehnsucht, „was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen." Aber das Vergangene und Verlorene ist dadurch ein Wert geworden, daß wir unser Verlorenes, unsern Weg und unser Ziel aus seinem Nie-gewesen-sein schaffen: dadurch erhebt sich die Sehnsucht über ihren Gegenstand, den sie selbst gesetzt, und verliert ihre Gebundenheit an ihr eigenes Ziel.

Die Sehnsucht schwingt sich über sich selbst hinaus und die große Liebe hat immer etwas Asketisches. Sokrates hatte seine Sehnsucht in eine Philosophie umgeformt, deren Gipfel ein ewig Unerreichbares, das höchste Ziel jeder menschlichen Sehnsucht ist: die intellektuelle Anschauung. Durch ein solches Vordringen bis zu diesem letzten und unlösbaren Konflikt ist seine Sehnsucht für das Leben konfliktlos geworden: die Liebe — die typische Erscheinungsform der Sehnsucht — ist zum Teil des Systems, zu einem Gegenstand der Welterklärung, zu einem Symbol des Weltzusammenhangs geworden; Eros ward aus dem Liebesgott ein kosmisches Prinzip. Sokrates der Mensch verschwand hinter seiner Philosophie.

Aber den Menschen und den Dichtern wird ein solcher Aufschwung immer versagt bleiben. Der Gegenstand ihrer Sehnsucht hat eine eigene Schwere und ein sich selbst wollendes Leben. Ihr Aufschwung ist immer die Tragödie und Held und Schicksal müssen da zur Form werden. Aber nur Held und Schicksal können sie hier sein und Held und Schicksal müssen sie dabei bleiben.

Die Sehnsucht ist immer sentimental — gibt es aber sentimentale Formen? Die Form ist eine Überwindung der Sentimentalität; in ihr gibt es keine Sehnsucht und kein Alleinsein mehr: Form werden ist die große Erfüllung von allem. Die Formen der Poesie sind jedoch zeitlich, die Erfüllung muß also ein Vorher oder ein Nachher haben, sie ist kein Sein, sondern ein Werden. Und das Werden bedingt die Dissonanz: wenn die Erfüllung erreichbar und zu erreichen ist, so muß sie eben erreicht werden, sie kann nicht in stabil gewordener Selbstverständlichkeit da sein. In der Malerei kann es keine Dissonanz geben, sie wäre eine Zerstörung dieser Form, deren Reich jenseits von allen Kategorien des zeitlichen Ablaufs liegt; die Dissonanz müßte hier, sozusagen ante rem aufgelöst werden, sie müßte mit ihrer Auflösung eine nie mehr trennbare Einheit bilden. Eine wahre Dissonanz aber, eine, die wirklich realisiert würde, wäre dazu verdammt in alle Ewigkeit, unerlöst Dissonanz zu bleiben; sie würde das Werk zum Stückwerk machen und es ins gemeine Leben zurückstoßen. Die Poesie kann ohne Dissonanz nicht leben, denn ihr Wesen ist die Bewegung, und die kann nur von dem Mißklang zum Einklang und von jenem zu diesem gehen. Das Wort Hebbels von einer Schönheit vor der Dissonanz hat also nur eine bedingte Wahrheit: man darf es nur zu realisieren trachten; realisiert kann es nie werden. Gibt es also hier eine nicht sentimentale Form? Ist der Formbegriff der Poesie nicht schon ein Sinnbild der Sehnsucht?

Reine Lyrik und reine Idylle sind hier die beiden Pole: die Sehnsucht und die Erfüllung, rein, an sich und aus sich zur Form geworden. Aus der Lyrik muß die ganze Welt mit allen ihren Taten und Geschehnissen ausgeschlossen werden, damit das Gefühl ohne greifbaren Gegenstand um sich selbst kreisend in sich ruhe; in der Idylle müßte alle Sehnsucht zum Schweigen gebracht werden, sie müßte ihre endgültige eindeutige und restlose Selbstaufhebung sein. Darum ist die Idylle das größte Paradoxon der Poesie, so wie es aus demselben Grunde das Tragische für die Malerei ist: die Sehnsucht führt den Menschen zu Taten und Geschehnissen und keine ist würdig genug, ihre Erfüllung zu werden. In der Idylle müßte ein Geschehnis in seiner einfach empirischen Existenz alle Sehnsucht in sich aufgesogen haben; sie müßte ganz in ihm aufgehen. Doch müßte das Geschehnis ein Geschehnis bleiben, sinnlich und für sich wertvoll und die Sehnsucht dürfte nie ihre Stärke und Unendlichkeit verlieren. In der Idylle müßte das rein Äußere des Lebens zur Lyrik, zur Musik werden. Denn die

Lyrik ist die wundervoll-großartige Selbstverständlichkeit der Poesie; im Vergleich zu ihr sind alle anderen Formen nur metaphysische Kompromisse. Sie ist das Ziel jeder Poesie der Taten und Geschehnisse, jeder Poesie der aktiven, im Leben wirksamen Sehnsucht. Aber sie wird immer nur durch ein Hinausgehen über alles Äußere erreicht. In dem großen Moment der Tragödie wird ihr Held von seinem Schicksal hoch über seine Tat hinausgehoben. Der Held der reinen und großen Epik jagt durch die Abenteuer seines Lebens hindurch, sein Verlassen des Äußeren hat nur eine andere Richtung wie das der Tragödie — es ist horizontal, wo jenes vertikal war — und die Masse und das Vielerlei des Verlassenen ersetzen bei ihm die Intensität jenes einen Aufschwunges im Tragischen. In der Idylle soll aber dieses Äußere nicht überwunden werden.

Ein sachlich und sinnfällig dargestelltes Ereignis ist der restlose Ausdruck eines unendlichen Gefühls: das ist das Wesen dieser Form. Eine Zwischenform des Epischen und des Lyrischen; ihre Synthese. Die klassische Ästhetik stellte Idylle und Elegie, die tief zueinander gehören und einander ergänzen, in ihren Systemen als Verbindungsglieder zwischen Epik und Lyrik. Sie wurden dadurch zeitlose Formbegriffe, nicht mehr zufällig historische. Die Idylle ist die epischere Form der beiden, sie steht, da sie notwendigerweise nur ein Ereignis, ein Schicksal darstellt — sie würde sonst zur reinen Epik werden — in ihrer Technik der Novelle am nächsten, der Form, die ihr im letzten Sinn die wesensfremdeste ist. Ich glaube aber, man müßte den Begriff dieser Form noch weiter fassen, als es damals geschah. Immer hat es Dichtungen gegeben, denen der weltbildschaffende Wille der großen Epik abging, deren Handlung manchmal kaum die einer Novelle war, die aber dennoch das im Einzelfallbleiben der Novelle verließen und aus dem Gefühl einer Seele heraus eine andere, alles umfassende Kraft erlangten. Wo nur eine Seele der Held war und nur ihre Sehnsucht die Handlung, die aber dennoch zu Held und Handlung geworden sind. Lyrische Romane nennt man sie meistens — ich würde für sie am liebsten die mittelalterliche Bezeichnung chantefable wählen — aber sie entsprechen ganz dem wirklichen, weitesten und tiefsten Begriff der Idylle; mit einer selbstverständlichen Hinneigung zur Elegie. Ich schreibe nur — ganz willkürlich — ein paar Namen her als Beispiele: Amor und Psyche und Aucassin et Nicolette; die Vita Nuova und die Manon Lescaut; Werther, Hyperion und die Isabella von Keats.

Man sage nicht, daß sie eine kleine Form sei. Klein an ihr ist nur das Format, nur die äußeren Umrisse. Willkürlich scheinen ihre Geschehnisse „nur die zufällige Leidenschaft des Subjekts zum Subjekt", wie Hegel sagt. Sie ist aber eine Form der strengsten Notwendigkeit und jede Notwendigkeit ist ein Kreis und darum vollendet und weltenumfassend. Die Kleinheit und die Willkür sind die Bedingungen dieser Form: die Wirklichkeit so wie sie ist, in

einem zufälligen kleinen Ereignis wird transparent: alles kann alles bedeuten. Es ist eine paradoxe Erhöhung und Erniedrigung des Lebens: eine Kleinlichkeit entscheidet über die Seele, etwas Äußerliches bedeutet das innere Leben — aber dies ist nur darum möglich, weil alles Seele sein kann, weil für die letzte seelische Notwendigkeit jedes ihr Erscheinen im Äußeren immer klein und willkürlich ist. Das Geschehen ist zufällig — wie in der Novelle — aber aus anderen Gründen. Nicht durchgebrochen wird hier durch das, was wir Zufall zu nennen pflegen, die gewöhnliche, tote Notwendigkeit der Verkettung der äußeren Ereignisse, sondern alles Äußere mit allen seinen Notwendigkeiten wird vor der Seele zum Zufall erniedrigt und gleich zufällig wird vor ihr alles. Dieses Epischwerden der Lyrik bedeutet also eine Eroberung des Äußeren durch das Innere, ein Anschaulichwerden der Transcendenz im Leben. Die Strenge der Form besteht im Epischbleiben; darin, daß Inneres und Äußeres gleich streng zusammen und auseinander gehalten sind; daß die Realität des Wirklichen nicht aufgelöst und angetastet wird. Denn es ist banal und immer erreichbar, alles Äußere in Stimmungen aufzulösen, daß aber in der körperlichen und hart gleichgültigen Wirklichkeit das Innere der Seele, die reine Sehnsucht, wenn auch als fremder Pilger und unkenntlich, wandle, ist eine hohe Wahrheit und ein Wunder.

Das klarer formende Mittelalter hat vielleicht aus diesem Gefühl heraus Epik und Lyrik in solchen Dichtungen streng voneinander abgesondert. Aber darum konnte seine Form nur ein streng architektonisch zusammengehaltenes Nebeneinander der Elemente werden, die rätselvolle Trennung im Ineinanderverschlungensein war hier nicht möglich. Diese Möglichkeit brachte unsere Zeit mit ihrer Entdeckung des Atmosphärischen, wodurch das, was hinter den Dingen lag, nicht mehr offen aus ihnen herausbrechen mußte, um sichtbar zu werden, sondern in ihnen, zwischen ihnen, im Schillern ihrer Oberfläche und im Zittern ihrer Umrisse erscheinen konnte: das Unaussprechbare konnte unausgesprochen bleiben. Die Form des Werther ist mystischer als die der Vita Nuova.

Aber der zuchtlose Gefühlspantheismus unserer Zeit blieb bei der Möglichkeit stehen, überspannte sie und löste jede Form in eine unklare und formlose Sehnsuchtslyrik auf. Die Dichter wurden bequem, sie formten weder das Gefühl noch die Geschehnisse und schrieben chaotisch ins Endlose fließende Gedichte in einer durch nichts gebändigten Prosa. Die Atmosphäre hat alles in Stimmung und Stammeln aufgelöst. Dadurch verschwand aber wieder alles Verborgene: ihr Nichtsaussprechen wurde ein lautes und aufdringliches Allessagen, ihre Tiefe eine Trivialität und das Ganze ihrer glänzenden und nuancenreichen Augenblicke eine graue und öde Monotonie.

Sie sind bei der bloßen Möglichkeit stehen geblieben, denn nicht dazu erlöst das Atmosphärische die Dinge von der Starrheit ihrer Konturen, um sie ins

Wesenlose der flatternden Stimmungen, ins Unkörperliche der Umrißlosigkeit zergehen zu lassen, sondern um ihnen etwas Neues, eine leuchtende Härte und eine schwebende Schwere zu geben. Die Atmosphäre ist ein Prinzip des Modellierens. Nach dem Rausch des malerischen Impressionismus ist dies von Cézanne und seinen Schülern erkannt worden und es scheint, daß es auch in der Poesie die Sendung Frankreichs sein wird aus diesen neuen Ausdrucksmitteln die alte Form zu erschaffen. Bei Flaubert war der sachliche Realismus, die sichere und saubere Zeichnung noch eine Maske und eine Ironie; im jüngsten Frankreich sind diese Wege Ausdrucksmittel dieser neuen epischen Lyrik geworden. Der im vorigen Jahre gestorbene Dichter Charles Louis Philippe war einer der ersten und vielleicht der größte und tiefste. Seine kleinen Bücher enthalten strenggebaute, mit harter Sachlichkeit erzählte Geschichten und ihre Lyrik ist so restlos in ihrer klaren Zeichnung aufgegangen, daß sie vom lauten Verschweigen verschwommener Sehnsuchtsromane jetzt noch überschrien werden muß. Ein Nachfolger des Realismus wird er den meisten scheinen, ein Armeleutedichter, wie ihrer viele. Und das ist gut so: gerade hier ist es ein Beweis, daß seine Sehnsucht sich wahrhaft zur Form erlöst hat.

Anselm Feuerbach/ Briefe an die Eltern

Die Briefe Feuerbachs an seine Eltern haben, von der Mutter geordnet, dreißig Jahre im Archiv der Königlichen Nationalgalerie gelegen. Sie sollten nach der Bestimmung der Mutter jetzt erst erscheinen. Durch die gütige Erlaubnis dieses Instituts sind wir in der Lage im folgenden unseren Lesern einige Proben, als erste Veröffentlichung, darzubieten. Die Briefe sind für die Verarbeitung des „Vermächtnisses" und in der Allgejerschen Biographie nach ihrem Inhalte benutzt worden, aber gerade die Düsseldorfer, die wir auswählten, wurden wenig zitiert. Soeben erscheint eine schöne Neuausgabe des „Vermächtnisses" bei Meyer und Jessen, und derselbe Verlag wird später diese gesamten Briefe Feuerbachs in einem geschlossenen Bande herausgeben. Unsere Auswahl zeigt den jungen Anselm auf seiner ersten Schule, der Düsseldorfer Akademie 1846—47. Wir lernen nicht nur seine ersten Stimmungen und Regungen kennen, sondern erhalten auch ein vorzügliches Bild dieser in der damaligen Zeit führenden deutschen Malerschule, an der Schadow, Lessing, Sohn wirkten.

Ich habe dir auf 3 liebe Briefe zu antworten, der erste traf gerade Sylvester abend wie wir in Gerresheim zu Tische saßen, ein, er machte mir selbigen Abend unendliche Freude, so ein schöner Gruß zum neuen Jahre, es traf sich herrlich, ich dachte recht an euch u. wünschte mich herzlich zu euch nur nicht im Museum; der 2te traf von Coblenz aus bald darauf ein u. der 3te mit dem großen Wechsel gestern. — Ach wie kann ich dir genug danken für die gütigen Mahnungen u. für das viele, viele Geld; ich erschrecke ordentlich, wie kañ ich Balg doch so viel kosten, ich bin das mit meiner Zeichnerei nicht werth weñ ich das bedenke so wünsche ich mir oft das Malen, daß ich bald an ein Bild kome und was verdiene, anderseits aber bin ich doch um meiner selbst willen froh, daß ich noch am Zeichnen bin, ich fühle jetzt wie nöthig es war, ich will gar nicht an's malen, bis ich nicht flott zeichnen kañ, was hilfts mir am Ende weñ ich früh u. schön male u. nicht zeichnen kañ, ist aber ein fester Grundstein da, so wird das darauf errichtete Haus fest stehen, gegen allen Andrang. — ich will an die Andern nicht denken die mich etwa überflügeln, es ist ihre Sache, ich darf wenigstens dreist sagen daß ich es im Acktzeichnen mit den Meisten Malern aufnehme. — Ich habe seit der Zeit ungemein mehr technische Fertigkeit u. Gewandtheit erworben, das fühle ich an Allem, es geht viel schneller u. besser, alles fällt mir so leicht, aber ich habe noch so viel zu lernen (könnte ich nur einmal eine Figur aus dem Kopfe richtig zeichen). — Sehr oft schon habe ich Schadow'n zugesehen, weñ er ein Portrait begañ, ich meinte ich müsse ihm helfen zeichnen od. malen, weñ ich nur dürfte. —

Er ist übrigens nicht zufrieden mit mir, nicht mit meinen Zeichnungen auf der Akademie sond. daß ich nichts componire. — Er frug mich erst neulich als ich ihm meine lezte Figur zeigte ob Sohn mich noch nicht an's Malen lassen wolle, ich hätte wohl großes Verlangen darnach etc. damit ist er schon zufrieden, ihm wäre es aber viel lieber weñ ich ihm eine gute Composition zeigte, er nöthigte mich fast. — Gegen Großartigkeit hat er nichts weñ ich es nur ausführen kañ, ich zerbreche mir den Kopf u. kañ nichts finden. — Es ist gerade so als weñ mein dienstbarer Geist erzürnt wäre daß ich ihm gänzlich entsagt als ich hierher kam. ich mußte mich ja da mit Gewalt zwingen u. dachte gar an nichts anderes, als an componiren. Die lezte Zeit zu Hause belagerten mich Ideen jezt da ich will u. soll kañ ich es nim̃er. — Ich habe es zehnmal versucht, das was ich wollte zu Papier zu bringen, aber vergebens. —

Schadow sprach neulich ernstlich mit mir darüber ich solle doch Sonntags nicht auf der Akademie arbeiten, sondern zu Hause componiren; er gab mir auf, etwas aus der altpatriarchalischen Zeit im alten Testamente zu componiren od. aus dem Buche Ruth, aber ich habe kein altes Testament. und wenn ich da nicht eine außerordentliche Idee habe, so ist es nichts, da alles schon so oft behandelt ist u. wird. — Wolle ich da nicht componiren so solle ich an die alten Teutschen u. Hermañ, an die Kämpfe denken — Da fiel mir wunderliches Zeug ein, was ich aber nicht zeichnen kañ, z. B. die Verschwörung gegen die Römer auf dem Ting im Eichenwald, od. wie den schwelgenden Teutonen am Arno ihr Untergang geweissagt wird, von einer germanischen Zauberin od. der Triumpf Hermañ's nach geschlagener Schlacht, Opfer zu den Göttern, das hätte ich so ziehmlich da, aber alles ist zu dum̃, zu großartig, zu viel „sie sollen ihn nicht haben"— Meine Bemerkung über das Mittelalter schlug er zurück „ihm hätte da im̃er zu viel der Schneider u. der Waffenschmiedt zu thun ich solle den reinen Menschen ohne Affekterei darstellen dazu eigenen sich die dargebotenen Thema's sehr gut er hat sehr wahr gesprochen, einfach, einfach, einfach, u. wieder einfach, schreib dirs hinter die Ohren dum̃er Junge! — Doch ich kriege nichts heraus, daß ist eine schöne Geschichte. — Doch wenn ein Herzog ein König einem Cornelius, Kaulbach einen Auftrag giebt, so bestim̃t er ihm den Gegenstand auch, u. der Künstler hat noch Spielraum genug, aus dem Gegenstand das schönste, aber auch das schechteste zu machen, denkt euch nun (mit einiger Phantasie u. Vorstellungsgabe) ihr seiet der Herzog so u. so und ich sei Kaulbach in spe u. gebt mir eine Bestellung, gebt mir einen Gegenstand an, den ich behandlen kañ, od. doch nur eine Anleitung, die weiter ausgebildet zu einer glücklichen Idee gedeihen kañ. — Ich bitte Euch, komme ich in den Fluß, dann soll es Ideen hageln Doch müßt ihr nicht glauben, daß dies meinen Kopf verrückt hat, ich bin heiter u. gesund, weiß recht gut was ich will, nur ist es das fatale Verhängniß daß ich so strohdum̃ bin, ich muß mich eben so in Acht nehmen in der Wahl des

Gegenstandes, weil es Schadow ist. — Ich sehe so gut drein, was der Mañ will er hat die reinste, edelste Absicht, er will meinen Geist auch auf das Schöne der Kunst lenken, deñ die Kunst ist kein Handwerk sagt er. — Ich soll vernünftig es lesen, soll bisweilen ruhig, einfach componiren. — Doch es läßt sich das nicht erzwingen, mit Gott Hülfe fällt mir gewiß noch etwas ein, wodurch ich die Zufriedenheit Schadows erringen kañ, ich habe ja Talent u. es muß doch gehen. Was meine Gesundheit betrifft, so sei ja ganz ruhig, liebe Mutter, ich arbeite nicht zu viel es geht alles ganz gut, Anatomie, Perspektive, nur Geduld; ich hoffe doch dieser Brief ist heiter genug geschrieben, ich wenigstens bin heiter u. frisch. Das ist Alles was ich sonst noch weiß. — Meine Worte kommen aus dem Herzen u. sind wahr ich habe euch aufrichtig mein geringstes Unwohlsein geschrieben, warum sollte ich nicht viel mehr schreiben, weñ ich wohl und gesund bin. —

Nun Adieu meine liebe, gute Mutter tausend u. abertausend Grüße dem lieben Vater u. Emilien.

Wie bin ich froh, daß ich euch nicht eher geschrieben, da ich heute so fröhliche Botschaft erhalten habe, denkt euch ich habe von Sohn's eigenem Munde es gehört rathet einmal — ich darf von heute an unwiederruflich zu malen beginnen, Juchhe, Heisa ich bin ganz kindisch froh, es schmeckt nun doppelt süß nach der herben Zeit, jezt brauche ich nimmer betrübt zu sein jezt stehen wir wieder auf dem alten Fleck, nur mit dem Unterschiede, daß ich durch's Zeichnen ungeheuer profitiert habe, ich möchte um keinen Preis mit der vorigen Zeit tauschen mit schon längerm Malen u. weniger gutem Zeichnen; ich bin's so ganz zufrieden es war sehr nöthig, noch tüchtiges Zeichnen; ich habe genug ausgestanden, doch bin ich jetzt herrlich belohnt; ich will nun doppelt fleißig sein, ich bin nun auf geradem Wege, ohne anderes Ziel, als ein Bild malen zu dürfen. Ich hoffe es soll gut gehen. — Ach was zitterte ich als Prof. Sohn zu mir an meinen Fechter kam, ich dachte gerade an Clodewig in der Alemannenschlacht, wie er das Gelübde that u. siegte, und siehe Sohn sagte mir nach einigem Hin u. Herreden ich könne jezt malen und ob ich nun einsähe, was es mir genuzt habe; ich war wie aus den Wolken gefallen, da er mich kürzlich noch durch seine Unzufriedenheit entmuthigt hatte, jezt aber solls blitzen und donnern, nichts halte mich ab vorwärts zu dringen, die Bahn ist offen, der Anticensaal hinter mir. — Schadow der schon längst mich wollte malen lassen, hat gewiß auch eingewirkt, ich bin ihm allen Dank schuldig. — Vielleicht darf ich gleich nach dem Leben malen vielleicht muß ich noch tüchtig copieren, jeh nun es ist mir alles recht, da ich fest sitze wie der Helm auf dem Ritter. — Ich hatte lezte Zeit für den H. Direktor sehr viel zu thun mit seiner großen Leinwand ich bin noch nicht fertig aber Geduld, ich thue für Schadow alles, er ist so gütig u. lieb; weñ ich wieder etwas schweres u. lang-

weiliges für ihn zu tun habe, so sagt er im̄er „Lassen sie sich nicht abschrecken, die größten Meister waren Lehrlinge in der Werkstätte ihres Lehrers; wen̄ ich das bedenke und, ihn den alten tüchtigen Meister, dabei ansehe, so wird mir das schwerste ein Pappenstiel, wen̄ es mich auch hindert im Malen Das thut nichts, ich lerne ungeheuer u. habe an ihm einen Freund für Zeitlebens. — Wie ich die Architektur aufzuzeichnen hatte, wollte ich fast verzweifeln, es wollte nicht voran, 3 Tage quälte ich mich ab endlich brachte ich sie zur Hälfte fertig, daß andere mache ich Sonntags fertig. — Jezt fällts leichter, hätte ich einen Bock geschossen, so möchte mir es schlim̄ bekommen sein — Neulich sagte noch Schadow zu Ittenbach in meinem Beisein, als ich etwas zu pausen hatte für ihn: „Ich kan̄ den Kerl gut brauchen ich werde ihn bald zu meinem Gehülfen machen." Dies einzige Wort entschädigte mich für alle Mühe u. Arbeit. —

Bald sollt ihr meine visage gemalt bekommen, Schadow nähmlich will mich lebensgroß malen als Studie zu seinem Bilde, das copiere ich recht getreu et voilà. — Ferner eine Neuigkeit. Als Herr Müller, mit dem ich auf sehr gutem Fuße stehe dieser Tage bei uns war sagte er daß Schadow vorhabe diesen Herbst auf 6 Wochen zu ihnen auf den Apollinariusberg zu kommen, da reise ich warscheinlich mit ihm, besehe die Fresko in der Kirche u. Stolzenfelz und während er auf seinem Gute ist gehe ich zu Euch, was auch ohnedies geschähe. Das kommt mir sehr gelegen, ich war immer bange ich könnte nicht lange genug zu euch. — Bis im Herbst will ich ein gutes Stück hinter mich geschafft haben, daß ich wenigstens euch malen kan̄ u. alle Lehrgegenstände beendigt habe. — Ich glaube nicht daß ich beim Malen die Anatomie fortsetzen kan̄ den̄ es nim̄t mir zu viel Zeit weg. — Perspektive muß sein, es geht so so, sie macht mir viel zu schaffen auch wird sie im̄er kitzlicher u. schwieriger, ich danke Gott, wen̄ wir sie bis Ostern absolviert haben. — Ich schaffe jetzt an meiner Composition, ich suchte überall nach Büchern über Böhmen, insbes. über Prag, konnte aber durchaus nichts finden, es wäre ein reicher Schatz, doch fordert es ernstes Studium; ich war bei Lessing und sprach viel darüber mit ihm, er meint doch ich solle mich nicht an bestim̄te Faktas wenden, daß käme erst mit dem ernsteren Studium der Geschichte, ich solle componieren was mir einfile, ohne mich an historische Genauigkeit u. Costum zu binden, so viel Figuren ich wolle, wie u. was ich wolle, doch sagt auch er gar nicht componiren wäre schlimmer als zu viel; im̄er componiren und sei es ein bloßer Heereszug eines Kaisers. — Er rieth mir Beckers Weltgeschichte zu kaufen. — Er war überhaupt sehr fidel, allein mit seiner Frau, sein 2tes Wort war, nun hat man sie noch nicht katholisch machen wollen, darauf sagte ich ihm ganz unbefangen, bis jetzt seien noch keine Versuche gemacht worden, auch würde das sehr wenig nützen. — Doch was schwätze ich alles für dum̄es Zeug ich will lieber still schweigen, aber ich bin so voll Freude, Verwirrung, Arbeit, daß es mir für dieses mal unmöglich ist viel vernünftiges

zusammen zu bringen, indeß das nächstemal ordentlich, auch dem lieben Fritz, bis jezt genüge euch daß ich wohl u. glücklich bin, warum sollte ich es auch nicht sein, ach könnte ich mit Euch sprechen ihr guten Aeltern u. Emilie, da sollte es schon gehen, aber so — doch ihr wißt es ja, wie mir's zu Muthe ist — Nicht wahr? Wegen meines Körpers liebste Mutter sei ganz unbesorgt, ich verkrüppele keineswegs, ich stehe im̄er an der Staffelei, u. habe bei Schadow Bewegung genug, zum Tanzen habe ich diesen Winter gar keine Zeit, noch Gelegenheit. — Fast alle aus Antikensaal haben Tanzstunde aber viel zu gemein, auch nim̄t es ihnen so Sin̄ u. Kraft weg, daß es im Arbeiten sehr schlecht steht; sie sind matt, faul u. verdorben, ich turne manchmal in Schadows Atelier an seinem Gebälke. — Verzeiht wen̄ ich schon schließe aber es ist schon dunkel u. Zeit zum Act. auch wünsche ich daß die Freudenpost heute noch abgehe, das nächste mal Alles. — Euer treuer Anselm. —

Mit einer wahren Seelenstärkung habe ich nun wieder Eure Briefe gelesen, und im̄er werde ich tief durchdrungen von dieser Innigkeit und Liebe, ach es gäbe gewiß keine schlechten Menschen, wen̄ sie alle so vortreffliche Eltern hätten, wie kan̄ ich doch glücklich sein gegen andern, da ich ja eine Erziehung genossen habe die mich über und über waffent und stärkt gegen jegliche Verlegenheit und Übel. — Ich möchte mich so gern eurer würdig zeigen, aber ich kan̄ es noch nicht anders, als wen̄ ich mein ganzes dankbares Herz euch aufschließe und euch verspreche fortan wacker und tüchtig zu bleiben. — Ich meine ihr müßtet fühlen wie wohl mir zu Mute ist und wie ich glücklich sein kann blos im Gedanken an euch, ich kan̄ wirklich sagen daß ich mit meiner Abreise von Freiburg einen neuen Menschen angezogen habe, nicht allein in Bezug auf die Kunst sond. auch auf mein Herz, es drang so alles auf mich ein, die Natur mit ihrem tiefem unerklärbarem Wandeln ging gleichsam in mich hinein u. ich fühlte mich dabei so kräftig, so wohl, daß ich fast allen Versuchungen wiederstand, doch so muß es ja doch jedem Menschen gehn, der von treuen Eltern die rechte Bahn geleitet, nun auch manchmal auf seine eigne Kraft u. sein Gewissen bauen muß. — Ach Gott, ihr lieben Eltern, ihr habt kaum einen Begriff, welch eine verdorbene Welt hier herrscht, von moralisch u. körperlich ruinirten Menschen mag ich gar sprechen die verabscheuungswürdigsten Creaturen, die dem Thier nachstehen, aber dieses Ränkevolle Wesen daß auch unter den Malern, bes. auch den ältern crassirt ist mir unbegreiflich. — Hätten doch die guten Leute ihren Beruf u. das Höhere dem sie sich geweihet haben, im Auge. oh man kan̄ ja so harmlos unbekümert u. fest leben daß ich dieses Gewuse u. Getöse gar nicht begreife ein ewiges heimliches Ränkeschmieden, ein critisiren, das zum übergeben ist. — Ich habe darüber noch nie mit euch gesprochen, aber ich habe Gelegenheit gehabt tiefer in aller Wesen zu sehen u. ihr mögt mir es nun glauben oder nicht ich ken̄e jezt so ziemlich meine

Leute, ich weiß nun wie ich mich zu halten habe und wem ich vertrauen kan̄, ich hatte mich in vielen getäuscht, aber mag das sein wie es will ich spreche mit Niemanden auch nur das geringste u. bekūmere mich durchaus nicht um das, was andere von mir denken, es weiß niemand um mein Herz u. meine Denkensweise, als ihr, ihr guten, lieben Eltern u. ihr wisst auch, daß meine Grundsätze rein u. edel sind, ich will für nichts anderes leben als für meinen Beruf, für euch u. mich selbst, es steht fest in mir. Kunst ist Kunst, sie ist wie lauteres Gold, rein von allen fremdartigen Beimischungen u. sie muß errungen werden durch emsiges Streben. — Glaubt nicht ich dächte zu viel an solche Sachen, nein im Gegentheil nur meine Briefe drücken meine Empfindungen aus, ich erhole mich gleichsam von meiner nüchternen Wirklichkeit, ich habe, wohl eingedenk Deiner Warnung, lieber Vater stehts das nächste vor Augen, ich male meinen Studienkopf so demüthig zerknirscht über die erhabene Schönheit der Natur, ich zwinge mich ich quäle mich u. fühle alles so in̄ig, bis jezt aber habe ich es leider nur zu einer ziemlich charakteristischen Auffassung gebracht, ach! die Zeichnung u. Modellirung ist stets besser als die Farbe, kön̄tet ihr hereinsehen wie mir's zu Muthe ist, wie jäm̄erlich Herr Gott, die Natur ist großartig bis in ihre geringsten Flächen, manchmal wen̄ ich mich hereingearbeitet habe, dan̄ dünkt es mich, als hätte ich meine Sache doch nicht so schlecht gemacht; dafür habe ich aber ein probates Mittel, was ich auch stehts anwende, den̄ der Gedanke zufrieden zu sein peinigt mich außerordentlich; da gehe ich auf einige Zeit weg von der Arbeit u. komme den̄ plözlich wieder, ja falle dan̄ stets aus dem höchsten Him̄el, in ein Pfüze, da sizt die Natur mit dem Blick der Augen worin̄ sich die Seele des Menschen spiegelt welch eine Farbe welches Relief u. dan̄ der Studienkopf daneben so fahl, so bleich, als hätte er ein Bad im strengsten Winter genommen; kurz es giebt perioden der tiefsten Demüthigung, man fühlt wie man glim̄en muß, man fühlt aber auch in sich die Kraft dazu u. nie kom̄t nur die matteste Idee, warum man gerade diesen Stand gewählt hat — Im Gegentheil je mehr Hindernisse, desto mächtiger fühlte man, wozu man geboren. — Doch was hilft das viele schwatzen ich bin stets nüchtern, u. habe ich manchmal zu gewissen Zeiten aufgeregte Stunden bes. wen̄ Körpermattigkeit eintritt da phantasire ich so vor mich hin u. denke mehr als gewöhnlich. — bes. die tage um den lezten Brief fielen so in die erste Frühlingsperiode wo Geist u. Körper mehr gereizt ist, als gewöhnlich doch jezt geht mir's recht frisch u. munter, seid ja nie ängstlich es ist alles momentan und hat gewiß kleine äußerliche Ursachen. — Das Wetter ist wunderschön, die Nachtigallen und Lerchen singen so reizend in allen Gebüschen u. verkünden den nahen Som̄er. — Es däm̄ert schon, ich sitze am offenen Fenster draußen rauschen die Pappeln so traulig u. die Wolken eilen majestätig durch die warme Luft, ich fühle mich wohl u. bin erquikt von all den hübschen Tagen. — es ist doch merkwürdig die Pappelwipfel neigen sich so komisch im Winde,

bilden . . . u. allerlei fantastische Gestaltungen. — ich habe eine reizende Aussicht, wohne hoch oben in der freien Luft u. kañ in die weite Welt hinausguken nach Belieben, es ist vor der Stadt, die Landschaft ist von Anlagen u. künstlichen Seen durchfurcht u. hinten der Rhein, es ist so heiter so gemütlich, schon deswegen sollte man nie sein Gesicht in Falten legen. — Wir bleiben auch hier wohnen. —

Etwas sehr angenehmes noch was mich tüchtig von der Mattigkeit curirt hat das ist, ich stehe jezt stets um 5 Uhr auf bin ½6 auf der Akademie verrichte da meine negotia bei Schadow, zeichne dan mit mehren Andern von 6—8 Gewandstudien, daß hat mir wirklich sehr gut gethan u. mich wieder frisch u. lebendig gemacht, ich fühle auch gar kein Bedürfniß mehr nach Kaffe, was ich mir ganz abgewöhnen will. —

Düsseldorf ich weiß nicht der wie vielte ist; sond. nur daß es noch 5 mal 4 Wochen sind bis ich zu euch komme. — 1846

Ich habe mit Freude und iñigem Dank die beiden Briefe sammt Wechsel erhalten und ärgere mich sehr, daß ich sie nicht auf der Stelle beantwortet habe, aber der Frühling muß mir tüchtig in die Beine gefahren sein deñ ich fühle mich Nachmittags u. Abends so müde in den Knie u. so duselig im Kopfe, daß an ein vernünftiges Schreiben garnicht zu denken ist, ich begreife es gar nicht, ich habe schon mehremale Abend angefangen, einen fast vollendet, aber sie taugten alle nichts die Briefe, ich gab mir furchtbar Mühe u. brachte nichts heraus, jetzt habe ich diesen Vormittag ganz daraufgegeben und so Gott will wird es doch gehen. — Nun mahnt mich mein Herz so noch 2en lieben Leuten zugleich mit diesem Briefe zu schreiben dem lieben Onkel Cristian u. Fritz aber mit dem besten Willen geht es nicht hintereinander, Soñtag Vormittag werde ich mit beiden mich beschäftigen, nur kañ ich mit diesem Briefe hier sie nicht schicken, auch da jeder Zeit Aufschub wieder ein Hinterniß des Abgehens ist. — Ach Gott ich möchte nur Briefe empfangen u. die im̄er lesen, ich liebe euch alle so unaussprechlich daß ich meine es bedürfe gar keiner Worte um uns zu verständigen, ich meine ihr alle müßtet dasselbe fühlen, aber das geht nicht, deñ ihr müßt wissen was ich treibe wie mir's geht im Geiste u. am Körper u. da muß man nun so kalte Worte machen; ich bin manchmal ganz durchfüllt mit so erhabenen u. wohlthuenden Gefühlen, daß sollte ich sie mittheilen, ich ganz in Verwirrung käme, es ist mir oft so wohl u. so wehe in dieser Welt, ich fühle solch eine innere Kraft u. Entzücken, daß ich auf einem feurigen Drachen od. sonst einem fabelhaften Geschöpfe in der ganzen Welt herumsausen möchte, doch ach wie dum̄ schwatze ich da, aber es giebt wirklich Momente in der freien Natur, wo ich oft ganz Gefühl bin, ich dünke mich gar nicht mehr auf Erden zu sein u. weñ ich an Gott denke so fühle ich recht wie er sich gleichsam in unsre Herzen legt u. einem alle

erhabenen Gedanken aufkeimen läßt. — Nehmt mir es nicht übel daß ich so rede, ich gerathe in's Feuer, aber mündlich will ich einmal mit euch sprechen, ich begreife mich nicht wie ich früher so ein Stockfisch sein konnte, da ich ja so vortreffliche Eltern habe, denen ich alles anvertrauen kañ. — Aber im wirklichen Leben sind meine Flügel ganz gestuzt und nur auf das gerichtet was ich eigentlich soll doch das denken kañ ich nicht lassen, deñ unser Geschäft ist dasjenige wo man gleichsam gezwungen ist stets über das nachzudenken, was man vor sich sieht, u. gerade der Frühling ist's wo der frische Geist gleichsam erwacht u. anfangs nur zu rasch ist, auf die Phantasie wirkt er u. reizt er, auf den Körper aber wirkt er ganz entgegengesetz bes. weñ das Wachsen dazu kommt. Ich habe mich ganz verändert an Sitten Sprache wie auch im Geist, ich sehe mit jedem Tage mehr u. mehr welchen wichtigen Schritt ich gethan habe u. welche Veränderung er herbeigerufen hat, ich bin jezt erst im Reinen mit mir, daß ich mit der Kunst Freude u. Leid teilen werde, es sind nun alle Zweifel zur völligen Gewißheit geworden u. oh wäre es doch schon Herbst, um euch, ihr lieben Eltern, alles mittheilen zu können, so lange ich da bin sollt ihr auch nicht eine Sekunde betrübt od. schwermüthig sein ich versichere es euch u. zittere vor Freude, weñ ich daran denke. —

So sehr ein Brief von Euch mir Freude macht, schleichen sich im̃er wie Geld ankommt trübe Gedanken ein „Du hättest dein voriges Geld aufsparen sollen, es macht deinen Eltern Sorge u. Mühe, das thut mir im̃er sehr wehe ja quält u. peinigt mich oft sehr, auch weñ ich bedenke mit welcher Liebe es gegeben ist, ich fühle mich dessen oft so unwürdig; daß ich hier so herum laufe, daß mir nichts abgeht u. ich so langsam vorankomme und alles das geht mir durch den Kopf. — Besonders diesesmal peinigt mich gar manches, was ich dañ alles beichten will, sonst habe ich doch keine Ruhe; ich machte mit Leo diese Osterferien auf 3 Tage ein Parthie nach dem Ruhrthale was vielleicht nach dem anhaltenden Arbeiten gut war, aber ich muß gestehen daß ich auf der ganzen Tour nichts anderes einsah, als daß ich nim̃er so gut zu Fuße bin wie früher, deñ ich war gleich erhitzt u. unwohl; dañ bin ich einigemale Sonntags Nachmittags od. sonst Abens spatzieren gegangen und eingekehrt, was ich zwar in Freiburg mit Fritz u. eurer Erlaubnis gethan habe, ich will's aber auch nicht mehr thun, blos das schöne Wetter die belaubten Baume u. körperliche Abgespañtheit haben mich dazu vermocht. Dañ habe ich einige mal Abens im Bette gelesen, habe auch nicht im̃er die Kleider beim Malen in Acht genommen u. das Schlim̃ste von allem, was zugleich der größte Leichtsiñ ist ich habe seit lezter Zeit obgleich es eine so kleine Mühe meine Ausgaben nim̃er aufgeschrieben u. zwar sind meine Rechnungen die ich erhalten — u. bezahlt habe, richtig aber es fehlen alle die kleinern Ausgaben, ich wollte Dir gern die Rechnungen schicken, allein es hilft nun doch nichts, doch will ich sie diesen Herbst mitbringen u. mit Dir darüber sprechen. — Meine Sommergarterobe ist ja schon fertig ich habe den Rock u. das Hütchen mehr

braucht es ja nicht. — Sei mir nicht böse, liebe Mutter denke nichts schlim̄es von mir, ich bin nicht leichtsin̄ig, kan̄ es nicht sein, übersieh nur dies eine mal ich will alles wieder gut machen, ich will wie ein Argus auf mein Geld sein, erst schob ich das wenige im̄er hinaus bis ich es nicht mehr wußte u. Abends war ich im̄er zu müde, doch was soll ich mich entschuldigen ich habe sehr gefehlt u. kan̄ es nur wieder gut machen durch ein doppelt gewissenhaftes Bestreben, jeder Pfennig sei aufgeschrieben das verspreche ich Dir, liebste Mutter, das war es was mich so peinigt, daß ich hätte mehr sparen können u. ich bitte recht um Verzeihung, es thut mir viel, viel zu wehe als daß ich nicht sollte auf das Strengste Acht auf mich haben, der Wille ist gut aber das Fleisch ist schwach, ging recht in Erfüllung, den̄ ich hatte auch stets Gewissensbisse. — Aber ihr werdet mir doch nicht zürnen, es soll niemals wiedergeschehen, ich schäme mich recht. —

Mit dem Malen geht es ziemlich gut. — Meine beiden ersten Studienköpfe fielen zu Schadows u. Lessings Zufriedenheit aus; bes. auch meine lezten Zeichnungen nach der Antike. — Lessing sprach lange u. sehr freundlich mit mir über die Art der Behandlung gab mir viele Lehren u. sagte mir seine eigene Verfahrungsmethode, was ich auch getreulich befolgen will; mein dritter Studienkopf fiel minder gut, dan̄ fing ich mein Portrait an zu malen, welches auch nicht besonders wurde, so daß ich es noch einmal genau lebensgroß malte auf einen Rahmen den Schadow mir geschenkt hatte dazu, ich habe es gestern fertig untermalt, obgleich es noch sehr blaß in der Farbe ist, so kan̄ es doch frappant werden beim Übermalen, den̄ die Zeichnung wenigstens ist richtig; ich verglich es mit einer Pause, dessen was ich euch geschikt habe u. ich erschrak ordentlich vor jenem, den̄ ich versichere euch wen̄ ihr das gemalte sähet ihr würfet das alte herab, den̄ ich kan̄ offen sagen, daß das Original doch etwas hübscher ist als, diese graue, finstere, plumpe, rohe Copie, wie wohl meine jezigen langen Haare auch noch dazu beitragen mögen, jenes unken̄tlich zu machen, da es ohnedies noch mit Zeichenfehlern begabt ist. — Wen̄ ich das Porto nicht scheute, schickte ich euch noch eines entweder gemalt od. gezeichnet aber es wäre ja unnütz, da ich das gemalte im Herbst ganz gut mitbringen kan̄. — Ich habe auch diese Ferien eine mit Rüstung, Armschienen, Panzer versehene Gliederpuppe gemalt, das Eisen gelang mir wieder mein Erwarten. — Dan̄ componierte ich ein kleines Stilleben die Sachen eines Kriegers, die er abgelegt hat, ein Hut, rothen Rock, Degen, Krug etc was ich alles nach der Natur malte es ging mir sehr leicht von statten u einige mahlerische Wirkung hereinzubringen. — Auch ein weißes Gewand versucht ich zu malen, was aber nicht zum besten ausfiel. Dan̄ habe ich auch vorgestern an Direktors großem Bilde einen lebensgroßen Spaten gemalt, zu(?) einer Stunde, der (nicht)* ganz zu Herr Direktor Zufriedenheit war im Gegen-

* Von der Mutter beigefügt.

theil er modellirte sich nur zu stark u. ich mußte ihn dämpfen, sonst wäre er aus dem Bilde herausgefallen.

Was die Musik betrifft so fühle ich ein wahres Bedürfniß darnach, bes. habe ich an Guitarre schon gedacht, Clavier u. Guitarre spielt Roux ziemlich gut u. ich habe ihm schon oft mit wahrer Wehmuth zugehört weñ er Mendelsohnsche Lieder spielte, die ich von Dir früher so oft, ohne sie recht zu beachten, gehört habe. — Meine Stimme bricht sich sehr u. ich will mich jezt lieber noch des Singens enthalten, da es eher schädlich sein kañ als gut, nur fürchte ich daß ich bis Herbst noch nicht ausmutiert habe. — Da fällt mir noch ein, daß ich diesen Herbst nur zu euch gehen möchte, ich mag nicht nach Nürnberg nach Frankfurt, so lieb mir alle sind, aber ihr geht doch allen vor; weñ es sich ohne Anstoß vermeiden ließe würde ich Gott danken. — Auch würde mich das viele Reisen zu sehr anstrengen, da schon vorige Ostern mir vom Dampfboot alles rund umging. — Die lebenden Bilder waren eine angenehme Zerstreuung, die ganze beau monde Düsseldorf samt unserm allergnädigsten Prinzen waren zugegen. — Ich mußte mich, als Fischerjunge, nicht so schlecht ausgenoṁen haben, deñ ich wurde gleich zu noch einem Bilde engagirt, Schrödters Don Quixote der den Hirten seine Abentheuer erzählt, obgleich meine Figur gar im Kupferstiche nicht vorkam. — Abends war ich doch froh als ich nach Hause kam; Wohringens waren fast böse daß ich noch nicht beim Balle zu ihnen herunterkam aber ich konnte nicht, Kopfwehe, meine Bemahlungen auch hatte ich noch nicht mein schwarzes Sommerröckchen, u. so glaubte ich genugsam entschuldigt zu sein. — Im ganzen machte mir dieses plötzliche Auftreten in's Gewühl nach meinem stillen, ruhigen Leben vielen Spaß. —

Soeben habe ich Frau Trenelle mein Portrait gezeigt, es gefiel ihr außerordentlich, Leo war in Extase ach lieber Gott u. wie erbärmlich ist es doch, ich will es aber übermalen u. womöglich will ich es so machen, wie die Natur, dañ wird es gewiß sehr ähnlich werden. — Der Frau Trenelle will ich Herrn Trenelle malen, nach einem Familienbilde, wo er als junger Mañ ist, einmal zeichnete ich ihn schon, was Wohringens gleich eroberten. ich werde ihn alt machen wie er in meiner Eriñerung lebt, die Farbe ist sich ziemlich gleich geblieben. — Das Wetter ist prachtvoll die Bäume sind ganz belaubt u. herrlich grün, wie im Sommer ist die Luft man thaut ordentlich auf. — Ich freue mich iṁer so weñ ich an das Gärtchen mit der Laube denke, weil ich weiß, wie ihr das alle gewünscht habt. habt ihr deñ auch Hühner, was macht dein Vögelchen was macht der Herr Schnurr; werden meine Lehmproduktionen von Emilien auch in Ehren gehalten? Seid ihr auch alle wohl, ach Gott ich war doch iṁer gesund so lange ich hier, ich kañ Gott nicht genug danken. — Doch liebste Eltern ich muß schließen ich bin zu müde auch möchte ich den Brief gleich auf die Post tragen. Lebt wohl u. gesund. Herzliche Grüße der lieben Emilie, die ich nun bald seit 3 Jahren

nicht mehr gesehen habe. — Arbeitet mir zu liebe ja nicht viel, der Frühling ist ja gar zu schön. — Euer Anselm.

Sonntag den 15. Nov. 46. Düsseldorf (Pardon von vorn herein für das barbarische Geschreib)

Ich muß um Verzeihung bitten daß ich den lieben Brief erst so spät beantworte, aber der Grund ist der, daß ich auf Etwas Gutes hoffte, was ich euch schreiben kōnte. Da es aber nicht gekommen ist so kañ ich nicht länger warten u. muß mich mit dem begnügen, was ich weiß . . . Soviel ist aber gewiß, daß weñ ich wieder nach Hause komme und ich male etwas, so soll es niemand dort zu Gesicht bekommen am allerwenigsten alte, närrische Barone od. vorwitzige Kunstkeñerinnen nein, Sohn der malen kañ u. der einzge ist der malen kañ, der soll es sehen und beurtheilen; das jeztige Portrait zeige ich ihm nicht, deñ ich selbst verachte es ganz u. gar, nur die Eriñerung an dich liebe Huma* u. an das elterliche Haus, soll mich angenehm berühren beim Ansehen; sonst ist keine Auffassung driñ, keine Zeichnung, u. weiß der Teufel, weiße Leinewand sezt mehr voraus als das. — Schadow corregirte diese drei Wochen in der Klasse u. war leider gar nicht mit mir zufrieden, ich habe aber auch erbärmlich gemalt u. fühle mich ganz unwohl weñ ich zurück denke, das Einzge was mich entschädigt, ist daß ich im Ackt abens recht mit Fleiß studirt habe. Oh ich fühle die bitterste Reue über die vergangenen 3 Wochen, ich mache mir die größten Vorwürfe u. nächstens soll u. muß es gehen, oder ich weiß nicht was ich thun; ich hatte kaum Lust zur Arbeit, aber Gedult, es soll schon kommen vielleicht habe ich am meisten gelernt, eben dadurch, aber beim Barte des Profeten das muß ich ändern; bei Seidel, dem lieben Kerl, habe ich Trost gefunden, ich war bei ihm zum Thee u. ohnedem alle Abende nach dem Ackt auch. Schadow wirft mir alle Tage vor, daß Anfangs ich zu seinem Erstaunen gemalt hätte, aber jezt ginge ich eher zurück, ich müßte jezt schon weiß Gott wie weit sein; er tadelt im̄er bei mir eine falsche Meisterschaft bei allem aber auch allem, was ich mache, er meint, ich bilde mir etwas darauf ein, ich meinte ich wäre schon Meister; aber das weiß der liebe Him̄el, wer ihm das in den Kopf gesezt hat; ich gewiß nicht, ach, weñ er wüßte, wie ich zerknirscht bin u. wie sehr ich fühlte, wie sehr ich noch zurück bin, ich kañ noch weniger als nichts, das weiß ich, u. wie qualvoll ich möchte so gern so malen wie ich es sehe. — aber Geduld ich will mit mehr Liebe u. Fleiß darnach streben, ich war nicht bedacht genug, habe mich zu viel geschont, aber es soll u. muß gehen. — wie Seidel so richtig sagt: es ist leicht sich vom Nichts zur Mittelmäßigkeit zu erheben, von der Mittelmäßigkeit aber zur Vollkommenheit zu gelangen braucht es lange Jahre u. sauren Fleiß. — Ich ängstige mich

---

* Kosename für die Mutter.

wegen meiner nicht, den ich weiß mit dem festen Willen geht es besser; aber ich bin unzufrieden mit mir u. das auf das höchste. Belgien geht mir immer durch den Kopf, erst will ich einen guten Kopf malen können, u. dan gehe ich hin, nicht aber um belgische Manieren zu ergreifen, sond. um die Art der Behandlung, der Technik u. die Alten kenen zu lernen; ich habe ein Portait von Hofman aus Düsseldorf von dort gesehen, es ist im Schatten u. prachtvoll gemalt in einem Tage. — Ich muß mich sehr hüten, ich muß lernen die Natur unbefangener anzusehen das ist mein größter Fehler. — Seidel wollte über 3 Wochen nach Belgien, hat aber Umstände mit dem Paß da er noch militärpflichtig ist, und wo den wahrscheinlich nichts daraus wird, was mir in vieler Beziehung sehr lieb ist, an ihm habe ich einen Schatz, es ist ein lieber u. durch u. durch nobler Carracter. — Ihm hat der Maler Beker (der Direktor an der Akademie zu Frankfurt ist) sehr gerathen nach Belgien zu gehen u. ihm fast verboten wieder nach Düsseldorf zurück zu kehren. — Was doch die Meinungen verschieden sind, so ist es überall; man folge seiner reinen Überzeugung. Ich habe meine Seeräuber umkomponiert, die Figuren noch einmal so groß wie die Teutsche Wahrsagerin; und war damit bei Schadow und bei Lessing mit allen meinen Compositionen. — Nein wie verschieden sind doch die Leute. — Lessing ist mir lieber er raubt einem nicht die Eigenthümlichkeit er geht die Composition durch in dem Carracter wie sie ist; es ermuntert sehr; er sagte nichts als sie seien lebendig, auch meinte er dasselbe, wie Schadow ich solle die Seeräuber kleiner ausführen u. mehr ausdenken, mich mehr in die natürliche Lage hineindenken, die Kerls müßten mehr gefesselt sein u. in der Art; die Wagenburgkomposition gefiel ihm am besten, er sagte wie auch Schadow ich solle die Schlacht mehr andeuten; kurz, das schöne bei Lessing ist, daß er nichts über die Idee sagt; er läßt den Sachen ihren Carracter, er geht darin ein, ohne eine großartige Tyrade zu machen, mir gefällt er in seiner Schlichtheit 10000 mal besser wie Schadow (a prop. Frau v. Schadow sagte in Gerresheim der Anselm schiene jezt auch nicht mehr so fleißig zu sein, als sonst, worauf Leo sagte im Gegentheil er sei viel fröhlicher und was das beste wäre er könnte jezt auch mehr zu Hause arbeiten;) (: Schadow behandelt mich jezt wie einen andern Schüler, wen nicht noch hochtragender, er ist ein Aristokrat, was ich an allem merke, früher wen etwas noch so schlecht war, so tröstete er mich noch damit daß es ihm auch so ginge manchmal, er suchte noch das Gute heraus, jezt aber tadelt er in den schroffsten Ausdrücken, pfui das ist gemein, aber er hat mich begünstigt, weil ich ihm nützlich war, auch in meinem Leben, laß ich mir die Flügel nie wieder beschneiden, nein, ich mag von keinem Menschen mehr begünstigt sein, die ganze Welt ist egoistisch, ich will frei bleiben u. wen ich nie sollte malen lernen was ich ohne Schadows Begünstigen doch zur Vollkommenheit bringen kan. Meine Dienste biete ich ihm nicht mehr an. — Aber um auf die Seeräuber sprechen

zu kommen, erstens darf ich meine Sachen nicht im Atelier zeigen sondern bei ihm zu Haus um 8 Uhr Morgens wie alle andern. — Das Erste war, daß er sagte, solche Ideen wären gut um in einem Ciclus dazustehen, an u. für sich fände er nichts Großes daran, es wäre Talent aber keine Vernunft darin das edle u. große könne er mir nicht geben das würde hervorgebracht durch den heiligen Geist u. durch noch etwas, was ich aber vergessen habe u. sofort, dan̄ kam die falsche Meisterschaft, ja sagte er: aber das ist jezt modern, das ist jezt die neue Mode, die jezt unter den jungen Helden steckt u. für die ich keinen Pfen̄ig gebe. — Ja wen̄ es nur ganz richtig gezeichnet wäre, was ich übrigens gar nicht verlange u. nur anspruchslose Art u. Weise sich auszudrücken. Das einzige was mir von Nutzen war, er sagte ich solle es kleiner machen, auch sagte er viel wolle er nicht sehen, sond. das Eine aber das gut, er sagte mir noch einiges über die Linie u. ich will es befolgen recht überlegen u. noch öfters zeichnen, weil ich auch an ein erstes Bild denke. Abend des andern Tages kam ich zu Lessing mit derselben Zeichnung ja welch ein Unterschied!, Lessing ist der echte Künstler was nutzen mir diese Lamentationen ich componire wie ich will, ohne mich an den s. spiritus zu kehren; meine Idee soll mir niemand rauben, die ist gut das fühle ich, wen̄ sie mit Innigkeit u. Wahrheit ausgedrückt ist. — Was läßt sich da nicht alles hineinlegen, ich will recht darüber nachdenken u. ganz meinem Gefühle folgen, ich werde stets zu Schadow und Lessing gehen, bis ich selbst zur klaren Überzeugung gekommen bin, wem ich zu folgen habe, bei Ersterem ist die Wagschale der Achtung bedeutend gesunken. — Doch ich schwätze euch, armen Bloi* so den Kopf voll, daß ich mich schäme, u. doch bin ich froh, daß ich mich ausgesprochen habe, obgleich nicht sehr erfreulich, doch wahr u. hoffend daß es nächste Woche besser geht. —

So sehnlichst ward noch kein Brief von Euch erwartet, wie der vorige, ich wartete wirklich mit Schmerzen u. zitterte vor Freude als er gerade Sonntag vor 8 Tagen ankam. Ich konnte mich kaum satt lesen u. durchsuchte ihn allenthalben ob nicht noch ein paar Worte am Rande stünden, ich wollte gleich antworten, um nur wieder etwas von euch zu hören; ich brachte den Brief bis fast zur Hälfte, schmiß ihn aber unmuthig in's Feuer, weil er fade und dumm war. Ich war schon seit 14 Tagen in der qualvollsten Stimmung, kein Studienkopf gelang, der Act taugte nichts, kurz ich war so niedergeschlagen wie noch nie, da tauchte auch noch eine Dosis Heimweh in mir auf, Aerger über verlorene Zeit etc. etc. Dan̄ euer Sache mit Heidelberg die mir unbewußt wie ein Schatten nachfolgte. — Das war eine Woche, ich stand an der Staffelei, alles was ich machte war mir zum Ekel u. wenn ich sah wie die Andern so ruhig darauf losmalten, da konnte ich's nicht mehr aushalten, u. lief hinaus u. wenn ich draußen war, dünkte ich

* Ebenfalls Kosenamen für die Mutter.

mich faul und Reue ergriff mich. — Dazu kam noch die dumme Geschichte daß ich zum 2ten Künstlerballe, wo eine Posse aufgeführt werden sollte, eine Kammermagd's Rolle übernehmen mußte, da ich in der Eile keine Gründe wußte es abzulehnen. — Durch die Proben Abends versäumte ich Sohn's Ackt (gut daß er wußte warum, denn er selbst war beteiligt), ich war außer mir, zu diesem Zustande, alle Abend dieses dumme Zeug anzuhören, u. das wegen ein paar Worten; ich spielte hundsschlecht, u. denke Dir, mein Entzücken den 4 Abend zerschlug sich die ganze Geschichte, nun plötzlich ist der Fall auf 8 Tage hinausgeschoben u. es wird von neuem angefangen; ich aber werde mich nicht mehr dazu verstehen u. sollte ich Camphausen beleidigen, diese Unruhe stört einem in der Arbeit in Allem. Doch genug hiervon. Einen sehr lieben Brief bekam ich von Seidel aus Antwerpen worin er ohne Extase die belgische Kunst so vorteilhaft schildert, daß es mich gewaltig stutzig machte. Er schloß mit den Worten: und nun lieber Anselm weñ Du etwas solides lernen willst, so säume keinen Augenblick u. komme, ich bin zu der Ansicht gelangt, daß Düsseldorf verlorene Zeit war. — Von den Anfangsgründen bis zum Maler sei die Schule vortrefflich, es übertreffe alle Erwartung, nur der könne darüber urtheilen der dort gewesen sei etc. Kurz er schreibt so wahr u. überzeugend, daß ich nahe daran war, einen kühnen Entschluß zu fassen, allein bei reiflicherer Überlegung schrieb ich ihm fest, daß ich mich noch nicht sicher genug fühlte und erst hier einen guten Kopf malen wollte, so lange ich dies noch nicht könnte, hätte ich hier noch vollauf zu thun; der Zeitpunkt, wo ich hier an ein Bild gelaßen werden würde, wäre der richtige. Ich laße mich jetzt nicht mehr irre machen, erst muß ich einen guten, sicheren Kopf malen können. Allein bis Ostern wer weiß? Die Alten Meister ziehen mich mächtger als aller moderner Kram. — Die Titiane in Paris, ich habe wahrlich Heimweh. — Bes. seit wir uns in der Klasse getreñt haben und nach 2 Modellen malen. Ich male mit 2 Schweizern die in 2—3 Monaten nach Paris gehen 2 treffliche Kerle mit einem Fleiße und Talent begabt, das erstaunenswert. mit einem Belgier der in 1½ Monaten wieder nach Antwerpen geht u. einem ältern Dresdener Maler. Ich bin froh daß ich von den andern, rohen Kerls, die mich nie leiden koñten geschieden bin, es sezte einige Gänge zu Sohn ab, dañ war die Sache abgemacht. Nur weñ meine Parthei abgeht u. ich allein stehe, glaube ich muß ein Entschluß gefaßt werden, doch bis dahin ist noch lange Zeit ..... Gestern wurde ich schön belohnt für diese traurige Periode; ich hatte in dieser Woche 2 Köpfe gemalt zulezt ein kleines Mädchen mit langen Locken auf ein Rahmchen, ich hatte fest in meiner Einbildungskraft wie ich es machen wollte u. als Sohn kam stand er lange davor u. war — sehr zufrieden, es sei plastisch durchgearbeitet in der Totalwirkung des Lichtes sehr gut u. das war gerade mein Grundsatz recht aus dem Ganzen zu arbeiten, darum legte ich auch den ganzen Kopf an einem Vormittag an. Schw. lobte das

Princip u. sagte: fahren Sie nur so fort! Den Belgier verwieß er auf meinen Kopf zulezt kam er noch einmal auf mich zu und sagte, er wüßte doch noch einen Fehler, ich müßte feinere u. klarere Töne beim übermalen hineinbringen, was auch ganz meine Absicht war; : er sage mir das nur, damit ich nicht meine, mein Kopf wäre vollkommen; ich war sehr glücklich, unendlich glücklich u. doppelt froh daß ich meinen melancolischen Brief an Euch nicht fortgeschikt hatte, auch an Seidel war der Brief gesiegelt den Flammen übergeben worden, leider war der 2te schon abgegangen ehe ich die frohe Nachricht bekam, er wäre dañ gewiß freundlicher geworden; den Seidel vermisse ich manchmal recht, Euch aber ihr lieben, guten Eltern u. Emilien immer. — Durch Sohn's Lob bin ich wieder schön aufgemuntert worden, es gab mir Mut u. Kraft mit eiserner Beharrlichkeit fortzufahren u. weñ eine schmerzliche Periode kommt den Mut nicht zu verlieren. — Morgen begiñen wir den Bruder des Mädchens zu malen, ein dick pausiges Engelsgesichtchen, oh mit welcher Überlegung will ich da zu Werke gehen; wie man gut gezeichnet hat, kommt das Malen von selbst, man muß sich nur klar bewußt sein was man machen will. Mein innigstes Streben geht dahin ein rundes, beleuchtetes, sprechendes Köpfchen zu malen wie van Dik, Rembrand, Titian oh, noch nie ist mir die Natur so klar bewußt gewesen, ich fühle jezt so innig, wie etwas gemacht werden muß, ohne Belgien dabei zu brauchen, Natur u. die Alten ist die Losung, jeder Kopf muß ein Ganzes sein, aus dem Ganzen heraus wieder die Feinheiten hineingehaucht, Geist muß gleich in der Auffassung sein Farbe ist ein geschmeidiges Ding, ich kañ aus einem grünen Kopf einen rothen machen. Wir malen jezt noch einige Zeit Jugendliche, weibliche Köpfe, deñ da haperts am meisten; Alte, runzelige Köpfe malt der Schweizer ausgezeichnet, ihn darf ich mir dreist zum Muster nehmen, da Sohn seine Köpfe einem andern zum copieren anempfohlen hat. Sohn ist ganz verändert, er corregirt ausgezeichnet u. liebreich bes. weñ man auf Irrwegen ist, ich habe ihn sehr gern. — Lessing ist wieder wohl ich habe ihn schon lange nicht mehr besucht so wie meine besten Köpfe trocken sind gehe ich zu ihm.

Doch verzeiht daß ich so in Eifer gerathen bin daß ich das wichtigste beinahe vergessen hätte, nähmlich Euch den iñigsten Dank zu sagen für das viele, viele Geld was ihr mir geschikt habt, ihr seid zu gut, weñ es Euch nur nicht so viel Anstrengung kostete, ihr habt jezt so, so viel Kämpfe zu bestehen, daß ich nur sagen kañ schont Eure Gesundheit ich bitte euch flehentlich, thut es um meinetwillen, den ihr seid ja so iñig mit mir verbunden, daß eines das andere schmerzt ....

Dein unglückselges Bildniß, nebst der Zeichnung nach Vater gewähren großen Trost, ach, wie oft verseze ich mich zu Euch, und eine wahre Seligkeit liegt in dem Phantasiren. Oft Abends fange ich bei meiner Abreise von hier an und reise mit dem Dampfschiff den prächtgen Rhein hinauf, kome auf die Eisenbahn und rolle nach Freiberg gehe nach Eurem Haus u. da der

Empfang, ach Gott, ach Gott oft schwindelt mir's vor Wonne, wie ein schöner Traum liegt alles hinter mir. — Mit welcher Empfindung betrat ich in Mannheim das Dampfboot als ich dem lieben Vater noch nachsah. — Es war trübes dämmeriges Wetter, ruhig rauschte das Boot auf dem öden Flusse weiter, ganz in der Ferne schwammen noch die Heidelberger Berge, der Königsstuhl mit seinem schlanken Turme; mit welcher Sehnsucht sah ich oft auf dem Schwarzwald an dem prächtigen Punkt wo man St. Ulrich sieht auf den Rhein. Da dachte ich könntest Du Dich hineinwerfen und so dem Meer zuschwimmen, u. jetzt wie öde u. verlassen kam mir alles vor, der herrliche Rhein mit seinen Burgen, erst hier bei der Arbeit konnte ich mich beruhigen. — Mit welcher Seligkeit denke ich an Oberried, Hofsgrund; bes. das Zaßlerthal hat einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen ich denke oft an das schöne Haus unter dem Felsen, wen̄ da unser künftger Wohnsitz sein könnte u. wir unser Glück da finden könnten. — Solche Gedanken sind eine Seligkeit für mich. — Wen̄ ich euch manchmal nicht so geschienen habe, während meines Aufenthalts in Freiburg, wie ich hätte sollen, so bitte ich tausend mal um Verzeihung, ich habe desto tiefer gefühlt, das kleinste Wort von euch steht tief in meinem Herzen geschrieben (ich fühle jedes Steinchen auf was ich trat) wie ich euch lieb habe, kan̄ ich nicht sagen; war ich manchmal mürrisch so war es stets Selbstunzufriedenheit, ich muß eben auch darin noch vernünftiger werden, aber ich fühle das deutlich daß noch die Zeit kommen wird wo wir uns wahrhaft verstehen u. glücklich sein werden. — Nach so viel Drangsalen, nach so viel Ringen u. Kämpfen, muß noch ein Frühling blühen, so sonderbar sich auch die Umstände fügen werden. — Es freut mich, daß ihr nun ruhiger seid, Ach quält euch doch nicht ab, ich bitte euch es wird gut gehen, laßt es euch nicht so zu Herzen gehen, ich fühlte das deutlich wie innerer Krampf am Herzen unbewußt nagt man träumt davon u. wen̄ man auch ruhig scheinen will, so kocht u. siedet es in̄erlich doch in einem fort bis man erliegen muß, ich bitte euch drum, lasset die Umstände walten, es wird zum Besten gehen, ich denke, wie es mir auch mit meinen Köpfen ergangen, wo ein redliches Streben obwaltet, da lenkt sich alles zum Guten, bes. bei euch wie jezt die Umstände stehen wer weiß wozu dies alles gut war, ihr habt mehr als eure Schuldigkeit gethan u. nun ist's daran, daß andere sie auch thun, wen̄ sie nicht vor aller Welt augen geächtet dastehen wollen. — Schreibt mir ja alles es gewährt so viel Trost u. Freude, ihr glaubt kaum wie selig ich bin wen̄ ein lieber Brief von euch zu mir kommt. — Ich fürchte nur ich schreibe zu oft, nicht wahr? Sagt mir es nur, ich fürchte auch immer ihr erwartet einen Brief von mir und so habe ich keine Ruhe, bis ich geschrieben habe, und dan̄ ist mir ein wahrer Stein vom Herzen. . . . . Doch jetzt habe ich genug gezappelt, ach daß man doch schreiben muß u. sich nicht sprechen kann!

Tausend Gr. u. Küsse der lieben Emilie — Euer Anselm

Meine liebe Mutter!

Es war recht dumm und unnütz daß ich Dich wieder beunruhigt habe, da wir alles mündlich ganz in Ruhe besprechen können, viel besser als in dem Geschreibe, wo ein Wort oft den Ausschlag gibt. Meine ganze Aufmerksamkeit ist auf mein Bild gerichtet; ich habe noch nie mit so fortwährender Liebe und Sorgfalt an einem Bilde malen können, wie an diesem. Wen̄ ich die Perioden meines ersten Bildes bedenke, wie ich unmuthig war und mir alles zum Ekel wurde, dies fällt alles weg. — Es mag am Gegenstand, an der Umgebung oder an mir selbst liegen, genug ich freue mich tagtäglich an die Arbeit. Mich besuchen viel Maler und mit Dank nehme ich Verbesserungen und Tadel an, den̄ wie oft ist man blind gegen die eigenen Fehler. Ich stelle es hier aus, leider ist das Lokal so eng, das der Totaleffekt auf den es großentheils berechnet schwerlich da sein wird; weil die Leute für die Größe des Bildes zu nahe draufsitzen, doch habe ich es auch in der Nähe mit Sorgfalt behandelt. — Die Landschaft ist fertig, die Luft und nun führe ich die 7 Kindchen bis ins Kleinste aus. — Man kan̄ viel leisten wen̄ man anhaltend dran bleibt geht es unglaublich rasch. —

Ich sehne mich nichtsdestoweniger recht zu euch zu kommen und helfen zu können, da Du arme Mutter recht schwach u. angestrengt sein mußt. — Deine abermalige Krankheit hat mich recht bestürzt gemacht, ich sehe jezt daß Dein Zustand seinen Höhepunkt erreicht hat und daß Dir bloß Ruhe u. Liebe einigermaßen das ersetzen kan̄, was du verloren. — Ich gäbe alles darum wen̄ ich euch dauernd in Heidelberg wissen könnte. — Es wird in Freiburg doch nur schlim̄er und dan̄ der peinliche Umzug — ich meinestheils will euch in Rath und That zur Hand gehen nur muß mein Bild vollendet sein, vielleicht gelingt es mir einen freudgen Schim̄er und eine Hoffnung auf das fatale Alltagsleben zu werfen. — Ich treibe französisch und Italienisch und habe einen Traum des Lebens geschrieben und in der Form ganz vollendet.

Über 14 Tage ist im Universal Künstler Maskenball wo der alte Barbarossa aufgeweckt wird; mein Lehrer drängt mich sehr ihn mitzumachen, da ich so etwas nicht wieder zu sehen bekom̄e allein ich habe kein Geld dazu, auch wird es ziemlich theuer kom̄en anfangs thats mir leid aber jezt habe ich mich auch darein gefunden. Ein maskierter Ball der Liedertafel war reizend, ich bin durch einen fatalen Zufall darumgekommen, weil mein Billet schon vergeben war und der Saal nicht mehr fassen konnte. — Manchmal bekomme ich ein bischen Tanzlust, aber ich versichere Dich nur vorübergehend den̄ unsre und meine eigne Lage ist so ernsthaft, daß mir's Tanzen vergeht. —

Wird mein Bild gefallen und ist es ein Kunstwerk, dan̄ werdet ihr mich recht heiter und blühend finden, dan̄ habe ich Schwungkraft für die ganze Zukunft und sollte alles drunter und drüber gehen. — Das Schönste und Beste was in mir ist ist mein Seelenfrieden, ich lebe in mir selbst und kan̄ es nicht und immer

nicht begreifen, weñ die Andern stets mit bleichem Angesicht herumlaufen und stets in der Zukunft oder Vergangenheit leben. — Neulich hatte ich 3 Kameraden, sehr liebe bei einem Glas Bier bei mir, einer spielte so schön Zither, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Wir wurden alle traulich uud er schilderte seinen Zustand, ja ich fühlte in dem Momment erst wie jung und gesund ich bin. — Er ist talentvoll aber grenzenlos unglücklich, lebt mit seiner Mutter und Schwester, muß sich nach seines Vaters Tode manchmal mit Nahrungssorgen herumschleppen, hat aber nicht die Thatkraft sich aus diesem Scheinleben herauszureißen, schwärmt in der Zukunft od. lebt der Erinnerung ist aber dabei der unglücklichste Mensch unter der Sonne, da seh ich mit einmal den Abgrund an dem mich meine gute Erziehung und mein guter Genius vorbeigeführt. Bei Gott im Kleinen kam ich mir vor wie der heitre, klare Göthe, im Gegensatze eines bleichen Schwärmers, der Nachts von den Todten aufsteht und der mit jeder Minute mit Qualen neu überhäuft wird. —

Ich bin jung und sehe klar in die Welt hinein, ich habe die Kraft mich der drückenden Ketten der Vergangenheit entledigen zu können; ich halte es unendlich größer, weñ einer sich die nakte Prosa des Lebens zur Poesie machen kañ unendlich viel größer, als der, der stets in Zukunft od. Erinnerung lebt. — Den Moment zu fassen ist meine ganze Philosophie und ich fühle mich rein u. glücklich. — Das Gedicht durch Roux ist auch dum̃ gekommen, thue es aber doch zu den andren, lese sie nicht, aber hebe sie mir alle auf deñ ich will sie alle durcharbeiten und weñ sie gut genug sind ohne Namen herausgeben, bei Gott ich thue es, ich runde sie plastisch ab in den Abenstunden und dañ suche ich sie herauszuwälzen, Du lachst vielleicht, als eine Grille von mir, es ist mein voller Ernst, nur muß ich vorerst wissen ob sie gut genug der Idee nicht der Form nach sind. — Bald führe ich euch meine Kinder und mich selbst zu, vielleicht lachen sie euch in's Herz hinein und verscheuchen für einige Zeit die Zukunftsgespenster. —

Du wirst um Gottes willen nicht mehr krank sein, auf keinen Fall darfst Du schreiben, auf keinen Fall. Ich brauche keine Antwort, außer wie es Dir geht.

Dein Anselm.

Die Laufbahn des Bischofs Antonius/ Erzählung von Hetta Mayr



Es war das große Osterfest, das alle Gläubigen nach der Hauptstadt berief. Die Scharen drängten sich in den Domhallen, umringten die einzelnen Altäre, murmelten ihre Beichten ab, bewegten die Lippen zum Rosenkranz und hoben Aug und Herz nach dem hohen Chor, der erfüllt war von den makellosen Gewändern der Priesterschaft, die wie der Weihrauchnebel den goldenen Hochaltar umwogte. Unter dem Baldachin auf erhobenem Stuhl saß der Bischof Antonius, und wie zu ihm von Zeit zu Zeit durch die Gasse der priesterlichen Prachtgewande ein Segenflehender schritt, so hoben sich von Zeit zu Zeit des Bischofs schmale Hände und legten sich kühl auf irgendeinen Scheitel. Und immerzu unter dem leisen Spiel der Hymnen, aus dem Kerzen tragenden, weißwallenden Priestermeer löste sich von neuem ein Bruder heraus, näherte betend sich dem Bischof und nahm aufs Haupt den Segen.

Da nahte dem Bischof Antonius sein jüngster Priester.

Der Gesang in der Kirche stockte, das Murmeln der Gläubigen hielt den Atem an . . .

Der Bischof Antonius war in seiner Jugend den überwältigenden Dingen nicht nachgegangen, die schon ein Knabenherz nach dem Meßkleid verlangen lassen. Er ging auf heimlicheren Spuren, denn sein Herz war wie eine Kammer, in der es nicht geheuer war; andere hielten für Spuk was darin umging, ihm aber war die Kammer voll von abenteuerlichen Gerätschaften, über die sein Scharfsinn sich hermachte, um ihren Gebrauch auszuspüren. Denn für ihn konnte, was da geschaffen war, nicht ohne Sinn geschaffen sein.

Dieser Antonius enttäuschte im fortgeschritteneren Alter alle diejenigen, die eigentümliche Anlagen für die Vorzeichen einer jäh überraschenden Entwicklung halten; indem er sich im normalen Geleise hielt und endlich gar unter Einhalten aller herkömmlichen Formen die Universität bezog, sie absolvierte und als Arzt sich niederließ.

Dann aber entband sich der Spuk; und die Kranken brachten eigentümliche Gerüchte über ihn in Umlauf, die er selbst bestätigte durch unsinnige Reden, deren eine die Erklärung war, daß die Krankheiten der Menschheit ihre Gesundheiten nach der Idee seien, derart, daß jedes Übel im Fleisch verrate und aufdecke, an welcher Stelle der Mensch paradiesischen Orts angelegt und bestimmt sei, über die heitere Gesundheit seines Geschlechts hinauszugehen dem göttlichen Vollbehagen zu.

Unter solchen widersinnigen Reden übte er Heilverfahren aus, deren Wir-

kungen von Mund zu Mund liefen, und das Volk strömte ihm zu und belagerte seine Tür. Die Leute überboten sich in Erzählungen, die zu seinen Reden paßten; keiner wollte im Rühmen der erlebten Wunderlichkeiten zurückstehn, und immer fanatischer übersprangen die Berichte die allgemeinen Bindeglieder, drängten das Eigentümliche zusammen und enthoben es den realen Unterlagen. Auf diese Weise kam es, daß vom jungen Arzt Antonius erzählt wurde als von einem, der die Kranken nicht anzurühren brauche, da er in einem Spiegel die Reflexe ihres Augs und die Hauchbewegung ihres Mundes gewahre, als wie an einem Bild, an dessen Abweichungen vom Bildwerfer sich die fehlende Vollkommenheit zu erkennen gebe. Dann erst trete der Arzt an den Erkrankten heran und ziehe korrigierend Linien in die Luft, bis der Bildwerfer dem Bild im Spiegel gliche und genesen von ihm ginge.

Die Ärzte in der Stadt munkelten von Unfug und Betrug.

Seltsamer aber noch waren die Berichte von jenen Fällen, da der Arzt Antonius düster wie in Resignation ans Spiegelbild getreten war, um es nur linienhaft gleichsam zu beschränken. Aller Augen hatten es gesehen, daß die also Geheilten ihre Krankheiten wieder mit sich forttrugen ohne Beschwerden hinein ins hohe Alter.

Die gelehrten Ärzte, denen die mehr um ihr Leben als um die Wissenschaft besorgten Kranken wegblieben, konnten dem Arzt Antonius nichts anhaben, denn er hatte über seine Gewißheiten ihr Wissen angezogen, wie der Gedanke unter Subjekt und Prädikat wohlangesehn einhertritt.

So versuchten sie, praktisch ihm eine Falle zu stellen.

In der Stadt trieb eine verrufene Person ihr Wesen, derart, daß sie nur die zagen Jünglinge in ihre Fänge lockte, um in dem Augenblick, da diese in verzweifelter Verlorenheit sich in die Fänge hineinstürzten, sie hohnlachend zu öffnen und die Opfer der nun verhaßten, verschuldeten Freiheit preiszugeben. Diese Magdalena hatte ausgesagt, daß sie von der schlechten Krankheit befallen sei, und da die gelehrten Ärzte vom Arzt Antonius so viel doch verstanden, um auf den Gedanken zu verfallen, daß von solcher Höllenkrankheit eine jenseitige Linie nicht existieren könne, zeigten sie wie zufällig der Magdalena den stillen Jüngling Antonius auf der Straße. Da war sie auch schon in seiner Spur, nicht wie sonst sie pflegte, spielend vor ihm her, sondern eilend hinter ihm, als warte hinter der verscherzten Minute die ewige Ohnmacht. Noch hatte Antonius Hut und Mantel nicht abgelegt, da trat sie atemlos bei ihm ein und sagte voll Arg: „Eine schlechte Krankheit hat mich befallen, sieh es, Arzt!“ und warf eilend die Verhüllung von ihren Schultern, entfesselte die blendenden Brustäpfel, und als eben das Linnen über die schimmernden Lenden, darin wie in beweglichen Angeln all ihre Glieder tanzten, als über diese weichen Lenden das Linnen eben herunterglitt, griff ihre Hand es im Fallen auf und blieb reglos, denn ihr Auge folgte ver-

wundert dem Arzte, der von ihr abgewandt die Summe ihres Tuns in einem entfernt hängenden Spiegel las. Als nun das Staunen des Weibes ihm im Spiegel entgegentrat, senkte er sein Auge ins ihre hinunter. Dieses fing dunkel zu flimmern an in einer Erwartung wie des sprungbereiten Raubtiers auf die erste Angstbewegung des gebannten Opfers, aber schnell ging diese Fiebererwartung über in etwas gleich wie Entsetzen, denn der Blick des Arztes bewegte sich kühl in den Höhlen des ihren und maß sie aus. Und als kein Rest mehr vor ihm bestand, entfielen ihrer Hand die zu Boden gleitenden Gewänder; die Arme emporgeschleudert, warf sie das Angesicht flüchtend vor ihm zurück, drehte den Körper nach, wand sich, krümmte sich, schrie laut und sank zusammen.

„Du bist genesen, Maria," sagte der Arzt Antonius und wandte sich vom Spiegel ab zu ihr.

Da ging sie in neuer Weibesart von ihm hinaus, säuberte Gewand und Leib, die sie trug, blickte geruhigt umher in ihrer schneeklaren Seele und ordnete einer hohen Regelung ihren Sinn unter, war keusch, kühl und eine Heilige in ihrem Herzen.

Nach diesem Erlebnis wichen vom Antonius die gesteckten Grenzen der Heilmöglichkeit in einen weiteren Kreis zurück, und er betrat ihn schnell und nahm die Priesterweihe aufs Haupt.

Der Spuk aber folgte seinen Wegen nach, das bezeugten alle, die verwilderten Sinns seinem Beichtstuhl nahten und verzückten Gemüts ihn verließen. Auch die ungereimten Reden des jungen Priesters Antonius waren angetan, ihn zu berüchtigen, denn er sagte aus, daß die frommen Kinder Gottes nicht in der Gotteskindschaft stünden, sondern in ihrer eigenen Überlegung allein. Und diese gingen von seinem Beichtstuhl ohne Fülle; denn leere Blasen, sagte er, sind eure Sünden, Schwimmwerkzeuge, darauf ihr rudert durch des Lebens Oberfläche. Mir hat der Geist nicht verordnet, das Nützliche zu beschneiden, darum habt ihr bei mir nichts zu suchen, sagte er und hieß sie von sich gehn.

Die Priester in der Stadt munkelten von Unfug und Betrug.

Was aber des Teufels Kind war, darüber besaß er unbeschränkte Macht, denn — so sprach Antonius — wie der Erde Umdrehung um ihre Mitte Ost in West verkehren müsse und in den Lichtzenith die Mitternacht, so siegele er der Hölle Werk mit den Zeichen des Himmels und führe dem ewigen Geist seine in Nacht verlaufene Herde zu.

Über all dies entstand großer Unmut in der Priesterschaft, und sie überlegte, wie aus ihrem Körper ausgestoßen werden könnte das Glied Antonius. Solches Vertrauen besaß man zu seiner hinterhaltlosen Klarheit, daß man ihn selbst um das Mittel befragte, sein Übergewicht dem Gleichgewicht des übrigen Körpers unschädlich zu machen.

„Erhebt mich zum Haupte," belehrte lächelnd der junge Priester Antonius.

In Erwiderung begann man gegen ihn Verfahren einzuleiten, denn alles

Übel, das, wie überall, so auch in der Stadt des Priesters Antonius sein Wesen trieb, wurde seiner Verantwortung aufgebürdet, als trage er den Funken, daran das gefährliche Feuer sich entzünde. Da aber die kleinen Plänkler und Sünder der Gelegenheit und Hascher nach Vorteil dem Priester Antonius unbekannt waren, die wilden Geister der Negation aber ihre Ränke um den Heiligen aufrichteten, dadurch der wägende Verstandesblick irdischer Gerichtsbarkeit nicht dringen konnte, da auch vor allem des Priesters Wirken nur das Ganze innehatte, nie aber eine Summe der Teile bloß, so war kein einzelner Fall angetan, die allgemeine Überzeugung greifbar zu machen und gegen Antonius zu zeugen.

Da geschah es, daß in der Stadt eine Mordtat verübt wurde, deren raffinierte Ausübung auf andere seltsame Vergehungen zurückwies, deren lange Schrittspur von einem einzigen zurückgelegt sein mußte. Der verbrecherische Mittelstand hatte von nun an gute Tage, denn auf der Suche nach jenem Verbrecher, der mit stets neuen Taten einen Weg in die Länge dehnte, hinter dem spürend der ganze Gerichtstroß herzog, wurden ungeduldig kleine Zwischenfälle übergangen; auch legte man neue Maße des Bösen an, darin das Normal-Böse wie Nichts zusammenschwand.

Die mit bisher Geschehenem nicht zu vergleichende Raffiniertheit dieser Verbrechen bestand in einer Art Einfalt, die jene furchtbaren Gelegenheiten gleichsam nur im Vorübergehen mitnahm. Nirgends verriet sich eine Bemühung, die Spur zu verdecken, und somit verriet sich auch die Spur selbst nicht. So war die das größte Entsetzen erregende Tat am hellen Tage mitten in einer Wiese an einer in den Geburtswehen liegenden Frau verübt worden, der das Kind hilfsbereit aus dem Leib geschnitten worden war. Als man die aufgeschlitzte Leiche fand, lag daneben in einem Nest herzugetragener Blumen, gurgelnd und in der Sonne sich behagend, das lebendige Kind.

Da nun kein Scharfsinn den Herd der stetig geschehenden Übel ausfand, übertrug man dem Priester Antonius, sich nun endlich in der Kunst auszuweisen, deren er sich berühme und binnen neun Tagen seinen verbrecherischen Jünger ans Licht zu bringen; falls er dies nicht vermöge, so würde er nach der gesetzten Frist als ein Irrlehrer aus dem Priesterstand gestoßen werden.

Der Priester Antonius flehte nun nicht zu Gott um Beistand; selbst wenn er des Betens gewohnt gewesen wäre, so hätte dieses Einzelding ihn nicht vermocht, aus seines Herzens Wahrnehmungen herauszugehn; auch traf er nicht Vorkehrungen, noch schärfte er seine Spürkraft; ruhig blickte er den geschehenen Taten in die Seele, ruhig auch den Menschen, die ihm begegneten; aber das Gemeinsame traf er nicht so bald.

Am neunten Tage versammelte sich die Priesterschaft im Dom und zelebrierte unter Pomp und Aufwand für die Sache ihres Bruders Antonius, hielt heilige Messe und Bittgebet und setzte Gott unter Kniebeugung die Pistole auf die Brust,

daß er seinen frommen Knecht Antonius vor allen noch selbigen Tags als seinen frommen Knecht erweisen müsse, denn wo er ihm das Gotteszeugnis versage, da müsse dieser ohne Gnade dem Priestergerichte ausgeliefert werden.

Nach Ablauf dieses neunten Tags hatte der Priester Antonius den Verbrecher noch nicht gefunden.

Ein beispielloses Staunen bemächtigte sich nun der empörten Priesterschaft, als der Priester Antonius ruhig ihr entgegentrat und mit Gründen darlegte, daß das Abstecken einer Frist im vorliegenden Falle der Vernunft, die ein Teil Gottes sei, entgegen wäre, und daß man sich gedulden müsse, bis ein Zufall ihm auf die gewünschte Spur verhelfe. Das könne ja allzulange nicht mehr dauern.

Aufs äußerste gespannt, wohin des Priesters Ketzerei noch führen werde, und in der Hoffnung, ihn ganz und gar zu fangen, bewilligte man dem schuldig Erfundenen die Fortführung der heiligen Würde bis auf Widerruf.

An einem heiligen Festtag saß Antonius im Beichtstuhl, vor dem die Menge sich in langer Ordnung aufgestellt hatte, so beharrend, bis endlich die Reihe an den einzelnen käme. Das Schiff des Domes war erfüllt von Andächtigen; Weihrauch, Hymnen und das leierhafte Beten der an allen Altären amtierenden Priester, das Klingeln der Meßglocke, das Murmeln der Gläubigen flog hin und her in der Luft. Da näherte sich dem Antonius ein kindischer Greis, dem Gebrechlichkeit durch die Glieder zitterte und der ohne Aufhören mit der Zunge den Rand seiner Lippen beleckte, während er eigentümlich treuherzig aus den Augen sah.

Mit einem raschen Blick faßte das alles der Priester Antonius auf und verbarg ein sicheres Lächeln. „Ei," sagte er zu ihm, „was will einer wie du bei mir?"

„Ich bin es gewöhnt so und kann es nicht lassen," antwortete der alte Mann dem Priester; „des Sonntags muß ich beim süßen Herz Jesu zu Gaste sein, sonst freut mich die Woche nicht, Vater." Und er leckte, als schmecke er die Lust des süßen Herzens Jesu.

„Aber wie willst du beichten, der du doch schuldlos bist wie ein Kind in Windeln?" fragte Antonius.

„Nur so im allgemeinen, Vater, im allgemeinen. Tätschle mir die Seele mit der Hand, sie ist es gewöhnt so, sie muß immer lächeln, Vater, immer lächeln, sie ist wie eine Braut und hat es vonnöten so."

„Ei aber," antwortete der Priester Antonius, „wer nicht Sünde hat, der hat auch nicht Vergebung, und so gehörst du nicht vor meinen Beichtstuhl. Es müßte denn deiner wonnevollen Seele zärtlich tun, daß ich ihr durchs Beichtpförtlein zuschaute, wie sie im Paradiese ist; aber im verschlossenen Paradiese sein, wäre besser noch."

„Du kannst nicht durchs Pförtlein schauen, Väterchen, du kannst nicht schauen,"

sagte kauend der alte Mann und leckte den überlaufenden Geifer wieder in den Mund herein, „das süße Herz Jesu hat besondere Gnaden, ganz versteckte Gnaden für den und jenen, hi hi!" und er nickte und wackelte mit dem Kopf.

„Ort des Wohlergehns!" rief der Priester Antonius. „Kein Racheengel mit der Selbstverantwortung Feuerschwert weist eure Kinderseelen aus; wo keine Schuld Verständnis findet, herrscht schrankenlose Unschuld. Aber fort von des Paradieses Durchfahrt hier! mitten drinne liegst du ja und wiegst dich."

„Kannst du es sehen, Väterchen?" fragte entzückt der Alte, „kannst du die Blätter von außen sehn, unter die ich krieche in der heimlichen Lust?"

Der Priester machte eine große Bewegung und wandte sich im Beichtstuhl ganz herum. „Durch und durch sehe ich es, alter Mann," sagte er und durchfuhr ihn mit seinem Blick, „darum anvertraue deine Seelenlust des Beichtgeheimnisses heiligem Schutz."

Aber das Männlein war so tief gebannt ins Entzücken seines eignen Wesens, daß die scharfe Warnung von ihm abprallte, und vergnügt antwortete es: „Du schaust nicht durchs Pförtlein, Väterchen, du schaust es nicht."

Da mit eins verstummte das leierhafte Beten an allen Altären, die Hymnen und der Meßglöcklein Getön und das Murmeln der Gläubigen standen still in der Luft, denn der Priester Antonius war mitten unter sie getreten, deutete auf ein schneeweißes Greisenhaupt und rief laut: „Wenn ihr erfassen wollt, was zur Schuld noch nicht Zulaß fand, dann erfaßt diesen unschuldigen Greis, dessen Seele im niedern Kindheitsparadies torkelt und schwelgt."

Voll Staunen ward das gebrechliche Männlein ergriffen und von den Gerichten im Nu überführt und zugleich hatten jene abenteuerlichen Grausamkeiten in der Umgegend ihr Ende erreicht.

Der junge Priester Antonius aber wurde an die Seite des Bischofs berufen.

Als geistlichem Rat ebbte ihm fürs erste sein bisheriges Wirken in brachgelegte Jahre ein, denn seine persönliche Fühlung mit dem Volk war unterbrochen. In seiner Hand lag ein Teil der Kirchenverwaltung; Posten besetzend, Diözesen bereisend, Streitigkeiten untersuchend und beilegend, hantierte er mehr, als er amtete. Denn die Geistlichkeit in seinem Stab war nicht der Stoff, dahinein er seine lebendigen Werke grub; ihre berufsmäßige Feierlichkeit war von der gläubigen Anteilnahme des Volkes so verschieden, wie der Sarkophag im Museum vom Sarg, der voll Furcht und Hoffnung in die Erde gesenkt wird.

Da aber der bischöfliche Rat sehr wohl wußte, daß einem schwangeren Geist die Stunde der Entbindung nicht ausbleiben könne, hielt er sich in stiller Erwartung.

Nach Jahren endlich begann sich etwas vorzubereiten, das seines Geistes wartete wie ein offener Boden.

In die junge Kaplanschaft war durch eine vergessene Hintertür ein Quentchen Zugluft gefahren und etwas wie Aufklärung und Reformationsgelüste erhob

seine vermessene Stirn. Die Älteren warnten; aber dadurch erst beachtet, erhob das Wesen sich mutiger und wurde sich seiner bewußt; Drohungen stießen auf etwas, das diese jungen Menschen bisher nicht gekostet und das als eine Entdeckung unerforschten Lands im eignen Innern sie entzückte: auf Kraft; und die Hirtenbriefe des Bischofs deuteten mit ausgestrecktem Finger auf ihr steigendes Ansehn, sodaß sie die bischöflichen Schreiben in Gold rahmten und öffentlich zur Schau stellten.

Als durch diesen unvorhergesehenen Verlauf der Angelegenheit die bischöfliche Würde auf den toten Punkt ihrer Macht geraten war, erinnerte sie sich der Taten ihres Rates Antonius und beauftragte ihn mit der Untersuchung eines kirchlichen Zwiespalts, den totzuschweigen nicht mehr möglich war.

Die aufrührerische Priesterjugend war von dem durch den geistlichen Rat Antonius abzuhaltenden Verhör in Kenntnis gesetzt worden und geriet in begeisterte Erregung.

Der Rat war als gefährlicher Inquisitor bekannt; deshalb wollten die Angeschuldigten nicht mit einzelnen Gründen gegen den Überlegenen fechten, sondern wie ein einziger Herzschlag zusammenstehn und sich warm und körperhaft gegen ihn werfen. Während sie noch disputierten und über die Art ihres Vorgehens eifrig sich berieten, kam ein Meßknabe im Vorübergehn zu ihnen herein und bat einen unter ihnen, den andern zu sagen, daß der geistliche Rat Antonius sie alle bitte, gelegentlich bei ihm vorzusprechen.

Es entstand eine peinliche Stille, die nur hie und da vom Räuspern Einzelner unterbrochen wurde, bis ohne Verabredung und Verständigung sie alle sich erhoben und nach dem Nebenpalast des bischöflichen Rates eilten, um dort ein gnädiges Gehör zu erbitten.

Antonius empfing sie.

„Steht nicht so tief geneigt vor meiner Würde," sagte er und lehnte sich im Stuhl zurück, „wir verhandeln auf gleich und gleich. Also sagt mir, Freunde — aber nehmt Platz und legt euch nicht Beschränkung auf — junge Freunde, was ficht euch die Kirche an?" Und er stützte in die schmale Hand das Gesicht, das zu der ehrfürchtig geneigten Jugend emporsah.

Ein einziger unter ihnen stand abseits mit lauernden Augen, und die Neigung seines Rückens rührte von der Verkrümmung seiner Glieder her. Aber auf den Einzelnen achtete keiner.

„Ehrwürdiger Vater," begann nach einer Pause der Mutigste von ihnen, „wir fühlen, daß das heilige Hochamt der kirchlichen Komödien oberste sei."

„Du sprichst wie ein Zuschauer," antwortete Antonius. „Der Eigentümer verzehrt sich in der Glut, aber den Unbeteiligten brennt das Feuer nicht."

„Verzeihung, hochwürdiger Herr, Ihr versteht uns falsch. Wir sprechen nicht von jenen im Volke, die ihren Glauben unter den Gebräuchen unserer Kirche wegziehen und einen Wechselbegriff entzweien, so daß von der vollkommenen

Kugel nur die hohle Halbheit bleibt. Noch weniger meinen wir jene brennenden Seelen, die im eigenen Feuer das kälteste Eisen durchglühn. Hochwürdiger, wir spechen von der Sache, wie sie ist. Die Priester tragen die Symbole der Andacht über leeren Herzen."

„Warst du auf der Schule?"

„Hochwürdigster — ?"

„Dort lernen die Knaben, daß ein Symbol nur Ausdruck des Verlangens ist."

„Du verlierst unsre Sache," murrte es unruhig im Chor.

Aber an der zu weit übersprungenen Stelle abgeglitten, schob sich der Sprecher nun erst mit ganzem Körper in die richtige Lage. „Wohl, das Zeichen haftet nicht für den Mißbrauch, ich muß den Gebrauch selbst angreifen: Hört mich, Vater: Unser Beten ist eine Muschel ohne Perle. Das Meer rauscht durchhin. Aber sinnlos läßt sie es durch mit hohlem Schall."

„Warum hast du die Perle veruntreut, Sohn?" fragte Antonius.

„Ich bin es, der sie in der geschlossenen Muschel treut, wir alle hier betreuen sie. Wir wehren dem Taumel der hochgehenden Flut."

„Sprich es deutlicher aus."

„In der anderen Kirche —" schrie heiser der junge Kaplan und trat näher an Antonius heran —

„Ja, in der anderen Kirche — "fiel der Chor ein und drängte sich um ihn.

„In der andern Kirche sprechen sie langsam verständliche Worte; der Sinn kann dem Gebete folgen; im klaren Wasser ruht gesichert ihre Perle auf der offenen Muschel; sie sprechen mit Gott und wissen, was sie sprechen."

„Hochwürdiger Vater," fielen nun die andern unruhig bei, „sie schauen ihrem Gott Aug in Auge."

„Laut sprechen sie mit ihm, Stirn gegen Stirn."

„Sie begaben jedes Wort mit Sinn, nennen ihre Inbrunst mit Namen und beleuchten jeden Winkel ihrer Andacht."

„Ihr habt recht," antwortete der geistliche Rat Antonius.

„Einen mächtigen Streiter hat uns Gott gesandt," riefen die Jünglinge und fielen sich in die Arme und küßten einer den andern.

„Ihr habt recht," wiederholte Antonius und setzte sich im Stuhle aufrecht, „in der anderen Kirche stehen sie mit ihrem Gott gleich auf gleich."

Die Jünglinge entwanden sich zögernd ihren brüderlichen Umarmungen und warteten, was Antonius zu sagen habe.

„Ihr habt recht," wiederholte der geistliche Rat Antonius, „greifbar sind ihre Worte und ihre Gedanken, ein Handel ist ihre Andacht."

„Wie verstehen wir unsern Vater?" fragten die Priester betroffen untereinander.

Antonius beugte sich zu einem Vogel hinüber, der abseits in seinem goldenen Käfig hing. „Er springt von dieser Stange auf jene Stange, seht ihr's wohl?

Nun will ich ihm öffnen —" er ließ das zahme Tier ins Zimmer flattern — „so fliegt er von einem Gegenstand zum andern, und abwechselnd ruht er darauf. Er hüpft, aber er schwingt sich nicht."

Antonius lehnte sich wieder in den Stuhl zurück.

Die Jünglinge fragten unruhig einer den andern, ob er den würdigen Vater verstehen könne?

„Denn wißt," sprach Antonius, „er ist in einem verschlossenen Raum. In einer Kammer voll Ruhepunkte. Voll Haken für Gegenstände. Voll Gegenstände mit Namen. Er erreicht eins nach dem andern. Er tauscht Stange um Stange. Er zählt die Sprünge. Und ihre Summe, das ist sein Maß."

„Versteht ihr ihn dunkel?" fragten sich die Kapläne.

„Denn wißt: er ist ein gefangenes Tier. Ins Namenlose stößt er nicht," sprach Antonius. Nach einer langen Stille beugte der Mutigste von ihnen schüchtern sein Knie, faßte den Saum von Antonius' Kleid an und flehte:

„Sprich, Vater, zu uns in andern Worten, daß wir, Vater, dich genau verstehn!"

„Wenn durch die Muschel die Hochflut braust, reißt sie die Perle fort in ihren eigenen Schoß — nun wählt!"

Da küßten die Jünglinge den Boden vor dem hohen Priester, eilten zum Dom und ergriffen des Altars brennende Kerzen, hielten ihre Linke unbeweglich in die läuternde Flamme, und also wallten sie, Gott rühmend und singend, mit lautem Geschrei um den Hochaltar.

Nur einer unter ihnen hielt die Hand an die zehrende Flamme nur zum Schein. Der trat dann heimlich zum Antonius und sprach: „Wie der Brand mich nicht versehrt hat, so versehrt mich nicht dein Geist. Nicht Nahrung reichst du den Dürstenden, mit Wein hast du die Unerfahrenen berauscht."

„Mit Branntwein will ich dich berauschen, so du deine Zunge hütest," sprach Antonius und füllte ihm die Höhlung der gekrümmten Hand mit fetten Einkünften fernab in einer ungesunden Gegend.

Nach diesen Vorfällen wurde der geistliche Rat Antonius vom greisen Bischof zum Nachfolger bestimmt.

Als nun seine Zeit gekommen war, dachte der Bischof Antonius so in seinem Herzen:

„Meine Macht ist meinem Geistesflug nachgestiegen: ich bin der oberste unter den Seelen, die ich durchzücke — wo nun ist die Macht, die mich durchzückt?" Und wissend, daß einem schwangeren Verhängnis die Stunde der Entbindung nicht ausbleiben könne, nährte er unter der bischöflichen Hoheit die stille Erwartung, daß Gott selbst noch seinem kühlen Herzen begegnen werde.

Die Jahre begannen, da nichts sein Leben bewegte. Keine Proben mehr wagten sich an jene gesicherte Überlegenheit heran, die er handhabte, wie eine große Kurtisane ihren Beruf handhabt, die denjenigen selbst erkürt, an den die

Eroberungsmühe eines Augenblicks zu wenden ihr nicht ohne Reiz erscheint. Doch hatte sein Auge eine gewisse Schärfe des Suchens nicht verloren; es flackerte hie und da unter die Schar der jungen Priester hinein, die dann erbleichend sich niederneigte.

Der jüngste Priester hielt sein feuriges Antlitz tief vom Bischof abgewandt. Antonius hatte es nie gesehn. Aber von dem Augenblick an, da dieser jüngst Geweihte in den Chor der Kapläne eingetreten war, hatte Antonius' Blick seine wilden Bewegungen aufgefaßt und um keines Haares Breite davon verloren.

Um eine Mitternacht betrat der Bischof den dunkelen Dom, denn ein stetes nächtliches Ächzen hatte sich seinem Hören nicht entzogen und seit neun Tagen lauschte er danach im angrenzenden Gemach.

Nun aber trat er zum nächtigen Altar und beugte sich forschend über den dunklen Körper hin, der neben die blutige Geißel aufs Gesicht gesunken war und quer über den Stufen lag. Dann verließ er den Dom.

So tat Antonius dreimal zur Mitternacht.

In der dritten Nacht entfernte sich Antonius nicht, sondern nahm zur Seite des Liegenden Platz im Chor und wartete, bis der Morgen anbrach.

Als der erste gespenstische Schein durch die Himmelsrose am Altar brach, erhob sich der Jüngling, trat schweigend vor seinen Bischof, verneigte sich und verließ den Ort.

Nun hatte Antonius des Priesters Franziskus Antlitz gesehn.

Andern Tags forderte der Bischof Bericht über Verhältnisse und Amtsführung seines jüngsten Kaplans.

Antonius nickte zufrieden, als die Nachforschungen ein an Ereignissen armes Schicksal ergaben; unter Zustimmung der Eltern hatte der Jüngling freiwillig den geistlichen Stand erwählt und seine Führung war tadellos. Eines Vergehens oder gar Verbrechens wußte niemand ihn zu beschuldigen.

Antonius beauftragte nun die Vorgesetzten des Kaplans, diesen bei Tag und Nacht zu den heiligen Geschäften heranzuziehn, mit Mühe und Widerwärtigkeiten ihn zu überhäufen und ihm das gerade zuzumuten, womit man andere verschonte.

Doch das Zeugnis über den jungen Priester lautete wie zuvor. Fast schiene es — so sagten die würdigen Väter aus — als ob im Verhältnis zur Last eine schlafende Kraft im Träger aufwachend ihre Glieder recke.

Daraufhin gebot Antonius, die Geschäfte des Kaplans aufs Mindestmaß zu beschränken, ihm mit Hochachtung, ja Ehrfurcht zu begegnen, seine Wünsche zu befriedigen oder solche, falls er sie nicht besäße, in ihm zu erwecken.

Von Stund an verschloß sich der Priester in seiner Zelle, und niemand erfuhr, was bei ihm vorging. Wenn er zur Messe kam, sah er nicht rechts nicht links, und seine Wange schien eingefallener als Tags zuvor.

Als dies der Bischof hörte, nahm er von seinem eigenen Tisch Wein und Brot,

legte sie in eine goldene Schale, ließ sie dem Jüngling bringen und ihm diese Worte sagen:

„Franziskus, stärke dich zu deinem Werk.“

So traten, die Speisung in Händen, zwei hohe Priester vor den Kaplan und sprachen:

„Nimm und iß; Antonius heißt dich stark sein.“

Da schlug der junge Franziskus den Trägern die Schale zornig aus den Händen.

Sofort wurde er ergriffen und gebunden vor des Bischofs Stuhl geführt.

Der Bischof bewegte sich nicht unter dem hohen Baldachin; er hatte auf die Lehnen des Thrones die Arme gelegt, und die weißen Hände waren so ruhig wie sein Gesicht. Er betrachtete den Priester lange, dann winkte er den Begleitern, das Gemach zu verlassen.

„Was hast du getan?“ fragte der Bischof Antonius.

„Ich habe nichts getan oder ich tue es noch,“ antwortete leise der junge Priester Franziskus.

„Und was ist es, das du tust?“

„Sünde.“

Da stand der Bischof auf, trat hinter den Gefesselten und löste ihm die Bande. Darauf nahm er den Sitz unter dem Baldachin wieder ein und sprach: „Nun bist du frei zur Wahl.“

„Ich wähle Sünde,“ sprach dumpf der Priester Franziskus.

„Versteh mich, Jüngling,“ sprach der Bischof. „Nicht, was du Sünde nennst, tu mir kund, sondern was es dein Herz treibt zu tun, das laß mich wissen.“

Nach diesen milden Worten schlug dem Priester das Herz hoch auf, weil es gefunden hatte endlich, den es sogleich betrüben mußte. Er sank in die Kniee und schrie:

„Nimm, Vater, das makellose Gewand von mir, denn vom Altar herabgestiegen in mein Herz ist der Gott und braust darin. Kein Weihrauch dehnt sich so weit, ihn deckt kein himmlisches Gewand, also ist seine Vollkommenheit, daß sie die Hölle mit umfaßt.“

Der Bischof blieb bewegungslos, nur seine kühlen Hände begannen langsam zu glühn.

„Also denkt es in dir?“

„Also muß ich tun,“ stammelte der Jüngling und hob sich so weit auf, daß die Augen des Antonius sein todblasses Antlitz schauten.

Da beugte Antonius sich weit vor und starrte hinein.

Und Franziskus bewegte sich nicht unter diesem Blick, als bis andere kamen und ihn hinausführten.

Von dieser Stunde an ging ein Gerede unter den Leuten, daß dem Bischof

Antonius die Krone vom Haupt gerollt und zu Füßen des Franziskus liegen geblieben sei. Nicht anders erkläre sich die heimliche Krankheit, die in ihm zehre wie ein Wurm.

Aber der Bischof gab den jüngsten Priester nicht frei. Ohne Pflicht und Gnade irrte der an den Altären umher wie ein verstörter Geist zur Nacht, so daß Antonius am Abend des Tempels Thore schließen ließ. Und mit nie gekannter Kälte straffte er die Zügel seiner Macht in der lenkenden Hand.

Da kam ein großes Fest, das alle Gläubigen nach der Hauptstadt berief. Die Scharen drängten sich in den Domhallen, umringten die einzelnen Altäre, murmelten ihre Beichten ab, bewegten die Lippen zum Rosenkranz und hoben Aug und Herz nach dem hohen Chor, der erfüllt war von den makellosen Gewändern der Priesterschaft, die wie der Weihrauchnebel den goldenen Hochaltar umwogte. Unter dem Baldachin auf erhobenem Stuhl saß der Bischof Antonius, und wie zu ihm von Zeit zu Zeit durch die Gasse der priesterlichen Prachtgewande ein Segenflehender schritt, so hoben sich von Zeit zu Zeit des Bischofs schmale Hände und legten sich kühl auf irgendeinen Scheitel. Und immerzu unter dem leisen Spiel der Hymnen, aus der Kerzen tragenden, weißwallenden Priesterschar löste sich von neuem ein Bruder heraus, näherte betend sich dem Bischof und nahm aufs Haupt den Segen.

Da nahte dem Bischof Antonius sein jüngster Priester.

Der Gesang in der Kirche stockte, das Murmeln der Gläubigen hielt den Atem an, denn der Bischof warf hoch die Arme empor und keiner ersah, war's zum Schlag oder zum Segen.

Da beugte sich tief der junge Priester Franziskus, drängte sich tiefer zu ihm denn einer je zuvor, seine Stirn schlug dem Bischof in den Schoß, und wie aus dessen eigener Tiefe drang ein erschüttertes Schluchzen. Und des Bischofs beide Hände fielen schwer auf das junge Haupt herab.

Danach erhob sich federnd leicht der junge Priester Franziskus und trat an die Seite des Altars, denn die Wandlung begann. Gestützt an beiden Seiten bestieg der Bischof die Stufen zum Heiligtum, seufzte tief auf und nahm den gefüllten Kelch des Blutes Gottes und hob ihn über alles Volk mit beiden Händen. Da aber schwang sich ein Anderer über die heiligen Grenzen und lautlos in bleichem Erwarten stockte jeder Puls: der junge Priester Franziskus war in die Wandlung getreten, nahm dem Bischof aus den erhobenen Händen den vollen Kelch des Blutes Gottes, trank ihn aus bis zur Neige, ließ das Priestergewand an sich herniedergleiten und schritt unter die erstarrten Priester hindurch und verließ den Ort.

Der Geist aber verließ den erschütterten Körper des Bischofs Antonius und zückte ihn nieder am Altar.

Das Geschäftshaus / von Karl Scheffler

Die Entwickelung des modernen Geschäftshauses ist eine Erläuterung der alten Erfahrung, daß der menschliche Geist ebensosehr von Gewohnheiten das Gesetz seines Handelns empfängt wie vom Bedürfnis des Augenblicks. Man sollte meinen, daß auf den Gebieten reiner Nutzarchitektur vor allem der Nutzzweck selbstherrlich regieren müsse und daß die Großstädter ihre Arbeits- und Geschäftshäuser unbedenklich so bauen, wie die Vorteile einer rationellen Arbeitsmethodik es fordern. Dem ist aber nicht so. Das Geschäftshaus ist heute, wo wir mitten doch schon im weltwirtschaftlichen Arbeitsgetriebe stehen, in ganz wenigen Punkten erst mit kompromißloser Sachlichkeit gestaltet worden; fast überall weicht man vor der konsequenten Unbedingtheit noch zurück. Die Entwickelung des Geschäftshauses illustriert in einer gewissen gleichnishaften Weise die großstädtische Gesamtentwickelung. Wie diese zu einem Riesenkompromiß geführt hat, entstanden aus der Benutzung einer historisch-ehrwürdigen, aber zu überlebten Zwecken einst geschaffenen Stadtdisposition für ganz neue Ziele nun verfolgende Bedürfnisse, so hat sich auch die modernen Arbeitszwecken dienende Nutzarchitektur in Kompromissen verstrickt, weil sie bis heute noch vom geschichtlich gewordenen Stadtwohnhaus nicht losgekommen ist. Zuerst hat sich der Geschäftsmann wohl oder übel, da er nichts anderes vorfand, mit seinen Berufsbedürfnissen im mehrstöckigen Mietshaus eingerichtet und hat, trotz allen Unbequemlichkeiten und Sinnwidrigkeiten, dieses fünf- bis sechsstöckige Mietshaus zum Kontorhaus, zum Warenhaus, zum Lagerhaus machen müssen. Aber merkwürdig langsam nur ist ihm der Gedanke gekommen, daß es auch andere Lösungen gibt und daß in unseren Tagen die Wohnräume von den Arbeitsräumen prinzipiell getrennt werden sollten. Noch heute ist dieser natürliche Gedanke nicht zu absoluter Herrschaft gelangt. Denn immer noch sieht man den Kaufmann seine Kontore, Verkaufsräume, Lager und sogar Fabrikationsräume in Mietswohnungen verlegen; immer noch zeigen die zu reinen Geschäftszwecken errichteten Gebäude äußerlich und innerlich Reminiscenzen an das städtische Wohnhaus. Wie lange hat es nicht gedauert, bis der Geschäftsmann die für Wohnräume angelegten Fenster unbequem zu finden den Mut hatte; denn er stand, seltsam genug, im Banne der Anschauung, er hätte seine Arbeitsbedürfnisse dem wenn auch spottschlechten, so doch ihm unverletzlich erscheinenden Fassadenprinzip unterzuordnen. Diesem Vorurteil zuliebe hat er Jahrzehnte lang alle Leiden ertragen, die sich aus unpraktischen Arbeitsräumen ergeben. Und heute erst setzt sich auch das Bedürfnis nach großen, ungeteilten, nach weit übersehbaren, lichten und luftigen Schreibsälen durch.

Die am konsequentesten entwickelten Gebilde moderner Geschäftshausarchi-

tektur sind im heutigen Deutschland die Warenhäuser. Doch wird in diesem Falle der entschiedene Fortschritt eigentlich nur einem einzigen Manne verdankt, dem Berliner Architekten A. Messel, der der Firma Wertheim eine Reihe epochemachender Warenhäuser errichtet hat. Die Nachfolger, Nachahmer und Konkurrenten Messels sind, anstatt über ihn hinauszugehen, immer noch hinter den Unbedingtheiten dieses Einen zurückgeblieben, so daß die Entwickelung auch hier nach jähem Anlauf wieder zu stocken scheint. Und das ist um so verhängnisvoller, als auch die Schöpfungen Messels naturgemäß noch sehr bedingt sind, als man auch bei ihm von einem allgemein gültigen Typ noch nicht sprechen darf, da das einzelne Individuum in der Baukunst Endgültiges niemals zu schaffen vermag, und da gerade Messel, bei all seiner vorbildlichen modernen Gesinnung, viel zu sehr ein feiner Akademiker und ein Kind der Tradition gewesen ist, um die großen Zeitaufgaben gleich restlos lösen zu können. Das Unpersönliche aber, das Typische ist in diesem Falle das eigentlich Wertvolle.

Ein anderer Entwickelungspunkt der Großstadtarchitektur, in dem sich moderne Geschäftsgesinnung ein charakteristisches architektonisches Gehäuse geschaffen hat, wird durch Kontorhäuser und Speicherbauten bezeichnet, wie man sie etwa in der Hamburger Hafengegend findet. Das heißt also, an einer Stelle, wo das weltwirtschaftliche Geschäftsbedürfnis am unzweideutigsten und monumentalsten spricht. Die „Höfe" genannten Hamburger Kontorhäuser sind große Gebäudekomplexe, ausschließlich für Kontorzwecke bestimmt. Sie wirken etwa wie Gerichtsgebäude, wo an Stelle der einzelnen Verhandlungssäle selbständige Büros getreten sind. Die Speicherbauten erheben sich mit vielen Stockwerken blockartig auf großen, von vier Straßen begrenzten Terrains oder, im Freihafengebiet, als Reihengebäude hart an den Ladestellen der Schiffe und Eisenbahnen, als unzweideutige Gebilde des Lagerzweckes. Zweifellos steht man vor solchen Gebäuden, ebenso wie vor den am konsequentesten durchgeführten Warenhäusern, vor Architekturorganismen, wie frühere Zeiten sie nicht gekannt haben, vor Produkten ganz moderner Baugesinnung. Aber es treten diese Bildungen doch sehr vereinzelt erst auf; und es hängen selbst diese besten Beispiele immer noch von fern in einer falschen Weise mit der Tradition zusammen. Sei es nun im Grundriß oder nur in äußeren Formen, oder, wie es meistens ist, in beidem zugleich. Die Warenhausarchitekturen gravitieren immer zu sehr noch zur Stilarchitektur; in den Fassaden der Kontorhäuser und Speicherbauten sucht der Architekt die rauhe Unzweideutigkeit des Zweckgedankens ängstlich zu mildern, sucht er immer noch irgendwie an die Fassade des Etagenwohnhauses zu erinnern, statt sich mit zwecksicherer Kühnheit den neuen Aufgaben ganz hinzugeben. Geschieht dieses aber selbst in den modernsten und besten Schöpfungen unserer Geschäftshausarchitektur, so gerät

die Bauweise dort, wo es sich um die hunderttausend Werke der Kompromißgesinnung handelt, immer zur ärgerlichen Halbheit und zur kläglichen Pseudomodernität.

Eine andere Art von Unzulänglichkeit wieder herrscht im Industriebau. In der Fabrikarchitektur hat sich der Architekt zwar von lähmenden und falschen Überlieferungen und von dekorativen Stillügen ziemlich frei zu halten gewußt, obwohl der Formalismus des Mietshauses auch hier noch, mehr als gemeinhin angenommen wird, spukt; aber er hat nun auch gleich Gebilde von so nackter und armseliger Formlosigkeit produziert, daß von Architektur schon gar nicht mehr gesprochen werden kann. Das Fabrikgebäude ist heute nicht eigentlich eine charaktervolle Zweckarchitektur, sondern ein geist- und phantasieloses Notdurftsgebilde. Aus ihm spricht nur in seltenen Fällen und nur wie zufällig die höhere Arbeitsidee; es suggeriert vielmehr Gedanken über die Qual und Not, über den Schmutz und die Sklaverei der modernen Industriearbeit. In diesem Falle, wo die Phrase fehlt, zeigt es sich auch von der andern Seite, wie wenig unsere Nutzarchitekturen aus einer innerlich gewordenen Sachlichkeitsidee, aus einer formhaft übersetzenden Anschauungskraft geschaffen werden.

Denn die Aufgabe ist nicht, etwas praktisch Benutzbares im allerprofansten Sinne zu schaffen, Zweckmäßigkeit mit Reizlosigkeit, Sachlichkeit mit Notdürftigkeit zu verwechseln; das Problem besteht vielmehr darin, das Rationelle und sachlich Vernünftige so zu begreifen, daß architektonisch das Typische entsteht. Die Architekturkraft, die uns das wahrhaft moderne Geschäftshaus bauen soll, ist freilich die Logik; aber es muß eine Logik sein, die der Einbildungskraft fähig ist und die der monumentalen Logik unserer weltwirtschaftlich herrschenden Arbeitsideen gewachsen ist. Die Aufgabe Warenhäuser, Kontorgebäude oder Fabriken zu bauen ist nicht gelöst, wenn den ganz sichtbaren und unmittelbar nachweisbaren Bedürfnissen brauchbare Häuser errichtet werden; sie besteht auch darin, daß sich der Architekt von jenem unwägbaren Willen der modernen Arbeit leiten läßt, den man ihre sozialethische Idee nennen könnte. Der Architekt hat das einmalige Bedürfnis, dem er im gegebenen Falle dient, im Lichte eines Arbeitsprinzips zu sehen. Prinzip in diesem Sinne ist, zum Beispiel, die ohne Kompromiß durchzuführende praktische und architektonische Trennung des Arbeitsraums vom Wohnraum; prinzipiell im Warenhausbau ist die große Zentralisierungsidee, die viele Geschäfte unter ein Dach, unter eine Leitung vereinigt, die aus dem Warenhaus etwas wie einen überdachten Marktplatz macht und die in solcher Zusammenfassung, über den Willen des Besitzers hinweg, eine demokratische Lebensdisziplin verwirklicht. Das Prinzipielle im Kontorhaus ist, daß der große Organisationsgedanke weltwirtschaftlicher Arbeit ausgedrückt wird; und ein Prinzipielles im Fabrik- und Industriebau ist es,

daß jede Arbeitsmethode eine bestimmte architektonische Charakterisierung fordert, daß die Arbeit sich und ihre Macht mit einer gewissen Größe im Gebäude selbst darzustellen den natürlichen Trieb hat. Es gehört auch mit zur Zweckmäßigkeit und zum Bedürfnis, das Erzwungene der modernen Arbeit als ein Freiwilliges, das Notwendige als ein Sittliches erscheinen zu lassen. Zudem ist im Typischen immer schon das Besondere enthalten, nicht aber im Besonderen das Typische.

Das Geschäftshaus ist kein Gebilde darstellender Architektur. Mit einem Werk repräsentativer Baukunst läßt es sich so wenig vergleichen, wie sich die Rede eines politischen Agitators oder eines Advokaten mit dem Vortrag eines Dichtwerks vergleichen läßt. Damit ist aber nicht gesagt, daß jene Redner nur trockene Tatsachenmenschen sein müssen und sein können. Auch ihr Vortrag berührt sich aller Enden mit der Poesie. Auch ihnen ist höchste Wirkungskraft nur beschieden, wenn sie das Typische der Dinge aufdecken, wenn sie den besonderen Fall im Lichte allgemeiner Bedeutung zeigen können, so daß jeder Hörer seine eigenste Angelegenheit behandelt zu hören meint. Besteht also das Problem des Geschäftshausbaues einerseits nicht darin, daß das Zweckgebilde wie eine Repräsentationsarchitektur behandelt wird, so besteht es auch nicht darin, daß praktische, aber armselig nüchterne Nützlichkeitsgebilde ohne jede höhere Idee hergestellt werden. Der reale Sachgedanke ist vielmehr zu etwas allgemein Gültigem zu erheben; damit erst wird die Aufgabe im Sinne der Architektur legitimiert. Wie ein guter und schöner Stuhl nicht entsteht, wenn der Tischler einem besonderen Menschen Maß nimmt und darnach die Verhältnisse und Formen einrichtet, sondern nur wenn Normalmaße und Normalformen der Produktion zugrunde gelegt werden, so entsteht auch das gute moderne Geschäftshaus nur, wenn Typenbildung erstrebt wird. Der bedeutend ausgebildete Typus allein vermag die unsichtbare höhere Idee der weltwirtschaftlich gerichteten modernen Arbeit auszudrücken; er erzieht dann aber und veredelt seinerseits wieder diese Arbeit selbst, indem er sie zwingt, die große Form auch groß zu füllen.

Die Fähigkeit, das Typische hervorzubringen, ist nun das Resultat eines ganzen Komplexes von Einzelproblemen. Zum ersten ist am Bau des Geschäftshauses der Techniker, der Ingenieur ebenso sehr beteiligt wie der Architekt. Denn es wird in diesem Fall die statische Rechnung nicht vollständig in Kunst verwandelt, sondern es bleiben die Knochen des Baugerüstes, es bleibt das Gerippe des Gebäudes sichtbar immer bis zu gewissem Grade stehen. Es gilt einen Ausgleich zu finden, zwischen der Ingenieurrechnung und der Architekturform; es ist die rationell gegebene Konstruktion zum architektonischen Leitmotiv zu erheben. Das heißt: es muß ein mittlerer Weg gefunden werden. Einmal kann die Konstruktion nicht in Kunst verwandelt werden; und zum andern darf das

nackte Produkt der statischen Rechnung auch nicht stehen bleiben. Endlich darf aber diese mittlere Richtung auch wieder nicht zu Kompromissen führen, sondern muß einer, wenn auch embryonischen, so doch organischen Schönheit Entwickelungsmöglichkeiten bieten.

Sodann hat sich der Geschäftshausarchitekt mit den Materialproblemen auseinanderzusetzen. So hat er in diesen Jahrzehnten, zum Beispiel, der Frage, wie Steinbau und Eisenbau miteinander zu verbinden seien, eine Antwort finden müssen. Und kaum, daß er zu den ersten einigermaßen befriedigenden Resultaten gekommen ist, drängt ihn nun die Erfindung und immer häufigere Anwendung des Betonmaterials wieder zu neuen Entscheidungen. Es ist erklärlich, daß diese enge Abhängigkeit vom Technischen das Schlagwort vom „Stil des Materials" entstehen lassen konnte. Die Erkenntnis, daß die technischen Baubedingungen nicht hinter ornamentalem Schein verborgen werden dürfen, hat zu der Annahme geführt, aufrichtige und klare Anschaulichkeit der Materialverwendung sei schon künstlerisch. Daß man mit dieser Lehre aber nichts Endgültiges schaffen kann, hat sich bald gezeigt. Es hat sich die Notwendigkeit ergeben, Konstruktion und Materialcharakter zwar rückhaltlos zu bekennen, das Gegebene doch aber, gewissermaßen innerhalb der Grenzen einer monumentalen Prosa, kunstmäßig zu gliedern. Ob es sich nun um die Verwendung von Eisen, Stein, Glas oder Beton handelt, immer zeigt es sich, daß das Material an sich tot, daß die statische Rechnung allein leblos ist und daß das Entscheidende auch hier der anschauende und bildende Geist ist. Das Erste, auch mit Bezug auf den sogenannten Materialstil, ist für den Geschäftshausarchitekten, das von der Zeit Gegebene anzuerkennen und aus Bedürfnis, Konstruktion und Material heraus zu bauen; das Zweite, ebenso wichtige aber ist, diese Voraussetzungen mit gesammelter Geisteskraft zu begreifen, und aus dem praktisch Gegebenen Architekturformen abzuleiten, die das Geschäftshaus in jedem Fall als einen lebendigen sozialen und wirtschaftlichen Organismus erscheinen lassen. Aus der großen Zahl der Möglichkeiten das Wesentliche herauszugreifen, das im profanen und idealischen Sinne zugleich Typische kühn zu bilden: das ist die Aufgabe.

Verfährt der Architekt so, ermuntert der Bauherr ihn so zu verfahren, und fordert die Allgemeinheit eine großzügige Arbeit dieser Art, so werden notwendig einst Fabriken, Bahnhofshallen oder andere Arbeitszentralen aus Beton, Glas und Eisen entstehen, in denen keine historische Schmuckform über das was ist hinwegzutäuschen sucht, aus denen aber auch die rohe Armseligkeit der heutigen Notdurftsbauten verschwunden ist. Hier ist Ursache, an die machtvollen Fabrikgebäude zu denken, die Peter Behrens der Berliner Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft gebaut hat und die er im Begriff steht, der Firma Mannesmann am Rhein zu errichten. Sie beweisen in einer wahrhaft edlen Weise, zu welcher naturalistischen Monumentalität das Fabrikgebäude erhoben werden kann, ohne

aus der Sphäre der Nutzbaukunst herauszutreten, wie das Konstruktive einen machtvollen Rhythmus schaffen, wie das Material zu kunstmäßiger Gliederung verwandt werden kann. Wie sich die Turbinenfabrik der A. E. G. von Peter Behrens mit wahrhaft großer Gebärde inmitten der häßlichsten Großstadtwirrnis wie eine lichtdurchflutete Kathedrale der Arbeit erhebt, so könnte unsere ganze Industriearchitektur mit imponierender Würde in den Großstädten oder auf dem Lande auftreten und das Odium des Proletarischen endgültig abstreifen. Ganz anders als in den schmutzigen Backsteinkasernen und Glasscheunen, die heute als Fabriken gelten, würde der Industriearbeiter in hohen, lichten und wohlproportionierten Hallen arbeiten, die auch äußerlich die Würde der Arbeitsideen ausdrücken, ohne doch phrasenhaft über ihre Realitäten hinwegzutäuschen.

In den Kontorhäusern würde bei solcher Arbeitsweise die wirtschaftliche Zentralisierungsidee viel energischer noch als bisher selbst in den gelungensten Beispielen zum Ausdruck gebracht werden können. Es ist nicht schwer, sich Kontorhausfassaden vorzustellen, in denen jede Fenstergruppe gleichen Wert hat, in der es weder dekorative Aufbauten noch überflüssigen Schmuck gibt und die doch durch die Musik ihrer Gliederungen monumental wirken; Kontorhäuser, in denen die einzelnen Abteilungen ohne trennende Zwischenwände disponiert sind, so daß weit übersehbare Säle entstehen, in die nach Bedarf kleinere Räume mit Zwischenwänden leicht eingebaut werden können; Kontorhäuser, die dort, wo es sich als notwendig erweist, zur Vielstöckigkeit energischer noch als bisher, wenn auch nicht gleich in amerikanischer Art, überhöht werden können. Diese letzte Konsequenz scheint, bis zu gewissen Graden wenigstens, unerläßlich, wenn man die Tendenzen der in der City sich zusammendrängenden weltwirtschaftlichen Arbeit betrachtet, wenn man auf die unaufhaltsamen Zentralisierungsabsichten blickt, die die Gerichte, die Schulen, die Kasernen, die Museen, die Zeitungsverlage, die Banken, die Exporthandlungen, die Konfektion usw. immer mehr zur Gruppierung in bestimmten Stadtgegenden zwingt, ähnlich wie früher die Zünfte ihre besonderen Straßen hatten. In dieser Erscheinung des modernen Geschäftslebens zeigt es sich, wie sehr die großstädtische Arbeit auf Gesamtorganisation angewiesen ist. Je mehr Deutschland sich darum industrialisiert, je mehr der Großstadtcharakter zur Herrschaft gelangt und je höher der Bodenwert in der City steigt, desto unabwendbarer wird für das Kontorhaus auch eine Bauart, die die einzelnen Bureaus ähnlich so unter einem Dache vereinigt, wie das Warenhaus viele Detailgeschäfte zu einer Einheit macht.

Es ist von der Entwickelung zur Höhentendenz allerdings mit mancher Einschränkung zu sprechen. Die Zeit der zwanzig- und dreißigstöckigen Häuser scheint auch in Amerika schon wieder im Abklingen zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß sich in deutschen Großstädten das für das Mietshaus geltende Prinzip, wonach das

Maß der Haushöhe das der Straßenbreite nicht überschreiten darf, mit Bezug auf das Geschäftshaus nicht wird aufrecht erhalten lassen und daß die in großen Komplexen zusammengefaßten Kontorhausanlagen sechs bis sieben Stockwerke unbedingt einst fordern werden; darüber hinaus aber wird das Prinzip der Vielstöckigkeit sich kaum bei uns führen lassen. Um so weniger als der konsequente Hochbau ästhetisch sehr ungünstige Bedingungen schafft, und als der Rhythmus des modernen Empfindens mehr auf die uniforme horizontale Ausdehnung der Gebäude, auf den Flachbau zielt. Es wird schwierig sein, in diesem Punkte den rechten Ausgleich zu finden. Mit Sicherheit aber ist vorherzusagen, daß die Zukunft Geschäftshausanlagen schaffen wird, die in jedem Fall als größere Einheiten behandelt sind, daß Arbeitshäuser geschaffen werden aus Beton, Eisen und Glas, die in keiner Weise mehr an das vergrößerte Mietshaus erinnern, sondern aus denen der Geist moderner Arbeit spricht und deren Bauherren vor allem Trusts, Baugesellschaften und Genossenschaften sind.

Von einer großgearteten Geschäftshausarchitektur könnte der darstellenden Monumentalbaukunst, trotzdem beide unmittelbar wenig miteinander gemein haben, sehr fruchtbare Anregung kommen. Wie aus den Gerichts- und Kaufmannshallen der alten Römer die Basiliken und daraus dann edle Kirchenformen geworden sind, so könnten die Konstruktionsgerüste moderner Fabrikbauten, Warenhäuser und Kontorgebäude sehr wohl zu Gerippen einer neuen hohen Baukunst werden. Unmöglich könnte die herbe aber charaktervoll lebendige Schönheit moderner Nutzarchitekturen ohne Einfluß auf die in einer entscheidenden Umwandlung begriffenen Repräsentativformen der Baukunst sein. Konstruktion ist nicht Schönheit, aber sie ist die Mutter der Schönheit; Konsequenz ist noch nicht Kunst, aber sie ist eine Vorbedingung dafür; Technik und Statik bringen nicht Schönheit hervor, aber sie weisen zu ihr die allein gangbaren Wege der Zeit. Zur Vollendung bedarf es dann freilich eines Geschlechts, das gern und freudig will, was es zu müssen nicht umhin kann. Aus sich selbst baut sich schön und charaktervoll, trotz allen vorwärts drängenden äußeren Bedingungen, nicht das kleinste Gebäude. Es kommt immer auf die Menschen an und auf die Art, wie sie die Aufgaben der Zeit verstehen. Die Menschen der Gegenwart sind mehr als billig noch zaghaft, sind zu sehr abhängig von Gewohnheiten und lähmenden Überlieferungen, und zu arm an melodischem Gefühl, als daß sie dem monumentalen Arbeitsbedürfnis auch gleich Gebäude großen Stils errichten könnten. Aber sie werden aus Selbsterhaltungstrieb zum Aufgeben aller schwächlicher Bedenken genötigt sein. Je eher sich der Lebende auf die Höhe seines Großstadtmüssens erhebt, je mehr er seines Zieles und Weges sicher ist, desto eher wird ihm auch die Gabe zuteil werden, das wirtschaftlich Notwendige in schönen, klingenden Verhältnissen dar-

zustellen und es so zu adeln. Er ist in einer doppelt schwierigen Lage, weil er den Zukunftsmut zur Unbedingtheit äußerster moderner Zweckmäßigkeit noch nicht hat und weil er andererseits die zu schönen und klaren Verhältnissen leitenden Kunsttraditionen der Vergangenheit nicht mehr hat. Vor einem halben Jahrhundert hatten die Architekten wenigstens noch dieses Traditionsgefühl. Wodurch es denn kommt, daß man in einer Großstadt wie Berlin alte Speicherbauten aus der Zeit des abklingenden Klassizismus sehen kann, die an monumentaler Wucht und edler Wirkung das Meiste von Dem in den Schatten stellen, was an modernen Geschäftshäusern in unseren Tagen entstanden ist. Den Mut, den ein weltwirtschaftlich gerichteter Zwecksinn damals noch nicht geben konnte, gab ein anwendbarer Architekturkanon. Der fehlt heute durchaus und es ist eine unserer schwierigsten Kunstaufgaben, ihn aufs neue zu schaffen. Wie die Dinge liegen, kann dieser neue allgemeingültige Architekturkanon aber ohne eine groß begriffene Nutzarchitektur, ohne lebendiges Konstruktionsgefühl und naturalistische Zweckempfindung nicht ausgebildet werden. In diesem Sinne stellt sich das Problem der Geschäftshausarchitektur als eine Treppe zu dem höheren künstlerischen Stilproblem der Zeit dar; als eine Treppe, die überschritten sein will, wenn sich das Allerheiligste der Baukunst dem Kulturhunger des Lebenden wieder öffnen soll.

Das Böse / Novelle von Bruno Frank



err Antonio hatte den schönen, goldfarbenen Abend zu einer Spazierfahrt in den Cascine benutzt, dreimal war er die große Allee hinauf- und hinuntergefahren, sanft gewiegt vom langsamen Trab der Pferde, allein, und zu so vorgerückter Stunde nicht mehr genötigt viel zu grüßen. Schließlich hatte er seinen Wagen fortgeschickt, war zuerst am Fluß entlang und dann durch die Via Tornabuoni spaziert und tauchte nun, nicht weit vom Dom, in das Gewirr der kleinen Gassen, die schon beinahe finster waren.

„Guten Abend, schöner Herr," sagte ein altes Weib, das irgendwo auf einer Türschwelle saß; im Schein der Laterne sah Herr Antonio, daß ihre Haare schmutzig waren, und daß ihr graubraunes Kleid von der Schulter bis gegen die Brust hin einen großen Riß hatte.

„Guten Abend, Mama," sagte Herr Antonio, hob sein elegantes graues Hütchen vom Kopf und verbeugte sich höflich. „Ist's erlaubt?" fügte er noch hinzu, indem er ihr einige Münzen übergab, verbeugte sich aufs neue und ging fröhlichen Schrittes weiter.

Ach, es war ihm gut zu Mute. Und das ohne einen besonderen Grund, nur einfach weil er jung war, sich ansehnlich und kräftig fühlte und, von keiner einzigen Sorge bedrückt, gänzlich freien Gemütes durch einen warmen Florentiner Abend ziellos hinschlendern durfte.

Er begrüßte noch andere Personen auf seinem zufälligen Wege. Ein junges Mädchen zuerst, die, reizend wie alle Frauen in solcher Umrahmung, aus ihrem Fenster herabsah; froh und verlegen zog sie sich hinter den Vorhang zurück, um im nächsten Augenblick wieder zu erscheinen und dem sich Entfernenden angestrengt durch die dunkelnde Gasse nachzuspähen . . . Dann einen kleinen, ziemlich verkommen aussehenden Infanteriesoldaten, — ja ihn hielt er sogar an, bot ihm auf das liebenswürdigste sein Zigarrenetui hin und ärgerte sich nicht einmal, als der schmierige Mensch lange zwischen den Importen umhertastete, schließlich gleich zwei von ihnen nahm und ohne viel zu danken seines Weges weiter trottete.

„Ein Sozialist ohne Zweifel," dachte Herr Antonio, „bei Gott, diese Leute haben recht."

Und, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, bog er mit rascherer Gangart in eine Seitengasse ein, die nach der Richtung der belebten Straßen zurückführen mußte. Es war eine lange, ganz schmale Gasse, und matt erhellt lag sie vor Herrn Antonio da. Die Häuschen zu beiden Seiten hatten ein besonders ärmliches Aussehen, manchen fehlte die Tür, viele Fensterscheiben waren zerbrochen, — und da auch nirgends Menschen umhersaßen oder

gingen, sagte er sich, daß er eines der verfallenden und halb verlassenen Quartiere durchkreuze, die es in seiner Vaterstadt so gut gibt, wie in den meisten italienischen Städten. Der Gedanke machte ihm keineswegs zu schaffen, er schwang sein Spazierstöckchen im Takt einer Melodie, die er innerlich sang ohne die Lippen zu bewegen, und eilte fröhlich dahin.

Tritte hallten ihm entgegen, rasche, ungleichmäßige Tritte, und als sie näherkamen, mischten sich quiekende Laute hinein, wie sie ein trotziges oder gequältes Tier von sich gibt.

An Herrn Antonio lief ein Mensch vorüber, irgendein Kerl ohne Hut und ohne Kragen und schlurfend bei jedem Schritt. Das Gesicht hätte Herr Antonio wohl kaum zu erkennen vermocht, auch wenn er es versucht hätte, doch seine Blicke wurden von etwas anderem angezogen . . .

In der rechten Hand trug der Mensch ein lebendiges Wesen, ein zappelndes Geschöpf, einen kleinen Hund dem Anschein nach. Er hielt ihn am Fell gepackt und ließ ihn, nach taktmäßigen Pausen, mit großer Heftigkeit gegen die Mauer anschlagen. Das Quieken des Tierchens war ein Schmerzgeheul, und es mußte auch wirklich ein schlimmes Gefühl sein, immer von neuem wider die scharfen Kanten und Vorsprünge geschleudert zu werden.

„Geht das mich etwas an?" versuchte Herr Antonio zu denken und trat im Weiterschreiten stark auf, um die Klagelaute nicht mehr zu hören.

„Der Stimme nach war es ein ganz junger Hund, ein kleiner . . .," sagte er dann zu sich, blieb stehen und horchte auf das ersterbende Geräusch, während die Ahnung von etwas Schlimmem verfinsternd durch sein Gemüt zog. Es war an der Stelle, wo die lange Gasse ein Ende hat und der Weg zur linken Hand sich im scharfen Knie fortsetzt.

Aus der Ferne ließ sich nun nichts mehr vernehmen. Herr Antonio starrte auf das Bildnis eines Apostels in seiner Nische, von dem nur der nackte Hals durch die unten brennende rote Lampe geheimnisvoll und schrecklich beleuchtet war . . . Seine Augen irrten ab, sprangen von einer dunkeln Stelle des Gemäuers zu einer hellen und wieder zu dem roten Halse zurück . . . Plötzlich überfiel ihn ein Zittern, durch seinen ganzen Körper machte sich ein Kältegefühl bemerkbar, er sagte zu sich selbst: nun werden meine Lippen weiß. Und mit einem so heftigen Ruck, daß sein graues Hütchen weit nach hinten glitt, wandte er sich um und lief — lief den Weg zurück, den er gekommen war.

„Ein ganz junges Tier," dachte er immerfort, „ganz jung . . . Offenbar hat es seinen Herrn verloren und ist nun dem nächsten Besten nachgelaufen, voll Vertrauen, weil es die Menschen bisher immer gut behandelt haben. Der aber packt es beim Fell und schlägt es im Laufen gegen die Mauer . . . Er wird das Ärgste mit ihm tun, Gott im Himmel . . ."

Herr Antonio spähte, vorbeihastend, in alle geöffneten Tore . . . Wenn der

Mensch dort oben nach rechts oder nach links gelaufen war, dann entrann er! Aber das durfte nicht sein. Das wollte ja auch Gott nicht, der diese Ahnung, diese Gewißheit von etwas Entsetzlichem hatte entstehen lassen. Und wie überhaupt konnte ein Verbrechen begangen werden an einem solchen Abend, — alle Sterne standen am Himmel, und die Luft war weich . . .

Er nahm den Hut in die linke Hand; mit der rechten bewegte er in kurzen Rucken sein Stöckchen heftig auf und ab, als sei er bereit und begierig, eine Züchtigung zu erteilen. Wahrhaftig, er wollte den Burschen züchtigen, — die gemeine Freude sollte dem vergehen. „Ich bin nicht umsonst jeden Morgen zwei Stunden auf dem Fechtboden," fügte er bei sich hinzu und straffte, im Hinstürmen, die Muskeln seines rechten Armes.

Das Hündchen aber — ja, er würde es auf den Arm heben, es nach Hause tragen, ihm ein schönes Bett zurecht machen. Er würde von der Chaiselongue die seidene Decke für das Bettchen nehmen . . . So ein armes Geschöpf! Und er glaubte es wieder schreien zu hören vor Schmerzen und vor Angst . . .

Er hörte es wirklich. Aus einem Torweg drangen seine wilden, hohen Schreie heraus zugleich mit einem schwach flackernden, rötlichen Lichtschein . . . Herr Antonio sprang vor, er gelangte in einen kleinen, gepflasterten Hof, blickte um sich und sah . . .

In der Ecke zur Linken saßen zwei Männer bei einem eisernen Gestell, einer Art Dreifuß, einem metallenen Behältnis, darin es von Kohlen flammte. Zwei haarige Hände, vom Feuer hell beleuchtet, hielten gewaltsam den braunen Kopf eines kleinen Hundes fest, — zwei andere Hände, mehr im Schatten, bewegten eine dünne eiserne Stange, deren Spitze glühte. Die glühende Spitze war dem Tier in das eine Auge gebohrt und drehte sich langsam . . . Dies war es, was Antonio sah.

Er sank gegen die Mauer, aller Speichel vertrocknete in seinem Mund, und es war ihm, als entzündeten sich seine Augen . . . Die beiden waren beschäftigt, sie bemerkten ihn nicht; so blieb er, gelähmt, einige Sekunden im Schatten der Einfahrt.

In diesen Sekunden — während das Feuer einmal die vor Lust zitternden Kinnladen des Peinigers erhellte, einmal ganz stark wiederum die Fäuste des Handlangers, und einmal, bei einer heftigen Zuckung, des Opfers arme Augenhöhle, darin das Eisen stak, — in diesen Sekunden durchlebte Antonio mehr als in den letzten zehn Jahren seines amüsant verbrachten Lebens. Er stürzte, haltlos preisgegeben, von Wesensstufe zu Wesensstufe: vom Rächer zum Richter, vom Richter zum Heiligen und wieder zum Rächer. Ja — rächen!

Er riß seinen Revolver aus der Hosentasche und tat einen einzigen Sprung.

Der Helfershelfer schrie auf, und das Tier entfiel seinen Händen, — jammernd suchte es zu entlaufen, stieß gegen den Ofen und blieb, die Spitze noch im Auge, heulend liegen.

Der Quäler selbst hielt sein Instrument mechanisch fest; ihm floß Geifer vom Mund, vielleicht von der genossenen Lust her, vielleicht schon ein Geifer der Angst vor der erhobenen Waffe. Eingekeilt zwischen Mauer und Feuergestell hockte er da…

Antonio hielt seinen Blick starr in diese Ecke gerichtet, — aufschreckend aber vernahm er das Winseln des Hündchens zu seinen Füßen und, ohne das Gesicht des andern auch nur für einen Moment mit den Augen loszulassen, raffte er das Tier, das halbbetäubt sich wand, am Nackenfell herauf, setzte ihm den Revolver an das Ohr und schoß.

Die Leiche fiel schwer nieder, sie kam unmittelbar vor Antonio zu liegen. Sein Blut tropfte auf ihren Schädel, — denn von der Kugel, die, erlösend, den Kopf des kleinen Hundes durchbohrt hatte, war auch Antonios linke Hand getroffen worden, und das oberste Glied des kleinen Fingers war fortgerissen. Er bemerkte das nicht, — das Glühen und Wühlen des Wundschmerzes war verloren an seinem Körper, den ein ungeheuerer Affekt steifte. All sein Leben war in den Augen gesammelt, die den Blick des Verbrechers festzuhalten suchten und in einer Stelle des Gehirns, wo der Gedanke an das Abscheuliche schwerfällig sich bewegte.

Der Helfershelfer war im Knall und leichten Dampf des Revolverschusses entsprungen.

Ein schwächerer Schein drang von dem nicht mehr angefachten Feuer durch das kleine Gelatinefenster heraus. Und Antonio ahnte es vielleicht mehr, als daß er es sah, welch mächtige gelbe Zähne der Mensch hinter dem Ofen besaß, welch roten, rauhhäutigen, nackten Hals und über all dem, welch armselig schweißige Stirn von Zweifingerbreite. . .

„Was soll ich mit ihm tun, Madonna, was soll ich mit diesem Menschen tun?" dachte Antonio — und bald dachte er es voll Verzweifelung. Er hielt den Revolver in der erhobenen rechten Hand; vielleicht würde sein Arm bald müde werden. . .

Eine Glutwelle stieg ihm plötzlich ins Gehirn, — vielleicht kam sie von der Wunde, — hinter seinen Schläfen, unter seinen Augen brannte wütende Hitze, und ein so maßloses Rachgelüst erfüllte ihn, daß er, mitten in der Erregung, zu sich selber sagte, hier müsse mehr in Aufruhr sein als ein persönliches Gefühl.

„Alle muß ich rächen," dachte er, „alle wollen, daß ich sie räche. . . ." Doch er war keineswegs imstande, sich über diesen Gedanken klar zu werden. . .

In ihm wechselte jetzt das Begehren, furchtbar zu strafen, mit Stößen eines nie gekannten, schwächenden Mitleids.

„Die Augen ausbrennen, die Augen ausbrennen! Einem so guten Tier, einem jungen Tier mit weichem Maul. . ."

Denn aus irgendeinem Grunde erfüllte ihn gerade der Gedanke an ein weiches, nasses Tiermaul mit einer völlig unerträglichen Rührung.

„Scheusal!" schrie er, vom nächsten Augenblick zur Wut zurückgerissen, „Scheusal!"

Er zitterte heftig, und mit der ganzen Kraft seiner Lippen spie er dem andern ins Gesicht.

Doch er stand noch immer von ihm entfernt. . . . Und das Feuer brannte sehr dunkel, und war es erloschen, so beherrschte er ihn nicht mehr mit seiner Waffe . . .

„Auf die Polizei also mit ihm!"

Aber dort hatte man keine Strafe.

„Einen Schuß denn, einen Revolverschuß durch den Schädel dort, den ich eben noch unterscheiden kann!"

Aber das war nichts, das war keine Strafe, das war lächerlich. Der Tod? Hier taugte nur eines. . .

„Ihn quälen . . . ihn quälen. . . Das Feuer anfachen, die Stange glühen und sie ihm, ihm selber in sein Auge bohren, damit ers fühlte. . .!"

Und Antonio, geschüttelt von der Wunde und vom übermäßigen Racheentzücken, spürte schon den Buben zwischen seinen Knieen. Ah, er hatte Riesenkräfte jetzt. . .

Aber das war unmöglich, das hieß mit dem Verbrechen selber strafen. . . Groß erhob sich in Antonio der Heilige, der er zuvor, gelähmt unter dem Torweg, für den Bruchteil einer Minute gewesen war.

„Ich selbst bin verworfen, wenn ich das will."

So konnte denn nichts geschehen? Und das Feuer war am Verlöschen. . .

Antonio betete, halb von Sinnen. Er rief, in so drangvoller Eile, Gott selber an und keinen Mittler. . .

„Vater im Himmel," dachte er flehend, während unerkannt der Schmerz an ihm riß, „Vater im Himmel, hilf mir! rate mir! was soll ich tun? Vater, so mächtig kann das Abscheuliche auf Deiner — Deiner Welt ja nicht sein, daß es ganz ohne Kampf siegt. . . Vater, erleuchte mich . . . es wird dunkel, ich kann ihn ja kaum mehr sehen. . ."

Ein letzter oder vorletzter Strahl zuckte über den roten Hals. Vor Antonios Ohren erhob sich ein lautes Summen. Nicht Luft mehr war um ihn, sondern ein zähes, graues Gewoge, das sich nicht atmen ließ. Der ganze weite Luftraum war verpestet durch die Ausdünstung dieses Niedrigsten, — in ihrer Entrücktheit erzitterten die Sterne vor seinem unentrinnbar ekelhaften Anhauch. Alles erstickte . . .

Und im Ansturm des Entsetzens, den Kopf in Glut, fliegende Raserei den ganzen Leib entlang, setzte Antonio sich selbst den Revolver an die Schläfe und drückte ab. Er fiel tot in sich zusammen, und sein Kopf kam auf den weichen Rücken des Hundes zu liegen. —

Der Bursche schlich sich aus seinem Winkel heraus. Er stieß, im eiligen Tasten, hart gegen den Vorsprung einer Mauer am Torweg, gab einen Wehlaut von sich, blieb stehen und rieb sich das schmerzende Knie. Dann hinkte er auf die Gasse hinaus und, immer hinkend, ohne sich umzuschauen, lief er davon.

***

Die Jugend Vincent van Goghs / von Max Eisler



r war von Gestalt mehr breit als lang, der Rücken leicht gekrümmt infolge der verkehrten Gewohnheit, den Kopf nach unten zu tragen, das flachsblonde Haar kurz geschnitten unter dem Strohhut, der ein fremdes Gesicht überschattete — lange kein Bubengesicht! Die Stirn schon leicht gerunzelt, die Augenbrauen an den stark ausladenden Stirnbeinen in tiefer Nachdenlichkeit zusammengezogen, ein paar Augen, klein und tiefliegend, jetzt blau, dann wieder von grünlicher Farbe, je nachdem der Eindruck ihn bewegte, den eins oder ein anderes auf ihn machte.

Obschon äußerlich ungefällig, war er in so jungen Jahren schon merkwürdig genug und ein tiefer Sinn sprach aus seinem ganzen Wesen . . . Noch nicht voll erwachsen, war das Genie bereits vollkommen in ihm; aber er wußte sich davon keine Rechenschaft zu geben, ebensowenig wie ein Kind weiß, was seine Mutter ist, aber sich ihrer bewußt wird, wenn es ihre Stimme hört."

So war Vincent, als er siebzehn Jahre zählte — ein seltsamer Gast in der froh gefärbten brabantischen Heimat und ein Fremder im eigenen Hause.

Das altmodische Wohnhaus seiner Eltern, dunkelgrün bemalt und mit vielen bunten Jalousien versehen, — ein Haus, das seine Geschichte hatte, nacheinander bewohnt von vielen, aufrechten Geschlechtern des gleichen Blutes — stand mitten in einem gut gepflegten Garten. Hier blühten im Herbste feuerrote Geranien, Reseda und violfarbige Portulaken. Weiterhin lag feuchtes Grasland, als Bleiche benützt, Johannis- und Himbeergesträuch grenzte daran und dahinter die fruchtbare brabantische Erde mit schweren Roggenfeldern und breitverzweigten Bäumen. Mittendurch lief der Bach, an den Ufern standen Vergißmeinnicht und rosfarbene Schwanenblumen und die drei jüngeren Geschwister spähten aus der Umzäunung des Hausgartens sehnlichst nach dieser verbotenen Herrlichkeit: der dreizehnjährige Bruder und die zwei Schwestern von neun und elf, helläugig, braun, mit krausem Haar, auf dem es wie Glanz von Vogelbeeren lag.

Vincent ging durch den Garten auf den Bach zu, eine Flasche und einen kleinen Schöpfer bei sich. Umsonst — keines der Kinder hatte die Frage auf den Lippen: Darf ich mit, Bruder? Sie fühlten mit dem Feingefühl der Kinder, ihr Bruder war lieber allein. „Sie waren ihm fremd, er war sich selber fremd und fremd der eigenen Jugend."

Seit ihn der Vater aus der Kostschule heimgebracht, suchte er nichts so sehr als die Einsamkeit. Dem Dorf (Groot-Zundert im Brabantschen) mit seinen geraden Straßen und steifbürgerlichen Häusern, in denen alte Frömmler mit ihren Brillengläsern über die Untergardinen spähten, wann er vorbeiging, wich er aus. Kein Gefühl verband ihn mit der stillen Heimstätte an der belgischen Grenze, die, seit sie den Halteplatz für Eilwagen verloren hatte, wie ausgestorben

schien. Seine Wege führten seitab. Er wußte, wo die seltsamen Blumen blühen und es war seine Lust, die Vögel und Käfer in ihrem natürlichen Leben zu bespähen. Den Tag über war er bei ihnen. Er verstand es, die Wassertiere behend zu fangen und zeigte dann wohl auch einmal den Kindern den Trog, in dem er seine Beute heimschleppte. Er wußte ihre vielen Namen, stach sie auf, bewahrte sie in Kampfer, tat sie in farbige, weiß ausgelegte Dosen und versah jedes mit einem kleinen Papier, auf dem der lateinische Name geschrieben war. Das vermehrte wohl die Achtung der Jüngeren, aber es machte ihn ihnen noch fremder. Er kannte genau die Nester der Vögel und hatte sich ein Lerchenpaar im hohen Korn niedergelassen, er wußte zu ihrer Behausung behutsam vorzudringen, ohne die Halme zu brechen oder die Tiere zu erschrecken.

„Mit tausend Stimmen sprach die Natur zu ihm und seine Seele lauschte auf sie . . . Mehr als lauschen, vermochte sie noch nicht."

Sie nachzubilden, regte sich noch kein Wunsch. Als kleiner Junge hatte er wohl schon einmal mit größter Genauigkeit einen Elefanten aus Glaserkitt gebosselt, hatte dann, achtjährig, mit der Zeichnung einer Katze, die in tollem Ungestüm auf einen kahlen Apfelbaum losrennt, die Mutter überrascht — doch jetzt dachte er nicht ans Zeichnen, keine Feder- oder Bleistiftskizze blieb aus dieser Zeit. „Er sah bloß auf die Natur und sann ihr nach."

Aber die Eindrücke, die er von ihr empfing, gingen nicht verloren. Die Zeit war reicher, als sie schien. Als der „Junker vom Lande" später die Großstädte sah, erwachten Brabanter Stunden in Linien und Farben und Fremdartigem verlieh er den Licht- und Tonzauber der heimatlichen Flur, den er damals begriffen hatte. Mit seltsamer Rührung hatte er hier empfangen und man wird nicht fehlgehen, wenn man in der eigentümlichen, hinreißenden Art, in der er später Bilder wie das des nächtlichen Marseille sah und malte, jene Rührung wiederfindet, die das junge Gemüt unter dem Sternenhimmel von Groot-Zundert erfuhr. So gab der Umgang mit der Natur, den der Siebzehnjährige hatte, mancher auffälligen Eigenart des Reifen den sonst schwer verständlichen Grund.

Er hatte gute Eltern und hat vom Vater mehr als das Predigerblut, von der Mutter mehr als den intensiven Aufschlag der Augen ererbt. Man hat sie im Dorfe noch nicht vergessen. Achtbar und aufrecht, eins im andern lebend, stille, sorgenvolle Menschen sind sie gewesen. Es gab Stunden, in denen der Vater seinen Blick auf Vergangenes richtete und der Frau, waren die Kinder nicht zugegen, von den gewichtigen Vorfahren erzählte: von einem, der Bischof von Utrecht gewesen und den Mr. J. van Lennep in seinem historischen Roman „Elisabeth Musch" erwähnt. Von einem andern, Ritter desselben Namens, der es zum „Tesaurier der vereinigten Königreiche" gebracht und sich

unter Frederik Hendrik bei der Belagerung von Herzogenbusch hervorgetan. Und von einem dritten, den Willem III. zum Gesandten für England erhöht hatte. Dann sei aber die Studierlust über das Haus gekommen und habe aus den van Goghs selbstgenügende Menschen gemacht. In solchen Erzählungen stand der Stolz neben der Demut. Sie mehrten sich auch erst in den Jahren, als der Weg des Ältesten den Ruhm des Geschlechtes erneuern zu wollen schien. Denn beide Eltern waren sonst bloß dem Gegenwärtigen zugewendet und gewohnt, tätig und beharrlich am Werke zu sein. Fast immer zu zwein. Auch wenn er über Land zu Siechen ging, war sie meist dabei. Und auf den schmalen, vielgewundenen Pfaden, die zwischen Grabenrand und Erlenholz durch die Äcker führen, sah man häufig genug — auch bei Wind und Wetter — zwei schwarze Umrisse in der großen, einsamen Landschaft. Sie sprachen im Gehen viel und lebhaft miteinander, blieben zuweilen auch stehen, um das Gespräch fortzuführen, häufiger noch, um eins das andere auf eine auffällige Schönheit der Natur zu verweisen. Eine Silberborte am Wolkensaum, die goldene Flut in der abendlichen Luft des Westens, eine Wasserfläche, von Himmelsbläue überdacht und von grünen Tannen still umgeben, eine ferne, wohlbekannte Bauernhütte mit gesellig treibendem Vieh, in Licht und Linien von malerischer Anmut — all diese geheime Schönheit vermochte ihren Sinn zu beglücken. Das dankte Vincent ihnen. Aber in vielem andern hatten sie nichts von seinem stürmischen einsamen Blute. Man mußte sie nur beisammen sehen: Keins von beiden groß, aber beide geradeauf, wissend, was sie wollten — er, das fein geschnittene Gesicht von frühsilbernem Haar umgeben, — sie, mit weniger regelmäßigen Zügen, aber desto sprechenderem Ausdruck, mit dem gleichen lebendigen Aufschlag der Augen, wie ihn Vincent hatte, ein Paar von unverbrüchlicher Lebensführung, wie man es in alten englischen Romanen und Gravüren dieser Zeit wiederfindet.

Vincent zog aus, seinen Weg zu suchen. Es ist merkwürdig genug, daß er ihn viermal vergeblich draußen suchte und viermal zu sich zurückkehren mußte, ehe er inne ward, daß es für ihn keinen andern geben könne. Und es bleibt ein seltenes Dokument grandioser Tragik, daß einer, der sein Genie nicht kannte, von der rätselhaften Gewalt eben dieses Genies, das ihn und sein Können weit überragte, viermal gezwungen wurde, von Dingen und Menschen zu lassen und in die Einsamkeit zu gehen. Wider Willen ist er ein Einsamer geworden und fast wider Willen Vollstrecker seines Genies.

Viermal zog er aus. Und jedesmal mit ernsthafter, halbmutiger Gebärde. Und viermal kam er verlegen wieder heim, verlacht, betrogen, ein wenig zerzaust und ein wenig verblutet. Er war ins Leben wie in ein böses Spiel geraten und verstand nicht, es heiter zu nehmen.

Vincent soll Kunsthändler werden. Familienbeziehungen zum Hause Goupil

bestimmen diesen ersten Weg ins Leben. Vom Kostschulhalter reichlich belobt, dient er nacheinander in den Filialen im Haag, in Brüssel und Paris. Volontär oder Hausknecht. Kisten packen, Photos und Radierungen mit Fließpapier belegen, Bilder transportfähig machen. Er ist ganz willig und handfertig bei der Sache und gewinnt Sicherheit und Ruhe in dem alltäglichen Berufe. Da meldet sich das Genie zum Wort: Im Großhause laufen Gemälde und Reproduktionen jeder Richtung und Herkunft ein, gehen durch seine Hand und der von Naturandacht tief befangene Sinn beginnt die Würde der Naturnachahmung zu erkennen und daran froh zu werden. Aber eben darum wehrt sich auch dieser Kritiker mit der Natur im Herzen gegen ihre „gangbare" Verflachung und Verleugnung. „Que voulez-vous, c'est la Mode", sagt ihm ein Kommis. Das versteht er nicht, denn er ist kein Kommis, wiewohl er's beinah schon geglaubt hatte. Mit einem Schlage stellt er sich außerhalb jeder Konvention und lernt sie verachten. Er merkt, wie wenig zivilisiert er ist. Mode ist Armut. Er versteht mit einemmal die Sprache der Einsamen, der billigen, wenig begehrten Ware im Hause Goupil und stellt sich auf ihre Seite. Sein Genie hatte die erste Klärung empfangen. — Das führt zu der banalen Katastrophe. An einem Tage erhielten die Eltern aus Paris einen Brief ihres Sohnes, dem er einen Teil seines Gehaltes für ein Geschenk an die Geschwister beigelegt hatte, und ein Schreiben Goupils: Der junge Mann habe sich anfangs im Haag und Brüssel zwar anstellig gezeigt, aber seine Zurückgezogenheit, Unbeholfenheit und Struppigkeit im Verkehr mit der Kundschaft ließen ihn namentlich für das Pariser Geschäft wenig empfehlenswert erscheinen. Besonders die Damen, die ihre Ehre darein setzten, Kunstverständnis zu besitzen, erklärten, sie wünschten darin nicht durch den „rustre hollandais" zur Rede gestellt zu werden. Er hatte nun glücklich seinen ersten Spitznamen. Aus Rücksicht auf die Familie wolle man es mit ihm noch in London versuchen, möglich, daß sich der englische Charakter mit dem seinen besser vertrüge. Zu Hause ist man zwar aufrichtig betrübt, aber man findet doch auch Vincents Betragen ruchlos. Bald folgt sein Brief: In einem Wortstreit mit seinem Chef hatte er unverblümt ausgesprochen, „daß Handel Gewinngier und Gewinngier anständiger Diebstahl sei". Man habe ihn daraufhin im guten entlassen, die Eltern brauchten nicht zu sorgen, er habe ein Monatsgeld darüber erhalten und bereits eine neue Stelle gesucht und gefunden.

Gesucht und gefunden. So schrieb er. Die Mühseligkeit des Lebens lag damals noch schwer auf ihm, und er täuschte sich gern darüber, gefunden zu haben, wo er nicht gesucht hatte. Tatsächlich hatte nur die Not ihn getrieben. Er wollte den Eltern in einem Atem Abschied von Goupil und Anstellung in der Erziehungsanstalt des Vikars mitteilen. Darum hatte er angenommen. Er hatte keinen Wunsch und kein Talent zum Lehrberuf, den er jetzt als Unter-

weiser im französischen Sprachunterricht erfüllen sollte. Dazu verschwor sich wieder das Banale gegen ihn. Seine neue Umgebung erschien ihm teils geringfügig, teils komisch. Für die grausame Satire, in der er selber mitspielte, fehlte ihm die Distanz. In Briefen an seine Eltern beschrieb er den Vikar als einen langen, dürren, nicht eben bösartigen Patron, mit gekrümmtem Rücken, in schlottrigen Kleidern. Die Frau eine stille Person, mit Augen von der Farbe der Veilchen im März. Die zahlreiche Familie halbwegs zu ernähren, hatten sie, da der geistliche Sold knapp die Hälfte des Hausbedarfes deckte, ihr altes, graues Haus, umblüht von Rosen und Klematis, zu einer Kostschule umgestaltet. Die Einrichtung glich noch ganz den Schulen Charles Dickens' und schien den Illustrationen der Ausgabe von Chapman und Hall getreulich entnommen. Auch die zwanzig Kostjungens, die am Sonntagnachmittag nach dem Chore in kurzen Fräcken, langen Hosen und mit Altmännerhüten auf dem Kopfe „haasje-over" oder „bok-bok-stavast" spielten, fand man in den Gravüren Chapmans wieder. Jungens, zwischen elf und siebzehn, magere, bleiche Karikaturen der Jugend, „Mr. Creakle's young gentlemen, as they appear enjoying themselves". — Vincent erwies sich ungeschickt. Allerdings, Hänseleien oder Ungebührlichkeiten hielt er von sich fern und lächerlich wurde er nie. Ja, er riß wohl einmal den einen oder andern mit, wenn er von Holland erzählte: „dem Land ohne Berge, mit vielen, vielen Strömen; wo die Häuser und Städte so artig sind wie das Spielzeug der Riesenkinder in Gullivers Reisen". Aber das Genie in ihm wurde dieser Dinge müde. Er fühlte, er hatte die Mode gegen die Regel eingetauscht. Alle Lebhaftigkeit legte er nun in die häufigen Briefe an sein Haus. Sein Stil hat in dieser Zeit etwas Ruckweises, Impressionistisches. Aus dem Großen verliert er sich in Kleines, beschreibt in durchaus zeichnerischer Manier anmutige Ausblicke, abseitige Winkel, Hintergassen und Plätze und bringt das Neue in steten Vergleich zu Jugendbildern. Und mählich fügt er zu diesen scharf gesehenen Ausschnitten eine halb angedeutete Federzeichnung von der charakteristischen, aufs Wesentliche losgehenden Art der berühmt gewordenen des „Mercure de France". (Gerichtet an den Maler E. Bernard und Vincents Bruder Theodor und erschienen in den Jahrgängen 1893—1895 und 1897.) Doch auf die Dauer konnten derartige Ventile dem stürmischen Instinkte des Genies nicht genügen. Das Gleichgültige, seiner Natur fremd, hatte sich noch nicht frech genug demaskiert. Aber eben jetzt begann der Tanz. Die meisten Pensionäre waren Kinder allerkleinster Londoner Geschäftsleute: Fleischhauer, die den Abwurf der Großhandlungen kauften, Trödler, Schuh- und Garnhändler, die sich aus Gesundheitsgründen oder aus purer Bequemlichkeit auf diese Weise ihre Jungens vom Halse schaffen wollten, ohne ernsthaft zu erwägen, wie ihr siecher Kleinhandel das nötige Kostgeld bestreiten werde. Man mußte regelmäßig Rück-

stände persönlich eintreiben und nicht selten den Leuten, die nicht zahlen konnten, ihre Buben zurückschicken. Für dieses wenig würdige Amt des Schuldeintreibers war der untaugliche Hilfslehrer jetzt ausersehen worden. Der erste Gang gelingt. Einen Plan von London in der Tasche, versehen mit dem nötigen Reisegeld und einer Anzahl Adressen, gewohnt, seine Wege selber zu suchen, spürte er seine Kundschaft auch in entlegenen Winkeln auf und trieb mit unablässiger Entschlossenheit mehr Geld ein, als sein Patron jemals persönlich erreicht hatte. Aber zugleich brachte seine Seele die ersten schweren Schatten heim: In den verlorenen Hintergäßchen hatte er Not und Gebresten gesehen, Gestalten, die „the struggle for life" ausgezehrt, verkrümmte Rücken und nervös verzogene Gesichtszüge. Und die seltsame Rührung, die ihm eigen war, prägte diese Wanderung durch die Straße des Elends so tief in sein Gedächtnis, daß sie in später brabantischer Zeit wieder erwachte, als Vincent die Züge der „Erdäpfelesser" bildete. Es war vorauszusehen, daß dieses große Gefühl sehr bald in eine harte Auseinandersetzung mit seinem neuen Berufe geraten werde. Eine zweite Reise hatte verkehrten Erfolg: die Trödler erklärten, kein Geld bereit zu haben und legten ihm ihre schweren Kümmernisse bloß. Er starrte wie verloren in diesen Abgrund von Menschenleid, sah mit einemmal die Kerker der grauen, luftsiechen Gassen, namenlose Körper- und Seelenqual, die jedes junge Leben bedrohten, — die Alten, müde und todesreif, — die Kinder, greis zur Welt gebracht und auch späterhin ohne Ahnung vom wahren Genügen der Jugend. Und „er vergaß, daß er gekommen war, Geld zu holen und kehrte zurück mit ledigem Beutel und einem Herzen voll Weh". Das Gespräch mit dem Vikar, das sich ergab, war ergötzlich genug. Vincent sprach erregt und unablässig von seiner schmerzvollen Erfahrung, der Patron fiel ihm jeden Augenblick ins Wort mit der Frage nach dem Geld. Endlich geriet er in Zorn und wies dem Hilfslehrer die Tür. Mit vertretenen Schuhen und ohne Aussicht auf ein Unterkommen kehrte er ins Elternhaus zurück. Das zweite Kapitel seiner seltsamen Lebensfahrten war zu Ende.

Da hatte das Leben eine Weile lang ein Einsehen und ließ ihn in Frieden. Die Belesenheit van Goghs hatte Charakter und richtete sich allmählich besonders auf Carlyle, Dickens, Beecher-Stowe, Thomas à Kempis, Jan van Beers und auf die Sprüche Salomonis. Sie beherrschte ihn so sehr, daß sich selbst bei tief betroffener Anschauung malerischer Meisterwerke auffallend häufig literarische Assoziationen einstellten. In einem prächtigen Briefe an den Bruder, der mir vorliegt, der Betrachtung der berühmten „zwei Kameraden" von Jozef Israëls gewidmet, erinnert ihn nicht nur der Kopf des alten Mannes an Thomas Carlyle („als hij geen visscher was zou het Carlyle zijn, want hij heeft bepaald diens eigenaardigen filosofen-kop"), auch der wehmütig ergebene

Gesichtsausdruck läßt ihn an einmal gelesene englische Poesie denken. Seine Belesenheit und Sprachfertigkeit empfahlen ihn einem Buchhändler zu Dordrecht. Es ergab sich auch bald ein freundlicher Verkehr mit dem Händler, der die Gelahrtheit seines Schützlings hoch einschätzte und ihn in wertvolle oder merkwürdige Buchschätze Einsicht nehmen ließ. Aber weit lebhafter wirkten jetzt schon Eindrücke der Kunst. Ary Scheffers romantisches, aber stark wirksames Kolorit erschien ihm wie eine Poesie in Farben und das Dordrechter Museum wurde so zu einer stillen Lehrstätte für ihn. Und mählich gesellten sich die drei Brüder Maris, Gabriel, de Bock und Poggenbeck und „ihrer aller Meister" Jozef Israëls seiner Bewunderung zu. Ich teile hier einen Brief Vincents an seinen Bruder aus dem Jahre 1882 in sinngetreuer Übertragung mit, der mir ein bedeutsames und vielsagendes Bekenntnis des Künstlers und Menschen scheint. Anlaß gibt das vorerwähnte Bild „Die zwei Kameraden" (jetzt im Besitze des Herrn Elkins in Philadelphia) von Jozef Israëls. Die Deutung des Mannes auf einen Fischer hat Israëls mir gegenüber als einen Irrtum van Goghs bezeichnet; es handle sich vielmehr um einen Schäfer, wodurch die Beziehungen des Mannes zu seinem Hunde natürlich reicher und erklärlicher werden: „Ein alter Mann — wäre er kein Fischer, so müßte es Carlyle sein, denn er hat bestimmt dessen eigenartigen Philosophenkopf — ein alter Mann sitzt in einer Hütte bei einem Herd, in dem ein kleiner Block Torf noch eben glüht in der Dämmerung. Denn es ist ein dunkles Hüttchen, in dem der alte Mann sitzt, ein altes Hüttchen mit einem kleinen Fenster, vor dem ein weißes Gardinchen hängt. Sein Hund, der mit ihm alt geworden ist, sitzt neben ihm — die zwei Alten schauen einander in die Augen, der Hund und der Mann. Und inzwischen holt das Männchen die Tabaksdose aus seiner Hose und stopft eine Pfeife — so in der Dämmerung. Nichts anderes, die Dämmerung, die Stille, die Einsamkeit der beiden Alten, Mann und Hund, das Einanderkennen der zwei, das Nachdenken des alten Mannes, — worüber denkt er? — ich weiß es nicht, — ich kann es nicht sagen, aber es muß ein tiefer und langer Gedanke sein; etwas, aber ich weiß nicht was, aus früher Vergangenheit taucht auf — vielleicht gibt das dem Gesichte seinen Ausdruck, ein Ausdruck, wehmütig, zufrieden, unterwürfig, etwas, das an den famosen Vers denken läßt, der derart endigt: But the thoughts of youth are long long thoughts. Ich wollte das Bild Israëls' als Pendant zu Millets La mort et le bucheron sehen, kein anderes Gemälde, das man zugleich mit diesem Israëls sehen kann. Ich fühle in meiner Einbildung ferner ein unwiderstehliches Bestreben, das Bild Israëls' mit dem andern Millets zusammenzuführen und sich einander ergänzen zu lassen. Mich dünkt, daß, was diesem Israëls fehlt, das sein müßte, daß La Mort et le bucheron dicht bei ihm hängen müßte, das eine an einem, das zweite an dem andern Ende eines langen, schmalen Saales —

und kein anderes Bild in dem Saale als diese zwei und sie allein." Es gibt wohl schwerlich ein bezeichnenderes Dokument für das Gefühl van Goghs angesichts einer Kunst, die der seinen diametral entgegengesetzt scheint. Doch noch eindringlicher sprach das Bild der alten, treu erhaltenen Stadt und ihrer lieblichen Umgebung zu ihm. Von seiner Stube sah er auf den breiten Strom, dessen Farben mit den Stunden wechselten, sah Sturm und Sonne sich ihn zum Spiegel nehmen, Holzflotten und allerlei breites, sattgefärbtes Fahrzeug auf ihm treiben, an beiden Ufern weite grüne Weiden und in der Ferne ragende Türme. Die Malerlust kam über ihn, aber sie füllte nur sein Herz mit reichen Bildern, so reich, daß er später, als Mut und Talent sich einstellten, eine überfließende Fülle vorfand und in kürzester Zeit beispiellos viel in Farben bringen konnte.

Aus der stillen Verträumtheit des Dordrechter Aufenthaltes „rettete" ihn ein gelehrter Predikant, der dem „ungewöhnlichen Menschen" die Gastlichkeit seiner Studierstube angeboten und hier manch schwieriges Gespräch mit ihm geführt hatte. Er wandte sich geradewegs an die Eltern und sprach seine Verwunderung aus, daß man einem Jüngling von solcher Einsicht und Lebensauffassung nicht den Studienweg frei mache. Der Vater schrieb an einen Bruder in Amsterdam, der ihm und nicht dem Neffen zuliebe freie Wohnung und Beköstigung bot. Es muß ein rechter Kauz gewesen sein, dieser Beamte auf der Marinewerft, korrektes Militär, steif und abgezirkelt, seine Lebensweise wie eine Dienstsache behandelnd. Vincent mochte den wunderlichen Ohm gar nicht und war zufrieden, daß er keine Notiz von ihm nahm, ihn separiert bedienen und seine aparten Wege ziehen ließ. Zur Vorbereitung fürs propädeutische Examen lernte er bei einem äußerst tüchtigen, jüdischen Repetitor Latein und Griechisch und hatte beides in wenigen Monaten inne. Aber die verlorene Nachtruhe äußerte sich bald in deutlichen Zeichen geistiger Überspannung: die Schriftzüge seiner vielen Briefe wurden Tintenstriche ohne Sinn und es ereignete sich, daß er in überreizter Nervosität Taschenuhr oder Handschuhe an Arme verschenkte. Seine Spaziergänge führten jetzt mit besonderer Vorliebe in die verlorensten Hintergäßchen, des Sonntags in sechs oder sieben Kirchen und sonst zuweilen in den Judentempel, dessen Gottesdienst ihn mächtig anzog. Die Briefe nach Hause werden immer seltsamer, bis einer plötzlich meldet, er wolle ohne Examen den Beruf des Laienpredigers ausführen.

Er hatte in England von der Mission im Minengebiet gehört und ein Roman Dickens' hatte das Interesse für den gefahrvollen und düsteren Lebensbezirk noch vertieft. Sein Angebot wurde sofort angenommen und man sandte ihn in das belgische Borinage. Zu Hause hatte man schon Hoffnung geschöpft, daß Vincent allmählich eine gesellige, behagliche Art annehmen werde, man begann

dort auch mit Geldsorgen zu kämpfen, von denen jener nichts verstand — nun mußte man ihn wohl oder übel bei seinem Vorsatz lassen und in die Einsamkeit ziehen sehen. Mit ungemeiner Wucht trafen die Typen der Borains das Gemüt des Künstlers: ausgemergelt und verwittert, fremd der Geberde und Farbenfrische derer, die gleich schwer im Sonnenlichte arbeiteten, — die Frauen in unschönen Kleidertrachten, den Kopf gegen Staub und Ruß mit einem schwarzen Tuch bedeckt, häßlich, fast widerwärtig und alt vor ihren Jahren. Nur daß es dann einmal geschah, daß sich ein junges Geschöpf von unvergleichlicher Anmut, zwiefach lieblich in der düsteren Umgebung, Gott zu verherrlichen in die Ödnis verirrte. — Vincent fand bei dem Bäcker, einem der wenigen Notabeln des Ortes, Unterkunft, und eine geräumige Stube, die von dem anstoßenden Backraum erwärmt wurde, mit roten Backsteinen ausgelegt und berußten Balken gedeckt, wurde das Forum des jungen Predikanten. Der Hörerkreis beschränkte sich auf das Hausgesinde und eine wechselnde Anzahl Grubenarbeiter, die durch die Ankunft des neuen Mannes nicht verringert wurde. Da sah er sich wieder genarrt: er erwies sich ungeschickt zum Redner. Zwar sprach er Französisch wie die Muttersprache, hatte die sprechende Geberde und die Einfalt der Rede, wie sie für ein schlichtes Publikum sich schickte. Und er traf wohl ins Herz, gab Trost und erfrischte den durch Körpermühen ermatteten Geist. Auch fand kein Andersdenkender Anstoß an seinen Äußerungen. Aber es war doch wieder ein Irrweg gewesen, dem Anlage und inneres Bedürfnis bald widersprachen. War aus dem bestellten Hilfslehrer ein Schuldforderer geworden, so ergab es sich ebenso natürlich, daß aus dem zweifelhaften Missionar ein Wundpfleger wurde, wozu er von Jugend an eine behutsame, beinahe fraulich zarte Hand besaß. Die täglichen Unglücksfälle im Grubengebiet führten ihm reichliche Kundschaft ins Haus. Da brach eine harte, verheerende Typhusepidemie über das schwarze Land und schonte kein Alter und Geschlecht. In diesen Tagen war es, daß die Bäckersfrau an Vincents Mutter einen Brief richtete, worin sie mit sauber gerundeten Schriftzügen und naiver Sprache Siechtum und Elend beschrieb und wie „le jeune Monsieur, qui n'était pas comme tout autre" sein Kostgeld den Notleidenden hingebe, selber eine leerstehende Hütte ohne Möbel und Hausrat bezogen habe und was er an Kleidern und Sonstigem besäße, den Kranken schenke, von deren Betten er Tag und Nacht nicht weiche. Daß sie selbst Mutter sei und darum an Frau Gogh schreibe, die ihren Sohn wohlbewahrt unter dem Dach des Bäckers meine. — Der alte Gogh entschloß sich, den Sohn persönlich zu holen. Nach beschwerlicher Reise fand er alles, wie es die Bäckersfrau geschildert hatte: In einer armseligen Hütte, einen Strohsack als Bettstatt, einen Rock als Decke, traf er den Sohn, abgemagert und müde von Entbehrung und Nachtwache, ohne langes Widerstreben bereit, nach Hause zurückzukehren. Das Hausgesinde bereitete ihnen den Abend vorher einen herz-

lichen Abschied und auch die Grubenleute waren gekommen und ihre entnervten, verhungerten Gestalten umstanden im Scheine der Öllampe den Liebgewordenen. Vincent nahm den unauslöschlichen Eindruck dieses Abends mit auf seinen ferneren Weg.

Das war die Jugend Vincent van Goghs — eine blutige Satire auf die Jugend, und die harte Schule eines Genies. Banal, grausam, lächerlich, verworren und grenzenlos trübe ist sie gewesen, aber sie fand doch abseits den großen Zug, der das Genie formt. Und ganz wunderbar: sie vermochte weder seinen gewaltigen Instinkt zu brechen oder nur irre zu führen, noch seinen Glauben zu vernichten, den tiefen, gläubigen Frohsinn, der die Natur wie einen Rausch von Farben nahm. Nur die Nerven zerstören und einen einsamen Menschen aus ihm zu machen, vermochte sie.

Uns aber ist die Geschichte dieser traurigen Jugend so wert vor vielem, weil sie den menschlichen Grund einer großartigen Kunst in sich trägt und weil eine Seele sich in ihren Fesseln regte. Und nichts gleich anziehend scheint, als ihren ersten Regungen nachzugehen. Denn es war ja die Seele eines Genies.

Frau E. H. du Quesne, geborene van Gogh, erzählt in ihrem Buche, „Vincent van Gogh, persoonlijke herinneringen aangaande een kunstenaar“, jüngst bei J. F. van de Ven in Baarn erschienen, von dieser Jugend und weiterhin vom schaffenden Künstler. Das Buch hat hervorragenden sachlichen Wert: es ergänzt und berichtigt und es motiviert vieles anders, als es bisher angenommen wurde.

Aber dieses Buch besteht auch für sich. Es ist das Buch einer Frau: „Ich hätte lieber den Namen des Künstlers verschwiegen, dessen Lebensskizze ich schreibe.“ Und: „Wir Frauen sollten der Seele die Wunderlampe voraustragen, die in sie leuchtet“. Eine heimliche Scheu, Heiliges durch das Wort zu entweihen, eine stillwirkende Sehnsucht nach den dunklen Gründen des Genies und eine betroffene Andacht vor seiner grandiosen Äußerung geht durch dieses Buch. Und es ist geschrieben von einer, die in der Liebe die Seele des Alls gefunden hat. Ein blutsverwandtes Gemüt gesellt sich zu dem des einsamen Malers. Und ergibt eine hinreißende, stille Poesie, in der das tiefere Leben beider rauscht.

Solche Bücher müßten Frauen schreiben. Nur die. Denn kein Mann vermag ihnen dahin zu folgen, es ist ihr ureigener Bezirk, in dem ihr Liebesgefühl seine schönste Bestimmung erfüllt: Frucht zu tragen.

Partei und Berufsstand/ von Carl Jentsch

Die folgenden, durch Friedrich Naumanns höchst lesenswertes Buch „Die politischen Parteien" (Verlag der Hilfe) angeregten Bemerkungen mögen recht ketzerisch klingen; trotzdem wage ich's, meine Ketzerei mit der drastischen Behauptung zu beginnen, daß es eine bedauerliche Vergeudung kostbarer Gaben ist, wenn sich ein geistig bedeutender Mann der Parteiagitation widmet. Denn die vier oder fünf Schlagwörter, mit denen unschlüssige Wähler in die rote, blaue, schwarze oder schwarz-weiße Hürde gescheucht werden, kann jeder Böotier handhaben, und die Parteien, die dem Trugbilde des Parlamentarismus nachlaufen, sind Überreste einer beinahe abgelaufenen Periode. Das Trugbild ist entstanden aus der Unkenntnis der Geschichte des englischen Parlaments, dessen zwei Parteien in ihrer Blütezeit nicht Vertretungen von Parteien oder Schichten des Volkes waren, sondern nur Familienverbände der einen gleichartigen herrschenden Aristokratie. Das damals politisch tote, größtenteils aus Analphabeten bestehende Volk hat seitdem das Wahlrecht erlangt und lesen gelernt, und damit ist die dem englischen Volkscharakter gemäß sehr langsam vor sich gehende Auflösung des Zweiparteiensystems eingeleitet. Den kontinentalen Parlamentarismus werden spätere Betrachter aus der politischen in die Literaturgeschichte verweisen, als Stofflieferanten für Operetten, Possen und Satiren. Wenn, um nur von Frankreich, wo es noch verhältnismäßig ernsthaft zugeht, ein Wort zu sagen, das Deputiertenmandat durch hohen Sold eine Versorgung wird, mit der Anwartschaft auf noch bessere Versorgung, namentlich auf Ministerpension, hören die Deputierten auf, Volksvertreter zu sein. Die französischen Staatsmänner vermögen noch in Steuer-, Zoll- und ähnlichen Sachen solide Arbeit zu leisten, weil die geistige Aristokratie der gens de robe durch alle politischen Umwälzungen hindurch ihrer bis in die Zeiten Richelieus zurückreichenden Tradition und bureaukratischen Schulung treu geblieben ist, und unter den Funktionen der Versammlung von Staatspfründnern, die sich Kammer nennt, dürfte die nützlichste die sein, daß sie solchen tüchtigen Leuten den Zugang zu hohen Staatsämtern erschließt. Auf einem Platze angelangt, wo sie die Verfügung über die bewaffnete Macht haben, brauchen sie sich dann durch die sozialistischen und demokratischen Phrasen, die ihnen aufs Sprungbrett geholfen haben, nicht weiter binden zu lassen.

Dem Kulturstaate steht der einzelne nicht als homo sapiens Linné oder, wie ihn Justus Möser nennt, ungeflügelter Zweifüßer gegenüber — seine Privat-

schmerzen klagt er dem Zivilrichter —, sondern als chemisch gebundenes Atom, als Bestandteil eines Organs des Staatskörpers, eines Berufsstands; die Harmonie zwischen den Gliedern des Volkskörpers, den Berufsständen, ungestört zu erhalten, ihre Interessen in Einklang zu bringen, das ist die Aufgabe der innern Politik. Deshalb hat nur die berufsständische Volksvertretung Sinn und Aussicht auf Dauer, und alle auf der Voraussetzung des Atomismus fußenden Wahlrechtskünsteleien sind verlorene Mühe. Nur in einem kulturlosen Volke sind die Männer Schafe, die der weidende und scherende Hirt, wenn es ihm beliebt, nach der Farbe in Haufen von weißen, braunen, gefleckten scheidet.

Der politische Liberalismus, der keineswegs notwendig identisch ist mit liberaler Gesinnung, hatte im vorigen Jahrhundert die Aufgabe, den monarchischen Absolutismus zu brechen und dem Volke die Teilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung zurückzuerobern. Er irrte, wie sein Gegner ebenfalls, nur darin, daß er in dieser Teilnahme etwas ganz Neues sah, während sie nur die Wiederherstellung des uralten germanischen, ja echt europäischen Zustandes bedeutete, der das ganze Mittelalter hindurch fortbestanden hatte. Verhängnisvoller war ein zweiter Irrtum. Der Absolutismus war notwendig gewesen, weil die von der Technik und andern Mächten umgewälzte neue Wirtschaft neue Formen jenes germanischen Lebens forderte, die alten aber dem am Alten hängenden Volke nur gewaltsam entrissen werden konnten. Dem Absolutismus ist der Liberalismus seelenverwandt — als ein Sohn des Rationalismus, der die sozialen Gebilde durch menschliche Willkür entstanden denkt. Es machte ihm deswegen Vergnügen, mit den Resten der alten Formen gründlich aufzuräumen. Damit erfüllte er seine zweite Mission, aber darin irrte er, daß er die so hergestellte strukturlose Gesellschaft für die normale hielt. Die Natur brach sich Bahn, und die Atome schossen zu einer neuen berufsständischen Gliederung zusammen, die viel reicher ausfiel, als die zerstörte gewesen war. Romantik hat man das Streben nach Organisation wohl genannt, aber was ist denn Romantisches dran, wenn die Gutsbesitzer Getreidezölle fordern, wenn Aktionäre sich durch ein Syndikat hohe Dividenden sichern, wenn Ärztekammern eingerichtet werden, und wenn die Gewerkvereinler Arbeitwillige verprügeln? Der romantische Schein rührt daher, daß die Romantiker das Mittelalter, an dessen Stände die neuen Bildungen erinnern, verherrlicht haben, während gleichzeitig die Historiker und Germanisten das vom Rationalismus mißverstandene Wesen dieses Zeitalters entdeckten. Zünftlerei mag man diese Bewegung schelten; nur soll man nicht übersehen, daß es grade die neuen, sich als Träger des Fortschritts fühlenden Stände sind, die am stärksten zünftlern und das Innungswesen in seiner Verfallzeit kopieren, indem die Trustmagnaten ihre schwächeren Konkurrenten umbringen, die Gewerkvereinler den Nichtmitgliedern die Arbeit

zu sperren versuchen; in ihrer Blütezeit sind die Innungen nicht auf die wirtschaftliche Vernichtung von Konkurrenten ausgegangen, sondern haben nur nach dem Grundsatze: wer nicht will deichen, der muß weichen, alle Gewerbegenossen zum Beitritt gezwungen, weil die Innung das Organ war, als dessen Teil der einzelne dem Gemeinwesen diente; bestand doch die bewaffnete Macht einer jeden der kleinen städtischen Republiken aus Zunftfähnlein.

Vorläufig, wo wir uns noch mit der aus der Zeit der Dekomposition und der Verfassungskämpfe stammenden Parteiung nach Farben, d. h. nach staatsrechtlichen Theorien und nach Weltanschauungen (als ob man ein Finanz-, ein Flottengesetz nach politischer Theorie und Weltanschauung zuschneiden könnte! Ebensogut könnte man eine Brücke danach bauen) behelfen müssen, können wir uns immerhin damit trösten, daß unser deutscher Verfassungsstaat trotz seiner Kompliziertheit der beste von allen kontinentalen ist. Einer seiner Hauptvorzüge besteht darin, daß unsre sichtbaren und gesetzlich anerkannten Regierungen wirklich regieren, während in den parlamentarischen Staaten die wirkliche Regierung hinter Kulissen verborgen bleibt. Alexander Ular hat jüngst in der Wiener „Zeit" einige der 50 bis 60 französischen Oligarchen mit Namen genannt, deren Agenten die Minister, deren Marionetten die Deputierten sind. Und ein zweiter Vorzug: mit Ausnahme der Zentrums sind unsre Parteien schon Ständevertretungen. Der Verdunklung dieser Tatsache durch den jungliberalen Sturm und Drang arbeitet glücklicherweise der Hansabund entgegen; recht absurd geberdet sich ja dieser Most (weil die Herren Großindustrie, Kleingewerbe und Handel unter einen Hut bringen wollen, was nicht möglich ist), aber es war ein verdienstlicher Gedanke, einmal einen Städterbund zu gründen, der sich nicht hinter eine idealistisch klingende Benennung wie liberal, freisinnig, fortschrittlich verkriecht. Wenn im natürlichen Laufe der Entwicklung die ständische Gliederung der Volksvertretung anerkanntes Verfassungsrecht wird, verschwindet das Zentrum von selbst. Bis dahin jedoch muß man wünschen, daß es bestehen bleibe, weil es eine Anzahl tüchtiger Männer von praktischem Verstande in unsre Parlamente bringt, die in den Kommissionen nützliche Arbeit leisten, weil es die in ihm vereinigten Berufsstände dazu erzieht, einander nicht zu beneiden, zu verachten, zu hassen, sondern als Glieder eines Leibes zu schätzen und die ruhige Fortführung einer maßvollen Sozialpolitik verbürgt. Die Sozialdemokratie war notwendig, die Lohnarbeiter zu organisieren und den Bourgeois in die soziale Bahn hineinzuschrecken; seitdem sie diese Doppelaufgabe gelöst hat, hemmt sie mit ihrer Maßlosigkeit und Revolutionsspielerei das Werk mehr, als daß sie es fördert. Übrigens wird der Zentrumsturm vor der Zeit einstürzen; an seiner Untergrabung arbeiten ja die Fanatiker des Vatikans und deren deutsche Bundesgenossen, die von Berlin und Trier aus organisierten Betschwestern, wie wenn sie vom Evangelischen und vom Monistenbunde dafür bezahlt würden.

Das am Anfang ausgesprochene Bedauern gilt den wirklich köstlichen Gaben Friedrich Naumanns. Wir beide haben auf entgegengesetzten Polen des Globus politischer Ansichten Platz genommen; aber ein so geistvoller und kenntnisreicher Mann wie der nationalsoziale Führer hat natürlich, wenn er den Mund öffnet oder die Feder ergreift, immer vieles zu sagen, was auch der Gegner als richtig und beachtenswert anerkennen muß. So finde ich denn in seinem neuesten Buche z. B. die Analyse der Psyche des Bundes der Landwirte und die Charakteristik des Zentrums ganz vortrefflich. Auch wie die Wendung am Ende der siebziger Jahre entstanden ist, wird richtig beschrieben; nur verdient dieser Fortschritt zu gesunden Neubildungen ebensowenig den Namen einer Reaktion im schlechten Sinne des Wortes wie die Wiederherstellung der andern Seite altdeutschen Wesens durch den Liberalismus. Das kleine Buch besteht aus vier Vorträgen, die in der Philharmonie gehalten worden sind; mit der dem Verfasser eigenen Anschaulichkeit und Lebendigkeit erzählen die ersten beiden die deutsche Parteigeschichte seit 1848, und charakterisieren die andern beiden die Parteien der Rechten und die der Linken. Eingehender darzustellen, wie sich die behandelten Tatsachen und Probleme, z. B. das der individuellen Freiheit, von unsern beiderseitigen Standpunkten aus verschieden ausnehmen, ist hier kein Raum. Natürlich treffen wir trotz verschiedener Beleuchtung oft zusammen, zumal in dem guten Diktum: die Vergesellschaftung kommt, freilich anders, als sie sich der Sozialdemokrat vorstellt. Von den Punkten, an denen wir stark divergieren, will ich nur einen nennen. In der Konstruktion von Kausalzusammenhängen zwischen Zollpolitik und Wirtschaftslage muß man sehr vorsichtig sein, wie u. a. Schmoller überzeugend dargetan hat. Der industrielle Aufschwung Deutschlands in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde von den Manchesterleuten einseitig dem Freihandel gutgeschrieben, obwohl die allmähliche Herabsetzung und Beseitigung von Zöllen erst 1862 begann; ebenso einseitig wurde ihm von den Gegnern die vom 1873er Krach eingeleitete zwanzigjährige Depression ins Schuldkonto geschrieben. Das herrschende Elend wurde in den zwei bis dreihundert Vagabunden sichtbar, welche die Landstraßen bevölkerten; auch Bismarck hat sich 1879 keineswegs bloß durch die Not der Reichsfinanzen zur Umkehr bestimmen lassen. Zur Aufwärts- wie zur Abwärtsbewegung wirkten viele Ursachen zusammen. Die Besserung trat dann ein, nachdem, aber nicht weil Caprivi die Getreidezölle herabgesetzt hatte, während die „Not der Landwirtwirtschaft" fortdauerte. Den industriellen Aufschwung hat weder der „Hungertarif" von 1902 noch die Reichsfinanzreform gehemmt; Deutschlands Reichtum ist in den letzten fünfzehn Jahren stetig gewachsen. Und geht es jetzt auch den Landwirten gut, so ist das noch kein Unglück. Sie haben übrigens auch in den schwierigen Jahren nicht aufgehört, rüstig zu arbeiten; mit welchem wahrhaft wunderbaren Erfolg, zeigt die Produktionsstatistik.

Auf der letzten Seite ruft der Verfasser: „Wir wollen nicht das bessere Spanien werden, wir wollen es nicht, sondern wollen mit dem Engländer und dem Amerikaner den hohen Wettkampf kämpfen, welche von unsern Nationen die größten Kulturwerte in die Zukunftsgeschichte der Menschheit hineinwerfen kann!“ Spanien können wir beim besten Willen nicht werden, weil dazu die nirgendwo sonst in der Welt vorhandene Eigenart von Land, Volk und Geschichte Spaniens gehören würde. Die Konkurrenz mit England und den Vereinigten Staaten aber haben wir bisher, auch in der Periode der angeblichen Zentrumsherrschaft, mit bestem Erfolge bestanden in Kunst und Wissenschaft, in Industrie, Landwirtschaft und Handel und in allem, was zu hoher und edler Kultur gehört. Die Fortschritte, in denen uns Nordamerika übertrifft, verdankt es ganz allein der ungeheuren Größe und dem ungeheuren Bodenreichtum des Landes. Um das übrige werden wir die Vereinigten Staaten nicht beneiden: eine Kultur, die der Name Amerikanismus kennzeichnet; eine Schutzzollmauer, die höher ist als die unsre; Zollschikanen, über welche die Organe unsers Handels unausgesetzt Klage führen; Trustmagnaten, unter deren Tyrannei alle Erwerbstände seufzen und die Roosevelt als „Räuber“ vergebens bekämpft; einen höchsten Gerichtshof, den Roosevelt kürzlich in öffentlicher Rede als eine Zufluchtstätte vornehmer Verbrecher gebrandmarkt hat; Richter, um die wegen ihrer Schneidigkeit und Promptheit in der Verurteilung von Streikenden Amerika von unsern Scharfmachern beneidet wird; in den Einzelstaaten — neben grober Korruption — eine muckerische und unvernünftige Gesetzgebung nebst Alkohol- und sonstiger Unsittlichkeitsschnüffelei, welche die Freiheit des Privatlebens unerträglich einschnürt: allgemeine Teuerung, speziell Fleischteuerung, in einem von Naturschätzen überfließenden Lande.

Insekten als Krankheitsüberträger/ von Carl Oppenheimer

Die Schar der geflügelten und ungeflügelten Insekten, soweit sie für den Menschen ein durchaus unerwünschtes Interesse an den Tag bringen, ist niemals recht beliebt gewesen. Der „Herr der Wanzen, Flöhe, Läuse“ ist ja kein geringerer als der Teufel selbst.

Daß aber diese ungebetenen Gäste sich nicht nur durch Stechen und Beißen bemerkbar machen, sondern auch vielfach eben durch ihren Stich oder Biß schwere Krankheiten übertragen können, ist eine Tatsache, die erst die moderne Seuchenforschung nunmehr bereits in zahlreichen Fällen sichergestellt hat. Handelt es sich doch unter anderen um so furchtbare Volkskrankheiten wie die Malaria, die Schlafkrankheit, die Pest.

Daß es dabei nicht in allen Fällen echte Insekten sind, sondern auch einige

Blutsauger, die zu den Milben gehören, sei zur größeren Genauigkeit erwähnt: es wird dem zoologisch nicht genau informierten Leser ziemlich gleichgültig sein, da praktisch die Verhältnisse ganz analog liegen.

Historisch war der erste Befund dieser Art die Entdeckung von Manson 1877, daß sich Entwicklungsformen kleiner Würmer, der Filarien, in Stechmücken finden, und daß diese Würmer durch den Stich in das Blut der Menschen übergehen, wo sie im übrigen keine sonderlichen Beschwerden verursachen. Auch andere Wurmkrankheiten können anscheinend durch Moskitos und Flöhe übertragen werden.

Diese Dinge spielen in der Krankheitsentstehung keine sehr große Rolle. Viel wichtiger ist die Übertragung wirklicher Infektionskrankheiten, also bakterieller oder Protozoenkrankheiten durch Insekten. Auch hier kommen einerseits Zufallsinfektionen vor. Es können gelegentlich durch Fliegen usw. Keime aller Art herumgeschleppt werden. Die Tiere können sich irgendwie mit bakterienhaltigem Material beschmutzen und so die Krankheit verbreiten. Das kommt wohl bei Typhus, Cholera und anderen Infektionen vor, ohne daß dieser Verbreitungsmodus eine wichtige Rolle spielte.

Ganz anders liegt die Sache aber in einigen Fällen, wo die Verbreitung der Krankheiten in ständigem engen Zusammenhang mit der Verschleppung durch Insekten steht. Hier liegen äußerst wichtige epidemiologische Probleme vor, die einerseits bei ihrer Aufklärung ganz neues Licht auf die Art der Ausdehnung solcher Seuchen geworfen haben, andererseits aber auch für ihre Bekämpfung neue Ziele stellen.

Von bakteriellen Krankheiten steht dabei im Vordergrunde die Übertragung der Pest. Für diese schreckliche Krankheit, die in früheren Jahrhunderten immer wieder Europa verheerte, und in Indien, wo sie ihren Herd hat, alljährlich Zehntausende von Opfern fordert, kommt neben der direkten Ansteckung von Mensch zu Mensch, und wahrscheinlich viel mehr als diese, die Übertragung durch Flöhe in Betracht. Freilich nicht durch Menschenflöhe durch direkte Übertragung von Mensch zu Mensch, oder wenigstens höchst selten, sondern auf dem Umwege über die Ratten. Daß die Beulenpest eigentlich eine Rattenseuche ist, die erst sekundär die Menschen befällt, ist heute eine erwiesene Tatsache, die mit den uralten Beobachtungen, daß dem Menschensterben bei der Pest immer ein Sterben von Ratten und Mäusen vorausging, im besten Einklange steht. Für die Verschleppung dieser Rattenseuche nun kommen einige Rattenflöhe in Betracht, vor allem die tropische Loemopsylla. Die Flöhe nehmen beim Beißen zahlreiche Pestbazillen aus dem Blute der kranken Ratte auf, beherbergen diese Keime lebend in ihrem Magen und infizieren beim Übergang auf eine andere Ratte, sobald die erste verendet ist, die Bißwunde durch den bakterienhaltigen Kot. Die Flöhe verlassen stets sehr bald

den Kadaver, da sie nur von Blut leben; finden sie nun nicht bald wieder eine andere Ratte, so gehen sie auch an andere Tiere und auch an den Menschen und tragen auf diese Weise die Infektion weiter. Am gefährlichsten ist die Hausratte, während auf der Wanderratte der betreffende Floh seltener vorkommt. Da nun vor etwa zweihundert Jahren die Hausratte in Europa von der Wanderratte völlig verdrängt worden ist, so liegt es nahe, diese Tatsache mit dem gleichzeitigen fast völligen und dauernden Verschwinden der Pest aus Europa in Zusammenhang zu bringen.

Wie man sieht, spielen die Flöhe bei dieser Sache nur eine passive Rolle. Sie nehmen die Bakterien auf, hegen sie eine Weile in ihrem Darm und setzen sie mit dem Kote wieder ab. Ganz anders verhält es sich vielfach bei den Beziehungen, die Insekten zu der Übertragung der Protozoenkrankheiten haben, die ja heute in der Seuchenlehre, speziell der Tropen, eine immer größere Rolle spielen. Hier liegt die Sache meist so, daß die Passage durch die Insekten für die Entwicklung der Parasiten direkt nötig ist, daß sie einen Zyklus ihrer Fortpflanzung, und zwar meist die geschlechtliche, im Körper der Insekten durchmachen, sich also dort vermehren. Gelangen sie dann mit dem Stich der Insekten in andere Tiere, so machen sie dort einen neuen Zyklus ungeschlechtlicher Fortpflanzung durch. Kurzum, das Säugetier ist also für diese Parasiten nicht der einzige „Wirt", sondern die Insekten sind ebenfalls Wirte, und zwar die wichtigeren. Es hat fast den Anschein, als ob diese niedersten Lebewesen eigentlich Parasiten der Insekten sind und erst sekundär Säugetierparasiten geworden sind, und daß sie sich erst an den Warmblüterorganismus anpassen mußten. Dafür spricht, daß auch die Insekten wirklich an der Infektion erkranken und sterben können, nicht wie die Rattenflöhe die Keime einfach beherbergen.

Die wichtigste Entdeckung auf diesem Gebiete ist die Übertragung der Malaria durch bestimmte Stechmücken, Anopheles, die von Roß gefunden wurde, als Bestätigung alter Volksanschauungen. Alle drei verschiedenen Formen der Malaria werden durch einige Anophelesarten, und zwar nur durch die Weibchen übertragen. Sie nehmen beim Stechen kranker Menschen die Keime mit dem Blute auf, im Magen erfolgt die geschlechtliche Fortpflanzung, deren Produkte in den Speichel der Mücken übergehen, und nun bei erneutem Stechen auf gesunde Menschen übertragen werden.

Eine ganze Reihe ähnlicher Parasiten der Vögel, sowie der Fledermäuse werden durch Schnaken übertragen.

Nächst der Malaria am wichtigsten sind die zahlreichen Menschen- und Tierseuchen, die durch Trypanosomen erregt werden. Beim Menschen sind bisher nur zwei Trypanosomen als Krankheitserreger gefunden worden, außer der erst 1909 entdeckten brasilianischen Form, die vermutlich durch eine bestimmte

Wanze übertragen wird, ist es vor allem die afrikanische Schlafkrankheit, die in neuester Zeit wegen ihrer immer bedenklicheren Ausbreitung das größte hygienische Interesse verdient. Die Art der Verbreitung dieser Krankheit ist vor allem durch Robert Koch völlig aufgeklärt worden. Es handelt sich um eine Tsetse-Fliege, Glossina palpalis, in der ganz ähnlich wie bei der Malaria die Parasiten eine geschlechtliche Entwicklung durchmachen, und die dann beim Stechen die jungen Parasiten weiter übertragen.

So wichtig auch die menschlichen Trypanosomen rein hygienisch sind, so sind vom praktisch-kolonialpolitischen Gesichtspunkte die Tierseuchen auf dieser Basis noch viel wichtiger. Daß dort, wo die Tsetsefliege herrscht, Viehzucht völlig unmöglich ist, haben wir schon durch Livingstone und Stanley erfahren, und daß häufig beim Neuauftreten dieser verderblichen Fliege die gesamten Viehbestände der Eingeborenen einfach wegstarben. Heute wissen wir, daß die Glossinen eine ganze Reihe von Trypanosomen übertragen können, die alle verheerende Tierseuchen erzeugen. Als eine der wichtigsten sei genannt die Nagana der Rinder, die durch Glossina morsitans verbreitet wird. Die Surra der Rinder und Pferde ist ebenfalls eine Trypanosomiasis, die durch andere Fliegen verschleppt wird. Sehr interessant ist die Auffindung einer fossilen Glossine in Amerika, wo sie jetzt nicht mehr vorkommen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß das merkwürdige Verschwinden aller Pferde in Amerika, die im Tertiär noch reichlich vorhanden waren, auf Seuchen zurückzuführen ist, die diese fossilen Ttetsefliegen übertragen haben. Bekanntlich sind die Pferde in Amerika erst in historischer Zeit wieder eingeführt worden.

Ebenfalls von Insekten, und zwar einer bestimmten Wanze, verbreitet werden die Parasiten der Kala-azar, einer weit verbreiteten schweren Seuche in Indien, die Leishmannia.

Außer diesen Beispielen von Übertragung durch Insekten kommen schließlich noch Milben als Mittler in Betracht. Dies gilt vor allem für einige Spirochäten, z. B. des Rückfallfiebers, dessen verschiedene lokalen Spielarten durch verschiedene sogenannte Zecken verbreitet werden. Auch hier vermehren sich die Parasiten in der Zecke, und zwar werden bisweilen sehr merkwürdigerweise die Eier der Zecke damit schon im Eierstock infiziert, so daß die jungen Zecken schon an und für sich wieder als Überträger fungieren können.

Ganz kurz sei schließlich noch erwähnt, daß man mit guten Gründen selbst dort Insekten als mitbeteiligt ansieht, wo man die eigentlichen Erreger noch gar nicht gefunden hat. Das gilt in erster Linie für das Gelbfieber, bei dem die Übertragung durch die Mücke Stegomyia erwiesen erscheint, sowie für das Denguefieber, vielleicht auch für den Flecktyphus, bei dem Läuse die Rolle spielen sollen.

Es bedarf keiner Erwähnung, wie ungeheuer wichtig diese Beobachtungen für die Bekämpfung der Seuchen sind. Rein empirisch hat sich dies schon herausgestellt. Spandau war z. B. früher ein berüchtigter Malariaort. Dann hat man die Sümpfe trocken gelegt, nebenbei die Mannschaften durch energische Behandlung mit Chinin keimfrei gemacht, und nun ist Spandau saniert. Die parasitischen Zecken sind Gäste gewöhnlich bei der größten Armut und dem größten Schmutz; mit ihrem fast völligen Verschwinden aus Deutschland ist auch das Rückfallfieber bei uns eine Rarität geworden.

In neuester Zeit aber geht man bewußt den Weg, den die Empirie gezeigt hat. Wenn es auch zu weit führen würde, an dieser Stelle auf die großartigen Arbeiten einzugehen, die auf dieser Bahn liegen, so seien doch im Fluge noch die Prinzipien erwähnt.

Sie heißen: Vernichtung der Insekten, soweit es irgend möglich ist, durch Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen und Abtötung der Brut. Ferner Schutz vor dem Stechen. Sie alle stechen fast nur nachts; wenn man also die Häuser und Betten sorgfältig vor ihnen verschließt, hört das Stechen und damit die Infektion auf. Damit sind in Italien gegen die Malaria und in Brasilien gegen das Gelbfieber verblüffende Erfolge erzielt worden.

Das dritte aber ist energische Vernichtung der Keime im erkrankten Körper durch innere Desinfektion. Wenn die Keime im Blute verschwinden, so können die Insekten keine mehr daraus entnehmen und weiter verschleppen, und die Seuche erlischt. So kann man kleine abgeschlossene Gebiete, z. B. Inseln, seuchenfrei machen, in größeren Gebieten langsam die Zahl der erkrankten Menschen und damit die Quellen neuer Verbreitung verringern.

Die Erkenntnis der Insekten als Krankheitsüberträger ist eine der wichtigsten Etappen auf dem Wege der Bekämpfung der Seuchen geworden.

Lyrikers Weltreise/ von Arthur Holitscher

Im Buch eines französischen Lebensgelehrten las ich einmal einen Satz: die Wanderlust soll nichts weiter als der Geschlechtstrieb in einer Abart sein. Erotik also andersherum, sozusagen durch den falschen Kanal, nicht wahr mit der Literatur als Ventil darauf? Man braucht um Bestätigung gar nicht bis zu den Kreuzzügen zurückzublättern; ein populärer Fall von gestern berichtet doch von einem Bourgeois, der den Ararat hinaufgelaufen ist, um seine amerikanische Senatorstochter zu „vergessen". Die was lernen wollen um die Welt herum, kommen hier nicht in Frage, sonst müßte man sich bei dem französischen Herrn erkundigen, ob vielleicht auch die Wißbegierde nichts

weiter als eine Abart sei? Eher möchte man sich um den Grund sorgen: weshalb sich einer um den Globus herumschwingt, wenn er nicht gerade seiner Langenweile davonlaufen möchte?

Alles, was über das Geheimnis des Wegkommenwollens gesagt werden kann, steht in Baudelaires wundervollem Gedicht „le voyage" hinter dem Doppelpunkt dieser Zeile:

„. . . berçant notre infini sur le fini des mers:" . .

zu lesen, und diese Zeile ist eigentlich für sich schon so ungeheuer groß und unsterblich, daß da gar kein Doppelpunkt mehr zu stehen braucht, und alles wäre gesagt.

Ein paar Strophen weiter heißt es:

„Ceux-là, dont les désirs ont la forme des nues" . . .

und sieh da: das ist der intime Zunftgenosse und liebe Bruder des Dichters, den er sich so vorstellt: sein Blick ist hinauf zur Wolke gehoben, sein Fuß schlägt flüchtig die eilende Erde, er horcht, vielleicht hinauf, mehr wohl in sich hinein, selten hinunter, ganz gewiß nur mit halbem Ohr in die Runde. Denn, was kann ihm die Erde schon groß geben? An vielen Orten wird er seine eigene Seele vielfältig auffinden, und wenn ihm jeder neue Ort seine Seele dargebracht und er sie in der seinen verschmolzen hat, so wird er erst recht nicht wissen, ob die Welt ihn bereichert hat, oder ob nicht vielleicht die Welt bloß von seinem Reichtum und rechtmäßigem Erbteil gezehrt und ihr Leben gefristet hat?

Max Dauthendey hat eine Reise um die Erde gemacht: (Die geflügelte Erde. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere von Max Dauthendey. — Albert Langen, München. —) wozu? Wer Dauthendeys Werke kennt, weiß, daß sie von A bis Z von der Erfüllung handeln. Seine zahllosen Gedichte handeln alle von den heiligen und schönen Dingen, die entstehen, wenn ein Mann und eine Frau einander zugetan sind und das Leben sie gewähren läßt. Erfüllung — die ganze Zeit und Ewigkeit schien durch diesen Trichter in Dauthendeys Herz und seine Kunst hineingelaufen zu sein. Auf einmal kam es ihm in den Sinn: er brauchte die Sehnsucht! Zu diesem Zweck hat er eine Reise um die Erde gemacht.

Heutzutage reist man mit Komfort, und heutzutage hat alles auch seinen festen Preis, sogar die Sehnsucht. Die Sehnsucht kostet genau soviel wie ein einzelnes Rundreisebillett Cherbourg — Port Said — Yokohama — San Franzisko — Newyork — Cherbourg. Ein einzelnes; zwei gleiche, eins für sich, eins für den Menschen, nach dem sich zu sehnen man vorhat, wären der Preis für die Erfüllung. Hat man aber die Absicht sich zu sehnen, so reist man am besten mit einem einzelnen Billett allein um die Erde.

Man schafft sich in diesem Falle soviel Sorg und Müh, (die einem indes Cooks Bureau zum Teil abnimmt), zieht wie eine Schnecke um einen runden

Stein seine lyrische Spur um den Erdball und weiß und kennt in seinem Herzen genau den lieben Ort, den Mittelpunkt der Welt, wo treulich harrend das Lämpchen glüht. So entsteht zugleich ein grunddeutsches und grundheutiges, sympathisches Buch, ein Minnesang, begünstigt von allen Errungenschaften der Verkehrstechnik, ein Buch der sieben Meere der Erde, aus dem einstweiligen Verzicht auf die bewußten sieben Himmel geboren.

Gleich zu Anfang spricht das Herz des Dichters zu seinem Verstand:

„Es ist gleich, wohin du mich trägst,
ins Todesdunkel oder ins Tageslicht,
Du bleibst immer in deiner Sehnsucht und in deiner Liebe Reich . . .“

Dieses echte Wort eines lyrisch Empfindenden ist so schön ausgedrückt, daß der Leser es sich gesagt sein läßt; er wird das halbe Tausend großer, schwerer Seiten weniger aus ethnographischen Gesichtspunkten betrachten, als mit dem gerührten Blicke des dankbaren Genießers, der zusieht, wie die Erde mit allen ihren Wundern einem Dichter zu Analogien und Parallelen und Bestätigungen seiner fixen Idee herhält.

Dauthendey hat nun auch eine richtige, deutliche Distanz nicht zu den Dingen der Erde, sondern allein zum Ziel seiner Sehnsucht, dem kleinen Hügelstädtchen am Main, wo wir ihn zu guterletzt glücklich landen sehn. Dort findet sich seine Wolke, „sa nue“. Ja, ganz sicher hat er seine Distanz nur zu dem Heimatstädtchen, wo ihn die Liebste erwartet, sonst weder zu Afrika noch zu Asien, geschweige denn zu Amerika. Wie Alice im Lieblingsmärchen der englischen Kinder, Lewis Carrolls „Alice's Adventures in Wonderland“, ist er den Wundern dieser Erde gegenüber bald ungeheuer hoch, bald winzig klein. Da er Lyriker ist, einer der Reinsten, die Deutschland hervorgebracht hat, so ist es selbstverständlich, daß das Gefühl diese Verschiebungen der Masse hervorruft, nicht der kritische Verstand. Er paßt auf seiner weiten Reise auch mehr auf seine Sehnsucht auf als auf die Dinge, die sich ihm darbieten. Seine Sehnsucht nährt er redlich zu Lande mit Kilometern, zur See mit Knoten; er kultiviert sie in der leichteren Form des Heimwehs, in der schwereren der Liebesentbehrung; Länder und Kulturen schaffen ihm den Refrain seiner Gedichte, der Refrain lautet immer und immer: gar bitter ist die Sehnsucht, gar süß ist die Liebe! Wie einen kleinen zwitschernden Vogel in einem Käfig, so hat er seine Sehnsucht in der Hand mit um die Erde genommen; es gibt solche Reisende, ich habe selber welche gesehen. In den Tunnels hatten sie besondere Angst um ihren Liebling. Manchmal, wenn's etwas sehr Merkwürdiges zu sehen gab, gaben sie sich diesem Merkwürdigen mit staunendem Munde hin und dann baumelte der kleine Käfig achtlos in ihrer herunterhängenden Hand. Aber dann kam wieder eine langweilige Eisenbahnstrecke und da konnten sie sich mit Liebkosungen des flatternden Tierchens gar nicht genug tun.

Der Dichter gesteht es uns Lesern, wie seine Sehnsucht eine Kette ist, die er

schwer hinter sich herschleppt, daß seine Sehnsucht ihn beständig an den Haaren zurückzieht, daß er fern von der Liebsten im Grunde weiter nichts ist als ein lebloses Wesen, ein Ding ohne Puls. Wir Leser gestehen wiederum dem Dichter, daß diese Hemmnisse keinen guten Einfluß auf den Stil seines Buches ausgeübt haben. Nur in den Stellen, in denen die Sehnsucht laut wird, in mancher schönen Refrainzeile, die sozusagen die Nutzanwendung der Vision auf das Leitmotiv bringt, steht der Dauthendey der „Reliquien", des Nordlandsepos, der „In sich versunkenen Lieder"; sonst erinnert die ziemlich formlose, weitschweifige Schilderung rechts an die Art arabischer Märchenerzähler und links an ossianischen Bardengesang. Nur daß anstelle der Gestirne Altaïr, Aldebaran, Berenice die realeren Constellationen Norddeutscher Lloyd, P. and O.-Line, Donald Currie und Co., Toyo Yusen Kaisha getreten sind. Er will ja seine Sehnsucht nicht überwinden, sondern sie recht gut im Auge behalten; darum braucht er nicht in der Intensität des Schauens noch im strengen Gesetz der Form Trost und Vergessen zu suchen; nur selten tauchen aus dem bunt Bilderbogenhaften Stellen auf, an denen man sich weiden kann, wie diese wundervolle:

„Die Nacht lag draußen, wie ein
Silbersaal, der hing hoch überm Gangestal" . . .

oder eine Vision, die in einem zurückbleibt, wie diese, (am Fuße des Himalaja, in offenkundiger Spannung erblickte):

„Hat hier die weiße Erde
Den weißen Mond aus ihrem Schoß verloren?"

Indien lockt ihn sehr, das Land der Farben und der Gegensätze, des Roten und des Grünen, des Lingam und der Nirwana. Hier kann sich sein Sinn fürs Pittoreske und seine Sucht, Beispiele zu finden, nach allen Grenzen hin wollüstig ausdehnen.

Welche Gedanken weckt die rosenrote Stadt Jeypore? Woran erinnert die handgreifliche Hantierung der Affen von Ahmedabad? In Madras erscheint ihm sein Herz im Leibe ungeheuerlich und außer aller Proportion wie das von der Elefantiasis ergriffene Bein des Tempelbettlers. Sehnsucht dringt ihm weiter in Hongkong durch alle Poren, wie der berüchtigte Kantonnebel durch alle Ritzen der Schiffskajüte. Im Bengalischen Meer kommt wahrhaftig die Seeschlange in Sicht, leibhaftig und wasserspeiend — alle Passagiere sehn sie, keiner wird sich trauen, von ihr zu reden, aus Furcht, ausgelacht zu werden: geht's einem mit der Sehnsucht nicht ähnlich?

O nein; man hat keine Lust zu lachen, wenn die sieben Meere sich unversehens in Meere der Tränen verwandeln. (Man ist sogar dankbar dafür, daß zum Schluß die Erdachse mit dem Äquator rundherum nicht als Lingamzeichen präsentiert wird.) In Asien läßt man sich alle Analogien willig gefallen. In Amerika nur, auf der Heimreise, wird man ein bißchen ungeduldig, wenn der Automat im

Wolkenkratzer-Hotel oben im Zimmer des siebzehnten Stockwerks gerade Das nicht liefern kann, wonach sich das Herz nun fast zu Schanden gesehnt hat. Ja, in Amerika wird man sogar über eine Kleinigkeit schon ungeduldig, so z. B., wenn der Weltreisende in voller Fahrt Arizona mit Texas verwechselt, in Amerika. . .

Denn in Amerika ist ja ein anderer Lyriker zu Hause — Hut ab! Walt Whitman, Patriot des Erdballs, Bürger des Planetensystems, der große Homer, von dem die Renaissance der Zukunft ihren Ausgang nehmen wird. Während Dauthendeys Billett auf drei, zwei Blätter, ein Blatt zusammenschrumpft, bleib ich mit dem riesigen Greis auf dem Strandfelsen des fischgestalteten Paumanok-Eilands stehn, seh ihm zu: seinen regengebleichten, sonnegedörrten alten Hut, seinen selbstgeschnittenen Knotenstock hat er von sich geworfen, in seiner Rechten hat er eine Handvoll Meersand, mit mildem, versonnenen Auge blickt er, ein Weltenwanderer wie nur Einer, auf die wie Perlmutter, wie Fischschuppen, wie die Planeten aller vergangenen und kommenden Welten schimmernden Sandkörnchen nieder, die durch seine Finger langsam in die aufsteigende Meeresflut hinunterrieseln.

Emanuel Quint/ von Hermann Stehr

Vor vielen Jahren geriet das einsame Dörfchen, in dem ich verschollen lebte, in den Trubel eines militärischen Manövers. Der Einfall der Soldaten verschob nicht nur vieles am Wesen der Bewohner; das Land selbst verlor sein altes Gepräge. Die Häuser und Höfe duckten sich wie eine furchtsame Herde aneinander; die Felder wurden von Menschenwolken verschüttet; die Hügel schienen eigens zum Hinterhalt geschaffen; der Wald hatte nur noch einen Sinn als Bollwerk; die zerstreuten Büsche waren nur als vorübergehende Deckung berechtigt.

Nach Tagen zog der Lärm davon, und als die letzte Pickelhaube hinter der letzten Hofmauer verschwunden war, lag alles, Felder, Hügel, Büsche, Wald und Berg in der stillen, hohen Herbstsonne voll eines solch uranfänglichen Friedens, als habe nie Menschenwillkür dieses einsame Dasein gestört. Die Erde ist Gottes. Der Mensch kann ihr nichts anhaben. Sie schluckt seine Dörfer ein, verwischt die Quadern seiner Städte wie Kreideschrift. Staaten huschen gleich geräuschvollen Einbildungen über sie hin, ohne Spuren zu hinterlassen. In ihren Urwäldern graben wir Götterbilder unter den Wurzeln tausendjähriger Bäume aus, deren Ursprung und Sinn niemand weiß.

In dem Menschen erstreckt sich ein anderes Weltreich, das auch Gottes ist, über das er so wenig Macht hat wie über die Erde. Das ist seine Seele. Was vermögen Kulturen über sie; was Staatsverfassungen, was Lehren und

wissenschaftliche Systeme? Die Religionen verirren sich in ihren Weiten wie der Ruf eines Vogels über dem Meere. Aus diesem göttlichen Reich in uns stammt der Wert unseres Lebens, das von außen gesehen als bunte Wolke um uns wirbelt.

Dort ist auch recht eigentlich die Heimat des Emanuel Quint, des Narren in Christo, den Hauptmann zum Mittelpunkt seines ersten großen Romanes gemacht hat.

In Elend geboren, mit dem „Schandmal" der Liebeskindschaft behaftet, in jede Art Rechtlosigkeit und Not verstoßen, verbringt Quint seine Kindheit. Ein von allen Verlorengegebener wandelt er durch eine freudlose, einsame Jugend. So ist dem Tischlerssohn von Anfang an alles versagt, um dessentwillen den Menschen, auch den Armen, das Leben als ein Gut erscheint. Als Ausgestoßener rettet er sich in das himmlische Reich der Evangelien. Dies wird seinem enttäuschten Denken eine Beruhigung, dort finden seine Augen, die in schmerzvollem Ausschauen wund wurden, endlich einen Halt. Je tiefer er sich in das Leben der Bibel verliert, je fester sein Glaube an ihre Wahrheiten wird, desto gleichgültiger sieht er das Elend und die Forderungen seines eigenen Lebens und endlich verlocken ihn die heiligen Worte so in jene Welt, die um Christus blüht, daß ihm der Sinn für den Wert seines Daseins ganz verloren geht. Er löscht sich aus um Jesu willen. Barfuß, in Lumpen, eine kleine Bibel als einzigen Schatz auf der Brust tragend, entweicht er aus seinem Vaterhause, damit ihm alles widerfahre, was Christus gelitten hat.

Er macht bitteren, rücksichtslosen Ernst mit dem Christentum und einer Idee, die, immer und immer von den Katecheten gelehrt, niemals gelingen kann. Beides stempelt ihn zum Narren. Denn der Mensch ist unverwechselbar. Das Bestreben, den Gesetzen des eigenen Lebens zu entrinnen, um vollkommen in einem andern Wesen unterzugehen, endet nie anders als im Mißlingen. Dadurch ist er wohl ein Narr, doch nicht ein Narr für oder an sich. Dies Stück Narrheit tragen alle seit Anbeginn in sich herum, nicht die Minderen, sondern gerade die Besten. Wieviel Narren in Goethe laufen nicht bloß durch unsere Tage!

Im Verlauf seines „öffentlichen" Lebens entwickelt sich in Quint schnell eine andere, edle Art der Narretei. Das ist die leidenschaftliche Forderung, daß nicht nur das Leben der Menschen, nein, auch alle Einrichtungen des Staates und der Kirche eine restlose Verwirklichung der Lehre des Heilandes seien. Denn er weiß nichts von dem Gesetz der Annäherung, dem die Menschen unterworfen sind. Es gibt nirgends ein restloses Erreichen. Der Gedanke ist eine Entartung der Idee. Das Wort bleibt das Beste dessen schuldig, was es ausdrücken will. Kein Gesetz kann ohne Abweichungen angewendet, keine Heilslehre rein erfüllt werden, und das Christentum schritt nur einmal in

annähernder Vollkommenheit, nämlich in Christus selbst, über diese Erde. Schon in dem Augenblick, als man es niederschrieb, durch die Evangelisten, vor allem durch Paulus, entartete es. Als man es zum regulativen Prinzip einer Gemeinschaft, zur sakrosankten Lehre einer Kirche, zur Grundlage der Staaten machen wollte, wurde es immer mehr zum Schatten seines Wesens verwandelt. Wie nun ein Mensch, der ganz in den Wundern der heiligen Wahrheiten lebt, gerade dadurch zugrunde geht, daß er in einem christlichen Staate dem Christentum unerschrocken nachlebt und seine Heilslehre predigt, ist das Tragische an dem Leben dieses einzigartigen Narren. Vor den Anklagen seiner Worte und seines Schicksals muß die große Schar der lärmenden Gottessoldaten unserer Tage in Scham verstummen.

Allein, daß ein Frommer, im Namen des Heiles zum Kampf gegen die Entartung der Kirche und ihrer gesellschaftlichen und staatlichen Erscheinung getrieben, sein Verderben findet, ist eine Tatsache, die nichts Neues und Erstmaliges an sich hat. Der Weg, den das Christentum in seiner Ausbreitung ging, ist mit den hingerichteten Leibern solcher unbedachtsamen Schwärmer förmlich gepflastert. Doch immer entbehrten diese heiligen Aufsässigen nicht eines überragenden Wuchses. In Emanuel Quint reckt sich ein Mensch auf, der unter dem Volke für einen verrückten Landfahrer gilt und den selbst der Chronist, der die Geschicke seines Lebens erzählt, ausdrücklich als Narr bezeichnet. Krankhaft, von Paroxysmen befallen, „von Wahn getrieben", in „lästerlichen Irrtum verstrickt", so, als ein flackerndes Licht, läßt ihn der Chronist eine Zeit erhellen, die „der Rausch der Sehnsucht nach Erneuerung der Menschheit" gepackt hat. Nebenbei gesagt, gerade durch diese Beleuchtung, die über den Aufruhr jener unruhigen Jahre fällt, wird der Eindruck hervorgebracht, als ringe wirklich ein verirrtes Volk im Grau der Morgendämmerung dem Tage einer neuen Erlösung und Erhöhung entgegen.

Aber jene, und es sind ihrer viele, die meinen, Gerhart Hauptmann sei so töricht gewesen zu glauben, die Verfahrenheit einer Zeit lasse sich am besten mit einem verrückten Maß deutlich machen, beurteilen nach ihrem oberflächlichen Hinsehen die seltenen Mittel, mit denen dieser Dichter seine tiefen Wirkungen hervorbringt. Sehen wir zu, in welchem Sinn der Wahnsinn Quints vom Dichter als eine scheinbare Tatsache dargestellt wird.

Der eigentliche Wert dieses Tischlersohnes schreibt sich nicht her von Vater oder Mutter, mit denen er nie etwas gemein hatte. Er ist losgelöst von Heimat und Geschwistern, denn sein inniges Verhältnis zum jüngeren Stiefbruder trägt nur brüderlich-menschliche Züge. Von den Talbrüdern trennt ihn eine Kluft. An seinen Wohltätern und Freunden wandelt er in Fernen vorbei. Die Gesellschaft trägt ihn nicht. Die Kirche stößt ihn von sich. Die Ereignisse seines Lebens gehören einem anderen. Ja, selbst der Autor, der seine Geschichte er-

zählt, rückt dadurch von ihm ab, daß er sich in der Rolle eines zweifelsüchtigen Chronisten verbirgt.

Gerade durch diese ungeheure Isolation von allen und allem auf der Welt, wirkt Quint als unheilbarer Narr und dadurch gerade hebt er sich über alle hinaus und seine Gestalt erscheint auf Wolken wandelnd gegen den Himmel gezeichnet. Er stammt ganz ausschließlich mit seiner Kraft, dem Grunde und der Absicht seiner Handlungen, in allen Zielen seines Lebens aus jenem göttlichen Weltreich in uns, von dem ich eingangs sprach. Das ist weiter als alle Weisheit, höher als jeder ehrwürdigste Mensch, heiliger als jedes Buch. Nun sehen wir auch, daß er in steilem, verzücktem Anstieg seiner Entwicklung die Bibel beiseite schieben muß und sich nicht mehr als Nachfahre Jesu bei Gott gleichsam einschmuggeln kann, sondern sich ebenbürtig auch als ein Christus, ein Gesalbter, neben den ewigen Vater stellen muß. Er sagt wörtlich: „Wenn ich sagen wollte, ich sei nicht Christus, Gottes Sohn, so müßte ich mich von meinem Vater lossagen, müßte mich und Christum und Gott verleugnen."

Überzeugender aber, als alle wörtlichen Manifestationen, die Quint aus dem im Roman allzureichlich angefahrenen Bibelschutt rafft, spricht der Zauber seines Wesens, für seine urtümliche göttliche Legitimität. Sein Blick ist von ergreifender Reinheit und Tiefe, sein Lächeln ist zugleich demütig und siegreich, seine Worte haben meist einen Sinn, an dem jeder Ausdruck zuschanden wird, und seine Gestalt wird wie von einem Schimmer umflossen. Dieser Glanz, der ihn transparent macht, ist so stark, daß sich niemand ihm entziehen kann, der mit ihm in Berührung kommt. Seine verborgene und doch so geheimnisvoll überzeugende Größe hat einen außerzeitlichen, unbedingten Ursprung. So, wie eine mythische Gestalt, wandelt der Giersdorfer Heiland durch das Brausen einer Epoche, deren heimliche und tumultuarische Nöte sich um ihn zusammenballen. In der Nähe Quints, der durch sein reines Menschen- und Christentum anarchisch wirkt, zucken anarchische Gedanken auf; die Utopien der Sozialdemokratie drängen sich an ihn; ein Abgesandter der Heilsarmee wird sein Jünger; die Skepsis der Nurintellektuellen versucht ihn mit kalten Zweifeln; der Materialismus der Empirie kreuzt seine Wege. Allein vor diesem himmlischen Narren erscheinen all ihre Ideen als Verirrungen und wir hören, selbst aus den Schmerzen der Entgleisten und Lasterhaften, nur die ewige Menschensehnsucht nach dem göttlichen Reich auf Erden. Und wie ist der Traum der kindlich reinen Seelen und das Glück der stillen, ehrlichen Sucher gezeichnet, die sich in den Lichtgründen seines Innern verirren!

All die Jugendlichen aus der Gefolgschaft des Narren tragen wahrhaft den Duft von Rosen im Haar. Es sind rührende, wundersam ergreifende Gestalten, diese Kurt Simon, Glaser, Dominik, Marie Krause, die durch den Zauber der Morgenfrühe ihres Daseins sich wie Kinder des Märchens zu ihm stehlen. Die

Liebesszene zwischen Ruth Heidebrand und Quint ist von solcher Zartheit und keuschen Schönheit, daß ihr weniges in aller Literatur an die Seite gestellt werden kann. Da gibt es noch einen weiten Kreis von Menschen, die in halbem Zweifel und heimlichem Schauer um das Sonnenhafte dieses Narren der Ewigkeit schwanken: gestrandete Künstler, Männer der Wissenschaft, Magdalenen, Verhärtete des staatlichen und kirchlichen Gerechtigkeitsdünkels.

Hier liegt wieder ein Werk Hauptmanns vor uns, dessen hoher Wert nicht mehr durch mancherlei Unzulängliches, sondern durch den Reichtum großer Vorzüge uns zum Bewußtsein kommt. Der tiefe und breite Strom des Lebens, die Schärfe der Zeichnung, die Sicherheit der Schicksalsführung mit ihrem Aufklingen unterirdischer Mächte, stellen den Roman zu den besten Werken des Dichters.

Etwas von der Atmosphäre, die über dem Florian Geyer und den Webern liegt, stockt um das Leben der schlesischen Wiedertäufer. In vielen Szenen zittert die Jenseitsmusik aus dem Hannele auf. Wer genauer zusieht, findet Verwandte der Leute aus dem Biberpelz, Crampton und Rose Bernd unter den Menschen des Werkes; ja für Eingeweihte steckt eine Fülle Autobiographisches in dieser Zusammenfassung eines großen Teiles der Hauptmannschen Welt. Aber es ist doch keine Spur von Wiederholung, zweitem Aufguß oder eines Plagiats an sich selbst. Alles steht ursprünglich geboren, einmalig gerichtet, neu geformt, voll eines nie gegebenen Inhalts da.

Die Erde ist menschenvoll in diesem Werke. Selbst ihre flüchtigste Schönheit und unwirtlichste Herbheit wirkt durch die Gebärde und Seele der Menschen auf uns. Nirgends ragt ihr fernes, ewig geschiedenes, unnahbares Leben herein in dies Getriebe fiebernder Sehnsucht, kranker Inbrunst und dumpfer Verirrtheit, durch das der Narr in Christo schreitet.

Aus unirdischen Weiten kommt er, sein Ende verläuft sich gegen den Himmel hin und wenn wir an seinem Grabe stehen, das ihm der Sturm das Picco Zentrale in den Schnee geschaufelt hat, stockt unsere Seele in einer Trauer, als sei wahrhaft Christus gestorben.

Emil Gött/ Ein Blatt der Erinnerung von Moritz Heimann

Mein Leben glich bis heute einer Schachpartie, die ich mit einem plumpen Gegner spielte. Keinen Zug konnte ich tun, ohne daß er mir wegnahm, was er mir nehmen konnte — ohne eigenen Plan und ohne einen solchen bei mir zu erkennen. Und mir, dem es nicht auf das Gewinnen, sondern auf den schwermütigen Reiz des feinen Spiels ankam, war es nicht möglich, auf seine Spielart einzugehen; ich ließ ihm seine Figuren, und nahm sie im selben Grade weniger, als ich sie bequem schlagen konnte. Er aber hüpfte raublustig in meinem Spiel umher, auf meine Art bauend, und sie für unbegreifliche Dummheit haltend. So konnte ich keine Partie gewinnen, und zornig stieß ich mehr als einmal das Brett um. (Gesammelte Werke, Bd. I, Seite 131*.)

Im Frühling werden es drei Jahre sein, daß Emil Gött starb, nicht weit über die Vierzig gekommen in seinem mühevollen Leben. Dieses Mal hatte sein Gegner, sein alter, plumper Gegner in der Partie, das Brett umgestoßen.

Es wurde ihm die Ehre zuteil, daß der Tod ihm nicht die übliche kurze Auferstehung für eine ewige Vergessenheit bereitete; die münzende und die gemünzte Öffentlichkeit hatten dafür zu wenig von ihm gewußt. Erst jetzt wird das Schweigen um ihn gebrochen, und es soll erprobt werden, ob Gött einer von den großen Posthumen ist, ein nach seinem eigenen Tode Geborener, der, befreit von der Zersplitterung seiner Kräfte durch ein feindliches Geschick, noch einmal auf seinen Raub und seinen Sieg ausgeht. Professor Roman Woerner, dessen Freundschaft und Teilnahme Götts letztes Jahr mit neuer Hoffnung und neuer Zuversicht erhellten, hat das Werk Götts gesammelt und herausgegeben und dazu eine Darstellung seines Lebens gefügt, die in ihrer reinen, liebevollen Klarheit ein Schicksal, das ergreifend wie wenige ist, zu unserm Bewußtsein bringt.

Da liegen nun die drei schmucken Bände, in denen so viel Unruhe zur Ruhe gekommen ist; die Dramen, die von einem nie befriedigten Formwillen durch ihre verschiedenen Fassungen getrieben wurden, Gedichte, die immer unterwegs und auf der Suche nach einem bestimmten lebendigen Herzen zu sein scheinen, Aphorismen, die noch ihren Zusammenhang mit den rastlosen Auseinandersetzungen umfangreicher Tagebücher ahnen lassen. Wer aber an Woerners Hand dem Hügel-auf und -ab in Götts Leben folgt und damit die Werke vergleicht, der vermutet bald, daß die drei Bände ihren Mann nur erst versprechen. Denn dieser Mann war repräsentativer, als es seine Werke sind. Seine Tagebücher werden wegen ihrer rousseauischen Offenheiten noch lange, von der Freiburger Universität gehütet, verborgen bleiben müssen; aber wenn es möglich sein wird, wie zu hoffen steht, wenigstens einen Teil seiner Briefe an die Öffentlichkeit zu bringen, so werden wir um einen ganz eigentümlichen Charakter reicher

* C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, 1911.

sein, in dessen Mischung aus Ursprünglichkeit und Neuerungssucht, Festigkeit und Verlorenheit, Grazie und Moral, Fähigkeit und Unfähigkeit zum Handeln, verstrickter Liebe zum Tag und Wille zur Zukunft, sich die Zeit eines ihrer gültigsten Abbilder geschaffen hat.

Ich kannte ihn und habe den Winter 1902 zu 1903 in häufigem und herzlichem Verkehr mit ihm verbracht. Ich hatte ihn bei einem Freunde getroffen, wo es mit noch einigen anderen Gästen einen so belebten Abend gab, daß Gött sich recht zu Hause fühlte. Er selbst fiel dem ersten Blick durch den hoch- und breitgestirnten, mit dichtem Haar und Bart rötlich schimmernden Kopf auf, in dem die Augen braun, von einem tiefen, durch große Kurzsichtigkeit noch schwankend vertieften Glanze saßen. Wenn er sprach, entstand leicht im Anfang beim Zuhörer eine Verlegenheit, so stockend und zäh war seine Rede und so umständlich, weit ausholend seine Erzählung; aber es dauerte nicht lange, dann wurden diese Fehler zu Vorzügen, indem sie seinen Darstellungen eine mit Bewußtsein und Kunst gehandhabte Detailliertheit verschafften. Die Umständlichkeit rückte vom Erzähler weg ins Objekt und erschien unversehens als Reichtum und Eindringlichkeit. Seine leidenschaftliche Geistigkeit, ein Hartbohrer von Intellekt, war unverkennbar und wurde durch einen Hauch von Rustikalität, der über der Erscheinung lag, nicht beschattet. Seine Gestalt wirkte untersetzt, seine Bewegungen waren entschieden, nicht ohne Anmut, aber ohne Fluß; man merkte, daß nicht der Sport, sondern die wirkliche Arbeit an diesem Körper gehämmert hatte. So unbefangen seine Gegenwart nahm und gab, so war doch etwas Fremdes, Unauflösbares um ihn, und auf dem Heimweg fragte man sich, wer das sei, von dem der eine wußte, daß vor Jahren das königliche Schauspielhaus eines seiner Dramen gespielt hatte, und ein andrer, daß er als eine Art Landwirt, halb einsiedlerisch, halb wirkend, irgendwo im Badischen auf einem kleinen Besitztum hause. Ein paar Tage darauf bekam ich auf diese Frage eine Antwort, die doch auch keine war. Es war an dem Abend zufällig erwähnt worden, daß in der Woche meine Frau Geburtstag habe; und unerwartet stellte Gött sich dazu ein, mit einem Geschenk: einem Brot und einer Tüte mit Äpfeln. Das war Gött. Man mochte wohl einen Augenblick stutzen, von allen antiken Göttern längst verlassen, wie man ist, und denken: durch die Löcher deines Mantels — Aber es war doch Gött, ganz und gar. Er hatte ein Recht dazu, so zu schenken; obwohl auch er wußte, daß es poetisch ist, so zu schenken.

Es war nichts von Pose in ihm; und doch stellte er sich dar. Er war ganz und gar davon durchdrungen, daß der Mensch keine vornehmere Aufgabe habe, als sich selbst. Es ist der gefährlichste aller Irrtümer. Was hat dieser Mann nicht Zeit seines Lebens an sich gefeilt und geformt, gezürnt und geschmeichelt! Er ließ sich nicht gehen; er war wie ein Baum, der mit allen seinen Ästen,

Zweigen, Blättern und Blüten Wurzel sein wollte. Man kann ja keinen Menschen erklären; aber vielleicht darf man sagen, daß Gött seine Kräfte nicht in so viele Beschäftigungen und Ansätze zersplittert hätte, wie er tat, wenn er nicht an seinem Geschäft vornehmlich sich, seine Kraft, seinen Wert, sein Wesen hätte erproben wollen. Sich zu streng nehmen, heißt oft, sich zu wichtig nehmen. Indem Gött sich fortwährend prüfte, löste er alles, was schlecht und böse in ihm war, auf, es verlor seine Kraft, und in seiner Seele blieb als Feind nur das Verkehrte, gegen das zu kämpfen keine Kraft bildet. Er war ein großer Dialektiker, wovon die Folge war, daß er jeden seiner Zustände eher rechtfertigte als beurteilte; wovon die weitere Folge war, daß seine Offenheit seine Verhältnisse den teilnehmenden Freunden mehr verbarg als enthüllte. Der Künstler in ihm, der jeden Satz, jeden Brief zu einer Aufgabe und Verantwortlichkeit machte, ließ ihn seine Gefahren wie seine Hoffnungen so klar sehen und so gesetzmäßig darstellen, daß sie als solche fast aufgehoben wurden und keine rechte Wirklichkeit behielten. Gött ist ein Beispiel dafür, wie zerstörend eine Künstlerschaft sein kann, die nicht zur Monomanie wird. Als Denker wurde er durch sie in ewiges Scheinwachstum verwirrt. Er überredete sich leicht und war leicht überredbar. Es war zum Beispiel eigentümlich zu sehen, wie dieser Mann, der von Blut und Geist eigentlich ein Frauenlob war, durch das Buch Weiningers bewegt wurde. Er widerstand den Argumenten nicht; er nahm die Erkenntnisse und glaubte sie anders werten zu können, ohne zu bedenken, daß gewisse Erkenntnisse ihrer Natur nach gar nichts anderes sind, als Wertungen. Ähnlich war es ihm schon vorher mit Nietzsche ergangen, und es sind die schwächsten der von Woerner mitgeteilten Tagebuchnotizen, die sich auf Nietzsche beziehen. Gött hat von der durchwühlenden, umzeugenden Gewalt Nietzsches vielleicht die stärkste, weil am meisten ins nackte, wahre Leben empfundene Wirkung erlitten. Seine Befreiung von dieser Besessenheit ist jedoch ohne Bedeutung, weil sie in jedem Fall die Fragestellung des Gegners annimmt, der Wert eines Denkers aber im Aufstellen der Prämissen, nicht in der Konklusion liegt.

Was einer für Prämissen aufstellt, dazu führt ihn, darin offenbart sich sein Schicksal. Familie, Landschaft, Zeit, Erziehung, es hilft wenig diese Kategorien aufzustellen, immer bleibt doch die dunkle Macht, die in der Persönlichkeit, der Einmaligkeit des Menschen ihre Geheimschrift schreibt. In Götts Familie ist intellektuelle Begabung vielfach zerstreut, seine Mutter, eine einfache Frau, hat noch im Alter begonnen, Erzählungen in die Kalender ihrer Heimat zu schreiben; Götts Landschaft ist die des Schwarzwaldes, der Rheinebene, des Blickes auf die Vogesen, er ist am Kaiserstuhl geboren und bei Freiburg gestorben. Seine Zeit war die der Enttäuschung über den inneren Niedergang des deutschen Volkes nach der Gründung des Reiches und der Regungen gegen

diesen Niedergang, sowohl in der sozialistischen Bekämpfung der bürgerlichen Gewinnsucht als in Nietzsche. Seine Erziehung war von seiten der Eltern nicht besser, nicht schlechter, als es sein konnte, aber die Schule zählte zu den feindlichen Mächten. Mit Recht macht Woerner darauf aufmerksam, daß grade in den siebziger und achtziger Jahren Kleinlichkeit, Unverstand und Philistertum in der Schule die Zuchtrute schwangen. Indessen hilft alles dieses und vieles andere zusammengenommen nicht dazu, zu erklären, wer Emil Gött war, in welchem der Künstler und der arbeitende Helfer einander ständig aufmunterten und ständig hinderten. Es hätte zwischen den beiden zum Frieden nur kommen können, wenn der eine dem andern den Fuß auf den Nacken gesetzt hätte. Aber das erreichte er nicht, und sein Leben verzehrte sich. Es kann dem Menschen alles zur Schuld werden, auch die Menschenliebe. Gött hatte einen Drang zu helfen und für andere zu sorgen, der wie ein Dämon, und zwar wie ein recht schadenfroher, in ihm wirkte. Er war zudem ein Bastler mit allerlei Geräten. In jenem Berliner Winter pflegte er in seiner Tasche ein winziges hölzernes Modell einer neuen Art, ohne Mörtel, mit von ihm erfundener Verschränkung eigens dazu geformter Steine, zu bauen. Er hat sehr oft etwas erfunden, heute einen Militärstiefel, dessen Vorzug, eine Vereinigung von „glattem Schlupf" und festem Halt, er zu rühmen wußte, ein andermal einen Rucksack, der auch als Schlafzelt dienen konnte, und am Ende seines Lebens die Spinnbarkeit der Ramse, eines wilden Ginsters. Ehe das Gras wuchs, war das Pferd tot. Seine letzte Erfindung war seine beste, und irgendwer in Baden wird daran reich werden. Ich erinnere mich seiner Briefe aus der ersten Zeit der Erfindung; schon sah er das Land von einem neuen Fleiße wimmeln, und verteilte Aufgaben, Pflichten und Ämter; es war da für mich, für meine Frau, für meine Schwestern, für jeden in Bedrängnis befindlichen Kameraden, Mann oder Weib, gesorgt. Er war ein rechter Projektenmacher, und es erging ihm nach seinem eigenen Wort: Was du hast, hat auch dich, — was du willst, fängt an zu befehlen. Er war fähig, einem Einbrecher in sein Haus nicht nur Unterschlupf zu gewähren, sondern ihn für die kalte Nacht auch noch mit einer Decke zu versehen. Er freute sich, um sein Obst bestohlen zu werden, weil er wußte, daß kein Diebstahl ihn so zu plündern vermochte, wie Bitte und Bettel es gekonnt hätten. Er verschenkte die Welt, ehe er sie besaß.

Er wollte zuviel, zuviel für einen Deutschen, zuviel für einen Menschen, der den Hammer immer erst machen mußte, mit dem er den Hammer machen wollte. Es ist leichter, Tolstojs Tat zu tun — sich hinzugeben, aber indem man sicher ist, wofür, und die Genüsse des Lebens zu opfern, wenn man vor seinen Gefahren bewahrt bleibt — als diejenige Götts, der ohne Religion, und statt ihrer nur von einem so starken wie vagen Idealismus geleitet, ohne Vermögen, ohne Monomanie des Talentes, ein ursprüngliches Leben führen wollte. Gött

hatte nach dem Erfolg seines Dramas im Jahre 1894 ein Stück Land bei Zähringen gekauft und ein Haus gebaut, aber die Mittel hatten von vorn an nicht gereicht, und die Schulden fraßen ihn auf. Er saß dort, nach dem Worte von Emil Strauß, der ihn am besten gekannt hat, fest, „wie eine vom Sturm gezerrte Gasflamme". Er konnte nicht mehr los, er konnte nur noch ausgeblasen werden. Grauenhaft war dieser Kampf eines Mannes, der das Recht hatte, sich als einen der heimlichen Fürsten seiner Zeit zu fühlen. Und doch, alles Bedeutende, was er zu schaffen, zu leisten, zu träumen und zu spielen hatte, wuchs aus diesem Kampf, seine Erfindungen, seine Unternehmungen, seine Dramen, seine Tagebücher. Einmal wollte er den Buren gegen die Engländer Kundschafterdienste anbieten, ein andermal sich dem deutschen Kaiser persönlich zur Verfügung stellen, für irgend was, wozu er zu brauchen wäre, dann wieder kam er nach Berlin und hörte Simmel zum Ausgleich seiner heimischen Nöte mit Sandgruben, Wirtschaft und Zinsterminen. Noch heute ist es mir schrecklich, zu denken, daß die Verschiedenartigkeit aller dieser Elemente, die umständliche Anmut, in der er jedes von ihnen, mit Gründen und Gegengründen, zu was Offiziellem machte, mich dazu verleitete, alles für nicht ganz ernst zu nehmen. Selbst als die ersten Nachrichten von seiner Krankheit kamen, nahm ich sie nicht ganz ernst, ja, als ich in Italien seinen Tod erfuhr, mischte sich in meinen Schrecken, so unsinnig es klingt, eine leise Ungeduld, als ob auch das nur so ein Einfall von ihm gewesen wäre, den er morgen selbst widerlegen würde. Und zu spät erkannte ich damals, wie ernst das alles immer gemeint war.

Auf der Rückreise besuchte ich sein Haus bei Zähringen an einem schwülen, gewittrigen Maitag, der besonders den Weg durch den lauen, weichen Wald zum Hause empor anstrengend machte. Immer noch glaubte ich, im nächsten Augenblick würde Gött hinter einem Baumstamm hervortreten, und fühlte für den herzleidenden Mann, der sich nie schonte, die Gefahr, wenn er diesen Weg, den ich da machte, zu oft und zu schnell liefe. Das Haus stand unbewohnt und ganz verlassen da, eine Hintertür war offen, und wir traten in die Schlafkammer, die in Ordnung war mit dem sauber gemachten Bett, auf dessen Kopfkissen ein Lorbeerkranz lag. Die anderen Türen waren verschlossen, und so gingen wir um das Haus herum und schauten in die Fenster. In einem Zimmer waren mitten auf den Dielen Hunderte von Briefen und Kuverts ausgeschüttet; in einem andern lag ein aufgeschlagenes Buch auf dem Tisch, eine kleine Vase mit trockenen Feldblumen stand daneben, und von der Decke hingen zwei Stricke mit einem Querholz bis in Mannesschulternhöhe herunter. Auf dieses Querholz hatte er sich mit den Armen gehängt, wenn seine Schmerzen ihm nicht erlaubten zu sitzen, noch zu liegen, und so hängend hatte er seine geist- und heiterkeitsvollen Briefe, die Szenen seines letzten Dramas diktiert und mit immer schenkender, immer bereitwilliger Teilnahme das Gespräch der Freunde ertragen und erwidert.

Lloyd George und Winston Churchill sind erobernde Menschen. Was gäben die deutschen Demokraten darum, Namen von solchem Zauberklang zu besitzen! Sie reißen Hunderttausende von Menschen in taumelnde Begeisterung, sie zwingen ihren Willen, sie erleuchten oder, je nachdem, verdunkeln ihr Bewußtsein, bis sie zu automatisch arbeitenden Werkzeugen in der Hand der Meister herabsinken. Als 1830 die Brüsseler Jugend das berühmte Freiheitslied aus der ‚Stummen von Portici' hörte, stürmte sie aus dem Theater auf die Straße und die Revolution begann. Solch erobernde, trunken machende Wirkung übt Lloyd Georges Wort. Was er sagt, ist klar bis zur Trivialität. Zwei, drei Gedanken wühlen in ihm: alles für das Volk und durch das Volk (die Formel des seligen Abraham Lincoln); die Erblichkeit in der Politik ist ein Schwindel; die Lasten des Staates müssen von den Reichen getragen werden, als Tribut für den Zufallscharakter ihres Besitzes; Krieg besonders dem unverdienten Wertzuwachs in der Bodenrente und jeder Form des Bodenmonopols, Ehre aber sei Gott in der Höh' und dem redlichen Arbeitsverdienst hienieden.. Sein geistiger Horizont, seine ‚Weltanschauung' reicht schwerlich weiter als das radikale Programm, das er vertritt; und wenn er geschichtliche Rückblicke anstellt, brennt einem das Eingeweide und man schwankt, ob man von böswilliger Verschleierung oder von organischer Unfähigkeit die Geschichte zu lesen sprechen soll. Er läßt an den Lords kein gutes Haar, er zerrupft sie bis in ihre normannischen Anfänge. Ihn schiert nicht, daß große Barone des Reichs an jeder freiheitlichen Wendung der englischen Geschichte stehen, daß von der unerhört großmütigen Magna Charta (1215) bis herab zu Gladstones Demokratisierung des Parlaments, der Verwaltung und des Heeres aus der Nobilität oder dem Landadel fast ausschließlich die Werkmeister der englischen Freiheiten stammen und unter seinen Ministerkollegen Träger ruhmbeladener Namen sind (Grey, Churchill). Er will es nicht wissen, er will durch die Erinnerung an die Holland (Fox), Russell, Grey, Melbourne, Hartington, Argyle (Gladstones Freund) nicht beengt sein, und stürmt mit dem unverjährbaren Ressentiment des Enterbten gegen den Hochmut und Unverstand des aristokratischen Dümmlings, als ob jeder Erbe zur Unproduktivität verdammt wäre. Er fragt höhnisch, ob zum Werk der zwölf Apostel, die Christi Lehre in die Welt hinaustrugen um die Menschen zu sittigen, etwa auch erlauchtes privilegiertes Blut die Voraussetzung gewesen sei: und das Volk jauchzt ihm zu. Er hat zweifellos das Temperament eines großen Demagogen; er steigt zuweilen hinab in die Gosse, umschmeichelt den John Bull der Straße, macht billige Wortwitze, verulkt die Kampfgenossenschaft von peerage und beerage, von Lords und Schnapsbrennern und ist Meister in der Kunst, den Gegner fast mehr noch als seine Sache schlecht zu machen.

Daneben lebt echtes, volkstümliches Empfinden in seinem Blut; er steht dem Volke auch seelisch nahe und der ‚Gesellschaft' ferner als die meisten bisherigen Minister der britischen Krone. Welcher Abstand zwischen ihm und dem vornehm besonnenen Asquith und John Morley gar, dem Schüler Comtes und Mills, der mit zwei Worten eine unvergeßliche historische Perspektive zu zeichnen versteht und auch sprechend den köstlich beziehungsreichen Essayisten verrät. Darf man darum Lloyd George voreilig einen großen Staatsmann nennen? Ist von ihm zu erwarten, daß er sich irgendwann, bei einem großen zukünftigen Konflikt, aus den Fesseln seiner Parteigesinnung befreie, wie es Robert Peel, oder Gladstone oder, um einen Namen kleineren Umfangs zu nennen, Joseph Chamberlain im Jahre 1886 getan hat? Ich habe meine Zweifel. Seine Entwicklung scheint innere Epochen gar nicht zu kennen, sein politisches Kredo allzu fest im Sektenglauben verankert, seine Fähigkeit, in die politische Berechnung auch das Recht und die Macht der Andersgläubigen einzustellen, nicht sehr groß. Immerhin eine Kraft von wundervoller Frische, ein Wille von jungfräulicher Elastizität; gradlinig und rücksichtslos wie das neue Geschlecht, das heranwächst und dem Traditionalismus Todhaß geschworen hat; und obendrein kein bloßer Schwätzer, sondern finanztechnisch äußerst begabt. Wenn Lloyd George sich in der Macht mäßigen und den Punkt finden lernt, in dem innere und äußere Politik zusammentreffen, ist er einer der zukünftigen Führer Englands.

Diese zwei ‚erobernden' Menschen haben also in den englischen Dezemberwahlen 1910 gesiegt. Ihnen, dem wallisischen Schulmeisterssohn und dem Marlboroughsprößling, dem Advokaten und dem Abenteurer, dem Kleinengländer und dem Imperialisten, dem Puritaner und dem freigeistigen Hochkirchler, ihnen, den mächtig wühlenden Werbern und Baumstumpfrednern (stump orators) dankt es Asquith, daß die vorjährige Mehrheit von etwa einhundertundzwanzig Stimmen seinem Kabinett erhalten blieb. Nun rüstet er sich, die Hauptpunkte des liberal-radikalen Programms durchzusetzen: die Sozialisierung des Budgets, die Erhaltung des Freihandels, die Einschränkung des Vetos der Lords, das Verbot ihrer Einmischung in Finanzbills, die Arbeiterversicherung ohne Beitragspflicht der Versicherten, die Entstaatlichung der Kirche in Wales, Homerule für die Iren. Aber läßt sich wirklich von Sieg sprechen? In England selbst sind die Unionisten mit etwa sechs Prozent der Wahlstimmen in der Mehrheit. Geblieben ist die Abhängigkeit von den Iren, den Arbeitern, den schottischen und wallisischen Separatisten. Geblieben ist die fortschreitende Zersetzung des viel gepriesenen und beneideten Zweiparteiensystems. Mit dem berüchtigten Schaukelspiel der beiden mächtigen aber feindlich verbrüderten Adelscliquen ist's längst vorbei. Die Mehrheitbildung wird immer schwieriger. Jede der beiden großen historischen Gruppen setzt sich aus einem Mosaik nicht ganz paralleler Interessen zusammen; und deren Gegensätzlichkeit zu verdunkeln, dazu gehört heute schon ein beträcht-

licher Apparat von Sophistik, Demagogik und Jesuiterei. Unter den Unionisten, die sich am Imperium berauschen und es straffer zu fügen wünschen, gibt es viele Freihändler; sie halten Vorzugszölle zwischen dem Mutterland und den Hauptkolonien für schädlich oder gar verhängnisvoll und den geschlossenen Handelsstaat nach nordamerikanischem oder russischem Muster für eine Utopie (die Joseph Chamberlain selbst als solche längst erkannt und aufgegeben hat). Unter den Konservativen der alten Schule, die am Geburtstag Benjamin Disraelis Primelfeste feiern und mit Inbrunst zur bevorrechteten Nobilität aufblicken, finden sich neben den industriellen auch agrikole Schutzzöllner, Schwärmer, die meinen, die Entwicklung Großbritanniens zum Händler- und Industrieexportstaat mit Nahrungsmitteleinfuhr rückwärts revidieren zu können. Unter den Liberalen sind zahlreiche manchesterliche Elemente, die einer entschiedenen Sozialpolitik gram sind und den ‚Sozialismus' des Lloyd Georgeschen Budgets nur schwer ertragen; und wieder andere, denen vor der milliardenverschlingenden Rüstungsbereitschaft ihrer Minister bangt. Die um Lord Rosebery, der noch 1895 Gladstones Irenpolitik vertrat und schon vor Jahrzehnten die Reform der Peerskammer platonisch betrieb, scheuchte der Sozialismus Lloyd Georges aus den Reihen der früheren Kampfgenossen. Unter den Arbeitern sind die reinen Sozialdemokraten der Social Democratic Federation noch wenig einflußreich und werden es wohl noch lange bleiben. Die reine Theorie, die der Bearbeitung von Tatsachen abgerungene Abstraktion kann in englische Gehirnfalten nur mit ungeheuerem Druck eingepreßt werden, und das Ideal, das als Fahne auf den Zinnen des philosophischen Gedankens flattert, kann wohl französische und deutsche, selten englische Gemüter verführen. Aber die Spannung zwischen Kapital und Arbeit wächst, der Gegensatz wird mit steigender Erbitterung betont, die Klassenkampfstimmung greift, ähnlich wie auf dem Kontinent, um sich; — noch vor zwanzig Jahren sah man in den Aristokraten und reichen Unternehmern die geborenen Führer und legte die Vertretung seiner Interessen vertrauend in ihre Hände. Gewerkvereinsgelder werden benutzt, um die Wahlkosten zu bestreiten und die Abgeordneten zu unterhalten, ein neuer Brauch, der jüngst im Osborne-Urteil vom Oberhaus als gesetzwidrig verurteilt wurde. Wie lange ist es her, daß Brentano in den Arbeitergilden der Gegenwart und Schulze-Gaevernitz die englischen Methoden, den sozialen Frieden zu sichern, als vorbildlich priesen?. Und daneben und abseits stehen seit Jahrhunderten die Iren, ein Fremdkörper im englischen Blute, das unfähig ist, sich die undisziplinierten aber köstlich beweglichen und phantasievollen Kelten zu assimilieren und dafür den brutalen Egoismus der Herrenrasse frei schalten ließ, bis der geniale Charles Parnell die Periode anarchischer Meuchelmorde und Fenieraufstände durch die Organisation der irischen Nationalisten überwand und diese zum Zünglein an der Wage in Westminster machte. Nun wurden auch sie gesetzlich lästig und

pochten auf ihr Recht; auf das Recht zu eigenem Leben, zu eigenen Torheiten. Das alles schmeckt nach kontinentalem Chaos; wozu, als besondere Beschwer, die imperialistischen Lasten und Gefahren kommen (Indien, Ägypten).

Wer die Formel liebt, wird sagen: England kontinentalisiert sich, und England demokratisiert sich langsam aber stetig und unaufhaltsam nach dem Gesetz der großen Zahl. Die Herrschaft der Liberalen seit 1906, nach dem zehnjährigen resolute government der Unionisten, weist in diese Richtung. Dem Veto der Krone, das „so tot ist wie die Königin Anna", soll das Veto der Lords folgen. Alle von Weißen bevölkerten Glieder des Reiches, Schottland und Wales so gut wie Irland, sollen Selbstregierung erhalten: self-government all round, das längst bewährte Organisationsprinzip des Weltreichs, das Kanada und Südafrika dem Reiche erhalten hat, ist die Parole. Das Zweiparteiensystem ist gebrochen. Der König sucht zu vermitteln, er wird der providentielle ehrliche Makler, die über den Parteien thronende ausgleichende Gewalt, und mit der Wichtigkeit seiner Funktion wächst in einem Lande, das trotz zähen konservativen Gewohnheiten und aristokratisierendem Snobismus dem Ideal einer ‚voll ausgewachsenen und ungefesselten Demokratie' (Asquith) zustrebt, — die Macht und das Ansehen dieses höchsten erblichen Amtes. Oder ists nur eine augenblickliche Verlegenheit? Im November 1878 sagt Gladstone: ‚Es kann in England keine Illoyalität von schwereren Folgen geben als den Aberglauben, der dem Monarchen einen abgesonderten und insoweit transzendentalen Wirkungskreis zuzuschreiben vorgibt?' Aber das englische Regierungssystem hat mit dem Zweiparteiensystem seinen Schwerpunkt verloren und findet, scheinbar, einen neuen nur in der Krone. Aus einem Ornament am Kapitäl, wofür sie Bismarck hielt, wird sie, aus demokratischem Bedürfnis, offenbar wieder tragender Pfeiler. Doch zugleich ist auch das englische Zweikammersystem in Gefahr. Werden, nicht morgen gleich, aber in absehbarer Zeit, aus den Lords Senatoren und wird ihr aufschiebendes Veto auf zwei Jahre beschränkt, dann kann auch bei den so zähblütigen Angelsachsen die Bremse für übereilte Gesetzmacherei versagen und das französische Kaleidoskop abgehetzter und wild bedrängter Eintagsministerien auf Shakespeares Smaragdinsel auftauchen. Darum bangt heute auch manchem Radikalen vor der Zukunft Englands. Ihm will auch der wachsende Absolutismus des Kabinetts nicht gefallen (den Sidney Low so eindringlich beschreibt). Es hat alle gesetzgeberische Initiative an sich gerissen, es teilt dem Hause das Arbeitspensum zu, es schränkt nach Belieben die Beratungsdauer der Entwürfe ein, es unterdrückt die gesetzgeberische Spontaneität der Abgeordneten, es belegt nach Gutdünken die Schwerinstage und behandelt überhaupt die Masse der nichtkabinettsfähigen Gefolgsleute als quantite negligeable: Richtung und Taktik des Regierungswillens erfahren die erst morgens aus der Zeitung. Das ist fast schon Zäsarismus: auch die Demokratie

hat ihr Selektionsverfahren. Und wir wissen, daß in großen Demokratien zäsaristische Gewalten als Gegengewichte gegen anarchistische Zersplitterung und Klüngelbildung aufzukommen pflegten. Auf der einen Seite der Ausschuß von zehn bis höchstens zweiundzwanzig Köpfen, feinste politische Auslese, die von den ersten Schwimmversuchen bis zur Meisterleistung unablässig dem prüfenden Auge der Öffentlichkeit und der Presse ausgesetzt war und aufgehört hat, eine private Existenz zu führen, — auf der andren Seite das Volk, die Wähler: dazwischen fast nichts Entscheidendes mehr, keine Widerlager oder Puffer, keine Zwischenstufen. Das heißt: auch das Repräsentativsystem ist in Gefahr. Balfours Referendum, eine Ausflucht der letzten Not, ist symptomatisch: das Volk soll entscheiden, was konserviert, was in die geschichtliche Rumpelkammer gestoßen werden soll.

Wir rufen nicht Hosianna und fürchten auch nicht: Finis Angliae. Seit die Industrialisierung des Landes und die Vergroßstädterung der Wirtschafts- und Lebensformen die Demokratie unvermeidlich gemacht hat, hat England fast jeden Verlust an überlieferten aristokratischen Werten durch neue gut zu machen verstanden; es ist zwanzigmal den ‚Niagara hinuntergeschossen‘, hat aber alle Sprünge ins Dunkle siegreich überlebt. Jetzt steht es vor der schwersten ihrer Aufgaben: das Imperium, das tausend innere und äußere Feinde bedrohen, und dessen englische Mutterzelle zugleich neu zu organisieren: auf breitester demokratischer Basis. Eine wesentliche Schwächung seiner Energien war weder im brutalen Egoismus des konservativen Imperialismus bis 1905, noch ist er in dem kecken Vorstoß der liberalen Kulturpolitik wahrnehmbar, den wir eben miterleben. Wir, die wir uns zähneknirschend gewöhnen mußten, den deutschen Liberalismus mit politischer Unfähigkeit zu identifizieren, haben manchen Grund, die Logik der englischen Entwicklung zu bewundern.

Anmerkungen

Metaphysik

Wohl zu keiner Zeit hat die Naturwissenschaft einen größeren Einfluß auf das gesamte Denken des Publikums ausgeübt als im Verlauf der letzten Jahrzehnte. Da aber einerseits die Naturwissenschaft das schnellebigste und veränderlichste Ding von der Welt ist und andrerseits das Denken des großen Publikums mit Vorliebe dem Trägheitsgesetze folgt, so ergibt sich mit Notwendigkeit ein Zwiespalt zwischen herrschender Wissenschaftslehre und herrschendem Publikumsglauben, der mit der Zeit immer größer wird.

Während bis zum heutigen Tage der Materialismus oder Monismus seine werbende Kraft im Publikum nicht verloren hat, haben die Philosophen und Naturforscher, mit Ausnahme einiger Nachzügler aus der Zoologie, den Materialismus völlig überwunden. Und Fragen, die von den Propheten des Publikums mit Hohn und Spott übergossen werden, sind wieder in das Zentrum wissenschaftlichen Interesses getreten.

Wer wagt es noch im Kreise von Laien, die ihre Überzeugung aus der Naturwissenschaft — von vorgestern — geschöpft haben, die Existenz einer Metaphysik, das heißt einer Lehre vom Übernatürlichen zu behaupten? „So etwas gibt es ja gar nicht", werden die überzeugungsfrohen Herren antworten. Und doch gibt es wieder dergleichen. Ja, es ist uns wieder sehr nahe gerückt.

Wir wissen es jetzt, daß die Welt, die uns umgibt, gar nicht das Universum ist, für das wir sie so lange gehalten. Sie ist nicht mehr als eine Welt unter tausend anderen. Jedes Tier, jede Pflanze hat seine Umwelt, in die sie genau so hineinpaßt, wie wir in die unsere. Es besteht bei jedem Lebewesen eine stetige und intime Wechselwirkung zwischen Subjekt und Umwelt. Die Umwelt paßt zu den Organen wie die Organe zur Umwelt.

Fassen wir den Begriff Organ im weitesten Sinne, indem wir ihn auf den Menschen anwenden, so müssen wir sagen: es passen auch unsere Empfindungen, Anschauungen, Begriffe und Denkgesetze zu unserer Umwelt wie diese zu ihnen. Damit haben wir nur eine alte Lehre Kants in neuer Form ausgedrückt. Das Erfahrende und das Erfahrbare, Subjekt und Objekt bilden zusammen den Gesamtinhalt der Natur. Ist damit alles gegeben? Keineswegs. Denn wir finden in der ganzen Natur keinen Standpunkt, von dem aus wir die beiden Faktoren gemeinsam betrachten können. Wir befinden uns zwischen zwei Spiegeln, unsicher, welcher von ihnen den anderen spiegelt.

Diesem Zwiespalt, den Keyserling bereits einmal in seinem „Gefüge der Welt" zu lösen versucht, tritt er heute von neuem entgegen in seinen „Prolegomena zur Naturphilosophie"* und sucht einen neuen Standpunkt außerhalb der Natur zu gewinnen.

Einen jeden, der nicht bereits durch materialistische Weisheit über das Wesen der Welt aufgeklärt ist, sollte es reizen, den Autor bei seinem metaphysischen Versuch zu belauschen — denn die Natur durch Außernatürliches begreifen zu wollen — ist Metaphysik.

J. v. Uexküll

Blumen am Grabe

Zwei Tote habe ich jüngst zu Grabe geleitet — beides Männer, die im öffentlichen Leben standen. Schlicht aus einfachen Brettern gezimmert, war der Sarg des

* J. F. Lehmanns Verlag, München 1910

einen: ein schwarzes Bahrtuch bildete seinen einzigen Schmuck. — Der andere, ein stattliches Gehäuse, verschwand unter einer überwältigenden Menge von Blumen und Kränzen. Und, wie so oft bei gleichem Anlaß, machte ich auch hier wieder die Wahrnehmung, daß die große Zahl der sogenannten Leidtragenden aus einer gleichgültigen, schwatzenden und im Grunde unbeteiligten Menge bestand: daß nur die nächsten Freunde und Verwandten aufrichtige Trauer trugen und nur ein kleiner Teil in ernster Ergriffenheit teilnahm, Menschen, die überall, wo ein Toter zu Grabe getragen wird, tief den Schauer und die Majestät des Todes empfinden.

Blumen am Grabe. — Die Frage ist eine zeitlang in der Presse und auch in der Fachliteratur aus dem Gesichtspunkt der Wohltätigkeit erörtert worden. Gegner solcher Blumenspenden wiesen darauf hin, wie gleichgültig für den Toten es sei, ob seine irdischen Reste in schlichtester, oder in prunkvoller Weise zur letzten Ruhe bestattet werden: daß es vielen Barmherzigkeit übenden Menschen bei Lebzeiten ein unerfreulicher Gedanke gewesen sei, so erhebliche Mittel für eine so flüchtige Erscheinung verwendet zu wissen, wie viel lieber sie diese Mittel denen zugewendet hätten, die notleidend zurückbleiben. Wie viel auch — so behaupten sie weiter — sei bei dieser letzten Ehrung zur Schablone und zur inhaltlosen Gewohnheit geworden, die die Verwandten und Freunde verpflichte, durch Blumengabe ihre Teilnahme zu bezeigen. — So wurde denn der vielumstrittene Vorschlag gemacht, die Blumenspenden abzuschaffen und sie durch Gaben für Mildtätigkeit zu Ehren des Verstorbenen zu ersetzen. Eine Folge dieser Bewegung war, daß häufiger den Todesanzeigen die Bemerkung hinzugefügt wurde: Kranzspenden werden im Sinne des Entschlafenen verbeten.

Man kann hierüber, wie über so viele Dinge im menschlichen Leben, verschiedener Meinung sein. Ich aber, um meine Meinung befragt, habe damals ausgesprochen, was ich heute ausspreche: daß von allen Sitten und Gewohnheiten, bei denen es sich zum Teil um äußeren Schein handelt, die Sitte der Blumenspenden am Grabe mir eine der lieblichsten erscheint, die ich kenne.

Wer die Geschichte der Totenkulte überblickt, der weiß, daß überall, zu allen Zeiten und bei allen Völkern das heilige und furchtbare Geheimnis des Todes mit Feierlichkeit überkleidet worden ist. Selbst der Ärmste, der seines Leibes Nahrung unter Kränkungen und Entbehrungen sich von fremder Seite erbitten muß, darbt von dem kärglichsten Einkommen noch einen Notpfennig sich ab, um feierlich zu Grabe getragen werden zu können. Schon im alten Rom waren die Begräbnis-Bruderschaften bekannt. Sie haben sich von der ersten christlichen Zeit bis zu unsern Tagen fortgesetzt; ja die sogenannten Elenden-Gilden, die im vierzehnten Jahrhundert ihre Hauptverbreitung fanden, wurden zu keinem andern Zwecke gegründet, als den Elenden, d. h. den Land- und Heimatlosen auf fremder Erde wenigstens ein christliches Begräbnis zu sichern. Die Summen, die von der armen Bevölkerung noch gegenwärtig für den Begräbniszweck aufgewendet werden, erreichen oft eine geradezu erschreckende Höhe. Mir selbst sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen Witwen, die mit kleinen Kindern einem hoffnungslosen Elend entgegen sahen, Beträge für die Bestattung des Mannes aufwendeten, die für einen nicht geringen Zeitraum sie vor Sorge geschützt hätten. Verwandte, leibliche Kinder, die es mit Seelenruhe ansahen, daß ihre Eltern von der öffentlichen Armenpflege erhalten wurden, sind zur Stelle, wenn es gilt, die Eltern unter die Erde zu bringen und stellen auch hier Mittel zur Verfügung, die den Eltern bei Lebzeiten ihr herbes Los mannigfach erleichtert hätten.

Tief, auf dem letzten Grunde der menschlichen Seele verborgen, liegt das Bedürfnis der Totenfeier.

Den Gegnern der Blumenspenden ist

daher zu erwidern, daß sie diesen letzten und tiefsten Grund für deren Darbringung verkennen. Man kann ihnen aber auch noch erwidern, daß der gewünschte Erfolg, die lebenden Armen durch eine Gabe zu erfreuen, die sonst für den andern Zweck ausgegeben worden wäre, mit Sicherheit ausbleiben würde. Die Mehrzahl der Blumenspender würde an ein solches Totenopfer nicht denken, sondern behaglich über eine Ersparnis quittieren. Auch wird da, wo der Ersatz der Blumenspenden durch Geldbeträge von Erheblichkeit sein würde, ohnehin meist durch die Angehörigen der Bedürftigen gedacht. Vielfach beruhen auch Vermächtnisse dieser Art auf religiösen Vorstellungen, die es mit der Rettung des eignen Seelenheils zu tun haben. Nicht ganz gering veranschlagen darf man auch die Befriedigung der Hinterbliebenen, die in Art und Zahl der Blumenspenden und der dadurch bewiesenen Teilnahme einen Trost erblicken. Nebenbei bemerkt, wüßte ich keine Industrie, die ich lieber unterstützte, als die Garten- und Blumenkultur, die erheblichen Schaden leiden würde, wenn die Abschaffung der Blumenspenden allgemein würde.

Der wichtigste Grund scheint mir aber, daß die Totenfeier am blumengeschmückten Sarge ein tiefes Symbol ist des Lebens und des Todes zugleich. Wenn über der sterblichen Hülle dessen, den wir noch eben unter uns wandeln sahen, sich lebende Blumen breiten, so wissen wir, daß auch sie nur Kinder des Todes sind, daß sie verwelken und verwesen werden, wie jener zur Ruhe gegangene Leib. Aber noch einmal täuschen sie mit ihrem Duft und ihrer Farbe, mit ihrer Lieblichkeit ein Bild des Lebens vor. Noch einmal hüllen sie freundlich den Entschlafenen ein, noch einmal decken sie das tiefe und schmerzliche Geheimnis, das ernste Menschen an dem Sarge auch des gleichgültigsten Toten ergreift. Freilich mag der ernsteste und tiefste unter ihnen wissen, daß die Majestät des Todes im reinen und klaren Äther thront, den Blumendüfte nicht mehr erreichen und daß es im allerletzten Grunde auch nur ein Schein ist, den das Auge nicht zu durchdringen vermag. Und dem Sinne solches ernsten und tiefen Menschen mögen die schlichtesten Bretter und stille wortlose Versenkung in die Mutter Erde am besten entsprechen. Doch nur wenige sind es, die so schlichten und tiefen Sinnes sind. Das Bedürfnis der Totenfeier wird nie verschwinden, so wenig wie das Rätseln über dieses letzte und große Geheimnis.

Wenn wir aber die Totenfeier begehen — keine lieblichere Begleiterin mag ihr gegönnt werden, als die Blume, die von der Erde kommt und zur Erde geht, die, von ihrer heimischen Scholle gepflückt, selbst schon den Todeskeim in sich tragend, im letzten Blühen duftend und leuchtend die Totenbahre schmückt, um am nächsten Tage verwelkt zur Erde zurückzusinken.

Emil Münsterberg

Ein Roman aus dem russischen Volksleben*

Ein Bauer tief hinten in Rußland wird von seinen betrunknen Kameraden totgeschlagen, — ein Vorgang, den man täglich in der Zeitung liest; oder eben nicht mehr liest, weil er uns nichts Neues sagt. Und diese Geschichte mit ihren Folgen reißt an unserm Herzen, als sei sie neben uns einem Allernächsten geschehn. Solche Wirkung bringt nur große und ehrliche Kunst hervor. Oberst Rodinow, der das Buch schrieb, aus warmem Herzen und ethischen Bedürfnissen heraus, ist genau so ein Künstler wider Willen wie Tolstoi es war. Er hätte das Gegenteil der, in diesem Romane niedergelegten Anschauungen schildern können, als Kunstwerk wäre sein Buch ebenso

* Iwan A. Rodinow, Unser Verbrechen. Erlebtes — nicht Erdachtes. Rütten und Loening, Frankfurt a. Main.

sympathisch gewesen. Kein Ton, den er nicht selbst gehört hätte, kein unerlebtes Bild. Dabei eine Wucht und Kraft, die erschauern macht. Windstöße blasen aus diesem Buche heraus auf unsre müde Kultur, bald atempressend, zu Boden werfend, bald aufwärts reißend, Morsches abfetzend, Wesentliches aufhüllend.

Dabei ist es merkwürdig: Wir erleben die gemeinsten Szenen, immer neue Branntweinräusche, Prügeleien, unflätige Schimpforgien, Totschlag, wüste Kindbettsszenen, Wahnsinn, Schmutz jeder Art, jedes Ding wird bei seinem Namen genannt, aber weder Sensation verspürt man noch Ekel. Der heilige Cherubsernst des Verfassers strömt stark und klangvoll wie Trompetentöne auf uns ein. Und wir hören eine Musik, die aus Greuel und Zartheit wundersam gemischt wurde.

Fest und gerade steht die Komposition. Ein Marktfest, Bedrohung des gutmütigen Hünen Iwan durch den Sohn seines Taufvaters, wegen eines Stückchens Land. Dann der Brantwein. Man könnte selber zum Trunkenbold werden, so suggestiv ist die Verlockung dargestellt. Nun der Rausch, der Totschlag. Kinder scheinen sie alle. Mißtrauisch gewordne Kinder. „Unser Verbrechen" sieht Rodinow in dem Handel des Staates mit Branntwein einmal, vor allem aber in der völligen Unkenntnis, die der Gebildete dem Volke gegenüber zeigt. Und wie diese führerlosen, trägen, trunknen, heiliger Einfalt ebenso ergebnen wie viehisch rohen Kinder leben, das schildert er uns. Ein Bauer versetzt einem ihm unbekannten Herrn mit einem Eisengewicht eins vor die Stirn, nur weil der Herr gut bürgerlich gekleidet ist. Ein Untersuchungsrichter erzwingt mildeste Strafmaße für scheußliche Taten des Volks, teils um sich Scherereien zu ersparen, teils aus Überzeugung von der schlechten Lage der Armen und erzeugt so Rechtsunsicherheit, immer neue Verbrechen. Hilfreiche abergläubische Frauen bringen eine Gebärende in den Wahnsinn hinein. Rohe Männer, die ihre Söhne halb zu Tode strafen, päppeln und liebkosen hilflose kleine Kinder. Zwischen Blutgeruch und Schimpfwörtern die fromme Poesie inbrünstiger Gebete. Die Sprache des Volkes in ihrer demütigen Kraft und Reinheit durchwürzt die rohsten Szenen. Dumpfe Beschränktheit und himmlische Weisheit. Die Alten, Sterbenden reden Worte wie Heilige, die von den Kindern mit Ehrfurcht gehört werden. Denselben Kindern, die verächtlich taxieren, wie lange diese nun zur Arbeit nutzlos gewordnen Knochen noch gefüttert werden müssen.

Dann der Prozeß. Staatsanwalt und Verteidiger. Die Reden sind fast vollständig gegeben. Sie langweilen nicht. Das innere Drama, das sie begleitet, spielt lebendig hinein. Unsichtbare Bänder knüpfen sich zwischen Verteidiger und Geschworenen, werden von den Zeugen zerrissen, von anderen durch eine einzige Miene, eine Handbewegung wieder neu zusammengeknüpft. Nackt liegen die Interessen all dieser Menschen vor uns da, wie Schlangen im Käfig, die einander anzüngeln, sich verknäulen und zerdrücken. Und in alles hinein blickt die große unbefangene Ebene mit ihren Feldern, Flüssen und Wiesen, ihren Heiligenbildern, Hügeln und Wäldern. So einsam jeder dem andern. Und wenn sie dann zusammenkommen, getrieben durch die Sucht nach der goldigen, klebrigen Flüssigkeit, die wärmt und zu erweitern scheint, dann eine Herde trunknes Vieh, das sich wälzt, um sich schlägt und Lästerungen brüllt.

Der Verfasser kennt den Bauern. Als Gutsbesitzer machte er auf seinem Gute die Bauernunruhen mit durch. Aber kein Fünkchen Gerechtigkeit ist ihm abhanden gekommen dabei. Tief leuchtet er hinein in die Bauernseele, zieht Gold hervor und Mist und möchte sie wieder wohnlich machen für Menschentum.

Ich bin ein wenig neidisch auf das Buch. Warum gibt es das nicht bei uns, dieser unerschrockne Realismus, hinter dem doch

die ganze religiöse Kunstempfindung eines reifen Idealisten steckt! Eine Entferntheit vom Stoff ohne Kühle, ein Sichhineintauchen in die krassesten Begebenheiten ohne Voreingenommenheit, ohne beständiges Ärmelaufstreifen und Muskelnzeigen. Dabei voll Wärme, Zuneigung und Kraft für seine Geschöpfe. Vielleicht war Hauptmanns „Bahnwärter Thiele" ein Anfang ähnlicher Art. Aber so wie wir nicht mehr naive Heiligenbilder malen können, so scheinen wir auch keine Bauernromane hervorzubringen, die sachlich und tief und mit großer Perspektive Weltprobleme anschlagen. Es gehört ein wenig Barbarentum dazu, ein wenig Heiligkeit.

Anselma Heine

Altland und Neuland

Über unserm Büchermarkte hängt schwer und schwillt ständig die Wolke der Anthologien. Von der lyrischen Produktion sieht das kaufende Publikum kaum noch etwas im dunkeln Schatten dieses Gewölks. Denn wer eigentlich gibt heute nicht so eine Auswahl lyrischer Poesie heraus? Der Dichter muß doch zeigen, wie die Entwicklung aussieht, die zu ihm hingeführt hat, seine Ahnengalerie muß er aufhängen. Und der Nicht-Dichter, muß doch zeigen, wie nahe dem Dichterischen er an Bildung, Feinsinn und ganz persönlichem Geschmack doch im Grunde ist. Folglich gibt so ziemlich jeder seine Anthologie heraus, und da die toten Autoren (wenn sie nur erst dreißig Jahre tot sind) gar keine, die lebenden wenig Honorare beziehen, so finden sich immer wieder gern Verleger zu dem aussichtsvollen Unternehmen. — So die Anthologie aber nichts als ein Mörser ist, in der lyrische Werke zu einem Brockenbrei gemahlnt werden, ist sie eine erhebliche Förderung der Unkultur, erzieht die Kunstgenießer zu fauler Genäschigkeit statt zu angespannter Hingabe. Und wie alle Bücher ist ein Anthologienbuch nur gut, wenn es ein sinnvoll organisiertes Ganze ist, wenn ein Mann oder ein Prinzip es aus einem Sammelhaufen zu einem kosmischen Gebilde macht, das Züge individueller Notwendigkeit trägt.

Von den Anthologien, deren Schwarm diesmal das Weihnachtsland überflog, zeigen zwei dies eigne Gesicht, das sie zu daseinsberechtigten Wesen macht. Ein Mann eint das eine, eine Sache das andere Buch. — Das erste führt durchs alte Stammland deutscher Lyrik. Es ist der schon in zweiter Ausgabe (bei Georg Bondi) erscheinende dritte Band der „Deutschen Dichtung" — eine Auswahl, in der Stefan George seine Ahnengalerie stellt. Auf die Stammväter Goethe und Jean Paul kam je ein besonderer Band; die kleineren der Erlauchten, die Jünger, treten nur in würdiger Zwölfzahl auf und bilden „Das Jahrhundert Goethes". Die Auswahl ist sicher nicht nach jedermanns Geschmack — aber das ist ihr Sinn und ihr Recht: denn sie ist im ausgesprochensten Maße nach Stefan Georges Geschmack, und das gibt ihr Physiognomie und Bedeutung. Daß nur zwölf Poeten in charakteristisch reicher Weise vertreten sind und auf viele schöne Einzelgedichte verzichtet wird, ist ein Prinzip, das in seiner Strenge doch vielleicht für die historische Anthologie allgemeine Geltung beanspruchen kann; aber wer als eben George (und seine Nachfahren natürlich!) würde in den Auswahlband des neunzehnten Jahrhunderts mit größter Seitenzahl den Grafen Platen in die Mitte stellen, wer sonst würde Klopstock reicher als Heine ausstatten, neben einem sehr von der lateinischen Seite gefaßten Mörike die Droste verleugnen, wer mit C. F. Meyer schließen und Keller, Fontane und sogar Theodor Storm, den Lyriker, nicht kennen? — Das ist sicher nicht der große Weg des dichtenden Deutschland, aber es ist der Weg, der zu George führt — die marmorbelegte Prachtstraße für sinnende und sehr bewußte aristokratische Einzelgänger, durch deren kalte Fliesen sich freilich nur selten die Blumen

des Grundes und der Geruch der braunen Erde drängt. So gewiß Georgesche Poesie nicht „die" deutsche Dichtung der Gegenwart bedeutet, und so unerträglich in seinem kalten Hochmut dies Vorwort ist, das (ohne große Buchstaben und Interpunktionen notabene!) es ablehnt, die Gedichte der Toten „mit allen schrullen damaliger rechtsschreibung" abzudrucken — — die Kunst Georges ist ein hinreichend bedeutendes Stück der Gegenwart, um ein Buch beachtenswert zu machen, das die Vergangenheit zur Vorgeschichte dieses Mannes stilisiert.

Die Vergangenheit unserer Lyrik ist reich genug, um auch unter dieser Auswahl Schönheit die Fülle zu gewähren; und auch ihre Gegenwart ist reich — so reich, daß Georges starke Stimme in Wahrheit nur eine im Chore der Großen ist. Aber die Zukunft? Sieht sie nicht leer aus? Gehen wir nicht einer neuen Epigonenzeit entgegen? Hat das letzte halbe Menschenalter denn ein großes neues Talent hervortreten lassen? Jene andre beachtenswerte Anthologie, die ich durch die Sache geeint nannte, will da tröstliche Antwort geben. „Ein Buch jüngstdeutscher Lyrik" will uns „Neuland" (Verlag Neues Leben) weisen. Paul Friedrich versammelt fünfzehn ganz junge deutsche Dichter und Julius Hart schreibt ein Vorwort, in dem er für die Einheit der in diesem Buch versammelten jüngsten Generation das „kosmische Empfinden, pantheistisch-monistisches Gott- und Naturgefühl" erklärt. Ich glaube aber nicht, daß diese guten Dinge einen Künstler oder eine Generation charakterisieren können — einfach weil sie jeden Künstler zu jeder Zeit charakterisieren. Auswirkung einer religiösen Leidenschaft ist jedes starke Gedicht und damit kann man eine Poesie höchstens vom „Naturalismus" im antikünstlerischen Unsinne des Wortes abgrenzen. Aber das tut doch heute kaum mehr not, und wir verlangen vielmehr zu wissen, durch Aufschließung welches Lebensstoffes, durch Aufbau welcher rhythmischen Form diese Neuen denn ihr kosmisches Empfinden, ihr Gottes- und Naturgefühl auswirken? Von diesen fünfzehn geben leider Julius Hart einige insofern recht, als sie den Weg gar nicht durch rhythmische Gestaltung sinnlicher Lebensinhalte, das heißt durch ein Kunstwerk nehmen, sondern direkt und abstrakt von ihrem Natur- und Gottempfinden in theosophischen Deklamationen Mitteilung machen. Solche Dilettanten hat es zu allen Zeiten gegeben und es wäre schlimm, wenn sie für unsere lyrische Zukunft „charakteristisch" wären. Aber dieser Neulandband bietet zum Glück auch hoffnungsvolleres. Der Herausgeber Friedrich kommt von der reinen Rhetorik her, weiß aber wohl was not tut und sucht einstweilen, geschickt aber unsicher, durch allerlei Vorbilder zu sinnlicherem Gehalt, zu geschlossener Form zu kommen. Talente wie Hans von Guenther, Josef Kramer, O. M. Fontana formen noch am eignen Ton und bringen viel Fremdes über die Lippen — aber man darf doch hoffen, daß ein Lied in ihnen ist. Wirkliche Dichter mit klarem und neuem Klang finde ich nur zwei unter diesen fünfzehn: Felix Braun, aus weicher Wiener Kultur und das Hofmannsthal-Rilkesche Erbe allmählich mit einem eignen Ton vornehm verhaltener Schwermut und klaren Sinnens durchfärbend — und stärker, freier und aggressiver Ernst Lissauer; an C. F. Meyerscher Kunst, aber in mehr nordischer Lebensart gewachsen. Außer Stücken seines (hier schon gewürdigten) „Acker"* enthält der Band neun Verse, die an geistigem Wurf und rhythmischer Freiheit alles frühere dieses Dichters übertreffen, und doch an formaler Zucht, an klanglich bildnerischer Geschlossenheit nichts eingebüßt haben. Hier, wo der Aristokratismus des Künstlers, ein streng schließendes Formgefühl auf eine durchaus demokratische Lebenserfassung gewandt ist, wo eine sicher

* Zweite Ausgabe bei Eugen Diederichs, Jena 1910

gestaltende Individualität sich doch an das Gegenwärtige in seiner ganz natürlichen und gesellschaftlichen Breite hingibt — hier scheint mir in der Tat unserm lyrischen Reich Neuland zuzuwachsen.

Julius Bab

Susanne Stern

Die guten Bücher, glaube ich, kommen durch nichts anderes, kein tieferes Geheimnis, kein größeres Naturwunder zustande als dadurch, daß jemand sie schreibt, der keine Ahnung hat, was ein gutes Buch ist. Man findet das paradox, nicht motiviert genug, nicht erschöpfend? Gut denn, dann lasse man sich bescheinigen, daß auch etwas Talent dazu gehört. Auch das soll nicht ausreichen? Dann also meinetwegen noch einen abgelagerten Tropfen Kultur, etwas Menschentum, ein wenig Versonnen- und Versponnenheit mit in die Mischung! Das aber ist das letzte! Mehr verlange man nicht.

Martin Beradt hat jetzt einen schönen und feinen Roman, ein Buch voller Süßigkeit geschrieben; es heißt „Eheleute".* Und bei ihm liegt nun wirklich viel Verführerisches darin, zu erkennen, wie naiv das geschrieben ist. Oder zumindest — wie naiv es beginnt und in Szene gesetzt wird, und wie es auf einen winzigen Kreis abgegrenzt bleibt; und eben diese Naivetät nimmt den, der das dicke Buch zunächst einmal anblättert, gleich in ihren Bann, wie die Frische eines frischen und muntern Gesichts, wie der Ton einer Geige, der auch ohne Inhalt an unser Herz klingt. Es gibt ja Dichter, die heute fast soviel können, wie Flaubert gekonnt hat, oder die so voll Kultur sind, wie Fontane es war, Martin Beradt aber ist mit dem, was sein bißchen Besitz und sein bißchen Glück ausmacht, eben erst gestern auf die Erde gefallen; er hat nie- nie- niemals etwas gelesen, was ihn etwa weiter zurück, zur Vergangenheit zurück, zu allgemeineren Maßstäben, zu Vergleichen, zu Kämpfen, zu „Triumphen" (o, diese Bildungstriumphe!) gelockt hätte; er ist da und bringt nun aus irgendeinem Erdwinkel von heute, aus einem Versteck, den man nicht gekannt hat, aus einer Gesellschaftsschicht, durch die man sonst hindurchgeht, ohne sich in ihr aufzuhalten, aus einem „Milieu" ohne literarische Beziehungen etwas mit, was sich auf die natürlichste Weise von der Welt zu einer richtigen, großen und herzhaften vollen Geschichte auswächst.

Martin Beradt erzählt den Roman einer Frau Stern, die die Gattin des Herrn Leopold Stern, Großbutterhändlers in der Hardenbergstraße ist, die früher einen andern geliebt hat und zu diesem andern entflieht, erst als Schatz, dann nach einer qualvollen Pause als Frau, die dann diesen lieben Zweiten ruiniert und verliert, und die nun wieder Frau Stern, jetzt sogar Frau Kommerzienrat Stern in der Hardenbergstraße, wieder reiche Frau, wieder etwas elegisch, aber doch gerade jetzt nicht einmal sehr unglücklich werden wird. Diese eine Erlebnisreihe und diesen Menschen kennt Beradt. Dieses schlichte und erdhafte prätentionslose Schicksal aber, das sich sowenig zu einer Romanphrase künstlich aufpolstern ließe, wie der Name Stern sich dazu eignete, wird ihm zu einem schillernden zarten und feinen Gewebe, das man streichelnd genießt, wie er es streichelnd ausbreitet. Da ist alles zum ersten Male gesehen und zum ersten Mal ausgesprochen. Da ist Frau Susanne Stern eben Frau Stern und nicht eine Sekunde lang etwas anderes, nicht Effi Briest etwa oder Emma Bovary oder eine Schnitzlersche Deracinierte.

Vielleicht liegt darin gar nichts so Neues; vielleicht ist das einfach das Selbstverständliche für eine gewisse Art Dichtung, (neben der es freilich immer noch eine

* „Eheleute", Roman von Martin Beradt. (S. Fischer, Verlag, Berlin 1909)

andere Art geben wird). Bei Martin Beradt stößt man aber allerdings so überraschend, so von der ersten Zeile an, so gleich in der ganzen Anlage des Buches darauf; und man vergißt dabei fast, wieviel Raffinement natürlich auch wieder dieses Naivsein ergänzt. Naivetät ist schließlich nur eine sehr relativ erträgliche Tugend, und das Raffinement liegt darin, wie der Dichter gerade mit dem Zipfel der Geschichte beginnt, der der simpelste ist, wie er es darauf anlegt, nichts als nur eben Frau Stern in ihrer Wohlhabenheit, Frau Stern in ihrem Müßiggang, Frau Stern in ihren Toiletten zu zeigen; wie er es wagt, zunächst nur die Luft dieses Stücks Welt — und sonst nichts — fühlen zu lassen. Die „Handlung" kommt später; die Handlung ist in Luft eingehüllt, ist gebadet mit atmosphärischen Dingen, die mit dem Buch selber geboren scheinen. Und das verrät nun freilich nicht mehr bloß Natur, sondern Kunst. Psychologisch ganz richtig müßte ich wohl sagen: Raffinement und Naivetät sind hier überhaupt nicht auseinanderzuhalten. Raffinement steckt bei Beradt in dem Jean Paulisierenden Stil, der doch so voll Leichtigkeit und voll Fluß ist und nur auf ein paar Seiten, wo offenbar die Stimmung gefehlt hat, eine kalte Grimasse verrät. „Raffinement" liegt vor allem in der funkelnden Manier Beradts, das weltliche Treiben seiner Frau Stern, ihre Einkäufe, ihre Toiletten zu empfinden und empfindbar zu machen. Die Sinnlichkeit hat hier ihre Nuance, hat ihr Parfüm. Susanne Stern kommt in der Zeit ihres Unglücks einmal von einer tröstenden Unterredung mit ihren Eltern, und nun heißt es: „mit vorn aufgenommenen Röcken huschte sie leichtfüßig die Treppe hinunter." (Das ist an dieser Stelle zum Aufatmen schön!) Susanne empfängt ein andermal, in ihrer kurzen Witwentrauer, den Besuch ihres ersten Mannes wieder, und nun trägt sie als Epilog zu allen ihren vielen schönen Toiletten ihres ersten und ihres zweiten Ehestands ein einfaches schwarzes Kleid, „über das nichts weiter zu sagen war". Das ist das Wort des Verfassers. Das liest sich in diesem Augenblick wundervoll. (Wie langweilig ist oft die Poesie der Herren Poeten ohne solch eine Pointe, solch ein Detail! Wie hübsch aber mit ihm! Welcher raffinierte Reichtum ist notwendig, damit diese Martin Beradtsche Naivetät vom Gaumen des Lesers überhaupt erst erkannt und geschlürft werde.)

Seltsam ist eines: wie solch ein Buch um eine einfache Frau herum aufgebaut werden konnte ohne Apparat, ohne Gesellschaftsgerüst, fast sogar ohne Hintergrund. Seltsam ist, daß das Buch sich so wenig, ja überhaupt nicht mit Berlin auseinandersetzt, obwohl doch Berlin sich darin spiegelt. Susanne Stern ist zwar eine ein wenig typische Berlinerin, typisch für unsere Generation heute, die die reizenden Frauen hat und das Ghetto nur höchstens noch bei den Männern verrät — bei den Früheren war's umgekehrt; aber Martin Beradt scheint daran nicht einen einzigen Gedanken zu verschwenden. Das überläßt er dem Leser.

Alfred Gold

Das Triptychon von Tapiau

Lovis Corinth ist in dem ostpreußischen Städtchen Tapiau geboren, hat eine pariserische Technik, süddeutsches Temperament und romantische Phantasie. Das Städtchen Tapiau hat nicht bloß das Verdienst, ihn geboren zu haben, sondern auch seiner Technik, seinem Temperament und seiner Phantasie eine formbildende Aufgabe gestellt zu haben: das Triptychon für die Kirche. Für einen Erfinder, deren er einer der wenigen in der Malerei ist, für einen malenden Dichter, dessen Ausschweifungen nicht immer von seiner gesunden Technik in Damm gehalten werden, gibt es keine heilsamere Aufgabe. Das Triptychon zwingt zur Komposition, Klarheit, Kontrastwirkung, wenn es nicht gar zur Architektur zwingt.

Realistische Phantasten wie Corinth, können niemals Architektoniker werden, so wie Hodler, der rhythmische Stilist. Sie erfinden das Bild nicht aus dem Rahmen, sondern allenfalls in den Rahmen. Sie erfinden drei Bilder, die gut zusammengehängt sind: Uhde tat es nicht anders. Sie denken über diese Dreieinigkeit nach und das Dogma wird ihnen zu drei lyrischen Gedichten, die sich schließlich vereinigen lassen. Der Kompositionsgedanke ersetzt die Architektur. Corinths Gedanke ist etwa der: in der Mitte steht die Vision des Gekreuzigten auf der Schädelstätte, rechts und links die Literatur — links der Apostel Paulus mit dem Schwert, aber auch dem Philipperbrief, rechts der Evangelist Matthäus, der das Diktat eines Engels aufschreibt. Die Vision der Tat zwischen der Propaganda in Wort und Schrift — und nun geht es ins einzelne. Der Körper des Christus, blutend, braungelb wird vor weitem Horizonte gedacht — ein Wolkenmeer, aus dem ein Lichtstrahl bricht, ein Bergemeer, tief unten, in monumentaler Erstarrung, Körper, Wolken, Erde. Es wird weiter differenziert. Christus, vor dem Himmel, der Apostel und der Evangelist nur vor bunten Mauern. Paulus in kurzem blauem Rock, nach vorn, ein Gesicht von junger, naiver, unbewußter, etwas fanatischer, etwas hellsichtiger Tatenfreude. Matthäus — das ist der sitzende ältere Mann, bärtig, sachlich, eifrig, gläubig, dem der entzückte Engel diktiert. Wie gut legt sich das auseinander! Es ist das Wesentliche, das man denken und berichten kann. Und doch ist es das Unwesentliche, wenn man vom Maler spricht: Das Blau des Paulus geht durch den Himmel des Christus bis ins Kleid des Matthäus, das Weinrot des Engels tropft in dem geheimnisvollen Bogen des Himmels — die Farben stehen um den Christuskörper, der fleischischerdige Akkorde eines koloristischen Echos in der Landschaft weckt. Schon geht aus der Farbe eine Einheit über die Bilder. Aber auch sie ist noch unwesentlich gegenüber der Einheit der technischen Auffassung. Kein Zweifel: hier ist Nachfolge des Grünewald, schmerzliche Visionen mit realem Griff ins Leben, deutsche Mischung von Traum und Wirklichkeit: ich meine gemalt mit einem Pinsel, der die Natur bis ins letzte kennt und doch der Phantasie Bildungen, Einbildungen gestattet. Diese Einheit ist die wichtigste, denn auf einmal sehen wir in ihr Strahlen der Persönlichkeit des Malers zusammentreffen, die sich nicht finden konnten, und sehen die Zugehörigkeit zu einer Ahnenreihe deutscher Meister, die am Fragmentarischen ihres Lebens und ihres Landes litten. Tapiau ist Kunstgeschichte geworden.

Oskar Bie

Gespräch auf dem Dache

Der Kaufherr stand auf dem Dache seines neuerbauten Kaufhauses und wies mit der Rechten über den belebten Hafen und das weite abendliche Meer. Dann sagte er zu seinem Freunde:

„Siehst du dort draußen die breiten Schiffe ihre Furchen ziehen? Sie tragen meine Waren in fremde Länder, ich aber stehe auf dem Dache meines großen Hauses und blicke ihnen ohne Sehnsucht nach."

„Du bist stolz," erwiderte sein Freund, der Dichter.

„Lege nicht einen Spott in die Stimme, wenn du mich stolz nennst," sagte der Kaufherr. „Ja, ich bin stolz, wenn ich auf dem Dache meines neuerbauten Hauses stehe und sehe meine Schiffe durch die abendlich geröteten Fluten gleiten."

„Du sprichst wie ein Dichter," entgegnete der Freund, „und solltest wie ein Kaufherr sprechen."

„Und wie würdest du den Kaufherrn sprechen lassen," fragte der Kaufherr, „wenn anders du die Laune hättest in einer Dichtung solche Phänomene zu polarisieren?"

„Ich würde ihn gar nicht sprechen, ich

würde ihn rechnen lassen," sagte der Dichter, „und von dem Rot des dahinsterbenden Lichtes dürfte er mir gar nichts sehen noch begreifen."

„Wie einseitig dünkt dich der Mensch," spottete nun der Kaufherr. „Darf ich nichts genießen von den Farben des abendlichen Himmels, weil es mein Kaufhaus ist, darauf wir stehen?"

„Nicht darum," erwiderte der Dichter, „sondern weil du stolz bist auf dein neuerbautes Kaufhaus, und niemand sollte andere Dinge genießen als die, auf die er stolz ist."

„So genießest du nur deine Werke," sagte der Kaufherr und lachte.

„Ich genieße nichts weniger in der Welt als meine Werke, denn auf nichts bin ich weniger stolz."

„Wie? Nanntest du sie nicht neulich, da wir saßen und den Burgunder aus böhmischen Gläsern tranken, den Orgelpunkt in der Symphonie deines Lebens? Und wärest nicht stolz auf sie."

„Ich liebe meine Werke," erwiderte der Dichter ruhig.

„Nun wohl," rief der Kaufherr, „so liebe ich meine Waren, meine Schiffe, die da den Wassern der Nacht entgegentreiben. Was streiten wir über den Stolz!"

„Nicht doch, mein Freund," gab der Dichter zurück und lächelte, „du liebst sie nicht, deine Waren, deine Schiffe. Sagtest du nicht, du blicktest ihnen ohne Sehnsucht nach? Ich aber blicke meinem Werke, wenn es vollendet ist und so dem Auge des Künstlers auf ewig entschwindet, mit jener tiefen Trauer nach, die nur der kennt, der seine Schiffe einst in ein Meer entschwinden sah, aus dem es keine Rückkehr und an dessen Küsten es keinen Hafen gibt. Deshalb sagte ich, du seist stolz auf dies dein neuerbautes Kaufhaus, und nicht mit Spott sagte ich dies, sondern mit Freude. Ich aber liebe meine Werke."

In diesem Augenblicke löste sich ein purpurrotes Segel von den überschatteten Mauern des Quai los und strich zwischen den großen Schiffen des Kaufherrn leicht und prangend im Abendwinde durch die Flut. Der Kahn, den dieses Segel bewegte, führte keine Waren davon.

Da fühlte der Kaufherr, wie jener unbeladene Kahn mit dem purpurroten Segel in allem dem Dichter an seiner Seite gliche, und er ward traurig.

„Warum fährst du mit Purpursegeln in die Weite?" fragte er den Freund. Der sah ihn eine Weile an, dann lächelte er aufs neue und sagte:

„Mein Freund, warum lädst du deine Waren auf die breiten Schiffe?"

Nun lächelte der Kaufherr. Dann schwiegen beide und schritten mit langsamen Tritten durch die Hallen und über die Treppen des schönen Kaufhauses hinab.

Rasch fiel die tropische Nacht und verhüllte die breiten Schiffe und das purpurne Segel.

Emil Ludwig

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Gedanken über den Parlamentarismus / von S. Saenger



er in den Parlamenten einen Weisheitsextrakt sucht, eine Art Normalvernunft und Normalgewissen und Normalwillen, oder einen Präzisionsapparat zur Erzeugung allgemeingültiger Gesetze und Verordnungen: der muß bitter enttäuscht sein und wird die Einrichtung verächtlich finden.

Solche Ansprüche gehen um. Aber nicht, oder nicht mehr, im Volke, sondern unter den Technikern, den Spezialisten, den Fach- und Verbandsmenschen; unter den Positivisten in Wissenschaft, Industrie und Geschäft. Als solche erheben sie ihre Forderungen; und die Absolutisten und Pseudokonstitutionellen, die auf Autoritäten aus ‚eigenem' Recht zielen, haben in diesen politischen Naturalisten ihre wirksamsten Schrittmacher. Das Manometer oder Elektrometer ist das Ideal ihrer Wertmesser. An alle Einrichtungen, die öffentlichen Zwecken dienen, an Justiz Schule Verwaltung Gesetzgebung Exekutive, wird, wie an Straßenreinigung Eisenbahn Schiffsverkehr Fleischversorgung, der technische Anspruch exakter Leistung gestellt. Ein Minimum von Kraft soll ein Maximum von Arbeit leisten. Warum ists in der Politik anders? Warum ist sie der Tummelplatz „ungelernter" Arbeiter und ihrer Verführer, das einzige Gebiet, auf dem die Inkompetenz triumphiert? Die Politik darf, in arbeitsteiliger Zeit, nur Spezialität sein; daß sie als allgemein menschliche Angelegenheit behandelt wird, ist schuld an der widerlichen Stümperei und Pfuscherei, die der technische Kopf mit politischer Tätigkeit immer mehr identifiziert, je energischer der Stimmzettel des souveränen Staatsbürgers, schließlich also der Parlamentarismus die Herrschaft an sich reißt. Denn Parlamentarismus ist — organisierte Anarchie. Sie ahnen gar nicht, daß sie mit diesem Wort, das als Schandmal gemeint ist, die positivste aller politischen Leistungen umschreiben: in keinem Lande ist die ursprüngliche Anarchie neben- und gegeneinander gerichteter Individualwillen so gründlich überwunden (oder verschleiert) wie in dem parlamentarisch regierten England; und mehr als jene Anarchie durch ein Repräsentativsystem zu verschütten, zurückzudrängen, zu ‚organisieren' vermag keine Regierungsform, zumal bei gewaltsam aufgeklärten Millionenvölkern, die allerhand böse Leidenserfahrungen lange schon aus dem Paradies ihrer Untertanennatur vertrieben haben. Der technische Anspruch denkt sich aber die Organisierung ganz anders, und Lagarde, der Orientalist, hat ihn also formuliert: Der Lokomotivführer ist weder konservativ noch liberal; daher schaffe man politische Techniker nach seinem Ebenbilde. Diese

berühmte Halbwahrheit, vielleicht ersonnen, um den politischen Betrieb zu technisieren, wurde von starken Individualisten freudig anerkannt. Aber wohin hat sie geführt? Zur Verherrlichung eines unzulänglichen Typus: des Beamtenpolitikers. Dahin, daß aus Feindschaft gegen den politischen Dilettantismus der politische Dilettant, nämlich der Formalist des vorhandenen Rechtes, über den Schöpfer neuen Rechtes gestellt wird. Daß der gewählte, geduldete, aus öffentlichen Geldern genährte Mandatar zum Herrn seines Mandanten wird. Daß die Kluft zwischen Regierern und Regierten sich erweitert, und auseinandergerissen wird was zueinander gehört. Daß das eingeborne Gefühl der Wechselbeziehung zwischen ihnen sich abstumpft und man den (oder die) Regenten ins Absolute, in die Sphäre des eigenen Rechts erhöht, bis schließlich die einen (die Regierten) verdinglicht, die anderen (die Regenten) verselbständigt werden und Mißtrauen, Spannung, Feindschaft, Krieg der Normalfall wird. Ferner: indem der Nutzen der Repräsentativverfassung verketzert wird, untergräbt man den Glauben an die offenbar einzig mögliche Form, die Souveränitätsansprüche eines Millionenvolkes in einem Becken zu sammeln, einen Kollektivwillen zu bilden und die Leistung derer zu beaufsichtigen, auf die Souveränitätsrechte übertragen werden. Dies alles geschieht aus Mißverstand einer mechanischen Analogie. Der Fall liegt gerade umgekehrt. Das Parlament braucht, zur zeitgemäßen Anpassung, in erster Linie keine technische Vervollkommnung, die gar zu leicht auf zäsaristische oder bureaukratische Geleise geraten kann. Das Technische betrifft (meinetwegen) wichtige Nebensachen, die eine Betrachtung nötig machen. Das Parlament hat viel, viel mehr neue Ströme Humanität nötig, ungeteiltes Menschtum, frische ungebrochene synthetische Naturen, mit einem Todhaß gegen spezialistische Verengung im Herzen, welche mit reifer Überlegenheit den vorwärtstreibenden Strudel schaffen, in dem Politik schöpferisch wird. In der Keimzeit des kontinentalen Parlamentarismus saßen auch solche Menschen in unseren europäischen Repräsentantenhäusern. Sie wurden aus ihnen vertrieben, seit wir durch Kapitalismus und Spezialistentum in Techniker und Menschen auseinandergerissen wurden. Sie müssen wieder hinein, um die Demokratie vor Entgleisung zu bewahren.

Diese technischen Köpfe, diese Protzen der Exaktheit — sie verwirren uns die geschichtlich-politischen Kreise; sie vermengen Natur und Freiheit, Vorstellungs- und Willensgebiet. Sie halten das Schicksal ihrer Spezialaufgaben in Händen, weil man auf engem Felde die Störung durch Willensimpulse ausschließen, oder die Interessenharmonie nach den derben eindeutigen geschäftlichen Methoden errechnen gelernt hat. Nun stellt man sich auch das Reich der Freiheit, das früher unter dem Zeichen der Gewalt, der Okkupation,

des Willenszwanges stand und langsam, langsam in das Zeichen des Rechts und der kontraktlichen Bindungen tritt: man stellt es sich unter dem Bilde einer Maschine vor. Der Maschinenpolitiker, das verrufenste Erzeugnis des amerikanischen Systems, ist, in anderer Bedeutung, auch ihr Ideal. Der geschichtlich-politische Kopf weiß, wie — menschlich es zugeht: auch in Parlamenten. Er nennt ein Gesetz gut oder zweckdienlich, wenn es einen verhältnismäßig geringen Widerspruch erweckt. Er ist mit dieser negativen Bestimmnng äußerst zufrieden, denn er hat die Gesamtvernunft und den Gesamtwillen als Abstraktionen erkannt und die kompakte Masse den Individualwillen als unsagbar schwer zu überwindenden Widerstand erfahren. Daß es gelingt, durch parlamentarische Methoden, durch Zerreden die Gegensätze zu erweichen, ist ein Triumph langsamer Zähmung und Züchtung. Von sogenannter exakter Arbeit ist natürlich keine Spur. Erst eine unendliche Flut von Worten, Gebärden, Affektentladungen: ein dichter Nebel von Meinungen und Wünschen verdeckt den Ausblick auf das Ziel; dichte Spinneweben von Ehrgeiz und Eitelkeit lagern über dem Sachlichen der Debatte; zum Schluß Einigung in einem Kompromiß, das keinen Wunsch ganz befriedigt, und (meist starke) Minderheiten verstimmt und in Bitterkeit und Kampfstimmung treibt. Es kann nicht anders sein. Ich kann ein Geschäft um die Aktionäre herum machen; sie sind nur an der fetten positiven Bilanz interessiert und erteilen mit Freuden Entlastung. Aber die Bürger eines entwickelten Staatsverbandes sind mit Wünschen, Hoffnungen, Schwärmereien bis zum Rande gefüllt, mit den verrücktesten Ausschweifungen, mit den verwegensten Meinungen nnd Überzeugungen: die gemeine, täglich sich erneuernde Not hat dieses irrationale Produkt einigermaßen eingedämmt und rationalisiert; aber es bleiben der Dünste und Dämpfe, die aus diesem Gärbottich aufsteigen, genug übrig und mit ihnen hat es der Politiker zu tun. Der Absolutismus und der verschämte, halbwüchsige Konstitutionalismus treiben jene Dämpfe mit Hilfe von Polizei und Ausnahmegesetzen nach innen: sie nennen das Ordnung, während das Manometer auf Hochdruck weist. In ihrem Sichausströmendürfen liegt die Freiheit, nicht in der absoluten Zweckmäßigkeit der Gesetze, die aus diesem Elementaren gebraut werden. Wenn der Parlamentarismus als System auf diese Schwäche gegründet ist, so ist er mit der Eigentümlichkeit der menschlichen Natur wundervoll im Einklang. Es gehört in diesen Zusammenhang, was John Stuart Mill über die Arbeiter sagt: nicht ihr wirkliches Interesse muß man in Erwägung ziehen, sondern die Vorstellungen, die sie sich von ihm bilden; und wer der Staatstheorie huldigt, daß eine numerische Mehrheit tun wird, was kein anderer bisheriger Machtinhaber getan hat, es sei denn ausnahmsweise, nämlich daß sich ihr Verhalten nach ihrem tiefsten und eigentlichsten Interesse richten werde, im Gegensatz zu dem unmittelbaren und scheinbaren: der habe seine Theorie auf Sand gebaut. Ein denk-

würdiges Wort. Schön kann demnach der Parlamentarismus nicht sein, aber psychologisch berechtigt und notwendig, nachdem einmal die Entwicklung den Menschen zu einem redenden, dialektisierenden, zeitunglesenden Geschöpf gemacht hat. Er ist das relativ beste Mittel, die Hydra gegenstrebiger Meinungen immerfort zu köpfen: er ist Organisierung der Anarchie (als Lob und Zustimmung gemeint).

Um aus sechshundert Willen, die Millionen Menschen vertreten, einen Gesamtwillen herzustellen, aus Massen ungleicher Größen, die selbst bei der Gruppierung nach ungefähren Ähnlichkeiten der Interessen und Gesinnungen über Opfer klagen, dazu besitzen wir nur das unpräziseste aller Mittel: den Kompromiß. Er ist ewig mit dem Fluch des Provisoriums behaftet, denn er kuppelt zwischen Macht und Recht, zwischen Intrige und Gradsinnigkeit, zwischen Willensgier und Zartheit der Gesinnung. Je genauer und kräftesparender die wissenschaftliche Methode mit ihren Kontrollinstanzen und Fehlerberechnungen wird, je mehr jeder Zeitgenosse den Zauber dieser Methoden, den Sieg der Eindeutigkeit über vages Meinen und Wünschen zu kosten bekommt: desto gebrechlicher erscheinen die politische Technik und ihre charakterlosen Haupttrümpfe: — der Opportunismus und der Kompromiß.

Das Volk schwankte früher, in den Zeiten der ersten revolutionären Erschütterungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo Mirabeau wie ein Sturmgott der Freiheit ins gelobte Land des Parlamentarismus voranschritt, — es schwankte damals zwischen ausschweifender Hoffnung und dumpfer Entsagung. Es fühlte seine Schmerzen und Nöte und dann den Verrat seiner Befreier und Vormünder allzu tief und lebhaft, als daß es exaktere Maße suchte. Und dann kam der grausame Anschauungsunterricht durch verbogene und geköpfte Parlamente; auf den Frühlingstraum der Assemblée Nationale und die Verbrüderungsräusche der bald ausgelöschten Augustnächte folgten Jakobinismus und Buonapartismus, später die goldenen Tage der säckelnden Bourgeoisie unter Louis Philipp und dem dritten Napoleon; das Parlament hatte nur Bastardrechte und die Nabelschnur, die es mit den Tiefen des Volkes verknüpfte, war dünn. Es setzte seine Hoffnungen auf die Revolution; der Parlamentarismus, wie er in dieser Zwischenzeit war, wurde (bis zum Kriege) als eine Einrichtung zum Schutz der großbürgerlichen Klassenherrschaft verachtet. Die französische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts verläuft daher bis zur dritten Republik wesentlich außerhalb der Parlamente, die scheinbar nutzlos Hunderte ehrlicher Ideologen und Volksfreunde verschlucken... In Mirabeaus Reden blühen noch messianische Hoffnungen; aber Jules Michelet, der siebzig Jahre später die Geschichte dieser messianischen Anfänge beschreibt, belebt sie mit der Kraft wollender Liebe; be-

wußt und künstlich. Heute ist der französische Parlamentarismus ein bürgerliches Institut, und das Volk der Werdenden und Zukünftigen betrachtet ihn ohne besondere Liebe, mit einigem Mißtrauen sogar gegen seine Repräsentanten als einen — Umweg zur Macht. In dem durch den Absolutismus und Bureaukratismus gründlich verdorbenen Volke wurde jeder Wille zur selbstverwaltenden Tätigkeit, jede opferbereite Freiwilligkeit bei der Bildung des Kollektivwillens ausgerodet; es wurde durch Bevormundung und Ausbeutung verknechtet und entehrt und tobte seinen Groll in anarchistischen Zuckungen aus. Zweihundert Jahre ohne Versammlung von Reichsständen; in den Provinzen kümmerten die Repräsentativkörper wie faulende Tümpel dahin (mit wenig Ausnahmen, wie im Limousinischen); und die Quellen schöpferischer, volkstümlicher Rechtsbildung, die in England den parlamentarischen Baum so kräftig emportrieben, waren gänzlich versiegt, als die Katastrophe hereinbrach. Der Parlamentarismus hat darum in Frankreich noch keine rechte Tradition, keine Helden, keine Märtyrer (wozu das neue Geschlecht von Grévy und Gambetta bis zu Waldeck-Rousseau und Combes trotz aller Tüchtigkeiten und unentbehrlichen Leistungen doch nicht zu rechnen ist). Und er hat, in diesem Lande der Rhetoren und geistreichen Köpfe, keine parlamentarische Beredsamkeit ganz großen Stiles hervorgetrieben: Mirabeau ist ohne ebenbürtige Nachfolger geblieben. Trotzdem werden die Leistungen des französischen Parlaments sehr merklich besser; die Richtung auf den Laien- und den Rechtsstaat wird mit eiserner Energie von dem unruhigen und ehrgeizigen Völkchen der quinze mille eingehalten; und obwohl keine Auslese der Nation, ein Haufen provinzieller und persönlich gleichgültiger Politikmacher, von Lokalausschüssen auf die Vertretung von Kirchturmsinteressen eingeschworen und in den Strudel von Paris gewirbelt, haben sie es am Ende doch fertig gebracht, den gallisch abenteuernden Militarismus unter die Oberhoheit der bürgerlichen Staatsgewalt zu drücken und den Petardenmethoden des Syndikalismus die Stirn zu bieten. Es steigen immerhin Männer empor, Waldeck-Rousseau, Clémenceau, Briand, die im Machtbesitz schnell reif werden und sich vor der Untreue gegen papierne Programme und journalistische Bekenntnisse (und Genossen) nicht fürchten. Das Industrieproletariat steht noch grollend beiseite; es ist eine lauernde Gefahr und neigt zu anarchischer Ungebärdigkeit. Aber einmal spricht, neben den erwähnten geschichtlichen Ursachen, hier das besondere Rassentemperament mit. Und dann macht Frankreich, in dessen breiten Mittelschichten das bescheidene, vorkapitalistische Rentnerideal noch immer lebt, eben den ersten Versuch, dem Arbeiterdasein die ersehnte Beamtensicherung zu geben. Bei dieser Politik von unten her, von ‚der Straße' herauf, ist das schöne Land nicht schlechter gefahren als unter den Segnungen des späten (nachcolbertschen) Bourbonismus und Cäsarismus. Ja, das Parlament hat seit vierzig Jahren sogar eine sehr anständige, meist sehr zielsichere aus-

wärtige und Kolonialpolitik gemacht; die Energie der kolonialen Expansion war außerordentlich und die Geschäfte der Oberschicht blühen doch weiter auf der überkommenen agrikolen und luxusindustriellen Basis, ohne amerikanische Vertrustung des Kapitals und Riesenmonopole. Die französische Geschichte beginnt durch die bloße Kraft der Tatsachen seit vierzig Jahren seinen Ausgang innerhalb des Parlamentes zu nehmen. Es ist, wie alle Parlamente, reformbedürftig, aber die Reform betrifft das Menschenmaterial in ihm und die Technik der parlamentarischen Arbeit, sie berührt die volkstümliche Repräsentativverfassung als solche gar nicht.

In England finden wir die heiligende Tradition, die Patina des Alters, die (bis vor kurzem ziemlich unkritische) Ehrfurcht des Volkes, die sich auf die Steine in Westminster überträgt. Dort wimmelt es von parlamentarischen Helden; das Volksbewußtsein ist voll davon, sie sind Träger und Schöpfer der englischen Geschichte. Seit dreihundert Jahren, jedenfalls seit dem langen Parlament und der puritanischen Revolution, spielt sich ihr Wesentlichstes im Hause der Gemeinen ab, ist Parlamentsgeschichte Nationalgeschichte; und Männer ohne Leier und Schwert, aber Beispiele bürgerlichen Mutes und Opfermutes, Männer von ganz bescheidenem menschlichen Format wie die Pym und Hampden, die Steuerverweigerer unter Karl Stuart, stehen da neben den geist- und charaktervollsten Männern, neben den Bolingbroke und Burke, den beiden Pitts, den Fox und Peel und Palmerston und Russell, den Cobden, Bright, Gladstone, Disraeli fest in der Verehrung der Volksgenossen. Das ist englische Besonderheit; nachträglich nicht nachzuahmen, weil die Anfänge des Parlaments in historische Dunkelzeit zurückreichen, und weil der wundervolle Vorgang einer ruhig durch die Zeiten wachsenden bürgerlichen Staatsgewalt, die alle absolutistischen Anfälle mit gepanzerten Fäusten abwehrt und alle schöpferischen Intelligenzen des Landes in sich einsaugt, durch die isolierte Lage, durch das Freisein von lästigen kriegerischen Nachbarn, mit erklärt wird. Es ist auch das einzige Beispiel eines Vertretungskörpers, der gesetzgebende, verwaltende und richterliche Funktionen zugleich übt und von vornherein auf die Summe und Vereinigung aller staatlichen Autorität angelegt ist, noch während die Krone Initiativrechte übt oder um sie kämpft. Aber dann kamen das Fabriksystem, die sozialen, politischen, biologischen Massenprobleme, und mit dem Idyll des Erbstaates der großen Geschlechter, die sich von unten, den Parvenüs der Erwerbsschicht her verjüngten, geht es rasch zu Ende. Puritaner, Nivellierer (Levellers), Chartisten, bisher über Jahrhunderte verstreuter Vorspuk, wachsen nun zu einem ungeheueren Block organisierter Arbeitsbienen zusammen, die zu dem plutoaristokratischen Kollektivgeist des Parlaments kein Zutrauen mehr haben. Nun wird Schritt

um Schritt das politische Vorrecht des mobilen Kapitals zurückgedrängt, das sich in England zwar mit mehr Geschick als anderswo die Flitter des alten Ständestaates umgehängt und die agrararistokratischen Gewohnheiten der Distanzierung und Isolierung nachgeäfft, aber schließlich doch nur eine Vornehmheit geschaffen hat, die sich im Snobismus selbst verhöhnt und aufhebt. Aber dort vollzieht sich die Demokratisierung der Gesellschaft und des Parlaments ohne französische Systemsucht, ohne Erklärung der Menschenrechte, ohne Rousseauismus und das ‚Gift' der Zwangsideen, die sich im contrat social niedergeschlagen haben; ohne Schwung und Enthusiasmus: aber mit unerbittlicher Folgerichtigkeit. Die Massen betrachten das Parlament ganz nüchtern als Werkzeug für die Verwirklichung solidarischer Massenwünsche: als eine Art Gewerkschaftsorgan für die Gesamtheit. Die Parlamentstechnik beginnt sich dem anzupassen: die Arbeit vollzieht sich in Kommissionen, die zwar, technisch modern, Sachverständige zu Rate ziehen, aber saubere Fabrikate in den vielen Fällen nicht liefern können, wo Unternehmerinteresse mit Arbeiterinteresse hadern; die Beratungen des Plenums werden immer mehr dekorativ (sie sind, bei der Entwicklung der Presse, veraltet: wie der Postillon neben der Lokomotive, sagt Carlyle): es kommt auf das Stimmenverhältnis an, das durch gegenseitiges Aneinandervorbeireden nicht berührt wird; die politische Leitung und Initiative haben die Parteiausschüsse, die sich in England als Comités du Salut Public fühlen und mit diktatorischer Gewalt und Rücksichtslosigkeit die Regierung besorgen (besonders in auswärtigen Angelegenheiten). Nur richten sich dort ihre Rücksichtslosigkeiten aber weit eher gegen die eigene Gefolgschaft, gegen die Schar der Nichtkabinettsfähigen: es ist englische Tradition und englische Geschäftsklugheit und tiefwurzelndes Solidaritätsbewußtsein, die Interessen und Gefühle der Minderheiten nicht tödlich zu verletzen. Wenn das Parlament auch in England in die Hände der ‚Straße' geraten ist (bald werden die M. P. besoldet sein), so hat die Straße bislang außerordentlich viel Zucht und Zurückhaltung bewiesen: sie ist mit uralten parlamentarischen Traditionen gepflastert.

Es ist eine Geschichtslüge, den Parlamentarismus als Seuche in Verruf zu bringen, welche die von ihr befallenen Völker bis in ihre Tiefen vergiftet. Hüten wir uns vor ihr, denn der Parlamentarismus klopft an unsere Tür. Er muß in seinen Anfängen, in seiner Verkrüppelung durch Bismarck und in seinen Aussichten für sich betrachtet werden.

Der Gletscher/ Roman von Johannes V. Jensen

(Fortsetzung)

Die Drengsöhne

Das Volk im Norden nahm zu. Während der Gletscher wuchs, vermehrten sich Drengs und Moas Nachkommen zu zahlreichen Familien und kleinen Stämmen, die auf der Berginsel verstreut wohnten und das Leben der Stammeltern weiterführten.

Im Anfang nahm das Gletschervolk Blut von ihren ursprünglichen Stammesverwandten in den Wäldern auf. Drengs Söhne machten Jagdzüge gen Süden, zu den Waldmenschen, und holten sich Weiber, ebenso ihre Söhne, und es war schon längst der Brauch, daß die Jungen auf dem Gletscher, wenn sie reif waren, dadurch die Mannesprobe ablegten, daß sie in die Wälder hinabzogen und sich dort Frauen eroberten. Diese Züge wurden stets zur Zeit des Frühjahrs unternommen und hatten eine gewisse kraftvolle Feststimmung an sich, von der die Jüngsten träumten und deren Erinnerung die Alten dankbar bewahrten. Außer dem Heimbringen neuer kraushaariger Mädchen gaben diese Ausflüge nämlich noch Gelegenheit zur Berührung mit den Verwandten der jungen Braut und eine willkommene Abwechslung in der Kost; es gingen lustige Sagen um von Weiberraub mit darauffolgenden Gelagen, bei denen man im Festrausch die Braut selber mit verzehrt hatte, so daß man, um nicht mit leeren Händen nach Hause zu kommen, den ganzen Zug noch einmal hatte machen müssen. Man ließ sichs wohl sein in der Fremde.

Aber wenn die jungen Männer erst wieder heimgekehrt waren zum Gletscher mit ihren Waldmädchen, wurden diese in Ehren gehalten, teils in Anbetracht ihrer Seltenheit, teils weil sie sich bald Achtung erwarben als fruchtbare Mütter; und die halb unwillkürliche Grimasse, mit der man sich ihnen näherte, um sie ohne weiteres aufzufressen, ward nach und nach zu etwas, was Liebkosung und Besitzesfreude ausdrückte.

Jedoch die Entfernung ward größer und größer, je mehr der Gletscher sich ausbreitete; manchmal nahm es ganze Jahre in Anspruch, die Eingeborenen in den Wäldern im Süden aufzusuchen und mit Frauen zurückzukehren. Außerdem verlor sich der Gebrauch schließlich auch aus einem andern Grund: das Gletschervolk wurde mit der Zeit groß genug, daß die Jungen der verschiedenen Familien, wenn auch ganz weitläufig verwandt, einander doch hinreichend fremd waren, um in das gegenseitige Staunen zu verfallen, das junge Menschen zusammenführt. Alles hat seine Zeit. Auch die Weiberjagden gehörten schließlich der Vergangenheit an. Drengs Nachkommen und sein ursprüngliches Stammvolk waren schon zwei ganz verschiedene Arten von Menschen. Immer mehr schwärmerische Sagen von den dunkeln, schönen Töchtern des Urwalds gingen um; aber die einzelnen Exemplare, die es noch gelang

herbeizuschaffen, rochen sämtlich nach Moschus und behagten dem Geschmack der Gletscherleute gar nicht. Ein anderes sind Träume, die einem das Wasser im Mund zusammenziehen, ein anderes ist die unappetitliche Wirklichkeit. Und nachdem Zeit und Entfernung die beiden Völker nach und nach schließlich ganz getrennt hatten, galt jegliche Neigung für wilde Weiber als zuchtlos, wogegen die Träume, die sich von ungestilltem Verlangen aufs üppigste nährten, immer wundervollere Formen annahmen und schließlich naturgemäß damit enden mußten, das Schöne selbst, als eine Welt an sich, hervorzubringen . . .

So vertiefte sich der Abgrund zwischen den beiden Völkern, die der Gletscher getrennt hatte, auf ewig. Sie waren nicht mehr Gleichgeartete. Die Trennung ward eine schicksalsschwangere. Das Urvolk, das immer weiter zurückwich, war dasselbe geblieben, blieb immer dasselbe, während Dreng, der sich nicht beugen konnte, ein anderer geworden war und sein verändertes Wesen auf seine Nachkommen vererbte. Die Waldbewohner wichen immer weiter vor dem Winter zurück, zogen mehr und mehr nach Süden, in dem Bestreben, immer ihr gewohntes Einerlei zu leben, und dies Zurückweichen sollte sie, während sie sich gleichzeitig immer mehr ausbreiteten, dereinst in ferne Himmelsstriche und über alle Teile der Erde führen. Drengs Geschlecht dagegen blieb im Norden ansässig und richtete sich dort ein, unter immer schwierigeren Verhältnissen, die einen Fortschritt an Ort und Stelle erzwangen. Sie glichen nicht mehr den nackten, gedankenlosen Wilden, von denen sie ursprünglich stammten; sie waren andere Menschen geworden. — —

Die Drengsöhne wurden bei dem mühsamen Jägerleben auf dem Gletscher groß und bärenstark. Die Kleider, die sie anhatten, machten eine Behaarung überflüssig; ihre Haut ward weiß und rot, weil sie immer im Schatten lebten. Das stets feuchte Wetter bleichte ihr Haar und ihr Auge, das dereinst das verschlossene Dunkel des Walds aufgewiesen hatte, färbte sich unter den tiefen Brauen mit der Farbe der Gletscherklüfte und des grünblauen, offenen Schimmers fern am Horizont zwischen Eis und Himmel . . .

Und auch ihr Wesen ward anders als das der fernen Urväter; sie hielten es nicht mehr nach Art der Waldleute, die ohne Besinnen den Baum mit der Wurzel ausrissen und sich zur Erde warfen und ein Lager aufschlugen, wo's grade traf. Ihr Dasein zwang sie, lang zu überlegen und dann, wenn es Zeit war, zu handeln. Sie lebten nicht ungeteilt in der Gegenwart, im ewigen Sommer des Urwalds; sie mußten zurück- und vorausdenken, wenn sie den Wechsel der Jahreszeiten überstehen wollten. Statt der sehr harmlosen Leidenschaftlichkeit des Urvolks wappneten sie sich mit einer Beherrschtheit, die aussah wie Kälte; die große Tragweite aller ihrer Unternehmungen zwang sie, zweimal zu überlegen und zuzuwarten. Das machte sie verschlossen und scheinbar

unfroh, und von ihren Wohnstätten ertönte nicht das Gezwitscher wie aus den Laubhütten im Wald. Aber Lebensfreude und heftiges Gefühl lagen tief in ihrer Natur und hatten nur an Stärke zugenommen. Hierin schlugen sie alle Dreng nach, dessen lebenslängliche Ruhe, aber auch dessen rasende Gewalttätigkeit, mit der er bei zwei oder drei Gelegenheiten seine Urkräfte geltend gemacht hatte, geradezu sprichwörtlich waren im ganzen Geschlecht. Es hieß, niemand hätte Dreng je lachen sehen, und doch waren Beweise dafür vorhanden, daß er sein Dasein genoß, mächtiger als jeder andere Lebende. Er war ja auch unsterblich. Das Gletschervolk umgab den alten Einäugigen mit immer dunklerer Ehrfurcht; jede Überlieferung von ihm ward heilig gehalten. Alles kam von ihm.

So ward das Leben auf der Berginsel weitergeführt, durch mehr Generationen hindurch, als irgendein Mensch noch zurückdenken konnte; viele Jahrtausende gingen hin, die alle vollständig dem Leben Drengs und Moas, der ersten Eltern, glichen; und schließlich — nun ja — war es eben einmal so!

Die Männer verfertigten sich Waffen und lagen der Jagd ob. Hierin änderte sich weiter nichts, als daß das Wild immer seltener wurde und immer weiter weg aufgespürt werden mußte. Dafür legten alle Familien sich zahme Renntiere zu, die geschlachtet wurden, wenn die Jagd fehlschlug. Das wichtigste Wild war das Mammut, dem das Gletschervolk schon vor undenklichen Zeiten den Waffenstillstand gekündigt hatte und das in Fallgruben gefangen und mit Harpunen erlegt wurde. Leider gab es nur wenige seiner Art, und diese mußten auf fernen Berginseln, oft nach meilenweiter Wanderung über den Gletscher, aufgespürt werden.

Es galt daher auch als großes Ereignis und erregte allgemeinen Aufruhr, ein Trompeten mit Mammutzahn und ein Freudengeschrei über die ganze Insel hin, wenn die Jäger nach langer Abwesenheit nach Hause kamen und ihren Fang meldeten.

Das Signal ging die ganze Insel an, insbesondere aber einen bestimmten Familienkreis, dem der glückliche Jäger, der das Mammut zuerst aufgespürt hatte, angehörte. Hier brach die ganze Niederlassung auf; alles, was kriechen und gehen konnte, zog, ein oder mehrere Tagereisen weit, über den Gletscher, bis zu der Stelle, wo das erbeutete Riesentier lag. Feuer und Felle zu Zelten hatten sie mit sich, und es entstand um das Mammut ein ganzes Lager, das sich in die maßlosesten Fleischgelage stürzte und sich schließlich völlig von Sinn und Verstand fraß. Die glücklichen Gletschermenschen, die um das Mammut herumschwärmten, sahen selber aus wie geschlachtet, überzogen mit Blut von Kopf bis zu Fuß. Sie schleuderten ihre Felle von sich und tauchten, nackt, wie aus Mutterleib, kopfüber in das rauchende Innere des Riesentiers, jeder mit einem Feuersteinmesser in der Hand, um das noch der Duft des Blitz-

schlages schwebte, so frisch war es eben erst zugehauen. Die Weiber schürzten sich, bis ihnen die Kleider wie ein Ring um den Hals standen, und stießen geschäftige Schreie aus, während sie zwischen dem Mammutkadaver und den Holzstößen hin- und herrasten. Unsagbare Dinge gingen vor sich. Alles war erlaubt bei einem Mammutschlachtefest.

Eingeleitet ward das Gelage durch den warmen Magensack des Mammuts, der noch voll von halbverdauter Nahrung war — ganze Haufen von Lärchennadeln, Moos, Tymian, Baumrinde und Beeren, alles mit dem Magensaft vermengt und verschweißt zu einem leckeren Brei, der den Fleischessern, die an grüne Kost nicht gewöhnt waren, tief in die durstenden Adern drang. Diese Speise war die Lieblingsspeise des Einäugigen gewesen auf seine alten Tage hin; er pflegte zu sagen, sie erinnere ihn an seine Jugend in den schwülen Urwäldern. Ein gut Teil des Wanstes samt Inhalt ward bei jedem Mammutschlachtefest beiseite gelegt, um, wenn man nach Hause kam, an Drengs Grab geopfert zu werden. Alte Jäger wußten von der Vorliebe des Einäugigen für Mammutwanst zu erzählen; ihre Vorväter hatten ihnen das als eine Überlieferung ihrer Vorväter erzählt. Und als eine höchst merkwürdige Sage wurde dann immer hinzugefügt, daß das Gletschervolk in Drengs und seiner Söhne und Enkel Zeiten nicht größer gewesen wäre, als daß alle zusammen samt ihrem ganzen Hausstand nur grade ein Mammut auf einmal verzehren konnten. So lang war das her. Jetzt — das war keine Frage — jetzt konnte das Gletschervolk, wenn es vollzählig versammelt war, so viele Mammute aufessen als Finger an eines Mannes Hand waren — auch noch die Zehen obendrein!

Sagen und Lieder, entschwundene Zeiten und Gestalten gingen um bei den großen Mammutgelagen, wenn der Fleischrausch die Zungen löste, manch böses Alpdrücken gebar die wildesten Träume. Man erging sich in weitläufigen, spannenden Geschichten von dem einen oder andern Mammut, das toll geworden war und die Jäger zertrampelt hatte — so ein schändliches Mammut, das hungrigen Menschen nicht einmal etwas gönnte! War man richtig satt, so satt, daß einem der letzte Bissen im Hals stecken blieb und die Kehle schmierte, kam es ganz von selbst, daß man von dem übernatürlichen Mammut fabelte, das Gott und aller Welt Vorfahren wirklich gesehen, oder das man sogar — besonders wenn man Niere verspeist hatte — selbst in einer Winternacht auf dem Gletscher erblickt hatte, ein ungeheures, altes, männliches Mammut mit Stoßzähnen, die bis zum Nordlicht emporragten, und einem Fell, das vor Alter ganz weiß war wie ein Schneesturm — — der Mammutvater, dessen Erscheinen Hungersnot bedeutete . . . Wenn sich bei einem verborgene Skaldengaben fanden, so kamen sie bei solch einem Mammutschmaus zutage, und manch guter Sang, der nach dem Fett des Holzstoßes, nach

Bratenduft auf dem Gletscher und nach den darüber funkelnden Sternen schmeckte, ging später von Mund zu Mund.

Nicht eher kehrte der Stamm von einem erlegten Mammut nach Hause zurück, als bis er buchstäblich mit Haut und Haaren davon Besitz ergriffen hatte. Was vom Fleisch nicht aufgegessen war, wurde in Streifen geschnitten und geräuchert heimgebracht. Die Wolle verwandte man zu Kleidern und zur Auspolsterung der Hütten; Knochen, Därme und Sehnen, jedes hatte seine Bestimmung, alles fand Verwendung. Und wenn alles gesammelt und nach Hause gebracht war, begann die Verteilung. Das war fast das zeitraubendste Geschäft; denn alle auf der Insel sollten etwas von dem Tier haben, mehr oder weniger, nach gewissen festen Überlieferungen. Das Gletschervolk hatte stets geteilt, von der Zeit an, als noch Dreng der Alte den Schlachtefesten vorstand und dafür sorgte, daß alle gleich großen Anteil erhielten. So war es seither geblieben, und es war nachgerade nur schwierig geworden, das durchzuführen, weil das Gletschervolk sich so vermehrt hatte, daß ein einfaches Verteilen ganz unmöglich geworden war. Man mußte sich nach den Verhältnissen richten. Es existierten ganz bestimmte ererbte Gesetze für die Verteilung, die niemals verletzt wurden; aber die Ausbreitung der Stämme machte Neuauslegungen der Gesetze notwendig, die bald so verwickelt wurden, daß bloß wenige sich noch darin zurecht fanden. Erst sollte der glückliche Jäger, der das Wild aufgespürt hatte, seinen Anteil haben; er erhielt den einen der Stoßzähne, aus dem er sich ein herrliches Tuthorn oder neue, treffliche Harpunen machte. Der andere fiel dem Einäugigen anheim und wurde gleichzeitig mit dem Mammutwanst und anderen guten Dingen am Grab geopfert. Das Fleisch und das übrige des Tiers wurde darauf nach strengen Regeln verteilt, und zwar so, daß der Stamm, dem das Los das Mammutfest beschert hatte, das meiste erhielt, während der Rest je nach Verwandtschaftsgraden verteilt wurde, bis jede einzige Familie auf der Insel einen, wenn auch noch so geringen Anteil der Beute erhalten hatte. Ganz besonders begünstigt war natürlich das Garmgeschlecht, das von Drengs Erstgeborenem abstammte und das das Recht besaß, die Opfer für den Einäugigen entgegenzunehmen. Ein einziges Mammut konnte, so schnell es auch aufgegessen war, eine einzelne Familie gut mehrere Jahre und die ganze Insel den größten Teil des Winters durch beschäftigen, so viel Wolle gab es zu flechten, so viele Därme und Sehnen zu drehen. Wunderbar, wie viel in so einem Tier steckte, das, wenn auch gewaltig, sich aus der Entfernung am Gletscher nicht größer ausnahm als eine Fliege . . .

Außer dem großen Elefanten des Nordens jagten die Männer das wollhaarige Nashorn, das Renntier und den Moschusochsen, den Eisbären und viele kleinere Tiere, Füchse und Hasen, die sich in den Felsen aufhielten oder auf dem dazwischenliegenden Eis umherstreiften.

Der Jagdgenosse des Gletschervolks war der Hund, der seit den Tagen Drengs sich in einer ganzen Reihe zahmer Arten ausgebreitet hatte und jetzt seinem ehemaligen wilden Stammesverwandten, der mit den Wölfen Gesellschaft hielt und in ihnen aufgegangen war, äußerst feindselig gegenüberstand. Auch daheim machte sich der Hund nützlich, indem er die Renntierherden bewachte und sie verhinderte, von der Insel wegzulaufen.

Aber außer der Jagd und den Waffenarbeiten der Männer war ihre Lebensweise ganz dieselbe wie zur Zeit des Stammvaters Dreng, trotzdem unsagbar viele Menschenalter seitdem vergangen waren. Die Häuser waren noch dieselben von schweren Steinen beschützten Erdgruben, die Kleider waren dieselben gekauten, mit Fett gegerbten und nach guter alter Sitte durch Renntierriemen zusammengehaltenen Felle. Daß eine Veränderung geschehen könnte, war ganz undenkbar; denn so, in dem, was war, bestand ja eben die Ordnung, die Dreng eingesetzt hatte und die für das Gletschervolk die einzigste war. Was für ihn maßgebend gewesen war, wie er sein Leben gelebt hatte, das war auch gut genug für seine Kinder und ward Sitte für alle Menschen seines Bluts.

Nur ein Umstand war da, an den der Vater seinerzeit wohl kaum gedacht hatte: nämlich, daß ihrer so viele werden würden auf der Berginsel. Allerdings war diese recht ausgedehnt, erstreckte sich weit, mehrere Tagereisen nach jeder Seite; aber trotzdem waren es eben im Lauf der Zeiten zu viele geworden. Und es kamen immer mehr dazu, die Kinder schossen nur so aus der Erde auf, sie mehrten sich in den verschiedenen Wohnstätten fast wie die Fliegen auf den Abfallhaufen. Wenn die Kinder mehrerer Familien zusammenkamen, konnten sie ganze Herden bilden, die über die Insel hinrasten und den Verkehr für die einzelnen Erwachsenen fast gefährlich machten. Immer verlangten sie zu essen und gaben grinsend zu verstehen, sie wären mit allem zufrieden, wenn sie nur überhaupt etwas bekämen. Wenn es sich zufällig so traf, daß eins der eigenen Kleinen mit in der Herde war und mit blanken Zähnen seine Erzeuger anfletschte, die es im übrigen — so inmitten der Herde — gar nicht zu kennen schien, so konnte das die Alten manchmal fast wehmütig stimmen.

Aber es gab noch andere mißliche Dinge, als bloß die Schwierigkeit, für so viele hungrige Mäuler Futter herbeizuschaffen. Die Nahrungsmittel waren nicht gleichmäßig verteilt, und zwar gerade deshalb, weil alle auf der Insel gleich waren. Die gegenseitige Gemeinschaft hinderte den einzelnen daran, sich frei zu entfalten.

Dies und außerdem gewisse innere Verhältnisse, die Rücksichtnahme auf das Gedächtnis des Stammvaters, begann wie ein Zwang auf das Gletschervolk zu drücken. Drengs Ordnung, die ursprünglich darauf angelegt war, alle zu erhalten, drohte schließlich, das Wachstum des einzelnen und damit der ganzen kleinen Gemeinde auf der Insel zu unterbinden. Die Allvater-Anbetung, die

nach und nach in ein System gebracht worden war, sammelte wohl das Gletschervolk zu einem Ganzen, hinderte es aber auch daran, sich zu entwickeln. Alle Rücksichten liefen an Drengs Grabhügel als an ihrem Mittelpunkt zusammen, wie es ja auch anders gar nicht sein konnte. Aber eine steigende Mißlichkeit lag darin, daß die gemeinschaftliche Anbetung durch ein ganz natürliches Vorrecht von einem bestimmten Geschlecht ausging, das von dem Erstgeborenen Drengs, Garm, abstammte. Dieser Stamm hütete Drengs Grab und nahm die Opfer für ihn entgegen.

Keinem wäre es eingefallen, zu glauben, daß der Einäugige, ihrer aller Vater, tot sein könne. Er war ja seinerzeit weder erschlagen worden, noch durch Wasser umgekommen, wie andere Menschen, sondern war, als es ihm so gefiel, hinabgestiegen in sein Haus und war seither dort geblieben. Viele behaupteten noch Menschenalter nachher, sie hätten ihn gesehen, und auch jetzt gab es noch Leute, die zu gewissen Zeiten Feuer aus dem Hügel dringen sahen. Der Alte lebte ganz bestimmt und mußte selbstverständlich Nahrung haben; das Beste von der Ausbeute der Jagd war nicht zu gut für ihn. Daß Garms Geschlecht, das das Grab bewachte, darum Opfer entgegennahm und es sich von den frommen Gaben mehr oder weniger offenkundig selbst wohl sein ließ, fand man bloß in der Ordnung; was der Familie zugute kam, das kam einem selber zugute. Ebensowenig fühlte man sich benachteiligt, weil man die Hälfte seiner Beute abgeben mußte. Aber in späteren Zeiten blieb für den Jäger selbst kaum noch ein Zehntel übrig. Man jagte eigentlich, fast buchstäblich gesprochen, nur noch für andere. Und Garms Nachkommen wollten auch auf andern Gebieten herrschen, die mit der Verteilung der Beute gar nichts zu schaffen hatten, und verschafften der Furcht, die vom Grabe ausging, Geltungskraft zu eigenem Nutzen. Sie hatten die Macht. Sie besaßen das Feuer und dessen Quelle.

Natürlich hatte jede Familie ihren Holzstoß, der mit größter Sorgfalt gehütet und brennend erhalten wurde. Und wenn es — in knappen Zeiten — das letzte Stümpchen Talg kostete, das Feuer durfte nicht ausgehen. Geschah es trotzdem, so gab es keine andere Hilfe, als sich einen Brand von dem alten Holzstoß zu holen, den Allvater selbst angezündet hatte und der im Besitz von Garms Geschlecht war. Daß dies kein Feuer hergab ohne reichliche Gegenleistung oder irgendwelche Verpflichtungen anderer Art, versteht sich von selbst. Das Garmgeschlecht entwickelte ein haarscharfes Verständnis für den eigenen Vorteil, das sich durch Vererbung auch keineswegs abstumpfte. Außer diesem heiligen Feuer waren sie auch im Besitz des Feuersteins, hatten also genug und im Überfluß. Ihr Feuer war allzeit gesichert, selbst wenn der Holzstoß erlöschen würde; sie kannten das Geheimnis des Feuers. Einige böse Lästerzungen wollten wissen, der Einäugige habe seinen ältesten Sohn Garm in die Kunst eingeweiht mit dem Befehl, alle darein einzuweihen, und Garm habe es für besser

befunden, sie für sich allein zu behalten; andere behaupteten, Dreng habe den Stein mit sich ins Grab genommen, damit niemand ihn finden solle, worauf Garm den Grabfrieden gebrochen und den Stein an sich gerissen habe. Wie es sich auch verhielt — man wußte, der wunderbare Stein war im Besitz des Garmgeschlechts. Er ging in grader Linie vom Vater auf den Sohn über, und kein Mensch hatte ihn je gesehen, außer eben der Älteste jeder Generation. Es gab keine übernatürliche Kraft, die man ihm nicht zuschrieb. Im übrigen war er noch nie zur Erneuerung des Feuers gebraucht worden; dies hatte ununterbrochen gebrannt, seit Drengs Tagen.

Das Gletschervolk beugte sich im Hinblick auf den gemeinsamen Vater willig vor dem Garmgeschlecht. Aber die Wirkung dieser Allvater-Anbetung war, daß alles, was an Überlieferungen vom Leben und den Sitten des Einäugigen in den Geschlechtern bewahrt wurde, ein für allemal als einziggültig festgelegt war, und dies förderten die Garminger aus allen Kräften. Nichts war erlaubt, was nicht durch Überlieferung geheiligt war, von dem man nicht sagen konnte, der Alte hätte es auch so gemacht. Allen den ersten einfachen Gebräuchen, die seinerzeit — wenn auch durch Drengs Hand — lediglich der Notwendigkeit entsprungen waren, ward eine tiefere, heilige Bedeutung beigemessen, und jede neue Energie, die befreiend hätte wirken können, ward darunter erstickt. Die Folge davon war ein Erstarren des täglichen Lebens; man wagte vor lauter frommen Rücksichten kaum mehr, sich zu rühren. Nach und nach erlosch auch die Jagdfreude des einzelnen Mannes. Aber es gab keinen Ausweg aus dem, was alle als Notwendigkeit betrachteten; es war ja einfach undenkbar, daß jemand dem Grab Allvaters die Ehrfurcht weigern sollte, die ja nur eine natürliche Äußerung des eigenen Herzens war. Das fanden die Glieder des Garmgeschlechts auch, und sie stärkten sich zu unerschütterlicher Wahrung der Frömmigkeit, indem sie sich fleißig von all dem Mammutwanst nährten, den das Volk dem Einäugigen opferte.

So standen die Dinge, und so blieben sie auch, solange der Gletscher weiterschritt, und das war lange. Fremde Sternbilder mit Schweifen tauchten am Himmel auf und entfernten sich wieder, mystisches Entsetzen im Gedächtnis der Menschen zurücklassend. Generation folgte auf Generation, Lage auf Lage von Knochen und Kohle legte sich auf die Abfallhaufen der verschiedenen Lagerplätze. Männer, die sich noch ihrer eigenen zarten Kindheit erinnerten, als wäre es gestern gewesen, sahen ihre Kinder heranwachsen und mit ihren Säuglingen spielen, die wiederum dasselbe sehen würden. Und noch immer hieb das Gletschervolk sich seine Beile und baute sich seine Feldsteinhäuser in der Erde, genau wie — einer dunkeln, aber unverletzlichen Überlieferung nach — Allvater es gemacht hatte. Und während die Zeiten vergingen, spannen sich die Gemüter ins graue Dunkel eines einförmigen Lebens ein.

Rund um die Berginsel redete der Gletscher, wie er seit Jahrtausenden geredet hatte — mit dumpfem Dröhnen und Krachen in den Höhlen unter dem Eis, mit ersticktem Knirschen gegen das Urgebirge, mit unterirdischem Rauschen von Wassern; aber keiner hörte es. Der Laut war alt und dem Ohr gewohnt.

Die Männer auf dem Gletscher waren es, die gebunden waren und es selber gar nicht einmal wußten. Aber während sie ausschließlich in ihrer Jagd und freiwilligen Unfreiheit aufgingen, kamen von seiten der Frauen eine ganze Menge Verbesserungen, unmerklich, ganz von selbst. Keinem Menschen fiel es ein, ihnen einen Anteil an der sozialen Ordnung der Männer zu geben; sie standen außerhalb der Notwendigkeit und hatten so weit volle Freiheit. Nicht, daß die Frauen nicht auch ihre eigenen kleinen Sitten gehabt hätten, die vielleicht noch unverletzlicher waren als die der Männer, eben weil die Gewohnheit sie geschaffen hatte, und nicht sie selbst. Aber es lag eine gewisse verschleierte, dem Urwaldgemüt der Südländer engverschwisterte Vergeßlichkeit in ihrem Geschlecht, die tagtäglich vieles mit offenen Augen an sich vorübergehen ließ. Nichts ist so unweiblich, als anders zu sein als andere, und dies kann manchmal jeden Widerstand gegen etwas Neues geradezu zum Verbrechen machen.

So im täglichen Leben hatten die Frauen Moas Gewohnheiten übernommen, beschäftigten sich viel mit allerhand Flechtarbeiten, mit Zusammentragen fürs Haus und natürlich vor allem mit ihren Kindern. Sie trugen sie auf dem Rücken, selbstverständlich, auch daheim in der Hütte und obwohl man überhaupt keine Wanderzüge mehr unternahm; denn so hatte es Moa gemacht. Im Sommer wurde Korn und überhaupt alles Eßbare gesammelt, was auf der Insel wuchs, und im Winter drehte man Garn und flocht Kleider — das war so althergebracht wie Sonne und Mond.

Aber die Frauen machten jetzt Töpfe aus Lehm und brannten sie im Feuer. Hatte Moa das getan? Vielleicht — vielleicht auch nicht. Die Frauen hatten ihre Körbe so lange mit Lehm verdichtet, bis einer beim Trocknen über dem Feuer verbrannt und nur der Lehm zurückgeblieben war. Das war der erste Topf. Einer Unachtsamkeit verdankte man ihn. Das ganze Geschlecht hatte daran teil. Er war reizend! Dann war da wohl einmal ein junger Übermut, der sich nicht die Zeit nahm, den Topf erst über dem Korb zu formen, sondern ihn gleich aus Lehm machte. Kühn — aber es hielt! Die andern machten es ihr nach, und jetzt formte man seine Tonwaren immer für sich.

Aber die gebrannten Töpfe führten zu einer wichtigen Veränderung in der Lebensweise, indem man sich daran gewöhnte, das Essen zu kochen, anstatt es, wie früher, im Feuer zu rösten. Noch setzte man freilich die Töpfe nicht übers Feuer, sondern legte glühende Kohlen darein, bis das Essen gut war.

Tagelang, wenn die Männer auf der Jagd waren, lagen die Frauen, heiß und schwitzend, am Herd und machten sich allerhand zu schaffen. Alles mußte ausprobiert und berochen, gebräunt, aus einem Topf in den andern geschüttet, gekostet und wieder anders gemischt werden. Aus reiner Neugier, aus Müßiggang lernten sie Brot backen; sie mußten doch probieren, mußten alle ihre guten Sachen vermengen, sie warm machen, ehe sie sie in den Mund steckten; sie rösteten Gerstenkörner auf einem Stück Stein; dadurch wurden diese ganz besonders süß; sie zermalmten die Körner zwischen zwei Steinen, schütteten vor dem Backen Wasser oder Milch daran und machten die wunderbarsten Kuchen daraus, die die Kinder draußen auf dem Lagerplatz in Schlamm getreulich nachbildeten; und da die Männer ebenfalls Geschmack fanden an den Broten, wurden sie zu einem stehenden Gericht, sofern sich eben Korn beschaffen ließ. Auf den heißen Herdsteinen gebacken und mit Asche gewürzt, die salzig schmeckte, bildeten sie eine beliebte Zuspeise, besonders im Winter, wenn keine frischen Kräuter zu haben waren. Im übrigen warfen die Frauen einfach alles miteinander in den Lehmtopf — Wurzeln und Zwiebeln, Fleisch und Talg, schütteten Wasser daran und wärmten die Suppe mit heißen Steinen, die das Essen zum Kochen brachten und ihm außerdem noch durch die daranhängende Kohle und Asche Wohlgeschmack verliehen. Wenn so ein rotglühender Stein, der wie eine kleine Sonne durch die Höhle glänzte und Funken und Sterne sprühte, in den Topf geworfen wurde, und das Wasser darin aufsprudelte, daß der ganze Topf rauchte und der Dampf dick in die Luft stieg, da konnte wirklich jeder sehen, daß durch die Kraft des Feuers ein böser Geist aus dem Wasser ausfuhr, ein Geist, der sich wälzte und grimmig knurrte, so daß man den Topf geradezu festhalten mußte, damit er nicht umkippte. Bestimmtes verlautete nicht darüber, ob Moa seinerzeit etwas vom Kochen gewußt hatte; obschon . . . wer konnte das wissen! Was man heute tat, hatte man wohl immer getan! Das Kochen war eben.

Wenn die Frauen nicht ihre leckerhaften Künste am Feuer trieben, flochten sie sich Kleider, eins immer feiner und überwältigender als das andere, aber alle stets in strenger Übereinstimmung mit dem Geschmack aller. Ein Jahrhundert lang war es unumgänglich notwendig, sich bloß in ein Eisbärenfell zu kleiden, das vorn von oben bis unten offen war. Die Eisbären wurden fast ganz ausgerottet, und die Frauen kamen fast nie an die frische Luft, weil die Mode gar so kalt war. Aber was wollte man machen? Die Notwendigkeit sich just so zu kleiden, lag darin, daß niemand unter irgendwelchen Umständen auch nur den kleinsten Schimmer von der Rückseite der Frauen zu sehen bekommen durfte. Eine nüchterne spätere Zeit konnte dann wiederum nicht fassen, wie die Leute in alten Tagen sich einer so unglücklichen einseitigen Schamhaftigkeit hatten befleißigen können. . . .

Natürlich trugen die Frauen auf dem Gletscher immer alles nur Erdenkbare zu Putz und Schmuck zusammen. Ein Kranz von Wolfszähnen, die durchbohrt und an eine Schnur gereiht waren, nahm sich nun einmal ganz besonders vorteilhaft aus am Hals solch eines schwachen Geschöpfs, das nur ein Weib war! Ein Knochen durch den Nasenknorpel gehörte zu den Schmuckgegenständen, die jeder sich leisten konnte, und hielt sich darum verhältnismäßig nur kurze Zeit. Hoher Wert wurde auf einen schönen Teint gelegt, den man sich dadurch zu verschaffen suchte, daß man die Haut mit Ocker pflegte, der aus den Quellen der Insel gewonnen wurde. Die blühende Farbe verbreitete sich rasch vom Gesicht über den ganzen Körper, und der Bericht muß hinzufügen, daß auch die Männer angesteckt wurden; auch sie liebten es, sich mit Ocker und Fett einzureiben, bis sie feuerrot waren und weithin leuchteten in ihrer Pracht.

Aber außer diesen Verbesserungen des äußeren Menschen hatten die Frauen einen Gebrauch eingeführt, den Moa, die Alte, nicht kannte, einen Brauch, der durch lange Generationen zurückging und über dessen Ursprung niemand mehr nachdachte: sie molken die halbzahmen Renntiere und verwendeten die Milch im Haushalt. Es lag dem vielleicht eine kleine, traurige und schöne Sage zugrunde, eine Sage, stumm, wie das Herz einer Mutter — die Sage von einem Weib, das keine Milch gehabt hatte für ihr Kind und sie von den Renntieren genommen hatte, die, zum Schlachten im Winter bestimmt, zwischen den Lagerplätzen umherliefen. Später hatten dann die Leute Geschmack an der Renntiermilch gefunden. Jetzt standen stets Töpfe mit frischer und gestandener Renntiermilch in den Vorratskammern, und manchem Renntier ward aus diesem Grund das Leben geschenkt. Diese Sitte sollte späterhin weit führen.

Alles in allem kam man gut aus miteinander auf dem Gletscher und führte ein ehrliches und einfältiges Dasein. Aber der stete Zuwachs an Bevölkerung drückte auf einen und man kann nicht recht vorwärts. Vielleicht wären die Bewohner des Nordens für immer auf diesem Standpunkt eines armen, redlichen, in unfruchtbaren Rückblick eingeschlossenes Jägervolk geblieben, wenn nicht gerade dieser feste Ring, in dem ihr Dasein erstarrt war, dazu gedient hätte, mit der Zeit wieder einen auszuschließen, wie dereinst Dreng — einen neuen Empörer und Befreier, der gegen den Willen seines Volkes es über sich selbst hinausführte. . . .

Und gleichzeitig veränderten sich auch die Lebensverhältnisse auf dem Gletscher von Grund aus — dem Gletscher, der zu jeder Zeit die Schicksale der Menschen bestimmt hatte. . . .

Das Einhorn

Es war ein Mann, der hieß Hvidbjörn und der nicht aus dem Geschlecht der Garmsöhne stammte. Früh schon hörte er von Unrecht und Übergriffen jener. Hvidbjörns Vater pflegte daheim in der Höhle zu sitzen, den Rücken in

die dunkelste Ecke gedrückt, und die Lippen zu bewegen mit allen Anzeichen von Verwünschungen, die in ihm kochten. Das war immer, wenn die Garminger ihm eine Kränkung angetan hatten, die ihm wie glühender Stein auf dem Herzen lag. Aber kein Laut kam hervor; er schluckte seinen Ingrimm hinunter. Hvidbjörns Vater war ein großer Jäger, der Ildgrim, dem gegenwärtigen Ältesten des Garmgeschlechts, alljährlich einen ganzen Haufen von Mammutzähnen und anderer Jagdbeute als Abgabe entrichtete.

Hvidbjörns Vater war sehr stark, und Ildgrim war ein Knirps, der seine fetten Glieder niemals weiter schleppte, als von den Vorratskammern zur Schlafstätte. Und Hvidbjörn wunderte sich als Kind oft darüber, wenn er die beiden nebeneinander sah und hörte, wie Ildgrim, der dem Vater knapp bis zur Brust reichte, diesem Befehle erteilte. Wenn Hvidbjörn mit den andern Kindern scharenweise über die Insel auszog, und der gesunde Knabenappetit sie recht dreist machte, redeten sie immer davon, wie sie groß werden und Ildgrim auffressen würden, und das helle Wasser lief ihnen im Mund zusammen, wenn davon die Rede war, während zugleich ein Gruseln sie überkam; denn Ildgrim hatte ja doch den heiligen Stein, der die Menschen tötete und ganz von selbst wieder in seine Hände zurückkehrte.

Später, als Hvidbjörn groß und ein Jäger ward, lernte er die Ehrfurcht vor Allvater und wurde am Grab geweiht, den Hauptanteil seiner Beute den Garmingern zu opfern. Bei dieser Gelegenheit ließ Ildgrim sich ihm wie vorher schon so vielen andern gegenüber vernehmen, daß seine Opferwilligkeit ihm zugute kommen würde, wenn Allvater nun bald käme und sein ganzes Volk heimführen würde in das reiche Land, von dem er ja wüßte . . . Jawohl, Hvidbjörn wußte wohl Bescheid in dem herrlichen Sommerland, das einst verloren gegangen war und das, wie Ildgrim sagte, dereinst wiederkehren würde. Aber er machte sich just nicht besonders viele Gedanken darüber. Ihm war der Gletscher lange gut genug. Was die Opfer betraf, so hielt Hvidbjörn sich dadurch schadlos, daß er das Zehnfache erlegte. Er ward ein gewaltiger Jäger und der fröhlichste Mann auf der ganzen Insel, immer voller Sang, keines Menschen Feind, nicht einmal Ildgrims.

Aber Hvidbjörn verliebte sich in ein Mädchen, und da hatte der Friede ein Ende. Es war der Brauch, daß, wenn junge Leute zueinander und einen Herd gründen wollten, sie an Allvaters Grabhügel gesegnet wurden und ihr Feuer vom heiligen Holzstoß empfingen. Alles andere Feuer war als unzüchtig verpönt. Kein anständiger Mensch versuchte diesen Brauch zu umgehen, und es gab bloß anständige Menschen auf der Berginsel. Aber diese Einsegnung kostete viel und verpflichtete auf ewig, und außerdem stand es noch immer beim Oberpriester Ildgrim, ob er die Verbindung überhaupt genehmigte. In Hvidbjörns Fall verbot er sie. Ildgrim hatte Hvidbjörns Familie nie wohl gewollt, und

das Mädchen begehrte er heimlich selber. Vaar hieß sie, und war wunderschön.

Nun darf man von Ildgrim nicht glauben, daß er ganz einfach das Verbot aussprach und damit die Sache erledigte. Wer das denkt, der kannte den Priester Ildgrim nicht. Hvidbjörn ward die Ablehnung seines Antrages in der vorsichtigen Form mitgeteilt, daß an dem Tag, an dem er das Horn des Einhorns auf Allvaters Grab niederlegen würde, Vaar die Seine wäre. Nur daß das unmöglich war.

Hvidbjörn lächelte. Er zog auf den Gletscher hinaus und blieb ein Jahr lang fort, und als er zurückkehrte, hatte er das Untier erlegt. Es war die größte Tat, die je ein Mann auf dem Gletscher ausgerichtet hatte. Niemand hätte das für möglich gehalten. Bloß Dreng, dem Alten, traute man die Kraft und Stärke zu, die solche Tat erforderte. Und Hvidbjörn erhielt den Namen „Einhorntöter" und ward gefeiert in Sage und Sang.

Er selbst ritzte auf das Blatt seines Speers eine Abbildung der ganzen Jagd zum ewigen Gedächtnis. Als erstes sah man einen langen Strich mit vier Strichen darunter und einem schrägen Strich oben nach vorn; das war das Einhorn. Dahinter sah man einen Strich mit einem zweiten Strich querüber; das war Hvidbjörn mit seiner Harpune, das übrige — der Kampf und das Ende des Einhorns — verstand sich von selbst.

Das Tier war eigentlich ein Nashorn. Nicht das gewöhnliche, wollhaarige und bösartige Rhinozeros, das der Spur des Mammuts auf den Berginseln folgte und oft von dem Gletschervolk erlegt wurde. Wohl war dies gefährlich und grimmig und ein unguter Feind; aber gegen das Einhorn war es nichts.

Dies, das ganz einzig war in seiner Art, hatte bloß ein Horn und war fast dreimal so groß wie ein gewöhnliches Nashorn. Es hatte einen längeren Rumpf als das Mammut, war aber nicht so hoch. Das Furchtbare aber war, daß es lief und sprang wie ein Hirsch, trotz seines ungeheuren Gewichts, und daß es angriff, ohne daß man ihm erst auf den Leib rückte. In seinen Gesichtskreis zu geraten bedeutete sicheren Tod.

Sobald es den Jäger nur witterte, kam es auch schon einhergestürmt, unter ohrenbetäubendem schmetterndem Gewieher, das mannshohe Horn, das mitten auf der Stirn zwischen den Augen saß, vorgereckt, um den Unglücklichen, der sich ihm auf Meilen zu nähern wagte, aufzuspießen. Es wirkte an sich schon geradezu lähmend, ein so übernatürlich großes Tier so leichtfüßig rennen und sich wenden zu sehen wie einen Hund, es war das schwerste und flinkste Tier der Welt. Wenn es in blitzschnellem Galopp einhergesaust kam, hinterließ es Löcher im Boden, in denen ein Mann aufrecht hätte stehen können, und ehe man sichs versah, warf es sich zur Seite — man entwischte ihm nie . . .

Das Allerunheimlichste war, daß es fast nicht zu sehen war auf dem Gletscher

oder den weidenbewachsenen Klippen, wo es sich aufhielt. Wie ein länglicher Felsblock konnte es auf dem Eis oder einem Stück Zwergwald liegen, bis es auf einmal sich erhob und im nächsten Augenblick auch schon da war. Die Jäger kannten schon alle ihr Schicksal, wenn in der Ferne auf dem Gletscher irgend etwas, was sie für einen toten Gegenstand angesehen hatten, plötzlich lebendig ward. Das Einhorn erblicken und noch in derselben Minute gespießt oder zu unkenntlichen Fetzen zertrampelt werden, war ein und dasselbe ... Bloß ganz Vereinzelte waren ihm entgangen, und von denen stammte, was man von dem grauenhaften Tier wußte. Das Gletschervolk glaubte, es gäbe nur ein einziges Exemplar dieses Tieres, ein weibliches Einhorn, das existierte, seit die Tiere aus dem verlorenen Lande ausgetrieben worden waren. Da hatte das Einhorn, so hieß es, keinen Genossen mehr gefunden, sondern hatte allein leben müssen und war auf dem Gletscher eine alte Jungfer geworden. Und darum war es so lang und sehnig und zäh und so giftig erbost gegen alle Welt. Die wenigen, die eine Begegnung mit dem Tier überlebt hatten, erzählten, es hätte ganz kleine, rote Augen, als hätte es eine Ewigkeit lang geweint, und wenn man es beim Neumond in meilenweiter Ferne auf dem Gletscher stöhnen hörte, so hieß es, das sei das Einhorn, das, den Schweif dem Nordwind zugekehrt, da draußen klage, als ob das Herz ihm brechen wolle um den Genossen, den es nie besessen ...

Darum, weil es nie Junge gehabt hatte, besaß es auch diese entsetzliche Jugendlichkeit der Bewegungen; es galoppierte noch immer wie ein Kalb und war doch so alt, daß ihm der Flint am Bug wuchs ... Leute, die aus eigener Anschauung erzählten und noch heute bei der Erinnerung erschauerten, sagten aus, es sei im Gesicht und überall, soweit man vor dem weißen Fell sehen könnte, so runzelig, daß man sich geradezu daran schneiden könnte; die Falten waren versteinert vor Alter ... Und das Horn wäre so lang geworden, viel länger als bei einem Männchen, weil es so einsam dies hohe Alter erreicht hätte ...

Ein solches Geschöpf zu besiegen, das noch die ganze Glut und Raschheit der Jugend besaß, das mit der Kinderlosigkeit die Erfahrenheit der Unsterblichen verband, und diesen Bund gehärtet hatte in Eis und Einsamkeit, das hielt das Gletschervolk, nicht ohne Grund, für geradezu unmöglich. Und nun hatte Hvidbjörn den Tagen des Einhorns ein Ziel gesetzt ... Wie die Jagd eigentlich vor sich gegangen war, das wurde in seinen Einzelheiten nie so ganz klar. Hvidbjörn war allein gewesen nnd sprach sich später auf eine singende und verzückte, aber äußerst kurzgefaßte Art aus. Er hatte so lange sein Spiel getrieben mit dem alten Tier, bis es sich in einen Gletscherspalt zurückgezogen hatte, wo es festsaß. Und da hatte er es getötet. Das Horn war so lang wie Hvidbjörn, wenn es neben ihm auf der Erde stand, und Hvidbjörn war hochgewachsen. Es hatte so

viele Ringe, daß sie sich überhaupt nicht zählen ließen: es war wie der Turm des Garm, der sich Schicht um Schicht fortpflanzt in alle Ewigkeit . . . Außer dem Horn brachte Hvidbjörn das Herz des Einhorns mit, das von Aussehen ganz jung und zart, aber so hart war, daß kein Steinbeil ihm etwas anzuhaben vermochte.

Ildgrim nahm im Namen Drengs, des Alten, das Horn des Einhorns in Verwahrung. Allem, was aus Anlaß von Hvidbjörns Großtat auf der Insel an Sang und Jubel erscholl, wandte er seinen fetten Rücken. Die Abmachung schien er überhaupt vollständig vergessen zu haben.

Aber als Hvidbjörn so nach und nach schüchtern andeutete, jetzt würde er, wie ihm versprochen war, Vaar ja wohl bekommen, hielt ihm Ildgrim eine etwas dunkle Rede — so hätte er es wirklich nicht gemeint; er hätte es selbstverständlich bloß als einen harmlosen Scherz betrachtet, als er Hvidbjörn aufgefordert hätte, das Einhorn zu erlegen. Jeder unparteiische Mensch würde ihm sicher darin beistimmen, daß der ganze Vorschlag doch nur als eine abschlägige Antwort feinerer Art aufzufassen gewesen sei. Da nun aber Hvidbjörn ihn in unsinniger Weise beim Wort genommen hätte, so sei er geneigt, seinen ganzen Vorschlag als den frommen Wunsch zu betrachten, Hvidbjörn für seine Unverschämtheit gebührend bestraft zu sehen. Wenn also Hvidbjörn mit heiler Haut zurückgekehrt wäre, so hätte er Ildgrim eine schwere Enttäuschung bereitet und es wäre eine besondere Gnade Allvaters, daß die Dinge eine solche Wendung genommen hätten. So lauteten Ildgrims Worte.

Die Unterredung fand auf dem Lagerplatz der Garminger statt, dem alten Heim Drengs, das heiliger Boden war, und die Ereignisse entwickelten sich sehr rasch. Als Hvidbjörn begriff, daß Vaar ihm trotz allem versagt blieb und daß er kein Feuer zum eigenen Herd bekommen würde, ward er einen Augenblick zornig und machte unwillkürlich eine heftig zustoßende Bewegung mit dem Kopf, auf dem er den Skalp eines Moschusstiers mitsamt den Hörnern trug; Ildgrim mißverstand das, zog den Bauch ein und blinzelte, wie vor einem kalten Luftzug, und Hvidbjörn lächelte. Sein Blut ward sofort ruhig.

Er fing an, Ildgrim recht gründlich zu betrachten, ließ seine Augen an ihm auf und ab wandern und lachte schließlich laut auf. Darauf schlug er den Knirps mit einem kleinen Zweig, dem allerkleinsten, den er überhaupt finden konnte. Aber Ildgrim winselte laut auf, wie in schwerster Kindsnot, und die Garminger stürmten von allen Seiten mit Riemen und Stöcken herbei, um Hvidbjörn zu binden und durchzuprügeln.

Da kam über Hvidbjörn der Geist Drengs, und ehe sichs einer versah, hatte er das Unmögliche vollbracht — hatte einen der Garminger, der Unverletzlichen, erschlagen. Und während die übrigen, stumm vor Entsetzen, zurückwichen, ergriff Hvidbjörn in seiner Raserei den Leichnam an einem Arm, trat mit den

Füßen auf ihn und riß den Arm aus dem Rumpf, mit dem er hatte dreinhauen wollen. Da brüllte Hvidbjörn auf und schleuderte das abgerissene Glied Ildgrim vor die Füße. Dann war er abgekühlt und ging.

Am selben Tage entführte Hvidbjörn Vaar, und sie flüchteten auf den Gletscher.

Hvidbjörn und Vaar

Keiner auf der Berginsel billigte Hvidbjörns Untat; nicht einmal sein eigenes Geschlecht. Den Mord fand man schließlich begreiflich; aber er hatte den Oberpriester geschlagen, und die Übertretung war auf heiligem Boden geschehen — das war ein Todesverbrechen. Auch nicht eine Stimme erhob sich für Hvidbjörn, als er unter großem Volkszulauf an Allvaters Grab für friedlos erklärt ward. Er war ausgetilgt aus dem Herzen des Gletschervolks, und jeder, der ihm nur einen freundlichen Gedanken schenkte, geschweige denn ihm Schutz oder Obdach gab, war friedlos, wie er. Hvidbjörn und Vaar sollten ausgestoßen sein in den Gletscher, ohne Feuer, in alle Ewigkeit verflucht; und wer sie traf, sollte sie betrachten wie jedes andere Wild, das für jedes Menschen Harpune reif war. . . .

Der Fluch ging über Hvidbjörns und Vaars Häupter weg. Sie hatten sich viele Meilen weit draußen auf dem Gletscher auf einer fernen Klippe angesiedelt, wo sie in hinlänglicher Einsamkeit das Wohlgefallen junger Menschen aneinander, aber auch das bittere Brot der Verbannung kosteten.

Sie waren ohne Feuer. Und rohes Fleisch macht stark, und verlangt doch auf die Dauer heftig darnach, zubereitet zu werden. Jedoch — es war Sommer. Sie wohnten herrlich in einem Zelt von Fellen, auf der Klippe wuchs eine ganze Menge Korn und Kräuter, die Vaar sammelte und aus denen sie Zuspeisen bereitete zu der rohen Kost. Sie machte aus dem Korn kleine Brote, mußte sie aber freilich Hvidbjörn ungebacken auftischen, wenn er von der Jagd nach Hause kehrte. Hvidbjörn verschlang sie unter allerhand Grimassen und sang ein lustiges Lied; warmes Essen wäre im Grunde doch eigentlich eine unwürdige Verzärtelung. Späterhin gegen Herbst gab es auf den Bergspitzen, die aus dem Gletscher emporragten, allerhand Beeren, mit denen man die rauhe Kost würzen konnte. Es ging ihnen ganz ausgezeichnet in ihrer Armut. Bald aber ward es kalt; der Nachtfrost kam, der erste Schnee — und der Winter.

Hvidbjörn hatte ein gutes, festes Haus gebaut aus schweren Steinen, und hatte eine Menge Pelzwerk herbeigeschafft, und Vaar hatte Fleisch und Kräuter im Vorrat gedörrt. Außerdem hatte Hvidbjörn ein paar wilde Renntiere heimgebracht, die man auf der Klippe anbinden würde, bis sie zahm wurden und Milch gaben. So gingen sie dem Winter entgegen. Er kam — stürmisch und

bitter kalt. Und so versuchten die zwei, einen Winter ohne Feuer durchzumachen. Hvidbjörn wußte, das war auch früher schon gegangen. Jetzt aber zweifelte er doch fast daran, ob es wahr sein konnte. . . .

Die Nächte waren lang und dunkel wie im Schoß der Erde. Man wußte zuletzt kaum mehr, wo man war und ob man überhaupt war. Ein Glück, daß sie zu Zwei waren, so daß der eine sich halten konnte am andern. In den langen, schwarzen Nächten fing Hvidbjörn an zu denken. Er sah vor sich die Heimat mit all ihren üppigen Feuern; es ward ihm fast hell vor den Augen und er spürte die Wärme über die ganze Haut, wenn er daran dachte. Jetzt saßen die Garminger und die andern braven, gehorsamen Leute am Feuer und graulten sich und erzählten einander, daß der Mörder Hvidbjörn jetzt wohl bald so tief gesunken wäre in seiner Armut, daß er seine Frau schlug und sagte, sie sei daran schuld! Noch vor Mitwinter würden sie ja wohl das Paar bettelnd im Lager wiedersehen. . . . Und Hvidbjörn lächelte im Dunkeln.

Noch als das Jahr in Todeskälte und unaufhaltsamem Schneefall zu Ende ging, so daß Sonne und Mond mit unterzugehen drohten, lachte Hvidbjörn, wenn er Vaar in den Armen hielt. Aber sie zitterte. Die zwei Neu-Ansiedler waren zu reich, als daß sie hätten trauern können; keine Klage kam in ihren Mund. Aber sie froren entsetzlich. Hvidbjörn beschloß, sich Feuer zu verschaffen.

Erst schlug er sich, nacheinander, jeden Gedanken daran aus dem Kopf, es von andern zu erhalten. Das Nächstliegende war ja, heimzuschleichen und sich Feuer von einem der Holzstöße zu erbitten oder zu stehlen; aber das war das letzte, was er getan hätte. Weniger unmöglich schien es, einen Brand vom heiligen Feuer der Garminger selbst zu holen, während eines offiziellen Besuchs mit Harpune und Beil und so weiter; aber — nein, Hvidbjörn konnte nicht. Wenn Ildgrim und sein Geschlecht das Feuer geerbt hatten, so gehörte es ihnen und keinem andern. Lange weilten seine Gedanken bei dem geheimnisvollen Feuerstein, den Ildgrim, wie er wußte, in Allvaters Grab aufbewahrte. Wenn man eines Nachts dort einbrach und ihn holte? Dreng der Alte war ja selbstverständlich nicht mehr lebendig dort unten; das war ein Aberglaube. Höchstens daß seine Gebeine im Grab lagen und moderten, und die würden einem nichts tun. Aber der Alte hatte doch einmal gelebt und seinem Geschlecht das Feuer gegeben; es war wohl am besten, alles, was ihn anging, zu lassen wie es war. Dem Urvater zu nahe zu treten, war unerhört, solang sich noch ein anderer Ausweg denken ließ. Und es war ja immer noch der Ausweg da, selber Feuer zu finden. Und das nahm Hvidbjörn sich vor. Selbstverständlich.

Er trug Brennmaterial von dem Kieferngestrüpp auf der Insel zusammen und legte es in Form eines Holzstoßes zurecht. So weit kam er in diesem Winter.

Das Jahr darauf wanderten sie aus. Den Sommer über blieben sie noch auf dem Felsen wohnen; es war ein denkwürdig heißer, gewalttätiger Sommer mit stechender Sonne und fast täglichen Gewittern, der ganz sichtbar am Gletscher zehrte. Der eisfreie Raum auf dem Felsen erstreckte sich doppelt so weit, wie gewöhnlich und auch die umliegenden Inseln waren viel größer. Der Gletscher blinkte mit seinen grünen Abgründen unter den Blitzen in den hellen Nächten. Wenn nicht gerade der Regen niederrauschte, standen die Wolken himmelhoch und weiß wie Glut, seltsam lebendig, wuchsen in leuchtendem Schwellen, im Sonnenglanz aus sich selbst heraus, bis sie sich wieder zusammengeschlossen hatten und einen warmen Guß über den Gletscher strömen ließen. Die Blitze schlugen ins Eis und sprengten es bis auf den Grund, das Donnerkrachen hallte in den triefenden Klüften wieder. Es war ein wildes Wetter. Weder Hvidbjörn noch Vaar vermißten diesen Sommer das Feuer. Aber Hvidbjörn hatte den Winter nicht vergessen; am tiefsten Herzen fraß es ihm noch, daß er Vaar hatte leiden sehen. Er fühlte, Feuer mußte beschafft werden.

Der wilde Sommer verstrich ohne wesentliche Veränderung in der Höhle, als daß ein Wunder von einem Jungen ihnen geboren ward, den Hvidbjörn, jauchzend vor Glück, hinauftrug in den Regen. Er kam mit zwei Zähnen auf die Welt und ward von dem entzückten Vater zu großen Dingen bestimmt. Jedenfalls war er ein großer Esser.

Aber als zum zweitenmal auf dem Felsen die Luft kalt zu werden begann, ward Hvidbjörn unruhig. Er hatte ja kein Feuer hergeschafft. Die Nächte wurden erst blau und dann schwarz. Hvidbjörn stöhnte im Schlaf, wenn er nicht wach lag und grübelte. Eines Nachts nahm er Vaar in seine Arme, und sie hörte, daß er geweint hatte, während er ihr anvertraute, daß er kein Feuer finden könne. Ob sie meine, sie sollten wandern? Ja! Vaar würde mit ihm gehen bis ans Ende der Welt. Damit war es entschieden. Hvidbjörns Plan war, südwärts zu ziehen. Wenn er kein Feuer beschaffen konnte, so mußten sie ihren Aufenthaltsort wechseln. Fern im Süden — das hatte er gehört — hörte der Gletscher auf, und dort sollte ein warmes Land sein mit großen Wäldern, bewohnt von nackten, wilden Menschen; dorthin zu kommen mußte man versuchen.

Es war schon tief im Spätjahr, als die kleine Familie aufbrach. So spät es auch war im Jahr, so bereitete das Gewitter ihnen noch einen Abschied mit Donner und strömendem Regen und Blitzen, unter denen abgrundsgrün der Gletscher leuchtete. Hvidbjörn sah sich um. Blitz auf Blitz, über den ganzen Himmel hin, die ganze Welt voll Feuer, und für ihn nicht ein einziger Funke! Er lächelte. Aber es war ein altes, müdes Lächeln, das mit den tiefen Furchen in seinem Gesicht zusammenlief. Dann zogen sie aus, und nicht ein einziges Mal wandten sie sich um, um zurückzublicken.

Eine kleine Herde halbzahmer Renntiere und ein Haufen Felle zu Zelt und Kleidung war alles, was die Familie besaß, außer Hvidbjörns Waffen und Vaars Körben mit allerhand Kleinkram darin; und so ausgerüstet machten sie sich auf den Weg nach Süden. Der Winter holte sie ein, und er war streng. Aber es erleichterte die Wanderung, daß der Gletscher sich mit Schnee bedeckte, der zusammenfror zu meilenweiten Schneefeldern, über die es sich leichter ging als über das zerklüftete Eis.

Den ganzen Winter wanderten sie, ohne besonders weit zu kommen; und Hvidbjörn dünkte es, als würde er ein alter Mann. Bis ins Mark strengte er sich an, während der Wanderung die Not von dem kleinen Zelt im Schnee fernzuhalten. Oft mußte er eine Spur Tage und Nächte lang verfolgen, eh er mit einem Wild zurückkehren konnte: und er wußte — inzwischen waren die beiden im Zelt so ziemlich schutzlos. Vor ihm das flüchtige Tier, das sich nicht fangen lassen wollte, und hinter ihm die Angst, die sich schwer an seine Fersen heftete; und doch mußte er vorwärts, um wieder umwenden zu können. Wenn er heim kam, fand er das Zelt verschneit und die paar zahmen Renntiere trippelten mit gefesselten Vorderbeinen in einer zerstreuten Herde im Schnee umher und atmeten Reif aus.

An ihnen vergriff Hvidbjörn sich nicht, so schwer es auch war, Fleisch aufzutreiben; ihre Milch war Vaars Zuflucht, wenn er vom Zelt fort war, und sie bildeten in sich selbst einen Vorrat, der nur in der äußersten Not angegriffen werden durfte. Vaar sammelte Moos und Flechten für sie von den losen Steinen und Felsblöcken, die auf dem Gletscher zerstreut lagen, und verteidigte sie gegen die Wölfe, wenn Hvidbjörn mit den Hunden auf der Jagd war. Wenn er dann ein tüchtiges Stück Wild erlegt hatte, brachen sie das Zelt ab und zogen weiter.

Wenn Schneestürme kamen, gab es keine andere Rettung, als in einer Höhle unterzukriechen und das Unwetter über sich rasen zu lassen. Auf diese Weise verbrachten sie Wochen in ununterbrochener Dunkelheit, in der sie fast die Sprache verloren. Sie erduldeten Härten, wie sie sich später dem Gedächtnis überhaupt nicht mehr zurückrufen lassen, weil sie die Seele lähmen und ihre eigene Spur auslöschen. Der Winter war so lang und bitter, daß er die beiden Menschen wie mit einem Nebel umhüllte, und sie sich zuletzt nicht mehr erinnerten, daß sie auf der Wanderschaft waren oder wo sie hin wollten oder wer sie überhaupt waren. Es mochten ebensogut Jahrtausende sein, die vergingen.... Das Nordlicht reckte sich in stummem Wahnsinn am Himmel und begann wie eine nahe und doch ferne Ewigkeit zu Häupten der Familie ohne Feuer zu gespenstern, die sich da im Schnee und auf der Wanderschaft verlor. . . .

Und doch war dieser Winter kürzer als gewöhnlich; das Tauwetter kam frühzeitig und mit Macht. Aber solang sie auf dem Schnee wanderten, half es

Hvidbjörn nichts. Sie waren in der letzten Zeit rascher voran gekommen, denn Hvidbjörn hatte das Fahren eingeführt — etwas, was später zum Schlittenfahren werden sollte. Anstatt die Renntiere das Zelt und die übrigen Lasten tragen zu lassen, war er darauf verfallen, sie das Gepäck schleifen zu lassen, indem er Birkenstämme, die er als Zeltstangen brauchte, unterlegte, so daß es leichter auf dem Schnee weiterglitt. Die Renntiere konnten mehr ziehen, als tragen, und es dauerte nicht lange, so setzten Hvidbjörn und Vaar sich aufs Gepäck und ließen sich mitschleppen. Das war eine große Verbesserung und brachte die Renntiere und die Familie einander noch näher als bisher. Hvidbjörn freute sich über den Schlitten und fand bald eine Form, bei der er, als der besten, blieb. Mehr als zwei Birkenstämmchen brauchte er nicht unter das Gepäck zu legen, aber sie mußten gebogen sein, damit sie nicht im Schnee stecken blieben und damit die Verschnürungen nicht zerrissen. Damit das Gepäck nicht am Boden schleifen sollte, legte er gebogene Zweige quer über die Kufen und schnürte sie fest, und damit war der Schlitten fertig. Hvidbjörn hatte Hände, und die Not tat das übrige.

Bei gutem Wetter, wenn die Sonne auf den knirschenden Schneefeldern schimmerte, schlug Hvidbjörn einen Trab an und jauchzte den Renntieren lustig zu; dann war es, als ob er und Vaar erwachten und ihre durchfurchten, geliebten Gesichter wiedererkännten. . . . Die Strapazen konnten sie in eine Art seelischen Blindheitszustandes einlullen, in dem sie das Bewußtsein der Zeit verloren; aber eigentlichen Kummer kannten sie nicht. Im Sonnenschein fanden sie sich wieder, wenn sie im Schlitten über den Frostschnee glitten, voran die starken, schnaubenden Renntiere, zur Seite die lustig wedelnden Hunde! Hei! Der Junge steckte den Kopf aus dem Sack auf Vaars Rücken und rollte seine großen Traumaugen über die Welt, die sich um den Schlitten drehte. So gings voran. Und so kamen sie ans Meer. Hvidbjörn hatte seinen Kurs gen Süden gesteuert, war aber östlich, gen Sonnenaufgang, abgewichen, und das brachte ihn vom Gletscher herab an die Küste des Hochlands. Als der Schnee, der auch südlich vom Gletscher das feste Land deckte, im Frühjahr taute, sah Hvidbjörn, daß sie in ein eisfreies Tiefland geraten waren, das von Seen, Sümpfen und Strömen durchzogen und voll von verstreuten Felszacken war, die sich in Klippen und Inseln bis ins Meer hinaus fortsetzten.

Der Gletscher lag weit im Norden; aber so gar lange her war es nicht, daß er auch hier gewesen und bis ins Meer hinausgegangen war. Die Küste und alle Klippen waren noch kahl und vom Eis ganz rund gescheuert; überall fand Hvidbjörn die Spuren des Gletschers. Weiter nördlich an der Küste streckte sich ein Arm noch durch einen Fjord ganz weit hinaus über den Strand, und Hvidbjörn hörte es von dort oben her donnern und ächzen, wenn das Eis im Meer barst und als Eisberge fortschwamm. Es dauerte freilich nicht viele

Jahre, eh der Gletscher sich ganz von der Küste zurückzog; und die Eisberge, die man noch weit draußen im Meer schwimmen sehen konnte, kamen vom äußersten Norden. . . . Wohl möglich, daß Hvidbjörns Nüstern sich weiteten, daß er witterte, wieder und wieder, als er die Bekanntschaft des Meeres machte. Es lag in seiner Seele etwas versteckt . . . etwas, was dieser Salzgeruch weckte . . . etwas, was er nicht verstand. Das war Drengs Sehnsucht nach dem Meer, die ihm im Blut lag! Der Traum vom Meer war ein Lieblingskind von Drengs Seele, und lebte in all seinen Nachkommen als ein schlummernder Trieb, der bloß eines salzigen Hauches vom Strand her bedurfte, um zu erwachen. Und mit weiten, weitgeöffneten Nüstern trank Hvidbjörn die Meeresluft ein, und die See schloß ihn in ihre Arme. . . .

Es äußerte sich darin, daß er augenblicklich weiter wollte. . . . Er hatte bisher eine Reise vorgehabt, die dem Süden galt und den Wäldern; aber das wogende Wandern und Wandern des Wassers über die eigenen Grenzen fort packte ihn und wandelte sein ganzes Wesen in Sehnsucht. Hier, wo er nicht weiter konnte, war es, als ob er in Wahrheit erst anfinge. . . . Das Meer hielt ihn auf . . . aber es sollte ihm zum Weg werden. . . .

Sie ließen sich hier im Tiefland nieder, zwischen gestrüppumwachsenen Sümpfen und Seen, so weit südlich vom Gletscher, daß er nur wie ein grünliches Leuchten unter dem fernen Nordhimmel schimmerte. Auf der andern Seite war der Gesichtskreis von Schären und offenem Meer begrenzt. Wild genug gab es hier, und immer mehr kam, ganze Scharen von Wild, je mehr Tiere in das eisfreie Land einwanderten. Die Süßwasserseen und Wasserläufe im Land wimmelten von Fischen, Lachs, Hechte und Aale, die Hvidbjörn bald schätzen und mit einem krummen Wurm, in dem ein Haken saß, ans Land locken lernte. Und auch das Meer war wie ein blinkendes Feld von Fischen; der Wal jagte den Hering an den Strand, daß er so dicht lag, daß man watete darin. Ja, hier war Reichtum! Und Hvidbjörns Herz erstarkte daran, daß er nur um so heißer sich hinaussehnte. Seine Seele hing auf der Mondbrücke zwischen den Klippen, wenn das Meer stieg und das Weltall in seine sturmvolle, rauschende Unendlichkeit schloß. . . .

Aber sie blieben da. Jahre vergingen, und immer noch hausten sie im Tiefland zwischen dem Gletscher und dem Meer. Vaar schenkte der Familie ein Kind ums andere. Obwohl sie nicht weiter konnten, war Hvidbjörn immer voll von Reiseplänen. Seine Gedanken drehten sich um nichts anderes, als um die Mittel, weiterzukommen. Im Winter hatte er ja wohl den Schlitten, mit dem er lange Fahrten auf den gefrorenen Seen ringsumher und zwischen den Klippen, manchmal sogar weit hinaus aufs Meer machte, wenn das Eis trug; aber weiter kam er doch nicht, als bis zum offenen Wasser, das ihm den Weg versperrte. Im Sommer stand der Schlitten müßig, und das Tauwetter

verwandelte die Ebene oft in einen einzigen, hochgeschwellten See, der Hvidbjörn ebenso nachdrücklich einschloß, wie das Meer. . . . Da mußte etwas geschehen. . . .

Auf dem Gletscher war keine Gelegenheit zur Schiffahrt gewesen, wenn auch die Mammutjäger vielleicht die Kunst verstanden, im Frühling, mit einem Eisblock als Fähre, über einen oder den andern vom Tau geschwellten Gletscherstrom zu setzen. Es ging eine dunkle Sage, daß Allvater dereinst, im Urbeginn der Zeiten, über das Wasser gefahren war; vermutlich kam er so von Süden her — einige sagten auf einem Baumstamm, andere auf dem Rücken einer verzauberten Schildkröte — jedenfalls mit Hilfe von Kräften, die gewöhnliche Sterbliche nicht besaßen. Was hatte der Einäugige *nicht* können! Hvidbjörns Träume gingen keineswegs dahin, es Allvater in übernatürlichem Können gleichzutun. Er war bloß ein Mensch, der sich vorwärtstastete, da er nun doch einmal Hände hatte! Nichtsdestoweniger eignete Hvidbjörn sich kraft eigener Erfahrung diese Kunst an . . .

Viel Holz gab es nicht im Land. Aber daß einmal viel dagewesen war, davon konnte Hvidbjörn sich an hellen Tagen überzeugen, wenn die Sonne in die bräunlichen Sümpfe schien, in deren Tiefe ein schlammiger und versunkener Grund von umgestürzten Baumstämmen jeglichen Umfangs lag. Es war offenbar ein ertrunkener Wald, und Hvidbjörn machte sich allerhand Gedanken, wenn er so auf diese stille, versunkene Welt hinabblickte, die einer vergangenen Zeit angehörte . . . Über dem Wasserspiegel auf den tiefen Sumpfinseln lag mit schwindelnd fernen Wolken der Himmel, und bloß wo er sein eigenes Bild erblickte, das lebenstreu tief unter ihm im Wasser stand, ward dies so durchsichtig, daß der Grund und der versunkene Wald hervortraten. Seltsam . . . wenn er den versunkenen Wald sah, war *er selber* fort, und wenn er sich selber sah, schwanden *die Bäume* da drunten vor seinem Blick.

Wie es sich auch verhalten mochte mit dem Wald, der dereinst gewesen war . . . jedenfalls ein *Wald* war es, nach dem Hvidbjörn ausgezogen war. Aber lebendig sollte der sein . . . und weit im Süden sollte er liegen. Die Zukunft war es, der er nachstrebte! . . . Eines Tages ließ er einen Riemen mit einer Schlinge um einen der großen, runden Baumstümpfe nieder, die so frisch aussahen und noch die Spuren davon aufwiesen, wo die Blätter gesessen hatten, und deren Rinde noch von Harz troff. Es war ihm der Gedanke gekommen, man könnte vielleicht den versunkenen Wald da drunten sich zunutze machen und sich aus ihm ein Fahrzeug gen Süden zimmern . . . Der Gedanke war auch gar nicht so dumm . . . aber der Stamm zerfiel in Moder, als er ihn emporzog . . . und ein Baumstumpf, den er wirklich heraufbrachte, war ganz schwarz inwendig und nichts als Schlamm . . . So versank vor Hvidbjörn der Wald . . . in doppeltem Sinn . . .

Übrigens ging er schon wieder einer andern Spur nach, die zwar weniger stimmungsschwanger, aber desto zielbewußter war. Was Hvidbjörn wollte, das war, über das Wasser kommen. Das Meer lag zwischen ihm und dem Süden, und er wollte weiter . . . Ohne es zu wissen hatte er im kleinen längst alle möglichen Fortschritte gemacht. Die Sümpfe und Moräste, die sich in der Ebene ausdehnten, waren mit verstreutem Unterholz von Birken, Espen, allerlei Zwergbäumen und -sträuchern bewachsen, von denen bloß die Birke eine mittelmäßige Größe erreichte, ohne doch zu wirklichem Holz zu werden. Hvidbjörn mußte sich alle Gedanken an Schiffahrt auf Baumstämmen aus dem Kopf schlagen. Die Schildkröten, auf die er stieß, waren nicht größer als eine Hand; wenn Allvater dereinst auf einer Schildkröte gefahren kam, so mußte Zauberei dabei im Spiel gewesen sein. Im übrigen . . . man konnte sich immerhin merken, daß eine leere Panzerschale der Schildkröte flott auf dem Wasser schwamm; sie war von einer Form, die gar nicht besser sein konnte. Aber natürlich einen Mann konnte sie nicht tragen.

Hvidbjörn war schwer . . . schwer . . . und merkte das auch täglich. Aber wenn er in dem nassen, von zahllosen Wasserläufen durchfurchten Sumpfland umherstrich, pflegte er die kleineren Flüsse zu überschreiten, indem er Sträucher und Zweige ins Wasser warf, bis sie eine Brücke bildeten. Und wenn das Wasser gar zu tief war, so band er Äste und ganze Bäume zusammen zu einem Floß und stakte sich mit einer Stange weiter. Damit das Floß nicht auseinandergehen sollte, band er es mit Riemen zusammen, und daraus ward mit der Zeit und in der Wiederholung ein Boot. Und der Bootsführer, das war Hvidbjörn.

Immer und ewig lag er auf dem Wasser und plätscherte mit neuen verbesserten Fahrzeugen darauf herum. Es ward ihm geradezu zur zweiten Natur. Alles mußte auf dem Wasser ausprobiert werden, ob es schwamm, ob es dicht war, ob es das Wasser gut durchschnitt und das Gleichgewicht hielt. Unaufhörlich war Hvidbjörn am Strand beschäftigt, mit nackten Beinen, versunken in feuchte Experimente, blau vor Nässe und mit triefender Nase. Über ihm kam und ging die Sonne. Er entwickelte sich zu einem großen Zimmermeister und wahren Wassermenschen. Und doch gab es, seltsam genug, nichts, was ihm solchen Schreck einjagte, wie eben die Nässe — ein angeborenes Grauen, unter dem der Riese, der sonst keine Furcht kannte, in Zuckungen verfiel und wie ein Eber brüllte, wenn er in tiefes Wasser kam. Hvidbjörn konnte nicht schwimmen. Er sah, daß alle Tiere fröhlich im Wasser stampften; aber seiner Gangart lag es nicht. Gerade wenn ihn die Tiefe trug, wenn er fühlte, wie die wiegende, schwere Macht seine Glieder in die Höhe hob, kam eine Art Wahnsinn über ihn, ein unmöglicher Kletterzwang, den er sein Lebtag nicht überwand. Seine Knaben dagegen waren die geborenen Schwimmer; sie schnellten ins Wasser und wieder

heraus wie Ottern, sie waren immer ganz erstarrt und am ganzen Körper voller Runzeln vor lauter Baden und darauf im Regen am Land Herumspringen.

Alle Söhne Hvidbjörns waren hellfarbig, mit ganz haarloser, weißer Haut, die von der fortwährenden Nässe grob und wie gewalkt war. Im Sommer waren sie voller Sommersprossen, zur Erinnerung an das dunkle Blut, das die aus den Wäldern geholten Mütter in das Geschlecht gebracht hatten, an die durchsonnte Haut, die stellenweise immer wieder durchbrach. Sie waren blond, mit einem Stich ins Goldrote, als ahnte man noch das dunkle Haar, das der Norden gebleicht hatte. Die Augen hatten das Sommerflimmern des Gletschers. Sie sollten dereinst große Seefahrer werden.

Hvidbjörn, der im Wasser so hilflos war, hatte allen Grund, auf Dinge zu sinnen, die schwimmen und tragen konnten. Aber dahinter lag dabei stets der große Gedanke, dereinst übers Meer zu fahren, immer weiter und weiter, und dies Verlangen hinterließ er den Söhnen als Erbe.

Es ist keine Übertreibung, zu sagen, daß Hvidbjörn, solange sie an der Küste wohnten, auch nicht einen einzigen Tag lang eine bleibende Statt hatte, und doch hielt sich die Familie dort auf, bis die Kinder erwachsen waren. Die Knaben waren Männer geworden, mit geschickten Händen und scharfem Gedächtnis, die um die Wette mit dem Vater zimmerten und dachten. Das Werkzeug schuf Arbeit, und die Arbeit wiederum schuf das Werkzeug. Hvidbjörn und seine Söhne schliffen jetzt ihre Steinbeile und Meißel, zum Unterschied von ihren Vätern, die es bei dem rohen Zuhauen bewenden ließen. Es kostete viel Zeit und Mühe, eine harte Feuersteinart am Schleifstein zu glätten; aber dafür fuhr sie dann auch ins Holz wie sie sollte und verschimpfierte ihren eigenen Biß nicht. Hvidbjörn und seine Söhne verfielen immer auf Neues, und das Neue machte sie klug. Sie hatten den Dreng=Blick — die scharfen, nahe beieinander liegenden Augen, die unaufhörlich funkelnd über die Dinge hingingen, an denen sie arbeiteten; sie tranken Leben aus dem, was sie hervorbrachten. Und endlich waren sie soweit, daß das erste Schiff fertig am Strand vor der Wohnstatt lag.

Es war ein langes Holzfloß, aus schlanken Birkenstämmen zusammengestellt und =gebunden, mit gewölbtem Boden und zwischen den Stämmen mit Talg und Tierhaaren verdichtet, so daß es nicht nur schwamm, sondern auch innen einen trockenen Raum enthielt. Klein war es nicht, es konnte mehrere Männer tragen und lief vorzüglich. Die Stangen zum Vorwärtsteiben waren an den Enden abgeplattet, damit die Wirkung auf das Wasser eine bessere war, wenn es so tief wurde, daß man den Grund nicht mehr erreichte. Hvidbjörn und seine Söhne machten lange Ruderfahrten auf den Binnenseen und waren sehr zufrieden mit ihrem Schiff. Wenn sie mit dem Wind fuhren, hieben sie belaubte Äste ab und hielten diese in die Höhe, daß der Wind sie vorwärtsblies, ohne daß sie die Ruder brauchten; ein Fell an einer Stange zog noch besser. Hvid=

björn beschattete die Augen mit der Hand und sah gen Süden, wo der Horizont zwischen Himmel und Meer verschwamm; jetzt ging's bald fort! Aber das Schiff mußte vergrößert werden, sonst war es nötig, mehrere zu bauen, um die ganze Familie mitführen zu können.

Vaar schwieg und sah ihren Gatten verlegen an, als er mit strahlenden blauen Augen und Geberden wie die eines flugbereiten Adlers erklärte, jetzt ging' es fort! Das hatte ihr Mann schon so viele liebe Sommer lang gesagt, daß Vaars Kinder mittlerweile ebenso groß und — gewiß nicht im schlimmen Sinn — unberechenbar geworden wie ihr Vater. Vaar blickte mit tiefer Bewunderung zu ihrem Hvidbjörn auf, der noch immer strahlen und hoffen konnte, wie in ihrer ersten, grenzenlosen Jugend, obwohl keins von ihnen mehr jung war. Aber sie fürchtete seine Pläne, und umfaßte ihr Heim mit dem Blick eines Menschen, der einen Schlag erhalten hat und sich nicht wieder erheben kann, als Hvidbjörn von der langen Reise fabelte. Vaar hatte viel zu verlieren.

Sie war nicht müßig gewesen in den langen Jahren, während Hvidbjörn tagtäglich sozusagen fort mußte. Sie hatte sich, während sie da wohnten, unverrückbar im täglichen Leben festgewurzelt und ihrem Haus vorgestanden. Für Vaar gab es keine Zukunft und keine himmelstürmenden Träume; aber sie war treu im Kleinen. Während Hvidbjörn sich, in leidenschaftlicher Vergessenheit alles Naheliegenden, mit seinen Fahrzeugen beschäftigte, schuf Vaar in treulichem Walten ein Hauswesen, das von äußerst wirklicher Natur war und mit den Jahren unter ihren Händen immer größer wurde. Nie ward sie leidenschaftlich, nie änderte sie — wenigstens nicht mit Wissen — ihre Gewohnheiten, und doch hatte sie gedankenlos, nach Frauenart, im Lauf der Jahre manche neuen und unentbehrlichen Dinge zum Guten hervorgebracht. Hvidbjörn beachtete vielleicht ihr tägliches Streben im Kleinen nicht besonders, ewig unruhig und von seinen Seefahrerträumen geblendet, wie er nun einmal war. Aber er sah sie selbst, wie sie war, in sich geschlossen, immer gleichmäßig weiterschreitend wie ein freundliches Schicksal, das sein, Hvidbjörns, Erhalter und zweites sammelndes Ich war. Immer war Vaar da, immer war sie dagewesen, sanft und heiter, das lange, lichte Haar im Regen über die Schultern fließend, immer mit einem Kind im Arm, immer innerhalb der engen Grenzen des Heims auf den Beinen, um zu nähren und zu beschützen . . . Ganz selten nur traf man sie weiter als auf Rufweite vom Lager entfernt, und das bedeutete dann immer ganz besonders seltene Gewürze zum Mittagsmahl.

Es gewitterte viel in diesem Jahr, und ein oder das andere Mal geschah es, daß Hvidbjörn in einem Blitz Vaar im strömenden Regen stehen sah, umgeben von ihren Kindern und Haustieren, still, mit ruhigen Augen im Unwetter in sich selbst ruhend, während alles ihrem Schutz zustrebte. Die Gewitter gingen über ihr Begriffsvermögen, wie alles, was der Große da droben

und überhaupt die Männer vorhatten. Aber die Kinder und die Tiere kamen zu ihr, um der Ruhe teilhaftig zu werden, die von ihrem Herzen ausstrahlte. Und so sah Hvidbjörn sie später, als die Jugend entschwunden war, immer vor sich: auf der Zunge den Geschmack des Regens, wie von Wolken ... den Feuerdunst des nahen Blitzes ... und Vaar, die Haare über den Rücken hinabströmend, duftend wie der wilde Sommerflieder, der blühende Hände ausbreitet nach Sonne und Regen ...

Aber jetzt war Vaar eine wettergebräunte, erfahrene Mutter, gewappnet mit Stillschweigen und mit einer Erfahrung, die sie gelehrt hatte, alles ruhig abzuwarten und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Sie lächelte jedesmal von Herzen, wenn Hvidbjörn alljährlich ein neues Schiff und die baldige Abreise verkündete; sie wußte ja, es mußte doch noch wieder verbessert und umgebaut werden. Bloß wenn er ganz bestimmt und ernsthaft vom Fortgehen sprach, so daß sie es nächstdem vor sich sah, ward sie ratlos und ließ den Blick verständnislos in der Wohnung umherlaufen, in der sie festgewurzelt war. Was wurde aus den Kühen? Sollten die auch mit aufs Schiff und segeln? Vaar hatte einen Acker mit Gerste und einen mit Flachs, und außerdem einen ganzen Küchengarten mit Erbsen-, Thymian-, Zwiebel- und Rübenbeeten ... Konnte sie ihre Felder mitnehmen? Was redete er da?

Ja, Vaar hatte viel zu verlieren. Sie hielt Haustiere und trieb Ackerbau. Es war ganz von selber gekommen — erst, als sie kein Feuer hatten und die Not sie dazu zwang, sich auf alle nur mögliche Art zu helfen, und später, als sie wieder Feuer hatten und sich eben darum gar nicht absehen ließ, was alles sie vermochten. Die Kühe lagen ihr besonders am Herzen. Sie hatte sie sich angeschafft, als ihr Herd noch kalt war, und sie hatten ihr und den Kindern damals geradezu halbwegs das Leben gerettet. Nie hätte man die kalten Tage überstehen können ohne sie!

Das wilde Rind wanderte ins Tiefland ein, als der Gletscher wich — kleine, hirschähnliche, leichte Tiere mit großen, feuchten Augen und voller Neugier, wie in den ersten Tagen der Welt. Die kleinen, neugeborenen Kälbchen, die, noch unsicher auf ihren Beinen, hinter der Mutter herliefen, sprachen zu Vaars unersättlichem Mädchenherzen. Sie hockte sich nieder und breitete die Hände aus, um sie an ihre Knie zu locken ...

Im Anfang waren sie fast gar nicht scheu; sie wurden es erst, nachdem Hvidbjörn sie eine Zeitlang gejagt hatte, und auch dann noch konnten die Kühe in ihrer Unschuld manchmal in einer kleinen Entfernung im Halbkreis stehen bleiben — alle die gehörnten Köpfe und die Mäuler, in denen sie irgendeine Blume kauten, diesem Geschöpf zugewandt, das sie nicht kannten ... Wenn er zu nah kam, trabten sie davon, mußten aber bald wieder umwenden und stehen bleiben und schauen — sich vorsichtig auf allen Vieren nach rückwärts stemmend, mit

feuchten Nüstern und Augen, in denen es dunkelte wie Nacht . . . Eins oder das andere mußte, in unbezwinglicher Neugier, auch ein paar Schritte aus dem Kreis heraustreten und näherkommen, versuchte sogar, eine recht drohende Stellung einzunehmen, indem es das eine Vorderbein hob und es heftig und äußerst herausfordernd wieder niedersetzte; dabei schnaubte die Kuh tief auf; aber die frommen Augen standen in so gar keinem Verhältnis zu der kriegerischen Haltung, und die Kuh zog sich auch sehr bald ganz von selbst zurück, warf, mit zitternden, blinzelnden Wimpern, den Kopf zur Seite und machte kehrt.

Wenn es Zeit war, flog Hvidbjörns Speer, und eins von den Tieren blieb, sich wälzend, von der Waffe durchbohrt, liegen, während die übrige Herde davongaloppierte. Am liebsten erlegte er die großen Stiere, die der Jagd Reiz verliehen und machmal sogar ihm selbst das Blut aufpeitschten durch ihr selbständiges, angriffsweises Vorgehen . . .

Es gab jetzt dichte Herden von Rindern in der Ebene. An sonnenhellen Tagen konnte man von einer Anhöhe aus über meilenweite Sümpfe und Weideplätze hinblicken, auf denen Schatten, die von den Wolken hoch oben übers Land fielen, sich mit Tierherden mischten, soweit das Auge reichte. Es war nicht bloß Wild, was sich da zeigte . . . es waren ganze Herden von Auerochsen und Hirschen, Truppen von Wildschweinen brachen aus dem Gestrüpp und wieder zurück . . . auf den Inseln stapften Bären durchs Heidelbeerkraut und am Bach schnellte der Fuchs sich mit der Pfote eine Forelle ans Land. Das Elen lebte in großen Herden im jungen Birkenholz, die Zwergkiefern schienen, wenn man darauf hinblickte, sich zu beflügeln und gebaren den gewaltigen Auerhahn, die ganze Heide ward lebendig von Urvögeln . . . wohin man auch blickte . . . die nächste Nähe war voll von Getier, und in der Ferne verschwamm es in Herden zu nebelhaften Strichen, die sich im Horizont verloren und dahinter weiter fortsetzten. Es war leicht, Nahrung zu schaffen . . . im Überfluß . . . und Hvidbjörn hatte mehr als genügend Zeit, seine Schiffsbauerei weiter zu betreiben, damit er fortkonnte . . .

Gleich im ersten Jahr bat Vaar Hvidbjörn, ihr ein paar lebendige Kühe zu fangen, die sie versuchen wollte zu zähmen. Die Renntiere kamen hier nicht gut fort. Sie hatten Heimweh nach dem Gletscher und gaben keine Milch mehr. So kam Vaar zu ihren ersten Kühen. Und schon am ersten Tag, als sie eingefangen waren, fügten sie sich willig der Gefangenschaft und begannen mit tiefen, satten Augen wiederzukäuen. Sie gaben weit mehr Milch als die Renntiere und waren unendlich sanft. Sie wurden der Kinder beste Freunde. Vaar liebte sie. Sie waren ihre Lieblinge und Freundinnen. Sie unterhielt sich vertraulich mit ihnen; die Wärme ihrer blutreichen Hörner ging ihr . . . durch die Hände . . . ins Herz. Sie rochen so

gut nach dem Gras, das sie fraßen, und nach der Nahrung, die sie übrig hatten für andere . . .

Vaar ward eine Künstlerin in der Kuhmilch, die da über ihre kräftigen, mütterlichen Hände floß. Sie machte Käse. Ganz von selbst kam das. Vaar hatte immer einen Vorrat von Milch, den sie in einem großen Topf zu runden Kuchen preßte. Und wenn die Mannsleute vom Fischen und Schiffahren auf dem Meer heimkamen, waren sie der Mutter recht dankbar für eine Scheibe Käse.

Zum Dank dafür machten ihr die Söhne Messer und Pfriemen aus Bein. Hvidbjörn interessierte sich für das Garn, das Vaar und die Töchter geduldig mit den Fingern drehten, besonders, nachdem er angefangen hatte, die Fische mit Angeln und Netzen zu fangen, und viel Garn brauchte. Wie gewöhnlich sann er auf einen Abkürzungsweg, und nachdem er seine Augen hatte funkeln lassen und einen Tag lang herumprobiert hatte, kam er und verehrte Vaar eine Spindel, die in der gleichen Zeit zehnmal so viel Flachs drehte. Es war ein kleiner Stab mit einer runden Scheibe daran, die man rasch umherzwirbelte, bis sie von selber, kraft ihrer eigenen Schnelligkeit, weiterlief und das Garn spann, daß es eine Freude war; was fest genug war, wickelte man um den Stab und konnte so immer weiter spinnen, ohne daß das Garn sich verwirrte. Die Spindel hatte großen Erfolg bei den Frauen und schnurrte von nun an unaufhörlich im Haus.

Später, als wieder Feuer kam und Vaar sich eine ganze große Ausstattung von Töpfen und Schüsseln brennen konnte, machte sie auch Butter. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so gründete diese Erfindung sich auf Vaars persönliche Bedürfnisse, — die Lust, sich mit wohlriechenden Dingen zu salben. Sie und die Töchter schmierten sich im Anfang mit der Sahne ein, die sich so dick zu oberst auf die Milch setzte, daß man sie abnehmen konnte; die Salbe wurde noch stärker und durchdringender durchs Stehen, namentlich aber, wenn man sie kräftig im Topf schüttelte. Es war ein langwieriges Stück Arbeit, was sie da vorhatten; aber sie machten sich mit Eifer daran, bis endlich die Butter zum Vorschein kam und sie sich einschmieren konnten. Hvidbjörn fand ebenfalls Geschmack an der Salbe; aber als die derbere Natur zog er den inwendigen Gebrauch vor, und Vaar bereitete sie für ihn in größeren Portionen. Damit war mit der Zeit die Butter als Luxus und tägliche Abwechslung in der Lebensweise eingeführt.

Auch im Brotbacken hatte Vaar es weit gebracht. Aber alles, was mit Korn und Ackerbau verknüpft war, den sie eingeführt hatte, wurzelte in einem ganz besondern, mystischen Pakt mit der Erde, in Vaars eigenster kleiner Religion, die zurückging bis zu jenem Frühjahr und Glückstag, als das Feuer wiederkam.

> Fällt nicht der Regen voll Fruchtbarkeit:
> klingt es nicht gleich verliebtem Gemurmel,
> einem langen, gedämpften Liebesgeflüster —
> Mund an Mund —
> Zwischen Regen und Erde? —

Alles ward Hvidbjörn geschenkt. Als er, verflucht von seinem Volk und vogelfrei erklärt, in die Verbannung ziehen mußte, ließ ihn sein Schicksal den Weg finden zu milderen Himmelsstrichen, in ein Paradies voll Wild (in dem dieser Mensch sich niemals heimisch fühlte); aber er sollte auch noch Überfluß haben, indem sogar die ganze Witterung sich veränderte und wärmer wurde. Er war gen Süden gezogen, und der Süden kam ihm entgegen.

Die große Tauzeit dunkelte im Auge der Sonne über dem Norden. Der Gletscher war in plötzlichem Rückzug begriffen. Von der Stelle unten im Tiefland, wo Hvidbjörn wohnte, konnte er im Anfang unter dem Himmelsrand im Nordwesten das grüne Blinken des Eises sehen; aber es verlor sich mehr und mehr und verschwand schließlich ganz. Der Gletscher hatte sich aus dem Gesichtskreis zurückgezogen — nach Norden zu. Ein Wunder war es nicht; denn so wie das Wetter jetzt geworden war, konnte es ganze Berge schmelzen. Fast ununterbrochen rauschte es nieder, mit Donnerkrach und warmem Regen. Das ganze Frühjahr durch zogen strömende Schauer über die Erde, und dazwischen brach die Sonne durch, so lächelnd kraftvoll, so hoffnungsreich, daß selbst die Tiere die Köpfe von der nassen Erde hoben und sich die Welt betrachteten, als wäre sie neu geworden.

Finstere Hagelschauer, von Blitzen durchzuckt, jagten mitten im Sonnenschein über den Himmel hin und peitschten weiß die Erde; und wenn der Schauer vorüber war und der Donner sich entfernte, spannte sich luftig der Regenbogen übers Grün, an dem funkelnd, wie Tränen an den Wimpern eines Kindes, die Tropfen hingen. Ein, zwei, drei herrliche Regenbogen schwangen sich über den Himmel, der eine über dem andern, paradiesfarbene Brücken, die zwischen den Wolken und der sieghaften Sonne dastanden — auf der Erde — und doch nicht auf der Erde ... Jeder Regenschauer war eine verlorene Schlacht, die neue Hoffnung gebar!

Tage und Nächte lang rauschte der Regen vom Himmel nieder, und flach geschwemmt, von Furchen zerrissen, nahm ihn die Erde entgegen. Die Seen schwollen, die Ströme gingen bis hoch an den Uferrand, schäumten durch das flache Land und wirbelten hinaus ins Meer. Aber der Regen war warm und trug eine neue Zeit in seinem unerschöpflichen Schoß.

Hvidbjörns Kinder sogen sich die Augen voll Kraft, während sie dem Regen zusahen, der die Lachen aufriß, daß sie einer Menge von kleinen Geschöpfen

glichen, die aus der Erde emporsprangen, sich einen Augenblick lang zum Himmel aufreckten und dann wieder in die Erde sanken, während der Regen fortwährend neue gebar.

Über ihrer Kindheit stand der Regenbogen und verhieß ihnen das ganze Weltall . . .

Es ward noch immer jedes Jahr Winter; aber die Kälte hielt nicht mehr so lange an, und das Frühjahr kam mit immer größerer Gewalt. Das Tiefland war in jedem Frühling überschwemmt, und Hvidbjörn brauchte seine Schiffe mehr als einmal äußerst nötig, um sich und die Seinen zu bergen. Es gab Zeiten, in denen das Land meilenweit unter Wasser stand, und bloß die Anhöhen als Inseln und Holme herausragten; und hier drängten sich die wilden Tiere in schwarzen, wahnsinnigen Herden zusammen, denen man sich nicht ohne Grausen nähern durfte, während ebensoviele ertrunken auf der Tiefe ringsumher fluteten . . . Hvidbjörn, der seine Schiffe halb zum Vergnügen gebaut hatte, begann, ein Schicksal dahinter zu ahnen; vielleicht ward das, was er im Spiel hervorgebracht hatte, zum Nutzen in bitterer Not. Und Hvidbjörn lächelte, daß sein ganzes blondes Gesicht sich in Falten legte.

War nicht die Sonne sein Freund? Konnte er sich nicht verlassen auf die Erde? Sie selbst hatte ihm ja Feuer gegeben, als er kein Feuer hatte und ganz allein stand. Sonne und Erde hatten sich vereinigt, um den Gletscher aufzutauen und ihm Feuer zu geben.

Nie vergaß Hvidbjörn den Tag, als der Fels unter seinem Lagerplatz sich öffnete wie ein rauchender Schlund und aus dem Erdinnern Feuer von sich gab . . . ein Augenblick, der in unsagbarem Entsetzen begann und in unsinniger Freude endete . . .

Die ganze Erde schwankte, als sei der Untergang nah . . . tief unten dröhnte es, furchtbare Stöße kamen, so daß sogar Hvidbjörn umstürzte, und aus den Mooren klangen unkenntliche Angstschreie . . . die Tiere waren ganz außer sich und drängten sich durcheinander ohne Rücksicht auf Freund oder Feind . . .

Und mitten in dem lähmenden Todesgrauen sieht Hvidbjörn, daß aus dem Riß in der Erde sich Feuer emporwälzt . . . das Gestrüpp brennt . . . Und er erhebt sich und lacht wie ein Toller . . . er versteht auf einmal den ganzen Scherz . . . er wankt auf das Feuer zu . . . denn die Erde unter ihm schwankt wie Meereswogen . . . er stürzt um und lacht und steht wieder auf und hält endlich das Feuer in seiner Hand. Das Herz will ihm zum Hals herausspringen vor Glück und Dankbarkeit! Feuer! Er hat Feuer! Und er heult vor grenzenloser Freude. Er kommt im Sturm nach Hause zu Vaar, die sich aufs Gesicht geworfen hat und sich festklammert . . . er schwingt den brennenden Ast über ihrem Haupt. Feuer! Feuer! Ja, die Erde hatte Hvidbjörn Feuer gegeben! Denn sie war gut!

An jenem Tag, als in seinem Haus der Holzstoß brannte, ging er hinaus und weinte empor zu dem warmen Regen. Regen und Tränen strömten ihm in den Bart, während er, überwältigt und geblendet von Dank, hinaufblickte in den sonnbeglänzten Himmel.

Viele Jahre waren seitdem vergangen, und Hvidbjörn hatte erwachsene Söhne, denen er von der Freundschaft erzählen konnte, die ihn mit Erde und Sonne verband. Aber jedes Frühjahr zündete Hvidbjörn einen großen Scheiterhaufen an zur Erinnerung an den Reichtum und die Freigebigkeit der Erde. Er brachte einen jungen Stier zum Opfer, und während der Himmel gnädig den Rauch entgegennahm, taten Hvidbjörn und seine Söhne sich gütlich an dem frischen, gerösteten Fleisch. Es war um die Zeit, wenn der Kuckuck rief und der Nordhimmel nachts zu leuchten begann von der Sonne, die nicht zur Ruhe ging, daß Hvidbjörn das Feuer wiedergefunden hatte; und zu dieser Zeit zündete er sein Freudenfeuer an, zur Erinnerung an die erste Flamme, die die Erde ihm geschenkt hatte . . .

Hvidbjörns Söhne brannten späterhin ihre Scheiterhaufen immer zu derselben Zeit ab, auch nachdem sie sich längst getrennt hatten und so weit auseinander gekommen waren, daß der eine den Scheiterhaufen des andern gar nicht mehr sah. Und seither besteht dieser Brauch im Norden.

Aber Vaar, die natürlich nicht eingeweiht war in das, was Hvidbjörn und die Söhne, die maßlosen Männer, unternahmen, näherte sich in aller Stille der Erde auf ihre eigene weibliche Art — voll Dank für das Feuer, das jetzt auf ihrem Herd brannte . . .

Wenn niemand es ahnte, ging sie aus, und, während sie sah, wie licht die Nacht war, wie still die Sonne hinter dem fernen Gletscher, der sie und die Ihren nicht mehr bedrohte, opferte sie eine Schale ihres Korns der Erde . . . eine Schale voll fetter Gerstenkörner, die sie das Jahr zuvor Ähre um Ähre gesammelt und mit ihren Händen geduldig von den Hülsen befreit hatte. Sie wußte sich keine bessere Gabe; und weil die Erde ihnen das Feuer gegeben hatte, so daß sie Brot backen konnte, sollte sie auch ihr Opfer haben. Es war ja so gering . . . niemand durfte es sehen. Aber ganz ohne Gabe . . . so deuchte ihr . . . sollte die Erde nicht liegen in der langen, lichten Nacht . . . Und Vaar streute ihre Gerste auf die nackte Erde, schamhaft wie ein Mädchen, und ging, als es getan war, wieder heim . . .

Im Lauf des Sommers ging die Gerste auf und ward ein schöner Acker. Vaar legte das so aus, daß die Erde in aller Stille ihre Gabe angenommen hätte, und sie ward ganz rot und warm vor lauter Dankbarkeit, als sie begriff, daß ihr die Erde als Antwort in aller Stille das Korn vielfältig zurückgab. Ob sie es pflücken sollte? Ob es ihr gehörte? Sicherlich! Denn wie könnte einem Weib eine Gunstbezeugung werden, vor der es sich nicht in warmem

Gehorsam beugte? Vaar deutete sich den Acker als ein großes, uneigennütziges Werben, das sie aufnahm mit demütigem Neigen vor der Erde, auf der sie stand . . . Die Knie versagten ihr fast vor dieser Gnade der Erde . . . Wie eine Mutter und wie ein Kind nahm sie, was die Starke bot . . . Und so wogte der erste gelbe Acker im Sommerwind . . . ein geheimer Pakt . . . ein schönes und unschuldiges Liebesbegegnen zwischen der reichen Erde und Vaars stummem Mädchenherzen . . .

Im nächsten Frühjahr ging Vaar wieder und opferte der Erde ihr Korn, während die Männer sich auf den Hügeln mit Feuern verlustierten und die Sonne begrüßten . . . Und in diesem Sommer hatte sie noch größere Äcker. Aber sie erntete sie im Spätjahr nicht alle. Ein Stück ließ sie stehen; das sollte die mächtige Erde behalten . . . Von da ab richtete sie ihre Gaben, nicht ohne Schlauheit, ein nach dem, was sie, praktisch wie sie war, wiederzuerhalten wünschte.

Sie opferte Samen von Flachs, der nicht zum Essen war, und erhielt davon wieder Pflanzen für ihre Spindel. Sie säte Rübensamen und zog nachher die Rüben aus, die doch eigentlich, ihrer Natur nach, der Erde gehörten. Dafür ließ sie vom Kohl die Wurzeln stehen und nahm bloß den Kopf. Aber was sie auch tat . . . die Erde hielt schweigend den Pakt ein . . . und Sonne und Regen gaben der Arbeit Gedeihen, die die beiden miteinander vorhatten . . .

Das war der Ursprung von Vaars Ackerbau. Ihr Pakt mit der Erde und die zahmen Tiere waren Vaars Glück gewesen in all den Jahren, in denen sie ihre Kinder geboren und sie hatte großwerden sehen, während Hvidbjörn tagtäglich davon redete, ihr Zelt abzubrechen und weiterzuziehen. Aber solang sie an Ort und Stelle blieben, hatte Vaar einfach von einem Tag zum andern gelebt und ihren Kindern ein Heim geschaffen.

Unvergeßlich war ihre Güte. Ihr Herz war so groß, daß ihr die Tränen in die Augen traten, wenn sie die Vögel mit Halmen im Schnabel zu Neste fliegen sah. So sanft war sie, daß die harten Männer, ihre Söhne, um ihretwillen nie ein Tier töteten, wenn es nicht das liebe Leben galt. Die Erinnerung an Vaar war auch für alle kommenden Zeiten verknüpft mit jungen Kälbern und weißen Lämmern, wie sie zeitig im Jahr, neugeboren und zitternd, neben ihren Müttern lagen . . . Und die ganze Zeit des Frühjahrs ward nach ihr genannt und in ihrem Namen gesegnet . . .

Aber einmal kam doch der Tag, an dem Vaar ihr Heim verlassen und durch eine Welt von Schmerzen und Angst gehen mußte, eh ein Neues ihr geschenkt ward. Eines Jahrs ward der Taubruch so plötzlich und gewaltsam, daß er die Familie von Ort und Stelle trieb und sie blindlings aufs Meer warf . . .

Es begann mit einem ganz ungewöhnlich frühen Tauen und mit Schneewassern vom Gebirge. Die Ströme traten über ihre Ufer, noch eh das Eis völlig gegangen war. Bruchstücke des Gletschers kamen so rasch geschwommen,

daß sie kaum Zeit hatten, unterwegs zu schmelzen. Wie schwierig droben im Hochland die Verhältnisse waren, merkte Hvidbjörn an der Menge der toten Tiere, die mit den Strömen geschwommen kamen. Ja wohl . . . es ging allem Lebendigen ans Leben . . . und noch mehr . . . Auch Menschenleichen kamen mit dem zeitigen Frühlingsstrom . . . und Hvidbjörn erkannte sie bald und fing an, bang zu werden, wie es den Leuten auf dem Gletscher gehen würde . . .

Eines Tags sah er einen Leichnam auf dem Wasser schwimmen — den aufgeschwemmten Leib hoch herausragend. Ein Rabe saß darauf und pickte die Haut ab, um ins Fleisch zu hacken . . . Hvidbjörn segelte zu dem Toten hin und sah, daß es der alte Ildgrim war. Seit diesem Tag liebte Hvidbjörn die Raben . . .

Aber er hatte an anderes zu denken, als an die ehemaligen Neider. Erdbeben kamen und Springflut . . . das eine mit Donnern und Feuer im Rachen, Berge umwälzend, das andere rasch, stumm, mit Würgerarmen . . . Fern im Norden, gegen den Gletscher und die Berge zu, sah Hvidbjörn ein Eissegel fahren, dazwischen ungeheure Eisblöcke, ganze Felsstücke, die in Flammen und Blitz zum Himmel aufschossen und wieder niederregneten . . . Dahinter wälzte sich eine kreideweiße Dampfwolke, die in einem Nu fast den ganzen Himmel füllte . . . Und nachher kam Finsternis und Sturm, und der Regen schoß in Bächen vom Himmel. Feuer durchzuckte die dämmernde Welt.

Und von den Bergen erhob sich ein donnerndes Brausen, das in kurzer Zeit bis zur Küste drang und zusammenstieß mit dem gewaltigen Rauschen des Meers . . . Das war die Flut, die sich von dem gewaltsam schmelzenden Gletscher niederwälzte. Sie kam in wilden, meilenweiten Strömen, voran ein brüllendes Bersten gefrorener Wasser, das dem Meer zu wanderte, wo die hohen Wogen sich aufreckten, um es zu empfangen . . .

Küste und Schären verschwanden im schäumenden Kampf . . .

Und als der Sturm sich legte und alles stille ward, da lag die ganze Ebene wie ein großer, angeschwollener See, der eins war mit dem Meer. Langsam hob und senkte sich der Wasserspiegel mit allen Sternen der Nacht in seinem schwarzen, unendlichen Schoß . . .

Da und dort schwammen ruhig, in großen Inseln, Herden von umgekommenen Tieren, wie ein Wald von Rümpfen, Gliedern und Geweihen . . . beglänzt vom Mondenschein . . .

Aber Hvidbjörn und alle die Seinen hausten schon längst auf dem offenen Meer. Als Hvidbjörn merkte, daß der Gletscher und die Erde im Kampf miteinander lagen, und daß auf dem trockenen Land keine bleibende Stätte mehr war, machte er seine Flöße und Schiffe fertig, nahm Lebensmittel und Feuer an Bord und schiffte sich mit seinem ganzen Haus ein. Für Vaar war diese Stunde fast gleich der Todesstunde. Aber die brennenden Berge und der Feuer-

regen drängten zur Fahrt ... Und so vertrauten sie sich dem Meer an. Sie waren schon weit draußen, als von den Bergen die Flut niederstürzte; die Wogen gelangten bloß abgeschwächt zu ihnen und ohne die Fahrzeuge umzuwerfen ... Es ward ganz still, und die Flotte blieb liegen, langsam auf und ab schaukelnd im einschläfernden Atem des Meeres ... Hvidbjörn und seine Kinder saßen in den Schiffen ... ohne Hoffnung ... stumm wie die Sternbilder über ihnen und unten in der tiefen See ... Meerungeheuer stiegen auf aus den blitzenden Brandungen zwischen den Eisbergen, bliesen ihren heißen Atem von sich und tauchten wieder, glänzend, mit feuchten Rückenflossen, im Mondschein unter.

Aber es ward Morgen. Die Sonne stieg rot und allmächtig im Osten empor. Eine frische Brise fuhr über das Meer der Sonne entgegen. Hvidbjörn und seine Söhne spannten Felle auf für den Wind und die Schiffe begannen zu segeln ...

Und als sie hinauskamen in die See, hob sich das Innere des Landes, das sie verlassen hatten, vor ihren Augen. Sie sahen die Berge gen Norden nackt daliegen in allen Farben, wie am Morgen der Zeiten. Der Gletscher war geschmolzen und hatte sich ins Meer entleert ... Aber zu oberst im Land erhob sich ein Berg mit rundem Gipfel, von dem eine Rauchsäule, schlank und ruhig, hoch in den blauen Himmel stand ... Und Hvidbjörn begriff, daß der Friede zurückgekehrt war. Die Sonne hatte gesiegt und nahm das Opfer der Erde an.

Aber der Wind trieb die Fahrzeuge vom Land, gen Osten, bis bloß noch das wilde, offene Meer auf allen Seiten war, und sie glaubten, sie müßten sterben. Am zehnten Tag, als sie alle vor Entkräftung am Boden lagen, zeigte sich im Osten Land. Und Hvidbjörn sah, daß sie gerettet waren und nannte das Land Livland.

Hier siedelten sie sich an. Hvidbjörn zündete einen Holzstoß an und nahm das neue Land in Besitz ... unter einem rauschenden Zug von Vogelschwärmen, die von Süden kamen und hinaufstrichen nach den nordischen Seen ...

Auch hier kämpften Sonne, Wasser und Wolken ... und die Erde lag nackt und dampfend im Bad ... bald voller Licht ... bald beschattet von eilenden Wolken, die die Sonne zusammenzog ... Aber der Frühling blieb Sieger. Der Regenbogen spannte seine luftige Brücke über die grüne Erde, zum Zeichen, daß auch hier Menschen daheim waren ...

Und Hvidbjörn blickte sich um und fand Birkenbäume, viel Holz und gutes Holz zum Schiffbauen. Hier konnte man schwindelnde Fahrzeuge bauen, mit denen man die ganze Welt bereisen konnte. Hier wollte er bleiben!

Neu-Bauer

In Livland traf Hvidbjörn mit dem Urvolk zusammen. Es fiel ihm nicht im Traum ein, diese kleinen, schorfigen Wilden, die wie Ungeziefer im Gestrüpp hockten, könnten die schönen, nackten Menschen sein, die er in den Wäldern

im Süden zu finden gemeint hatte. Und dennoch waren sie es. Sie stammten in gerader Linie von dem Volk ab, das seinerzeit Dreng ausgestoßen und ihn dem Winter preisgegeben hatte.

Es dauerte lange Zeit, ehe Hvidbjörn die scheuen Eingeborenen so weit beruhigt hatte, daß er sie überhaupt ordentlich zu Gesichte bekam. Sie versteckten sich im Anfang wie Füchse im Gebüsch und ergriffen die Flucht, wenn er ihnen zu nah kam. Meist flohen sie auf allen Vieren, damit sie so wenig wie möglich zu sehen waren; und während sie so, ein starres Fell als Deckung auf dem Rücken, durchs Gras krochen, pflegten sie das Gesicht nach rückwärts zu kehren, die Zähne zu fletschen und weiterzulaufen. Wenn sie weit genug waren, erhoben sie sich und rannten gradaus, bis sie sich in Sicherheit glaubten. Hvidbjörn nannte sie „die Grävlinger" (Dachse), ihren Spuren und dem Geruch nach, der ihnen anhaftete.

Es ging ihm auf, daß sie ihn und seine hochgewachsenen blonden Söhne mit tiefstem Entsetzen und voller Ehrfurcht betrachteten und sie beinahe für übernatürliche Wesen hielten. Wie sollten sie auch Riesen mit lichtem Haar und blauen Augen fassen können — Riesen, die übers Wasser kamen mit Schiffen — etwas, für das ihnen der Begriff noch vollständig fehlte! Hvidbjörn mußte viele freundliche Zeichen machen und grüne Zweige statt der Waffen in der Hand tragen, um sie dazu zu bewegen, näher zu kommen; und auch dann noch krochen sie nur auf dem Bauch heran und winselten wie junge Hunde vor Furcht und Unterwürfigkeit.

Vaar, die Milde, hockte sich vor ihnen nieder und lockte ihre Kleinen mit Gerstenkuchen, die sie im Schoß hielt.

Nach und nach kam eine Annäherung zustande; aber auch nachdem die Grävlinger gelernt hatten, daß die hohen weißen Menschen sie nicht auffressen wollten, fuhren sie fort, im Staub vor ihnen zu kriechen, als vor übernatürlichen Geschöpfen. Hvidbjörn stieß also bei ihnen auf keinerlei Schwierigkeiten, als er sich im Land niederließ.

Es war reich an hohen Tannen- und Birkenwäldern und voll von Wild. Im Innern des Landes lagen unendliche Steppen, auf denen Herden von wilden Pferden und Schafen weideten, so weit das Auge reichte. Zum erstenmal sah Hvidbjörn hier das wilde Pferd; es hatte Skandinavien lange vor seiner Zeit verlassen. Allerdings ging die Sage, daß die Vorfahren in ferner Zeit ein Tier gekannt haben sollten, das an jedem Bein bloß eine Zehe hatte und lief wie der Wind; aber Hvidbjörn hatte das nur für eine Fabel gehalten, wie sie so vielfach aus längst vergangenen Zeiten noch umgingen. Hier ward jedoch die Sage lebendig . . .

Hvidbjörn versprach sich viel von einer näheren Bekanntschaft mit den wilden Pferden. Es waren schöne Tiere, mit leichten schwarzen Streifen auf den gelbgrauen Flanken und großen, beweglichen Ohren. Sie waren sehr neugierig und

gutmütig, voll Spielerei, immer bereit, plötzlich in einem Freudengalopp über die Steppe hinzusausen. Hvidbjörns Knaben waren ganz erfüllt von den flinken Tieren und versuchten sich ihnen mit einem Stück Brot in der einen und einem zusammengewickelten Riemen in der andern Hand zu nähern, und die wilden Pferde schnupperten auch voller Gelüsten, tanzten übermütig, mit geschmeidigen Bewegungen, und zeigten die größte Lust — — wenn aber die Knaben zu nahe kamen, sausten sie davon, daß man das Innere von allen vier Hufen sah. Sie wieherten feurig, aus vollem Hals, besonders die jungen Hengste, die mutig die Mähne schüttelten und einen weißen Halbmond in den Augen zeigten. Die Knaben riefen sie mit allen nur möglichen Kosenamen, und die Pferde neigten die Köpfe und erwiderten mit fröhlichem Schnauben; aber allzu nah ließen sie sie vorläufig noch nicht kommen.

Die Sache war die: die Eingeborenen wußten die Pferde nur zu töten. Sie zu zähmen und zu Brüdern zu machen, dazu hatten sie nicht den Verstand. Sie waren überhaupt in einer Weise grausam gegen die Tiere, die Hvidbjörn ganz fremd und empörend erschien. Sie begnügten sich nicht damit, sie auf der Jagd zu erlegen; sie marterten sie auch kaltblütig, einfach zur Belustigung. Sich ihnen in Brüderschaft zu nähern, lag ihnen um so ferner, als — soweit Hvidbjörn verstand — diese feigen Sohlengänger sich geradezu unsinnig hoch über alles, was Tier hieß, erhaben dünkten. Immerhin hatten die Grävlinger manche Eigenheiten, auf die sie stolz waren und die Hvidbjörn ihnen gerne ließ.

Es war dem Urvolk sehr verschieden ergangen, seit Dreng, der Alte, im verlorenen Land sich von ihnen schied. Die Mehrzahl war allerdings in gerader Richtung südwärts gezogen und hatte sich in fernen Tropenländern ausgebreitet, wo man nie wieder von ihnen hörte, bis fast eine ganze Erdperiode später, als ein Nachkomme Drengs, Kolumbus, auf den westindischen Inseln einen Zweig der Familie fand. Noch später stieß ein Geschlechtssprößling Drengs, Darwin, auf sie in ihrem äußersten Abschaum, so wie sie angefangen und geendet hatten — — nämlich in Feuerland.

Aber zu der Zeit, als Hvidbjörn lebte, waren sie noch nicht weiter gekommen als bis Südeuropa, mit vereinzelten Einwanderungen in Afrika und Asien. Es gab immer noch nördliche Vorposten, die die Kälte besser aushielten als die übrigen, und als die Witterung milder ward, wanderten viele wieder in den alten Spuren nordwärts, indem sie dem Wild nachzogen und sich mit den Jahreszeiten ruckweise hin und herbewegten. Als das Urvolk von Skandinavien auswanderte, war das Land mit dem übrigen Europa fest verbunden gewesen. Später bildeten sich offene Sunde dazwischen, über die die Menschen vorläufig nicht kommen konnten. Dagegen bogen sie ab — den Küsten der Ostseeprovinzen entlang — und verpflanzten sich dadurch gleichzeitig bis tief in das Innere von Rußland. Und hier war es, wo Hvidbjörn auf sie stieß.

Im Anfang verstanden sie einander nicht; jeder war geneigt zu glauben, daß der andere überhaupt keine Sprache hätte, sondern bloß sinnlose Laute. Aber bald lernten sie von dem, was gesprochen wurde, auf das schließen, was gemeint war — und dieser Unterschied der Sprache gab ihnen die erste Anleitung zur Bildung von Begriffen, die später feste Form annahmen. Im übrigen währte es nicht lange, und Hvidbjörn fand in der scheinbar wildfremden Sprache der Grävlinger Worte, die ihm bekannt vorkamen, und die dereinst in beiden Sprachen gleichgelautet haben mußten. Die Grävlinger wußten Lieder und uralte Sagen zu berichten; unter anderm hatten sie eine nebelhafte Überlieferung von einem Menschen, der seinen Bruder erschlagen hatte und in ein ödes Land verbannt worden war. Hvidbjörn hörte mit großer Teilnahme von diesem bösen Handel und schenkte dem Erzähler ein Stück Brot.

Die im Norden wohnenden Urmenschen waren nicht mehr ganz dieselben wie damals, als Dreng sich von ihnen schied. Heimatlosigkeit und Not hatten sie zum Bösen verändert; sie waren unzufriedener und mißgünstiger gegeneinander als früher. Von der Sorglosigkeit und Geschmeidigkeit, deren sich ihre Vorväter erfreut hatten, war nichts mehr übrig; sie schaukelten nicht mehr, einen Apfel in der Hand, im Baumwipfel und schüttelten zum Zeitvertreib die übrigen Früchte zu Boden. Auch die Behaarung hatten sie verloren; sie war in einer schlimmen Zeit ihnen abhanden gekommen und durch den Schweiß und Staub des Landflüchtigen ersetzt worden. Das einzige, was sie gelernt hatten, war, den Rücken zu decken gegen den Winter, vor dem sie immer auf der Flucht waren; und das war ganz buchstäblich zu verstehen. Eine richtige Kleidung kannten sie nicht, sondern warfen irgendein altes Schaffell um, womit sie sich den Rücken warm hielten im Unwetter. Aber sie verstanden nicht, es zuzubereiten. Die Felle waren steif und hart. Auf der Jagd und bei jeder Gelegenheit benutzten sie es als Schutzwehr; sie schliefen darunter und verkrochen sich in der Gefahr dahinter. Sie bauten sich keine Häuser, sondern schliefen in armseligen Löchern auf der nackten Erde oder in einem Busch. Sobald es auf den Winter zuging, wanderten sie in geschlossenen Trupps, wie andere Zugvögel, gen Süden und ließen sich vor dem nächsten Frühjahr nicht mehr blicken. Und doch hatten sie immer Feuer gehabt. Sie schleppten es in Körben mit Feuerschwamm mit sich, ganz wie in der Urzeit. Aber weiter im Gebrauch waren sie nicht gekommen. Töpfe kannten sie nicht. Vom Brotbacken hatten sie keinen Begriff, ahnten überhaupt nicht, daß es etwas gab, was Korn hieß, trotzdem sie bis an den Hals darin wateten und das ganze Land voll war von wilder Gerste. Daß sie selber sich darauf verstehen sollten, Korn anzubauen, ließ sich nicht erwarten. Vom Schiffebauen wußten sie nichts. Dagegen konnten sie schwimmen und nahmen auf diese Weise kleinere Wasserhindernisse. Sie warfen nicht mit dem Speer und machten sich bloß die notdürftigsten Steingeräte.

Aber dafür hatten die Grävlinger wiederum ein Gerät, das Hvidbjörn vollständig neu war. Sie verstanden es, einem Rohr mit einer Feuersteinspitze einen weiten und sicher berechenbaren Flug durch die Luft zu geben — und zwar mit Hilfe von Antilopenhörnern, deren Spitzen mit einer Sehnenschnur gegeneinander gespannt waren. Es war ein Bogen. Wie sie dazu gekommen waren, konnten sie nicht erklären; aber sie zeigten grinsend, wie sie eine Giftschlange fingen und die Pfeilspitzen in ihren Kopf steckten, um sie wirksam zu machen; und Hvidbjörn graute es, als er zum erstenmal ein wildes Pferd vor einem solchen Pfeilschuß fallen und in Zuckungen verenden sah, obgleich die Wunde kaum ein Ritz war. Das war häßliche Zauberei! Für sich lernte Hvidbjörn den Bogen nicht gebrauchen. Die Knaben dagegen konnten gar nicht die Augen davon lassen und machten sich selbst bald ähnliche — allerdings aus Eschenholz. Aus dem Gift machten sie sich weiter nichts: sie jagten nicht aus dem Hinterhalt; sie waren stark und wurden mit der Zeit so geschickt, daß sie auf nicht allzugroße Entfernung einen Auerochsen durch und durch schießen konnten mit ihrem Pfeil.

Außer zur Jagd benutzten die Grävlinger den Bogen auch noch auf andere Weise, indem sie sich manchmal hinsetzten und Musik darauf machten. Sie griffen mit den Fingern in die gespannte Saite; und es gab einen lockenden Klang. Wie Wind spielte es darin und ferne Welten . . .

Die Grävlinger waren ganz erpicht auf das Tonspiel. Und wenn einer von ihnen den Bogen fingerte, dessen Klang verstärkt ward durch die Hirnschalen, auf denen die Hörner saßen, und ein anderer mit einem Knüppel an einen hohlen Baum schlug, während ein dritter in einen Knochen blies, und gleichzeitig ein Haufen von den andern einen Kreis schloß um die Tonkünstler und leidenschaftlich im Chor wimmerte, konnte das wirklich auch auf andere als auf die verdrehten Musikanten den tiefsten Eindruck hervorrufen. Ein Zauber lag in der süßen Mischung von Tönen, die in den Menschen Sehnsucht und Tränen weckte . . . ein Waldlaut, der schlummernde Erinnerungen an das verlorene Paradies wachrief . . .

Ursprünglich hatten die Grävlinger jedenfalls das Lockspiel bloß im Dienst der Jagd verwendet, um die Aufmerksamkeit des Wildes zu fesseln: und wenn dann das wilde Pferd sich näherte, klug den Kopf schüttelnd, die großen, flaumigen Ohren lauschend vorgespitzt nach den lieblichen Tönen, die der Wind von fernen, seligen Weideplätzen herumzutragen schien, flog der giftige Pfeil vom Bogen und sandte den Todesbrand in die Adern des Tiers. Es war eine Kunst, die sich bezahlt machte. Und die ganze Seele des Urmenschen lag in diesem Gerät, das zugleich Natter war und Harfe . . .

Aber durch lange Übung war die Fertigkeit der Grävlinger so groß geworden, daß sie jetzt das Spiel als eine Kunst an sich, außerhalb der Jagd, verehrten. Sie gaben dem Bogen mehrere Saiten, gleichsam verschiedene Arten von Luft=

stärke, und vertieften den Klang, indem sie die Hörner von der leeren Hirnschale, die mit den Zähnen schrillte, losmachten, und sie statt dessen in eine Schildkrötenschale setzten, die volleren Klang gab. An der Knochenflöte brachten sie Löcher an, so daß sie aus vielen Wunden stöhnte ... den hohlen Baum hieben sie ab, um ihn transportabel zu machen; und sie lernten auch, in einem gewissen Takt klagen, der Jammer und Sehnsucht zur Kunst wandelte ... O ja ... sie waren Meister in der Musik!

Hvidbjörn und seine Familie hatten in dieser Richtung keinerlei Talente; aber sie waren sehr empfänglich dafür und lauschten in tiefer Ergriffenheit, wenn die Grävlinger ein Stück zum besten gaben; sie stießen tiefe Seufzer aus und wurden ganz rot und blaß unter dem Eindruck ihrer Gefühle ... die Musik machte sie zahm ... wie festgenagelt standen sie da, ganz verloren in den gaukelnden Lockruf, der sie über sich selbst hinausrief ... Wenn sie so lauschten, gemahnten sie nicht wenig an die schönen wilden Pferde, die die Musik zutraulich machte. Mit derselben verzauberten Haltung beugten sie sich vor ... mit gefesselten Gliedern ... Die Musik der Grävlinger war es, die Hvidbjörn für sie einnahm und die Ursache ward, daß er sich der Freundschaft mit ihnen hingab ...

Sonst lernte Hvidbjörn just nicht viel von den Bewohnern des Ostens. Die Wirkung war eine umgekehrte. Die Grävlinger bekundeten eine erstaunliche Nachahmungsgabe, lernten im Handumdrehen sich zu kleiden, zu kochen, Schlitten zu fahren, auf dem Wasser zu segeln, alles was Hvidbjörn konnte. Sie eigneten sich alles so gut an, daß sie unter sich bald beinah überzeugt waren, sie hätten ja alle diese selbstverständlichen Dinge schon längst gekannt. Und es fehlte nicht viel, so hätten sie diesen Feuerbart ausgelacht, der sich da als Erfinder all dieser einfachen Dinge aufspielte. Sie hatten das glücklicherweise gar nicht zu erfinden brauchen! Trotzdem kamen sie mit all dem Neuen, was sie gelernt hatten, nicht weiter, ehe sie Hvidbjörn auf die Finger geschaut hatten, wenn er arbeitete ...

Werkzeuge und Holz quollen nur so unter Hvidbjörns sommersprossigen Händen hervor. Nichts blieb wie es war, sondern kam in einer neuen vollkommeneren Gestalt zutage, wenn sein glimmernder Blick darüber gelaufen war. Kein Boot, kein Schlitten kam aus seinen Händen, die nicht anders gewesen wären als die vorhergehenden ... Das höchste Streben der Grävlinger, etwas Gutes zu schaffen, ging darauf aus, alles grade so zu machen, wie es hergebracht war ... in der alten, vertrauten Form ... Und darin trieben sie es weit. Sie erreichten das Höchste, was man erreichen kann in der Kunst, Schritt um Schritt der Selbstverständlichkeit nachzugehen ...

Sie verpflanzten das Neue weiter ... zu fernen Stämmen des Urvolks ... die es willig aufnahmen, aber meist für ewige Zeiten auf einer oder der anderen Stufe stehen blieben, und zugleich sich weit von der Quelle entfernten.

(Schluß folgt)

Was ich der deutschen Kultur verdanke / von Bernard Shaw

Indem ich meine Feder eintauche, um meine Schuld an die deutsche Kultur zu bekennen, erinnere ich mich, daß in England einige meiner ungeduldigsten öffentlichen Äußerungen in der Verleugnung eben dieser Schuld bestanden. Besonders in meiner Vorrede zu „Major Barbara" mußte ich meine Verzweiflung über das Gerede ausdrücken, ich sei ein Papagei- und Nachschwätzer von Schopenhauer und Nietzsche, womit die Theaterkritiker Londons jede Stelle in meinen Stücken begleiteten, die ihnen einen intellektuellen Eindruck machten. Ich erbrachte ihnen einen heftigen Gegenbeweis, nicht wegen ihrer erschreckenden Unkenntnis der englischen Literatur (niemand in England erwartet von einem Theaterkritiker Vertrautheit mit der Literatur; tatsächlich berechtigt das Gehalt, das sie ihm zahlen, seine Auftraggeber selten, dergleichen zu verlangen), sondern wegen des Mangels an nationaler Selbstachtung, der sie zu der Annahme führt, Intellekt sei kein natürliches Produkt des englischen Klimas und müsse deshalb aus der Fremde eingeführt werden. Ich hob hervor, daß sie nicht leugnen könnten, — selbst wenn sie im Intellekt mit Recht etwas Unerquickliches und Unliebenswürdiges fänden, — daß viele englische Autoren sich des Intellekts schuldig gemacht hätten und es jedem wohlunterrichteten Studenten klar wäre, daß ich die Themen dieser Autoren ebensogut geerbt und, ehe ich sie an die nächste Generation weiterreiche, zu beleuchten getrachtet habe, wie die der deutschen und skandinavischen Autoren.

Trotzdem ist meine Kultur in ausgedehnten Maße eine deutsche Kultur. Es ist allerdings wahr, daß ich die deutsche literarische Kultur ungenügend kenne. In der Tat, wenn die Deutschen nicht Goethe und Schiller hervorgebracht hätten, würde ich — ich schäme mich, es sagen zu müssen, — nichts gelesen haben außer den Werken einiger weniger meiner eigenen Zeitgenossen und den Prosawerken von Richard Wagner. Auf irgendeine geheimnisvolle Art kenne ich jedoch einige der Ansichten von Kant, Schopenhauer, Fichte, Feuerbach, Hegel, Lessing, Ferdinand Lassalle, Helmholtz und Weismann, aber ich kann ehrlicher Weise nicht behaupten, daß ich sie jemals gelesen habe, obgleich ich zweifellos, wie von allen Autoren, auch davon Bruchstücke gelesen habe. Ich könnte auch mehrere deutsche Autoren aufzählen: Klopstock, Herder, Kotzebue usw. usw., aber wahrhaftig, ich weiß nicht, ob Herder Theaterstücke oder Romane oder Predigten oder Abhandlungen über Chemie oder Philosophie geschrieben hat. Was Klopstock betrifft, so sehe ich in ihm eine Art von flachshaarigem Struwwelpeter-Messias, nur weil der Name Klopstock meiner kindlichen Einbildungskraft einen Ausklopfer vorzaubert. Woher die messianische Beziehung kommt, das weiß ich nicht. Ferner war es vor fünfundzwanzig Jahren unter den englischen Sozialisten

Mode, zu behaupten, Karl Marx und Friedrich Engels gelesen zu haben (wie man sagt, grassiert diese Mode in Deutschland noch immer unter den älteren Sozialdemokraten), und den berühmten ersten Band des „Kapitals" habe ich tatsächlich gelesen, nur um zu entdecken, daß dieses Buch sonst niemand gelesen hatte und daß es kein Wort über den Gegenstand des Sozialismus enthält; aber ich rechne Marx nicht zu den deutschen, noch wahrhaftig zu den Autoren irgendeiner Nationalität. Er gehört zur Antibourgeoisie, und sein Schlachtruf lautete: „Antibourgeois aller Länder, vereinigt euch zum Kampfe!" was sie noch immer alle drei Jahre tun. Die Welt ist Marx zu großem Dank verpflichtet für seine Darstellung der Selbstsucht und Dummheit jener geachteten Mittelklasse, welche in Deutschland und England angebetet wird, und „das Kapital" ist eines der Bücher, das den Sinn der Menschen ändert, wenn man sie dazu bringen kann, es zu lesen. Es ist jedoch das Buch eines Mannes, der kein Mitglied der normalen deutschen oder englischen Gesellschaft war und der über Kapitalisten und Arbeiter wie ein Klassen-Kriegskorrespondent geschrieben hat. Ich habe auch Lassalle genannt, und obwohl er gleichfalls Sozialist und ein Jude war (und ich bitte Sie zu bedenken, daß Jude in England kein Schimpfwort ist und daß ich selbst ein Sozialist bin), scheint er mir doch einer der Erfinder des modernen Deutschlands gewesen zu sein. Ich habe auch — jetzt, wo ich darüber nachdenke, erinnere ich mich — in meiner Kindheit eine Geschichte von einem gewissen Jean Paul Richter gelesen, ebenso Grimms Märchen. Ich halte Grimm noch immer für den unterhaltsamsten deutschen Autor. Ich wurde frühzeitig gelehrt, in Deutschland ein sehr ernstes Land zu sehen, weil ich ein kleiner irischer Protestant war und wußte, daß Martin Luther ein Deutscher gewesen ist. Ich schloß daraus, daß alle Deutschen in den Himmel kämen, eine Meinung, die ich nicht länger mit Überzeugung aufrechthalte.

Ich glaube, nun wird der Leser eine recht gründliche Vorstellung von der Geistesverwirrung haben, in der ich mich hinsichtlich der deutschen Literatur befinde. Ich sollte hinzufügen, daß meine Vertrautheit mit der deutschen Sprache von äußerst unsicherer Art ist. Wenn ich sage, daß ich deutsche Autoren gelesen habe, möchte ich nicht so verstanden werden, als hätte ich sie im Original gelesen. Ich habe die feste Absicht, eines Tages deutsch zu lernen, das sollte jeder Mensch, aber ich bin noch nicht fünfundfünfzig, und so hat es keine Eile. Wenn ich inzwischen den Besuch eines Deutschen bekomme, der nicht englisch spricht, so finde ich als ein vortreffliches Auskunftsmittel, ihm mit einem Ausdruck großen Interesses zuzuhören und wenn er innehält, um Atem zu holen, enthusiastisch auszurufen: „Ausgezeichnet!" Ich weiß nicht genau, was „ausgezeichnet" heißt, aber es gefällt dem Deutschen immer und läßt bei ihm immer den Eindruck zurück, daß ich seine Sprache ebenso vollkommen spreche wie verstehe.

Wage ich aber einmal, diesen Erfolg auszunützen und dem Deutschen meine Ansichten in seiner eigenen Sprache mitzuteilen, so ist das Resultat stets das gleiche: ich verwirre ihn und verschaffe seiner Frau unbändige Heiterkeitsausbrüche. Kurz, lieber Leser: meine Kenntnis des Deutschen ist deiner Kenntnis des Englischen sehr ähnlich. Was das Lesen betrifft, so habe ich eine Theorie, wonach ich, wenn es unbedingt nötig ist, mit großer Anstrengung und mit Hilfe eines Wörterbuches ein deutsches Buch lesen kann, aber ich hüte mich wohlweislich, die Theorie in Praxis umzusetzen. Wenn du mir einen deutschen Brief schreibst und die Antiquaschrift anwendest, will ich nicht behaupten, daß ich nicht dahin gelangen werde, deine Meinung herauszufinden, aber du tätest weiser daran, mir englisch oder französisch zu schreiben.

Es gibt jedoch eine europäische, wenn nicht sogar eine universelle Sprache, und das ist die Sprache der Musik. Diese Sprache ist meine Muttersprache. Ich mag von Klopstock und Herder nichts verstehn, aber von Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Wagner und Richard Strauß verstehe ich mehr als die meisten Deutschen. Ich kenne ihre Werke viel besser als die dramatische englische Literatur, ich weiß, daß ihre Musik für viele dramatische Zwecke die Worte ersetzt hat. Wenn ich meine Kollegen damit beschäftigt finde, sentimentale Liebesszenen zu schreiben, frage ich sie, ob sie jemals „Tristan und Isolde" gehört haben und ob sie allen Ernstes glauben, daß die Menschen nach der Poesie der Töne noch der bloßen Wortmusik lauschen werden, oder daß sie mit ihrer stümperhaften, wörtlichen Beschreibung des Unbeschreiblichen auch nur an Verdi und Gounod, geschweige denn an Wagner heranreichen können. Ich kann es jedenfalls nicht. Ich wußte ganz gut, als ich damit anfing, für die Bühne zu schreiben, daß ich entweder Komponist oder Librettist werden müßte, falls ich das gesprochene Drama nicht durch eine neue Art von Liebesszene bereichern könnte.

Vielleicht war der Grund, warum ich dieser Notwendigkeit so kühn ins Antlitz sah, der, daß ich eine neue Art Liebesszene fertig hatte und mit „Romeo und Julia" nichts mehr zu schaffen haben wollte. Meine Liebesszene ging tatsächlich bis auf Hamlet und Ophelia zurück, und ich muß es den deutschen Kritikern überlassen, diesem Fingerzeig so gut sie können zu folgen, denn es mangelt mir hier an Raum für eine erklärende Auseinandersetzung. Aber ich muß ein Wort über die allgemeine Lage der Liebesszenen sagen: wie es damit bestellt war, als ich anfing, für das Theater zu schreiben, und wie es heute damit aussieht. Wir hatten zweierlei Arten von Stoffen: die moralische Romantik, die wir alle unsern Töchtern empfahlen, und die unmoralische Romantik, die wir im obersten Fach unserer Bibliotheken für uns behielten. Die moralische Romantik war die weit angenehmere von den beiden. Sie verschaffte, wenn sie überhaupt lesbar oder erträglich war, sehr angenehme Lektüre und sehr angenehmen Theaterbesuch, denn sie unterhielt uns, ohne uns zum Denken zu zwingen. Die unmoralische

Romantik war peinlich, ungesund, entmutigend und oft entsetzlich langweilig, aber sie befriedigte unsere Neugierde nach Dingen, die der moralischen Romantik verboten waren, und sie nährte unsere Geister so wie unsere Einbildungskraft.

Da jedes Drama irgendeine Art Konflikt darstellt, hatten sowohl Moral als Unmoral ihre Grundkonflikte. In der moralischen Romantik kämpfen die Liebenden gegen die Fallen, die ihnen von eifersüchtigen Schurken gelegt werden, um sie zu trennen, und gegen hartherzige Eltern, Mißgeschick zur See oder zu Land, ungeduldige Mißverständnisse und selbst gegen Ungemach und Härte der Pflicht. Es mußte aber immer der Pflicht die erste Stelle eingeräumt werden, und sie mußte in Einklang mit dem Glück gebracht werden, ehe der Vorhang fiel. Im unmoralischen Stück geriet die Moral immer in Konflikt mit der Unmoral. Der Held war in die Frau eines andern verliebt oder sie in den Mann einer andern. Kinder appellierten an das Mitleid der Zuschauer, mit der Begründung, daß sie illegitim seien. Die beiden Arten Romantik waren in gleicher Weise heuchlerisch, weil unmoralische Romantik einen immer überzeugen wollte, daß Unmoral in Wahrheit das höchste Ideal der Tugend sei, während die moralische Romantik den Helden und Heldinnen ein von der romantischen Gesetzgebung vollkommen gebilligtes Entzücken garantierte. Unmoralische Romantik war tatsächlich mehr die Romantik dessen, was nicht ausgesprochen werden darf, als die der echten Menschlichkeit. Wie ich höre, ist in Deutschland die Sehnsucht nach dem Unaussprechbaren so heftig gewesen, daß, nachdem alle unaussprechbaren, aber trotzdem *natürlichen* Dinge so lange ausgesprochen worden waren, bis sie dadurch endlich aussprechbar wurden, schließlich nichts mehr übrig blieb, als die unaussprechbaren *widernatürlichen* Dinge. An diesem Punkt angelangt, wurde die Romantik für normale Menschen ekelhaft und für jedermann lächerlich. Aber lange, ehe die unmoralische so weit war, war die moralische Romantik noch vollständiger vor die Hunde gegangen. Die moralische Romantik hatte der Moral niemals Trotz geboten; aber wie alle moralischen Menschen übte sie sehr viel heimliche Schlechtigkeit. Sie forderte zwar nicht unsere Sympathie für unmoralische Menschen im Gegenteil, sie tötete sie oder schickte sie im letzten Kapitel oder im letzten Akt ins Gefängnis, aber ehe dieser erbauliche Abschluß erreicht wurde, verweilte sie bei ihren Immoralitäten mit einer Zügellosigkeit, welche die unmoralischen Romantiker nicht zu beanspruchen wagten. Sie hatte auch alle peinlichen und verwirrenden Tatsachen des Lebens übergangen und dadurch viel mehr als die Immoralisten dazu beigetragen, die Meinung zu verbreiten, daß das glückliche romantische Leben sich nicht um Geld bekümmert (das heißt unehrenhaft ist), sich über Kleidung und Reinlichkeit, über Gesetz und Ordnung keinerlei Sorgen macht, die öffentlichen Angelegenheiten und die Gelehrsamkeit als langweilige Gegenstände verachtet und auf keinen Anreiz, außer auf den der Sinnlichkeit reagiert. Kurz, die moralische Romantik war Boheme geworden.

Wenn nun ein Kind in einer Bohemefamilie aufwächst, wird es, falls es genug Charakter hat, offenkundige Übelstände zu empfinden und gegen sie zu kämpfen, mit einer großen Schätzung des Geldes, der Gesundheit, des öffentlichen Geistes und der höheren sozialen Organisation aufwachsen und mit einem herzlichen Widerwillen gegen Klavierspielen vor dem Diner und gegen Freibillette für die Theater und Konzerte. Da nun hauptsächlich nur in Bohemefamilien ein frühzeitiges Kunstverständnis zu erlangen war, sahen wir uns schließlich einer Generation von Schriftstellern gegenüber, die gegen das alte Bohemewesen die heftigste Geringschätzung hatte.

Man bedenke, was das bedeutet: die moralische Romantik hatte die Überzeugungen und Verantwortungen — eine nach der andern — die sie mit der achtbaren Gesellschaft verknüpfte, fallen lassen, und während die unmoralische Romantik die Liste der aussprechbaren Dinge vermehrte, vermehrte die moralische Romantik die Liste der unaussprechbaren. Zuerst wurde die Religion von der moralischen Romantik als unromantisch und deshalb als langweilig und unerquicklich verpönt. Gleichzeitig mit der Religion wurden die Philosophie, die Politik, das Gesetz, das Geschäft verpönt, bis einem moralischen Romantiker sehr bald absolut nichts übrig geblieben war, was er behandeln konnte, mit Ausnahme des Geschlechtes und seiner Verrichtungen. Man stelle sich nun vor, was jetzt aus der moralischen Romantik wurde, da sie aus Geschichten bestand, die die Boheme, das heißt unehrliche, schmutzige, faule, selbstsüchtige, anarchistische Menschen, die durch ihre Gewohnheiten von jedem organisierten Teil der Gesellschaft entfernt waren, über das Geschlecht erzählte. Man stelle sich die Gesetzlosigkeit der Boheme vor, als ihr moralischer Sinn an Auszehrung zugrunde ging und sie entdeckte, daß die Anstrengungen der Immoralisten einen ergiebigen Markt für unmoralische Romantik geschaffen hatten und daß es nicht die geringste Notwendigkeit mehr gab, auch nur so zu tun, als wenn man an das herkömmliche Anstandsgefühl glaubte. Ist es da zu verwundern, daß die moralische Romantik kopfüber zum Teufel ging und die verderblichste künstlerische Kraft der modernen Gesellschaft wurde?

Niemand wird die augenblickliche Lage jemals begreifen, der sich nicht nur über die Verwirrung der Moral und der unmoralischen Romantik in ihrer gemeinschaftlichen Mißachtung des konventionellen Anstandsgefühls klar geworden ist, sondern auch begreift, daß der neue Kurs sich im Konflikt befindet, nicht mit den alten Moralisten, die längst tot auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben sind, sondern mit den alten Immoralisten, die sich noch immer für Pioniere halten. Nichts wundert den vorgeschrittenen Deutschen, der mich kennen lernt, mehr, als die Tatsache, daß ich ein anständiger Mensch bin, daß ich mit der Dame, mit der ich lebe, gesetzlich verheiratet bin; daß ich meine ganze literarische Arbeit zwischen dem Frühstück und dem Mittagessen verrichte und immer vor

Mitternacht zu Bett gehe und auf verschiedenen öffentlichen Gebieten so hart gearbeitet habe, daß ich aufgefordert wurde, Bürgermeister zu werden; daß die Welt, in der Menschen ihre Abende bei Soupers verbringen und mit Schauspielerinnen, Modellen und Tänzerinnen champagnerisieren, mir unbekannt ist und ich ernstlich daran zweifle, ob sie wirklich existiert, und darüber staune, daß sie von ihren unglücklichen Opfern ertragen werden kann, falls sie existiert (alle Schauspielerinnen und Tänzerinnen, die ich kenne, sind hartarbeitende, anständige Frauen); daß Bohemewirtschaft mich anwidert und Laster mich langweilt, kurz, daß ich mich von der Literatur zurückziehen und morgen ein achtenswerter Käsehändler werden könnte, ohne meine häuslichen Gewohnheiten in irgendeiner Weise zu ändern. Ein romantischer Deutscher kann so etwas nicht glauben; ein romantischer Franzose kann es nicht nur nicht glauben, sondern er hält es für einen Skandal. Ich sehe, wie ältere Franzosen von Genie emsig galante Abenteuer nur deshalb suchen, weil die öffentliche Meinung es von ihnen erwartet, wie sie unmögliche Gräfinnen, Baroninnen, Prinzessinnen veranlassen, mit ihnen herumzureisen, weil ein französischer Romanzier ohne eine Geliebte so undenkbar ist, wie ein Marquis ohne einen Kammerdiener; niemand glaubt sonst an die Echtheit seines Ranges. Ich weiß nicht, ob dem Bohemianismus auch in Deutschland solche Opfer gebracht werden. Ich höre über Pianisten Bruchstücke von solchem Klatsch, die darauf hinzuweisen scheinen, daß man, wenn sie anständige Menschen sind (das sind sie wahrscheinlich alle, sonst könnten sie nicht so hart arbeiten), von ihrem Anstand die Geheimhaltung eines solchen Zustandes erwartet. Ich glaube manchmal, daß Künstler Mätressen mieten, so wie Bettler kleine Kinder, bloß, um die Sympathien des Publikums zu gewinnen, während ihre Beziehungen zu diesen sogenannten Mätressen in Wirklichkeit tadellos sind. Ich will nicht sagen, daß die Mätressen sich des schnöden Geldes wegen mieten lassen. Den Ruf, die Geliebte eines Künstlers zu sein, finden manche Frauen entzückend, er bringt sie in interessante Gesellschaft, namentlich, wenn sie von Natur aus durch und durch anständig sind. (Die wirklich unanständige Person heiratet immer einen Bourgeois und trachtet nach dem Ruf marmorner Tugend.) Wie dem auch sein mag, Tatsache bleibt, daß die heutige Generation genialer Männer — ich will nicht behaupten, daß ich dazu gehöre, denn ich bin vielleicht ein wenig zu alt, aber für die ich unter allen Umständen den Weg bahnen half — sich durch einen stark entwickelten Sinn für das Wohl der bürgerlichen Gemeinschaft, durch Abscheu vor Verschwendung und Unordnung und durch eine heftige Auflehnung gegen die Tyrannei des Geschlechtes auszeichnet. Und das bringt sie sofort in offenen Widerspruch mit dem Laster, welches das gemeinsame Thema sowohl der Moralisten als der Immoralisten geworden ist, und führt sie zur Sympathie mit den bürgerlichen Tugenden.

Nun beachte man aber die Folgen davon. In dem Augenblick, wo die Künstler die bürgerlichen Tugenden annahmen, entdeckten sie, daß die Bourgeoisie sie weder besitzt noch versteht. Unsere Bourgeois zwingen einander allerdings, diese Tugenden bis zu einem gewissen Grade zu üben oder schlimmstenfalls ihre Laster zu verheimlichen. Aber sie sprechen und denken über ihre Tugenden noch immer wie über Selbstaufopferung und schmerzliche Vergewaltigung ihrer eigenen Natur. Der Bourgeois behauptet nie, er sei der heilige Franziskus oder Sir Galaha, sondern er möchte immer für einen Casanova gehalten werden, der zu monogamer Anständigkeit gezähmt und gebändigt worden ist. Zweifellos hat er diese romantische Ansicht über sich hauptsächlich deshalb, weil er es niemals mit den Ausschweifungen, die er heimlich anbetet, versucht hat. Ein Monat eines solchen Lebens, wie es Casanova führte (oder zu führen behauptete), würde ihn für immer an seinen Herd zurücktreiben, aber noch ist er sich bewußt, daß er unter einer moralischen Tyrannei lebt, die in vieler Hinsicht so unmenschlich ist, daß sie niederbrechen würde, wenn es keine heimlichen Möglichkeiten gäbe, die Tugend durch das Laster so lange zu mäßigen bis sie erträglich wird. Man füge noch hinzu, daß die Ehe, die wahre Festung der bürgerlichen Moral, unendlich ausschweifend und dennoch gesetzlich geregelt und gesellschaftlich anerkannt ist. Der romantische Immoralist mag höhnisch lachen, wenn die Ehe nicht nur wollüstig, sondern auch sicher, bequem und frei genannt wird. Zweifellos besteht die Gefahr immer, daß die Ehe sich als Elend und Sklaverei erweisen könnte, namentlich dort z. B. wo die Ehescheidungsgesetze so ungeheuerlich sind wie in England; aber man vergleiche unsere Ehen mit der sogenannten freien Liebe, welche die romantischen Immoralisten eingehen, wenn sie nicht nur reden, sondern auch handeln. Die Ehe ist sowohl freier als auch glücklicher. Die Freiheit der freien Liebe ist illusorisch. Ein Mann kann sich scheiden lassen oder seine gesetzliche Frau verlassen, wenn sie ihm genügende Gründe dazu gibt, und er kann immer einen gewissen Grad von Anständigkeit von ihr verlangen; aber wer kann eine Geliebte loswerden, außer durch einen Vorgang, den jedermann gefühllosen und niederträchtigen Verrat nennen wird. Und was für Ansprüche auf gutes häusliches Betragen kann er an die Gefährtin stellen, wenn er sie nicht zu seiner Frau gemacht hat? Wenn man das Band der Ehe zehnfach verstärkt sehen will, erschwert durch Verruf und Erpressung und verbittert durch Verzweiflung und die Hoffnungslosigkeit entkommen zu können und ohne irgendeine der Entschädigungen und Sicherheiten, welche die Ehe bietet, so wird man sie in den Haushaltungen der wenigen Immoralisten finden, die das tun, was sie predigen.

Dieser Immoralismus und diese Liebesfreiheit sind sogar größere Täuschungen als Moralität und Anständigkeit. Jede Bloßstellung der Unwirklichkeit der moralischen Romantik führt aufrührerische Geister zur immoralischen Romantik,

aber nur damit sie finden, daß diese noch viel ärger sei. Unvermeidlich entsteht dann eine Schule von Schriftstellern, die das beobachtet haben und die, während sie die Moralisten noch mit Peitschen züchtigen, die Immoralisten schon mit Skorpionen züchtigen. Als Beispiel will ich weder einen deutschen noch einen englischen Autor, sondern einen französischen zitieren: Brieux. Der Angriff auf die bürgerliche Ehe kann kaum heftiger gedacht werden, als in „Les trois filles de Mr. Dupont“ und in „Maternite“. Alle altmodischen Kritiker, die ihr Metier erlernt haben, als es nur zwei Arten von Theaterdichtern gab: die Moralisten und die Immoralisten und beide der Boheme angehörten, rubrizierten Brieux sofort als einen Immoralisten mit Weinlaub im Haar. Aber bald schrieb Brieux „Les Hannetons“, eine Darstellung der verbotenen, sogenannten freien Liebe, die den kühnsten Wüstling der Ehe in die Arme treiben könnte. Die Kritiker gerieten außer sich. Sie fragten: Ist Saul also unter den Propheten? Während sie stritten, war Brieux Mitglied der Akademie geworden, und die Immoralisten riefen aus: „Wir haben euch gleich gesagt, daß er kein Künstler ist: er ist endlich als anständiger Mensch entlarvt“.

Oder ein anderes Beispiel aus England und Deutschland. Man lese du Mauriers „Trilby“, mit seiner liebenswürdigen, sentimentalen Verherrlichung des Bohemelebens im Quartier Latin und seiner sympathischen Heldin, die sowohl eine Heilige als auch Malermodell ist. Millionen von englischen und amerikanischen Lesern fanden, es sei die hübscheste Geschichte, die sie je gelesen; dann lese man „das hohe Lied“ von Hermann Sudermann. Kein Puritaner hatte sich jemals einen solchen Angriff auf die Boheme träumen lassen. Sudermann sagt: „Anständigkeit mag Heuchelei sein, aber Boheme ist die Hölle“.

Daß unsere gesellschaftlichen Einrichtungen unvernünftig und überholt sind; daß einige Heiratsbedingungen unmenschlich und andere abscheulich sind; daß kapitalistisches Privateigentum schlimmere Resultate zeitigt als ein Privatkrieg; daß weder die Logik noch die praktische Notwendigkeit die Befreiung des reichen Mannes von den bürgerlichen oder industriellen Pflichten gestatten sollten, ebensowenig wie seine Befreiung von den militärischen Pflichten gestattet wird; daß unsere bestehenden Religionen alle mit unglaubbarem und seltsamem Aberglauben beladen sind und ihre Ausübung nur Leuten möglich ist, die entweder dumm oder unwissend oder gewillt sind, zu erklären, daß sie glauben, was sie nicht glauben; daß die Armut verbreitet und unheilvoll ist und die einzige Hoffnung für die Zivilisation in Änderungen liegt, die unseren Vätern revolutionär erschienen; all das und noch viel mehr dergleichen macht die Unmoral und die Ungesetzlichkeit um kein Jota weniger unbehaglich, erniedrigend und unerwünscht, noch den Bohemianismus weniger verächtlich, als diese beiden Übelstände unter den möglichst vollkommenen Einrichtungen wären. Die Literatur ist

jedoch der Boheme wohl geneigt, weil es so oft das Los des Literaten ist, daß er zu Beginn, wenn er noch versucht, den wenigen anzugehören, die ihr Brot mit der Feder verdienen, infolge seiner Armut in die Boheme gestürzt wird. Da kann er eine Art künstlerischer Gesellschaft finden, die jedenfalls besser ist, als gar keine. Manch unglücklicher Einsamer ist dank einigen Abenden, die er in Kreisen verbrachte, wo ein wenig Gehirn, ein wenig Witz, ein wenig jugendliche Schönheit, ein wenig musikalisches Talent, ein wenig Ansehen beim Theater, eine kleine Stellung unter den Mitarbeitern einer Zeitung die einzigen Eigenschaften sind, um sich vorzustellen und willkommen geheißen zu werden, vor Verzweiflung gerettet worden. Er hat bis ans Ende seines Lebens eine dankbare Erinnerung an jene Abende bewahrt und hat wie Du Maurier die Boheme gegen den Hohn der Bourgeoisie verteidigt; aber diese Nachsicht, diese Sentimentalität ist die grausamste Barmherzigkeit; sie macht aus dem Künstler das verzogene Kind der bürgerlichen Gesellschaft, und wenn ein so gründliches Erfassen der Wichtigkeit der Kunst, wie sie durch Richard Wagner populär geworden ist, sich der heranwachsenden Generation einmal bemächtigt haben wird, so wird unsere Jugend erkennen, daß gerade der Künstler dasjenige Kind der bürgerlichen Gesellschaft ist, das nicht verzogen werden darf. Das Land, in welchem Junker sein heißt: ein geübter und disziplinierter Mann, mit den Grundsätzen der gesellschaftlichen Stellung sein wenn auch die Disziplin nur die eines abrichtenden Feldwebels und die Grundsätze veraltete Vorurteile sind, während Künstler sein, heißt: keine Übung, keine Disziplin, keine Grundsätze, keine Stellung in der Gesellschaft haben, sondern ihn schon die genügende individuelle technische Geschicklichkeit (nicht einmal das immer) mutwillig und eingebildet machen darf, ein solches Land ist ein verlorenes Land, denn heutzutage nehmen die Menschen von nichts mehr Lehren an, außer von der Kunst; die Kirchen sind leer, außer wenn der Musiker und der Redner sie füllt; und wenn unsere Künstler nicht Propheten oder wenigstens Priester sind, kann uns nichts vor sozialer Fäulnis retten als die plumpen Kräfte des Junkertums. Und wieviel wird selbst von dieser Kraft verloren gehen, wenn sie noch mit einigen wenigen Billionen amerikanischer Dollars versetzt sein wird? Das mag der Einbildungskraft überlassen bleiben.

Daher ist die gesellschaftliche Aufgabe der neuen Künstlergeneration nicht die dürftige Wiederholung hochmütiger Ironie auf Kosten der Bourgeoisie und die sentimentale Verherrlichung von Kameliendamen und dergleichen, sondern die Erlösung der Kunst und des Freidenkertums aus der Ächtung und dem Zigeunertum. Unsere Aufgabe ist es, aus dem Deutschen einen guten Künstler zu machen, ohne ihn entweder in einen engherzigen, heuchlerischen Bourgeois oder in einen dummen, sich überhebenden Junker zu verwandeln. Wenn man sich das klar gemacht hat, wird man begreifen, warum ich in diesen meinen

Stücken — antibürgerlich wie sie sind — einige Achtung für den Bischof und den Richter und sogar für den Spelunkenbesitzer und die geschäftstüchtige Gelegenheitsmacherin gezeigt habe, während ich gegen den Bohemekünstler, gegen „das Genie", das nicht auch ein Ehrenmann ist, erbarmungslos gewesen bin.

Nun vermag aber nicht einmal Richard Strauß dem Drama durch die Musik diese neue Richtung zu geben. Bevor Ideen zu Handlungen aufblühen, müssen sie viele Jahre hindurch gepflegt werden. Sie beginnen als Scherze, Epigramme, scheinbare Paradoxe, sie enden als politische und religiöse Einrichtungen. Nicht ehe Menschen ihretwegen gelebt haben und gestorben sind, hören sie auf, wie exzentrische Dissonanzen zu klingen, und gehen geradewegs als einfache Harmonien in unsere Herzen. Übrigens, wenn ich auch viel von der Musik erlernt habe und so gerne ich auch die Romantik dem Musiker abtrete, muß ich doch behaupten, daß es nicht nur eine Musik der Töne, sondern auch eine Musik der Worte gibt. Es gibt viele Meisterwerke einer solchen Musik in der englischen Sprache. Weder Shakespeare noch Milton hat jedoch heute eine intellektuelle Botschaft an das moderne Europa, und was die Bibel betrifft, weiß ich nicht, wie es um sie in Deutschland bestellt ist, aber im britischen Königreich sperren wir die Doukhobors, die Tolstojaner, die Gesundbeter und dergleichen ein, wenn sie die Lehren der Bibel in die Praxis übertragen wollen. Doch Shakespeare, Milton und die Bibel bezaubern uns noch immer mit ihrer Wortmusik. Ich gestehe, daß ich gleichfalls ein Wortmusiker bin; aber da diese Art Musik nicht übersetzt werden kann, sondern durch eine unabhängige deutsche Wortmusik ersetzt werden muß, so muß ich ihre deutschen Ehren meinem Freund Trebitsch überlassen und nur davon sprechen, was ich der deutschen Musik verdanke. Nun ich verdanke Mozart die Entdeckung, daß der Marsch des Menschengeistes keine Beerdigungsmusik zu sein braucht, daß man alle die schwerfälligen Merkmale, die albernen Ziereien und das feierliche, freudlose Gesichterschneiden, unsere offiziellen, akademischen und priesterlichen Götzenbilder von sich stoßen und doch alle Höhen erklimmen und alle Tiefen der Seele ergründen kann durch die ungestümste Fröhlichkeit des Geistes und die erlesenste Zärtlichkeit der Empfindung. Von dem Augenblick an, als ich dieses entdeckte, hielt ich alles Kunstgepränge für Verunstaltung, manchmal zum großen Schaden meines Ansehens, denn der Engländer will nicht glauben, daß eine Lehre ernst ist, wenn sie ihn nicht langweilt oder entsetzt. Von Beethoven und seinen Nachfolgern lernte ich Stücke durch die Entwicklung von Themen aufbauen und die mechanischen Kunststücke Scribes und seiner Schule über Bord werfen, wie Wagner die mechanischen Tanzmuster der dekorativen Musik über Bord warf. Ich könnte noch mancherlei andere besondere Punkte anführen, aber um nicht langweilig zu werden, will ich die ganze Sache zusammenfassen, indem ich sage, daß mein Anspruch, ein gebildeter Mensch und der Erbe einer

hohen Kultur zu sein, sich nicht auf die alte griechische und römische Literatur noch auf irgendein systematisches Studium der modernen Literatur stützt, sondern auf jenen außerordentlichen deutschen Kunstgeist, der mit Johann Sebastian Bach begann und noch in Richard Strauß lebendig ist. Ich will meine Schuld an die italienische Musik und Malerei nicht vergessen. In der Tat, im Augenblick, da ich versuche, meine Schuld zu begleichen, finde ich, daß ich überall Gläubiger habe und daß deutsche Wissenschaft und Philosophie, französische Literatur, Politik und mittelalterliche Baukunst, griechische Kunst und römische Geschichte alle auf der Steinmasse liegen, auf die ich meinen eigenen Kiesel gelegt habe. Aber meine Kenntnis dieser Dinge kommt nicht in Betracht im Vergleich zu meinem geistigen Erfassen der deutschen Musik, von ihrer Geburt bis zu ihrer Reife. Ihre Kämpfe mit der Dummheit und ihr Getändel mit der Romantik haben mich befähigt, alle anderen Künste, meine eigene inbegriffen, zu erklären. Selbst ein deutscher Regisseur könnte von der Musik etwas lernen, wenn es sich um die Aufführung meiner Stücke handelt. Nicht umsonst hat der hervorragendste meiner englischen Kollegen, Harley Granville Barker, verdutzten Schauspielern, die Rollen in meinen Stücken unter dem Eindruck proben, daß das Shaw-Drama, da es äußerst intellektuell ist, eine Gedankenarbeit und eine Nüchternheit verlange, die dem Publikum nichts übermitteln können als lähmende Verwirrung, oftmals zugerufen: „Um Gotteswillen, bedenken Sie doch, daß das kein Stück, sondern eine Oper ist, und bringen Sie jede Rede so, als ob Sie ein Dacapo erwarteten."

Ich möchte jetzt auf meine Schuld an das deutsche Theater zu sprechen kommen, und diese Schuld ist so groß, daß es undankbar erscheint, wenn ich es sage, wie ich es sagen muß, daß ich diese Gesamtausgabe meiner dramatischen Werke teilweise auch deshalb schätze, weil es mir nicht genügt, nach ihren deutschen Theateraufführungen beurteilt zu werden, selbst an Orten, wo solche Aufführungen für jedermann erreichbar sind. In England loben wir das deutsche Theater bis in die Wolken. Man leiht hier keinem Schriftsteller, der über das Theater schreibt, sein Ohr, wenn er nicht damit anfängt, das englische Theater als einen Ort zu schildern, der sich nur für Stubenmädchen und kleine Beamten eignet, während das deutsche Theater ein Zusammenkunftsort für Künstler und Philosophen sei. Wir verlangen Repertoiretheater, weil Deutschland Repertoiretheater hat. Repertoiretheater, sagen wir, bedeuten Shakespeare, Goethe, Ibsen, Euripides und Aristophanes jeden Abend. Englische Theater, die den Zweck einer Serienaufführung eines einzelnen Stückes haben, bedeuten — na vielleicht tue ich besser, keine Namen zu nennen. Obgleich ich nun diese Lobpreisungen in England ohne Skrupel benutze, als Stöcke, mit denen ich das englische Theater prügeln kann, lasse ich mich davon trotzdem nicht täuschen: das englische System hat seine Vorteile und das deutsche hat seine Nachteile.

Diese deutschen Nachteile, die im großen und ganzen die englischen Nachteile nicht aufwiegen, zeitigen dann manchmal groteske Resultate in Stücken, die, wie die meinen, in die eingeführten Bühnentypen und Situationen sich nicht einordnen lassen. Man gestatte mir, eine Erfahrung zu schildern, die das illustrieren mag.

In der Hotelhalle einer deutschen Stadt, die hier ungenannt bleiben soll, sah ich eine Affiche, die anzeigte, daß im Residenztheater heute Abend „Candida" von Bernard Shaw gespielt werden sollte. Da ich niemals eine der berühmten deutschen Aufführungen meiner Stücke gesehen hatte, wies ich den Hotelportier augenblicklich an, mir Sitze zu verschaffen. Er versuchte sofort, mich von einem solchen Akt der Torheit abzuhalten. Er erklärte mir deutlich, daß das Stück, obgleich englischen Ursprungs, deutsch gespielt werden würde, und daß ich es daher nicht verstehen könnte. Als ich ihn überzeugte, daß ich das wüßte, verdoppelte er nur seine Bemühungen mir abzuraten. Er sagte, das Stück sei nichts. Niemand wolle es sehen und ich würde nicht nur hinsichtlich des Wertes des Stückes enttäuscht sein, sondern mich öffentlich lächerlich machen, wenn ich einer Vorstellung beiwohnte, die von allen wohlerzogenen Reisenden, die überhaupt Schneidigkeit besaßen, gemieden werde. Vergeblich bat ich ihn mir zu erlauben, diese Schmach auf mich zu nehmen. Er weigerte sich ganz entschieden und rundweg, durch Besorgung von Plätzen zu „Candida" seinen Ruf als Hotelportier zu kompromittieren, so daß ich schließlich seine Würde schonen und an der Theaterkasse bezahlen mußte.

Im Augenblick, da der Vorhang in die Höhe ging, mußte ich mich schütteln vor Lachen. Denn da stand statt eines schmucken, eleganten, kurzgeschorenen, rein rasierten Geistlichen eine Art von kolossalem Gigerl-Aron, die Karikatur einer Illustration aus der Familienbibel. Ein dicker Kranz von Haaren bedeckte den Nacken und ruhte auf seinen Schultern, sein Bart würde für eine ganze Ratsversammlung der alten Juden genügt haben, seine Augenbrauen waren wie gebogene Würste, seine Unterlippe war die weiße, dicke, breite Lippe eines Marabu und sein Rock war ein langer Kaftan, der bis auf die Absätze herabhing. Kurz, er war ein deutscher Bühnenpastor. Wenn er nun einem wirklichen deutschen Pastor auch nur im geringsten ähnlich gewesen wäre, würde ich dem Regisseur die Mißachtung meiner deutlichen Weisungen verziehen haben. Aber ich hatte Deutschland gerade von einem Ende zum andern im Automobil durchquert und Städte und Dörfer, alle Arten und Stände deutscher Männer beobachtet, aber nirgends war ich auch nur einer Gestalt begegnet, die diesem empörenden Pastor geglichen hätte.

Der Darsteller war ein guter Schauspieler. Seine Darstellung eines deutschen Bühnenpastors mit einem deutschen Bühnenkummer, in seiner deutschen Bühnenfamilie, mit einem tief gekränkten deutschen Bühnenherzen, hätte nicht

besser sein können. Und da die Überlieferungen der deutschen Bühne eine wenn auch noch so erschütterte Wurzel in der Menschennatur haben, gab es einige Berührungspunkte zwischen seiner Darstellung und meinem Stücke, das gleichfalls menschlich ist, aber er war nie und nimmer der Geistliche James Mavor Morell, auch nicht einmal der Pastor Johannes Schulz.

Dennoch vergaß ich, wie unmöglich er war, als der Dichter auftrat. Der Dichter ist in meinem Stück sehr sorgfältig beschrieben als ein englisches Bürschchen der oberen Klasse, das mit der Sorglosigkeit eines Knaben und der Mißachtung des Herkömmlichen eines Dichters gekleidet ist. Aber dem ersten Liebhaber dieses deutschen Theaters waren diese seltsamen Wirklichkeiten fremd. Er war engagiert, um erste Liebhaber zu spielen, unverheiratete Heldinnen zu heiraten und verheiratete zu verführen. Und er kannte nur eine Art und Weise, das zu tun und sich dafür anzuziehen, und das war die verführerische Art und Weise. Er war wie ein deutscher Kommis an einem englischen Bankfeiertag gekleidet, mit einem rosafarbig gestreiften Kragen, einem kurzen Jackett und glänzenden Lackschuhen. Er trug einen kleinen Schnurrbart, den Schnurrbart des Verführers, und benahm sich peinlich verwirrt und unbehaglich, nicht weil der Charakter, den er darzustellen hatte, sich vor Fremden nervös fühlen soll, sondern weil die Worte, die er sprechen mußte, nicht die üblichen Worte waren. Er sprach sie tapfer, als wenn es die üblichen wären, aber er fühlte, daß sie alle falsch seien, und verfluchte ohne Zweifel den ausländischen Autor, der nicht wußte, wie man einem ersten Liebhaber eine anständige Rolle zu schreiben hatte.

Die übrigen waren schon annehmbarer. Die Heldin, eine kluge Jüdin (noch einmal bitte ich zu beachten, daß das in England kein Schimpfwort ist), spielte nicht nur gut, sondern war ganz glaubwürdig. Ihr Bühnenvater, ein ausgezeichneter Schauspieler, war daran gewöhnt, ein Oberst oder wenigstens ein Bankier zu sein in Stücken, in denen er zur Heldin in väterlichen Beziehungen stand. Wenn ich mir nun vorstellte, daß Candidas Vater einen Antiquitäten- und Bilderladen in Frankfurt inne habe, gefiel mir seine Darstellung ganz gut.

In England hätte ich mir nun für eine Provinzaufführung keine auch nur halb so tüchtige und geübte Gesellschaft verschaffen können, wie diese deutsche Truppe es war. Aber ich hätte mir leicht eine bessere Vorstellung verschaffen können. Mein erster Liebhaber würde nicht gewußt haben, wie man einen ersten Liebhaber oder vielleicht irgend etwas spielt, aber gerade aus diesem Grunde würde er die Rolle so haben gelten lassen, wie sie geschrieben war, und sich bemüht haben, daraus soviel wie möglich zu machen. Und da ich ihn für mein Stück gewählt und engagiert hätte, und nicht weil er erster Liebhaber des Theaters und daher ein Anrecht auf alle jugendlichen Helden hatte, sondern nur wegen seiner persönlichen Eignung für eben diesen Charakter, hätte er sich nicht zu verstellen oder seinem eigenen Temperament Gewalt anzutun brauchen.

Das englische System hat seine Nachteile, denn auf die besondere Eignung einer schauspielerischen Persönlichkeit wird ein solcher Nachdruck gelegt, daß die Londoner Stücke geschrieben werden, damit sie dem beliebten Londoner Schauspieler passen, genau so wie ihnen ihre Schneider die Kleider machen, damit sie ihnen passen; aber in jedem Fall spielt der englische Schauspieler gewöhnlich eine Rolle, die ihm liegt, und spielt sie immer und ersetzt sie durch keine, die das Repertoiresystem von ihm verlangen würde. Ich spreche darüber mit Kenntnis, denn in meiner Kindheit überwog das deutsche System in meiner Geburtsstadt, und ich sah den Gastspieler mit aller Art Stücken die Runde machen, von Shakespeare bis zu Sardou; sie wurden aus der ständigen lokalen Truppe besetzt, die jede Gewohnheit und die Fähigkeit, sich als menschliche Wesen zu betrachten oder irgend etwas zu studieren, mit Ausnahme der Worte, längst verloren hatte. Da gab es jugendliche Liebhaber, jugendliche Liebhaberinnen, „Alte", männliche und weibliche, erste und zweite alte Männer und Frauen, erste und zweite Komiker, singende Kammerzofen (Soubretten) Bonvivants und „Utilitäten", aber es gab keine Schauspieler im gegenwärtigen Londoner Sinn dieser Bezeichnung. All das ist in England so sehr Sache der Vergangenheit geworden, daß ich mir niemals träumen ließ, ich würde einmal den Dichter und den Geistlichen in „Candida" von einem ersten Jugendlichen und einem Alten sehen, wie es in meiner Knabenzeit in Dublin der Fall gewesen wäre. Aber ich sah sie endlich so in Deutschland und ich hoffe, daß ich sie nie wieder sehen werde.

Ich nehme natürlich keinen Augenblick an, daß die Aufführungen meiner Stücke in Berlin oder im Wiener Burgtheater mit der oben beschriebenen verglichen werden können. Ich bin darüber unterrichtet, daß diese Aufführungen an Vortrefflichkeit alles überbieten, was ein Londoner Autor sich träumen lassen kann, aber die ganze deutsch sprechende Welt lebt nicht in Berlin und in Wien, ein großer Teil davon lebt außer dem Bereich irgendeines Theaters. Einige davon leben in Städten, wie der, in welcher ich „Candida" spielen sah (wilde Pferde werden mir ihren Namen nicht entreißen, obgleich es kein dunkles Städtchen dritten Ranges war, sondern ein berühmtes deutsches Kunstzentrum). Deshalb sollen die Deutschen ebenso imstande sein, meine Stücke zu lesen, wie sie auf dem Theater zu sehen, damit sie fähig sein mögen zu beurteilen, inwieweit das, was sie gesehen, in Wirklichkeit dem gleichkommt, was ich geschrieben habe.

Was meinen Freund, den Übersetzer betrifft, so kann ich ihm nur meine Teilnahme anbieten. Er hat das Verbrechen meine Werke entdeckt und sie in Deutschland zum Erfolg geführt zu haben, gebüßt, indem er alle Beschimpfungen und Mißdeutungen zu ertragen hatte, die dem originalen Autor zugefügt werden, noch verschärft durch alle Verunglimpfungen, die auf das Haupt eines Über-

setzers fallen. Ich spiele jetzt nicht auf die Klagen an, die das Gemeinlos aller Übersetzer sind. Meine Stücke haben die Wirkung, jeden Deutschen, der englisch versteht, zu überzeugen, daß er eine bessere Bearbeitung machen könnte, als Herr Trebitsch. Daran bin ich in allen Ländern gewöhnt, aber die Deutschen gehen weiter. Sie fangen damit an zu leugnen, daß der Übersetzer die Kenntnis des Englischen besäße, sie gehen noch weiter und leugnen seine Kenntnis des Deutschen, und wenn ich meine Unzulänglichkeit zugebe, sagen sie mir ins Gesicht, daß ich nicht genug Englisch könnte, um zu verstehen, was ich sagen will und deshalb nicht beurteilen könne, ob Herr Trebitsch es erfaßt habe oder nicht. Sie versteigen sich zu wilden Erfindungen persönlichen Charakters, und wenn ich ihnen schüchtern versichere, daß ich Herrn Trebitsch tatsächlich gesehen und gesprochen habe, daß er sogar ein vertrauter Freund meines Hauses ist und daß es mir deshalb schwer fällt zu glauben, er sei (zum Beispiel) ein Pole, ein Bulgare, ein Tartar, ein Amerikaner, ein Eskimo, ein französischer Schweizer, und alle die unmöglichen Geschichten, die über sein Privatleben aufgebracht werden, dann sagt man mir, daß ich entweder ein sehr schlechter Menschenkenner bin oder nicht die Wahrheit spreche. Ich ergreife deshalb diese Gelegenheit, seine deutschen Kritiker um die persönliche Gunst zu bitten, mich, was Herrn Trebitsch betrifft, als hoffnungslos aufzugeben. Es ist mir klar: wenn seine Übersetzungen gar keine Übersetzungen sind, sondern kühne Fälschungen, von einem Manne verübt, der keine Kenntnis meiner Sprache besitzt, so muß er ein höchst talentvoller Dramatiker sein, um einen solchen Erfolg auf dem Theater zuwege zu bringen, und ein ganz verteufelt kluger Mann, um mit mir in einer Sprache, die er weder sprechen noch schreiben kann, zu sprechen und zu korrespondieren. Auch die Großmut, mit welcher er mit mir Tantiemen teilt, die mit Stücken verdient werden, an denen ich, wie es scheint, keinen Anteil hatte, gibt ihm Anspruch auf meine ewige Dankbarkeit. Ich muß daher, mit aller schuldigen Achtung für die Verbesserer und Biographen des Herrn Trebitsch, sie verständigen, daß sie nach dem englischen Sprichwort, „wenn sie ihn nicht gern haben, es bleiben lassen sollen", denn es gibt keinen Menschen in Europa, dem ich tiefer verpflichtet bin oder mit dem ich mich in allen unseren Beziehungen, seien es nun geschäftliche oder künstlerische oder Beziehungen von persönlicher Ehre und Freundschaft, glücklicher fühle. Ich schließe diese lange Vorrede mit meiner besten Verbeugung vor der deutschen Nation und einem sehr freundschaftlichen Händedruck für Siegfried Trebitsch.

(Dieses ist die Vorrede zu einer demnächst erscheinenden dreibändigen Ausgabe der Dramen von Bernard Shaw.)

An Dr. Richard Dehmel

Sinceri Auguri! Florenz, 7. 1. 91.

Die Venus von Medici hat mir — wenn ich sie recht verstanden habe — sie sprach italienisch — einen besonders herzlichen Gruß an dich aufgetragen. Sie fügte noch verschiedenes hinzu, ich verstand nur noch das Wort cambiamenti und glaubte ein Lächeln und dann ein leichtes Schütteln des Hauptes wahrzunehmen. Es war aber schon 4 Uhr und nicht mehr ganz hell und ich kann mich getäuscht haben. Dein Otto Erich.

An Robert Wendeborn

Lieber Onkel! Berlin, 2. 1. 92.

Den Duft der ersten deiner Cigaretten
laß ich durch meiner Nase Höhlung streifen —
ein solcher Taback kann — ich möchte wetten —
nur in Brasiliens güt'ger Sonne reifen!
Es muß darob mein Dank — um sich zu betten
zu deinen Füßen — bis nach Weimar schweifen! —
Was sagst du denn zum „abgerissnen Knopf"?
Wenn du mich lobtest — freut' ich mir 'nen Kropf!
Dein „fauler Kopf".

Erich.

An denselben Hannover 25. 10. 92.

Lieber Onkel! Morgen fahr' ich wieder
nach der neuen Kaiserstadt Berlin,
alte Hausgeschichten, alte Lieder
werden frisch erneuert mit mir ziehn.
Manche Lasten rutschten mir vom Herzen
manche gute Freude lebte auf:
alter Kameraden frohes Scherzen,
selbst den Stumpfsinn nahm ich mit in Kauf.
Doch nun wird es Zeit, aufs neu zu streben —
Neue Künstlerschaft und neues Leben!

Heil! Dein Erich.

An Otto Julius Bierbaum Berlin, 28. 4. 93.

Pierrot Berlinois.

Die rote Dienstmannsmütze,
die blankgelackte Kappe

stürzt in die Weiberkneipe . . .
„Wo mag das Mädchen sein?“

„Im siebenten Reviere“,
spricht Emmy — weiter taumelt
die rote Dienstmannsmütze,
die blankgelackte Kappe. —

Wir beide sitzen sinnend.
Wir schaun uns an und fragen
beim fünften Lichtenhainer:
„Was mag sie hier nur wollen,
„die rote Dienstmannsmütze?“

Heil! Ihr Otto Erich

An Paul Scheerbart Innsbruck. 18. Juli 1893.

Mit frischem Schnee bedeckt sind alle Berge, das that die Nacht — nun flutet Sonnenschein. Zum Kraxeln schickt sich an das Volk der Zwerge, — ich aber grüße dich mit rotem Wein! Heil! Dein Erich.

An Verlagsbuchhändler S. Fischer

Lieber Sami! Lienz. 22. Juli 1893.

Unendlich schön, furchtbar komisch, unauslöschlich heiter — kurz eine im vorhinaus mehrfach aufgelegte Humoreske ist die Geschichte „Wie ich eine Sommerfrische suchte“, oder „der verhinderte Romancier“, oder „kann ich hier einen Roman schreiben?“ oder „die Reise um den Roman in dreißig Tagen“, oder „der heimatlose Dichter“, oder „die Tinte als Freigepäck“, oder „im dunkelsten Tirol“, oder „die Geschichte vom abgerissenen Otto Erich“, oder „der Romantiroler“. Der letzte Titel scheint mir der gefundenste zu sein. Du machst dir keinen Begriff, was ich für eine scherzhafte Figur bin hier in den hohen Tauern mit meiner Überfracht an wundervollem starken weißen Papier und der ungestillten Sehnsucht nach einem stillen Orte, an dem ich dieses Papier mit Tinte überfüllen könnte. Ich komme mir selber so komisch vor, daß ich gar nicht mehr allein sein kann, weil ich dann sofort mit tötlicher Sicherheit in ein wildes Lachen ausbreche. Die Menschen hier, diese Tiroler kommen mir alle wie Idioten vor, denn sie behandeln mich ganz ernsthaft. Entweder sind es große Heuchler, oder wie gesagt, eine geistig sehr zurückgebliebene Nation. Dir alle meine Irrfahrten zu schildern, wäre mir jetzt ganz unmöglich, kostet außerdem pro Seite „Freie Bühne“ 20 M. Was dich jetzt hauptsächlich interessieren wird, ist, daß ich absolut kein Geld mehr habe. Schicke mir also umgehend 50 M und die übrigen 150 M pünktlich zum 1. August an Frau Otto Erich Hartleben in

Augustusbad bei Radeberg im Königreich Sachsen. — Ich habe heute das weitere Suchen aufgegeben und mich in Lienz in dem Hotel zur Post niedergelassen, wo man zwar gut und billig lebt, was aber im Übrigen keineswegs das von mir vergebens gesuchte Ideal einer Dichterfrische vorstellt. Dort werd ich zunächst bleiben und mit Feuereifer an den inzwischen zu herrlicher Klarheit in meinem unsterblichen Dichtergeiste herangereiften Roman gehen. Meine Adresse ist also bis auf Weiteres: Hotel zur Post, Lienz in Tirol, Südbahn. — Was haben die Leut zu meinem gastfreien Pastor gesagt? Und zur Erziehung zur Ehe? Wann bringst Du die nun raus? Wie gehts mit dem Knopf? Wann möchtest Du ein Pendant zum gastfreien Pastor haben? Willst Du das „Ehrenwort" drucken oder darf ichs einem andern geben? Hast Du nicht erfahren, wann es Oscar zu bringen gedenkt? Ich will es jedenfalls a tempo heraushaben, bitte dich darum, dich zu entscheiden. Hat Schabelitz noch immer nichts von sich hören lassen? Meine Gedichte liegen mir am allermeisten am Herzen und Du hast mir schon lange versprochen, eine neue Ausgabe zu veranstalten.

Meine erste Manuskriptsendung wird pünctlich am 1. August eintreffen.

Heil! Dein Erich.

Auf eine Photographie in der Walliser Weinstube.

Zürich, August 1893?

Der echte Wein zur rechten Hand,
das Wasser an der linken —
ich bleib's gewohnt und bin gewandt,
mit rechter Hand zu trinken.

Heil! Otto Erich.

An Otto Julius Bierbaum

Rom, 4. Februar 1894.

Viele Gedanken und Wünsche zwar send ich hinauf in das Nordland,
aber die Sinne, das Herz fesselt die ewige Stadt.
Gern, gern möcht ich dir öfter in klugen und ruhigen Worten
schildern, was ich erlebt, was mich so kräftig erfüllt —
doch wie käm ich dazu, wo die lachende römische Sonne
stets mich am Tage verlockt, stark wie am Abend der Wein.

Heil! Dein Erich.

An Dr. Richard Dehmel

Pompei, 19. 2. 94.

Wenn der Vesuv auf preußischem Gebiet stände, würde er nicht so ekelhaft spucken, das thut nur ein Italiener. Andrerseits muß ich sagen: wenn ich der Vesuv wäre und müßte mir immer dieses neapolitanische Dreckgesindel ansehn

— ich spuckte auch. Neapel ist das häßlichste und widerwärtigste Schmutznest, das ich bisher gesehen habe, dazu schlechtes Wetter — na — aber der Wein ist gut und damit — Salute! Dein Otto Erich.

Neapel ist zwar auch eine Seestadt, aber Leipzig ist mir lieber.

An Leutnant Otto Hartleben in Mörchingen (Lothringen).

Lieber Otto! Souße, 4. Mars 1894.

Jetzt steck ich wirklich tief im arabischen Leben. Tunis selbst wird ja noch viel von Europäern besucht, die da drei Tage in den Bazars herum laufen und dann den Orient zu kennen vermeinen, während diese Bazars thatsächlich kaum etwas Andres sind als für eben diese Fremdlinge aufgestellte bunte Mausefallen. Hier dagegen in Souße, 140 Kilometer südlicher, an der großen Syrte gelegen, erinnert einen außer den zahlreichen Kameelen thatsächlich nichts mehr an Europa.

Moppchens Verwandte, bei denen wir hier leben, und zwar glänzend leben, sind rastlose Erwerbsmenschen, die hier erst zehn Jahre sind, ein großes Geschäft gegründet haben, und sich bereits in drei Jahren zurückzusetzen gedenken. Es sind Rheinländer, aus Bonn gebürtig, aber fast ganz französiert und riesig fleißig und agil. Die Seele des vielseitigen Geschäfts (Eisenwaaren, Maschinen, Matratzen, Öl u.s.w.) ist die Schwester des Inhabers, „Tante Minchen", die Schwägerin von Moppchens Mutter, eine Frau von staunenswerter geistiger Lebendigkeit und Frische. Sie hat die meiste Zeit ihres Lebens in Paris verlebt, hat sich aber, seit sie Wittwe ist, freiwillig in diese Verbannung begeben, um ihrem Bruder zu helfen, hier ein Vermögen zusammenzubringen, dessen Erben doch einmal ihre beiden Töchter sind, da die Ehe des Bruders kinderlos ist. —

Es war nicht leicht hierherzukommen. Moppchen war nach zwei Seekrankheiten abgeneigt, den Dampfer zu benutzen, der in 15 Stunden von Tunis nach hier fährt, eine Eisenbahn existiert noch nicht und die täglich in je 16 Stunden hin und herfahrende Diligence war grauenerregend, ein alter enger geschlossener Kasten ohne rechte Polstern und Federn, gräulich.

Da entschlossen wir uns einen Landauer zu engagieren, der für 60 Frcs. in 2 Tagen hinzufahren sich erbot. Es war eine Fahrt, an die ich denken werde. Das Nachtquartier in einem einsamen arabischen Gehöft spottet jeder Beschreibung. Es entsprach allen Anforderungen, die ein überhitztes Gehirn an eine Räuberherberge zu stellen vermag. Ein kleiner, abgesehen vom Ungeziefer völlig kahler Raum mit zwei Pritschen — voila tout. Düstere Araber, die kein Wort Französisch verstanden, eine Hetze großer Hunde hinter sich, wiesen mit ernsten Gebärden auf die beiden deckenlosen Pritschen, entfernten sich und verrammelten die Thür. Riesig liebenswürdige Situation. Unser Kutscher, ein spitzbübisch aussehender Maltheser, ließ sich nicht mehr sehen und nun — sollten wir schlafen.

Na, wir haben auch die Nacht noch überstanden und sind am anderen Nachmittage nach weiteren 10 Stunden afrikanischer Chaussee glücklich hier angelangt.

Es war übrigens wirklich recht gut, daß meine Frau hier Verwandte hat, denn wenns nach meinen Verwandten, d. h. nach dem tüchtigen Onkel E. gegangen wäre, dann hätten wir hier in Afrika verhungern können. (Eine schönere Gelegenheit zur Chikane, als diese: mich in Afrika ohne Geld sitzen zu lassen, bot sich ja so leicht nicht wieder.) —

Wir werden noch eine Woche hier bleiben, dann langsam über Tunis, Marseille, Paris, Metz nach Berlin zurückkehren. Am 1. April wollen wir bestimmt wieder in Berlin sein, wann wir mit euch in Metz zusammentreffen, schreib ich dir rechtzeitig. Alles weitere also mündlich. Herzliche Grüße von uns beiden.

Dein Erich.

An Rob. Wendeborn

Lieber Onkel! Souße, 9. Mars 1894.

Da säß ich nun mit meinem Moppchen im schwärzesten, dunkelsten Nordafrica. Seit acht Tagen sind wir Gäste von Verwandten meiner Frau, die hier in Souße, 140 Kilometer südlich von Tunis, in einer rein arabischen Stadt, ein großes Eisenwarengeschäft haben. Es ist eine Stadt von 20 000 Einwohnern, bildschön am Meere gelegen, die weißen maurischen Zinnen blitzen aus dem merkwürdigen Graugrün der Oliven und Kaktushecken hervor.

Gestern haben wir dir im Bazar eine schöne, 3 Meter lange und 1,25 Meter breite gestickte Decke, Tripolitaner Handarbeit, zum „Mitbringen" gekauft; ich hoffe, daß sie deinen Beifall finden wird, ich finde sie sehr geschmackvoll und habe gleich zwei, für dich und meinen Bruder Otto, genommen. —

Einen wirklichen großen Gewinnst für mein Leben hoffe ich von dieser Reise davonzutragen. Obenan unter den gewonnenen Eindrücken steht aber doch der der bildenden Kunst in Italien, der Natur wegen wären wir besser drei Monat später, also Anfang März, aufgebrochen. Es ist doch trotz einiger schöner Tage und obwohl die Temperatur ja niemals so rauhbeinig wird wie bei uns, doch —

— halt! der Kanonenschuß!! —

„Ramadhan!"

(Die Araber müssen bis Sonnenuntergang — es ist jetzt 6,45 nachmittags — während dieses Monats fasten, die Nächte aber feiern sie durch, da ist hier ein tolles Nachtleben. Ein Kanonenschuß abends und einer morgens trennt den Tag von der Nacht. In diesem Augenblick steckt sich jeder Araber seine Cigarette an und greift zum Wasserbecher, denn das überaus strenge Fasten bezieht sich sogar auf Rauchen und Trinken.)

— doch nichts Rechtes mit dem Winter in Italien. Jetzt erst fängt es an, herrlich zu werden, auf Capri sahen wir Ende Februar die ersten Blütenbäume.

Schade, daß wir nun zurückmüssen. Aber alles hat ein Ende, wir sind nun

schon den vierten Monat unterwegs und mit Schrecken habe ich, als ich heute meine Reisekasse revidierte und die Kosten der Heimfahrt erwog, bemerkt, daß wir nur noch bis Paris reichen. Ich richte deshalb an dich die gehorsame Bitte, mir nach Paris, und zwar in das Hotel du Nord et d'Anvers, rue Maubeuge 12, gütigst 500 M. leihweise senden zu wollen, da es mir jetzt nicht möglich ist an meinen Onkel, den Ober- und Geheimen Regierungsrat, zu schreiben. Ich habe ihm nämlich den Verkehr persönlich gekündigt und muß in Berlin erst meinen Rechtsanwalt instruieren. Du thust mir gewiß diesen Gefallen, du weißt, daß ich dir für Zinsen und Unkosten der Flüssigmachung, falls solche stattfinden, aufkomme. Bitte schick die Summe womöglich so ab, daß sie am 20ten in Paris ist, an diesem Tage denke ich nämlich dort einzutreffen. —

Am 1. April werden wir wieder in Berlin, in unserer gemütlichen Bude sein, nachdem wir zwischen Paris und Berlin noch unserm Bruder Otto einen Besuch gemacht haben. In Paris halt ich mich diesmal fast garnicht auf, das verspar ich mir für nächstes Jahr. Diesmal will ich es bloß flüchtig meiner lieben Frau zeigen, die ich dann nicht mitnehme.

Das „Ehrenwort" ist inzwischen im Buchhandel erschienen, ich schicke dir mein Pflichtexemplar, sobald ich heim bin. Dies Frühjahr veranstalte ich eine feine Neuausgabe meiner Gedichte.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Paris, Hotel du Nord et d'Anvers, rue Maubeuge 12.

An denselben 24. 3. 94.

Paris! — !

Lieber Onkel!

Heil! Das, was der obige Gedankenstrich alles — nicht sagt, kann ich dir nur mündlich mitteilen, schriftlich würd es ein Buch, ein gutes Buch, wie ich hoffe, eins meiner besten, und ich habe noch keinen Verleger dafür gefunden. — Also gestatte, daß ich noch schweige, ich will jetzt wieder ins Louvre gehn.

Heil! Dein Otto Erich.

An denselben Berlin, 11. 4. 94.

Und am Schluß der langen Reise,
wo die Schätze all geborgen,
die man auf der Fahrt erbeutet;
wo die Teppiche, die bunten,
die uns Africa gespendet,
auf den Boden sind gebreitet;
wo die alten Kupferkessel
aus der römischen Campagna

auf den Börten schön verteilt sind,
wo die eleganten Bücher
voll Pariserischen Witzes
eingereiht sind in die Schränke
und wo nun die Schreibtischplatte
fast sich biegt, so voll beladen
ist sie von den Marmorscherben,
die wir emsig aufgelesen
auf den alten Trümmerstätten
in Pompeji, auf Carthago,
und wo immer wir gewandelt
überm Staube der Antike —
jetzt am Schluß der langen Reise
fühlen wir uns doch zufrieden,
daß wir endlich uns mal wieder
voll Behagen dehnen können
in den heimisch-eignen Räumen,
in der hohen stillen Klause
die wir uns im wirren Trubel
dieser lauten Weltstadt bauten . .
und es will uns fast bedünken
daß wir dazu nur die weite
Welt durchstreiften, um zu Hause
still das eigne Nest zu schmücken.

Heil! Dein Erich.

An Dr. Oskar Bie

Lieber Herr Doktor Bie! Weimar, 21. Mai 1894.

Endlich kommt die kleine Rita
Ihnen in das Haus gepflogen . .
Hoffentlich erscheint sie Ihnen
nun nicht gar zu ungezogen.
Zwar sie pfeift auf manche Sitten,
die wir sonst zu ehren pflogen,
doch im Leben wie im Lieben
ists ein ganzer Kerl geblieben!

Heil! Ihr Otto Erich.

An Paul Scheerbart

Lieber Scheerbart! Berlin N., 11. Dez. 1894.

Ich finde, daß das Reichstagsgebäude ein ganz klein wenig zu viereckig ist; sonst ist es gut. Dein Otto Erich.

An Arno Holz

Rom, Via dei Crociferi 3, III. 16. April 1895.

Weil anderen Trank Brangäne brachte, als sie sollte,
erlitt den Liebestod so Tristan als Isolde:
des traurigen Geschicks der beiden eingedenk,
trink stets zur rechten Zeit das richtige Getränk.

Salute! Dein Otto Erich.

An Fritz Rumpf

Lieber Fritz Rumpf. Rom, 13. Mai 1895.

Am Ostermontag, den 3. Juni, ist der schöne Tag, an dem ich einst der Welt verliehen bin, dieser Tag ist aber nicht, wie ich eben irrtümlich geschrieben habe, der Ostermontag, sondern der Pfingstmontag. Ich gebe zu, daß sich dieser merkwürdige Tag kaum noch verschönern läßt. Dennoch will ich es versuchen.

Ich will nämlich diesen Tag erstens bei euch verleben und zweitens mich an diesem Tage mit meinem angebeteten Moppchen neu vereinigen. Seit dem 16. März sind ihre Arme leer. — Diese monumentale Idee läßt sich natürlich nur ausführen, wenn Ihr mir euer Wohlwollen zu erhalten vermögt, und hierüber muß ich mir nun zunächst einmal Klarheit schaffen. Äußern Sie sich bitte!

Salute! Evviva! Otto Erich.

An Otto Hartleben

Lieber Otto. Venezia, 30 Juli. 1895.

Schwitzest du für König und Vaterland,
schwitzen wir aus purem Vergnügen,
genießen im glühenden Sonnenbrand
Venedig in durstigen Zügen.
Und da wir gerad bei den Zügen sind:
ich komme dir einen Ganzen:
ein dreifaches Hoch dem Geburtstagskind,
daß die Reichslande nur so tanzen.
Das Pilsener Bier ist kühl und gut,
es läßt uns die Hitze vergessen,
und wenn man hernach in der Gondel ruht,
verdaut man gewöhnlich sein Essen.

An S. Fischer Venedig, 7. 9. 95.

L. S. Ach wie gerne wären wir dabei, aber morgen Sonnabend findet ja die betreffende Aufsichtsratssitzung statt, in der Bierbaum und Meier als eine Rotte von Menschen, nicht wert den Namen Panditen zu tragen, behandelt werden sollen. Dein Erich.

An Peter Behrens Chiusi 19. April 1896.

Aus tiefem Schlaf bin ich erwacht . .
Die Nacht hab ich beim Wein verbracht,
hab über Mitternacht gelacht –
nun blüht ein Mittag wieder.

Ist es schon hell? — Ich denke, ja.
Der Klaps aus Japan ist schon da.
Schnell einen Vermuth, denn der Ta=
— tterich belebt die Glieder. Otto Erich.

An Ludwig v. Hofmann Bozen, 26. Mai 1896.

Lieber L. v. H. Es ist doch sehr merkwürdig, wo doch Raum und Zeit nur subjektive Bewußtseinsformen sein sollen — wirklich sehr merkwürdig. Auf einmal sitzt man auf Parkettfußboden, statt auf schmutzigen Steinfliesen. Es ist kein Lärm im Saal, sondern ein jeder redet gerade so laut, daß er am eigenen Tische verstanden wird. Man trinkt weder asciutto noch pastoso, sondern wirkliches frisches Pilsener Bier, und die jungen Damen, die es einem mit verbindlichem Lächeln still und zierlich auf den Tisch stellen, sind sauber und adrett gekleidet. Der Tisch ist von Holz, mit reinlichem Linnen bedeckt und unter dem Linnen liegt noch ein dicker grüner Fries. Das ist so tröstlich. Und weder Hunde noch Katzen laufen im Local herum, nicht einmal ein Bettler darf herein. O. E. H.

An Peter Behrens

Wiesbaden, Wilhelmjs Probierstube. 6. Juni 1896.

Lieber Peter Behrens. Hierselbst glücklich angelangt, habe ich zunächst das Gescheiteste gethan, was sich als Ehemann thun läßt, ich habe mich in meine Frau wieder sehr verliebt. So was ist immer sehr nett. Sodann hab ich mit ihr Rheinwein probiert und bin auch dabei zu einem besseren Resultate gelangt. Hiernach werden wir am heutigen Nachmittage Wiesbaden mit allen Anzeichen innerer Zufriedenheit verlassen und nach zwei Tagereisen auf dem Oberharze landen. Meine Adresse: Clausthal, Harz, Postlagernd. — Herzliche Grüße an deine Frau, an Exter und dich. Dein Otto Erich.

An Otto Hartleben in Andreasberg (Harz) 21. Januar 1897.

Was soll das tiefe Schweigen
im hohen Winterwald —
Wann wirst du niedersteigen
zu uns — wir hoffen bald?
Du reinigst deine Kehle
wohl auch bei Eggebrecht,

bis frei von Schuld und Fehle
sie fromm wie früher zecht.
Evviva. Dein Brüderchen Erich.

An denselben
Postkarte aus Rom mit dem Bildnis des Papstes Leo X. und zwei Heiligen vom 24. Mai 1897.

Willst du im Jenseits heilig werden,
mußt du hienieden züchtig sein,
drum stell zunächst mal hier auf Erden
das gottverdammte Saufen ein.
Evviva! Dein Brüderchen.

An denselben Rom, 28. 5. 97.
Du hast keine Ahnung, wie viel Fliegen man hier im Wein trinkt: Sie fallen hinein, man kaut sie hinunter und ist schließlich daran gewöhnt wie ein Ungar an Paprika. Der Wein schmeckt einem schließlich nicht mehr ohne diese Würze, und ich muß gestehen, daß nächst dem mit Recht beliebten Rebhuhn die italienische Fliege das schmackhafteste Geflügel ist, speziell die römische. Eine gebratene Gans wirkt unfein dagegen. Dein Erich.

An Redacteur Hans Heilmann
Mein lieber Papa! Berlin, 4. October 1897.
Köppen hat mir den beiliegenden Brief Ellens an dich gebracht und ich habe ihn und deine Zuschrift wiederholt gelesen. Ich würde nicht nach Breslau kommen, auch wenn ich nicht am 8. und 9. in Weimar zu den Goethetagen sein müßte. Ich würde es für verkehrt halten, jetzt schon wieder mit Ellen zusammen zu treffen und ihrer Leidenschaft neue Nahrung zu geben. Auch Felix ist dieser Ansicht. Felix hält ihr Aufkommen für unwahrscheinlich — als einzige Möglichkeit betrachtet er ein langes und ruhiges Leben dort, in der Anstalt.

Ihre leidenschaftlichen Briefe sind mir unendlich schmerzlich — aber niemals hab ich ihr auch nur mit einem Worte Hoffnung gemacht, mich ihretwegen von Moppchen zu trennen. Im Gegentheil, ich habe fast jede Gelegenheit wahrgenommen, ihr anzudeuten, daß mir meine Ehe intangabel ist. Ich glaube, Du thust gut, dich ebenfalls in diesem Sinne zu äußern: wenn sie fühlt, daß es mir Ernst ist, wird sie sich eher beruhigen, als wenn sie sich in vage Hoffnungen vorübergehend einlullt. —

Ich danke dir, daß Du Geduld hast und auf ihre Briefe antwortest — mir schreibt sie nicht. Moppchen, der ich Alles erzählt habe, ist eben zum zweiten Male vergeblich auf dem Postamt gewesen und hat nach Briefen unter O. E. gefragt. Herzlichen Gruß! Dein Erich.

An Otto Julius Bierbaum

Lieber Otto Julius. 22. December 1897.

Wir hoffen, Du würdest deine Vorlesung als willkommene Propaganda für deinen Roman auffassen — auch Halbe hat ohne anderen als Gotteslohn seine Frau Meseck bei uns gelesen — die Freie Literarische Gesellschaft ist nämlich so scheißfein, daß sie prinzipiell keine Honorare zahlt. Die berühmtesten Dichter und die größten Schauspieler buhlen um die Gunst, gratis und franko auftreten zu dürfen. Auch deine Herrn Verleger, die sich schon im November an uns wandten, würden sich gewiß freuen, wenn Du den Judentöchtern, die das Gros unserer Herde ausmachen, dein Meisterwerk menschlich näher bringen möchtest — ganz zu geschweigen von mir, der ich auf diese Weise dein sympathisches Organ einmal zu Ohren bekäme, denn in meine werte Wohnung kommst Du ja doch nicht, die hast Du dir damals während deiner Flittermonate in Berlin offenbar verekelt. — Die geplante Vorlesung, die Du übrigens nicht allein zu halten brauchst, wird bestimmt vor dem 15. Januar stattfinden, an einem Tage, der dir passend dünkt.

Also Liebster: gieb deinem Herzen einen Stoß und verzichte auf schnöden Mammon: sieh mal, die Säle in Berlin sind so teuer, daß wir schlechterdings keine Honorare zahlen können.

Herzlichen Gruß, auch an Gusti! Dein Otto Erich.

An Arno Holz Berlin, 26. 2. 98.

Lieber Arno Holz. Ich weiß, daß Du dich für den Berliner Dialect interessierst, ich weiß auch, daß dir das deutsche Drama nahe liegt — aber ob Du schon einen berlinischen Satz mit Drama bilden kannst? das weiß ich nicht. Aber ich kann es: „Emil, Drama die Stiebeln zum Schuster."

In diesem Sinne! Dein Otto Erich.

An Otto Hartleben Bozen, 9. Juli 1899.

Die Fliegen sind hier schrecklich unanständig,
Das weiße Tuch vor mir ist lila rändig:
Doch sie benehmen sich durchaus nicht rechtlich:
Sie haben offnen Leib — sogar geschlechtlich!
Doch draußen sind der Grade 37 —
Da werden auch bescheidne Wesen fleißig.

Dein Erich.

An Dr. Otto Pniower

Lieber Herr Doctor! Berlin, 6. August 1899

Es war am 8. Mai dieses Jahres, als Sie mich durch eine Zusendung mit

begleitendem Briefe erfreuten. Sie hatten mein Goethe-Brevier mal wieder beim Wickel und wollten das nicht hinter meinem Rücken thun.

Ich habe das sehr nett gefunden und die Schläge, die Sie gegen mich führten, verwandelten sich in ein sanftes auf den Rücken klopfen, als ob ich Husten gehabt hätte.

Vor Allem bin ich ja ganz Ihrer Ansicht, nämlich daß das Goethe-Brevier noch sehr mangelhaft ist und viel besser gemacht werden könnte. Allerdings in Ihren Augen ist es ohnehin schon eine Verwerflichkeit, daß ein Nichtphilologe sich eines solchen Versuches überhaupt erdreistet hat — aber da kann ich Ihnen nun nicht helfen: mich reut das halbe Jahr meines Lebens, das ich daran gesetzt habe, um mir meine chronologische Auswahl zu schaffen, keineswegs, und ich bin auch jetzt wieder — obwohl ich als guter Hausvater Comödie schreiben müßte — im Begriff, mich in diese mir nicht zukommende Arbeit zu stürzen. Es muß für die Philologen ein schmerzlicher Anblick sein, wenn sie mitansehn müssen, wie auch Laien nicht abgehalten werden können, ihrer vorgeblichen Verehrung für Goethe einen thätlichen Ausdruck zu geben.

Also mein Verleger will eine neue große, auf mehrere Tausend berechnete Auflage des Goethe-Breviers herausgeben. Da ich garnicht eigensinnig bin und bei diesem Buche nie etwas Anderes als — verzeihen Sie — die Sache im Auge gehabt habe, so erscheint es mir als „zwangslos" gegeben, mich in diesem Momente an Sie zu wenden und Ihnen zu sagen: nun mein lieber und gestrenger Kritiker: jetzt ist der Moment: ich habe den ehrlichen Willen, es besser zu machen — nur rathen Sie mir mal ein wenig.

Ich müßte verbohrter sein als eine Bordellh . . . wenn ich nicht ohne Weiteres zugeben wollte, daß Sie von der Goethebiographie und allen wissenschaftlichen Fragen auf dem Felde Goethe unendlich mehr wissen und im Kopfe haben, als ich, und ich kann natürlich nichts Besseres thun, als gelehrig Ihren Ratschlägen zu lauschen.

Bitte schreiben Sie mir, ob Sie prinzipiell geneigt sind, mir mit positiver Kritik zu nützen und geben Sie mir bitte Gelegenheit zu einer Aussprache.

Mit bestem Gruß Ihr sehr ergebener Otto Erich Hartleben.

An Otto Julius Bierbaum — Bozen, 14. Oct. 99.

In München lag ich lange krank
kein Wein hat mehr gemundet.
Hier sauf ich wieder, Gott sei dank,
und bin sofort gesundet.
Von Portugal droht Pestilenz;
mög uns der Herr bewahren!
Doch schlimmer noch ist Abstinenz

und soll zum Teufel fahren!
Heil, Sieg und Rache!   Dein Otto Erich.

An Peter Behrens   Berlin, 7. 11. 99.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.
Und siehe: es war Alles ganz gut.
Nur das Eßzimmer war wüst und leer —
und der Geist Gottes schwebte über den Mineralwassern.

Dies wünscht dir   dein Otto Erich.

An S. Fischer

L. S.   München. 1. Juli 1900.

Ich habe mich auf Reisen zu etwas ganz Neuem entwickelt. Ich habe überhaupt einen ganz neuen Sport erfunden. Ich sammle nämlich Contracte von deutschen Verlegern, einseitige natürlich, das macht viel mehr Spaß wie Ansichtskarten- oder Briefmarken sammeln.   Herzlichen Gruß! Dein Erich.

An denselben   München, 30. Juli 1900.

L. S. Hier weiß schon jeder, daß du gestorben bist. Du mußt etwas dagegen thun. — Im Ernst: jeder fragt mich, ob ich bei deinem Begräbnis anwesend war und ob ich dir einen anständigen Kranz gestiftet habe. — Bitte, telegraphiere mir doch zur Beruhigung, daß du noch lebst.

Es liegt wohl eine Verwechslung vor?   Dein Erich.

An Dr. Walter Harlan   Berlin. 30. Juli 1900.

Einsam am runden Tisch
in der Charlottenburg-Klause
trank ich verdrossen drei Wisch-
ky und fuhr dann nach Hause.

Otto Erich.

An Professor Peter Behrens

Lieber Peter!   Berlin W. Motzstr. 93. August 1900.

Dein Speisezimmer steht nun complet bei mir und erfreut jedes Menschen Auge. Über dem Büffet schwebt der Adler und über der Anrichte hängt mein Bild von Dir.

Sonnabend, den 25. dieses Mondes, wird das Zimmer eine besonders weihevolle Einweihung erfahren, an diesem Tage wird nämlich darin die Hochzeit meiner Schwester Annemarie festlich begangen werden — im engsten Geschwisterkreis natürlich, 10 Personen.

Wäre es dir wohl möglich, mir bis dahin noch den Sieger, so nennst Du

doch den Mann mit der Fackel, oder die Schmetterlinge, oder den Wald zu schicken, damit das Zimmer dann ganz ausschließlich von dir geschmückt erschiene? Verzeih meine Dreistigkeit, aber das wäre zu schön! Übrigens stünden dir die Holzschnitte später ja jederzeit wieder zur Verfügung — Du brauchtest nur mit einer Postkarte zu winken.

Ferner noch eine Frage: wo kann man dein Service kaufen? Keller und Reiner haben es nicht. Meine Schwester, die Dich gebührendermaßen sehr verehrt, würde es gewiß genommen haben. Jetzt hat sie ein französisches von Colonna gewählt, was unverschämt teuer ist.

Ich warte jedenfalls bis ich deins kriegen kann und tröste mich einstweilen mit Deinen Gläsern — auch mit deren gelegentlichem Inhalt.

Herzliche Grüße dir, Lilli und Joseph. Euer Otto Erich.

An Carl Dülberg

Kaltenleutgeben, 24. Nov. 1900.

In nassen Windeln kann der Mensch genesen, zumal wenn er beschließt, nur Milch zu saufen. Es ist ja schon mal so mit ihm gewesen, als man beschloß, mit Wasser ihn zu taufen. Milch war ein ganzes Jahr lang seine Nahrung und nasse Windeln seines Leibes Bahrung. Dies holde Wunder nun zu wiederholen, geht der Erwachsene zu Winternitzen. Gehorsam thut er, was ihm anbefohlen, obs gilt zu schaudern, ob es gilt zu schwitzen. Und wenn Sie solches nun mit sich beschließen, wird bald Ihr Leib des reinsten Glücks genießen.

Otto Erich.

An Dr. Walter Harlan

Steckborn. 1901.

Ich bin noch sehr matt, entschuldige daher, daß ich noch nicht ordentlich schreibe. Nehme jetzt electrische Bäder, von denen ich viel hoffe. Aber Du mußt dir alles in allem nicht mehr zu viel unter mir vorstellen. Dein Otto Erich.

Scheußlich! Jetzt hab ich wieder bloß von mir geschrieben, also noch schnell, daß mein liebes, goldnes Moppchen die Krone der Frauen ist, ohne die ich sicher vor die Hühner gegangen wäre und herzlichen Glückwunsch zum Familienzuwachs. Erich.

An Dr. Otto Pniower

Lieber Herr Pniower!

Schloß Marbach am Bodensee, Baden. 14. Febr. 1901.

So weit wär ich nun wieder, daß ich — wenn auch ohne Wissen und Erlaubnis des Arztes — die Schlußcorrecturen des Goethebreviers lesen kann. Anbei die letzten drei Bogen.

Ich habe eine sehr schwere Zeit hinter mir, König Milan hat sie nicht durchgehalten. Ich habe aber auch nie viel von seinem Hinterkopfe gehalten.

Jetzt geht es langsam wieder vorwärts.
Heil und herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Professor Peter Behrens

Lieber Peter! Schloß Marbach, 3. 3. 1901.

Ich habe das Zimmer No. 29. Es ist fürstlich: die südwestliche Ecke des ersten Stocks. 6 × 7 Meter groß. —

Mein Herz rutscht noch immer aus. So 11 zu 8, weißt Du, dann aber auch gleich mal wieder 15 zu 11. 17 : 13½.

Es geht unglaublich langsam mit mir vorwärts, man merkt es kaum. Auch geistig zeigt sich kein Fortschritt: bei den schönen Versen der „Lebensmesse" kann ich mir noch immer nichts denken. Ich tröste mich mit dem Frühling, mit dem es auch so unglaublich langsam vorwärts geht und mit dem Doctor Smith, der sich einen Menschen, der dem Alkohol gewachsen ist, auch nicht vorstellen kann. Denn das Schicksal, das man hier kennt und anerkennt, ist eben der Alkohol.

Moppchen ist weg, nach Wiesbaden. Da wird in der nächsten Woche die Erziehung zur Ehe von Deinem Erich zum ersten Mal gespielt und Moppchen interessiert sich noch immer für diese alten Guckkastencomödien. Sie wohnt dort Webergasse 22. Sie ist übrigens ein sehr braves Weib: ohne sie wäre ich gewiß vor die Wiener Backhühner gegangen.

Ich bin überhaupt sehr tief gesunken: stell dir vor, daß ich fast jeden Nachmittag mit dem Doctor Smith — Schach spiele. Wie wird dir? Wie konnten wir nicht so trefflich schmählen auf die Schachspieler — damals als Chianti und Cognac unser wertes Gehörn noch erleuchtete. Wo sind die Zeiten hin! Herzliche Grüße Euer Erich.

Wann kommst Du mal hierher und siehst nach dem Rechten?

An Professor Ludwig v. Hofmann

Lieber Hofmann! Schloß Marbach am Bodensee, 19. März 1901.

Auf nach Rom!

Schon im November vorigen Jahres hab ich mir in Wien die beiden anliegenden Centolirescheine gekauft, um sie dir zu schicken, auf daß Du in Rom einen Gott wohlgefälligen Gebrauch davon machen könntest — ich wurde darüber verrückt und wieder geistesklar — dann fragt ich in Rom an, ob Du schon daseist. Nein! lautete die Antwort. Jetzt also send ich die lang genug in meiner Roßtäuscherbrieftasche ruhenden Scheine nach Berlin und verhehle dir nicht meinen Dank dafür, daß Du mir nicht zwei ähnliche anvertrautest. Aber nun zögere auch nicht länger! Auf nach Rom!

Heil dir und der Gattin! Dein Otto Erich.

An Dr. Otto Brahm Schloß Marbach, 20. Mai 1901.

Lieber Doctor, Sehen Sie, es hat doch etwas für sich, wenn man zur rechten Zeit ein Omen accipiert, so wie ich in Kaltenleutgeben die goldene 110, als Sie mir in Ihrem Stile dort hindichteten. So werden es nämlich ausgerechnet 110 Aufführungen in dieser Saison; bitten darf ich wohl, nicht etwa 111 zu machen, denn wenn ich auch trotzdem der Abstinenz treu bleiben würde, so würde mich diese Zahl doch meinen zahlreichen schnapstrinkenden Freunden gegenüber auf längere Zeit hinaus in Verlegenheit setzen. —

Im nächsten Monat fahre ich mit der Gattin nach Rom. Ich bin zwar noch keineswegs völlig hergestellt, aber ich habe doch nahezu die innere Gewißheit, es zu werden. Und dazu wird ein Aufenthalt in Rom — auch in diesem Jahre! — nicht wenig beitragen. Wenn ich nicht hinkäme, würd ich mir doch als dauernd lädiertes Exemplar vorkommen.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Fritz Rumpf Firenze. 20. 6. 01.

Er wird durchaus nicht daraus klug:
warum hieß der „Donatello?"
das kühle Schnupfenwetter schlug
dem Cäsar ins cervello.

An denselben Firenze. 20. 6. 01.

Doch daß es „Roma", „Firenze" heißt
ist feine Charakteristik —
und so erspürt der Cäsarengeist
sublime vokale Mystik!

An Hans Schliepmann (Freitagsstammtisch) Florenz, 20. 6. 01.

Doch hoch erhoben wurden sie —
vom Geist des Michelangelo,
als sie für 50 centesimi
traten ins Tingeltangelo.

Otto Erich.

(Wird fortgesetzt.)

Emil Kolb/ von Hermann Hesse



Die geborenen Dilettanten, aus welchen ein so großer Teil der Menschheit zu bestehen scheint, könnte man als Karikaturen der Willensfreiheit bezeichnen. Indem sie nämlich, unendlich weit von der Natur abgeirrt und von der Erkenntnis des Notwendigen entfernt, die ursprüngliche Fähigkeit jedes originellen Menschen entbehren, den Ruf der Natur im eigenen Innern zu vernehmen, treiben sie leichtsinnig und unentschlossen in einem wertlosen Leben scheinbarer Willkür dahin. Da sie Eigenes nicht in sich haben, finden sie sich auf das Nachahmen verwiesen und betreiben nun das, was sie andere aus innerer Anlage und Notwendigkeit tun sehen, spielerisch und willkürlich als Affen der Natur.

Zu diesen Vielen gehörte auch der Knabe Emil Kolb in Gerbersau, und der Zufall (da man bei solchen Menschen doch wohl nicht von Schicksal reden darf) brachte es dahin, daß er mit seinen Dilettantentum nicht gleich vielen anderen zu Ehren und Wohlstande, sondern zu Unehre und Elend kam, obwohl er um nichts schlimmer war als tausend seiner Art.

Emil Kolbs Vater war ein sehr bescheidener Flickschuster und nur seine Verwandtschaft mit den hochgeschätzten Bürgerfamilien der Dierlamm und der Giebenrath hielt ihn im städtischen Leben etwas oberhalb des Grades von Mißachtung, dessen Leute ohne Geld und ohne Glück sonst unter ihren Mitbürgern genießen.

Diesen großen Verwandten gegenüber machte Herr Kolb vorsichtigerweise von seinem Vetternrecht nahezu gar keinen Gebrauch. Es fiel ihm nicht ein, etwa bei einer Leichenfeier oder in einem Festzuge neben einem Giebenrath schreiten zu wollen oder zu erwarten, daß ihn ein Dierlamm zu seiner Hochzeit oder Taufe einlade. Desto häufiger und stolzer erinnerte er in seinem Hause und unter seinesgleichen an die ehrenvolle Verwandtschaft, die ihm immerhin von Nutzen war. Es war diesem Manne die Gabe versagt, im Walten der Natur und in der Entfaltung menschlicher Schicksale das unabänderlich Notwendige zu erkennen und anzuerkennen; deshalb hielt er denn auch, was seinem Tun und Leben versagt war, wenigstens seinen Wünschen und müßigen Träumen für erlaubt, und schwelgte gerne in Vorstellungen eines anderen, reicheren, schöneren Lebens, soweit seine auf das Materielle gerichtete Phantasie dessen fähig war.

Kaum hatte diesem Flickschuster sein Weib einen leidlich rüstigen Knaben geboren, so übertrug er seine Schwärmereien auf dessen Zukunft und damit rückte dies alles, was bisher nur Gedankensünde und Fabelvergnügen gewesen war, in ein bestimmtes Licht des Möglichen, das bald zum Wahrscheinlichen und endlich zum Gewissen wurde. Denn der junge Emil Kolb spürte diese väterlichen Wünsche und Träume schon frühe als eine warme und treibende Luft um sich

und gedieh darin wie der Kürbis im Dünger, er nahm sich gleich in den ersten Schuljahren vor, der Messias seiner armen Familie zu werden und später einmal unerbittlich alles zu ernten, was nach seiner seltsamen Religion das Glück ihm nach so langen Entbehrungen der Eltern und Vorfahren schuldete. Emil Kolb fühlte den Mut in sich, einmal das Schicksal eines Gewaltigen auf sich zu nehmen, eines Bürgermeisters oder Millionärs, und wäre heute schon eine goldene Kutsche mit vier Schimmeln bei seines Vaters Hause vorgefahren, so hätte keinerlei Schüchternheit ihn abgehalten, sich hineinzusetzen und mit ruhigem Lächeln die ehrerbietigen Grüße der Mitbürger einzustreichen.

Mag das Träumen und Ersehnen goldener Zukunftsfrüchte das beste Recht aller Jugend sein und manchem tüchtigen Manne die Jahre schwerer Erwartung tragen helfen — jene Tüchtigen meinen es eben doch etwas anders als Emil es meinte, welchem nicht Verdienst und Können, Macht des Wissens oder Macht der Kunst vorschwebte, sondern lediglich gut Essen und Wohnen, schöne Kleider und festes Wohlergehen. Schon früh erschienen ihm die wenigen originellen Menschen, die er kennen lernte, lächerlich und geradezu närrisch, daß sie es vorzogen, heimlichen Idealen zu opfern und einen nutzlosen Ehrgeiz zu pflegen, statt ihre guten Gaben einem glatten baren Lohne dienstbar zu machen. So zeigte er auch für alle jene Fächer der Schulwissenschaft reichlichen Eifer, die von den Dingen dieser Erde handeln, wogegen ihm die Beschäftigung mit Geschichten und Sagen der Vorzeit, mit Gesang, Turnen und anderen ähnlichen Dingen als ein reiner Zeitverderb erschien.

Eine besondere Hochachtung jedoch hatte der junge Streber vor der Kunst der Sprache, worunter er aber nicht die Torheiten der Dichter verstand, sondern die Pflege des Ausdruckes zugunsten realer, geschäftlicher Handlungen und Vorteile. Er las alle Dokumente geschäftlicher oder rechtlicher Natur, von der einfachen Rechnung oder Quittung bis zum öffentlichen Anschlag oder Zeitungsaufruf, mit tiefem Verständnis und reiner Bewunderung. Denn er sah gar wohl, daß die Sprache solcher Kunsterzeugnisse, von der gemeinen Sprache der Gasse ebenso weit entfernt wie nur irgendeine tolle Dichtung, geeignet sei Eindruck zu machen, Macht zu üben und über Unverständige Vorteil zu erlangen. In seinen Schulaufsätzen strebte er diesen Vorbildern beharrlich nach und brachte manche Blüte hervor, die einer kleineren Kanzlei kaum unwürdig gewesen wäre. Und einen in seiner Sammlung solcher Dokumente befindlichen Steckbrief, den er aus der Zeitung des Vaters ausgeschnitten hatte, versah er in einer guten Stunde sogar mit einer kleinen Korrektur, die ihm ein inniges Vergnügen bereitete. Es hieß nämlich dort, nach der Beschreibung des Vermißten: „Wer etwas über den Gesuchten weiß, möge sich beim unterzeichneten Notariatsamt melden“. Dafür setzte Emil Kolb die Worte ein: „Personen, welche in der Lage sein sollten, Auskünfte über den Gesuchten beizubringen — —“.

Eben diese Vorliebe für den feinen Kanzleistil gab den Anlaß und Untergrund für Emil Kolbs einzige Freundschaft. Der Lehrer hatte seine Klasse einst einen Aufsatz über den Frühling verfassen und mehrere dieser Arbeiten von ihren Urhebern vorlesen lassen. Da tat mancher zwölfjährige Schüler seine ersten scheuen Flüge in das Land der schaffenden Phantasie und frühe Bücherleser schmückten ihre Aufsätze mit begeisterten Nachbildungen der Frühlingsschilderungen gangbarer Dichter. Es war vom Amselruf und von Maifesten die Rede, und ein besonders Belesener hatte sogar das Wort Philomele gebraucht. Alle diese Schönheiten aber hatten den zuhörenden Emil nicht zu rühren vermocht, er fand das alles blöd und töricht. Da kam, vom Lehrer aufgerufen, der Sohn des Kannenwirts, Franz Remppis, an die Reihe, seinen Aufsatz vorzulesen. Und gleich bei den ersten Worten „Es ist nicht zu bestreiten, daß der Frühling immerhin eine sehr angenehme Jahreszeit genannt zu werden verdient" — gleich bei diesen Worten merkte Kolb mit entzücktem Ohre den Klang einer ihm verwandten Seele, lauschte scharf und beifällig und ließ sich kein Wort entgehen. Dies war der Stil, in welchem das Wochenblatt seine Berichte aus Stadt und Land abzufassen pflegte und den Emil selbst schon mit einiger Sicherheit anzuwenden wußte.

Nach dem Schluß der Schule sprach Kolb dem Mitschüler seine Anerkennung aus, und von der Stunde ab hatten die beiden Knaben das Gefühl, einander zu verstehen und zueinander zu gehören. Da keiner von ihnen je bereit gewesen wäre, ein Opfer zu bringen, verlangte es auch keiner vom andern, vielmehr spürten sie, daß es gut sei, einander gelten und bestehen zu lassen, um einmal einer am andern etwas zu haben und etwa später größere Dinge gemeinsam unternehmen zu können.

Emil begann damit, daß er die Gründung einer gemeinschaftlichen Sparkasse vorschlug. Er wußte die Vorteile des Zusammenlegens und der gegenseitigen Ermunterung zur Sparsamkeit so beredt darzulegen, daß Franz Remppis darauf einging und sich bereit erklärte, sein Erspartes dieser Kasse anzuvertrauen. Doch war er klug genug, darauf zu bestehen, daß das Geld solange in seinen Händen bleibe, bis auch der Freund eine bare Einlage gemacht habe, und da es hierzu niemals kommen wollte, versank der gute Plan, ohne daß Emil an ihn erinnert oder Franz ihm den Versuch einer Überlistung übel genommen hätte. Ohnehin fand Kolb sehr bald einen Weg, seine kümmerlichen Umstände vorteilhaft mit den weit bessern des Wirtssohnes zu verknüpfen, indem er seinem Kameraden gegen kleine Geschenke und eßbare Gaben in manchen Schulfächern mit seinen Fähigkeiten aushalf. Das dauerte bis zum Ende der Schulzeit und gegen das Versprechen eines Honorars von fünfzig Pfennigen lieferte Emil Kolb dem Franz die mathematische Arbeit im Abgangsexamen, welches sie auf diese Weise beide wohl bestanden. Emil hatte sogar so gute Zeugnisse ein-

geheimst, daß sein Vater darauf schwor, an dem prächtigen Jungen sei ein Gelehrter verloren gegangen. Allein an fernere Studien war nicht zu denken. Doch gab sich der Vater Kolb jede Mühe und tat manchen sauren Bittgang zu den wohlhabenden Verwandten, um seinem Sohne einen besonderen Platz im Leben zu verschaffen und seine Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft nach Kräften zu fördern. Durch die Befürwortung der Familie Dierlamm gelang es ihm, seinen Knaben als Lehrling im Bankgeschäft der Brüder Dreiß unterzubringen. Damit schien ihm ein bedeutender Schritt nach oben hin getan und eine Gewähr für die Erfüllung weit kühnerer Träume gegeben.

Für junge Gerbersauer, die sich dem Kaufmannsberufe widmen wollten, gab es keine rühmlichere und hoffnungsreichere Eröffnung dieser Laufbahn als die Lehrlingschaft bei den Brüdern Dreiß. Deren Bank und Warengeschäft war alt und hochangesehen und die Herren hatten jedes Jahr die Wahl unter den besten Schülern der obersten Klassen, deren sie jährlich einen oder zwei als Lehrlinge in ihr Geschäft aufnahmen. So hatten sie stets, da die Lehrzeit dreijährig war, zwischen vier und sechs junger Leute in Lehre und Kost, welche zwar vom zweiten Lehrjahr an die Kost, sonst aber für ihre Arbeit keine Entschädigung erhielten. Dafür konnten sie dann den Lehrbrief des alten ehrwürdigen Hauses als eine überall im Lande gültige Empfehlung ins Leben mitnehmen.

Dieses Jahr war Emil Kolb der einzige neu eintretende Lehrling und wurde darum von manchem beneidet, der sich selbst auf diesen Ehrenplatz gewünscht hatte. Er selbst fand hingegen die Ehre gering und recht teuer bezahlt, denn als jüngster Lehrbub war er derjenige, an welchem alle älteren, auch schon die vom vorigen Jahr, die Stiefel glaubten abreiben zu müssen. Wo etwas im Hause zu tun war, das zu tun sich jeder scheute und zu gut hielt, da rief man nach Emil, dessen Name immerzu gleich einer Dienstbotenglocke durchs Haus erschallte, so daß der junge Mensch nur selten Zeit fand, in einer Kellerecke hinter den Erdölfässern oder auf dem Dachboden bei den leeren Kisten eine kurze Weile seinen Träumen vom Glanz der Zukunft nachzuhängen. Es entschädigte ihn für dies rauhe Leben nur die sichere Rechnung auf diesen Glanz späterer Tage und die gute reichliche Kost des Hauses. Die Brüder Dreiß, die mit ihrem Lehrlingswesen noch gute Geschäfte machten und sich außerdem noch einen gut zahlenden Volontär hielten, pflegten an allem zu sparen, nur am Essen für ihre Leute nicht. So konnte der junge Kolb sich jeden Tag dreimal vollständig satt essen, was er mit Eifer tat, und wenn er trotzdem in Bälde lernte über die miserable Verpflegung zu schimpfen, so war das nur eine zum Brauch der Lehrlinge gehörende Übung, welcher er mit derselben Treue oblag, wie dem Stiefelwichsen am Morgen und dem Rauchen gestohlener Zigaretten am Abend.

Ein Kummer war es ihm gewesen, daß er beim Eintritt in diese Vorhölle

seines Berufes sich von dem Freund hatte trennen müssen. Franz Remppis wurde von seinem Vater in eine auswärtige Lehrstelle verdingt und erschien eines Tages, um von Emil Abschied zu nehmen und ihm seinen rotbraunen neuen Leinwandkoffer zu zeigen, auf dessen Ecken aus Weißblech sein Name graviert war. Franzens Trost, daß sie beide einander fleißig schreiben wollten, leuchtete dem armen Emil wenig ein, denn er wußte nicht, woher er das Geld für die Briefmarken hätte nehmen sollen.

Wirklich kam schon bald ein Brief aus Lächstetten, worin Remppis von seinem Einstand am neuen Ort berichtete. Dieses Schreiben, daß mit großem Fleiß und Vergnügen aus vielen vortrefflichen Phrasen und kaufmännischen Ausdrücken zusammengestellt war, regte Emil zu einer langen, sorgfältigen Antwort an, mit deren Abfassung er mehrere Abende hinbrachte, deren Absendung ihm jedoch fürs Erste nicht möglich war. Endlich gelang es ihm doch, und er sah es vor sich selbst als eine Entschuldigung und halbe Rechtfertigung an, daß sein erster Fehltritt dem edlen Gefühle der Freundschaft entsprang. Er mußte nämlich einige Briefe zur Post tragen und da es eben eilte, gab der Oberlehrling ihm die Briefmarken dazu in die Hand, die er unterwegs aufkleben solle. Diese Gelegenheit nahm Emil wahr. Er beklebte den Brief an Franz, den er in der Brusttasche bei sich trug, mit einer der hübschen neuen Briefmarken, und steckte dafür einen von den Geschäftsbriefen ohne Marke in den Postkasten.

Mit dieser Tat begab sich der junge Mensch unbewußt über eine Grenze, die für ihn besonders gefährlich und lockend war. Wohl hatte er auch zuvor schon je und je, gleich den anderen Lehrbuben, Kleinigkeiten zu sich gesteckt, die seinen Herren angehörten, etwa ein paar gedörrte Zwetschgen oder eine Zigarre. Allein diese Näschereien verübte ein jeder mit ganz heilem Gewissen — sie stellten eine flotte und herrische Gebärde dar, womit der Täter vor sich selber prahlte und seine Zugehörigkeit zum Hause und dessen Vorräten dartat. Hingegen war mit dem Diebstahl der Briefmarke etwas anderes geschehen, etwas weit Schwereres, ein heimlicher Raub an Geldeswert, den keine Gewohnheit und kein Beispiel entschuldigen konnte. Es schlug denn auch dem jungen Missetäter das Herz in geziemender Angst und einige Tage lang war er zu jeder Stunde darauf gefaßt, daß sein Vergehen entdeckt und er zur Rechenschaft gezogen werde. Es ist auch für leichtsinnige Menschen und auch für solche, die schon im Vaterhaus genascht und gediebelt haben, dennoch der erste richtige Diebstahl ein unheimliches Erlebnis, und mancher trägt schwerer daran als an weit größeren Sünden. Wenigstens zeigt die Erfahrung, daß häufig junge Gelegenheitsdiebe ihre erste Untat nicht zu tragen vermögen und ohne äußere Nötigung sich durch ein Geständnis erleichtern und für immer reinigen.

Dieses nun tat Emil Kolb nicht. Er litt einige Angst vor der möglichen Entdeckung, und vermutlich brannte auch sein wenig feines Gewissen ein

wenig, aber als die Tage gingen und die Sonne weiter schien und die Geschäfte ihren Gang dahinliefen, als wäre nichts geschehen und als habe er nichts zu verantworten, da erschien ihm diese Möglichkeit, in allem Frieden aus fremder Tasche Nutzen zu ziehen, als ein Ausweg aus hundert Nöten, ja vielleicht als der ihm bestimmte Weg zum Glücke. Denn da ihn die Arbeit und Geschäfte nur als ein mühsamer Umweg zum Erwerb und Vergnügen zu freuen vermochten, da er stets wie alle Toren nur das Ziel und nie den Weg bedachte, mußte die Erfahrung, daß man unter Umständen sich ungestraft allerlei Vorteil erstehlen könne, ihn gewaltig in Versuchung führen.

Und dieser Versuchung widerstand er nicht. Es gibt für ein Männlein seines Alters hundert kleine schwer entbehrte Dinge, die vor seinen Träumen wie begehrenswerte Früchte des Paradieses hängen und welchen das Kind armer Eltern stets einen doppelten Wert beimißt. Sobald Emil Kolb begonnen hatte, mit der Vorstellung weiteren unredlichen Erwerbs zu spielen, sobald der Besitz eines Nickelstücks, ja einer Silbermünze, ihm keine Unmöglichkeit mehr, sondern jederzeit erreichbar schien, richtete sich sein Verlangen lüstern auf viele kleine Sachen, an die er zuvor kaum gedacht hatte. Da besaß sein Mitlehrling Färber ein Taschenmesser mit einer Säge und einem Stahlrädchen zum Glasschneiden daran, und obwohl das Sägen und Glasschneiden ihm durchaus kein Bedürfnis war, wollte ihm doch der Besitz eines solchen Prachtstückes von Messer überaus wünschenswert vorkommen. Und nicht übel wäre es auch, am Sonntag eine solche blau und braun gefärbte Krawatte zu tragen wie sie jetzt bei den feineren Lehrjungen die Mode waren. Sodann war es ärgerlich genug zu sehen, wie die vierzehnjährigen Fabriklerbuben am Feierabend schon zum Bier gingen, während ein Kaufmannslehrling, schon um ein Jahr älter und an Stande so viel höher als jene, jahraus, jahrein kein Wirtshaus von innen zu sehen bekam. Und war es nicht ebenso mit den Mädchen? Sah man nicht manchen halbwüchsigen Stricker oder Weber aus den Fabriken schon am Sonntag freimütig mit den Kolleginnen verkehren oder gar Arm in Arm gehen? Und ein junger Kaufmann sollte seine ganze drei- oder vierjährige Lehrzeit erst abwarten müssen, ehe er imstande wäre einem hübschen Mädel das Karussellfahren zu bezahlen und eine Bretzel anzubieten.

Diesen Übelständen beschloß der junge Kolb ein Ende zu machen. Es war weder sein Gaumen für die herbe Würze des Bieres noch sein Herz und Auge für die Reize der Mädchen reif, aber er strebte selbst im Vergnügen fremden Zielen nach und wünschte nichts als so zu sein und zu leben wie die angesehenen und flotten unter seinen Kollegen.

Bei aller Torheit war Emil aber gar nicht dumm. Er bedachte seine Diebeslaufbahn nicht minder sorgfältig als er zuvor seine erste Berufswahl bedacht hatte, und es blieb seinem Nachdenken nicht verborgen, daß auch dem besten Dieb

stets ein Feind am Wege lauere. Es durfte durchaus nicht geschehen, daß er je erwischt wurde, darum wollte er lieber einige Mühe daran wenden und die Sache weitläufig vorbereiten, als einem verfrühten Genusse zulieb den Hals wagen. So überlegte und untersuchte er alle Wege zum verbotenen Gelde, die ihm etwa offen standen, und fand am Ende, daß er sich bis zum nächsten Jahre gedulden müsse. Er wußte nämlich, wenn er sein erstes Lehrjahr tadelfrei abdiene, so würden die Herren ihm die sogenannte Portokasse übertragen, welche stets der zweitjüngste Lehrling zu führen hatte. Um also seine Herren im kommenden Jahre bequemer bestehlen zu können, diente ihnen der Jüngling nun mit der größten Aufmerksamkeit. Er wäre darüber beinahe seinem Entschlusse untreu und wieder ehrlich geworden; denn der ältere von seinen Prinzipalen, der seinen beflissenen Eifer bemerkte und mit dem armen Schustersöhnlein Mitleid hatte, gab ihm gelegentlich einen Zehner oder wandte ihm solche Besorgungen zu, welche ein Trinkgeld abzuwerfen versprachen. So war er häufig im Besitz kleinen Geldes und brachte es dazu, noch mit ehrlich verdientem Gelde sich eine von den braun und blau gescheckten Krawatten zu kaufen, womit die Feinen unter seinen Kollegen sich am Sonntag schmückten.

Mit dieser Halsbinde angetan tat der junge Herr seinen ersten Schritt in die Welt der Erwachsenen und feierte sein erstes Fest. Bisher hatte er sich wohl des Sonntags manchmal den Kameraden angeschlossen, wenn sie langsam und unentschlossen durch die sonnigen Gassen bummelten, vorübergehenden Kollegen ein Witzwort nachriefen und recht heimatlos und verstoßen sich umhertrieben, aus der farbigen Kinderwelt ohne Gnade entlassen und in die würdige Welt der Männer noch nicht aufgenommen. Da hatte Emil sehr wohl gefühlt, daß sie alle noch weit bis zu Glück und Ehre hätten, und hatte nicht ohne bitteren Neid den jungen Fabriklern nachgeschaut, die mit langen Zigarren im Munde und Mädchen am Arm der Musik einer Ziehharmonika folgten.

Nun aber sollte auch er zum erstenmal seit der Schulzeit einen festlichen Sonntag mitfeiern. Sein Freund Remppis hatte in Lächstetten, wie es schien, mehr Glück gehabt als Emil daheim. Und neulich hatte er einen Brief geschrieben, der den Freund Kolb zum Kauf der feinen Halsbinde veranlaßt hatte.

Lieber, sehr geehrter Freund!

Im Besitz Deines Werten vom 12. hujus bin in der angenehmen Lage, Dich für kommenden Sonntag, 23. hs., zu kleiner Fidelität einzuladen. Unser Verein jüngerer Angehöriger des Handelsstandes macht am Sonntag seinen Jahresausflug und möchte nicht verfehlen, Dich dazu herzlich einzuladen. Erwarte Dich bald nach Mittag, da erst noch bei meinem Chef essen muß. Werde Sorge tragen, daß alles Deine Anerkennung findet und bitte, Dich sodann ganz als meinen Gast betrachten zu dürfen. Selbstverständlich sind auch Damen eingeladen! Zusagendenfalls erbitte Antwort wie sonst poste restante

Merkur o1137. Deinem Werten mit Vergnügen entgegensehend empfiehlt sich mit Gruß Dein Franz Remppis, Mitglied des V. j. A. d. H.

Sofort hatte Emil Kolb geantwortet:

Lieber, sehr geehrter Freund!

In umgehender Beantwortung Deines Geschätzten von gestern sage für Deine gütige Einladung besten Dank und wird es mir ein Vergnügen sein, derselben Folge zu leisten. Die Aussicht auf die Bekanntschaft mit den werten Herren und Damen eures löblichen Vereins ist mir so wertvoll wie schmeichelhaft und kann ich nicht umhin, Dich zu dem regen gesellschaftlichen Leben von Lächstetten zu beglückwünschen. Alles weitere auf unser demnächstiges mündliches Zusammentreffen verschiebend verbleibe mit besten Grüßen Dein ergebener Freund Emil Kolb.

P. S. In Eile erlaube mir noch speziellen Dank für die geschäftliche Seite Deiner Einladung, von welcher dankbar Gebrauch machen werde, da zurzeit leider meine Kasse größeren Ansprüchen nicht gewachsen sein dürfte.

Dein treuer Obiger.

Nun war dieser Sonntag gekommen. Es war gegen Ende Juni und da seit wenigen Tagen nach langem Regen heißes Sommerwetter eingetreten war, sah man überall die Heuernte in vollem Gange. Emil hatte für den ganzen Tag ohne Schwierigkeit Urlaub, jedoch kein Geld für die kleine Eisenbahnfahrt nach Lächstetten erhalten. Darum machte er sich zeitig am Vormittag auf den Weg und war bis zur verabredeten Stunde lange genug unterwegs, um sich die bevorstehenden Freuden und Ehren in reichlicher Fülle und Schönheit ausdenken zu können. Daneben tat er an günstigen Orten auch den eben reifenden Kirschen Ehre an und kam bequemlich zur rechten Zeit in Lächstetten an, das er noch nie gesehen hatte. Nach den Schilderungen seines Freundes Remppis hatte er sich diese Stadt im vollen Gegensatze zu dem schlechten spießigen Gerbersau als einen glänzenden reichen Ort herrlichster Lebenslust vorgestellt und war nun etwas enttäuscht, die Gassen, Plätze, Häuser und Brunnen eher geringer und schmuckloser zu finden als in der Vaterstadt. Auch das Geschäftshaus Johann Löhle, in welchem sein Freund die Geheimnisse des Handels erlernen sollte, konnte sich mit dem stattlichen Hause der Brüder Dreiß in Gerbersau nicht messen. Dies alles stimmte Emils Erwartungen und Freudebereitschaft einigermaßen herab, doch stärkten diese kritischen Wahrnehmungen seinen Mut und seine Hoffnung, er würde neben der weltgewandteren und lebensfroheren Jugend dieser Stadt bestehen können.

Eine Weile umstrich der Ankömmling das Handelshaus, ohne daß er den Mut gefunden hätte einzutreten und nach seinem Landsmann zu fragen. Er ging hin und wieder, atmete den Duft der Fremde und Wanderschaft und wagte nur hie und da schüchtern einen Liedanfang zu pfeifen, der in früheren

Zeiten als Signal zwischen Franz Remppis und ihm gegolten hatte. Nach einiger Zeit erschien der Gesuchte denn auch in einem hohen Mansardenfensterchen, winkte hinab und wies den Freund durch Zeichen an, ihn nicht vor dem Hause, sondern unten am Marktplatz zu erwarten. Leicht enttäuscht begab sich Emil hinweg und brachte seine Wartezeit vor dem Schaufenster eines Eisenhändlers zu, wo er von neuem feststellte, daß es hier am Orte weniger fein und modern aussehe und zugehe als daheim in Gerbersau.

Nun aber kam Franz daher, und sogleich sank Emils Kritiklust zusammen, da er den Schulfreund in einem ganz neuen Anzug mit einem steifen, unmäßig hohen Hemdkragen und sogar mit Manschetten geschmückt sah.

„Servus!" rief der junge Remppis fröhlich. „Jetzt kann es also losgehen. Hast du Zigarren?"

Und da Emil keine hatte, schob er ihm eine kleine Handvoll in die Brusttasche.

„Schon recht, du bist ja mein Gast. Ums Haar hätte ich heut nicht frei gekriegt, der Alte war verflucht scharf. Aber jetzt wollen wir marschieren."

So sehr das flotte Wesen Emil gefiel, so konnte er eine Enttäuschung doch nicht verbergen. Er war zu einem Vereinsausfluge eingeladen, er hatte Fahnen und vielleicht sogar Musik erwartet.

„Ja, wo ist denn euer Verein jüngerer Angehöriger des Handelsstandes?" fragte er mißtrauisch.

„Der wird schon kommen. Wir können doch nicht unter den Fenstern der Prinzipale ausrücken! Die gönnen einem so wie so kein Vergnügen. Nein, wir treffen uns vor der Stadt beim alten Galgen."

„So so. Beim Galgen?"

„Ja, so heißt es dort. Es ist ein Wirtshaus. Da sind wir ganz sicher, daß keiner von den Alten hinkommt."

Bald hatten sie den alten Galgen erreicht, ein kleines Gehölz und ein altes schäbiges Wirtshäuschen, wo sie rasch eintraten, nachdem Franz sich scharf umgesehen hatte, ob niemand ihn beobachte. Drinnen wurden sie von sechs oder sieben anderen Lehrlingen empfangen, die alle vor hohen Biergläsern saßen und Zigarren rauchten. Remppis stellte seinen Landsmann den Kameraden vor und Emil ward feierlich willkommen geheißen.

„Sie gehören wohl alle zum Verein?" fragte er.

„Gewiß", wurde ihm geantwortet. „Wir haben diesen Verein ins Leben gerufen, um die Interessen unseres Standes zu fördern, vor allem aber um unter uns die Geselligkeit zu pflegen. Wenn Sie einverstanden sind, Herr Kolb, so wollen wir jetzt aufbrechen."

Schüchtern fragte Emil seinen Freund nach den Damen, die doch eingeladen seien, und erfuhr, daß man diese später im Walde zu treffen hoffe.

Munter wanderten die jungen Leute in den glänzenden Sommertag hinein. Es fiel Emil auf, mit welchem Eifer Franz sich seiner Vaterstadt rühmte, die er in seinen Briefen beinahe verleugnet hatte.

„Ja, unser Gerbersau!" pries der Freund. „Nicht wahr, Emil, da geht es anders zu als hierzuland! Und was es dort für schöne Mädchen gibt!"

Emil stimmte etwas befangen zu, wurde dann gesprächig und erzählte freimütig, wie wenig groß und schön er Lächstetten im Vergleich mit Gerbersau finde. Einige von den jungen Leuten, die schon in Gerbersau gewesen waren, gaben ihm recht. Bald sprach ein jeder darauf los, rühmte ein jeder seine Stadt und Herkunft, wie es da ein anderes und flotteres Leben sei als in diesem verdammten Nest, und die paar geborenen Lächstettener, die dabei waren, gaben ihnen recht und schimpften auf die eigene Heimat. Sie alle waren voll unerlöster Kindlichkeit und zielloser Freiheitsliebe, sie rauchten ihre Zigarren und rückten an ihren hohen Stehkrägen und taten so männlich und wild als sie konnten. Emil Kolb fand sich rasch in diesen Ton, den er daheim wohl auch schon gehört und ein wenig geübt hatte, und wurde mit allen gut Freund.

Eine halbe Stunde weiter draußen, am Eingang eines prächtigen Föhrenwaldes, erwartete sie eine kleine Gesellschaft von vier halbwüchsigen Mädchen in hellen Sonntagskleidern. Es waren Töchter geringer Häuser, denen es an Beaufsichtigung fehlte und die zum Teil schon als Schulmädel mit Schülern oder Lehrbuben zärtliche Verhältnisse unterhielten. Sie wurden dem Emil Kolb als Fräulein Berta, Luise, Emma und Agnes vorgestellt. Zwei von ihnen hatten schon feste Verhältnisse und hängten sich sofort an ihre Verehrer, die beiden anderen gingen lose nebenher und gaben sich Mühe, die ganze Gesellschaft zu unterhalten. Es war nämlich nach dem Hinzutritt der Damen die frühere lärmende Gesprächigkeit der Jünglinge plötzlich erkaltet und an deren Stelle eine verlegen schweigsame Liebenswürdigkeit getreten, in deren Bann auch Franz und Emil fielen. Alle diese jungen Leute waren noch durchaus Kinder, und ihnen allen fiel es weit leichter, die Manieren von Männern nachzuahmen als sich ihrem eigenen Alter und Wesen gemäß zu benehmen. Sie alle wären im Grunde lieber ohne Mädchen gewesen oder hätten doch mit diesen wie mit ihresgleichen geschwatzt und gescherzt, aber das schien nicht anzugehen, und da sie alle wohl wußten, daß die Mädchen ohne Erlaubnis ihrer Eltern und unter Gefahren für ihren Ruf diese Wege gingen, suchte ein jeder von diesen jungen Handelsleuten das nachzuahmen, was er sich nach Hörensagen und Lektüre unter einem feinen geselligen Wesen vorstellte. Die Mädchen waren überlegen und gaben den Ton an, der auf eine empfindsame Schwärmerei gestimmt war, und sie alle, die nach Verlust der Kindesunschuld doch der Liebe noch nicht fähig waren, bewegten sich recht ängstlich und befangen in einer phantastisch verlogenen Sphäre zierlicher Sentimentalität.

Emil genoß als Fremder besondere Aufmerksamkeit, und das Fräulein Emma verstrickte ihn bald in ein schönes Gespräch über den Reiz sommerlicher Waldausflüge, das später in eine Unterhaltung über Emils Herkunft und Lebensumstände überging und wobei Emil sich nicht übel bewährte, da er nur Fragen zu beantworten hatte. Bald wußte das Mädchen alles Wissenswerte über den jungen Mann, den sie sich zum Kavalier für diesen Tag erlesen hatte; nur war freilich des Jünglings Auskunft über sich und sein Leben mehr ein Notbehelf und poetischer Zeitvertreib als eine Mitteilung realer Dinge. Denn wenn Fräulein Emma nach dem Stande seines Vaters fragte, schien ihm das Wort Flickschuster gar zu schroff und häßlich und er umschrieb die Sache, indem er erklärte, sein Papa habe ein Schuhgeschäft. Alsbald sah des Fräuleins Phantasie ein glänzendes Schaufenster voll schwarzer und farbiger Schuhwaren, dem ein solcher Duft von Eleganz und geschmackvoller Wohlhabenheit entstieg, daß ihre weiteren Fragen immer schon einen guten Teil solchen Glanzes als vorhanden voraussetzten und den Schustersohn unvermerkt zu immer kräftigeren Beschönigungen der Wirklichkeit nötigten. Es entstand aus Fragen und Antworten eine hübsche, angenehme Legende. Nach derselben war Emil der etwas streng gehaltene, doch geliebte Sohn nicht eben reicher, doch wohlhabender Eltern, den seine Neigung und Begabung früh von den Schulstudien zum Handel hingeführt hatte. Er erlernte als Volontär, welches Wort auf Rechnung der Emma kam, in einem mächtigen alten Handelshause die Obliegenheiten seines künftigen Berufes und war heute, durch das herrliche Wetter verlockt, herübergekommen, um seinen Schulfreund Franz zu besuchen. Was die Zukunft betraf, so konnte Emil ohne Gefahr und Gewissensbedrängnis die Farben verschwenden, und je weniger von Wirklichkeit, Gegenwart und Arbeit, je mehr von Zukunft, Genuß und Hoffnungen die Rede war, desto mehr kam er ins Feuer und desto besser gefiel er dem Fräulein Emma. Diese hatte von ihrer Abstammung nichts und von ihren übrigen Verhältnissen nur soviel erzählt, daß sie als zartfühlende Tochter einer wenig begüterten und leider auch etwas herrischen, ja groben Witwe manches zu leiden habe, das sie jedoch kraft eines tapferen Herzens ohne Murren zu ertragen wisse.

Auf den jungen Kolb machten sowohl diese moralischen Eigenschaften wie auch das Äußere des Fräuleins einen starken Eindruck. Vielleicht und vermutlich hätte er sich in irgendeine andere, sofern sie nicht gerade häßlich war, ebenso verliebt. Es war das erstemal, daß er so mit einem Mädchen ging, daß ein Mädchen solches Interesse für ihn zeigte und daß er allen Ernstes ein Gebiet betrat, für das er in der Stille sich selber noch zu jung erschien. Desto feierlicher lauschte er den Erzählungen der Emma und gab sich Mühe, keine Höflichkeit zu versäumen. Es blieb ihm nicht verborgen, daß sein Auftreten und sein Erfolg bei Emma ihm Ansehen verlieh und daß es namentlich dem Franz imponierte.

So war der erhoffte Vereinsausflug mit Fahnen, Musik und lärmender Lustbarkeit für den Gerbersauer Gast ein stilles Erlebnis und jedenfalls etwas nicht minder Schönes geworden. Es geschahen zwischen ihm und seinem schönen Fräulein keine Liebeserklärungen und keine Zärtlichkeiten, vor dem Küssen hätte es ihm auch noch gegraut, aber es entstand doch Emils erste Vertrautheit mit einem Mädchen, er war zum erstenmal verliebt und zum erstenmal Kavalier, und beides gefiel ihm nicht wenig.

Da man der Damen wegen nicht wagte, in einer Herberge einzukehren, wurden in der Nähe eines Dorfes zwei von den Jünglingen auf Proviant ausgeschickt. Sie kehrten mit Brot und Käse, Bierflaschen und Gläsern wieder und es ergab sich ein heiteres Gelage im Grünen, wobei die Mädchen das Brotschneiden und Einschenken übernahmen und mit ihren hellen Sommerkleidern froh und festlich aussahen. Emil, der den ganzen Tag auf den Beinen und ohne Mittagbrot gewesen war, griff nun mit eifrigem Hunger zu den guten Sachen und war der fröhlichste von allen. Doch mußte er bei diesem ersten Fest seines Mannesalters die bittere Erfahrung machen, daß nicht alles Wohlschmeckende auch wohltut und daß seine Kräfte im Schlürfen männlicher Genüsse noch die eines Kindes waren. Er erlag mit Schmach dem dritten oder vierten Glase Bier und mußte den Heimweg nach Lächstetten als Nachzügler unter des Freundes Obhut in Schmerzen und Reue zurücklegen.

Wehmütig nahm er am Abend von dem Freunde Abschied und trug ihm Grüße an die Kameraden und an die lieben Fräulein auf, die er nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Großmütig hatte ihm Franz Remppis ein Billett für die Eisenbahn geschenkt, und während er im Fahren durchs Fenster die schöne sommerliche Landschaft abendlich werden und festlich verglühen sah, empfand er alle Ernüchterung der Rückkehr zu Arbeit und Entbehrung voraus und hätte nichts dagegen gehabt, wenn es angegangen wäre, diesen Tag wieder auszustreichen und zu den ungelebten zu legen.

Dennoch konnte er, ohne zu lügen, nach vier Tagen seinem Freunde schreiben:

„Lieber Freund!

In Anbetracht des verflossenen Sonntags möchte nicht unterlassen, Dir nochmals meinen Dank auszusprechen. Zu meinem lebhaften Bedauern ist mir unterwegs jenes Versehen passiert und hoffe ich sehr, es möchte Dir und den Herren und Damen den schönen Festtag nicht gestört haben. Namentlich wäre Dir äußerst verpflichtet, wenn Du die Güte haben wolltest, dem Fräulein Emma einen Gruß von mir und meine Bitte um Entschuldigung für jenes Unglück zu bestellen. Zugleich wäre ich sehr gespannt, Deine Ansicht über Fräulein Emma erfahren zu dürfen, da ich nicht verhehlen kann, daß eben diese mir völlig zugesagt und ich eventuell nicht abgeneigt wäre, bei späterem Anlaß an selbe mit ernsteren Anträgen heranzutreten. Diesbezüglich Deine strengste

Diskretion erbittend und voraussetzend verbleibe mit besten Grüßen in freundschaftlicher Ergebenheit Dein Emil Kolb."

Franz gab hierauf nie eine richtige Antwort. Er ließ wissen, daß der Gruß ausgerichtet sei und daß die Herren vom Verein sich freuen würden, Emil bald einmal wieder bei sich zu sehen. Der Sommer ging hin und die Freunde sahen sich in Monaten nur ein einziges Mal, bei einer Zusammenkunft in dem Dorfe Walzenbach, das in der Mitte zwischen Lächstetten und Gerbersau lag und wohin Emil den Schulfreund bestellt hatte. Es kam jedoch keine richtige Wiedersehensfreude auf, denn Emil hatte keinen anderen Gedanken, als etwas über das Fräulein Emma zu erfahren, und Franz wußte seinen Fragen nach ihr immer wieder hartnäckig auszuweichen. Er hatte nämlich seit jenem Sonntage selbst seine Blicke auf diese Jungfer gerichtet und seinen Freund bei ihr auszustechen versucht. Unschöner Weise hatte er damit begonnen, daß er dessen Legende zerstört und seine geringe Herkunft ohne Schonung dargetan hatte. Zum Teil wegen dieses Verrates am Freunde, noch mehr aber wegen einer sogenannten Hasenscharte, welche Franz am Munde hatte und die der Emma mißfiel, wies sie ihn sehr kühl ab, wovon Emil jedoch nichts erfuhr. Und nun saßen die alten Freunde einander unoffen und enttäuscht gegenüber und waren beim Auseinandergehen am Abend nur darin einig, daß keiner von beiden eine baldige Wiederholung dieser Zusammenkunft für notwendig hielt.

Im Geschäft der Brüder Dreiß hatte sich Emil indessen zwar nicht eben beliebt, wohl aber nützlich gemacht und soviel Vertrauen erworben, daß im Herbst, nach dem Avancement des ältesten Lehrlings und dem Eintritt eines neuen, die Prinzipale keinen Grund fanden, von einer alten Gewohnheit abzugehen, und dem Jüngling die sogenannte Portokasse übergaben. Es wurde ihm ein Stehpult angewiesen und zugleich Büchlein und Kasse übergeben, ein flaches Kästlein aus grünem Drahtgeflechte, worin oben die Bogen mit Briefmarken, unten aber das bare Geld geordnet lagen.

Der Jüngling, am Ziele langer Wünsche und Pläne angelangt, verwaltete in der ersten Zeit die paar Taler seiner Kasse mit äußerster Gewissenhaftigkeit. Seit Monaten mit dem Gedanken vertraut, aus dieser Quelle zu schöpfen, nahm er nun doch keinen Pfennig an sich. Diese Ehrlichkeit wurzelte nur zum Teil in der Furcht und in der klugen Voraussetzung, man werde seine Führung in dieser ersten Zeit besonders genau beobachten. Vielmehr war es ein Gefühl von Feierlichkeit und innerer Befriedigung, das ihn gut machte und vom Bösen abhielt. Emil sah sich, im Besitz eines eigenen Stehpultes im Kontor und als Verwalter baren Geldes, in die Reihe der Erwachsenen und Geachteten emporgerückt; er genoß diese Stellung mit Andacht und sah auf den soeben neu eingetretenen jüngsten Lehrling mit großem Mitleid hernieder. Diese gütige und weiche Stimmung hielt ihn gefangen. Allein wie den schwachen Burschen eine

Stimmung vom Bösen abzuhalten vermochte, so genügte auch eine Stimmung, ihn an seine üblen Vorsätze zu erinnern und diese zur Ausführung zu bringen.

Es begann, wie alle Sünden junger Geschäftsleute, an einem Montage. Dieser Tag, an welchem nach kurzer Sonntagsfreiheit und mancher Lustbarkeit die Nebel des Dienstes, des Gehorchenmüssens und der Arbeit sich wieder für so lange Tage senken, ist auch für fleißige und tüchtige junge Menschen eine Prüfung, zumal wenn auch die Vorgesetzten den Sonntag der Lust geweiht und alle gute Laune einer Woche im voraus verbraucht haben.

Es war ein Montag zu Anfang des November. Die beiden älteren Lehrlinge waren Tags zuvor samt dem Herrn Volontär in der Vorstellung einer durchreisenden Theatertruppe gewesen und hatten nun, durch das gemeinsame seltene Erlebnis heimlich verbunden, viel untereinander zu flüstern. Der Volontär, ein junger Lebemann aus der Hauptstadt, ahmte an seinem Stehpult Grimassen und Gebärden eines Komikers nach und weckte die Erinnerung an gestrige Genüsse jeden Augenblick von neuem. Emil, der den regnerischen Sonntag zu Hause mit Lesen und kaufmännischen Stilübungen hingebracht hatte, horchte mit Neid und Ärger hinüber. Der jüngere Chef hatte ihn am frühen Morgen schon in bitterer Montagslaune angebrummt, allein und ausgeschlossen stand er an seinem Platz, während die andern ans Theater dachten und ihn ohne Zweifel bemitleideten.

Traurig und erbittert durchlas er einen Brief seines Prinzipals, den er abschicken sollte und aus dem er zuvor noch Stilistisches zu lernen hoffte. Es war ein Brief an einen großen Lieferanten und begann „Sehr geehrter Herr! Ihre geschätzte Faktura noch immer vergebens erwartend bitte nun endlich, Berechnung über die am 11. Vorigen erhaltenen Waren einzusenden.“ Es war nichts Neues, enttäuscht legte der Lehrling den Brief zu den andern. In diesem Augenblick erschallte draußen auf dem Marktplatz ein fröhlich schmetternder Trompetenstoß, der sich zweimal wiederholte. Das Signal, seit einigen Tagen der ganzen Stadt vertraut, kündete den Ausrufer der Schauspielerfamilie an, der auch sogleich auf dem Platz erschien, sich auf die Vortreppe des Rathauses schwang und mit rollender Stimme verkündete: „Meine Herrschaften! Damen und Herren! Es findet heute Abend acht Uhr im Saale des Hotels zum grauen Hecht die unwiderruflich letzte Vorstellung der bekannten Truppe Elvira statt. Zur Aufführung gelangt das berühmte Stück „Der Graf von Felsheim oder Vaterfluch und Brudermord“. Zu dieser unwiderruflich allerletzten Hauptgalavorstellung wird Alt und Jung hiermit ergebenst eingeladen. Trara! Trara! Am Schlusse findet eine Verloosung wertvoller Gegenstände statt! Jeder Inhaber einer Karte zum ersten und zweiten Rang erhält vollständig gratis ein Los. Trara! Trara! Letztes Auftreten der berühmten Truppe! Letztes Auftreten auf Wunsch zahlreicher Kunstfreunde! Heute Abend halb acht Uhr Kassenöffnung!“

Dieser Lockruf mitten in der Trübe des nüchternen Montagmorgens traf den einsamen Lehrling ins Herz. Die Gebärden und Gesichter des Volontärs, das Tuscheln der Kollegen, bunte, wirre Vorstellungen von unerhörtem Glanz und Genuß flossen zu dem glühenden Verlangen zusammen, endlich auch einmal dies alles zu sehen und zu genießen, und das Verlangen ward alsbald zum Vorsatz, denn die Mittel waren ja in seiner Hand.

An diesem Tage schrieb Emil Kolb zum erstenmal falsche Zahlen in sein kleines sauberes Kassabüchlein und nahm einige Nickelstücke von dem ihm Anvertrauten weg. Aber obwohl dies schlimmer war als vor Monaten jener Diebstahl einer Briefmarke, blieb doch diesmal sein Herz ruhig. Er hatte sich seit Langem an den Gedanken dieser Tat gewöhnt, er fürchtete keine Entdeckung, ja er fühlte einen leisen Triumph, als er sich abends vom Prinzipal verabschiedete. Da ging er nun hinweg, das Geld des Mannes in seiner Tasche, und er würde es noch oft so machen, und der dumme Kerl würde nichts merken.

Das Theater machte ihn sehr glücklich. In großen Städten, hatte er sagen hören, gab es noch weit größere und glänzendere Theater, und da gab es Leute, die jeden lieben Abend hineingingen, immer auf die besten Plätze. So wollte er es auch einmal haben. War ihm auch der Sinn des Theaterspielens dunkel, so amüsierten ihn doch die farbigen Figuren und Bilder der Bühne, außerdem war es nobel und gab Ansehen, wenn einer so im Parkett sitzen und sich von den Lustigmachern für sein Geld was vorspielen lassen konnte.

Von da an hatte die Portokasse des Hauses Dreiß ein unsichtbares Loch, durch welches in aller Stille immerzu ein kleiner dünner Geldfluß entwich und dem Lehrling Kolb gute Tage machte. Das Theater freilich zog hinweg, in andere Städte, und ähnliches kam sobald nicht wieder. Aber da war bald eine Kirchweih in Hängstett, bald auf dem Brühel ein Karussell, und außer dem Fahrgeld und Bier oder Kuchen war meistens dazu auch ein neuer Hemdkragen oder Schlips unentbehrlich, oder beides. Ganz allmählich wurde der arme junge Mensch zu einem verwöhnten Manne, der sich überlegt, wo er am kommenden Sonntag vergnügt sein will, und der aufs Geld nicht zu sehen braucht. Er hatte bald gelernt, daß es beim Vergnügen auf anderes ankommt als aufs Notwendige, und tat mit Genuß Dinge, die er früher für Sünde und Dummheit gehalten hätte. Beim Biere schrieb er an die jungen Herren in Lächstetten Ansichtskarten, und nicht die billigsten, sondern stets von den lackierten farbigen mit den tiefblauen Himmeln und brandroten Dächern, auf denen jede Gegend schöner aussah, als am schönsten Sommertage. Und wo er sonst ein trockenes Brot verzehrt hatte, fragte er nun nach Wurst oder Käse dazu, er lernte in Wirtschaften herrisch nach Senf und Zündhölzern verlangen und den Zigarettenrauch durch die Nase blasen.

Immerhin mußte er in solchem Verbrauch seines Wohlstandes vorsichtig sein

und durfte nicht immer auftreten, wie es ihm gerade Spaß gemacht hätte. Die paar ersten Male spürte er auch vor dem Monatsende und der Kontrolle seiner Kasse ziemliches Bangen. Aber stets ging alles gut und nirgends fand sich eine Nötigung, den begonnenen Unfug einzustellen. So wurde Kolb, wie jeder Gewohnheitsdieb, trotz aller Vorsicht am Ende sicher und blind.

Und eines Tages, da er wieder das Portogeld für sieben Briefe statt für vier aufgeschrieben hatte und da sein Herr ihm den falschen Eintrag vorhielt, blieb er frech dabei, es müßten sieben Briefe gewesen sein. Und da der Herr Dreiß sich dabei zu beruhigen schien, ging Emil friedlich seiner Wege. Am Abend aber setzte sich der Herr, ohne daß der Schelm davon wußte, hinter sein Büchlein und studierte es sorgsam durch. Denn es war ihm nicht nur der größere Portoverbrauch in letzter Zeit aufgefallen, sondern es hatte ihm heute ein Gastwirt aus der Vorstadt erzählt, der junge Kolb komme neuerdings am Sonntag öfter zu ihm und scheine mehr für Bier auszugeben, als der Vater ihm dafür geben könne. Und nun hatte der Kaufherr geringe Mühe, das Übel zu übersehen und die Ursache mancher Veränderung im Wesen und Treiben seines jungen Kassiers zu erkennen.

Da jedoch der ältere Bruder Dreiß gerade auf Reisen war, ließ der jüngere der Sache zunächst ihren Lauf, indem er nur täglich in der Stille die kleinen Unterschlagungen betrachtete und notierte. Er sah, daß sein Verdacht dem jungen Manne nicht Unrecht getan hatte, und wunderte sich ärgerlich über die Ruhe und geschickte Sachlichkeit, mit der ihn der Bursche eine so lange Zeit hintergangen und bestohlen hatte.

Der Bruder kehrte zurück und am folgenden Morgen beriefen die beiden Herren den Sünder in ihr Privatkontor. Da versagte denn doch die erworbne Sicherheit des Gewissens; kaum hatte Emil Kolb die beiden ernsten Gesichter der Prinzipale und in des einen Händen sein schmales Kassenbüchlein erblickt, so wurde er weiß im Gesicht und verlor den Atem.

Hier begannen Emils schlimme Tage. Als würde ein schmucker Marktplatz durchsichtig, oder eine nette helle Gasse, und man sähe unterm Boden Kanäle Kloaken und trübe Wasser rinnen, von Gewürm bevölkert und übel riechend, so lag der unreine Grund dieses scheinbar harmlosen jungen Lebens häßlich aufgedeckt vor seinen und seiner Herren Augen da. Das Schlimmste, was er je gefürchtet, war hereingebrochen, und es war übler als er gedacht hätte. Alles Saubere, Ehrliche, das bisher in seinem Leben gewesen war, versank und war weg, sein Fleiß und Gehorsam war nicht gewesen, es blieb von einem fleißigen Leben zweier Jahre nichts übrig als die Schmach seines Vergehens.

Emil Kolb, der bis dahin einfach ein kleiner Schelm und bescheidener Hausdieb gewesen war, wurde nun zu dem was die Zeitungen ein Opfer der Gesellschaft nennen.

Denn die beiden Brüder Dreiß waren nicht darauf eingerichtet, in ihren vielen Lehrbuben junge Menschen mit jungen wartenden Schicksalen zu sehen, sondern nur eben Arbeiter, deren Unterhalt wenig kostete und die für Jahre eines nicht leichten Dienstes noch dankbar sein mußten. Sie konnten nicht sehen, daß hier ein verwahrlostes junges Leben an der Wende stand, wo es ins Dunkel hinabgeht, wenn nicht ein guter und williger Mensch zu helfen bereit ist. Einem jungen Diebe zu helfen wäre ihnen im Gegenteil als Sünde und Torheit erschienen. Sie hatten einem Buben aus armem Hause Vertrauen geschenkt und ihr Haus geöffnet, nun hatte dieser Mensch sie hintergangen und ihr Vertrauen mißbraucht — das war eine klare Sache. Die Herren Dreiß waren sogar edel und kamen überein, den armen Kerl nicht der Polizei zu übergeben, und doch wäre dies das Beste gewesen, wenn sie doch einmal selbst die Hand von dem Entgleisten abziehen wollten. Sie entließen ihn vielmehr, ausgescholten und zerschmettert, und trugen ihm auf, er möge zu seinem Vater gehen und ihm selber sagen, weshalb man ihn in einem anständigen Handelshause nicht mehr brauchen könne.

Daraus darf jedoch den Brüdern Dreiß kein Vorwurf gemacht werden. Sie waren ehrenwerte Männer und auf ihre Art wohlmeinend, sie waren nur gewohnt in allem Geschehenden „Fälle" zu sehen, auf welche sie je nachdem eine der Regeln bürgerlichen Tuns anwenden mußten. So war auch Emil Kolb für sie nicht ein gefährdeter und untersinkender Mensch, sondern ein bedauerlicher Fall, welchen sie nach allen Regeln ohne Härte erledigten.

Sie waren sogar über das notwendige Maß pflichtbewußt und gingen am folgenden Tage selber zu Emils Vater, um mit ihm zu reden, die Sache zu erzählen und etwa mit einem Rate zu dienen. Aber der Vater Kolb wußte noch gar nichts von dem Unglück. Sein Sohn war gestern nicht nach Hause gekommen, er war davongelaufen und hatte die Nacht im Freien hingebracht. Zur Stunde, da seine Prinzipale ihn beim Vater suchten, stand er frierend und hungrig überm Tale am Waldrand und hatte sich, im Selbsterhaltungsdrang gegen die Versuchung freiwilligen Untergangs, so hart und trotzig gemacht, wie es dem schwachen Jungen sonst in Jahren nicht möglich gewesen wäre.

Sein erster Wunsch und Gedanke war gewesen, sich nur zu flüchten, sich zu verbergen und die Augen zu schließen, da er die Schande wie einen großen giftigen Schatten über sich fühlte. Erst allmählich, da er einsah, er müsse zurückkehren und irgendwie das Leben weiter führen, hatte sein Lebenswille sich zu Trotz verhärtet und er hatte sich vorgenommen, den Brüdern Dreiß das Haus anzuzünden. Indessen war auch diese Rachelust vergangen. Emil sah ein, wie sehr er sich den weiteren Weg zu jedem Glück erschwert habe, und kam am Ende mit seinen Gedanken zu dem Schlusse, es sei ihm nun doch jeder lichte Pfad verbaut und er müsse nun erst recht und mit verdoppelten Kräften den Weg des Bösen gehen, um doch noch auf seine Weise Recht zu behalten und das Schicksal zu zwingen.

Der entsetzte kleine Flüchtling von gestern kehrte nach einer verwachten und durchfrornen Nacht als ein junger Bösewicht nach der Heimat zurück, auf Schmach und üble Behandlung gefaßt und zu Krieg und Widerstand gegen die Gesetze dieser schnöden Welt gewillt.

Nun wieder wäre es an seinem Vater gewesen, ihn ohne Umgehung der Prügelstrafe in eine ernsthafte Kur zu nehmen und den geschwächten Willen nicht vollends zu brechen, sondern langsam wieder zu erheben und zum Guten zu wenden. Das war indessen mehr, als der Schuster Kolb vermochte. So wenig wie sein Sohn vermochte dieser Mann das Gesetz des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung zu erkennen oder doch zu fühlen. Statt die Entgleisung seines Sprößlings als eine Folge seiner schlechten Erziehung zu nehmen und den Versuch einer Besserung an sich und dem Kinde zu beginnen, tat Herr Kolb so, als sei von seiner Seite her alles in Ordnung und als habe er allen Grund gehabt von seinem Söhnlein nur Gutes zu erwarten. Freilich, Vater Kolb hatte nie gestohlen, doch war in seinem Hause der Geist nie gewesen, der allein in den Seelen der Kinder das Gewissen wecken und der Lust zur Entartung trotzen kann.

Der zornige, gekränkte Mann empfing den heimkehrenden Sünder wie ein Höllenwächter bellend und fauchend, er rühmte ohne Grund den guten Ruf seines Hauses, ja er rühmte seine redliche Armut, die er sonst hundertmal verwünscht hatte, und lud alles Elend, alle Last und Enttäuschung seines Lebens auf den halbwüchsigen Sohn, der sein Haus in Schande gebracht und seinen Namen in den Schmutz gezogen habe. Alle diese Ausdrücke kamen nicht aus seinem erschrockenen und völlig ratlosen Herzen, sondern aus Erinnerung, er befolgte damit eine Regel und erledigte einen Fall, ähnlich und trauriger als es die Dreiß getan hatten.

Emil stand ruhig und ließ den Strom verrinnen, er hielt den Kopf gesenkt und schwieg, er fühlte sich elend, aber beinahe doch dem ohnmächtig wetternden Alten überlegen. Alles was der Vater von seiner ehrlichen Armut, vom besudelten Namen und vom Zuchthause schrie, kam ihm nichtig vor; wenn er irgendeine andere Unterkunft in der Welt gewußt hätte, wäre er ohne Antwort hinweggegangen. Er war in der überlegenen Lage dessen, dem alles einerlei ist, weil er soeben von dem bitteren Wasser der Verzweiflung und des Grauens getrunken hat. Dagegen verstand er die Mutter wohl, die hinten am Tische saß und stille weinte. Er fühlte, daß sie in dieser Stunde etwas von dem kosten mußte, woran er selber diese Nacht gewürgt hatte, aber er fand keinen Weg zu ihr, der er am wehesten getan hatte und von der er doch am ehesten Mitleid erwartete.

Das Haus Kolb war nicht in der Lage oder nicht willens, einen nahezu erwachsenen Sohn unbeschäftigt herumsitzen zu haben.

Der Meister Kolb, als er sich vom ersten Schrecken aufgerafft hatte, hatte zwar noch alles versucht, dem Schlingel trotz allem eine feinere Zukunft zu ermöglichen. Aber ein Lehrling, den die Brüder Dreiß, wenn auch aus unbekannten Ursachen, plötzlich weggejagt hatten, fand in Gerbersau keinen Boden mehr. Nicht einmal der Schreinermeister Kiderle, der doch im Blatt einen Lehrbuben bei freier Kost gesucht hatte, konnte sich entschließen den Emil aufzunehmen. Ein Schneider freilich war noch da, der hätte ihn genommen, aber dagegen sträubte sich Emil selbst so wild und verzweifelt, daß man ihn gewähren lassen mußte.

Schließlich, als eine Woche nutzlos verstrichen war, sagte der Vater: „Ja, wenn alles nicht hilft, mußt du halt in die Fabrik!"

Er war auf Klagen und Widerstand gefaßt, aber Emil sagte ganz zufrieden: „Mir ist's recht. Aber den Hiesigen mach ich die Freude nicht, daß sie mich in die Fabrik gehen sehen."

Daraufhin fuhr Herr Kolb mit seinem Sohne nach Lächstetten hinüber. Da sprach er beim Fabrikanten Erler vor, der tannene Faßspunden herstellte, fand aber kein Gehör, und dann beim Walkmüller, der ebenfalls eilig dankte, und ging schließlich verzweifelnd, nur weil vor dem Abgang des Zuges noch eine halbe Stunde Zeit übrig war, auch noch in die Spindlersche Maschinenstrickerei, wo er im Werkführer zu seiner Überraschung einen Bekannten fand, der sich für ihn verwendete. So ließ man den Zug fahren und wartete auf den Fabrikanten, der nach wenig Worten den jungen Menschen auf Probe zu nehmen einwilligte.

Nach der Art gedankenloser Leute war Vater Kolb froh, als am folgenden Montag sein mißratener Sohn das Haus verließ, um sein Fabriklerleben in Lächstetten zu beginnen. Auch dem Sohne war es wohl, daß er aus den Augen der Eltern kam. Er nahm Abschied, als wäre es für wenige Tage, und hatte doch fest im Sinne, sich daheim nimmer oder doch lange Zeit nicht mehr zu zeigen.

Der Eintritt in die Fabrik fiel ihm trotz aller desperaten Vorsätze doch nicht leicht. Wer einmal gewohnt war, wenn auch nur als geringstes Glied, zu den geachteten Ständen zu gehören und über den Pöbel die Nase zu rümpfen, dem ist es ein saurer Bissen, wenn er einmal selber den guten Rock ausziehen und zu den Verachteten zählen soll.

Dazu kam, daß Emil bei dem Wegzug nach Lächstetten sich darauf verlassen hatte, daß er dort an seinem Freunde Remppis einen guten Halt finden werde. Darin hatte der schlaue Jüngling sich indessen verrechnet. Er hatte nicht gewagt, seinen Freund im stolzen Hause des Prinzipals aufzusuchen, begegnete ihm aber gleich am zweiten Abend auf der Gasse. Erfreut trat er auf ihn zu und rief ihn bei Namen.

„Grüß Gott, Franz, das freut mich aber! Denk, ich bin jetzt auch in Lächstetten!"

Der Freund aber machte gar kein frohes Gesicht! „Ich weiß schon," sagte er sehr kühl, „man hat es mir geschrieben."

Sie gingen miteinander die Gasse hinab. Emil suchte einen leichten Ton anzustimmen, aber die Mißachtung, die der Freund ihm so deutlich zeigte, drückte ihn nieder. Er versuchte zu erzählen, zu fragen, ein Zusammentreffen am Sonntag zu verabreden; aber auf alles antwortete Franz Remppis kühl und vorsichtig. Er habe jetzt so wenig Zeit, sei auch nicht recht wohl, und gerade heut erwarte ihn ein Kamerad in einer wichtigen Angelegenheit, und auf einmal war er weg und Emil ging allein durch den Abend zu seiner ärmlichen Schlafstelle, erzürnt und traurig. Er nahm sich vor, dem Freunde bald seine Untreue in einem beweglichen Briefe vorzuhalten, und fand in diesem Vorsatz einigen Trost.

Allein auch hierin kam ihm Franz zuvor. Schon am folgenden Tage erhielt der junge Fabrikler beim abendlichen Nachhausekommen einen Brief, den er mit Sorgen öffnete und mit Schrecken las:

Geehrter Emil!

Unter Bezugnahme auf unser Mündliches von gestern, möchte Dir nahelegen, künftighin auf unsere bisherigen angenehmen Beziehungen zu verzichten. Ohne Dir im geringsten zu nahe treten zu wollen, dürfte es doch angezeigt sein, daß jeder von uns seinen Umgang im Kreise seiner Standesgenossen sucht. Ebendaher erlaube mir auch vorzuschlagen, uns künftig gegebenenfalls lieber mit dem höflichen Sie anzureden.

Ergebenst grüßend Ihr ehemaliger Franz Remppis.

Auf dem Wege des jungen Kolb, der von da an stetig abwärts führte, war hier der Punkt des letzten Zurückschauens, der letzten Besinnung, ob es nicht auch anders hätte gehen können, ja ob nicht jetzt noch eine Wandlung möglich wäre. Nach einigen Tagen lag dies alles abgetan dahinten und der junge Mensch lief vollends blindlings in der engen Sackgasse seines Schicksals weiter.

Die Arbeit in der Fabrik war nicht so schlimm, wie sie ihm geschildert worden war. Er hatte zu Anfang nur Handlangerdienste zu tun, Kisten zu öffnen oder zu vernageln, Körbe mit Wolle in die Säle zu tragen, Gänge zum Magazin und zur Reparaturwerkstätte zu besorgen. Es dauerte jedoch nicht lange, so bekam er probeweise einen Strickstuhl zu besorgen, und da er sich anstellig zeigte, saß er in Bälde an seinem eigenen Stuhl und arbeitete im Akkord, so daß es ganz von seinem Fleiß und Willen abhing, wieviel Geld er in der Woche verdienen wollte. Dieses Verhältnis, das sich in keinem anderen Berufe so findet, gefiel dem jungen Burschen sehr wohl und er genoß seine Freiheit mit grimmigem Behagen, indem er am Feierabend und Sonntag mit den wildesten

25

Kameraden aus der Fabrik bummeln ging. Da gab es keinen Prinzipal mehr, der in häßlicher Nähe kontrollierend saß, und keine Hausordnung eines alten strengen Handelshauses, keine Eltern und nicht einmal ein Standesbewußtsein, das störende Forderungen machen konnte. Geld verdienen und Geld verbrauchen war des Lebens Sinn, und das Vergnügen bestand neben Bier und Tanzen und Zigarren vor allem im Gefühl frecher Unabhängigkeit, womit man am Sonntag den schwarzgekleideten Kaufleuten und anderen Philistern ins Gesicht grinsen konnte, ohne daß es jemand gab, der einem verbieten oder befehlen konnte.

Dafür, daß es ihm mißlungen war, aus seinem geringen Vaterhause in die höheren Stände empor zu gelangen, rächte sich Emil Kolb nun an diesen höheren Ständen. Er fing, wie billig, oben an und ließ den lieben Gott seine Verachtung fühlen, indem er weder Predigt noch Katechese je besuchte und dem Pfarrer, den er zu grüßen gewohnt gewesen war, beim Begegnen auf der Straße vergnügt den Rauch seiner langen Zigarre ins Gesicht blies. Schön war es auch, am Abend sich vor das beleuchtete Schaufenster zu stellen, hinter welchem der Lehrling Remppis noch saure Abendstunden an der Arbeit war, oder in den Laden selbst hinein zu gehen und mit dem baren Gelde in der Hosentasche eine gute Zigarre zu verlangen.

Das Schönste aber waren ohne Zweifel die Mädchen. In der ersten Zeit hielt sich Emil den Frauensälen der Fabrik fern, bis er eines Tages in der Mittagspause aus dem Saal der Sortiererinnen eine junge Mädchengestalt hervortreten sah, die er trotz mancher Veränderungen alsbald wieder erkannte. Er lief hinüber und rief sie an.

„Fräulein Emma! Kennen Sie mich noch?"

Erst in diesem Augenblicke fiel ihm ein, unter welch anderen Umständen er das Mädchen im vorigen Jahre kennen gelernt hatte und wie wenig sein jetziger Zustand dem entsprach, was er ihr damals von sich erzählt hatte.

Auch sie schien sich jener Unterhaltungen noch wohl zu erinnern, denn sie grüßte ihn ziemlich kalt und meinte: „So, Sie sind's? Ja, was tun denn Sie hier?"

Doch gewann er für den Augenblick das Spiel, indem er mit lebhafter Galanterie antwortete: „Es versteht sich doch von selbst, daß ich nur Ihretwegen hier bin!"

Das Fräulein Emma hatte seit dem Sonntagsausflug mit dem Verein jüngerer Angehöriger des Handelsstandes ein wenig an Anmut und Mädchenzierlichkeit verloren, hingegen sehr an Lebenserfahrung und Kühnheit gewonnen. Nach einer kurzen Prüfungszeit bemächtigte sie sich des jungen Liebhabers entschieden, der nun seine Sonntage stolz und herrisch am Arm der Schönen verbummelte und an Tanzplätzen und Ausflugsorten seine junge Mannheit sehen ließ.

Es kam da auch zu einem Wiedersehen mit jenem Häuflein junger Ladenschwengel, dessen Gäste Emma und ihr Schatz damals gewesen waren. Da mochten nun die Herren Lehrlinge noch sehr die Nasen hochziehen und fremd tun, Emil lachte sie geradezu an und hatte sein Mädchen so frech und herausfordernd im Arme, und sie lachte auch so laut und hing ihm so hingegeben an, daß freilich die Handelsständler an ihrem Glücke nicht zweifeln konnten.

Genug Geld zu haben und es ohne lästige Kontrolle nach seinem Belieben ausgeben zu dürfen, war für Kolb ein lang ersehntes Vergnügen, dessen er jetzt schwelgerisch genoß. Trotzdem aber und trotz seines blühenden Liebesfrühlings war es dem Manne nicht völlig wohl. Was ihm fehlte, war die Lust des unrechtmäßigen Besitzes und der Kitzel des schlechten Gewissens. Zum Stehlen gab es in seinem jetzigen Leben kaum eine Gelegenheit. Nichts ist dem Menschen schwerer zu entbehren als ein Laster, und wenige Laster sind so zäh wie das der Diebe. Außerdem hatte der junge Mensch in seiner Verwahrlosung einen Haß gegen die Reichen und Angesehenen in sich ausgebildet, aus deren Reihen er für immer ausgestoßen war, und mit dem Hasse ein Verlangen, diese Leute nach Möglichkeit zu überlisten und zu schädigen. Das Gefühl, am Samstag Abend mit einigen wohlverdienten Talern im Beutel aus der Fabrik zu gehen, war ganz angenehm. Aber jenes Gefühl, heimlich über fremde Gelder zu verfügen und einen dummen Kerl von Prinzipal beliebig prellen zu können, war doch weit köstlicher gewesen.

Darum sann Emil Kolb mitten in seinem Glücke immer gieriger auf neue Möglichkeiten zu unehrlichem Erwerb. Eine neue Leidenschaft, die soeben Gewalt über ihn zu üben anfing, tat diesen Plänen Vorschub. Es kam neuerdings manchmal vor, daß er ohne Geld war, obwohl er über seinen Bedarf verdiente. Er hatte nämlich, durch einen Zeitungsartikel angeregt, sich in den Gedanken verliebt, einmal durch einen Lotteriegewinn reich zu werden. Das war schon seinem Vater im Blut gelegen, der in früheren Zeiten manchen Taler an Lose vergeudet, seit langem aber das Geld dafür nimmer aufgebracht hatte. Emil kaufte sich mehrere Lose, und da sie alle nicht gewannen, die Spannung aber im Erwarten und Lesen der Ziehungslisten ihn immer heftiger kitzelte, wurde es ihm zur Gewohnheit, immer wieder sein Geld an diese wilden Hoffnungen zu wagen.

Die Energie eines planmäßigen Denkens, welche er im täglichen Leben und zu redlichen Zwecken kaum aufbrachte, fand er in seinen Diebesplänen wieder. Geduldig suchte er Gelegenheit und Ort eines größern Unternehmens ausfindig zu machen, und da er durch die heimatlichen Erfahrungen gewitzigt war, schien es ihm richtig, diesmal das eigene Geschäft zu schonen und etwas Entlegneres zu suchen. Da stach ihm der Laden ins Auge, wo Franz Remppis als Lehrling diente, das größte Geschäft des Städtchens.

Das Haus Johann Löhle in Lächstetten entsprach etwa dem der Brüder Dreiß in Gerbersau. Es führte außer Kolonialwaren und landwirtschaftlichen Geräten alle Artikel des täglichen Gebrauches, vom Briefpapier und Siegellack bis zu Kleiderstoffen und eisernen Öfen, und hielt nebenher eine kleine Bank. Den Laden kannte Emil Kolb genau, er war oft genug darin gewesen und über die Standorte mancher Kiste und Lade sowie über Ort und Beschaffenheit der Kasse wohl unterrichtet. Über die sonstigen Räume des Hauses wußte er durch frühere Erzählungen seines Freundes einigermaßen Bescheid, und was ihm zu wissen noch unentbehrlich schien, erfragte er bei gelegentlichen Besuchen des Ladens. Er sagte etwa, wenn er abends gegen sieben Uhr den Laden betrat, zum Hausknecht oder jüngsten Lehrling: „Na, jetzt ist bald Feierabend!" Sagte der dann: „Noch lang nicht, es kann halb neune werden", so fragte Emil weiter: „So so; aber dann kannst du wenigstens gleich weglaufen, das Ladenschließen wird nicht deine Sache sein." Und dann erfuhr er, daß der Prokurist Menzel oder zu andern Zeiten der Sohn des Prinzipals immer als Letzter das Geschäft verlasse, und richtete nach alle dem seine Pläne ein.

Darüber verging die Zeit, und es war seit seinem Eintritt in die Fabrik schon ein Jahr vergangen. Diese lange Zeit war auch an dem Fräulein Emma nicht spurlos vorübergegangen. Sie begann etwas gealtert und unfrisch auszusehen; was aber ihren Liebhaber am meisten erschreckte, war der nicht mehr zu verbergende Umstand, daß sie ein Kind erwartete. Das verdarb ihm die Lächstettener Luft, und je näher die gefürchtete Niederkunft heranrückte, desto fester wurde in Kolb der Vorsatz, noch vor diesem Ereignis den Ort zu verlassen. Er erkundigte sich daher fleißig nach auswärtigen Arbeitsgelegenheiten und stellte fest, daß er nichts zu verlieren habe, wenn er sich der Schweiz zuwendete.

Auf den schönen Plan einer Erleichterung des Johann Löhleschen Ladens jedoch dachte er deswegen nicht zu verzichten. Ja es schien ihm sehr gut und schlau, seinen Abgang aus der Stadt mit der Tat zu verbinden. Darum hielt er eine letzte Übersicht über alle seine Mittel und Aussichten, schloß die Rechnung befriedigt ab und vermißte zur Ausführung seines Unternehmens nichts als ein wenig Mut. Der kam ihm jedoch während einer sehr untröstlichen Unterredung mit der Emma, so daß er im Ärger der Stunde ungesäumt den Weg des Schicksals betrat und beim Aufseher für die nächste Woche kündigte. Es wurde ihm ohne Erfolg zum Dableiben geraten, und da er vom Wandern nicht abzubringen war, versprach ihm der Aufseher ein gutes Zeugnis und eine Empfehlung an mehrere Schweizer Fabriken mitzugeben.

So setzte er denn den Tag seiner Abreise fest, und am Abend zuvor beschloß er den Handstreich bei Johann Löhle auszuführen. Er war auf den Einfall gekommen, sich am Abend in das Haus einschließen zu lassen. So suchte er

denn, vor dem Hause gegen den Abend hin lungernd, schon mit seinem Zeugnis und Wanderpaß in der Tasche, einen Eingang, und fand ihn in einem Augenblick, da niemand in der Nähe schien, durch das große, weit offen stehende Hoftor. Vom Hof schlich er sich still in das Magazin hinüber, das mit dem Laden in unmittelbarer Verbindung stand, und blieb zwischen Fässern und hohen Kisten verborgen, bis es nachtete und das Leben im Geschäfte erlosch. Gegen acht Uhr war es in dem Raume schon völlig dunkel, eine Stunde später verließ der junge Herr Löhle das Geschäft, schloß hinter sich ab und verschwand nach dem oberen Stockwerk, wo seine Wohnung lag.

Der im finstern Magazin versteckte Dieb wartete zwei ganze Stunden, ehe er den Mut fand, einen Schritt zu tun. Dann wurde es ringsum stille, auch von Straße und Marktplatz her war kaum ein Ton mehr zu hören, und Emil trat vorsichtig im Finstern aus seinem Loche hervor. Die Stille des großen, verödeten Raumes beengte ihm das Herz, und als er an der Türe zum Laden hin den Riegel zurückschob, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß Einbruch eigentlich ein schweres Verbrechen sei und schwer bestraft werde. Nun aber, im Laden drinnen, nahm die Fülle der guten und schönen Dinge seine Aufmerksamkeit ganz gefangen. Es wurde ihm feierlich zumute, da er die Laden und Wandfächer voller Waren ansah. Da lagen in einem Glaskasten, nach Sorten geordnet, Hunderte von schönen Zigarren, und oben auf dem Wandgerüste standen davon weitere Kisten voll; Zuckerhüte und Feigenkränze, geräucherte lange Würste und Blechkästen voll Zwieback schauten ihn heiter an, und er konnte nicht widerstehen, fürs erste wenigstens eine Handvoll feiner Zigarren in seine Brusttasche zu stopfen.

Beim schwachen Schein seiner winzigen Laterne suchte er alsdann die Kasse auf, eine einfache Holzschieblade im Ladentisch, die jedoch verschlossen war. Aus Vorsicht, damit es ihn nicht verriete, hatte er keinerlei Werkzeug mitgebracht und suchte sich nun im Laden selbst Stemmeisen, Zange und Schraubenzieher aus. Damit machte er sorgfältig das Schloß der Lade los und hatte bald ohne Mühe die Kasse eröffnet. Mit Begier schaute er beim schwachen Lichte hinein und sah erregt in kleinen Abteilungen geordnet die Münzen liegen, leise glänzend, Zehner bei Zehner und Pfennig bei Pfennig. Er begann das Ausräumen mit den größeren Münzstücken, deren aber sehr wenige da waren, und hatte bald zu seiner zornigen Enttäuschung überrechnet, daß der ganze Inhalt der erbrochenen Kasse höchstens zwanzig Mark betrage. Mit so Wenigem hatte er nicht gerechnet, und kam sich nun elend betrogen vor. Sein Zorn war so groß, daß er das Haus hätte anzünden mögen. Da war er nun, so sorgfältig vorbereitet, zum erstenmal in seinem Leben eingebrochen, hatte seine schöne Freiheit riskiert und sich in schwere Gefahr begeben, um die paar elenden Geldstückchen zu erbeuten! Den großen Haufen Kupfergeld ließ er verächtlich liegen, tat das andere

in seinen Geldbeutel und hielt nun Umschau, was etwa sonst noch des Mitnehmens wert sein möchte. Da war nun genug des Begehrenswerten, aber lauter große und schwere Sachen, die ohne Hilfe nicht hinwegzubringen waren. Wieder kam er sich betrogen vor und war vor Enttäuschung und Kränkung dem Weinen nahe, als er, ohne mehr etwas dabei zu denken, noch einige Zigarren und von einem großen Vorrat, der auf dem Tische gestapelt lag, eine kleine Hand voll Ansichtskarten zu sich steckte und den Laden verließ. Ängstlich suchte er, ohne Licht, den Weg durch das Magazin in den Hof zurück und erschrak nicht wenig, als das schwere Hoftor seinen Bemühungen nicht gleich nachgeben wollte. Verzweifelt arbeitete er am großen Riegel, der in seiner Steinritze am Boden spannte, und atmete tief auf, als er nachgab und das Tor langsam aufging. Er zog es hinter sich notdürftig zu und schritt nun mit einem merkwürdig kühlen Gefühl von Ernüchterung und Bangigkeit durch die toten nächtigen Gassen zu seiner Schlafstelle. Hier lag er ohne Schlaf drei bange Stunden wartend, bis der Morgen graute. Da sprang er auf, wusch sich die Augen klar und trat mit dem alten kecken Gesicht bei den Hauswirten ein, um Adieu zu sagen. Er bekam einen Kaffee eingeschenkt und viel gute Reisewünsche, nahm sein Köfferlein am Stock über die Schulter und ging zum Bahnhof. Und als im Städtchen der Tag erwachte und der Löhlesche Hausknecht beim Ladenöffnen die Kasse aufgebrochen fand, da fuhr Emil Kolb schon ein paar Meilen weiter durch ein schönes Waldland, das er vom Wagenfenster mit Neugierde betrachtete, denn es war die erste so große Reise seines Lebens.

Im Hause Johann Löhle erregte die Entdeckung des Verbrechens großen Sturm, und auch, nachdem der Schaden festgestellt und als recht geringfügig erkannt war, summte die lüsterne Aufregung weiter und verbreitete sich durch die ganze Stadt. Polizei und Landjägerschaft erschien, nahm die übliche Reihe von symbolischen Handlungen vor und stieß die vor dem berühmt gewordenen Hause sich drängende Menschenmenge hin und wieder.

Auch der Amtsrichter erschien selber und besah sich die schlimme Sache, aber auch er konnte den Täter nicht finden noch ahnen. Es ward der Hausknecht und der Packer und die ganze Reihe der erschrockenen und dennoch über das Unerhörte heimlich wild entzückten Lehrlinge ins Verhör genommen, es wurde nach allen Käufern gefragt, die gestern den Laden beehrt hatten, doch alles war vergebens. Alsdann setzte der Amtsrichter einen Bericht über das Schrecknis auf samt einem genauen Verzeichnis der gestohlenen Sachen. An Emil Kolb dachte niemand.

Indessen dachte dieser selbst sehr häufig an Gächstetten und das Haus Löhle zurück. Er las mit tiefem Bangen, hernach mit Genugtuung die heimatlichen Zeitungen, deren mehrere sich mit dem Fall beschäftigten, und da er sah, daß auf ihn gar kein Verdacht gefallen sei, freute er sich geschmeichelt seiner Ge-

riebenheit und war trotz der kleinen Beute mit seinem ersten Einbruch ganz zufrieden.

Noch war er auf der Wanderschaft und hielt sich gerade in der Gegend des Bodensees auf, denn er hatte wenig Eile und wollte unterwegs auch etwas sehen. Seine erste Empfehlung lautete nach Winterthur, wo er erst einzutreffen gedachte, wenn sein Geld knapp werden würde.

Behaglich saß er in einem kleinen hübschen Wirtshause bei einer guten Wurst, deren Scheiben er bedachtsam und reichlich mit Senf bestrich, dessen Schärfe er sodann mit einem kühlen guten Bier bekämpfte. Darüber ward ihm wohl und fast wehmütig vor Erinnerung und abgeklärter Seelenruhe, so daß er ohne Groll an seine Emma denken konnte. Es schien ihm nun, sie habe es doch gut mit ihm gemeint, ja sie tat ihm leid und er hätte sie gerne ein wenig versöhnt und getröstet. Je länger er daran kaute, desto mehr tat ihm das Mädel leid, und während er das dritte oder vierte Glas von dem guten Bier bestellte und erwartete, kam er zu dem Entschlusse, ihr einen Gruß zu schreiben.

Vergnügt griff er in die Tasche, wo noch ein kleiner Vorrat von den Löhleschen Zigarren übrig war, und zog das kleine steife Päcklein heraus, worin die Lächstettener Ansichtspostkarten waren. Die Kellnerin lieh ihm einen Bleistift, und während er ihn mit der Zungenspitze befeuchtete, schaute er das Bildchen auf den Karten zum erstenmal genauer an. Es stellte die untere Brücke in Lächstetten vor und war auf eine ganz neue Manier mit glänzenden Farben gedruckt, wie sie die arme Wirklichkeit nicht hat. Befriedigt betrachtete Kolb diese Vedute, nahm einen Schluck aus dem Bierglas, das die Kellnerin ihm eben gebracht hatte, und fing zu schreiben an.

Mit Deutlichkeit malte er die Adresse, wobei ihm der Stift abbrach. Doch ließ er sich die Laune dadurch nicht verderben, schnitzte den Stift in aller Ruhe wieder zurecht und schrieb dann unter das schönfarbene Bild: „Gedenke Deiner in der Fremde und bin mit vielen Grüßen Dein getreuer E. K."

Diese zärtliche Karte bekam die betrübte Emma zwar zu Gesicht, jedoch nicht ohne Verzögerung und nicht aus den Händen des Briefboten, sondern aus denen des Herrn Amtsrichters, der das Mädchen durch die plötzliche Vorladung auf sein Amtszimmer nicht wenig erschreckt hatte.

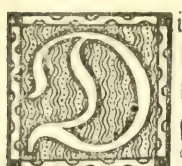
Es waren nämlich jene Ansichtskarten erst vor ganz wenigen Tagen in den Löhleschen Laden gekommen und von dem ganzen Vorrate waren erst drei oder vier Stück verkauft worden, deren Käufer man hatte feststellen können. Es war daher auf die vom Diebe mitgenommenen Karten die Hoffnung seiner Entdeckung gesetzt worden und die davon unterrichteten Postbeamten hatten die vom Bodensee her eintreffende Postkarte mit dem Bild der unteren Brücke von Lächstetten sofort erkannt und angehalten.

Immerhin gelangte Emil Kolb noch bis Winterthur, so daß seine Gefangen-

nehmung und Überlieferung nicht so einfach und glanzlos verlief, sondern mit den Stempeln und Uniformen zweier Länder als feierliche Auslieferung der Schweiz an das Deutsche Reich als Staatsaktion verlief.

Damit ist die Geschichte Emil Kolbs zu Ende. Seine Einlieferung in Lächstetten verlief wie ein großes Volksfest, wobei der Triumph der Einwohnerschaft über den gefesselt einhergeführten achtzehnjährigen Dieb einer kleinen Ladenkasse alle jene kleinen Züge zeigte, welche dem Leser solcher Berichte den Verbrecher bemitleidenswert und die Einwohnerschaft verächtlich machen. Sein Prozeß dauerte nicht lange. Ob er nun aus dem Zuchthause, das ihn einstweilen aufgenommen hat, zu längerem Aufenthalt in unsere Welt zurückkehren oder — wie ich glaube — den Rest seines Lebens mit kleinen Pausen vollends in solchen Strafanstalten hinbringen wird, jedenfalls wird seine Geschichte uns wenig mehr zu sagen und zu lehren haben. Denn Emil Kolb war kein Charakter, auch nicht als Verbrecher, sondern war auch als Verbrecher nur eben ein Dilettant, der denn auf unsere Achtung keinen Anspruch hat, unser Mitleid aber eher verdient und braucht als mancher, dessen Unglück weniger in seiner eigenen Seele begründet scheint.

Das Ende der Entdeckungen/ von Albrecht Wirth



Die Urkultur begann in Mesopotamien und Ägypten. Später dehnte sich der Kreis bis auf Kreta aus. Erst seit dem Ende des zweiten Jahrtausends sind viele neue Länder in das Gesichtsfeld der Kulturmenschheit getreten, vor allem Südeuropa, Indien und Ostasien. Eine zusammenhängende Kulturwelt entstand von dem Atlantischen Ozean bis zu den taifungepeitschten Gestaden des Stillen Meeres. Allmählich wurden dieser Welt weitere Striche im Norden Eurasiens, sowie in Afrika und Inselasien gewonnen. Entdeckung war dabei meist gleichbedeutend mit Eroberung. Es hat reichlich ein Jahrtausend gedauert, bis die Alte Welt nun vollends, immer noch mit Ausnahme der größeren Hälfte Afrikas, der geographischen Kunde und zugleich dem Gange der Weltkultur erschlossen wurde. Bereits aber fühlten sich die Völker zu enge in dem ungeheuren Bereiche des Festlandes. Die Katai und die Mongolen suchten nach überseeischem Besitze und liefen Japan an, die Normannen fuhren nach Grönland und Nordamerika. Überall nahm die ozeanische Schiffahrt einen merklichen Aufschwung. In der Mongolenzeit wurden die Inseln der Südsee und Neuseeland von den Malaien besiedelt; die Hansa herrschte über dem nordischen Meere; die letzten Nachfahren der Wikinger, französische Normannen, entdeckten die Azoren; die Araber segelten in allen Gewässern Südasiens. Und seit 1430 kamen chinesische Kriegsschiffe nach Ceylon, Ostafrika und ins Rote Meer, wo sie Dschidda, den Hafenplatz Mekkas, bombardierten; im Busen von Mexiko erblühte gleichzeitig die Schiffahrt der Karaiben. An diese überseeischen Versuche schließt das ozeanische Zeitalter an, das von den Europäern heraufgeführt wurde. Neue Welten wurden in Amerika, Südafrika, Nordasien und Australien entdeckt. Die Erschließung der Erde nahm nun einen raschen Fortgang. Durch die Fahrten Cooks sind im Grunde schon die letzten belangreichen Lücken in unserer Kenntnis beseitigt. Schon zur Zeit Napoleons gab es keine größere Insel von Belang mehr und kein Gestade eines Festlands, das nicht von westlichen Seeleuten angelaufen worden wäre. Das neunzehnte Jahrhundert sah seine Aufgabe darin, das Innere der Kontinente zu erschließen. Das gilt für Europa und das alte Asien genau so gut, wie für die anderen Erdteile. Den größten Vorteil hat von dem Forschungstriebe des neunzehnten Jahrhunderts Afrika gehabt, das zu Anfang jenes Zeitraumes nur zu ungefähr einem Fünfzigstel bekannt war. Aber auch Europa lernte erst jetzt so recht eigentlich seine Alpen und die unzugänglicheren Striche des Apennins und der Sila, sowie Nordeuropa und den Balkan kennen. Noch bis zum heutigen Tage ist Albanien weniger bekannt als der größte Teil Mittelafrikas. Im allgemeinen aber haben sich auch im Innern der Länder jetzt die Lücken geschlossen, die in unseren

Karten noch vorhanden waren. Die letzten Rätsel wurden entschleiert. Labrador, Tibet, Afghanistan, die Mongolei, Inneraustralien und die Gebiete der wilden Indianer in Brasilien, Bolivia und Chile wurden von Europäern beschritten. Die letzten Jahre brachten abermals Ergänzungen, so daß gegenwärtig das Werk der Entdecker als nahezu abgeschlossen gelten kann. Nur in der Nähe des Tschadsees, in Tebesti, und an den Südosthängen Tibets, fernerhin in Süd- und Zentralmarokko und, wie schon berührt, in Albanien zeigt unser Atlas noch größere weiße Flecken auf.

In den letzten zwei Jahren ist eine Reihe von Werken erschienen,* durch die wir der so lange ersehnten Verlegenheit, keine weiteren Länder mehr für wissensdurstige Pfadfinder zu besitzen, einen bedeutenden Schritt näher geführt worden sind. Ich beginne im äußersten Norden. Island ist zwar schon weit über ein Jahrtausend in den Händen der Germanen, aber es ist immer noch nicht vollkommen bekannt. Das kommt daher, weil viele Gaue des Eilandes so unwirtlich und unbewohnbar sind, daß auf viele Tagereisen hinaus kein Siedler und infolgedessen auch keine Nahrung sich findet. Ein deutscher Geologe, von Knebel, hatte sich weit in das unbekannte Innere vorgewagt und war in einem unheimlichen Bergsee ertrunken. Seine Braut, Fräulein von Grumbkow, hoffte, daß die Nachricht nicht wahr sei, und beging abermals die gleiche Strecke. Sie gibt von ihrer Reise eine dichterisch ergreifende Schilderung. Noch weiter nach Norden führen uns die Versuche, den Pol zu entdecken. Gerade die Gegenwart hat diese Versuche zu unerhörter Häufigkeit und krampfhafter Heftigkeit gesteigert. Einen guten Überblick davon gibt das Büchlein Jankes. Den leidenschaftlichsten Anteil haben die Fahrten von Peary und Cook erregt. Das schmerzliche Ende der Prioritätskämpfe scheint zu sein, daß keiner von beiden das ersehnte Ziel erreicht hat. Zwar sind Eskimos keine klassischen Zeugen, auch haben sie kaum eine bestimmte Ahnung von Peilungen

---

* Ina von Grumbkow, „Isafold, Reisebilder aus Island", Berlin 1909, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). — Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg, „Ins innerste Afrika", Verlag von Klinkhardt und Biermann, Leipzig. — „Transhimalaja", von Sven Hedin, Leipzig 1909, F. A. Brockhaus. — „21 Meilen vom Südpol", von E. H. Shackleton, Berlin, Wilhelm Süsserott. — „In Afrikas Wildkammern", von Dr. A. Berger, Berlin, Paul Parey. — „Kreuz und quer durch Marokko", von Otto C. Artbauer, Stuttgart, Strecker und Schröder. — „Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas", von Paul Samassa. — „Nordpolfahrten", Berichte von Koldewey, Hegemann, Payer, Nansen, Sverdrup, Ludwig, Prinz von Savoyen und anderen. — „Taschenbuch für Deutsch-Ostafrika 1911", von St. Paul Illaire. — „Taschenbuch für Deutsch-Ostafrika", Teil II, Gesetze und Verordnungen, von J. Gerstmeyer. — „Neun Jahre in marokkanischen Diensten", von Kapitän Leonhard Karow, alle bei Wilhelm Weicher, Berlin. — R. Peary, „Die Entdeckung des Nordpols", Süsserott, Berlin. — Sven Hedin, „Zu Land nach Indien", 2 Bände, Brockhaus, Leipzig.

und Breitegraden, allein dennoch genügen ihre Berichte, um beide Nebenbuhler zu entlarven. Man weiß nämlich ganz genau den Punkt oder die Punkte, wo sich die Reisenden von ihren Eskimos trennten. Nun erklären die arktischen Begleiter, so und so viele Tage seien die Reisenden ausgeblieben. Darin sind doch wohl selbst Eskimos kompetent, die Zahl von Tagen festzustellen. Aus der Zahl geht aber mit unzweideutiger Klarheit hervor, daß die Zeit ganz unmöglich ausreichte, um den noch fehlenden Zwischenraum bis zum Pole zu durchmessen. Die beiden Forscher haben das eben nicht sehr begabt angestellt. Sie hätten ihr Alleinsein — an irgendeinem gut geschützten Orte — noch um eine beträchtliche Zeit verlängern müssen. Vielleicht hätte es sich auch empfohlen, eine G. m. b. H. untereinander gegen die Zweifler zu gründen. Aber nein! Das hätte vielleicht grade wieder verdächtig ausgesehen, während maßlose Angriffe doch beim Publikum den Glauben erwecken mußten, daß wenigstens sie selbst von ihrem Erfolge überzeugt waren.

Cook hat ja jüngst bekannt, daß er selber an seiner Entdeckung irre geworden. Von Peary steht das Bekenntnis noch aus. Er hat jetzt ein zwar dickes, aber tatsächlich gar nicht so sehr ausgedehntes Werk über seine Polfahrt veröffentlicht. Das Werk ist recht gut geschrieben. Was Peary über das Eskimoleben sagt, kann sich fast mit den glänzenden Schilderungen eines Nansen messen. Auch fehlt es nicht an einem erfreulichen trockenen Humor. Er meint, wer in arktischen Gegenden reisen wolle, der dürfe nicht zu langsam gehen, sonst werde er verhungern, und dürfe sich auch nicht vor zu dünnem Eise scheuen. Ertrinken sei immer noch schneller und angenehmer als der langsame Hungertod. Übrigens, so bemerkt der Verfasser an einer anderen Stelle, wird die Gefahr des Ertrinkens dadurch gemindert, daß die Luft in den Fellkleidern der in das Wasser Fallenden einigermaßen die Menschen trägt. Allein zur Hauptsache! Jeder Tag bis zum Pole wird genau beschrieben, ist gut dokumentiert, verdächtig ist nur, daß so viele Betrachtungen und Sentimentalitäten gerade in diesem Hauptabschnitt vorkommen. Auch erinnert die Erklärung dafür, daß es angängig war, 54 Kilometer an einem Tag zurückzulegen, durch ihre Eindringlichkeit ein wenig an das qui s'excuse, s'accuse. An und für sich ist die Sache ja durchaus nicht unmöglich.

Haben die arktischen Regionen etwas Grausiges, Dämonisches, so wären auch die öden Gebirge Innerasiens geeignet, den Höllelandschaften Doré's als Muster, dem Satan als Wohnung zu dienen. In der Tat, ein phantastisches Märchenland, dieses Tibet und das benachbarte Himmelsgebirge! Man muß die aller Wahrscheinlichkeit spottenden Schrofen, Zacken, Hörner und Türme in den Bildern Merzbachers und der Frau Bullock-Workmann gesehen haben, um sich von der unirdischen Stimmung, von der zwingenden Übergewalt mittelasiatischer Gebirge eine entsprechende Vorstellung zu machen. Es ist nicht nur der Zauber

des Unerschlossenen, es ist auch die unerhörte Seltsamkeit der Landschafts- und nicht minder der Kulturbilder selbst, die immer wieder wagemutige Forscher zu kühner Fahrt nach Tibet verlockt. Großes haben da die Deutschen geleistet: Zugmeyer, Filchner und Tafel. An Schwierigkeiten aller Art hat es dabei nicht gefehlt, besonders aber hat Tafel es sich sauer werden lassen; er hat eine Reihe von Gefechten geführt und hat sich mehr als einmal mit knapper Not aus der rings dräuenden Gefahr hindurch gerettet. Mehr Ruhm hat Sven Hedin eingeheimst. Zum Teil, weil er ein Meister der Reklame ist. Zum Teil, weil Ausländer in Deutschland immer mehr bestaunt werden als Deutsche. Eigentliche Gefahren hat Sven Hedin niemals bestanden. Seine wertvollste Eigenschaft ist das ungemessene Talent, endlos Langeweile zu ertragen, zweitens ziert ihn seine Freude an trockenen Zahlen. Er schwelgt in Messungen, in Statistiken, in Kältegraden und in Flußwassermengen. Im übrigen ist der Erfolg solcher Erforschungsreisen vielfach eine Geldfrage, und auch in der Beschaffung von Geldern hat sich der Schwede den deutschen Wettbewerbern überlegen gezeigt. Das Merkwürdigste aber ist, daß ganz neuerdings eine Karte aufgespürt wurde, die ein gewisser Renat 1733 verfertigt und auf der schon mehrere Entdeckungen Hedins, namentlich auch das Gerippe des Transhimalaja angedeutet sind. Schließlich jedoch hat auch Kolumbus von den Amerikafahrten der Normannen gewußt: Solches Wissen schmälert nicht seinen Ruhm. Ein drittes Talent noch besitzt der unermüdliche Hedin, das auch seine Vorgänger Ibn-Batuta und der Pater Ricci besaßen, das der Gewandtheit, Verschlagenheit, Schmiegsamkeit und Anpassung an alle nur erdenkbaren Zustände. Freilich auch der Anpassung an seine eigenen Stimmungen. Früher hat er Strindberg als ernst zu nehmenden Mitforscher begrüßt. Nachdem aber Strindberg ihn schnöde beschimpft, da erklärte Sven Hedin auf einmal, Strindberg sei ein Ignorant und verstehe keinen Dunst von Geographie. Immerhin steht es um Hedin nicht entfernt so schlecht, wie um die Nordpolfahrer, aus deren Kranze wir alles Laub herausnehmen mußten. Kein Zweifel, Hedin hat Bemerkenswertes geleistet. Auch dürfen wir nicht sein frisches Erzählertalent vergessen, obwohl das ja sonst mehr bei Novellisten gerühmt wird und obwohl es bei Hedin einen egozentrischen Beigeschmack hat. Zehnmal wichtiger als alle Reisen Sven Hedins ist jedoch die einzige deutsche Turfan-Expedition, die tatsächlich ganz neue Welten unserem Blick erschlossen hat, und es wäre nur heiß zu wünschen, daß die Zahl der helfenden Hände und der arbeitenden Köpfe im Völkermuseum vermehrt würde; denn 200 Kisten harren noch des Ordners und Ausbeuters. Vielleicht werfen die Rassetypen Turfans, die in Zeichnung und Farbe gleich ausgezeichnet sind, neues Licht auch auf die rätselhaften Lolo, von denen uns der französische Arzt Legendre berichtet. Ich habe einmal die Vermutung ausgesprochen, daß die Lolo mit den Lullu-bi identisch sind, die vor fünf Jahrtausenden in den Keilschriften auftauchen und mit den

Lelegern, den vorgriechischen Bewohnern von Hellas und Kleinasien, und möchte einstweilen an dieser Vermutung festhalten.

Von Sven Hedin ist zugleich mit seinem tibetischen Werke ein anderes herausgekommen, das seine Reise durch das türkische Armenien und Persien behandelt. Ich bin zufälligerweise in der Lage, gerade den Anfang der Erzählung kontrollieren zu können, da ich nicht nur gleich dem Schweden ebenfalls während der Revolution 1905 im Kaukasus war, sondern auch die Reise von Trapezunt nach dem Ararat gemacht (und in der „Neuen Rundschau" beschrieben) habe. Nun, was Sven Hedin über die Revolution sagt, ist ja nicht unrichtig; aber alles so aufgeregt! Das Gleiche gilt für die Gegend am Ararat. Wenn jemand in Asien abseits von der Eisenbahn reist, so muß er wissen, und das Publikum weiß es nicht minder, daß er häufig sein Leben in die Hand nimmt. Es ist daher nicht nötig, dies immer besonders zu unterstreichen. Auch ist bei näherem Zusehen die Sache oft viel harmloser, als es den Anschein hatte. Gerade am Ararat bin ich Zeuge einer Kurdenschlacht geworden. Meine Begleiter, Tscherkessen, bedeuteten mich jedoch sofort anfangs, daß mich die Sache gar nichts angehe, und daß Außenseiter keine Gefahr liefen. Als dann nach einigen Stunden heftigen Schießens eine türkische Kompagnie von Bajazed kam, um den Wirren ein Ende zu machen, und als man nun den Schaden besah, ergab sich, daß nach dem fünfstündigen Gefechte — sechs Hammel ihr Leben gelassen, und einige andere Hammel geraubt worden waren. Durch Kurdistan bin ich ganz allein geritten, ohne daß mir das geringste zugestoßen wäre. Die große Eskorte, die unser schwedischer Reisende nahm, war demnach nicht so unbedingt nötig. Eine andere Betrachtung fällt schwerer ins Gewicht. Hedin sagt selbst, die eigentliche Forschungsreise beginne erst in Teheran. Warum also 150 Seiten lang den Leser von Straßen und Gegenden zu unterhalten, die oft begangen und vollkommen erforscht sind? Da lobe ich mir denn doch den Anfang von der Durchquerung Tibets, die Bonvallot und Prinz Heinrich von Orleans durchgeführt haben. In einem einzigen Satze heißt es da: Von Petersburg reisten wir mit der Bahn nach Omsk und dann mit dem Dampfer den Irtisch hinauf und zuletzt mit der russischen Post bis Kuldscha. Hier, bereits im Tarimbecken, da hebt — und zwar gleich mit dem zweiten Satze — die eigentliche Reisebeschreibung an. Wenn ein Forscher wie Hedin derartige, längst bekannte Dinge aufnimmt, so ist es, wie wenn ein Löwe sich mit Mäusen oder Ratten begnügt. Es war jedoch eine andere Möglichkeit, um das längst Bekannte neuerdings fruchtbar zu machen. Nämlich, wenn an den alten Dingen ganz neue Seiten aufgedeckt, wenn man frühere Beobachtungen vertiefte und erweiterte. Ist das geschehen? In keiner Weise. Im Gegenteil! Der Bericht bleibt weit hinter den früheren zurück. Nur auf einem Gebiete kommen Neuigkeiten hinzu, aber das sind Irrtümer. Sven Hedin will sich auf einmal als Linguist betätigen und behauptet, daß Zigeuner, die er in Armenien

traf, Sanskrit — und parthische Wörter besaßen. Von Sanskrit kann gar keine Rede sein, sondern nur von Hindostani; für jedes parthische Wort aber bin ich bereit ein Goldstück zu zahlen. Offenbar liegt hier eine Verwechselung zwischen Parthisch und Pechlewi oder Mittelpersisch vor. Wo aber wirklich hochmerkwürdig sprachliche Fragen des Aufklärers harren, bei den Chaldern und Drilern in der Nähe von Baiburt, da hat Hedin nichts gemerkt. Er ist im wesentlichen Photograph. Er beobachtet mit handwerksmäßiger Genauigkeit jeden Stein am Wege und jedes Wirtshaus, in dem er einen Tee trinkt; er verzeichnet mit treufleißiger Gewissenhaftigkeit die Zahl der Kamele, welchen er begegnet. Aber er weiß nichts zu melden von der ruhmreichen Vergangenheit Baiburts, nichts von der erstaunlichen geschichtlichen und volkskundlichen Rolle, die die Chalder in der Welt gespielt haben, und wenn er einmal bädeckerartig Zusammenstellungen über die Geschicke einer Stadt liefert, wie bei Erzerum, so spürt man ganz deutlich den Mangel an innerem Anteil. Allein auch die Beobachtung ist nicht vollkommen. Da doch den Reisenden sein leibliches Behagen so sehr interessiert — wie er persönlich empfangen, ist ihm wichtiger, als wie Land und Leute aussehen; Wanzen spielen eine Rolle bei seinen Berichten — so hätte man von ihm eine Erwähnung davon erwarten dürfen, daß die Grenze zwischen Kaffee und Tee auf der Straße zwischen Trapezunt und Ararat beginnt, um ziemlich in südlicher Richtung nach dem persischen Golf zu verlaufen. Kein Wort ferner über die doch sicherlich für einen Geographen beachtenswerte Baumwuchsgrenze. Auch einem Laien muß es bei dem Zigana, bei der Wasserscheide zwischen dem Becken des Tschoroch und dem Gebiet des Euphrat auffallen, daß der bisher ziemlich üppige Baumwuchs plötzlich aufhört, um in verzweifelte Kahlheit überzugehen. Von einem gewissen Wert sind die Augenblicksaufnahmen russischen Revolutionstreibens bei Natschichewan. Mit den ausführlicheren Schilderungen in Lehmanns „Armenien" verglichen, schaffen derartige Angaben ein ganz brauchbares Bild. Uneingeschränkte Anerkennung muß man für die Forschungen haben, die Hedin in Ost-Iran ausgeführt hat. Hier ist wirklich etwas Tüchtiges geleistet worden. Was Marco Polo, was Odorik oder gar die Skriptores Alexandri über die gedrosische Wüste erzählt haben, war doch im Grunde außerordentlich dürftig. Von den Ergebnissen englischer Offiziere ist seit den Tagen Rawlinsons nur wenig veröffentlicht worden. So erhalten wir hier zum erstenmal eine nicht nur ausreichende, sondern gleich ausführliche und lebendige Schilderung von Ostpersien und Belutschistan. Hohes Lob verdienen auch die feinen Zeichnungen des Verfassers, insbesondere die vielen Köpfe, die eine sehr erwünschte Bereicherung der Volkskunde darstellen, und die Zeichnungen, die dartun, daß seltsamerweise in Ost-Iran der arische Typus stärker verbreitet und reiner ausgestaltet ist, als im Westen.

Unmittelbar an den Stätten der Urkultur, die schon von den Keilschriften

hell beleuchtet werden, sind noch gegenwärtig Gebiete, die völlig unbekannt blieben. Nur wenige Tagereisen von den Stätten des alten Susa und Babylon erhebt sich als ein Teil des Puschtikuh, der Kuh Dinar. Im siedigheißen August vorbeireitend, hörte ich von einem persischen Arzte, daß er auf dem Gipfel Schnee gesehen habe. In dieser Lage bedeutet das, daß ein solcher Gipfel weit über 5000 und höchst wahrscheinlich über 5500 Meter, also über Ararathöhe hinausrage. Herbei, ihr Alpinisten, ihr Kilimandscharo- und Uschba-Besteiger! Hier warten noch würdige Aufgaben auf euch. Inzwischen haben deutsche Forscher in dem Nachbargebiete Bedeutendes geleistet. Luristan, das Bakthiarenland und Südkurdistan wurden von Strauß, Herzfeld, Mann und Grothe durchstreift. Aus den Photographien Grothes geht hervor, daß heutzutage noch in jenen Gebieten Negritos sitzen, Nachfahren der schwarzhäutigen Kuschiten, von denen das alte Testament meldet.

Kusch oder Kasch hieß auch, ebenfalls ursprünglich von Schwarzen bewohnt, Abessinien. Über die Geographie Abessiniens hat die Gesandtschaftsreise Rosens und eine Anzahl von deutschen Werken, die sich daran schlossen, neue Auskunft gebracht. Nicht minder ist Ostafrika weiterhin ein ergiebiges Feld für Entdecker geblieben. Herzog Friedrich Adolph von Mecklenburg hat auf neuen Pfaden den schwarzen Erdteil durchquert und hat dabei einige der ostafrikanischen Bergriesen bezwungen. Pikant ist dort das winterliche Jagderlebnis mit Elefanten; durch bereifte Wiesen sucht der Herzog nach ihren Spuren. Er will in diesen Alpendickhäutern eine neue Spezies, einen Bergelefanten erkennen. Aber Hans Meyer traf schon vor zwanzig Jahren Elefantenfährten und Spuren der sie jagenden Wanderobbo gerade vor dem Gletscher des Kilimandscharo. Überhaupt hat der Bericht des Herzogs nach dem klassischen Werke Hans Meyers, den „Ostafrikanischen Gletscherfahrten", und nach den schönen Büchern Stuhlmanns und Kandts keine leichte Stellung. Wir erfahren jedoch Neues über das älteste Völkchen der Menschheit, die Zwerge; freilich haben die Batwa ihre Ursprache hoffnungslos verloren. Die Bilder von den Basoko zeigen, daß die Schwarzen doch die schönsten Beine auf der Erde haben. In dieser Beziehung, „südlich vom Unterleib", wie einmal Fritz Mauthner sagte, sind wir tatsächlich den Negern gegenüber degeneriert. Einen köstlichen Anblick muß der Dorfschulze bei den Wandilima geboten haben; sein ganzer Körper war mit Rotholz knallrot beschmiert. In die gleichen Gegenden, in den großen Graben und die himmelhohen Berge, führt uns Berger. Seine Erlebnisse, die sich zwischen Massai-Steppe und Uganda abspielen, sind vorzüglich geschildert. Sie sind spannend wie ein Roman und hören sich zugleich zuverlässig und wahrheitsgetreu an. Fürwahr, eine seltene Vereinigung! Zumal bei Jägern. Auch hat Berger nicht, was man in Österreich den Beachtungsvogel nennt. Bescheidenheit, kein Jägerlatein und dennoch hinreißend — das ist wirklich außerordentlich. Wie

wenig übrigens in Deutsch-Ostafrika noch zu entdecken sei, das geht daraus hervor, daß schon Hand- und Taschenbücher von unserem Schutzgebiete erscheinen. Die Entdeckung für das praktische Siedlerleben schreitet tüchtig voran. Samassas Werk ist geradezu ein Vademekum für Siedlungspolitik.

Schon gibt es in ganz Mittelafrika fast keine weißen Flecke mehr. Nur einer von Belang ist noch vorhanden: Tebesti. Diesen Fleck will jetzt ebenfalls ein Kühner tilgen, Otto Artbauer. Seit zehn Jahren treibt sich dieser junge Mann schon in den Ländern des Orients umher, am liebsten da, wo es am gefährlichsten ist, und man kann ihn bereits neben dem Nestor der Afrikaner, dem Timbuktu-Lenz, als den ersten Forschungsreisenden Österreichs in Anspruch nehmen. Vor kurzem erst ist Artbauer von einem gefahrvollen Aufenthalt im Rif zurückgekehrt, wo er fast achtzehn Monate lang weilte und den Krieg gegen die Spanier auf marokkanischer Seite mitmachte. Noch früher ist er in Vorderasien und schon einmal in Marokko gewesen. Während die Erzählung des Kriegskorrespondenten beinahe wöchentlich erwartet wird, ist einstweilen, im Herbst 1910, als erste reife Frucht der Artbauerschen Reisen ein allerliebstes Büchlein erschienenen „Kreuz und quer durch Marokko“. Hier ist doch einmal kein Globtrotter, der sich nur mit Hilfe unwissender Dolmetscher in die Seele der Eingeborenen zu versetzen versteht, der jedes Kaffeehausgespräch für Ernst nimmt, der von den zum Ulk geneigten Landsleuten sich einen Bären nach dem andern aufbinden läßt, dem das lächerlichste Quid pro quo auf sprachlichem und volkskundlichem Gebiete unterläuft. Hier ist ein Kenner des Arabischen, wenn auch ein autodidaktischer, der weiß, wovon er redet, hier ist vor allem ein Vielgewandter, der uns die Lebensgeschichten so mancher hervorragender Marokkaner nach eigener Kenntnis gibt. Bloß das gräßliche Wort „Tribu“ gellt uns als übeltönender Romanismus in die Ohren. Wir erfahren hier das Neueste von Raisuli, von Buhamara, von den Rifpiraten, von der Tätigkeit oder vielmehr Untätigkeit des Kaid Mac Lean, endlich von dem fast legendarischen Ma el Ainin, der, schon an die 100 Jahre alt, noch immer im Fleische wandelt und noch immer — Hannibal gleich — seinem Schwur der Rache gegen die Franzosen lebt. Mit dem grimmen Fremdenhasser Ma el Ainin ist Artbauer selbst zusammengekommen und ist eine Zeitlang mit ihm gereist. Eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens vom Scherifenreiche stellt ferner das Lebenswerk von Karow dar. Es ist ein guter Beobachter, der zu uns spricht, ein Mann mit gesundem Menschenverstande und mit einem schönen niederdeutschen Humor. Der wackere Kapitän ist ein halbes Menschenalter in Marokko und kennt Land und Leute wie seine Tasche. Wiederum sehen wir hier den Fall, daß Gebiete, die ganz nahe der Urkultur und den Welthandelsstraßen liegen, dennoch bis in die Gegenwart tatsächlich unbekannt geblieben sind. Ich meine damit das Rif, über das uns bisher lediglich arabische

Geographen und der Marquis de Segonzac einiges wenige gesagt hatten. Von Karow hören wir eine Menge namentlich über das östliche Rif und die Striche, in denen sich Buhamara getummelt hat.

In Amerika haben die letzten Jahre wenig Entdeckungen von Belang mehr gebracht. Dafür geht nach des Südpols nie entdeckten Sternen jetzt der Menschheit Lauf. Shackleton hat dort unsere Kenntnis wesentlich erweitert. Er hat seine Expedition wunderschön beschrieben. Es ist schon besser, daß der Engländer seine Erfahrungen, die er übrigens seiner lieben Frau widmet, schriftlich von sich gab; denn seine Vorträge, die er in Mitteleuropa hielt, waren zum wenigsten in der Aussprache zu britisch. Kein Mensch konnte ihn verstehen. Man kann sich nicht genug wundern, daß ein Polarland, das uns als ein Übermaß von Einförmigkeit gilt, zu so mannigfachen Schilderungen und Zeichnungen Anlaß geben konnte, wie es dies in dem gedruckten Werke von Shackleton getan hat.

Oskar Loerke / Drei Gedichte

Nachtwanderung zu Tal

Die Erdmusik zog mich mit sanftem Ziehn
Dem Bache nach, der sich durch Erde fraß.
Tannzapfen hingen tausend über ihn
Wie Stundengläser, der Musik zum Maß.

Und eine Wehmut, fremd und unvertraut,
Betrat mich, kurz, doch schien sie wie ein Jahr,
Als rolle schauernd über meine Haut
Der Sinn der Erde weh und unsichtbar

Aus allem, was in ihr begraben ist,
Und was in ihren blauen Wettern hängt,
Und was auf ihrem Markt zu haben ist,
Und was aus ihren harten Spunden drängt.

So schütterte, verwandelt, unsichtbar
Und süß die ganze Erde durch mich hin,
Und die Sekunde wird mir wie ein Jahr,
Darin ich selbst, wie Staub, verloren bin.

Und dennoch, nicht in dir ertrinken will
Ich, noch in dir verbrennen, süßer Hauch,
Geh von mir, werde in den Steinen still,
In Flügeln schaukle, sause fern im Strauch!

Ein Wind fährt graupelnd über meine Haut
Und schüttelt frühe Krähen aus dem Tann,
Und jene Wehmut, groß und unvertraut,
Ward wie der Bach, der mir am Fuß zerrann.

Die Erdmusik zog mich mit dunklem Ziehn
Dem Bache nach. Der fraß und fraß und fraß.
Tannzapfen hingen tausend über ihn
Wie Stundengläser, der Musik zum Maß.

Abend auf der Grand' Place in Brüssel

Auf Dächern und auf Turmeskuppen
Stehn steif und golden große Puppen.
Sie schwenken leicht wie Wetterfahnen,
Doch sind sie Heilige, sind Ahnen.

Und jetzt, wohin sie sich auch drehen,
Sie müssen rings in Goldnes sehen.
Die Puppen mit den goldnen Wehren
Stehn in endlosen goldnen Meeren.

Sie wachen hinter Panzerschienen?
Liegt alles tot und schwarz in ihnen,
Und was sie tun im Abendfeuer,
Sind unsre goldnen Abenteuer.

Wir sind die Toten, die da stehen,
Wir lassen uns ihr Los geschehen,
Wir sind erhöht in goldne Wehren,
Wir baden uns in goldnen Meeren.

Wir stehen heilig und gelassen
Hoch über drängend lauten Gassen,
Ich oben sehe mich hier unten,
Der Goldene den Lebensbunten.

Und schick ich mich ins Weitergehen,
Von mir bleibt etwas oben stehen —:
Die selig sich hinaufgefunden,
Bleibt droben, eine meiner Stunden.

Gleichnis am Morgen

Milchweiße Ringe quillen aus dem Grund
Am Berge auf, als sänge sie ein Mund

Aus Tiefem. Das gesprochne Bildwerk steigt,
Tanzt rund und hoch, als würd ihm aufgegeigt.

Es nimmt den schweren Berg in sich hinein,
Kein Ahnen bleibt vom geisternd blauen Stein.

Mir ist, ihn zwang der Nebelwörter Chor
Und reißt ihn durch die Luft als Meteor:

Da wickelt sich der Gipfel wie aus Werg
Und Qualm bleibt Qualm, Wort Wort, und Berg bleibt Berg.

Rundschau

Die Chinesen und der Kapitalismus/ von Otto Corbach

Die „Bourgeoisie", erklärten Marx und Engels im kommunistischen Manifest, schaffe sich eine Welt nach ihrem Bilde, zwinge alle Nationen, ihre Produktionsweise sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollten. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren seien die „schwere Artillerie", mit der sie alle „chinesischen Mauern" in den Grund schieße, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwinge. Die Väter der modernen internationalen Arbeiterbewegung taten den Chinesen unrecht, als sie das Wahrzeichen Chinas entwickelungsfeindlicher Abgeschlossenheit, die „große Mauer", zum Sinnbild für die unzulänglichen Widerstände nahmen, die es für den Kapitalismus auf seinem Siegeszuge bisher zu überwinden gab. Gerade den Chinesen vermochten die wohlfeilen Preise auf kapitalistische Weise hergestellter Waren noch bitter wenig zu imponieren. Unsere Mordwerkzeuge lernten sie mit der Zeit gehörig respektieren; unter dem Druck überlegener militärisch-politischer Einwirkungen haben sie sich von den Westmächten und von Japan, deren gelehrigem Schüler, soviel gefallen lassen wie sie mußten, soviel Reformen zugesagt, wie verlangt wurden, aber sobald der Druck nachließ, folgte der Rückschlag so regelmäßig, wie Flut auf Ebbe folgt; was man notgedrungen versprochen hatte, wurde nicht mehr gehalten und nur die Furcht vor neuen kriegerischen Verwickelungen sicherte mancher neuen Einrichtung, die auf Grund der Verträge inzwischen widerwillig geschaffen worden war, einstweilen Bestand. Allerdings erwiesen sich die Chinesen durchaus nicht unempfindlich für die Vorzüge europäischer Technik. Die Furcht, daß die Geister der Ahnen durch Eisenbahnen gefährlich erzürnt werden möchten, haben sie längst überwunden, und immer rascher geht der Ausbau des schon ziemlich weitverzweigten chinesischen Schienennetzes vor sich. Man bedient sich in China bereits auf den verschiedensten Gebieten mit Erfolg westländischer Herstellungsmethoden. Auch was in den letzten Jahren in der Vermittlung westländischer wissenschaftlicher Erkenntnisse geleistet wurde, ist erstaunlich. Alle diese Vorgänge erfolgen aber nunmehr von innen heraus, nicht mehr durch äußeren Zwang. Dadurch unterscheiden sie sich von den früheren, erzwungenen und darum heimlich auf Täuschung berechneten Reformbestrebungen, die immer nur so lange anhielten, als die Furcht vor fremder Waffengewalt vorhielt. Unentschieden ist es noch, ob sich der moderne Kapitalismus auch in China eine Welt nach seinem Bilde zu schaffen vermag, oder ob vielmehr das alte China nach einer aus eigenem Antriebe erfolgenden Fortentwicklung und Anpassung an den modernen

Weltverkehr imstande sein wird, den Kapitalismus nach seinem Bilde umzuformen.

Bei uns gibt es verkünstelte Wirtschaftstheorien, die es so scheinen lassen, als ob moderner Komfort und Kultur unzertrennliche Begriffe wären, als ob der Mensch, wenigstens als Massenerscheinung unkultiviert sei, wenn er wenig materielle Bedürfnisse hat. Danach wird vielfach in der sogenannten Bedürfnislosigkeit des Chinesen, die in Wirklichkeit nichts ist als eine der persönlichen Freiheit zugute kommende Entbehrungsfähigkeit, ein Beweis recht minderwertiger Kultur und Bildungsfähigkeit gesehen. Man vergißt, daß bei uns Gewöhnung die meisten zu Sklaven des Komforts und der Sitte gemacht hat. Die Genügsamkeit des Chinesen gehört zu seinen Rasseeigenschaften. Sie ist ein Ergebnis der Verhältnisse, die Jahrtausende hindurch auf ihn eingewirkt haben. Das Schicksal hatte dieses Volk in eine gewaltig große zusammenhängende Länderstrecke gesetzt, wo kein durch hinlänglich starke natürliche Scheiden abgesonderter Bezirk eine Zuflucht bot, um sich frühzeitig einer vielseitigen Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten widmen zu können. Zunächst mußte es sich immerfort in die Breite entwickeln, bevor es in die Höhe streben konnte. Erst mußte es sich unter fortwährender Verdrängung und Aufsaugung benachbarter Völker über das riesige Gebiet ausbreiten, bevor daran zu denken war, die geistigen Kräfte von den Fesseln der allzu einseitig der Gattung dienenden Geschlechtsverbände zu befreien, das heißt dem mündigen Einzelnen ein Recht auf seine Persönlichkeit zu geben. Das war eine Aufgabe für Jahrtausende. Für sie suchte Konfutse sein Volk auszurüsten. Eine chinesische Legende erzählt von ihm, als er geboren war, sei auf seiner Brust die Inschrift erschienen: „Der Schöpfer einer Regel, die Erde zu besiedeln." Besser können lange Erklärungen die Lehre des Moralphilosophen nicht kennzeichnen. Die Natur selbst gab der chinesischen Rasse durch ihn ihre Gesetze kund. Der Mensch entwickelt sich unter gleichen allgemeinen Bedingungen wie andere Lebewesen. Dem jedem starken Volk innewohnenden Drang, sich über ein möglichst großes Gebiet auszubreiten, entspricht es, daß, wie Darwin in seinem Hauptwerk hervorhebt, bei Pflanzen und Tieren die große Ausdehnung eines Gebietes besonders wichtig ist für die Hervorbringung solcher Arten, die sich einer langen Dauer und weiten Verbreitung fähig zeigen sollen. Über einen großen und offenen Bezirk hin würden nicht nur die Aussichten für das Auftreten vorteilhafter Abänderungen wegen der größeren Anzahl sich dort erhaltender Einzelwesen einer Art günstiger, es würden auch die Lebensbedingungen wegen der großen Anzahl schon vorhandener Arten viel verwickelter sein, und wenn einige von diesen zahlreichen Arten abgeändert und verbessert würden, so müßten auch andere in entsprechendem Grade verbessert werden, oder sie gingen unter. Ebenso werde jede neue Form, sobald sie sich bedeutend verbessert hat, fähig sein, sich über das offene und zusammenhängende

Gebiet auszubreiten und hierdurch in Wettbewerb mit vielen andern treten. Andererseits spricht Darwin auch häufig von „Vorteilen der Isolierung", die darin bestünden, daß Arten, die in kleinere, schwer zugängliche, geschützte Bezirke verschlagen werden, ihre Eigenschaften rascher voll entfalten können, als es ihnen auf großen Flächen mit schwereren und mannigfaltigeren Daseinsbedingungen möglich gewesen wäre. Dem entspricht die frühzeitige Entstehung hoher Kulturformen auf fast allen Halbinseln Asiens und Europas, und das erklärt, warum die europäische Kultur sich um so langsamer ausbreitet, je tiefer sie, von Westen kommend, in das Innere des Festlandes gelangt. Mit Recht bemerkt Nietzsche von den Russen einmal, sie entwickelten sich wie ein Volk, das Zeit habe und nicht von gestern sei, nämlich so langsam als möglich. Vorzeitige geistige Reife ist einem Volke noch stets nachteilig gewesen, wenn es sich hinterher gegen Gegner behaupten mußte, die als Herren größerer Gebiete erobernd vordrangen. Was nützt heute den Deutschen ihre höhere Kultur im Kampfe gegen die Slaven, die sich über einen viel größeren Teil der Erdoberfläche auszubreiten vermochten. Natürlich können die vielen andern Verhältnisse, die die Entwicklung des menschlichen Geschlechts beeinflussen, die Beschaffenheit des Bodens, Klima, Verkehrsumstände usw. Ausnahmen von jener Regel bedingen, aber als Grundsatz darf doch gelten, daß für das Leben eines Volkes der Kampf um den Raum wichtiger ist als der Kampf um die Zeit; denn einen je größeren und je besseren Teil der Erdoberfläche es zu besiedeln und zu behaupten vermag, desto mehr Zeit kann es sich lassen, seine Naturanlagen zu entfalten. Darum entsprechen dem Streben, den Raum auszunützen, und dem Streben, die Zeit auszunützen, das Verlangen nach Kraft und das Verlangen nach Schönheit. Je nachdem das eine oder das andere überwiegt, befindet sich ein Volk im Aufgang oder Niedergang. An dieser verschiedenen Bedeutung von Raum und Zeit im Leben läßt sich der Unterschied zwischen der Moral der Europäer und der Moral der Chinesen veranschaulichen. Der Konfutsianismus ist vorwiegend eine philosophische Wertung des Raumbegriffes, während das Christentum mehr der Bedeutung der Zeit gerecht wird. Darum spielt bei den Chinesen die trockene Vernunft, das nüchtern Tatsächliche und Gegenwärtige eine ebenso große Rolle, wie bei den Europäern das Denkbare, Phantastische und Künftige, deshalb auch sind die Chinesen die besseren Praktiker, die Europäer die besseren Künstler und Ästheten. Konfutse und Christus verhalten sich zueinander wie Wahrheit und Dichtung. Es hat auch wohl seine Bedeutung, daß wir uns die mythische Gestalt Jesu nur als schönen Menschen vorstellen können, als eine das Künstlerauge entzückende Erscheinung, während alte chinesische Schriftsteller vom historischen Konfutse berichten, er habe die „Lippen eines Ochsen", den „Rücken eines Drachen" und einen seltsam geformten Hinterkopf gehabt.

Es war ganz naturgemäß, daß Konfutse die Aufmerksamkeit seines Volkes

auf die Vorfahren, nicht auf die Enkel, auf die Wurzel und nicht auf die Blüte lenkte. Daß er von keinerlei Fortschritt, das heißt Veränderung, etwas wissen wollte, sondern nur die Weisheit der Väter anerkannte. Ein starkes Gefühl für die Weite des Raumes lebte in ihm, über den die Chinesen sich ausbreiten konnten. Darum sollten sie zu ungeheuerer Zahl anwachsen und doch das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung behalten. Das ist der Sinn des chinesischen Ahnenkultus. Er bedeutet nichts als eine Art Gedächtniskunst, die verhindert, daß bei den Lebenden die Erinnerung an die toten Väter und Vorväter einschlummert.

Wirtschaftlich wurde die große Verbreitung der Chinesen dadurch ermöglicht, daß sie nicht wie die Europäer ihre Ackerwirtschaft in dem Maße verflüchtigten, wie sich ihre Herrschaft ausdehnte, daß sie im Gegenteil bestrebt blieben, von einer bestimmten Fläche die Unterhaltsmittel für eine möglichst große Menschenzahl zu gewinnen. Nirgends in der Welt findet man eine gründlichere Bodenbestellung, als in China. Wenige Meter breite, 20—30 Meter lange Parzellen bilden die Regel. Bis an die steilen Felskuppen der Hügel hinauf ist das Land sorgfältig terrassiert. Jedes kleinste Stückchen Land auf dem Boden der Regenschluchten, von dem man annehmen kann, daß es vor den herniedergehenden Fluten halbwegs geschützt ist, wird ausgenützt, jeder kleinste Acker sorgfältig, gartenähnlich bestellt. Außer den Parkanlagen des Kaisers und einigen andern, die in der Umgebung der Hauptstadt liegen, gibt es keine ausgedehnten Flächen, die der Bestellung vorenthalten würden. Für die Wege wird möglichst wenig Raum freigegeben, da der Wagenverkehr ungemein gering ist. Die Friedhöfe werden vorzugsweise an den unfruchtbaren Hängen von Bergen und Hügeln angelegt. Wiesen gibt es überhaupt nicht. Kein Viehfutter wird gezogen, nur Nahrung für Menschen. In keinem andern Lande ist die Zahl der Pferde oder sonstigen tierischen Arbeitsgehilfen so gering, und die wenigen müssen sich an Stellen, die sich zur Ackerwirtschaft nicht eignen, selbst ihre Nahrung suchen. Kaum irgendwelche Haustiere werden gehalten, es sei denn, um geschlachtet zu werden. Aber selbst in den wohlhabenden Kreisen wird sehr wenig Fleisch gegessen; die niederen Volksschichten leben fast ausschließlich von Pflanzenkost. In einem Lande wie England werden über eine Million Pferde gebraucht, um Menschen und Waren zu befördern, und jedes Pferd erfordert, um unterhalten zu werden, soviel Land als hinreicht, um acht Menschen zu ernähren. In China wird so gut wie alles, was nicht auf Wasserwegen an seinen Bestimmungsort gelangen kann, auf Schiebkarren oder dem Rücken des Menschen befördert und die Boote in den Kanälen selbst werden von Menschen gezogen. Der Mensch hat den Wettbewerb des Tieres auf allen Arbeitsgebieten geschlagen.

Zu den gesellschaftlichen Ursachen der Volksvermehrung in China gehören vor allem die väterlichen Rechte, die erst am Grabe ihre Schranke finden und

einen männlichen Sprossen unter allen Umständen zu einem Aktivum für den Haushalt einer Familie machen. Für wie wichtig und notwendig männliche Nachkommen gehalten werden, um bejahrte Eltern zu unterhalten, beweisen Gesetze, die selbst einem überführten Mörder die Todesstrafe erlassen, wenn kein anderer über 16 Jahre alter Sohn oder Enkel ihn als Ernährer vertreten kann. Selbst ein naher Anverwandter, ein Enkel zum Beispiel, kann unter gleichen Umständen dem Henker entrinnen. Auch die dem Ahnenkultus entstammende Vorstellung, daß der Geist eines Verstorbenen ruhelos umherirren muß, wenn kein Stammhalter da ist, um am Grabe und im Ahnentempel zu opfern, befördert den Fortpflanzungstrieb. Unter gewöhnlichen Umständen würde die Macht eines Hausherrn über seine Haussklaven dazu mißleiten, diesen die Eheschließung zu erschweren, aber das chinesische Gesetz ordnet hohe Strafen für die Eigentümer von Haussklavinnen an, die solche daran hindern, zu heiraten. Schließlich ist auch die Art und Weise, wie eine Familie lebt und sich unterhält, auf eine unaufhaltsame Bevölkerungszunahme berechnet. In der geheiligten Schrift eines Kaisers wird darauf hingewiesen, daß einmal neun Generationen unter einem Dache lebten und „daß in der Familie Tschang-tschi in Kiang-tschu 700 Personen an derselben täglichen Mahlzeit teilnahmen". „So sollten," heißt es weiter, „alle, die denselben Namen tragen, ihre gemeinsamen Väter und Vorfahren im Gedächtnis behalten . . . Möge eure Verehrung für die Ahnen in eurer gegenseitigen Liebe und Zuneigung zum Ausdruck kommen. Möget ihr sein gleich Strömen, die von ihren Quellen an auseinanderlaufen, oder gleich Bäumen, die sich von ihren Ästen aus verzweigen."

Im ersten der „Vier Bücher" Konfutses heißt es: „Laßt derer, die Erträge hervorbringen, viele sein, und derer, die sie verbrauchen, wenige; gewährt den Erzeugern jegliche Erleichterung und laßt die Verbraucher Sparsamkeit üben; dann wird es immer genügend Einkommen geben." Die Vernachlässigung dieses Grundsatzes hat in Europa dazu geführt, daß trotz der gewaltigen Steigerung der Produktivkräfte im Maschinenzeitalter die notwendigsten Unterhaltsmittel nicht billiger, sondern teurer geworden sind. Das Brotkorn ist heute nicht so wohlfeil, wie vor 80, 90 Jahren, Fleisch und Butter sind dreimal so teuer geworden, wie sie damals waren, ebenso die Wohnung. Wenn man gesunde Luft, Licht und Bewegungsfreiheit für die Jugend auch gewissermaßen als „Güter" gelten läßt, weil sich ohne sie ein Volk nicht dauernd zu erhalten vermag, so kann, was daran großen Teilen der modernen städtischen Bevölkerung verloren geht, überhaupt nicht abgeschätzt werden. Fast darf man sagen, daß in dem Maße, wie die in Fabriken hergestellten Waren wohlfeiler wurden, die Menschen teurer wurden, weil sich das, was zu ihrem Leben nötig ist, im ganzen nicht auch verbilligte, vielmehr teurer wurde. Ganz im Gegensatz hierzu hat das chinesische Wirtschaftsleben in jahrtausendlanger Arbeit unausgesetzt darauf hin-

gewirkt, den Menschen billiger zu machen, oder noch wirtschaftlicher ausgedrückt, die Selbstkosten der Ware Arbeitskraft immer mehr zu verringern. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in europäischen Industriegegenden wird nur dadurch ermöglicht, daß menschliche Arbeit gegen Bodenprodukte ausgetauscht wird, die großenteils über See von weiten jungfräulichen Böden in raubbaumäßiger Weise gewonnen sind. In China leben selbst in den dichtest bevölkerten Gegenden die Menschen fast ausschließlich von dem Boden, auf dem sie wohnen. Das ist ein gewaltiger Vorteil, um den sie die Europäer beneiden werden, wenn für diese einst die jungfräulichen Boden knapp werden, was nur eine Frage der Zeit ist. Erst recht wird er den Chinesen zugute kommen, wenn sie einmal durch Übernahme westländischer Herstellungsmethoden die Wirksamkeit ihrer Handarbeit ebenso vervielfältigt haben werden, wie die Europäer die der ihrigen.

Die Ausdehnung der kapitalistischen Produktionsweise auf neue Gebiete führte bisher entweder zur Ausrottung der bisherigen Bewohner oder zu deren mittel- oder unmittelbaren Unterjochung durch die politischen Organisationen des Kapitalismus. Wie sich dieser selbst aus Zwangsverhältnissen entwickelte, so kann er sich nicht ohne jeglichen Zwang neue Menschenkräfte dienstbar machen. Seine Ausdehnung entsprach daher einer fortgesetzten Vergewaltigung. Noch kein Volk hat sich freiwillig seinen Bedingungen gefügt. Will daher der Kapitalismus in China wirklich zur Herrschaft gelangen, so muß er dort die Macht der alten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisationen, der Geschlechtsverbände und der Gilden brechen. Gelingt das nicht, so ist die Möglichkeit gegeben, daß China die Anwendung moderner Technik nur dazu dient, um zwischen Kapitalismus und Kommunismus hindurch sich einen Weg in das Reich eines freien, offenen, schrankenlosen Genossenschaftswesens zu bahnen.

Schon in ihrer bisherigen alten zunftmäßigen Form stehen die chinesischen Genossenschaften den europäisch-amerikanischen kapitalistischen Organisationen als gefährliche Gegner ungebeugt gegenüber. Sie begnügen sich nicht mit bloßer Abwehr; sie greifen an und verfügen dazu über eine wirkungsvollere „schwere Artillerie“, als sie „wohlfeile Warenpreise“ vorstellen, nämlich die billigen Preise ihrer Arbeiter. Der Boykott, den die chinesischen Gilden vor einigen Jahren über amerikanische Waren verhängten, bewies deutlich genug, wie sehr die Gilden begriffen haben, welch vorzügliche Waffe ihnen im Kuli gegen fremdländische Kapitalisten zu Gebote steht. Heute bereits hat die kapitalistisch organisierte europäisch-amerikanische Kulturwelt viel mehr Mühe und Not, sich gegen chinesische Kulis zu verteidigen, als China, sich vor den wohlfeilen Preisen fremder Waren zu schützen.

In den vom Indischen Ozean bespülten Küsten der von der weißen Rasse besiedelten Länder sehen wir die Bewohner in ständiger Sorge, daß die Dämme, die man schon lange gegen die Flut gelber Auswanderung aufrichtete, ihr auf

die Dauer nicht standhalten möchten. Nachdem aber westländische Einflüsse die Völker des fernen Ostens aus ihrem Schlummer aufgerüttelt, ihre passiven Energien in aktive verwandelt haben, kann die Zeit nicht mehr fern sein, wo sich in den von Naturkräften in Bewegung gesetzten Massen chinesischer Auswanderer ein einheitlicher politischer Wille regen wird, der sie den stärksten Druck immer dort ausüben läßt, wo der Widerstand am geringsten ist. Der Boykott amerikanischer Waren in China war nur ein leichtes Vorspiel für ein Drama, zu dessen erstem Akt bald der Vorhang aufgehen dürfte. In zweiter Linie stehen der westlichen Kulturwelt durch die begonnene Auswanderung europäischen und amerikanischen Kapitals nach den Ländern des fernen Ostens unangenehme Überraschungen bevor. Der Kapitalismus flieht vor der Begehrlichkeit des weißen Proletariats in die Polypenarme des chinesischen Wirtschaftsorganismus, die ihm seine Kräfte langsam aber sicher aussaugen werden. Vielleicht mag dann um so rascher die Zeit hereinbrechen, wo das weiße Proletariat in Europa und Amerika die politische Macht erobert. Es würde sich aber gleich im Beginn seiner Herrschaft, durch die Konkurrenz des fernen Ostens, vor eine Reihe herkulischer Aufgaben gestellt sehen, die es erfüllen müßte, um des Erbes der kapitalistischen Ära je froh werden zu können.

Meier-Graefes Maréeswerk / von Paul Fechter

Den Katalogband, der als erster erschien, las man wie einen Roman. Der Reigen der Werke zog vorüber, in seinen mannigfach und seltsam wechselnden Geschicken die Wandlungen verratend, die das Bild dieses Schaffens in der Vorstellung der Zeitgenossen erfahren hatte. Jetzt, da nach jahrelanger Arbeit, deren Mühe nur durch die Ekstasen des Hineinlebens gerade in diese Erscheinung aufgewogen wurde, die beiden andern Bände (bei R. Piper und Co. in München), die Geschichte des Lebens und des Werkes sowie die Briefe vorliegen, wird das Epos zum Drama. In einer steilen Linie steigt das Werden Hans von Marées' empor, ungebrochen bis zu dem Augenblicke, da er selbst es noch einmal in ein letztes Symbol zusammenschließt, in dem Bilde des Knaben Ganymed, den der große Flug des Adlers emporträgt. Ein Heldenleben — wenn nicht für das durchaus unsentimentalisch Männliche und Sachliche dieses Daseins das Wort Held fast zu sehr durch den Mißbrauch des Tages belastet wäre.

Meier-Graefe hat das Werk „Dem Andenken an Conrad Fiedler" gewidmet. Einmal wohl aus dem Gefühl heraus, daß an einem Denkmal Hans von Marées' der Name des Mannes nicht fehlen durfte, dessen Takt und unwandelbare Vornehmheit der Gesinnung (um Meier-Graefes Worte zu gebrauchen)

durch alle Peripetien des wechselvollen Verhältnisses hindurch dem Menschen in Marées die Möglichkeit ließen, das dem Künstler Gebotene anzunehmen. Daneben aber sprach vielleicht ein noch tieferes, über das bloße Billigkeitsempfinden hinausgreifendes Gerechtigkeitsgefühl. Das Werk Meier-Graefes ist die definitive Zerstörung des Bildes, das Conrad Fiedler der Mit- und Nachwelt vom Wesen und Wirken Hans von Marées' hinterlassen hatte. In dem Essay, den Fiedler nach dem Tode Marées' für die Freunde drucken ließ, gab er ihm die Züge eines tragischen Menschen, zog jenen verhängnisvollen Vergleich mit Heinrich von Kleist, der bestimmend für alle späteren wurde. Marées der Mensch, der wohl nach dem Höchsten rang, aber sich im Kampf gegen die Unzulänglichkeiten seiner eigenen Begabung verzehrte, der Großes wollte, über das Wollen aber nie hinauskam zur Vollendung, und schon Erreichtes selbst wieder, ewig unbefriedigt, zerstören mußte; ein Mensch, bei dessen plötzlichem Ende sich die Freunde sagen durften, daß hier die Vorsehung ein Problem gelöst habe, welches menschlicher Einsicht unlösbar erschienen war. So sah ihn Fiedler; so zeigte er ihn, Marées' eigene frühe Äußerungen zum Beweise heranziehend, den wenigen, die damals dem Todesfall Beachtung geschenkt hatten. Sein Nekrolog bildete, zusammen mit Pidolls Erinnerungen, lange das einzige authentische Material, von dem aus nicht nur die Persönlichkeit des Menschen umschrieben, sondern mehr oder weniger auch die Bedeutung des Werkes gewertet wurde. Als die Maréesausstellungen der letzten Jahre zum erstenmal einen wenigstens annähernden Überblick über die Totalität seines Schaffens ermöglichten, begann die Skepsis gegenüber der Darstellung Fiedlers; das Maréeswerk Meier-Graefes vollendet jetzt die Zerstörung — allein schon durch sein Tatsachenmaterial. Die tragischen Züge, die Fiedler an dem Maler der Hesperidenbilder sah, zerfallen; aus den Briefen steigt das große Lachen eines Starken, Sichselbstbesitzenden, der sich mehr als einmal lustig macht über die, die ihm eine tragische Rolle im Leben zugedacht haben. An die Stelle, die er zu früh dem toten Freunde angewiesen hatte, tritt Conrad Fiedler selbst: die Grenzen, die er Marées gezogen hatte, enthüllen sich als seine eigenen. Sein feiner Kritizismus, der seine Schriften über Kunst heute so aktuell macht, versagte schon da, wo das Eigentliche Marées' kaum erst begonnen hatte; sein Begreifen, so klug und sicher im Abstrakten, blieb stumm vor dem konkreten Werk. Nicht Marées ist mehr die tragische Erscheinung, sondern Fiedler, der seine Begrenzung — vielleicht eine typische Schranke zwischen Schaffenden und Betrachtenden — zum Maßstab des andern machte. Das Carlylewort, das Meier-Graefe anführt, gilt vor allem von ihm: „Um den Helden ist alles tragisch". Er ist es weit mehr als die übrigen, als Pidoll und zur Helle und Arthur Volkmann, weil er innerhalb seiner Ebene in gleichem Sinne Positives wirkte und nur übersah, daß das, was Marées gab, in völlig anderen ihm unzugänglichen Schichten der Seele

wurzelte. Was Conrad Fiedler für die Sonderung einer rein kunsttheoretischen von der ästhetischen Betrachtung getan hat, bleibt ebenso bestehen wie das Bild des feinen, unendlich vornehmen und stets auf das Wesentliche bedachten Menschen, dessen chevalereske Bonhommie in dem Konflikt mit Marées im Jahre 1880 fast über menschliche Möglichkeiten hinausgreift: von dem Werk Marées' hat er sich selbst geschieden, so daß nur die dankbare menschliche Erinnerung bleibt.

Was in diesem Werke Hans von Marées' an hinaufreißender Kraft lebt — dafür ist Meier-Graefe selbst in der Wandlung seines Verhältnisses zu ihm das schönste Beispiel. Man hat ihm das Hinausgehen über den Standpunkt, den er nach Fiedlers Vorgang noch in der „Entwicklungsgeschichte" einnahm, mehrfach zum Vorwurf gemacht während gerade dieses Fortschreiten die vertiefte Beziehung zu den integrierenden Faktoren im Schaffen Marées' eindeutig dokumentiert. Weil Meier-Graefe genug Kraft des Erlebens besaß, um über das Zeugnis Fiedlers hinweg zur Erkenntnis der Besonderheit Marées' vorzudringen, den Kerntrieb dieses Kunstwollens an seinem Quellpunkt zu erfassen, konnte er Entwicklungen nicht nur nachzeichnen, sondern bestimmen. Nicht Willkür, sondern eine im Sachlichen begründete Notwendigkeit liegt in diesem Aufstieg und zugleich ein Bekennen zu Werten, die schon außerhalb der Sphäre des nur Artistischen liegen. Meier-Graefe hat das ethische Moment in der Hingabe Marées' an die reine Sachlichkeit des Werks, das Nichtachten der eigenen Persönlichkeit im Hinblick auf das Ziel immer wieder als das Wesentliche seiner Vorbildlichkeit betont; in dem, was er selbst in diesen Marées-Jahren und vor allem hier in diesem Werk an Hingabe an die Sache geleistet hat, treten ethische Faktoren zutage, die selbst wieder etwas Vorbildliches haben. Die Summe von kämpfender Selbstzucht, von Zurückdämmen der eigenen inneren Rastlosigkeit zugunsten einer philologisch unpersönlichen Sammel- und Ordnungsarbeit, von Verzicht auf die Betätigung näherliegender peripherischer Schichten um des Herausarbeitens der zentralen Energien willen läßt sich nicht besser ermessen, als bei einem Blick auf die in der Zeit der Arbeit an dem Maréeswerk entstandene „Spanische Reise". (Bei S. Fischer in Berlin) Dort ein Sichhingeben an das einzelne Erlebnis, ein Mitschwingen aller Reize des Tages, als Organisation nur die zeitliche Abfolge; hier die Unterordnung alles Einzelnen unter das eine Ziel, ein Zurückdrängen der Persönlichkeitszüge der Stunde und ein bewußtes Realisieren innerer Form, um der Idee eines fremden Lebens ihre stärkste begriffliche Ausprägung zu geben. Dort Journalismus in dem hohen Sinne Johannes V. Jensens: „Man reist und schreibt"; hier Gestaltung, die über das Passive im Erlebnis zur tätigen Herauslösung der bleibenden Linien innerer Gesetzlichkeit fortschreitet. Was das Werk Hans von Marées' von dem Streben der Gegenwart „die künstlerische Aufgabe zu lösen durch die Einheit der Erschei-

nung für das passive Auge allein" abscheidet: das Erweitern der Aktivität des künstlerischen Menschen zu potenzierter Produktivität, die erst jenseits der allgemeinen ansetzt, — das gibt auch diesem Werk Meier-Graefes die Sonderstellung innerhalb seiner bisherigen Arbeit. Die leitende Idee des Objekts ist zur Idee auch des Subjekts geworden.

Dies gilt in der Hauptsache von dem ersten Bande, der Darstellung des Lebens und der Würdigung des Werkes. Eine Fülle empirischen Materials gibt zum erstenmal ein lebendiges Bild der Jugend, der Berliner Anfänge und der Münchner Jahre mit der Episode in Schleißheim bei Swertschkoff und der Freundschaft mit Lenbach, dem Kunst-Tanzbären, wie Marées ihn später nannte. Die feine Persönlichkeit des Vaters, dem er wohl die starke Intellektualität verdankte, ersteht aus den Proben der Briefe und Abhandlungen mit anschaulicher Lebendigkeit; die Gestalt der Mutter, der Vermittlerin des sinnlichen Moments in Marées, bleibt blasser im Hintergrund. Die Jahre bei Steffeck mit den Ferien in Wörlitz ziehen vorüber, erste Erfolge und erste Not in München, Stürmen und Drängen junger Jahre — zuletzt Italien und damit der Anfang des Eigentlichen, jener Entwicklung, in deren Manifestationen wir heute den tiefsten Ausdruck des Maréesschen und damit zugleich unseres gegenwärtigen Kunstwollens verehren. Hier setzt die wesentlich gestaltende Tätigkeit Meier-Graefes ein. In dem Nachzeichnen dieses Sichwerdenlassens, dieses Hindurchgehens durch Leiden zu immer klarerer Ausprägung geformter Unmittelbarkeit steigert er sich selbst zu Formulierungen, die über den schönen Impressionismus früherer Äußerungen ebenso hinausgehen, wie die Werte und Entwicklungen, denen sie gelten, über die Auseinandersetzungen mit der Umwelt innerhalb mehr oder weniger zeitbedingter Konventionen. Die Schlußkapitel über die Hesperidenzeit, der Versuch, die klare Mystik dieser Schritte in das Jenseits von der Welt, ihr Metaphysisches ohne Metaphysik im Abstrakten auszuprägen, sind die bedeutsamsten Bestätigungen, die die bisherige Entwicklung Meier-Graefes finden konnte.

Dem Bilde des künstlerischen Werdens geben die Briefe die menschlich farbigen Züge. Sie bringen keine Sensationen, wenig Bekenntnisse und auch nur selten begriffliche Kunsterläuterungen — Marées spottete selbst, wenn er sie einmal gab, über seine italienischen Kunstsalate. Sie zeigen vom ersten bis zum letzten nur einen Menschen, der sich als Träger einer fast unpersönlichen Aufgabe empfindet und danach strebt, soviel als möglich von ihr zu erfassen und zu realisieren. Das halbe Tausend Briefe, das der Band enthält, macht nur einen kleinen Teil der vorhanden gewesenen Korrespondenz aus. Die ganze Frühzeit, bis zu dem ersten Aufenthalt in Italien fehlt, die Briefe an Pidoll sollen vernichtet sein; von Schreiben an Böcklin ist auch nur weniges zum Vorschein gekommen. Trotzdem wirkt das Vorhandene als ein organisch Ganzes, weil es die Entwicklung umfaßt, die Marées' Bedeutung bestimmt hat — die Jahre von

dem ersten Aufenthalt in Italien bis zum Tode. Die Briefe an Schack, in denen der Achtundzwanzigjährige seinen Weg mit der ihm eigenen Sachlichkeit vorzeichnet, geben zusammen mit den schon von Fiedler mitgeteilten Fragmenten seine seelische Situation in der ersten italienischen Zeit; die letzten kurzen Briefe an Fiedler, aus dem Jahre 1887, in denen er mit der gleichen unsentimentalischen Phrasenlosigkeit das Fazit zieht, weil er weiß, daß er am Ende steht, zeigen den Marées, der auf dem Gipfel des Lebens von seinem Tode wie von einem Ereignis spricht, das ihn, der einem Überpersönlichen gelebt hatte, als etwas Allzupersönliches gar nicht berührt. Etwas von Rittertum, jenseits aller Romantik des Wortes, liegt über dem Ende, wie über der ganzen Laufbahn dieses Menschen, der sich die Faust eines Rubens und den Unternehmungsgeist eines Strußberg wünschte, kämpfend und wartend sein inneres Schicksal trug und formte und zuletzt glücklich genannt werden wollte, weil das Leben ihm die Hauptwünsche seiner Jugend erfüllt hatte: unermüdliche Arbeitskraft und eine reine Sachlichkeit. Für die, die um ihn waren, mag er nicht immer leicht zu ertragen gewesen sein und nicht mit Unrecht beschwört Meier-Graefe die Erinnerung an den Ritter von der Mancha herauf: Weil er nur die Sache sah, vergaß er die Realität menschlicher Beziehungen und zuweilen die Menschen selbst. Fiedler und Hildebrand haben es erfahren; die Konsequenzen trafen ihn selbst. Er trug sie mit Gelassenheit, soviel an Möglichkeiten weicheren Gefühls auch in dem prussiano con la voce grossa lagen. Sie werden vor allem in den Briefen an Melanie Tauber sichtbar, die er in Dresden kennen und langsam lieben gelernt hatte. Es bleibt ein sehr männliches Gefühl, merkwürdig verdeckt, im Ausdruck von einer altmodisch unbeholfenen Gentilezza, die seltsam ergreift; ein paarmal heller aufglühend, zuletzt mit fester Hand abgeschnitten und klaglos erledigt. In diesem Leben konnte wohl nur für eines Raum sein — sowenig davon auch in diesen Briefen die Rede ist. Wenn Marées aber einmal Probleme künstlerischer Art aufgreift, faßt er den Punkt, von dem aus die Klärung sich von selbst ergibt. Die Fährlichkeiten des Böcklinschen Weges hat er so in drei Sätzen umschrieben und an einer andern Stelle auf dem gleichen Raum die Besonderheit seiner ganzen Zeit formuliert: „Er erkennt bei den Dingen", heißt es dort von dem jungen Hildebrand, „mögen sie gesagt oder gemacht sein, schnell den Punkt, auf den es ankommt, er ist gleich bis hinten hin. Nun hat aber jedes Ding einen Anfang und es ist schwer und unpraktisch, denselben im Ende auffinden zu wollen. An diesem Dilemma leiden wir alle mehr oder weniger, und dadurch entstehen dann auch Produktionen, die ich hypermodern nennen möchte." Die Problematik heutigen Kunstsuchens läßt sich schwer kürzer und präziser ausdrücken.

Bedingt war dieses Wissen wie die Unbeirrtheit seines Fortschreitens durch das Hindurchgegangensein durch Entwicklungen, die der Allgemeinheit noch vor-

behalten waren. Die Produktion Marées' entstand nicht abseits und im Widerspruch zu den lebendigen Kräften des Tages, sondern über ihnen. Als er München verließ, besaß er, was an zeitgemäßen Werten zu erwerben war. Hätte er sich auf deren ökonomische Nutzung beschränkt, so wäre die Wirkung auf die Zeit nicht ausgeblieben. Indem er zu der Erkenntnis fortschritt, daß fertige Bilder dieser Art noch nicht einmal angefangen wären, verzichtete er auf die Beziehungen zu seinem Jahrhundert, um sein Werk in die Region der Zeitlosigkeit aller großen Kunst zu steigern und damit zugleich ein Bürger und Führer Kommender zu werden. Indem er der allgemeinen Entwicklung, nachdem er sie abkürzend erledigt hatte, sich entzog, vermochte er dem vierhundertjährigen Naturalismus der europäischen Kunst ein Werk entgegenzustellen, in dem innerhalb der Möglichkeiten und mit den Errungenschaften dieses Besitzes etwas von den Erschütterungen der großen Abstraktionen (im Sinne Riegls und Wilhelm Worringers) von jener sichernden Kraft gegeben war, die in den Dokumenten menschlicher Gesetzessehnsucht aus den vergangenen Zeiten eines allgemeinen Stilwillens spricht. In dieser neuen Fassung der Gesetzlichkeit ruht das wesentlich Bedeutsame im Schaffen Marées', das, worin er gerade der Gegenwart ein Wegzeiger zu werden vermag. Sie ist auf anderen Wegen zu Versuchen in derselben Richtung gekommen: sie wird die Beiträge, die er zur Lösung dieser Aufgaben hinterließ, ohne schwere Schädigungen nicht ungenützt lassen können.

Von hier aus aber erhält das Maréeswerk Meier-Graefes, sein ganzes jahrelanges Eintreten für diese in ihrer Besonderheit unbegriffene Kunst eine erhöhte Bedeutung. Aus lebendigem Erlebthaben der Strebungen der Zeit erfaßte er das im tiefsten Zeitgemäße im Schaffen Hans von Marées' in einem Augenblick, da die Konstellation der künstlerischen Energien die größte Fruchtbarkeit der Wirkung zu verheißen scheint. Er hat nicht nur unseren Besitz an Werken Marées' um das Doppelte vergrößert, Unersetzliches vor der Vernichtung bewahrt, halb Zerstörtes wieder ans Licht gehoben: er hat ihn und sein Werk just in dem Moment in die Zeit hineingestellt, der für die Zeit die reichste Ausbeute verspricht. Nicht nur für die Kunst; das Vorbildliche dieses Lebens greift über das Sondergebiet einer Einzelbetätigung auf das allgemeine Kulturstreben hinüber. Die ethischen Werte wachsen hier nicht nur als Grenzwerte der ästhetischen: sie tragen das Gesamtbild. Und darum empfindet man den Gedanken eines Maréesmuseums, den Meier-Graefe am Schluß erörtert, fast als Notwendigkeit. In den Räumen einer öffentlichen Sammlung würde nur eine Seite dieses Werkes sprechen können: das Paradigmatische des königlichen Willens, die Idee dieses Lebens käme kaum zur Geltung. Ein Museum, in dem das einzelne Werk nicht mehr isoliert, sondern dem großen Bogen dieses Daseins eingefügt, zum stärksten Ausdruck seiner selbst gesteigert würde, würde an Bedeutung für die Konsolidierung unserer Kultursehnsucht die Möglichkeiten allgemeiner Institute

weit hinter sich lassen. Darum freut man sich der Tatsache, daß man in München bereits an die Realisierung des Planes herangegangen ist, daß Adolf Hildebrand, der Berufenste in diesem Falle, den Bau entwirft, daß also hier einmal eine große Aufgabe an Menschen, die zu sehen vermögen, gekommen zu sein scheint. Wenn diesen Verheißungen die Tat folgt, dann mag vielleicht Erfüllung werden, was Karl Scheffler angesichts der Maréesausstellungen sprach:

„Was wäre das für eine Hoffnung, du endlich Gefundener, wenn sich um dein Ideal eine gläubig wollende Jugend scharte! Wenn deine Lehre Wurzel faßte, die du schlicht, einfach und gerade offenbart hast: daß man nur den Adel höherer Gesittung und freier Idealität hat, wenn man ihn in jeder Minute hat, daß Lehre und Leben nicht zweierlei sein dürfen. Eine Jugend, die dich verstände und die dein entsagungsvolles Heroentum liebte, müßte kulturtüchtig werden, würde fähig sein, die Lust an der Sache über das Glück sogar zu stellen."

Ein Jüngling/ von Efraim Frisch

— „Auch in Träumen wallt ja vor das Herz
Schuldbewußt Seelenangst, und es keimt
Wider Willen weiser Sinn."

Äschylus.

I.

Es gibt Träume von schwer zu beschreibender Beschaffenheit, deren Wesen in ihrer aufrüttelnden Wirkung auf die Seele erst spürbar wird, in einer Art blitzartiger Erhellung unmittelbarer Gewißheiten; neben welcher unser wachstes Denken und Begreifen nicht anders erscheint, als wie das dumpfe Buchstabieren eines Kindes an einem verwickelten, vielgliedrigen Satz: einzelne Buchstaben oder Wortklänge gelangen ins Bewußtsein, um bei der nächsten Anstrengung des Enträtselns wieder ins Dunkle hinabzusinken. Die Erschütterung oder Bezauberung aber, in welcher es uns gelingt für einen kleinsten Bruchteil der Zeit dem Stückwerk eigenen Lebens, wie einem von uns losgelösten Gebilde ins Innerste zu schauen, entstammt nicht allein der beziehungsvollen Fabulierkunst des Traumes, dessen Ereignisse sich unserer vernünftigen Verknüpfung gleichnisartig darbieten — vielmehr empfängt unser höchst gespanntes Gefühl und Wissen seine unumstößliche Beglaubigung gerade von einem Element, das mit unserer Erfahrung nichts zu tun hat und von dem man nur sagen kann, daß es sich zu der gewohnten Sinnfälligkeit der Dinge etwa verhalten mag wie der Weg des Nachtwandlers zum Weg über die Haustreppe. Es geschieht wohl, daß wir jenes Sonderbare oder einen Teil davon im Wachen und mit geschlossenen Augen in uns wiederzuerwecken vermögen, aber was wir so noch zu fassen bekommen, ist das machtlose Glied einer zerrissenen Kette,

etwas Glanzloses, ein schattenhaftes Ungefähr; denn der Ablauf unserer Vorstellungen vollzieht sich jetzt nach anderen Gesetzen und Verbindungen, die wir so wenig regieren können wie den Kreislauf unseres Blutes. Nun liegen wir da und bemühen uns irgendeine himmlische Einsicht festzuhalten, die uns zu entschwinden droht, und es ist nicht ein Hinaustreten aus dem Licht ins Dunkle oder umgekehrt was uns beunruhigt, sondern es war schon unserer Hingabe an die Traumempfindung etwas gleichsam — sehr gleichsam — wie Trauer oder wie ein Schatten von Leid beigemischt: Trauer um ein verborgenes Licht, dessen Wirkung die Beziehung des Geschauten in ungeahnt einleuchtender Weise ordnete, dessen Quelle aber uns stets unsichtbar blieb. Diese Bangigkeit ist noch in uns; wir suchen das Licht. Was will es sagen, daß ein Wort, ein Ding dem wachen Sinn sich so banal erweist wie die tägliche Gewohnheit, oder so krudelfremd wie die Hieroglyphe von einem andern Planeten, wenn es in einer bestimmten Figuration Empfindungen und Gedanken geweckt hat, von einer Kraft und Reinheit, nach welchen unser Wachsein und -Leben wie ein trostloser Sündenfall erscheint.

Etwas Ähnliches an beglückender, aufrüttelnder und beunruhigender Wirkung zugleich geht von Robert Walsers letztem Buche aus, dem Tagebuche Jakobs von Gunten (Berlin, Bruno Cassirer).

2.

Es liegt über den Wegen dieses Buches — und es führt seltsame Wege: verwachsene, die nirgendwo enden, und solche, die weit hinausführen, mit kühngeschwungenen Brücken über Abgründen und Regenbogentraumbrücken, die das Tiefe mit dem Höchsten verbinden — es liegt über allen diesen Wegen ein Zwielicht: das kalte Licht der Welt und ein andres Licht, das dem Einsamen und Wandernden voranleuchtet in der Vorhölle, die er sich selbst geschaffen. Dieses zwiefache Licht ist wie im steten Kampf und je nach dem Vorherrschen des einen oder des andern, wandelt sich alles was geschieht vor unsern Blicken, wie unter einem Zauber. Das fahle Licht der Welt, das wie in eine Wassertiefe gebrochen einzudringen scheint, beleuchtet vorerst ein armselig lemurenhaftes Treiben einer angeblichen Knabenerziehungsanstalt mit seinen kleinen Nöten, Sorgen, Spielen; hier scheint alles entgöttert, nur die bittre und aussichtlose Notwendigkeit herrscht unerbittlich — und alles ist unnütz, grau, schwer und sinnlos. Flammt aber das andre Licht auf, dann erklingt das Gewöhnliche von ungeahnter Musik, das Bedeutungslose redet mit Zungen; Gärten und innere Gemächer öffnen sich, Vorsteher und Lehrerin sind demiurgenhafte Schicksalsbeherrscher, selbst einem höheren Geschick unterworfen, und der graue Zögling steht wie ein Cherub vor uns, fromm, stolz und wissend. — Von Swedenborgs Beschreibungen der Höllen sagt Strindberg, sie seien nicht Orte, sondern

Gemütszustände. Hier aber ist die Beredsamkeit der inneren Zustände, fern von aller Allegorie, mit dem projizierten Bilde zu einer Einheit geschlossen, die organisch gewachsen erscheint; wie Wurzel und Krone. Eine geheimnisvoll ordnende Kraft verbürgt dem Bilde seine Wirklichkeit, vermöge der Wahrheit und Sicherheit der Empfindung, aus der es entstammt. Denn so ist der Weg des Dichters: nicht von den zufälligen Dingen der Wirklichkeit zu ihren Abbildern, sondern umgekehrt: vom sicheren Wissen um alle Dinge der Welt zu ihrem bildhaften Ausdruck durch Wirklichkeit.

3.

Wer aber ist Jakob von Gunten?

Jakob von Gunten (mit dem Ton auf von, denn so will es das Schweizerische) ist ein neuer Typus des Jünglings unsrer Zeit. Ein „Abkömmling" und Erbe, begibt er sich freiwillig seiner unnützen Privilegien; das Leben soll ihn erziehen und zum Manne machen. Ihn revolutionieren nicht mehr die Zustände seines Alters. Die Sehnsucht, der Hunger nach Glück stürzen sich nicht blindlings und anklägerisch auf den „Widerstand der stumpfen Welt", um an ihr zu zerschellen oder zu resignieren. Das Leben fängt nicht mit der Tragödie an. Die Sehnsucht des Jünglings nach dem großen Zusammenhang geht nicht wie ein Riß durch seine Seele, denn ihm ist es gegeben Geist und Triebe zusammenzuhalten. Der alte Gegensatz zwischen Natur und Kultur ist in einigen wesentlichen Erkenntnissen aufgehoben. Die Augen blinzeln nicht, die Nerven zucken nicht mehr vor Doppellebigkeit — alles ist wieder Natur geworden, und die neue Naivität ist gleich entfernt von bodenständiger Tapfigkeit, wie von der Quasi-Unwissenheit des reinen Toren. Die wohlgeborenen Instinkte sind rein und hellsichtig und haben moderne Zuchtgedanken bereits als Tugenden einverleibt. Das Amoralische gibt sich unbefangen und tendenzlos, Ethisches lebensgesetzlich, fast biologisch, Soziales nicht als Sentiment, sondern als Geistgeboren. Ihm ist kein Gegensatz zu seiner Natur fremd und feindlich, außer dem Gemeinen. Der Stolze singt ein Loblied auf das harte, demütigende Leben und preist den Dienenden bis zur sublimsten Selbstverleugnung —

Aber der Berufene muß warten bis seine Zeit sich erfüllt. In Niedrigkeit warten. Das ist die erzwungene Freiheit des Unfreien, seine Prüfung und Vorhölle. Darin liegt für jede Energie etwas Zweideutiges, Gespanntes und Abspannendes; die Gefahr das Dauernde wie ein Provisorium zu leben und draußen oder in der Zukunft einen Sinn zu suchen, der nur in uns selbst sein kann. Die Einmaligkeit allen Lebens will überall ihr Recht. Eine Kraft, die mehr sein muß als Beharrlichkeit, soll noch aus dem Kleinsten und Niedrigsten echtes Lebensgold münzen, wachsen noch in der bedrückendsten Stunde. Dies ist die Schule Benjamenta für jeden Lebendigen; die Erziehung zum Dienen, aus der die Sklaven als Sklaven, die Herrscher als Herrscher hervorgehen.

Nichts ist dort so klein und untergeordnet, in dem nicht ein Lebendiges erkannt und gepflegt werden kann. Unter Kleinen und im Kleinsten sinnvoll leben, durch Gehorchen herrschen lernen, sich versagen das Schwere in ein Leichtes umzudenken, nichts vorwegnehmen, wozu nicht augenblicklich die Kraft reicht, wesentlich sein bis in die Formen der Höflichkeit, und noch die geringste Hantierung durch Geschicklichkeit adeln — das stählt, das öffnet die Tore des Lebens, das ist Leben, mag auch was heute „Welt" heißt draußen bleiben.

4.

Es ist ein ewiges „Vibrieren" in diesem Wartenden, und es ist traumhaft wunderbar wie unter der Verstärkung der Schwingungen die Materie seiner Vorstellung sich wandelt; wie die tieferen Töne der Ruhe und sachlichen Schilderung langsam anschwellen, sich steigern — plötzlich hat sich das Bild von seinen realen Boden abgelöst und erscheint hoch über uns wie eine Luftspiegelung in entzückenden Farben, und alles ist nur ein Gleichnis. Da enthüllt sich der Dichter im Jüngling, und so wie er selbst aufgehört hat ein Zögling zu sein, wird, was in einem engeren Bezirk des Lebens sachlichen Sinn hatte, gleichsam erdefrei, transparent. Wir verstehen dann, was es heißt, das Spiel des Lebens zu eigner Lust und eignem Leid vor sich selber zu spielen und draußen zu bleiben, und was es bedeutet, daß der Dichter alles was ihm kostbar, aus dem Chaos Welt ins Spiel der Schule hinüberrettet: die Kleinen, die Wartenden müssen das Feine und Starke und Notwendige, das sich draußen abgeschliffen, wieder in sich zu Ehren bringen, ohne Zweck und Aussicht. Ein Unterton von Leid schwingt hier überall mit, Wehmut, die aus sieghaften Augen blickt: berufen sein heißt allein sein, heißt vielleicht: blühen und vergehen. Dann ertönt die ewig neue und ergreifende Klage des Jünglings: „Ich entwickle mich nicht — — Vielleicht werde ich nie Äste und Zweige ausbreiten. Eines Tages wird von meinem Wesen und Beginnen irgendein Duft ausgehen, ich werde Blüte sein und ein wenig wie zu meinem eignen Vergnügen duften, und dann werde ich den Kopf, den Kraus einen dummen hochmütigen Trotzkopf nennt, neigen. Die Arme und Beine werden mir seltsam erschlaffen, der Geist, der Stolz, der Charakter, alles, alles wird brechen und welken, und ich werde tot sein, nicht wirklich tot, nur so auf eine gewisse Art tot" —

5.

Aber er bekämpft auch diese Hybris. Er verbietet sich, etwas was ihm sehr nahe geht zu ergründen und bleibt hell, leicht und heiter. Reif in sich selbst und rund, erlöst der Schüler zum Schluß den geheimnisvollen Lehrer-Demiurgos, und der Gestrenge, Mächtige und Schweigsame spricht zu ihm: „Du bist von beiderlei Blut, vom zarten und unerschrockenen. Mit dir vereint,

wagt man entweder etwas Mutiges oder etwas sehr Delikates." Und sie ziehen beisammen — in die Wüste. Bedeutet das fort von uns oder zu uns? — Ich weiß es nicht. Aber wer so beschaffen ist wie dieser Jakob von Gunten entrinnt nicht. Denn so spricht ein andrer Jüngling-Dichter: „Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen, nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich? Drum! so wandle nur wehrlos fort und sorge nicht!" —

Rattenglosse / von Alfred Kerr

I.

Es fängt an, eine alte Geschichte zu werden.

Wer einen Film druckt, legt ihn auf Soliopapier, deckt Glas darüber, läßt von der Sonne (welche das glänzig schwarze Filmhäutchen durchdringt) auf das Papier ein Abbild brennen. Der Rahmen des Glases umspannt eine Hinterwand, die zu öffnen ist — man öffnet und guckt nach, wie weit das Abbild gediehen ist. Ein Schein; ein Umriß. Ein Beginn. Ganz kommen Linien, Punkte, Schatten, Lichter erst, wenn die Sonne lange genug draufgeschienen.

Gerhart Hauptmanns letzte vier Stücke (Bischofsberg, Karl, Griselda, Ratten) sind Soliopapier, das zu kurz ausgesetzt war. Ein Beginn, — letzte Lichter, letzte Linien, letzte Schatten, letzte Punkte, letzte Blitze fehlen.

Tage gibt es, wo wenig zu erreichen ist, bedeckter Himmel, kein Strahl —: bei solcher Witterung soll man nicht drucken.

Druckt man dennoch: so müssen die Films lange, lange liegen bleiben. Mehr Zeit: mehr Belichtung. Hauptmann aber nimmt rasch das . . . angedruckte Papier und gibt es fort. Er stellt es aus. Von seinem Film (der in der Seele sitzt) ist ein Frühdämmer auf dem Blatt; Vorstufen.

Stumpfere Köpfe krähen über den Mangel. Leute mit Augen gewahren ihn ebenso, — zugleich aber die Bedeutung des Films; (der nicht gekommen ist). Der Unterschied zwischen Hauptmanns Freunden und seinen Gegnern (welche die Dümmeren sind) ruht am letzten Ende darin: die Freunde grollen ihm wegen seiner heutigen Schwäche; die Andren wegen seiner früheren Stärke.

II.

Nur auf einer Vorstufe was Bedeutendes. Auf den Höhen bloß mit einem Viertelsanteil gemacht. Eine seltne Zeichnung, deren Fähigkeit zum Erschüttern man ahnt, etwa soweit gediehn wie Nebenhandlungen im Crampton.

Zweite Fassungen: statt letzter Fassungen. Goethe wußte nichts von Filmdrucken; aber kennt Hauptmann Iphigeniens vierfache Gestalt? Es gibt so

ein Bändchen mit den vier Stufen ihrer Entwicklung nebeneinander ... Weiß Hauptmann von Mozarts fünf, sechs Fassungen des tändelnden „Reich mir die Hand mein Leben" — bis die letzte ... wie aus der Pistole geschossen, du lieber Himmel, dastand? Kennt Hauptmann das Wachstum von spielenden Unvergänglichkeitsgedichten Heinrich Heines?

Er kennt sein eignes Arbeiten: doch er nimmt sich heute die Zeit nicht, ein Werk zu vergessen; (vor dem jeder Blick zu einer bestimmten Frist blicklos wird). Vergessen; Vergessenes mit neuem Auge sehn; mit ausgeschlafener Kraft fertigmachen. Er macht bis zum Zureichenden, bis zum Noch-Gleichgültigen etwas, an dem als großartig die Beschaffenheit (nicht nur der Plan) zu erkennen ist.

III.

Als großartig. Kein andrer hat einen Polizeibericht so zur Tragödie; ein Stadtbild so zum Drama werden lassen. Auf diesem (schlechtgekommenen) Film recken sich die Unterschichten, man fühlt das Getreib' einer ganzen hinteren Siedelungswelt, mit Kasernen, Treppenfluren, Höfen, Küchenspinden; mit Dunst, schmieriger Moral, Dreck (ja im Elend mehr Dreck und Nuttig-Miekrig-Kleinliches als Elend); mit Untragischem in der Tragik; ein quengelndes Schmatzen, eine nüchterne Misere; mit Lysol-Ahnungen; mit Ziehkindern; wo noch der Tod ein skrophulöses Draufgehn ist, das Dasein eine Unannehmlichkeit, ein Geplärr, ein Gezänk, das Hofwohnungsglück was Ekelhaftes; ein Gewimmel der Niedrigkeit, ohne Pathos; nicht Dunkelheit, sondern knausriges Licht; nicht Jammer, nur Mißlagen ohne Gefühlskraft, jeder Seelengestus knickrig wie der Scheunenviertelboden, auf dem nichts wächst, bis vierzig Zentimeter Humus gekauft, geliefert, bezahlt, flachgebreitet sind. Dürftigkeit. Uäh! Uäh!

Es muß schon ein Naturwesen wie Hauptmann sein, das mit Bewußtheit so eine Welt der Dünngeschöpfe heraufzeugt: um dann auf ihrem Grund (mit ihren Merkmalen, doch in die Schädelstätten alles Gewaltigen ragend) eine Dutzendfrau wandeln, hoffen, lachen, schreien, stürzen, verröcheln zu lassen, — die mit gemeinproletarischer Leidenschaft, mit der tollen Sucht des Muttertiers, wie zu einer jenseitigen Riesin wächst ... „Da kommt Ihre tragische Muse, Spitta", sagt ein zur Beliebtheit geschaffener Direktor älteren Schlages, — welcher Volksfestspiele leitet. Recht hat er, ahnungslos. Die Aufwartefrau John ist hier zum Hort etlichen Menschenleids geworden: mehr als eine Macbethin, tiefer als eine Macbethin. Und obwohl Hauptmann will, daß man es bemerke, bleibt es doch wahr: sie wirkt ernster als schillerjambische Beatricen und Isabellen.

Golgatha plötzlich in einer Weißbiergegend. Um Erbsen, Sauerkohl, Pökelkamm spenstert starr die Ate. Auf einem so flachen Fleck: ein vulkanischer Spalt.

Noch aus diesem fahlen Filmdruck von der Kürassierstraße blickt etwas Ewiges: welches die dünnsten Geblüte mit den höchsten und heißesten verbindet.

(Aber der Filmdruck ist fahl.)

IV.

Fahl und gewaltig. Durcheinander taumelt es in dem (flauen und großen) Stück. Ein Durcheinanderrascheln. Hin- und Herfahren. Mit Gequarr, Geschacher, Geklatsch, mit Heimlichkeit, Geschlechtstrieb, Verzweiflung, Hinabgesunkenheit; mit Hoffnung, mit bürgerlichem Getue, neben dem Eimersatz; Mist mit hochgeborenen Erinnerungen; mit Kriminalität, schlechter Lüftung, Groschenjagd, Angeberei, Belauern, erbärmlicher Popligkeit. Spitzen der glücklicheren Gesellschaft streifen diese Unterwelt. Schwerlich mit dem Oberleib. Kanäle; Blutkanäle führen hinab und hinauf. Ein Prinz; ein Dienstmädchen, deklassierter Adel; ein trüffelnder Statthalter. Eine Familie, halbbürgerlich, aus der Jurisprudenz ins Komödiespielen entgleist; ein Theolog auf die Bretter gelangt, ein Pfaffenmädel unter Sitte; ein Schwein von überwachendem Pförtner, Mietsquittierer, Treiber der Zusammengesperrten, Allerweltsfreund, Muskelmensch, Vertrauensmann der Behörde. Nuttenwirtinnen mit Betrieb; Nachtschleicherinnen mit dem Klaps; Fürsorgemädel, der Dunstkreis trächtiger Bolzen, Beschützer, Polizei, kommende Künstler; jener Direktor, der ein Stück Sonnigkeit vom Bismarckschauten in sich hat; der zwei Existenzen führt: eine segensreich-männlich, geölt-prächtig, — die zweite salbungsloser bei Alice Betthas. Alles ein Sinken und Steigen; krabbelt vorwärts, rutscht ab, erstickt, wird totgebissen oder macht Hochzeit. Der Film ist nicht gekommen, — aber „es gibt keinen, der mit ähnlicher Großartigkeit im Drama Seelisches in Menschensiedlungen zeichnen könnte", schrieb ich am Morgen nach der Aufführung.

Keiner kann es anders ausdrücken.

V.

Es finden sich Züge, die stärker zu bringen wären; die aber mit Unreife, mit Reife zuletzt nichts mehr zu tun haben. Sie sind — oder sind nicht — ein Seelenbesitz. Aus dem Gewirr vergißt kein Zuschauer das Bild jenes Gauls, der den Fuß hochhält, in einer verwehten Ahnung von Altruismus: weil ein (sonst immer getretenes) Weibstück darunter liegt. Lichtschlangen gibt es; die funkenrasch ein höchstes Empfinden dieser gequetschten Kugel bergen und versinken lassen. Durch Ausreifen kommen sie nicht zu Wege. Hier hat man den Hut abzunehmen. Ihr habt es vor dem ganzen Mann zu tun, auch wenn seine Films nicht kommen — Bande! Man denkt etwan an den Abschied zweier Geschwister, beides verratzte Ratzen, sie gut, im Durchschnitt, keine Genoveva, mit Leihgeschäften, zugrunde gerichtet durch die nicht mehr miekrige, nicht mehr filzige, sondern überlebensgroße Muttertierheit, ... er das Schlimmste, Zuhälter, Mörder,

aber doch nicht so schlimm, auch er im Grunde nicht so arg wie seine Taten — das alles dämmert hindurch. Er zieht Leine, für immer, mit einem dumpfen Liebesbeweis für die starre Frau, seine bekümmerte Schwester, die bald hinabgefeuert wird.

Einer, der durch das Wesen der Welt groß hindurchsieht, schreibt solche Szenen. Keiner könnte sie erarbeiten, — dessen Auge sie nicht ewig umschließt; dessen Blut sie nicht trennungslos hegt; nur einer: der kein Schriftsteller mehr ist.

VI.

Matt, flau, unfertig, hinfällig, abgespannt ist vieles, das Meiste des Werkes; ein Verdruß mehr, nach allem Verdruß; nach allem Hasten, allem Leichtsinn, allem Schleudern, allem Willensmangel. Beschönigen wird es keiner, der ihn liebt. Aber: die Bande soll sich ins Gedächtnis rufen, daß es ein Herrscher ist und ein Herrscher bleibt, der hier Schattenhaftes, Verschollenes, Zertrümmertes, Anfechtbares, Bleiches, Mißlungenes . . . und sehr Großes zeugt. „Die Esel sieht man schon lauern, ihm eins auszuwischen. Seit zehn Jahren..."

VII.

Als ich das zu Papier gebracht, las ich in der „Zukunft" eine K. . . Kr. . . Kritik von Patriotimkeles Anreißer. Aufgekratzt ist man — seit er von der Duse schrieb, sie habe nicht die Bedeutung Coquelins, „Frau Duse" sei jedoch eine „vortreffliche Schauspielerin"; leider, wie gesagt, fehlt ihr die „lohende Leidenschaft" der Poppe ... und was wird sie wohl als Cyprienne sein? —: „Frohsinnlich-italienisch und gewiß allerliebst". Genau so.

Nach ähnlich tiefen Sätzen über Hauptmann und nach dem grundlegenden Einwand, Herr Hassenreuter werde doch seinen Fundus nicht in einem Haus mit soviel Gesindel und Ratten aufheben, beklagt Monarcheles würdesam den Dichter, — dieser lebt in einem „aller Herrschaft und allen Staatswehrsymbolen feindlichen Anarchosozialismus", o Unglück, und kennt, wie der Patriot mit Weihe zufügt, nicht „den Begriff des Staates mit seiner segnenden Hoheit und beglückenden Macht"; und mit seinen Körting-Aktien; und sein Lorbeerkranz ist ihm, das betont er schmerzlich, „in den Nacken gerutscht", — tja, der hat es versäumt, ihn vom Gemächt eines greisen Hundertfünfundsiebzigers zu holen; so ein Kranz hat passende Weite für das passende Haupt; er rutscht nur bis zur geklebten Locke... K.. Kr.... Kritik... Ich verschweige, was Echtere, die zur Kunst mehr Verhältnis haben als zum Anreißertum, an Irrtümern vorgebracht. Wesentlich für Kritik und Hauptmann bleibt in summa: die Klugen grollen ihm wegen seiner heutigen Schwäche; die Andren wegen seiner früheren Stärke... Mich wurmt seine Blöße; die Hardens wurmt seine Größe. Ecco.

Man steht vor dem fahlen, nichtgekommenen Druck des Rattenfilms — und weiß: Es gibt heut stärkere Dichtungen, . . . aber keinen stärkeren Dichter.

Die Königskinder und der Rosenkavalier / von Oskar Bie

Ein liebenswürdiger Musiker und ein kluger Gestalter — so stehen sich die beiden Typen von Humperdinck und Richard Strauß heut gegenüber, deren letzte Opern „Königskinder“ und „Rosenkavalier“ in diesen Tagen eine merkwürdige Begegnung in unserem Gehin feierten. Ich habe beobachtet, daß die Gehirne, die empfangenden und urteilenden, meist auf beide eingingen oder auf keinen. Die Negativen schicken Humperdinck mit einem schlechtgespielten Mitleid nach Hause und rempeln Strauß wegen allerlei Stillosigkeiten und Nebenwirkungen an, die sie ihm nicht zu gönnen scheinen. Die Positiven empfinden — wie ich auch nicht anders empfinden kann: Humperdinck ist ein guter alter deutscher Musiker, der seinen Stoff mit einer inneren Tonwelt überschüttet, die warm durch seine Seele läuft; Strauß ist der Niveaukünstler, der mehr original als originell sich aus dem objektiven Stil des Stoffes den Ton formt, die Töne, eine ganze Musik, die er selbst dann mit kühlem Herzen gestaltet, wenn sie von Wärme flutet. Man kann das nebeneinander vertragen. Man kann nicht alles nebeneinander vertragen, wie Mahlers Symphonien, in denen Opern versteckt und zerquetscht werden, oder Regers neueste Werke, in denen eine von wenigen Lichtblitzen oder Empfindsamkeiten durchbrochene unendlich geschwätzige, gestaltlose, schwammige Notenschreiberei ihre Tinte verspritzt. Aber Humperdinck und Strauß — das geht. Denn jener ist das Zentrum der Musik, das nur nicht das Zentrum unserer Zeit ist, und dieser ist das Zentrum unserer Zeit, das nur nicht das Zentrum der Musik ist. Das gehört zusammen, so verschieden es ist, es sucht sich, es umwirbt sich, und in dem Kreise, in dem es läuft, laufen wir selber und fühlen für beide Richtungen etwas, wenn wir überhaupt die Musik und auch wieder unsere Zeit lieben oder suchen. Die feurigen, romantischen, demokratischen Jahre, die um Wagner sich ausbreiteten, waren für die Musik zentraler, von Beethovens dramatischen Symphonien bis zu seinen symphonischen Dramen ist es unmittelbare Seele der Zeit, die sich in der Musik aussprechen kann und aussprach. Was ist das Zentrum unserer Jahre? Ich glaube, in jedem Sinne und in jedem Felde ist es das organisierte Unternehmertum, etwas Unmusikalisches, Antimusikalisches, dem die Musik gefährlich werden kann. Ob sie unter solchen Verhältnissen ein bestenfalls dekoratives Leben fristen wird, will ich jetzt nicht abmachen, ich will nur aus diesen Entfremdungen und Zersplitterungen heraus die Disposition des musikalischen Menschen, wie sie mit mir so viele empfinden müssen, klarstellen. Entweder er liebt die Musik, die süß schleichende, spinnende, sich verwebende Musik, deren gleitende Melodien uns auf jedem Wege zwischen diesen furchtbaren organisierenden Unternehmen sanft umklingen, oder er begibt sich in die Gefahr, mit den Waffen der Musik an dem hastenden, formsuchenden, selbst in der Romantik

bewußten, in der Sensitivität kanalisierten Werk der technischen Epoche mitzuarbeiten, in der Peripherie der feinen Geister, in die die kohledampfenden Kräfte der Zeit ihre letzten Wirbel hinaussenden. Jenes ist Humperdinck, dieses Strauß, wenn man mir einen Augenblick gestattet, die Kulturwerte der Musik abzuwägen. Ich tue dies nur auf das Kommando der Überlegung; in der naiven Stimmung der musikalischen Reizbarkeit liebe ich sie beide in ihrer Art und möchte keinen um den anderen verlieren, wenn ich auch in die Verlegenheit komme, über die Kraft von Strauß die Güte von Humperdinck zu vergessen. Ich kann sie beide verehren, beide kann ich brauchen, den einen für die Musik, den anderen für die Zeit, und kann sie beide in einem Essay vereinigen, der ihre organische Gegensätzlichkeit erklärt. So muß es wohl sein.

Und so schließe ich mich zuerst in der Erinnerung, die ich wie einen fernen Traum von unfaßbaren Entzückungen mir langsam und schwer wiederherstelle, mit Humperdinck auf das saubere Schiffchen ein, das im Meer der deutschen Kunst verankert liegt, das Schiffchen der treuen Redlichkeit und Familienfreudigkeit, der sicheren Güte und des Hans Sachsischen Wohlwollens, der goldigen Reinheit und des Kindersinns. Ein Spielmann steht da und singt von alten Zeiten, singt Märchen, deren Wunder größer sind als alle Maschinen unserer Zukunft, die Kinder sitzen um ihn herum und lauschen, sie verstehen ihn, er versteht sie, und wir verstehen sie alle. Diese glauben noch an die Gänsemagd, die Königin wird, und an den Königssohn, der sie findet und heiratet, weil sie beide so innerlich freie Menschen sind. Die Geschichte scheint lustig weiterzugehen und belebt sich mit Hexen, Besenbindern, Ratsherren, Wirtstöchterlein, Stallmägden und allem bunten Zeug, das einst aufmarschieren soll, wenn die beiden ihren Thron besteigen. Es gibt immer schlechte Menschen, auch solche, die dies Königspaar nicht anerkennen wollen, und der Spielmann erzählt, wie sie sie verhöhnten, die Widersacher, und aus dem Tore der Stadt hinauswarfen. Die Kinder klatschen vor Vergnügen, denn sie sind immer für Handgreiflichkeiten, und wissen ja doch: im letzten Kapitel werden sie gekrönt mit Kuchen und Schokolade. Humperdinck spitzt seinen Bleistift und entrollt das rastrierte Papier. Da aber passiert etwas Unvorhergesehenes. Die Dichterin, die wundervolle Frau Rosmer, tritt mit ernster Miene zu dem Spielmann und ruft ihm zu: „die Wahrheit!“ Der Spielmann wird verwirrt, die Kinder stutzen, der Komponist lächelt. „Die Wahrheit!“ Es entsteht eine Pause, in der Jahrhunderte zur Erde zu sinken scheinen, und der Spielmann weigert sich, weiterzuerzählen. So nimmt die Dichterin selbst das Wort. Sie klagt dem Leben und kennt die Menschen und rettet sich in die Märchen, ohne das Bewußtsein der Tragik verlieren zu wollen. Wie fein und edel ist diese Frau, die mit einer Träne im Auge Kindern Wahrheiten sagt, die mit einer bewußten Kunst die letzten Naivetäten zu einem Geständnis des Schicksals umformt. Ja,

das Gänsemädchen hat ein Brot gebacken, und sie spricht den Zauber über das Brot aus: der davon ißt, mag das Schönste sehn, so er wünscht, sich zu geschehn. Aber schon greift die Hexe das Brot und spricht den zweiten Zauber: wer es Hälften ißt, stirbt ganzen Tod. Und die Hexe soll ihr Recht haben. Die Dichterin erzählt, wie die beiden Königskinder nach unendlichen Irrfahrten um die goldene Krone schließlich dieses Brot kaufen, an dem sie in einer letzten Entzückung freien Menschentums sterben. Der Spielmann schweigt, die Kinder weinen, aber die Dichterin ist erbarmungslos, wie der Schnee. In „Hänsel und Gretel" habt ihr die Hexe verbrannt. Jetzt rächt sie sich, jetzt will sie ihren Schein haben. Die Kinder weinen, aber sie sind gebildet genug, der Dichterin zu glauben und trösten sich, mit dem Spielmann allein unter allen Menschen das Königliche dieser beiden erkannt zu haben. Jetzt werden sie nicht mehr klatschen, wenn man sie aus dem Tore wirft, sie werden in kultivierter Märchengebärde ihnen folgen, sie tot finden, sie beklagen — der lahme Spielmann immer hinterher.

Und, was auch vor sich gegangen sein mag, der gütige Komponist lächelt und schreibt. Er schreibt zuerst nur ein paar Zwischenspiele und melodramatische Begleitungen, wie in einer literarischen Ehrfurcht vor diesem beziehungsvoll ersonnenen Märchen, aber allmählich spinnt sich seine unaufhaltsame Musik über das ganze Stück, und siehe, ohne sich zu überlegen, wie weit er hier ein naives oder naivisierendes Märchen vor sich habe, gewinnt er kraft des Zaubers seiner ehrlichen und rührenden Kunst dem Stoffe so viel Ursprünglichkeit und Innerlichkeit zurück, daß nach dem letzten Takte der Spielmann und die Kinder zu ihm stürmen und ihm, von einem seltsamen Druck erlöst, die Hand küssen. Ja, die musikalischen Königskinder haben sich ihr Land gewonnen, das ihnen die Wahrheit des Lebens entreißen wollte. Nein, ein Drama aufzuführen, das liegt nicht in ihrer Absicht. Ein Drama heißt hinausschreien über die Szene aus ihren Schmerzen und die Nerven rütteln und die Musik zerstören mit furchtbaren Schlägen und zerrissenen Fabeln und zerstampften Liedern. Sie kommen einfach auf der Bühne zusammen, und wo es irgend geht, singen sie Lieder und spielen Tänze und träumen Motive und verweben ihre Melodien, als ob sie aus diesem Märchen längst hinausgekrochen wären, um ein ewiges Leben der Töne zu führen. Und die Liebesanträge des Königssohns, seine Verlassenheit, die Träume des Mädchens, das Ensemble der Gänse und Ratsherrn, die Vergnügsamkeit der Kinder, die Seligkeit des Spielmanns, selbst alles Hungerleid der beiden löst sich in versteckte oder offene Lieder auf, aus denen der Sänger spricht, der Sänger, der diese Bühnenballade schrieb und spielte. Das Drama stört ihn nicht mehr, mit einer gefühlvollen Kleinmeisterlichkeit, mit einer empfundenen Polyphonie, mit einer herzlichen Freude an webender, schwebender, lebender Musik gibt er dem Königssohn und seiner Gänsemagd alle tröstliche

Schönheit, die sie im Leben nicht finden sollten. Nur einmal greift er voll in die Saiten, um von sich aus, ganz neben der Bühne, die tragische Empfindung, die ihm die Dichterin empfahl, zum Ausdruck zu bringen. Es ist das Orchestervorspiel zum dritten Akt, das in breiter Ausladung der Themen und tiefer Versenkung der Harmonien die große Klage um den Tod der Freiheit hinausruft, einmal ganz, einmal stark, um sonst dem lyrischen Rhythmus sein fließendes Gleichmaß zu lassen. Wohnt Anmut hinter dieser deutschen Stirn, wohnt Schmerz, wohnt tragische Dissonanz, oder Rettungssehnsucht aus diesem Wahrheitszwang, oder ist das alles zu viel, zu dick, zu formlos — er schweigt und komponiert zeitferne Märchenliederstücke. Ich bin ihm gut und sage ihm Lebewohl.

Denn ich muß hinaus zu dem anderen, der den Stil, das Tempo, die Unruhe, die Sehnsucht, die Geschäftigkeit, die Energie unserer Zeit hat und seine Musik nicht mit freundlichem Lächeln laufen lassen kann, sondern sie faßt und schlingt und schmiedet und feilt und nietet und baut, sich am Orchester nicht bloß entzückt, sondern es zu letzten Erregungen antreibt, die Stimme als bestes Instrument und den Gesang als Stil, Technik, Form nimmt, als Form wie eine Farbe alter Formen, die er mit Bewußtsein als Ornamente seinem Bau aufsetzt. Die Sehnsucht nach der Form streicht durch die Luft, die Empfindung der Wahrheit können wir nicht lassen — was ist das Ideal der geeinten Form und Empfindung in der Musik, durch die Musik? Mozart. Mozart tragen wir auf unsern Lippen jetzt, wie wir ihn längst im Herzen trugen. Mozart ist aus Schönheit Richtung geworden. In einer anderen Weise, als sie der Liedersänger meint, soll der Ausdruck in der reizvollen Form aufgehn, er die Wahrheit, sie der Stil, nachdem uns Stil in allen Künsten, und auch in dieser, eine geschlossene Konvention der Vergangenheit geworden ist, deren Gebundenheit ein Milieu schafft. Hier liegt die Schwierigkeit: wir dürfen Mozart nicht nachmachen und wollen mozartisch auf unsere Art sein. Wie verschmelzen wir das Bestehende und das Werdende? Strauß nimmt das Bestehende als Ornament, das Werdende als Stil. Er macht nicht nach, er schreit nicht heraus, er baut, er montiert immer — nur so kommt man ihm nahe.

Er will eine musikalische Komödie schreiben, die die Mozartsehnsucht auf einen praktikablen Weg bringt, wobei die Komödie Nebensache, Hauptsache die Realität der Wirkung ist, deren entzückende, altwienerische Ornamentik seine Klugheit unterstreicht. Er bewillkommnet Hofmannsthals Dichtung, die unter Humor und Lyrik ein Stückchen Liebesleben der Maria-Theresiazeit in eine reizende, pointierte Fassung bringt. Schon ist das Milieu der Zeit da und singt von selbst. Das Motiv der Überreichung einer silbernen Rose vom Brautwerber für den Bräutigam an die Braut ist Musik. Daß der Bräutigam, der Ochs, eitel wie ein Baß, zurückgestoßen wird und der Rosenkavalier, süß wie ein

Sopran, zuletzt an seiner Stelle steht, ist Musik. Die Gestalten sind Musik. Der Ochs von Lerchenau, ein dummdreister Geldjäger und Bauer, ein Don Quixote des Adels, ein Don Juan der Stallmägde, ein Falstaff unter Seelen, ist so unmusikalisch, daß er ein Fressen für Musik ist. Die Marschallin, Weltdame, ein wenig Kirche, ein wenig Prater, ein wenig Amouren, mit dem entsagungsvollen Lächeln des großen Verständnisses aller menschlichen Dinge, ist geborene Musik. Musik ist der junge Page und Offizier, der Rosenkavalier, Cherubins Sohn, aber viel besser erzogen und wählerischer in seinen Tugenden und Sünden. Musik ist die junge Sophie, rührend, demütig, naiv und von allerfeinstem Stilgefühl. Musik sind alle herumwimmelnden Figuren aus der großen Schublade der Casanovazeit, Intriganten von Beruf, Friseure von Gewissen, Tenöre vom hohem Ces, inkorporierte Kellner, dumme Notare, adlige Waisen, frühstücktragende Neger, betreßte Diener, genannt die Livree, und „verschiedene verdächtige Gestalten". Musik ist der Rhythmus und die ganze Anlage des Stücks: der erste Akt Lever der Marschallin, der zweite die große Auseinandersetzung der beiden Bräutigams, der dritte die Chambre separé mit der Abführung des Ochs und der Verlobung, genau im Quiproquo, in Verkleidungen, in Situationen, im Zu- und Ablauf der Personen aufeinander eingerichtet, daß es ein kunstgemäßes Jonglieren wird mit wahren und falschen Erlebnissen, in einer Sprache, die die dialektischen und kulturellen Lagerungen der Zeit gar anmutig auf die Spitze der Zunge bringt und die Lippen feuchtet vom Geschmack einer Genußfreudigkeit, für die es keine Unmoral gibt als die Lächerlichkeit. Um die Marschallin davor zu schützen, wird Oktavian nach der Nacht mit ihr ein Mädchen, in das sich der hereinplatzende Lerchenau verliebt — um den Lerchenau lächerlich zu machen, gibt er ihm das Rendezvous, der in dieser Nacht in ihm den Mann und den Sieger erkennt. Symmetrie mit Verkleidungen — sie war altes Buffoprivileg und mag bestehen, da uns die Vertauschung der Kleider immer noch weniger peinlich ist, als die des singenden Geschlechts. Die Bühne bewies es.

Die Dresdner Bühne vervollkommnet die musikalischen und rhythmischen Feinheiten dieser Dichtung in einer so vollendeten Schönheit, daß ganze Programme neuer Bestrebungen hier erreicht scheinen. Rollers Dekorationen und Kostüme halten eine wundervolle Mitte zwischen Formel und Menschlichkeit, Puppe und Gestalt. Max Reinhardts heimliche Regie (er ist ausgesprochen untermusikalisch und überrhythmisch, daher seine naturalistischen Feinde) betont in Beleuchtungen, Distanzen, Gruppierungen, räumlichen Beziehungen und figürlichen Kompositionen so fein die statischen Verhältnisse des Dramas, und zwar des musikalischen Dramas, daß ein nie empfundener Widerklang der gesehenen Musik gegen die gehörte von dieser Bühne ausging.

Unausgeglichene Reste finden sich nur bei dem Übergang dieser Dichtung in

die Musik. Hofmannsthal schreibt aus Liebe zu einer Musik, die leise in ihm klingt, aber nicht immer mit praktischen Kenntnissen der Wirkungsmöglichkeiten dieser Kunst, die klar und eindeutig bleiben. Bei dem literarischen Ehrgeiz unserer modernen Oper, die Texte von Maeterlinck, Schnitzler, Wilde, Hofmannsthal ungeändert, nur gekürzt komponiert, muß dies einmal zur Sprache gebracht werden. Die Musik arbeitet gewisse Stimmungshintergründe aus, die in fast jeder Situation liegen: selbst in sehr realen, wie der erste Akt von Charpentiers Luise zeigt. Sie kommt mit den Worten am besten aus, wenn diese die Akzente der Handlung scharf zusammenfassen, im übrigen sich in leichter Lyrik ergehen. Nur-Musiker, wie Mozart und Verdi wußten es sehr genau. Zudem hatte die alte Buffooper den Vorteil, alles Gedankliche und Handelnde in die Secco-rezitative oder Sprechdialoge zu stecken und sich musikalisch auf lyrisch freiem Felde zu sammeln. Gerade weil wir das nicht mehr wollen oder können, muß der Text heut auf alle Sachlichkeiten verzichten, die über den Dialog gestreut sind. Vielleicht wird der Inhalt dadurch in der Lektüre nicht so eingänglich, in der Aufführung ist es zehnmal besser, einen skizzierten Inhalt als unverstehbare sachliche Texte zu hören. Es liegt so viel daran! Verhandlungen mit Notaren, polizeiliche Feststellungen, Entwicklungen von Mißverständnissen, Witze mit Personen, sentenziöse Gedankenspaziergänge — das ist gut für den gewissenhaften Dichter Hofmannsthal, für Strauß ist es eine Hemmung. Ich spreche gegen keine Situation an sich, nur gegen solche, die jenes schwebenden Fluidums entbehren, das die Musik fassen und gestalten kann. Mit unerhörter Meisterschaft hat Wagner ähnliche Schwierigkeiten, die er sich selbst in den Meistersingern bereitete, überwunden. Er hat das Orchester so schön und amüsant spielen lassen, daß man die Sachlichkeit der gesungenen Dialoge überhört. Wahn — ist Musik. Die Schuhprobe — ist Musik. Das Herbringen von Walthers Kleidern ist keine Musik. Wir wollen dies jetzt ganz scharf nehmen, es wird Zeit.

Ich habe gesagt, was bei Hofmannsthal Musik, was bei ihm nicht Musik ist — dieses wird darum poetisch nicht kleiner, jenes aber auch nicht. Verständigungen beginnen zwischen Text und Musik. Die Buchausgabe des Textes, die Textausgabe und der Klavierauszug haben heut noch oft verschiedene Fassungen. Ochs singt von den Typen seiner Mägde. Es heißt im Buch so stark: „und die herentgegen, der sitzt im Aug' ein kalter, harter Satan, aber trifft sich schon ein Stündl, wo so ein Aug' ins Schwimmen kommt, und wenn derselbe innerliche Satan läßt erkennen, daß jetzt bei ihm Matthäi am letzten ist, gleich einem abgeschlagenen Karpfen, das ist schon, mit Verlaub, ein feines Stück, kann nicht genug dran kriegen." Der Klavierauszug vereinfacht diese teuflisch schöne Stelle, bringt andere Mädel, andere Akzente, schiebt vor, läßt aus, es gibt genug Stellen, die das Blut dieser Kämpfe noch zeigen. Die Literatur und die Musik schlagen sich bisweilen freundlich ihre Köpfe ein. Dies ist das einzige Bedauerliche. Es

hätte der Oper manche gefährliche Stelle erspart, manches Experiment mit gleichzeitig zusammengehaltenen Parlandi, manchen unwirksamen Kniff Musik über Nichtmusik zu gießen, manche Mattheit in der Erfindung, und auch manches Mißverständnis der Beurteiler. Ich sage das geradheraus, weil ich vom Rosenkavalier entzückt bin und mir denke: ein paar freundschaftliche Gespräche, und es wäre schlackenlos geworden. Diese beiden großen Geister (sonst war immer nur der eine groß) brauchen einen dritten, der sie aufeinander einrichtet, weil sie aufeinander passen. Mozart ist tot. Sie haben ihn nicht sprechen hören.

Strauß hat sich noch nie einem Drama so hingebend in die Arme geworfen. „Salome" war ein Klang, „Elektra" eine Symphonie, hier ist er auf seine besten Bezirke in der „Feuersnot" zurückgegangen, die freilich so aus Pathos und Ironie gemischt war, daß er sich damals nicht ganz zurechtgefunden hat. Hier war es einfacher. Er stand vor einem einheitlichen Werk, er lenkte sein Stilgefühl auf eine neumozartsche Schlichtheit und Delikatesse, er streute Musik auch über das Widerstrebende, aber er streute sie ohne große symphonische Gebärde und mit einer erlaubten Bewußtheit des lieblich Formalen, das in der gelungenen Humoreske des Till Eulenspiegel, in der zweifelhaften Parodie des Don Quixote schon schüchtern, als legendarischer Refrain, aufgeblinzelt hatte. Er hält das Orchester, bei aller Klangfeinheit und Instrumentenwitzigkeit, zurück. Er gibt der Stimme eine viel selbständigere, gesanglich frohe Haltung, bis zur stilvollen Koloratur, bis zum Opfer der Deklamation an den schönen Verlauf der Melodie. Er karessiert die Ensembles und die Tanzlieder. Gewiß, er kann nicht archaistisch schreiben, er hat kein Amt, das achtzehnte Jahrhundert zu schildern, wie es war, nur wie wir es empfinden, er schreibt seine Straußsche aus gut geprägten Motiven leicht und geistvoll gezimmerte, an Einfällen besonders reiche, immer fließende, von letzter künstlerischer Feinheit gelockerte, sprühende, blitzende, bald in einer eigentümlich milden Strenge, bald in einer verschämten Rührung scharf geformte Musik, aber er setzt in ihr Gewebe Ritornelle, Romanzen, Frühstücks- und Soupertänzchen und unerschrockene Wiener Walzer ein, die mit einer unwiderstehlichen Ornamentik uns bewußte Erinnerungen an alte Formen vermitteln: Farben von Formen, wer ihn kennt. Ihre geistvolle Behandlung, ihre Nuancierung durch bestimmte Instrumentenkoloristik, ihre Überleitungen in das eigentliche Drama hinein, der Ausklang des schmerzlich-komischen zweiten Aktes in Dreivierteltakt, die Blamage von Ochs in der grotesken Brutalität desselben Walzers — Straußens Klugheit versteht die Ursache zu finden, ohne die Wirkung zu verlieren. Dies ist im Wesen seiner Kunst niemals stillos.

Aber das wichtigste Geständnis: ich bin noch nie so einfach musikalisch warm bei ihm geworden. Ich sage nicht: er ist warm, aber er trifft die Wärme, weil er sich dem Stoff, wo er schlicht und herzlich wird, ohne jeden Rückstand

anschmiegt. Gewiß, die parodistische Überschwenglichkeit der Marschallin-Oktavianszene am Anfang ist ergötzlich, das große Lied des Ochs von seinen Mädels (bis auf das langgezogene F über das Wort „Heu") ist in seinem rasenden Sechsachteltakt sehr humorvoll, die silbern zarte, punktiert verschlungene Überreichung der Rose ist reizend, die Duette der jungen Leute sind ein Genuß, die Vermummungsmusik des letzten Aktes, wenn sie weiterhin auch etwas verblaßt, ist sehr launig — aber so nahe gekommen wie in den Schlußszenen des ersten und dritten Aktes ist er uns allen noch nie. Was Stil und Nichtstil, Lied und Nichtlied, Humor und Nichthumor — hier ist Musik von wärmster, tiefster Innigkeit und Schönheit, die wie ein Kristall aus dieser ganzen Farce herauswächst. Hier ist Zukunftslinie unserer Oper: nichts Entbehrtes aller unserer Verwandlungen und doch ein Einfach-Wahres, Orchester, Stimme, Szene, das plötzlich die unvermutete Lösung großer Verwirrungen zeigt. Die Marschallin in der leichten Wehmut ihrer letzten Liebe — die Marschallin als Stifterin des neuen Glücks: das sind die Musikzentren dieses Werks. Wiener Volksklänge streichen durch die Luft, der Duft des Praters steigt in heimlichen Walzerterzen auf, die Gebärden des großen Pathos verklingen in der Erinnerung, man hofft und singt und lacht ein wenig — merkt ihr was? Der gefoppte Ochs ist hinaus. Die drei bleiben zurück: die Marschallin, Oktavian und Sophie. Sie wissen nicht recht, wie sie das sagen sollen, was sie da zu sagen haben. Ich weiß garnicht, sagt er — ich weiß auch nix, garnix, sagt sie. Und nun lebt in jedem von ihnen eine Musik auf, die sie aus sich heraussingen, breit und schön und voller Melodie und getragen von quellenden harmonischen Steigerungen, und diese Musik führt sie, die nichts mehr zu sagen wußten, während des Terzetts zueinander und sie singen sich die Wahrheit ineinander, der Ton rauscht auf, sie nehmen sich die Motive ab, sie verflechten sie und tragen sie in eine himmlische Höhe, die wir seit dem Quintett der Meistersinger nicht erstiegen. Aus dem jubelnden Orchesterklang bleibt eine alte rhythmisch einfache G-durbegleitung übrig, zu der das junge Paar, zurücktretend, im Halbdunkel einiger Kerzen ein altväterisch schönes Liedchen singt, wie den lächelnden Refrain dieser ganzen Geschichte. Ein weiß Taschentuch bleibt auf dem Boden liegen, ein schwarz Mohrlein holt es. Husch, husch, hinauf, plink, plink — Schluß.

Auch dieses Schweigen hat die Musik gelöst: den Tod bei Humperdinck, das Leben bei Strauß. Was Worte nur verhüllen, was sie entstellen, das offenbart sie, Schutz und Geheimnis aller Musikalischen im Zeitalter der Unternehmungen. Im Spaß und im Ernst.

Paul Singer ist gestorben und vom treuen und dankbaren Berliner Volke wie ein Held und Schicksalsgestalter zu Grabe getragen worden. Aber dürfen wirs aussprechen? Ist Grund, mit den frommen Puritanern zu klagen: a prince has fallen in Israel? In dieser einfachen und geschäftlich nüchternen Natur suchen wir vergebens nach einem Stückchen Heldenmelodie; nach langen verwüstenden Seelenkämpfen, aus denen, durch Ohnmacht und Zerrissenheit hindurch, eine schöpferische Zwangsidee siegreich emportaucht, die einem abseitigen gleichgültigen Einzelleben transszendenten Sinn und überpersönliche Bedeutung gibt. Allem hohen Geistigen, was der Sozialismus in sich vereinigt und was ihn zum Sammelbecken unterirdischer Kulturströmungen macht, war er fern; wir mögen nicht ausdenken, wie sich in diesem bescheidenen rationalen Kopf etwa die gärende Welt Proudhons oder Lassalles oder Marxens oder Engels verengte. Dem Zwang innerer Entwicklungen stand er ganz fremd gegenüber, und da seine Opposition sich an den Härten und Ungerechtigkeiten des Klassen- und Polizeistaates entzündet hatte, glaubte er mit dem unentwegten Bekenntnis zu dem Marx des Kommunistischen Manifestes ein prinzipiell theoretisches Bekenntnis abgelegt zu haben und war darum dem Revisionismus gram, — der doch mit seiner Verlockung zu praktischer Kompromißpolitik und seiner Annäherung an die parlamentarisch geregelte, englische Bürgerlichkeit seinem Grundwesen entsprechen mußte. Überhaupt, man versetze Paul Singer nach England, lasse ihn etwa in der Londoner City oder in Bradford eine einträgliche Mäntelfabrik betreiben, in einer politisch freien Umgebung und ohne Ursache zu dem Groll, den in königlich preußischer Umgebung der empfindliche und selbstbewußte Jude empfindet: und man kann sich schwer vorstellen, wie in diesem Mann ein unversöhnlich radikaler Protest gegen die kapitalistische Produktionsweise gewachsen wäre. Denn das Bürgerliche, im Gegensatz zu Revolutionären, war ihm aufgeprägt. Selbst seine Humanität hatte etwas Spießbürgerliches; Güte ohne Schwärmerei, Güte nicht aus Überfluß des Herzens, sondern als Anlage, die ihre humanen Folgen berechnen kann. Ich sage damit nichts Herabsetzendes. Es ist auch etwas Wundervolles um den zielbewußten, im Engen kreisenden sozialen Willen, der aus dem beschränkenden Kreis anständiger bürgerlicher Betulichkeit herausgetrieben wird auf eine Bahn, die Mut und Opfer fordert. Das dankte ihm das nüchtern verständige Berliner Volk. Es ehrte schon als Martyrium, daß ein reicher Mann mit offenbar robuster Sinnlichkeit sich aus den behaglichen Lebensgewohnheiten des glücklich erworbenen Wohlstandes jagen ließ, obwohl dieses Martyrium nicht einmal mit dem, was Liebknecht und Bebel erduldeten, verglichen werden konnte. Und nun? Es bröckelt weiter in der Sozialdemokratie und in dem Kampfe zwischen den Alten

und Jungen, zwischen Revolutionisten und Evolutionisten, bedeutet der Tod Paul Singers nur einen äußeren Einschnitt. Bebel ist eine große Erinnerung; seine schöpferische Kraft ist gebrochen. Und wie lange noch Singers glänzende Taktik, sein Geschick, die unversöhnlichen Gegensätze von Nord und Süd, von Orthodoxen und Revisionisten auf Parteitagen zu umschiffen, wirksam gewesen wäre, ist heute kein Problem mehr. Durch geschickte Parteileitung ist deutsche Geschichte in dem Augenblick nicht mehr zu machen, wo die Sozialdemokratie, um produktiv zu sein, Konventikelpolitik nicht mehr treiben darf.

Moabit. Weniger: böswilliger Mißbrauch der Amtsgewalt als subalterne Reizbarkeit, Ungeschicklichkeit, Unkenntnis der Volksseele, staatsretterische Beflissenheit. Als von der Wilhelmstraße das Wort ausging, Moabit sei eine Generalprobe zur sozialen Revolution, fühlte man sich vor allen Engeln in seiner Ablehnung Bethmannscher Staatsweisheit gerechtigt. Aber die Wahrsprüche der gelehrten Richter und der Geschworenen lösten Krämpfe des Wohlgefallens. Vielleicht übertrieben; doch begreiflich, da manche schon kühn und ohne Einschränkung behaupteten, das schleichende Gift der Klassenjustiz verseuche unaufhaltsam die Rechtsprechung. Man atmet erleichtert auf, besteht aber doch auf Erweiterung des Laienelements in der Rechtspflege und will (auch im Reichstag) die Geschworenen in Berufungsinstanzen urteilen lassen. Die Einschränkung des durch die Jurisprudenz verbildeten Gelehrten wird als Zeitbedürfnis empfunden.

Bismarcks geistvoller Geheimberater, Bucher, sagt über Laienrichter in England: „Die niedere Gerichtsbarkeit ist in den Händen der Gemeindebehörden, in den Städten: der Aldermen, deren Entscheidung oft die gelehrten Juristen empören und den gesunden Menschenverstand befriedigen.“ Und ich füge eine andere Bemerkung hinzu, aus der Seele dieses verschämten Achtundvierzigers geboren: „Das englische Strafrecht hat den deutschen Grundsatz bewahrt, nur auf die in die Erscheinung tretende Tat zu sehen, nicht, wie das byzantinische, päpstliche und bonapartische Recht, auf die Gesinnung. Selbst die bekannten Antezedenzien des Angeklagten werden der Jury sorgfältig vorenthalten. Erst wenn das Verdikt gegeben, zieht der Richter bei Abmessung der Strafe die frühere Bestrafung in Betracht.“ Es gibt wenig zeitgemäßere Mahnungen.

Man schaffe, wenn man kann, die Presse ab oder halte an der Fiktion fest, sie sei eine sittlichen Zwecken dienende Einrichtung. Ein Drittes gibt es nicht. Die lex Wagner, eine nachgeborene Frucht des Eulenburgprozesses, will die Presse erdrosseln. Bis zu zehntausend Mark Strafe, zwanzigtausend Mark Buße und zwei Jahren Gefängnis für verleumderische Beleidigung, daneben und

vor allem: nach dem Belieben des Richters einzuschränkender Wahrheitsbeweis: man zweifelt, ob es heutigen Politikern mit solcher Ungeheuerlichkeit ernst sein kann. Der gute alte moosbewachsene Blackstone, der Heilige des englischen Verfassungsrechts, sagt mit altväterischer Einfältigkeit: „Bloße Sticheleien und Schimpfworte, die in sich keine nachteiligen Wirkungen haben, begründen keine Klage, Beschuldigungen, die rein geistliche Dinge angehen, wie daß jemand ein Ketzer oder Ehebrecher sei, sind nur vor den geistlichen Gerichten zu verfolgen, sofern sie nicht einen Schaden an weltlichen Dingen verursacht haben. Worte, die in Hitze oder Leidenschaft gesagt werden, wie Spitzbube oder Schuft, wenn sie nicht durch nachteilige Folgen qualifiziert sind, begründen keine Klage; ebensowenig was in guter Absicht als Rat oder Ermahnung oder aus Teilnahme gesagt wird. Dasselbe gilt, wenn der Beklagte die Wahrheit des Gesagten erweisen kann." So begründet es eine Klage (weil es den Vorwurf eines bestimmten Verbrechens enthält), von jemandem zu sagen, er sei ein Straßenräuber, aber nicht: er sei schlimmer als ein Straßenräuber!

Am zehnten März 1861 erhob das erste italienische Parlament Viktor Emanuel II. von Sardinien, den re galantuomo, zum König von Italien. Fünfzig Jahre sind seitdem verflossen. Der deutsche Krieg stand vor der Tür, das Gravitationszentrum Deutschlands verschob sich unaufhaltsam von Wien nach Berlin, und Bismarck zog gegen den gemeinsamen Feind die zarte Großmacht in seine Netze. Aber noch war Venetien in den Händen Österreichs und über das Rom Pio Nonos und seinen von den Ratten des blindesten Aberglaubens zerfressenen Kirchenstaat hielt Napoleon III. (Carlyles Kupferkönig) seine schützende Hand.

Eine tränenbekränzte Zeit. Die edelsten Geister Italiens, Denker und Abenteurer, himmelwärts fliegende Dichter und simple Stadtbürger moderten in den Gefängnissen, das Gewürm der kleineren und größeren Höfe, Parma, Modena, Toskana, Neapel, organisierte um der Ordnung halber die Demoralisation. Den letzten Lufthauch der Freiheit hatte dem unsäglich zerrissenen Lande — Napoleon I. gebracht; und nur ein Heldengeschlecht, wie es kräftiger und unbesiegbarer nirgends geblüht hat und das die Welt von Zeit zu Zeit mit Taten wie dem Zuge der Tausend nach Palermo (um die verruchten Bourbonen zu vertreiben) überraschte, vermochte das seit fast einem halben Jahrtausend am Papismus hinsiechende Land zu retten.

Es ist wohl begreiflich, daß die Italiener in dem Getümmel der Tageskämpfe und der Frohne des Tagesbetriebes Atem holen und dieses halbe Jahrhundert zehrender aber auch schöpferischer Arbeit überdenken. Doch der Papst, dem des Grafen Cavour frommer Sinn ein äußerst günstiges Garantiegesetz gesichert

hatte (libera chiesa in libero stato), der Souveränitätsrechte genießt und als geistiger Vater der katholischen Christenheit unbeschränkte Freiheit besitzt: Der Papst erklärt 1911 für ein Trauerjahr; und der regierende Block im deutschen Reichstag, uneingedenk aller Flüche, die die besten Deutschen von Luther bis Treitschke und Nietzsche gegen die Herrschsucht und das Gift der römischen Kurie geschleudert haben, erwartet, daß Wilhelm II. auf seiner Frühlingsfahrt ins Mittelmeer seinen ‚glorreichen' Verbündeten auf Montecitorio nicht besuche. Denjenigen, die die weltgeschichtliche Ironie dieser Erwartung nicht fühlen, empfehlen wir Treitschkes Abhandlung über Cavour; den anderen, denen die Geschichte des italienischen Risorgimento fremd ist, das wundervolle Buch Ricardo Huchs. Sie haben vielleicht an Silvio Pellicos tränenweichen ‚Gefängnissen' italienisch buchstabieren gelernt und sehen da ein Geschlecht irrender und suchender Menschen, die Confalonieri, Maroncelli, Salvotti, Pallavicino, über sich hinauswachsen und neben Cavour, Garibaldi, Mazzini, Crispi die nationale Einheit vorbereiten. Echter Patriotismus wirkt als Befreiung der Geister, nicht als Verdumpfung.

Eine Nachricht, ganz unscheinbar, offenbar nur für Händlerkreise berechnet, aber zukunftsschwanger für das Wohl und Wehe Großbritanniens: Kanada hat mit den Vereinigten Staaten ein Handelsabkommen getroffen. Man beginnt die Zollmauern abzutragen und entschließt sich, Weizen, Holz, allerhand industrielle Fertigfabrikate, Dollars, Menschen gegenseitig nach Bedürfnis auszutauschen. Was wird der alte zerfallende Joseph Chamberlain dazusagen! Sein Imperialismus träumte ursprünglich den Traum eines ungeheuren Freihandelsgebietes für alle Teile des britischen Weltreiches, mit England als Kopf und Bankzentrale. Er hielt es (wie der eben verstorbene Charles Dilke) für ‚selbstgenügsam', mäßigte aber seine Ansprüche, als er merkte, wie unmöglich es sei, die wirtschaftlichen Verhältnisse und den ökonomischen Ehrgeiz von Indien und Kanada, von Südafrika und Australien auf eine Formel zu bringen. ‚Interkolonialer Freihandel', verquickt mit Schutzzoll gegen das Ausland, war einfürallemal abgetan. Nun wollte er durch ein verzwicktes System von Vorzugszöllen locken; in einer Zeit alle Schranken überspringender Industriemethoden und eines alle Vaterländer mißachtenden Kapitalismus sollte man sich durch kleine Zollvorzüge oder Tarifverträge mit den Kolonien fester verkitten, weil der Chamberlainsche Geschäftsinstinkt fühlte: der Patriotismus geht den Weg des geringsten ökonomischen Widerstandes; kurz: des Interesses. Aber dieses treibt Kanada dem riesigen Nachbar in die Arme, gerade seit der bis an den Stillen Ozean reichende Westen ökonomisch entdeckt, das ungeheure und wunderbar ergiebige Weizenland in Bearbeitung genommen (Manitoba erzielt die höchsten

Preise) und für das Dominion sich eine Zukunft eröffnet, nicht geringer an goldenen Möglichkeiten, als die der südlichen Union vor siebenzig Jahren. Der tiefschwarze Lehmboden, welcher jahrelangen Körnerbau ohne Düngung verträgt, lockt den amerikanischen Farmer, der dort nicht mehr mit einem durch Raubbau erschöpften Boden zu ringen hat; er ist ja überhaupt unternehmerisch gestimmt und der Geist, das Seelische dieser neuen Menschen, paßt sich ohne Beschwer dem (vornehmeren) kanadischen Habitus an. Die gemeinsamen demokratischen Grundgewohnheiten machen die Anpassung leicht. Städte entstehen, neue Bahnen durchfurchen das Land, und das amerikanische Großkapital stürzt mit Begeisterung in diese Gefilde jungfräulich ergiebiger Anlagen. Hier versagen mit peinlicher Deutlichkeit die viel berufenen bonds of interests, die den größer-britischen Patriotismus sollten unterkellern helfen. Die beiden Reiche wachsen unaufhaltsam ineinander: mit ihren Interessen, ihren Freundschaften, ihren Feindschaften (gegen die Gelben). Immer deutlicher wird Washington das Zentrum der angelsächsischen Welt.

Anmerkungen

Die Akademie der Zukunft

Ein Gedanke, der, wie wir wissen, eine Vergangenheit, wie wir hoffen mögen, eine viel größere Zukunft hat, ist beinahe überraschend ans helle Licht der Gegenwart getreten. Forschungsinstitute! Manch kahles Gelehrtenhaupt wird aus dem Elysium über die Brille hinweg (wenn diese dort noch gebraucht wird) einen Blick auf die alte Heimat werfen und ein Hauch von Neid mag durch die blutlosen Schatten gehen. So gut haben wir es freilich nicht gehabt. Freilich das liebe Publikum meinte schon, wir hätten zu wenig Pflichten, hätten zu lange Ferien, das liebe Publikum weiß eben nicht, was es heißt: vitam impendere vero. Die Wahrheit erforschen, ihren Stoff suchen, sammeln, ordnen, trennen, verbinden, rechnen, Wahrscheinlichkeiten erwägen, Fragen aufwerfen, Probleme stellen, sie anbohren, in sie eindringen, Ursachen ergründen, mögliche Wirkungen von wirklichen unterscheiden, Versuche machen, ihr Gelingen sichern, das Experiment durch isolierende Abstraktion ersetzen, Begriffe bilden, behauen, gestalten — denken! Handeln ist leicht, denken schwer . . .

Der echte Denker ist auch ein echter Forscher, der echte Forscher muß ein Denker sein — wie schwer, vielleicht unmöglich die beiden Idealtypen in einem sich vereinigen mögen. Vereinigt haben sie etwas vom Wesen einer schönen Kunst an sich, einer Kunst, die freilich von den redenden wie von den bildenden Künsten weit verschieden ist: jener Kunst, in der die Wissenschaft in Philosophie übergeht. Zu dieser Kunst wie kaum zu einer anderen gehört Muße, gehört die volle Hingebung einer Person an ihre Idee, gehört, je nach dem Gegenstande, ein umfassender, oft kostspieliger Apparat, gehört eine hohe, vollkommen gesicherte, vollkommen freie Lebensstellung, gehört, wie zur reinen Ausübung jeden Berufes, die Scheidung von jedem anderen Berufe; darum ist, wenn der vollkommene Forscher sich entwickeln soll, seine Trennung vom Lehrer geboten. Und doch kann er seine Kunst lehrend mitteilen: als ein Meister, nicht als ein Lehrer; Jünger wird er neben sich wachsen lassen, die von seinem Geiste sich nähren, nicht Schüler mit Stoffen, die aus anderem Geiste entsprossen sind, füttern.

An den englischen Universitäten vergeben manche der alten Coursen (Colleges) sogenannte research fellowships: das sind gut dotierte Stellen, die keine andere Verpflichtung auferlegen als die zu forschen und zu denken, ohne daß darüber Rechenschaft abzulegen wäre. Einen solchen Vertrauensposten der Wissenschaft hatte Isaak Newton inne. Wir dürfen sagen, daß wir dieser Einrichtung die mathematischen Prinzipien der Naturwissenschaft verdanken. Suchte nicht Kant schon nach einem Newton der moralischen Welt? Die Naturwissenschaften hatten zu jener Zeit noch mit ungeheuren Hemmungen zu kämpfen. Ihnen entgegen wirkte der Aberglaube, die Überlieferung, die Kirche und Theologie. Heute sind die Kulturwissenschaften in einer ähnlichen Lage. Ihnen wirken, außer denselben Gegnern, die Naturwissenschaften selber entgegen, gerade durch ihre erreichte Vollkommenheit und durch die ungeheure Technik, die an ihnen emporgewachsen ist. Ihnen wirken, zum Teil im Zusammenhange damit, die Gesellschaft und der Staat entgegen. Man fürchtet sich vor der Wahrheit über die Tatsachen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, wie man sich ehemals vor der Wahrheit über die Antipoden, über die Bewegung der Erde und über die anatomische Beschaffenheit des Menschen gefürchtet hat.

Paulsen stellte es als selbstverständlich hin, daß jede Partei nur so viel Wissenschaft sich gefallen lasse und wohl auch fördere, als für ihre Zwecke nützlich sei. Wenn dem so wäre, so sähe es traurig aus um die Zukunft dieser Erkenntnisse. Aber es gibt doch auch in jeder Partei einzelne, die da Wissenschaft höher stellen als Parteiinteressen und das gute Zutrauen zu ihrer Sache haben, daß die vermehrte Einsicht unbedingt in letzter Instanz ihrer Sache zugute komme; oder die sogar die Wahrheit höher setzen als das Parteiinteresse.

Eine dunkle Ahnung geht durch das neunzehnte Jahrhundert, daß die kultur- oder sozialwissenschaftliche Entwicklung für das Schicksal dieser Kultur eine steigende und zuletzt grenzenlose Bedeutung haben werde und müsse. Das ist der mit zäher Energie verfolgte Gedanke Auguste Comtes; er gärte schon lange bei den Saint-Simonisten, die wiederum an die kühnen Visionen Condorcets anknüpften. Dieser Idee stimmten um die Mitte des Jahrhunderts so anders geartete und unter sich wieder so verschiedene Geister zu, wie Stuart Mill, Huxley, Tyndall, Herbert Spencer. Und noch heute gibt es die Reste einer Comte-Gemeinde in Großbritannien.

Freilich, von großen Geldaufwendungen für eine so erhabene Sache hat man nirgends bisher gehört; weder in der Heimat alten Reichtums und alter europäischer Vornehmheit, noch in den Ländern neuen Reichtums und vorwärtsstürmender Entwicklung. Die paar Institute für sozialwissenschaftliche Forschung in Paris und Brüssel (die Université Nouvelle) leiden unter Nahrungssorgen und sind einseitige Parteigründungen. Wo sind die Mäzene, die ihren Überfluß der Förderung dieser Wissenschaften dienstbar machen, ohne nach Futter für ihre Eitelkeit gierig auszuschauen? Der Nutzen der Sozialwissenschaft läßt sich in Laboratorien nicht vordemonstrieren wie die Jonentheorie und Funkentelegraphie; auch ist die Möglichkeit von Aktiengründungen wenig wahrscheinlich. Aber man nehme den tüchtigsten Köpfen, zu deren Talenten auf diesem Gebiet der Charakter gehört und die sich trotz allen Widerständen wirklich bewiesen haben (es gibt nicht viele), man nehme ihnen die Frone des Broterwerbes und den Druck der offiziellen und öffentlichen Meinungen und stelle sie auf die eigene Verantwortung: und sie werden denkend, forschend, Vorbild stiftend das neue Menschheitsgewissen konstruieren helfen. Dann erst, wenn unsere Millionäre ohne den liebenswürdigen Druck Hochgestellter für solche Akademien der Zukunft Verständnis gewonnen haben werden, wird Grund zum Jubilieren sein.

Ferdinand Tönnies

Frauenbefreier

Die Männer der französischen Revolution gedachten in ihrer radikalen Sentimentalität, auch den Frauen die Menschenrechte und die Gleichberechtigung zu verleihen; aber die dadurch aufflammende Prätension brachte sie sehr schnell davon zurück. Und wie immer verfuhr man sehr gründlich: Frauendeputationen wurden nicht mehr empfangen; schon 1793 beschloß der Konvent die Auflösung der Frauenvereine; die Kommune bestätigte diesen Beschluß. Napoleon machte vollends allen Ansprüchen ein Ende: Seid, was ihr gewesen. Die heutigen Frauenbefreier dürfen sich dagegen wie Zauberlehrlinge vorkommen. Sie rufen verzweifelt: Steht doch wieder still. Aber das ist augenscheinlich nicht das rechte bannende Wort.

Das zeigt sich deutlich in der Angelegenheit, die heute von allen Frauenfragen am heißesten umstritten wird: in dem Eindringen der Frauen in die Leitung staatlicher Anstalten. Hier hat die Frauenbewegung (in dem Recht auf Leitung der neuen höheren Mädchenschulen) ihre am

weitesten vorgeschobene Position; und eine Schlüsselstellung. Nun fordert man von ihr Verzicht auf diese so wertvolle Errungenschaft, aber ohne ihre Basis, die gleichwertige Vorbildung, anzutasten. Und gerade diejenigen fordern diesen Verzicht, die die Frauen bis hierhin geschleppt haben: die Feministen von Beruf, die Frauenbildner und Mädchenerzieher, die sich am meisten für die Gleichbewertung der Frauen engagiert hatten. Sie werden nun als erste der Ehre teilhaftig, Frauen von Amts und Staats wegen zu Vorgesetzten zu haben. Ja noch mehr, die Frauenrechtlerinnen erlauben ihnen nicht einmal, sich protestierend an ihre Niederlage zu gewöhnen; man bedeutet sie sogar hinaus aus ihrem Beruf, wenn ihnen die Unterordnung unter eine Frau nicht paßt. Die Frauenbewegung mobilisiert ihre Kerntruppen dazu, eine lückenlose Phalanx: akademisch gebildete, seminaristisch gebildete, technisch gebildete, christliche Lehrerinnen, die solidesten Verbände, über die man überhaupt verfügt; sie erlassen folgende Erklärung: Das wiederholte Petitionieren und Agitieren gegen die weibliche Vorgesetzte sei aussichtslos und zwecklos; es sei verwerflich im Interesse des Dienstes; es sei auch befremdend: wenn die Herren fürchteten, durch weibliches Regiment an Ansehen und Standesbewußtsein zu verlieren, so bekennten sie sich damit zu einem prinzipiellen Rangunterschied zwischen den Geschlechtern; und Männer, die das täten, setzten die Mädchenschule herab und wären nicht geeignet in ihr zu wirken. Man sieht, viel Umstände macht man mit ihnen nicht mehr. Sie können nun Fieskos Mohr zitieren oder Goethes dornigen und ein wenig traurigen Spruch: „Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken."

Dieses Abspinnen im Großen wiederholt sich in Einzelfällen, die greifbarer, greller, böser sind. Das Schicksal des Nürnberger Professors, den seine Frau erschoß, mutet wie eine verdeutlichende Karikatur der Standeskämpfe an. Dieser Mädchenschuldirektor, begeistert für eine höhere Entwicklung der Frauen, hält eine hochgebildete Weibsgestalt in seinem Gesichtskreis fest, gerät in Gedankenaustausch und gehobene Korrespondenz, aus deren flackerndem Feuer wider alle Natur das Kunstgebild einer Verbindung entsteht. Und nun beginnt das Abspinnen. Ihre fortgesetzte Teilnahme an seinem Streben zersetzt seine Arbeit, weil sie leicht nimmt, was er schwer nimmt, weil sie durch Bezweiflung und Umkehrung sich über den Stoff zu erheben meint, weil sie geistige Macht und Herrschsucht verwechselt. Er zieht sich zurück, weil er sich wahren will; er wird unfrei, weil er stets auf der Hut sein muß vor der billigen Befriedigung ihrer geistigen Prätension. Er sieht, daß all ihr Interessantisieren seine Wurzel im Anspruch hat, daß sie ihre Bildung erwarb wie die an Rentenanspruchshysterie Leidenden ihre Krankheiten erwerben. Der Abgrund zwischen strebendem und forderndem Leben tut sich auf. Es zeigt sich: ihre Überlegenheit war Wurzellosigkeit; die Entschämte hielt sich für eine Natürliche, gar für eine große Natur; es zeigt sich, daß sie nur eine ramponierte Natur ist. Er hat nicht die intime Kraft sie zusammenzudrücken. Er schlägt sie mit Worten, die nicht treffen. Sie erwidert, und auch ihre Worte fliegen an ihm vorbei. Und da beide so nicht geschickt genug sind, sich überzeugend (und vielleicht heilend) zu verwunden, greifen sie zu Mitteln, mit denen leichter zu treffen ist . . . Aber hier hört das sozialpsychologische Interesse auf. Die Schießerei ist natürlich eine Sache für sich. Auch die Bestrafung. Bestraft werden ja nicht die Schuldigen, sondern die, an denen die Schuld ausbricht.

Der soziale und der Einzelfall zeigen dasselbe Gesetz: Frauenbefreiung rächt sich zuerst an den Befreiern. Und dieses allmähliche Abspinnen der Männerkultur ist

ja nicht nur eine deutsche Erscheinung. (Der Austauschprofessor Münsterberg stellte jüngst diesen Prozeß auch für die Vereinigten Staaten fest, in amerikanischer Modifikation.) Beachtenswert ist dabei die Geringschätzung, die die Frauen gegen die Abgesponnenen hegen. Auch die Frau in Nürnberg sprach ja das Wort „feminin" mit Verachtung aus. Diese Rechtlerin muß also im tiefsten Innern auch die Stärke an dem Manne vermißt haben. Zur Stärke gehört natürlich auch Kultur, Welt, Stil, Ausgleich von männlicher Animalität und Geistigkeit. Auch der Richter scheint ihr nicht imponiert zu haben. Erst die Stimme des Volkes, die sich in dieser Angelegenheit, unartikuliert wie immer und ohne höhere Gerechtigkeit, aber deutlich vernehmen ließ, scheint sie gebrochen zu haben.

Auf die Stimme des Volkes berufen sich ja auch die mit Unterordnung bedrohten Oberlehrer. Das soll heißen: es handelt sich hier um Instinktfragen, es handelt sich um Reinerhaltung der primitiven Gefühle. Und da das eine allgemeine Angelegenheit ist, so wird man dafür sorgen müssen, daß dies Problem nicht verleugnet wird. Durch spitzige Logik ist es nicht zu erledigen. So wenig wie durch Schießen.

Lucia Dora Frost

Essen

Das freisprechende Urteil von Essen hat etwas zu viel Rührung geweckt und etwas zu wenig Groll über den Justizirrtum von 1895. Dergleichen sollte nicht zu leicht vergeben und vergessen sein. Irren ist menschlich, sagt man; wer wüßte es nicht! Aber es ist wünschenswerter, daß die Gerichte diese Entschuldigung für Angeklagte bereit halten, als daß sie sie für sich ausbitten müssen. Bei dieser Gelegenheit und für alle Fälle ist es nötig, sich klar zu machen, daß es noch keinen hohen Rang in der Sittlichkeit gibt, wenn man seine Meinung ehrlich sagt; es kommt auf die Ehrlichkeit in der Bildung der Meinung an. Aber selbst wenn wir den Geschworenen von 1895 alle Menschlichkeit zubilligen, so bleibt ja noch in jenem Urteil der unauslöschbare Skandal des Strafmaßes. Wer waren die Richter, die, weit davon entfernt, ein offenbar irrtümliches Urteil zu kassieren, es vielmehr unterstrichen und noch einen Trumpf darauf setzten? Drei und ein halb Jahr Zuchthaus für Einen; achtzehn Jahre Zuchthaus in Summa! Das hat nichts mehr zu tun mit einem Urteil von Geschworenen, das hat überhaupt mit keinem Urteil mehr etwas zu tun, das wird nicht gut gemacht durch die späte Korrektur. Man bedenke nur, wie bagatellhaft und wie mittelbar der Anlaß zu den Eiden war, die das Gericht für Falscheide hielt. Da ist eine politische Versammlung mit ihrem Lärm und Rausch, worin es unzweideutige Ereignisse überhaupt nicht mehr gibt; mit ihren Leidenschaften, die von den Beteiligten, selbst wenn es blutige Köpfe gibt, so blutig ernst nicht genommen werden wie später von den papiernen Gemütern der Richter. Ein Gendarm befördert einen unwillkommenen Gast hinaus, und eine Zeitung teilt diese Prozedur in einer ganz bestimmten Auffassung mit: in der nämlich, daß der Gendarm den Mann mit Fäusten niedergestoßen habe. Durch diese Darstellung fühlt sich der Gendarm beleidigt, womit die öffentliche, die offizielle Heuchelei in einer immer noch erheiternden Weise einsetzt. Ich kenne Gendarmen, sie sind nicht schlimm; sie sind nur in der schiefen Lage, sich für Heilige halten zu sollen, ohne Talent dazu zu haben. Die Zeitung wird verurteilt, und damit mußte es genug sein. Selbst wenn der Staatsanwaltschaft die Eide bedenklich erschienen, mußte sie bei diesem Punkt der Affäre innehalten. Ein Meineid um einen Groschen kann so verdammenswert sein wie ein Meineid um eine Million; aber er muß es nicht sein. Ein Meineid ist nicht wie der andere; ein

Meineid in einem Prozeß wegen Schlägereien auf dörflichem Tanzboden ist nicht dasselbe wie der eines Spitzels in einem politischen Prozeß. Selbst also wenn Münter nicht als schlechtes Subjekt nachträglich wäre entlarvt worden, wenn sich nicht herausgestellt hätte, daß die an sich unbezweifelbare Ehrenhaftigkeit Schröders und seiner Genossen auch in der Leistung ihrer Zeugeneide sich bewährt hätte, wenn alles so ausgesehen hätte, wie es die Geschworenen ansahen, selbst dann bliebe das unauslöschbare Mal auf unserer Rechtspflege: das Strafmaß von 1895, drei und ein halb Jahr Zuchthaus, achtzehn Jahre Zuchthaus.

Und das wollen wir über keiner Rührung vergessen, sondern daran denken, daß jeden Tag, wenn ein Mißgeschick uns verstrickt, drei und ein halb Jahr Zuchthaus uns bedrohen können, jeden von uns. Wer waren die Richter, die jene Strafe zuerkannten? Nehmen wir den mildesten Fall an, so bleibt es für uns dabei, daß ein fahrlässiger Eid nicht so schlimm ist wie ein fahrlässiges Urteil.

M. H.

Carolina Woerner

Sie hatte gesunde Tage nie gekannt; ihre Existenz war ein langes Schmerzenslager. Von Jugend auf mit einer Krankheit geschlagen, die unheilbar schien, lehrte sie ihre Psyche die Entsagung. Ein Lichtblick; ein erfrischteres Atemholen; der Schimmer einer Hoffnung, — da erlöste sanft der Tod sie. Aber der Tod hatte auch eine harte Hand: er vertrieb die Geister, die zuhauf dieses Lager umstanden und „um Leben und Gestaltung flehten". Er brach in poetische Pläne und Entwürfe ein: denn dieser tragisch leidende Mensch war fröhlich in seiner Kunst. Diesem Menschen war es gegeben, ein todgeweihtes Leben zu überwinden durch die Kunst. Wie sie über den Leichnam ihres eigenen Lebens hinwegschritt, das ist der Inhalt ihrer Dichtung . . . Carolina Woerner hat Dramen geschrieben, die in die menschlichen Leidenschaften und Seelenzustände grauer Zeiten kraftvoll hineinleuchten, hat darstellende Gedichte verfaßt, in denen die Tragikomödien antiker Göttersagen mit einer Art ernsten Charmes gezeichnet sind, hat eine größere historisierende Erzählung geschaffen, in der ein glühendes Vaterlandsbewußtsein einer großen deutschen Kriegszeit und ihren Freiheitsstimmungen dient, — doch ihr persönlichstes Werk ist ihre Lyrik. Ein bleibendes Werk. Viele bekennen, daß sie durch die Gabe des Leids zu Dichtern geworden sind: die einen tragen ihr Martyrium als eine Art Schaustück vor sich her; andere klagen das Schicksal an, wehleidig oder zornig; wieder andere rüsten sich mit dem Pathos der Weltverachtung. Hier aber ist ein hartgeprüfter Mensch, der sich im Anfang Sklave und Opfer seines Leidens und Leides glaubt, doch innerlich so hoch über sich selbst hinauswächst, daß er des Leides gebietender Herr wird. In dem lächelnden Willen zur Überwindung liegt der Schlüssel dieser dichterischen Persönlichkeit. Das Leben, die Natur, zu denen die körperlich gebannte Frau nicht kommen konnte, kamen zu ihr. Ein Sonnenstrahl schließt ihrer seherischen Phantasie einen ganzen Komplex landschaftlicher Eindrücke auf; der Schimmer und der Duft einer Blume zaubern ihr die Flora des Frühlings und Sommers in die Krankenstube, — eine Handvoll Früchte den satten Glanz des Herbstes; die Schatten vorbeihuschender Gestalten entschleiern ihr die rastlose Jagd der Menschheit, die sinnlos, zwecklos vom Morgen in den Abend, vom Aufgang in den Niedergang getrieben wird. Durch geheimnisvolle Fäden immer mit der wirkenden Natur verknüpft, geht diese heiter Duldende erhobenen Hauptes vorbei an Verzweiflung, Todessehnsucht, Weltschmerz. Ihr Dasein, obwohl zu kurz gekommen, hatte dennoch seinen positiven Schönheitsgehalt empfangen,

den zu künden sie sich die eigene bildkräftige Form geschaffen. Diese Form wurde durch den starken Willen diktiert, die Welt nicht zum Mitwisser ihrer Nöte, sondern zum Zeugen ihres Siegs zu haben. Nie hat diese Dichterin sich dem Leben näher geglaubt als in der Stunde, da der Tod kam. Hier drucke ich ein kleines Lied ab, das sich in Carolina Woerners Nachlaß fand. Aus Winterstimmungen ringt sich das Glücksgefühl los, der erneuten Erde zurückgegeben zu sein:

„Vor meinem Fenster flattert Lebendigkeit:
Ich nähre viel Vöglein winterlang;
Nur hüpfend Gefieder, kein Gesang
Im stummen Darben der frostigen Zeit.
In meinem Blute stockt die Lebendigkeit,
Huscht nicht hinauf und hinab —: so müd und bang —
Erkaltetes Sehnen — ungesättigtes Leid.
Doch ich öffne weit
Die streuenden Hände,
Und so behende
Und scheu zugleich wie die hungrige Schar,
Der ich Fruchtsamen spende unsichtbar,
Nimmt mein Blut wieder auf den Lebensklang,
Den wärmenden, zärtlichen Liebesdrang
Zu der alleinen Not der Wesen.
All-Eins und All-Ich —:
Und ich liebe mich —
Und bin lächelnd vom Winter genesen."

Julius Elias

Unser Haus

Ein flackernder Mensch, dem Hast und Unruh aus allen Bewegungen zuckt, der seit Jahren in den Wirbeln des Theaterhexenkessels auf- und niedertauchend lebt, hat ein ruhevolles und reines Buch geschrieben und damit ein Schauspiel gegeben, wie man im lärmvollen Rollen der Begebenheit ein stilles Eigenes sich bewahren kann.

Dies Werk von Felix Holländer, „Unser Haus", (Verlag Erich Reiß) ist keine Novelle und kein Roman, — die stofflich erzählerische Episode von dem Mann zwischen den beiden Schwestern in der literarischen Form des Tagebuchs hat nur eine Nebenbedeutung — es wirkt vielmehr als ein echtes zu eigener Beschwichtigung und zu eigener Betrachtung skizziertes Erinnerungsbuch, und seine natürliche Haltung wird durch das Fingierte jener Intermezzo-Aufzeichnungen sogar noch betont und ins rechte Licht gerückt.

Ein Buch der Kindheit, mit jungen Leiden und Knabenspielen, mit dem Trotz gegen die Welt und den stürmenden Wünschen, mit der zornigen, gekränkten Liebe für einen strengen Vater, schmerzlichen Freundschaften und quälerischen Neigungen zu den Gespielen und Gespielinnen, mit der Verschlossenheit und Stummheit dumpfer Jugend, mit dem verbissenen Trotz und dem brennenden Rechtsgefühl gegen die Tyrannei der Schule — und dies alles, im Gegensatz zu so vielen Büchern dieser Sphäre, ohne Wehleidigkeit und Weichlichkeit hingestellt, etwa in dem Sinn: noch einmal durchmachen? Nein; aber was war, war doch gut, und im Gefühl jenes Wortes, mit dem der menschlich-verständnisvolle Lehrer des Deutschen — der auch Holländers Lehrer war — uns in den kritischen Zeiten tröstend zusprach: olim meminisse juvabit.

Holländers Buch berührt mich besonders nah. Gemeinsame Erinnerung weckt es an den alten Kasten, an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium, an Koch- und Friedrichstraßeneck, mit seinem Uhrturm und Hinterhof, an fossile Magister, aber auch an verstehende Erzieher, denen die verwunschenen in Phantasie- und Bücherwelt versponnenen Schüler lieber waren als die Musterknaben, und deren Förderung und Teilnahme uns über manche Depressionsklippe trug.

Es war die Generation von 1869, und es war Berlin SW. mit der Schillingschen Konditorei, dem Grieneisenschen Sargladen und der Jerusalemerkirche, deren Prediger Schmeidler an manchem unserer Abiturienten, die beim Examen noch die peinlichen Fragen der christlichen Religion von

eingeborner Konfession wegen vermeiden konnten, die Nottaufe vollzog.

Es war Berlin SW., unsere Kneipabende hatten wir im Albrechtsgarten, A. G. genannt, nach dem Turnen in der Kochstraßenhalle, und die angehenden Lebemänner stiegen in den Krug zum grünen Kranz zu hellem Bier von zarter Hand. Hier auf dem Hof — heut steht der Kaiserkeller an der Stelle — war auch eine kleine räuchrige Ungarweinhandlung, und das war die Urzelle von Kempinski.

Die Generation von 1869 spiegelt sich hier in der Periode der achtziger Jahre. Man las die Vossische Zeitung, sammelte die Sonntagsbeilagen und wünschte sich, auch einmal darin zu stehen. Fontanes Theaterbesprechungen gaben dem Literaturhunger der Sechzehnjährigen eine ganz neue Nahrung. Dies Sprechen vom unmittelbaren Eindruck aus, diese voraussetzungslose Einstellung, dies plauderhafte Fabulieren über etwas Gesehnes, als ob man Kindern ein Märchen erzählt, das löste vom Papiernen, Abstrakten der Pennalscholastik und machte uns Mut zu unseren eigenen Sinnen. Und dann erschienen in der Voß Fontanes „Irrungen Wirrungen"; verschlungen, ausgeschnitten und zusammengeklebt wurden sie, darüber gingen uns die Augen auf, und so wuchsen die Jungen von der Schulbank in das große Jahr der Freien Bühne hinein.

Um- und Beiklang weckt Holländers Buch, und auch an die ersten Studentensemester muß man denken, als der cand. phil. Felix Holländer unserer Sippe der freien Pfungstädter — die Überlebenden schreiben nun wirklich in der Sonntagsbeilage, aber sie sammeln sie nicht mehr — aus hastig zerknüllten Korrekturbogen Kapitel eines Romans Jesus und Judas aufregungsheiser vorlas.

Doch diese Randeinfälle, denen ich hier vielleicht allzugern nachgebe, könnten ein falsches Bild des Buches liefern, als spiegelte in ihm ein arrivierter Schriftsteller mit bewußter Kulturanalyse seine Vergangenheit und triebe autobiographische Quellen- und Wurzelspekulation.

Davon kann gar nicht die Rede sein; denn wirklich, dieses Buch ist rein und still und ganz zurückhaltend in der Hindeutung auf literarische Zukünfte. Bei seinen Rückblicken erstrebt es durchaus die Loslösung von dem gegenwärtigen Zustand und die lautere Einversetzung in jene frühen Jahre. Das gelingt ihm echt und ganz. So scheint das Buch für den, der es geschrieben, ein Heimfinden; „unser Haus" wird ihm eines jener „Frey-Häuser" mit Asylrecht. Und aufs Portal schreiben wir ihm das Novaliswort: „Wo gehen wir denn hin? Immer nach Hause."

Felix Poppenberg

Herrschaft und Dienst*

Als Friedrich Nietzsche die Rechte eines großen Willens der allgemeinen Bürgerlichkeit und Bildung entgegensetzte, sagte er deutlich genug, daß nur große Ziele das Recht der Freiheit begründen: nicht frei wovon? sei zu fragen erlaubt, sondern frei wozu? Aber die vielen, die ihn lasen, entnahmen sich vor allem die Freiheit der zügellosen Individualität, und der Trieb zur allgemeinen Gleichheit, die Nietzsche so verhaßt war, wurde in der Folge nur noch zielloser und häßlicher. Wolters hat nun ein Bild dessen gegeben, was unserm geistigen Leben am tiefsten mangelt, ein Bild von: Herrschaft und Dienst. Mit Nietzsche kämpft er gegen die Gleichmacher und wirft ihnen vor, sie zerrissen den lebendigen Menschheitskörper und „vernichteten alle großen Gegensätze der Welt und der Seele so sehr, daß sich Himmel und Erde zu einem wohlgerundeten, auch dem Kleinsten überschaulichen, dem Bequemsten beschaulichen offenen Teller verflachten, auf dem

* Friedrich Wolters „Herrschaft und Dienst". Einhornpresse, Otto von Holten, Berlin.

sie alle die Gleichheit der würdelosen Gebärde und die Freiheit der ziellosen Verneinung erlangten". Aber Nietzsches Herrschende sind einsam und sehnen sich in ihrer Qual nach dem Kinderland, nach dem künftigen Übermenschen; seine Dienenden sind wenig geliebt und fast verachtet. Wolters lehrt nicht die Not dieses vereinsamten Genies. In glücklicher Gewißheit preist er die Lust des Dienens, die der Lust des Herrschens als das ewige Gleichgewicht gesetzt ist. „Denn der Mensch ist keine Brücke zum Übermenschen, sondern selbst das Gefäß alles Übermenschlichen: er braucht sich nur zu öffnen, um alles Hohe und Höchste in sich zu zwingen, und sind die Öffnungen verschüttet, die Kräfte erlahmt oder ungeübt, so bereite er sich auf den Stufen des Dienstes, und er wird gewiß sein, die beseligende Kraft der im Geistigen Reiche Verbundenen zu fühlen." Die lebendige und wirkende Kraft des Buches besteht aber nicht darin, daß der wesentliche und allgemeine Vorgang in seiner ewigen Bedeutung dargelegt wurde, sondern darin, daß dies Buch selbst eine Auswirkung solcher geistigen Herrschaft ist und als ein geformtes Erlebnis vor uns steht. Es beschreibt nicht nur das Einströmen des Stefan Georgeschen Geistes in eine ungeordnete und unbeherrschte Menschheit, sondern es ist selbst ganz der Vorgang, von dem es redet, es ist selbst ganz erfüllt von George. Wer das Verlangen hat, Stefan Georges Dichtung als geistige und seelische Kraft, nicht als literarische Erscheinung in sich aufzunehmen, der wird heute keinen besseren Führer als Wolters' „Herrschaft und Dienst" finden. Wir verweisen auf die Tatsache, daß ein Teil des Werkes Aufnahme in den „Blättern für die Kunst" gefunden hat und auf die ausführliche Besprechung in Gundolfs Aufsatz im „Jahrbuch für die geistige Bewegung" (Berlin. Bei Otto von Holten. 1910), in dem Wolters den früheren Analysen von Klages und Borchardt entgegengestellt wird.

Es ist hier nicht der Raum zu sagen wie dies scheinbare Einzelerlebnis zum universalen Geschehen und Gesetz sich erweitert hat. Die Art, in der die Stufen des Dienstes aufgebaut werden, gemahnt an Platos Staat, an Goethes „Pädagogische Provinz"; die Aktivität des Willens weist deutlich auf die gegenwärtige Gestaltung des Lebens; die Betrachtung des ewigen Seins ist durch sichtbare und verborgene Fäden mit den Gipfeln indischer und hellenischer Weisheit, deutscher Mystik verknüpft. Den geschulten Historiker, den wissenden Philosophen fühlt man aus jedem Satz, obwohl kein Satz gelehrtenhaft ist. Alles ist sachlich und ganz aufs Wirkliche gerichtet, aber alles ist zugleich in hohem Sinne Symbol und von unmittelbarer Schönheit. Über seinen Stil sagt Gundolf: „Seine sonore, geschmeidige, anschauliche, durchleuchtende Sprache bedeutet eine neue Form des gehobenen Sagens. Sie ist gleich entfernt vom Fachlichen und Rednerischen wie vom Poetischen und Salbungsvollen und trägt die Elemente einer vielfältigen Bildung und Erfahrung, in einem glühenden Erlebnis völlig umgeschmolzen, ohne Stockung und Wirbel mit gelassener und sicherer Flut dahin, jeder Buchtung des Gegenstands nachgebend und im Nachgeben selbst Trieb und Wille."

Melchior Lechter hat das Buch ganz aus dem liebenden Verstehen des geistigen Werkes geformt. Der gehobenen Prosa entspricht das monumentale Format der Seiten, die große und so leicht lesbare Drucktype, die auf dem groben Papier einen prächtigen Druckspiegel bildet. Jedem der drei Teile des Werkes ist eine breite ornamentale Randleiste zugeteilt, die eine erhaben-strenge Engelsgestalt umfaßt: Der Engel des Reiches blickt nieder auf den Tempel, den er in den Armen trägt; der sterngekränzte Engel des Herrschers hält das Schwert in den Händen und schaut mit dem Blicke unwandelbarer Sicherheit in endlose Räume; der Engel des Dienstes

hebt die Kerzen und blickt über sich, wo die Flammen seiner Kerzen mit der Flamme eines Weihgefäßes zusammenschlagen. Dem ganzen Werk vorgesetzt sind zwei Titelseiten, die zusammengefaßt eine einheitliche Fläche von wundervoll reicher Zierde und schönster rhythmischer Gliederung ergeben. Schon die beiden schwarzen Tafeln mit den ausgesparten Buchstaben des Titels und des Leitspruches sind durch kunstvolle Anordnung ein köstlicher Schmuck geworden. Über diesen einfachen Formen stehen die herben, bewegten Formen der mit Tiaren gekrönten Einhörner, und das Ganze ist eingefaßt von einem Teppich verschlungenen Ranken- und Blattwerkes, der nur mit den besten Werken des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts verglichen werden kann. Wir haben bei diesem so glücklichen Gelingen die frohe Erwartung der weiteren Folge, von der der stärkste Einfluß auf die deutsche Buchkunst zu erwarten ist.

Kurt Hildebrandt

Antiquitäten

Einmal in jedem Monat einige Nachmittage hindurch läßt der Auktionator und beeidigte Sachverständige beim Königlichen Landgericht in der großen preußischen Provinzstadt, Herr Kuhnke, in „eigener Halle mit Oberlicht" die Antiquitäten und Kunstgegenstände versteigern, deren Besitz eine Notwendigkeit des „kunstsinnigen Geschmacks der hochgeehrten Herrschaften unserer Stadt" bildet. Bei dieser Auktion finden sich dann die fremdartigsten Leidenschaften, Spekulationen und Lächerlichkeiten zusammen, die „unsere Stadt" aufzutreiben vermag. Die auseinander gelegensten Gesellschaftsschichten berühren sich, und unter dem Zauber des Namens „Antiquitäten" vermag Frau Exzellenz von Kieselstein und Rohrziegel dem Trödler Bredebeck aus der Kirchgasse huldvollst lächelnd ein Wort der Anerkennung über die Schönheit der Antiquität (eine verbeulte Zinnlampe oder ein schlechter Teller aus den fünfziger Jahren) zuzurufen, auf die die Exzellenz selber bis eine Mark fünfzig Pfennige mitgegangen war und die Herr Bredebeck dann für zwei Mark exklusive zehn Prozent Aufgeld errungen hatte. Man sollte sagen, daß jede gesellschaftliche Abstufung geglättet sei. Der Zauber der Antiquitäten vollbringt das Unmögliche. Eine Exzellenz lacht einem Trödler zu.

Aber das fällt hier schon nicht mehr auf. Denn, weiß Gott, es sind höhere Dinge im Spiel. Frau Dr. Bellers hat ein Büfett mit einer Zinnsammlung, während Herr Regierungsrat von Knövenagel hinwiederum ein solches mit einer Messingsammlung hat. Frau Professor Körtling hat rundum ihr Speisezimmer ein Bord mit Tellern und darüber eine Sammlung alter Stiche, und das alte Fräulein von der Pforten sammelt Tassen und Miniaturen, Gläser und Silhouetten. Aber was bedeuten die Liebhabereien dieser Spezialisten gegen die „holländische Ecke"? — Ich frag mich bei jeder Auktion: wer in unserer Stadt hat keine holländische Ecke und was sammelt jeder nicht in seiner holländischen Ecke, vom Herrn Rittmeister von Schmidt angefangen über Frau Wedekind und Herrn Rechtsanwalt Lewy bis zu der zugewanderten, lustigen rumänischen Witwe mit den haselnußdicken Brillanten in den Ohren und dem roten verzogenen Sweater. Aber schlecht gekleidet sind sie ja alle. Daran gewöhnt man sich auch bald, insbesondere da ja hier höhere intellektuelle Interessen — Antiquitäten — im Spiel sind. Man kann seinen innern Wert also anders dokumentieren und hat nicht nötig, sich nicht zu kleiden wie ein Marktweib. Ich muß sagen, am sympathischsten bei diesen Provinzvorstellungen sind wirklich schon die kleinen, verschlagenen Altertumshändler, die zugleich verhohlen die Preise hochtreiben und die paar guten Sachen an sich ziehn, ohne daß die andern es merken.

Gewiß, man wird fragen: was hat die Antiquitätenauktion in Ihrer Stadt schließlich schon für eine große Bedeutung, daß Sie so viel Aufhebens davon machen wollen?

Aber sie ist ja ein Symptom der Zeit. Die holländische Ecke der Oberleutnants, Regierungsräte und Zahnärzte ist ein Symbol der zeitgenössischen allgemeinen Wohnungspflege in Deutschland. Die ganze Auktion in „eigener Halle mit Oberlicht" des beeidigten Sachverständigen Hermann Kuhnke ist ja nicht nur einmal im Monat in der großen preußischen Provinzstadt, sondern vollzieht sich ununterbrochen im ganzen Land. Ihr Bild in unserer Stadt ist nur eine Karikatur bestehender Verhältnisse, die für die Oberflächlichkeit, das Irregehn und die Unsicherheit des Geschmacks unseres Mittelstandes zeugen.

Was sind denen von uns, die nicht „sammeln" (weder aus Snobismus noch aus wissenschaftlichen oder genießerischen Gründen), Altertümer?

Es sind schöne Gegenstände vergangener Zeiten, und viele werden gewiß eine sehr sachliche und fruchtbare Liebe zu ihnen haben. Man kann sogar behaupten: eine Liebe aus Notwendigkeit. In der ebenen und ruhigen Linie, mit der sie aus ihrer fernen, abgeschlossenen Entwicklung heraus zu uns stehn, halten sie sich uns mit einer stillen, wohligen Gefühlssicherheit entgegen, mit jener gewissen Stabilität des Stils, die den Möbeln und Kunstgegenständen, in denen der Atemzug unserer Zeit warm ist, noch meistens fehlt, und freilich auch mit dem seelischen Patinareiz alter Begebenheiten, die ihre Formen und Flächen, nach unserer Phantasie, berührt haben mögen. Man kann sich einerseits leicht vorstellen, daß manche Menschen von ausgebildetem Geschmack sich gegen die Durchschnittsminderwertigkeit des Geschmacks unserer zeitgenössischen Fabrikanten und gleichermaßen gegen den lügnerischen Ersatz durch Stilmöbel sträuben, wo sie sich aber auch an das Revolutionäre und noch unruhig Sucherische der modernen Werke stoßen. Andererseits haben die meisten von uns, denen schöner Hausrat nahe geht, leider nicht so viel Geld, um über Material und Arbeit hinaus auch noch die bei den wirklich guten Stücken sehr teure Phantasie des Künstlers zu bezahlen. Kennt man eine Landschaft einigermaßen und hat man Geduld und ein bißchen Geschick sie abzusuchen, so kann man sich mit alten Sachen viel billiger einrichten, als selbst mit weniger guten neuen. Ein sehr schöner alter Schrank kostet bei einem billigen Antiquar, wie es in der Provinz überall welche gibt, nicht einmal die Hälfte von der Kompromißware der Möbelhändler, die fast allein der Mehrzahl unserer Börsen zugänglich ist. Man kauft mit fünfzig bis zweihundert Mark einen Schrank, der das ruhig schöne Gehaben einer alten Geschmackspflege in sich trägt, wo man für ein Stück, das materiell dasselbe, aber aus unsern modernen Möbelbasaren bezogen ist, über das Dreifache opfern muß. Und da die alten Gegenden sowieso ausgeraubt werden — weshalb sollten Leute von weisem Geschmack gewissenhafter sein, als die Snobs und die Händler, die aus dem, was wirkliche Kunst ist, nur Spekulation machen.

Denn das ist ja das Merkmal der Kunstauktionen des Herrn Kuhnke und der Zustände, die sie versinnbilden und karikieren, daß nicht innere oder äußere Notwendigkeit den Besitz dieser „Antiquitäten" erheischt, sondern die Mode. Die Mode hebt wie überall den Zusammenhang zwischen Bedürfnis und Geldpreis auf. Sie macht aus Realitäten Spekulation mit dem gleichen Schritt, wo sie aus Liebe Snobismus gemacht hat. Die Mode befruchtet die Fälscher und läßt sich nicht im geringsten stören durch Prozesse, wie der jüngste gegen die Fälscher in Münster einer war, denn sie ist von einer dummen Dickköpfigkeit. Die Preise werden sich noch immer mehr steigern, die Antiquitätenfexe wer-

den es den Museen (den wissenschaftlichen Sammlern) und den aus Notwendigkeit sammelnden Liebhabern immer schwieriger machen. Überall an unserm Weg sitzen diese verfluchten Dilettanten, ob sie nun zeichnen oder ob sie nun Antiquitäten sammeln.

Denn das Gefährlichste an dieser Mode liegt darin, daß sie die starke Strömung, die unser Kunstgewerbe eingeschlagen hat, gleichgültig beiseite abfließen läßt. Es sind ja durchschnittlich immerhin noch innerlicher veranlagte Menschen, die die Mode gefangen nimmt und von der Anteilnahme an dem lebendig Werdenden abkehrt. Die hohle Oberflächlichkeit, das dumme und schwächliche Abseitsliegenlassen von Dingen, die in den Adern unserer Zeit aufleben, um andern zu folgen, deren inneres Wesen doch unverstanden bleibt, wirkt bei unserm wohlhabenden Mittelstand, daß die moderne Renaissance niemals den Hochpunkt der allgemeinen Durchbildung erlangt. Bevor wir aber noch nicht dort angelangt sind, es für selbstverständlich zu halten, daß schöne, neuzeitliche Möbel und Zierate gemacht werden, die kleinen Handwerker und Fabriken, die zum Durchschnitt gezwungen sind, nicht anders von der Masse des Reichtums unterstützt werden und die Werke der tüchtigen Künstler noch nur als Kuriositäten gelten und bezahlt werden, ist es nicht möglich, bei Einrichtungen Sparsamkeit und Schönheit in Einklang zu bringen. Soll man von einer Schuld sprechen? Ich glaube, es sind die Heimatschutzvereine, denen wir sonst dankbar sein müssen, die durch ihre Bemühungen um die Erhaltung alter Dinge, deren Bedeutung sie unablässig und oft von unberufensten Stimmen so hoch preisen ließen, diese Mißverhältnisse verschuldet haben.

Norbert Jacques

Zeitgeschichtliches

Der Papst schreibt dem deutschen Theologieprofessor einen Eid vor, worin er sich unerschütterlich zu allen Wahrheiten bekenne, die die Kirche durch ihr unfehlbares Lehramt definiert, aufgestellt und erklärt hat. Zu Gott, dem Anfang und Ende aller Dinge, auf sichere Weise erkannt durch das Licht der Vernunft. Zu den äußeren Argumenten der Wahrheit, den göttlichen Tatsachen der Wunder und Prophezeiungen, den sicheren Zeichen des göttlichen Ursprungs der Religion. Zur Kirche als Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes, gestiftet von Christus in Person während seines Lebens unter uns. Zu Petrus als dem Oberhaupt der apostolischen Hierarchie, auf die die Kirche bis ans Ende der Zeiten gebaut ist. Zu den von den rechtgläubigen Vätern überlieferten Dogmen des Glaubens und zur absoluten Verwerfung der Lehre von der Evolution der Dogmen, insbesondere des Irrtums, an Stelle des christlichen Glaubensschatzes, der der Braut Christi und ihrem wachsamen Hüter anvertraut ist, eine philosophische Fiktion oder eine Schöpfung des menschlichen Gewissens zu setzen. Zu den Verurteilungen, Erklärungen, Vorschriften, die in der Enczyklika Pascendi und im Dekret Lamentabili enthalten sind und besonders die Irrlehre betreffen, als ob der Christ sich in einen Gläubigen und einen Historiker spalten und der Historiker das aufrecht erhalten könne, was dem Glauben widerspricht, oder die Heilige Schrift und den übernatürlichen Ursprung der katholischen Tradition nach der Arbeitsmethode der Rationalisten betrachten dürfe, oder daß es Göttliches im pantheistischen Sinne gebe. Endlich zu dem Glauben, den er bis zum letzten Atemzuge festhalten wolle: zu dem Glauben der Kirchenväter über das sichere Kriterium der Wahrheit, wie es im Episkopat durch die Nachfolgerschaft der Apostel überliefert sei . . Die Theologieprofessoren schwören diesen Eid.

Europäische Arbeiter bekunden ihre Solidarität mit hingerichteten japanischen Anarchisten; konservative Abgeordnete des preußischen Landtages weigern sich, mit einem Sozialdemokraten in demselben Konvent zusammenzusitzen.

Um die Journalisten zu größerer Achtung vor der Heiligkeit des Privatlebens zu zwingen und dieses von der Sphäre des öffentlichen Interesses streng abzusondern, schlägt eine (konservative) lex Wagner vor, für verleumderische Beleidigung durch die Presse im Höchstmaß eine Strafe von zehntausend Mark, eine Buße von zwanzigtausend Mark und zwei Jahren Gefängnis zu verhängen. Der Begriff des öffentlichen Interesses und die Ausdehnung des Wahrheitsbeweises bestimmt der Vorsitzende der Gerichtsverhandlung.

Die Zeitschrift „Pan" wird zweimal konfisziert, weil in ihr veröffentlichte Tagebuchblätter des Dichters Gustave Flaubert (geb. 1821, gest. 1880) das preußisch-berlinische Schamgefühl beleidigen.

Ein Verfassungsgesetz für Elsaß-Lothringen stellt fest, daß dieses Land nach einundvierzigjähriger Zugehörigkeit zum Deutschen Reich nicht reif ist, in den Bund der deutschen Staaten als gleichberechtigt aufgenommen zu werden.

Zur Befruchtung und Förderung der reinen und angewandten Forschung ist auf Anregung Wilhelms II. die Kaiser Wilhelms-Gesellschaft begründet worden. Der geringste Jahresbeitrag beträgt zwanzigtausend Mark. Ansehnliche Donatoren werden aus kaiserlichem Vertrauen zu Senatoren ernannt und erhalten, als Abzeichen ihrer Würde, einen grünsamtnen Talar mit rotem Aufschlag und Goldlitzen.

Ein deutscher Gelehrter gibt den Rat, daß die Juden sich taufen lassen; aber die Juden wollen noch nicht. Es wird bei dieser Gelegenheit festgestellt, daß ein Jude mit einem Reichskanzler ja mit dem größten deutschen Dichter in Freundschaft und mit einem Kaiser in Verkehr stehen kann und doch bekennen muß, von der bürgerlichen Gesellschaft nicht aufgenommen zu sein.

Die Frauen der fortschrittlichen Volkspartei veranstalten einen politischen Tee mit Reden, Gesang und Saitenspiel.

Es gibt keine Geschichte: darum bitten wir unsere Leser, Bemerkungen und Beobachtungen zu solchen Tatsachen einzusenden, die ihnen in irgendeinem Augenblick des Zornes oder der Freude als Geschichte erscheinen.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die Gewerkschaften/ von Franz Oppenheimer

Darüber, was die Gewerkschaft für die Arbeiterklasse leistet oder leisten kann, herrscht ein alter wissenschaftlicher Streit. Die eine Partei hält die Gewerkschaft gradezu für berufen, die soziale Frage zu lösen, d. h. die Arbeiterschaft als Totalität Stufe um Stufe höher zu heben, bis die Quantität in die Qualität umschlägt, und sie aufhört als Arbeiterschaft zu existieren: sie ist nicht mehr der Inbegriff der Besitzlosen, der, wie Marx sagt, „der eigenen Produktionsmittel Entbehrenden", sondern sie hat sich zum Besitz eigener Produktionsmittel emporgearbeitet, ist Herr der Wirtschaft geworden, und der Mehrwert der kooperierenden Arbeit fließt nicht mehr an ihre Arbeitsherren, sondern in ihre eigene Tasche. Diese Auffassung hat ihre bedeutendste wissenschaftliche Vertretung bei Eugen Dühring gefunden, der die bekannte Wagnersche Denkschrift mindestens inspiriert hatte; sie wurde dann namentlich von Lujo Brentano und Schulze-Gaevernitz vertreten und hat selbstverständlich in dem Kreise der Gewerkschaftsführer selbst ihre zahlreichsten Anhänger.

Auf der andern Seite steht die polar entgegengesetzte Anschauung, daß die Gewerkschaft schlechthin unfähig sei, die Lage der Arbeiterschaft zu beeinflussen. Der Lohn bestimme sich durch Angebot und Nachfrage, das heißt durch das Verhältnis zweier Kräfte, die dem Einfluß der Gewerkschaft völlig entzogen seien. Der Einfluß der Gewerkschaft auf Lohn und Lebenshaltung der Arbeiter sei ein nur scheinbarer, die Anschauung der Gewerkschaftsfreunde sei ein Trugschluß. Es liege eine Verwechselung zwischen Ursache und Folge vor. In der Tat falle nämlich Aufschwung des Lohnes und Blüte der Gewerkschaften in der Regel zusammen. Aber es sei ein Irrtum anzunehmen, daß der Lohn hochstehe, weil die Gewerkschaften blühen, sondern das Umgekehrte sei richtig: die Gewerkschaften blühen, weil der Lohn hochsteht. Wenn allgemeine gesellschaftliche Verschiebungen die Lage auf dem Arbeitsmarkt für die Arbeiter günstiger stellen, wenn der Kurs der Arbeit steige, weil das Verhältnis von Angebot und Nachfrage ihr günstiger sei, dann seien die Arbeiter pekuniär in der Lage und psychologisch in der Stimmung, größere Aufwendungen für ihren Zusammenschluß zu machen, und die Gewerkschaften kommen zur Blüte.

Diese Auffassung wird von zwei Schulen vertreten, die sich fast in allen übrigen Beziehungen bis aufs Messer bekämpfen: einerseits von den „Scharfmachern", den Feinden der Gewerkschaft und Verfechtern des Fabrikfeudalis-

mus, unter denen der wohlbekannte Alexander Tille die Rolle des Vorkämpfers spielt — und andererseits von den orthodoxen Kampfhähnen der Marxschen Richtung. Ihnen gilt grundsätzlich von jeher die Gewerkschaft als ein kleinbürgerliches Palliativmittelchen, als das ganz aussichtslose Bestreben, auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaftsordnung wesentliche Verbesserungen der Arbeiterlage herbeizuführen; und es ist ja allgemein sehr wohl bekannt, wie zögernd und gegen welche Widerstände die sozialdemokratische Partei allmählich in der Frage der Gewerkschaft Schritt für Schritt von ihrer ablehnenden Haltung ab-, zuerst zu einer feindseligen, dann zu einer wohlwollenden Neutralität und schließlich zur Sympathie gedrängt worden ist.

Wie bei allen Problemen der praktischen Ökonomik, so hängt auch bei diesem die Stellungnahme ab von der theoretischen Grundauffassung, von der die einzelnen Beurteiler ausgehen. Hier handelt es sich namentlich um die Stellung zu dem wissenschaftlichen Lohnproblem. Je nachdem man sich auf die eine oder die andere der möglichen Theorien stellt, wird man die Frage nach der Bedeutung der Gewerkschaft so oder so beantworten. Dafür ist charakteristisch, daß sowohl die Scharfmacher, wie die orthodoxen Marxisten grundsätzlich von der gleichen Lohntheorie überzeugt sind: sie stehen noch immer auf dem Boden der sogenannten Lohnfondstheorie, wonach der Lohn sich bestimmt durch das Verhältnis zwischen dem Angebot des Kapitals einerseits und der Nachfrage nach dem Kapital durch die Arbeiter andererseits. Es ist nicht nötig, hier darauf einzugehen, wie sich die Marxsche Lohnfondstheorie von der manchesterliberalen unterscheidet: es wird genügen festzustellen, daß beide grundsätzlich von der gleichen eben angedeuteten Auffassung ausgehen, und daß es mithin nicht erstaunlich ist, wenn sie grundsätzlich zu denselben Konsequenzen gelangen.

Nun ist die Lohnfondstheorie außer von jenen Praktikern und diesen Theoretikern von allen Schulen als völlig unzureichend aufgegeben worden. Wir werden daher die uns interessierende Frage von der Prämisse der einzigen Lohntheorie aus anzugreifen haben, die meines Wissens im Augenblick den Anspruch erheben darf, eine solche zu sein. Es ist das die „Monopol-Lohntheorie", die ich in meinem soeben erschienenen Lehrbuch (Theorie der reinen und politischen Ökonomie, ein Lehr- und Lesebuch für Studierende und Gebildete. Berlin, Georg Reimer) entwickelt habe.

Unter dem Begriff des Lohnes versteht die theoretische Ökonomik seit jeher den Inbegriff einer zusammenhängenden Reihe von Lohnstufen, die sich in Form einer Pyramide übereinander aufbauen. Je höher die Qualifikation der Arbeitskraft entweder durch besondere Begabung des Körpers, Geistes oder Willens oder durch besondere Vorbildung und Ausstattung, um so höher ist der Lohn der einzelnen Lohnklasse. Die absolut unseltenste Qualifikation der rohen ungelernten Arbeit bildet die tiefste Stufe, die Basis der Pyramide; darüber bauen

sich, eine immer kleinere Zahl von Arbeitenden umfassend, die höheren Stufen in der Reihenfolge ihrer Seltenheit auf, bis oben die allerseltensten Qualifikationsstufen der höchstbegabten Gelehrten, Künstler, Techniker, kaufmännischen Organisatoren die Spitze bilden.

Alle diese Lohnklassen stehen unter sich in einem zwar etwas elastischen, aber unzerreißbaren Zusammenhang, in einer „natürlichen Distanz" der Entlohnung, die durch die Konkurrenz bestimmt und nach jeder Störung wieder hergestellt wird. Wenn eine besondere Lohnklasse durch irgendwelche augenblicklichen Verhältnisse von Angebot und Nachfrage aus ihrer natürlichen Distanz zu den benachbarten Klassen herausgeworfen wird, stark steigt oder fällt, dann setzt sofort die Konkurrenz ein mit dem Resultat, die natürliche Distanz wieder herzustellen. Und zwar fließen Arbeitende ab, wenn der Lohn fällt, und strömen zu, wenn er steigt. Im ersten Fall sinkt das Angebot gegenüber der Nachfrage, und der Lohn hebt sich wieder, im zweiten Fall steigt das Angebot gegenüber der Nachfrage, und der Lohn senkt sich wieder. Um ein Beispiel aus der neuesten Zeit zu geben: in der ersten Zeit des Automobilismus standen die Löhne der Chauffeure sehr hoch. Das war für viele tüchtige Schlosser, Monteure usw. ein Ansporn, sich dem hochbezahlten Beruf zuzuwenden; darum sank in ihrer bisherigen Lohnklasse das Angebot von Arbeit, und der Lohn hob sich, und umgekehrt stieg in der Klasse der Chauffeure das Angebot, und der überhohe Lohn senkte sich; und das setzte sich fort, bis die natürliche Distanz zwischen den Löhnen der Schlosser usw. einerseits und der höheren Qualifikationsstufe der Chauffeure anderseits wieder hergestellt war.

Dieses pyramidenförmige System der Lohnstufen nennt die Theoretik den „Lohn" schlechtweg. Bis hierher habe ich nichts dargestellt als die alte Theorie, wie sie bereits von Adam Smith in allem Wesentlichen entwickelt worden ist. Aber, wenn sie auch grundsätzlich völlig richtig war, so hat sie doch angebrachtermaßen in einem sehr wichtigen Punkte geirrt; sie glaubte, die niedrigste aller Lohnstufen, die Basis der Pyramide, werde gebildet durch die Lohnklasse der städtischen unqualifizierten Tagelöhner. Das aber ist falsch. Vielmehr wird diese Klasse dargestellt überall dort, wo Freizügigkeit besteht, durch die Lohnklasse der ländlichen unqualifizierten Tagelöhner. Ihre Zuwanderung in die Städte bestimmt durch ihre Konkurrenz den Lohn der städtischen Tagelöhner, und dieser Lohn wieder durch ihre Konkurrenz nach dem geschilderten Zusammenhang die Löhne aller oberen Stufen bis empor zur Stufe der technisch-industriellen Beamten und darüber hinaus. Was aber bestimmt nun den Lohn der landwirtschaftlichen Tagelöhner? Um diese Frage zu beantworten, muß man das Lohnsystem nicht in seiner örtlichen Erscheinung, sondern in seinem weltwirtschaftlichen Zusammenhang ins Auge fassen, muß den Weltarbeitsmarkt betrachten. Und da zeigt sich auf den ersten Blick: jeder lokale Tagelohn land-

wirtschaftlicher Arbeit bestimmt sich durch die Kosten der Heranschaffung auswärtiger Landarbeiter. Der Lohn zum Beispiel des deutschen Landarbeiters im Osten unserer Monarchie wird bestimmt durch die Kosten, die der galizische, russische, ungarische Sachsengänger bei gleicher Arbeitsleistung verursacht, das heißt durch seinen Lohn zuzüglich der Reisekosten, Grenzüberwachungskosten, Impfkosten usw. usw. Und wenn man diesen Dingen in ihrer vollen Weite nachgeht, so erkennt man, daß das Niveau jedes landwirtschaftlichen Tagelohns im westlichen Europa und in Amerika bestimmt wird durch die Löhne, die im äußersten Osten, in den „Gebieten des höchsten sozialen Druckes", der fast noch hörige Tagelöhner von seinem Grundherrn bewilligt erhielt. Hier, im feudalen Rußland, in dem vom Großgrundeigentum ausschließlich beherrschten Polen und Ungarn, ist die Landbevölkerung noch stark gestaut, durch Auswanderung und Abwanderung noch nicht so stark gelichtet wie weiter westlich. Die Arbeiter konkurrieren daher leidenschaftlich um die Arbeitsgelegenheit, die ihnen das heimische Großgrundeigentum darbietet; und daher steht ihr Lohn dem Existenzminimum nahe, als ein echter „Monopol-Lohn", da sie gezwungen sind, das Existenzminimum zu akzeptieren, wenn sie nicht verhungern wollen. Dieser winzige Lohn ist somit der Bestimmgrund aller landwirtschaftlichen Arbeitslöhne weiter westlich bis nach Colorado und Texas hinein; und da jeder lokale Landarbeiterlohn die Basis der lokalen Pyramide aller höheren Lohnklassen ist, so kann man aussprechen, daß der Lohn oder das Gehalt jedes höheren Arbeiters und Angestellten bestimmt ist durch das notdürftige Einkommen des „Grenzkulis" im Gebiet des höchsten sozialen Druckes.

Diese Lohntheorie, die klar für sich selber spricht, die niemals bestritten worden ist und niemals bestritten werden kann, gestattet das Problem der sozialpolitischen Wirksamkeit der Gewerkschaften zu lösen.

Man erkennt ohne weiteres, daß die städtischen Gewerkschaften unmöglich etwas dazu tun können, den Lohn der Arbeiterklasse als Gesamtheit zu beeinflussen. Der Bestimmgrund der städtischen Löhne liegt ja in Verhältnissen, die ihrem Einfluß völlig entrückt sind; sie haben bisher niemals den Versuch gemacht, aktiv in die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter einzugreifen, und können ja auch kaum daran denken, einen solchen Versuch zu machen. Denn von der praktischen Seite aus gesehen, befinden sich ja die Grenzkulis in Staaten fremder Nationalität, in denen zum Teil, wie in Rußland, die gewerkschaftliche Organisation noch gesetzlich verboten ist, so daß zum Beispiel die deutschen und die englischen Gewerkschaften hier nichts leisten könnten, selbst wenn sie wollten; — und zweitens hat es auch an dem Wollen bisher gefehlt, weil es an der rechten Erkenntnis bisher gefehlt hat. In den alten falschen Lohntheorien befangen, hat die Gewerkschaftstheorie ihren Blick fast niemals auf das Landproletariat gerichtet. Nur ein einziges Mal bin ich in einer englischen Fachabhandlung dieser

Erkenntnis begegnet. Ein großer britischer Gewerkschaftsführer sprach dort klipp und klar aus: „Solange die Einwanderung vom Lande aus dauert, würde es überaus schwer, ja nahezu unmöglich sein, die unqualifizierten städtischen Arbeiter gewerkschaftlich zu organisieren.“

Man erkennt ferner, daß die Scharfmacher einerseits und die orthodoxen Marxisten andererseits grundsätzlich völlig recht haben, wenn sie behaupten, daß die bisherige Auffassung von der Wirksamkeit der Gewerkschaft den Zusammenhang umgekehrt, Ursache und Folge verwechselt hat. In der Tat blühen die Gewerkschaften, weil der Lohn steigt, nicht aber steigt der Lohn, weil die Gewerkschaften blühen. Das läßt sich mit mathematischer Sicherheit durch eine einzige Tatsache erweisen: nirgend ist eine Klasse höher im Lohn gestiegen als die Landtagelöhner; man kann die Steigerung ihres Reallohns in England seit etwa 60 Jahren auf 150 Prozent, in Deutschland auf ungefähr ebensoviel veranschlagen: hier aber bestand niemals eine Andeutung einer Gewerkschaft, eines irgendwie gearteten Zusammenschlusses zur Hebung der Lebensbedingungen. Der Lohn ist gestiegen lediglich aus dem einen Grunde, weil, dank der Abwanderung, der Kurs der landwirtschaftlichen Arbeit auf ihrem Lokalmarkte stieg, weil mit andern Worten das Verhältnis von Angebot und Nachfrage sich für die Arbeiter günstig einstellte. Um es ganz im weltwirtschaftlichen Zusammenhange darzustellen: der lokale ländliche Tagelohn stieg, weil die Heranschaffung der Grenzkulis von immer weiter her immer mehr Kosten bedang, in dem Maße, wie das Grenzgebiet des höchsten sozialen Druckes sich weiter nach Osten vorschob. Mit ihrer lokalen Basis hoben sich nun alle höheren städtischen Löhne, und das ermöglichte es den städtischen Arbeitern, ihre Gewerkschaften auszubauen, und steifte ihnen den Nacken zum Widerstand gegen das sie bedrängende Kapital. Sie sehen: in diesem ganzen gewaltigen segensreichen Verschiebungsprozeß hat die Gewerkschaft keine aktive Rolle gespielt; sie ist eine seiner Wirkungen, aber nicht eine seiner Ursachen.

Soweit stimmen wir also mit Scharfmachern und Marx-Orthodoxen überein. Aber jetzt beginnt die Divergenz. Diesen beiden Schulen gelten die Gewerkschaften nicht nur als überflüssig, sondern sogar als schädlich; jenen als schädlich für den Aufschwung der Industrie und die sogenannte Harmonie der Interessen, die ihnen dann gegeben ist, wenn die Arbeiter möglichst widerspruchslos alles dulden, was ihnen der feudale Kapitalismus aufzupacken für gut befindet; und die Marx-Orthodoxen halten die Gewerkschaft für schädlich, weil sie das Interesse des Proletariats spalte, den echt revolutionären Geist abstumpfe und dem politischen Klassenkampf die besten Kräfte und Mittel entziehe.

Ich bestreite, daß diese Konsequenzen aus dieser Prämisse folgen. Die Gewerkschaft hat trotz alledem eine große Gegenwarts- und eine noch viel größere

Zukunfsaufgabe zu erfüllen, und deswegen soll man sie nicht nur erhalten und fördern: man müßte sie geradezu schaffen, wenn sie nicht existierte.

Die Gegenwartsaufgabe besteht darin, die spezielle Lohnklasse, die sich gewerkschaftlich organisiert hat, zu schützen und womöglich zu heben. Das nämlich ist wohl möglich! Wenn die Gewerkschaft auch nicht in der Lage ist, die Basis der Pyramide und damit die sämtlichen Lohnklassen, ihre eigene inbegriffen, mit ihren bisherigen Mitteln emporzuschieben, so ist sie doch sehr wohl in der Lage, unter nicht allzu ungünstigen Umständen für ihre eigene spezielle Klasse Löhne und Lebenshaltung zu erhöhen, und zwar, indem sie die Seltenheit ihrer speziellen Vorbedingungen vermehrt und dadurch die natürliche Distanz gegenüber den unteren Klassen vergrößert. Das ist Klassenegoismus, gewiß! Und ist vom Standpunkt der Allgemeinheit ein weniger idealistisches Bestreben, als alle diejenigen Bestrebungen, die der Gesamtheit dienen. Aber alles hat seine Zeit; und der opferwilligste Mann, die opferwilligste Klasse hat wohl die Pflicht, im großen Moment der Entscheidung die eigenen Interessen hinter denen der Gesamtheit zurückzustellen — aber sie hat nicht minder das gute Recht, ja sie hat sogar die Pflicht, während derjenigen Zeiten, die die Entscheidung vorbereiten, ihre eigenen Interessen mit allen Kräften zu wahren. Und das nicht zuletzt auch im Interesse der Gesamtheit! Denn wer andere emporziehen will, muß selbst feststehen. Und eine Arbeitergruppe, die sich zu kraftvoller Existenz durchgearbeitet hat, wird in der großen Stunde ein besserer Einsatz im Würfelspiel der Geschichte sein, als eine Gruppe von verelendeten Proletariern.

Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnen alle die bekannten Methoden der gewerkschaftlichen Praxis eine höhere Bedeutung auch für die Allgemeinheit. . .

Worin bestehen diese Methoden? Auf den genauesten wissenschaftlichen Ausdruck gebracht, geht das Bestreben der Gewerkschaft dahin, den Lohn ihrer Sonderklasse über seinen sogenannten „natürlichen Preis" zu treiben und andererseits die Angriffe der kapitalistischen Gegner abzuwehren, die das Bestreben haben, den Lohn unter seinen natürlichen Preis zu senken. Was man unter natürlichem Preise zu verstehen hat, werde ich sofort auseinandersetzen; hier sei nur noch hinzugefügt, daß wir, wenn wir hier vom „Lohn" sprechen, nicht nur den Geldlohn im Auge haben, sondern den gesamten Komplex der Arbeitsbedingungen, die die betreffende Lohnklasse erhält.

Unter dem natürlichen Preise der Waren sowohl wie der Arbeit versteht die alte Theorie denjenigen Preis, auf den sich auf die Dauer und im Durchschnitt alle diejenigen Produkte einstellen, die keinen Monopolcharakter haben. Und das sind diejenigen Produkte, die in jeder Menge zu Markt gebracht werden können, wie der Markt sie aufzunehmen d. h. zu bezahlen „beliebt", die sogenannten beliebig reproduzierbaren Produkte. Die alte Theorie übertrug das Schema von den beliebig reproduzierbaren G ü t e r n auch auf die Dienste der Arbeiterklasse,

und bezeichnete dementsprechend als natürlichen Preis der Arbeit oder als „natürlichen Lohn" den bei völlig frei waltender Konkurrenz sich ergebenden Lohnsatz. Wir wollen den Ausdruck für jetzt akzeptieren, ohne uns indessen der Meinung der alten Theoretiker anzuschließen, wonach dieser „natürliche" Konkurrenzsatz des Lohnes auch der naturnotwendige und daher auch der gerechte sei.

Für jede einzelne Lohnklasse ist der natürliche Satz ihres Speziallohnes nach dem vorhin dargestellten Zusammenhang der lokale Landarbeiterlohn mit einem bestimmten Zuschlage, der der natürlichen Distanz der Qualifikation oder m. a. W. der relativen Seltenheit der Vorbedingungen entspricht. Diesen Satz emporzutreiben, ist das Ziel der Gewerkschaft, ihn herabzudrücken, das Ziel der kapitalistischen Unternehmer. Beide haben mit anderen Worten die Absicht, den natürlichen Preis in einen „Monopolpreis" zu verwandeln; denn was nicht natürlicher Preis ist, ist eben Monopolpreis. Die Gewerkschaften suchen einen Monopolpreis ihres Produktes, des so oder so qualifizierten Dienstes, zu erzwingen, die Kapitalisten ihrerseits suchen einen Monopolpreis des von ihnen geleisteten Gegenwerts, des Lohngeldes, zu erzwingen; die Gewerkschaften versuchen, für ihren Dienst mehr als den natürlichen Preis in Lohngeld zu erhalten, die Kapitalisten versuchen, für ihr Lohngeld mehr als den natürlichen Preis in Diensten zu erlangen.

Ein Monopolpreis kommt überall dort zustande, wo die „Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses" bei dem einen Kontrahenten stärker ist als bei dem anderen. Daher ist alles Bestreben der Gewerkschaften und ihrer Klassengegner darauf gerichtet, die relative Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses auf der eigenen Seite herabzusetzen und auf der anderen Seite zu erhöhen. Darauf laufen alle Bestrebungen der Gewerkschaften und der Kapitalisten hinaus. Die Gewerkschaft versucht erstens, die Zahl der Konkurrenten um Arbeit in ihrer Branche nach Möglichkeit zu vermindern, zweitens bei den einmal vorhandenen Konkurrenten die persönliche Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses zu vermindern und drittens das Bedürfnis auf der Gegenseite nach Arbeitern ihres Zweiges zu vermehren. Die Verminderung der möglichen Konkurrenten erreicht ihren stärksten Grad in den alten englischen Trade Unions mit ihren Bestimmungen über sehr lange Lehrlingszeit; wenn die Vorschrift besteht, daß niemand ein Gewerbe ausüben darf, der nicht sieben Jahre lang eine ordnungsmäßige Lehrzeit durchgemacht hat, so wird natürlich die Zahl der möglichen Konkurrenten stark beschränkt; das gleiche leisten die kontinentalen Bestimmungen über Lehrlingswesen, die Vorschriften über Meisterschaft, Lehr- und Gesellenstück, die Beschränkung der Lehrlingshaltung auf einen bestimmten Prozentsatz der reifen Hilfskräfte usw.; und schließlich auch die Bestimmungen anderer englischer Gewerkschaften, denen zufolge nur solche Arbeiter als Mitglieder auf-

genommen werden können, die einen bestimmten Mindestlohn zu verdienen imstande sind. Damit beschränkt man die Zahl der möglichen Konkurrenten auf eine Klasse von relativ hoher Qualifikationsstufe und kann unter günstigen Umständen dadurch einen Monopolpreis des Lohnes erreichen, nämlich dann, wenn es gelingt, die Arbeitgeber zu einer Vereinbarung zu bringen, nach der sie nur Gewerkschaftsmitglieder beschäftigen. Dann sind die Minderqualifizierten von der Konkurrenz ausgeschlossen, die Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses auf der Arbeiterseite entsprechend verringert, und der Lohn kann über den natürlichen Satz getrieben werden. Demselben Bestreben, die Zahl der Wettbewerber zu vermindern, entspringen die Maßregeln vieler Gewerkschaften, einen Teil ihrer Mitglieder durch Wanderunterstützungen und sogar Auswanderungsprämien einem bestimmten lokalen oder nationalen Markte zu entziehen und dadurch die innere Konkurrenz zu vermindern und den Lohn zu treiben.

Die zweite Maßnahme der Gewerkschaften, die diesem Ziele dient, ist die Versorgung der Arbeitslosen auf dem Wege der Versicherung. Dadurch wird die persönliche Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses auf der Seite der Unbeschäftigten, und das heißt auf die Dauer der gesamten Arbeiterschaft, sehr stark herabgesetzt. Wenn nämlich der darbende Mann von einem gewissen Zeitpunkt an einfach gezwungen ist, zu jedem Preise Arbeit anzunehmen und dadurch das Lohnniveau der Gesamtheit herabzuziehen, da auf die Dauer für gleiche Leistung zwei verschiedene Löhne nicht möglich sind, kann der während einer Periode der Arbeitslosigkeit ausreichend unterstützte Gewerkschafter bessere Tage abwarten; er feiert ganz oder sucht eine Nebenbeschäftigung, die seinen Spezialmarkt nicht beeinflußt, und die übrig bleibenden werden durch seine Hungerkonkurrenz nicht geschädigt.

Schließlich geht das Bestreben der Gewerkschaften noch dahin, die Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses auf Seiten der Gegner möglichst heraufzusetzen. Dazu gibt es zwei Methoden. Die erste besteht darin, die öffentliche Meinung zu Hilfe zu rufen. Man agitiert im Publikum gegen die mit Hungerlöhnen hergestellten Fabrikate, namentlich solche der Hausindustrie, und hofft dadurch zu erreichen, daß die betreffenden Unternehmer in ihrem Absatz geschädigt und gezwungen werden, höhere Löhne zu bezahlen. Diese Methode hat kaum mehr als akademischen Wert, da auf die Solidarität des Publikums auf die Dauer nicht zu rechnen ist. Dagegen verspricht das zweite Verfahren größere Erfolge, das darin besteht, die Unternehmer zur Herabsetzung der Arbeitszeit zu zwingen, sei es durch gewerkschaftliche Aktion, sei es durch öffentlich-rechtliche Bestimmungen der Gesetzgebung. Wenn sonst alles beim alten bleibt, ist es klar, daß bei der Herabsetzung der Arbeitszeit von zehn auf acht Stunden 20 Prozent Arbeiter mehr Beschäftigung finden müssen als vorher.

Freilich bleibt nicht alles beim alten; die Herabsetzung der Arbeitszeit bei gleichbleibenden Löhnen hat vielfache Folgen auf die Intensität der Arbeit, auf die Vermehrung und Verbesserung der Maschinerie, auf die Konkurrenzfähigkeit der betreffenden nationalen Produktion mit der ausländischen — jedoch dieser Gegenstand würde eine eigene Untersuchung erfordern.

Ihren höchsten Wirkungsgrad erreichen diese Bestrebungen, die Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses auf seiten der Arbeiter herabzusetzen und auf seiten der Arbeitgeber zu vermehren, im organisierten Streik, der Zurückziehung möglichst aller Arbeiter des betreffenden Zweiges vom Arbeitsmarkt überhaupt und ihrer Unterstützung durch die aufgesammelten Mittel des Verbandes.

Dem Streik entspricht auf seiten der Arbeitgeber der Lockout, die Aussperrung, das Bestreben, möglichst alle Arbeiter des Zweiges und womöglich noch benachbarter Lohnklassen stillzulegen und gleichzeitig auf die Kassen ihrer Gewerkschaften loszulassen, um die Dringlichkeit des Austausches auf ihrer Seite ad maximum zu vermehren. Hier besteht die letzte Absicht darin, den Lohn möglichst tief unter seinen natürlichen Satz herabzudrücken. Dasselbe erstrebt die Kapitalistenklasse in weniger akuter Form mit ihren Methoden des einseitigen Arbeitsnachweises, der schwarzen Listen und der tückisch gezeichneten Abkehrscheine usw., mit der Heranziehung billiger Arbeitskräfte aus der Ferne, wie das namentlich in der Landwirtschaft und im Bergbau zu einem wahren weißen Sklavenhandel geführt hat, und schließlich gegenüber den höheren Lohnempfängern durch die berüchtigte Konkurrenzklausel, die namentlich dann als ein geradezu infamer Mißbrauch der Zwangslage bezeichnet werden muß, wenn sie ehrenwörtlich festgelegt wird.

Das ist Ziel und Methode des Lohnkampfes in allen Zweigen. Wie er ausläuft, hängt namentlich von zwei Dingen ab: von der Zahl der auf beiden Seiten nicht organisierten Außenstehenden einerseits, und von der Stellung, die die organisierte Staatsgewalt dem Lohnkampf gegenüber einnimmt, andererseits. Wo die Arbeiter mit zahlreichen Blacklegs, die Kapitalisten mit zahlreichen Outsiders zu rechnen haben, ist ihre Stellung schwach; wo die eine Partei den größten Teil aller möglichen Konkurrenten organisiert hat, ist ihre Stellung stark; wo beide Seiten durchorganisiert sind, ist der Ausgang überaus zweifelhaft und hängt im wesentlichen von der Konjunktur ab; in Zeiten aufsteigender Konjunktur haben die Arbeiter, in Zeiten sinkender Konjunktur haben die Kapitalisten die größeren Chancen. Wo die Staatsgewalt sich auf seiten der Arbeitgeber stellt, wie in Europa fast überall, sind die Aussichten auch kräftiger Gewerkschaften natürlich verringert; wo sie sich prinzipiell auf seiten der Arbeiter stellt, wie in Neu-Seeland und anderen australischen Staaten, da hilft den Kapitalisten auch der kräftigste Zusammenschluß nicht viel.

Jedenfalls kann unter günstigen Umständen eine kräftig organisierte, den

größten Teil der Fachgenossen zusammenfassende und von Blacklegs nicht stark bedrohte Gewerkschaft ihr Spezial-Lohn-Niveau sehr kräftig heben; und hier liegen natürlich die Bedingungen um so günstiger, je höher die Qualifikationsstufe ist. Denn um so geringer ist die Zahl der möglichen Streickbrecher und Lohndrücker von außen her. Eine starke Gewerkschaft der Unqualifizierten wird kaum je möglich sein: denn jeder geglückte Versuch, den Lohn emporzuheben, verstärkt die Zuwanderung des Landproletariats in die Städte und zerrt ihn wieder herab. Dem gegenüber stehen hochqualifizierte Handarbeiter und noch viel mehr die durch höhere Bildung qualifizierten Kopfarbeiter ungleich günstiger. Ein Verband wie der der technisch-industriellen Beamten z. B. ist wahrscheinlich in der Lage, auf die Länge sehr bedeutende Verbesserungen dieser Sonderklasse durchzusetzen; was unter so günstigen Umständen geleistet werden kann, beweist der Leipziger Verband der deutschen Ärzte, eine echte Gewerkschaft akademisch gebildeter Männer, die alle möglichen Methoden des Gewerkschaftswesens benutzt haben, von der „Warnung vor Zuzug" und der Verlängerung der „Lehrzeit" durch das praktische Jahr, bis zur Unterstützung der Arbeitslosen und dem organisierten Streik gegen die Krankenkassen.

Was ist nun die Wirkung einer solchen glücklichen Hebung eines Sonderlohnniveaus auf die Gesamtarbeiterschaft? Die Gewerkschaft wirkt so, wie nach einem prachtvollen Bilde von Henry George die Gesetze der sozialen Entwicklung überhaupt auf die Kulturvölker wirken: sie dringen wie ein Keil in die ursprünglich einheitliche Masse ein und heben empor, was darüber liegt, während sie herabdrücken, was darunter liegt.

Wenn eine Gewerkschaft ihr Sonderlohnniveau über ihre natürliche Distanz zu den unteren Klassen hebt, so drängt sie gleichzeitig die unteren Lohnniveaus herab. Ein Beispiel wird das klarer machen als alle theoretisierenden Auseinandersetzungen: vor dem großen Dockarbeiterstreik in London fand die ganze ungeheuere Menge der Gelegenheitsarbeiter von London ab und zu Arbeit in den Docks. Nach dem Streik aber und nach Schaffung der Docker-Gewerkschaft hatte zwar ein Teil dieser Masse regelmäßige und relativ hochbezahlte Beschäftigung, der Rest aber fand überhaupt keine Arbeit und keinen Verdienst mehr. So wirkt alle Gewerkschaft: wenn sie nur solche Mitglieder zuläßt, die einen bestimmten Minimallohn zu verdienen imstande sind, so dringt der verhängnisvolle Keil an dieser Stelle in die Masse ein, und alles, was nur um ein weniges geringerwertig ist, wird in tiefere Schichten des Proletariats, unter Umständen bis in den fünften Stand der Boothschen Skala herabgedrückt.

Und darum muß man den Gegnern zugeben, daß die Gewerkschaft, solange sie sich rein auf ihre Sonderziele beschränkt, solange sie nur sozusagen ihre eigene Kirchturmspolitik betreibt, nichts Edleres darstellt als einen meiner Meinung

nach durchaus berechtigten Schichtenpartikularismus, ein egoistisches Gruppenbestreben, das der Gesamtheit der großen sozialen Klasse, in die sie als Einzelschicht eingeordnet ist, eher schadet als nützt. Und so müßte das Verdikt der Theorie folgendermaßen lauten: die Gewerkschaft ist als Mittel des berechtigt egoistischen Klassen- und Schichtenkampfes eine lediglich der kapitalistischen Wirtschaft angehörende Kampforganisation. Sie ist nicht imstande, dem Ausgleich der Klassen, der Lösung des sozialen Problems, der Herbeiführung des sozialen Friedens zu dienen. Um das mit einem Bilde darzustellen: die Gewerkschaft gleicht jenen Dammbauten in der Poebene, die immer höher und höher aufgerichtet werden müssen, um Überschwemmungen zu verhüten, da der Fluß durch seine Anschwemmungen sein eigenes Niveau fortwährend erhöht. Heute liegt die Sohle des Flußbettes bereits über der umliegenden Ebene, so daß die Flußufer durchweg von künstlichen Dämmen dargestellt werden. Natürlich kommt es unter so naturwidrigen Verhältnissen trotz aller Vorsicht und trotz aller Kosten und Arbeit doch einmal zu einem verhängnisvollen Bruch und zu einer Überschwemmung. Solange die Anwohner der Ebene sich auf diese Palliativmittel beschränken, dienen sie nur ihren Sonderinteressen, nicht aber der Allgemeinheit; sie handeln aus berechtigtem Eigennutz, niemand kann ihnen einen Vorwurf machen, aber es liegt auch keine Ursache vor, sie als Wohltäter der Menschheit zu preisen. Das würde erst dann der Fall sein, wenn die sämtlichen Besitzer der Poebene sich zusammenschlössen, um dem Übel an die Wurzel zu gehen; wenn sie im Gebirge die Quellflüsse verbauten, und dadurch zwängen, allen Sinkstoff hoch oben abzusetzen.

Und das ist, gestatten Sie, daß ich im Bilde bleibe, die große Zukunftsaufgabe der Gewerkschaft, von der ich vorher sprach, jene Aufgabe, die weit über die Kirchturmspolitik und den Schichtenegoismus hinausführt zur großen, dem allgemeinen Besten dienenden Heilungs- und Rettungstätigkeit. Die Gewerkschaften, als die stärksten, geschlossensten, reichsten Organisationen der Arbeiterklasse, sind augenscheinlich berufen, die Pioniere des großen Kulturwerkes zu sein, mit dem die Kulturmenschheit die Quellflüsse des Kapitalismus verbauen wird. Sie werden als politische Organisationen die Vorkämpfer der gesetzlichen Maßnahmen sein, die wir brauchen, um dem sinnlosen Kriegszustand zwischen Arbeit und Besitz endlich zu entgehen; und sie werden hoffentlich ihre ungeheueren Mittel an Menschen und Geld auch unmittelbar in den Dienst der praktischen Arbeit stellen, die an die Wurzel des Übels heruntergraben will.

Wo diese Wurzel des Übels liegt, habe ich Ihnen bereits angedeutet. Wenn der Lohn jeder höheren Arbeiterklasse nichts anderes ist als eine Funktion im mathematischen Sinne desjenigen Lohnes, den in den Grenzgebieten des höchsten Druckes im äußersten Osten der ausgepowerte Grenzkuli akzeptieren muß, weil er dem Monopol des Großgrundeigentums, der Bodensperrung, machtlos gegen-

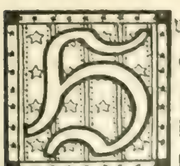
übersteht, so ist es klar, daß es nur eine radikale Lösung des Lohnproblems, und das heißt unter anderem auch des Gewerkschaftsproblems, geben kann. Diese Lösung ist die Beseitigung der Bodensperrung. Es gilt, zunächst im engeren Vaterlande, und dann über alle Grenzen hinaus, den besitzlosen Tagelöhner in den selbstwirtschaftenden, auf ausreichendem Grund und Boden gedeihenden Bauern zu verwandeln. Dann ist die Basis der gesamten Lohnpyramide des Weltarbeitsmarktes nicht mehr das auf das äußerste Maß des Elends herabgedrückte Arbeitseinkommen des Grenzkuli, sondern das Arbeitseinkommen eben des freien Bauern, das schon von Anfang an verhältnismäßig viel höher ist, und das mit jeder Hebung der Bevölkerungsdichtigkeit, der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Zivilisation reißend schnell wachsen wird. Dann müssen alle anderen, alle städtischen Lohnniveaus sich mit dieser ihrer Basis gleichmäßig heben. Wenn Sie ein Bild wollen, so stellen Sie sich die Unterklasse der Welt als ein Pferd vor, das auf der Sohle eines tiefen Grabens mit dem einen Bein in eine Schlagfalle geraten ist. Alle Bestrebungen, den Kopf oder den Hals herauszubekommen, sind notwendigerweise nutzlos und können leicht zum Tode des Patienten führen. Wenn wir aber den Fuß aus der Schlagfalle befreien, dann geht das Tier von selbst aus der Schlagfalle heraus, und Hals und Kopf bleiben nicht unten. Der Kampf gegen die Bodensperre und ihre rechtliche Verdinglichung, das ehemals feudale Großgrundeigentum Europas und das neu geschaffene koloniale Großgrundeigentum über See, wird die nächsten Jahrzehnte der Menschheitsentwicklung beherrschen. Schon regt es sich von allen Seiten; bis tief in die konservativen Reihen hinein erschallt der Ruf nach innerer Kolonisation, das heißt nach Verwandlung des großen Grundeigentums in Bauernbesitz, lauter und lauter; und immer klarer wird es auf der anderen Seite selbst alten Mittelständlern und unzähligen Arbeitern, daß das bisher fast allein angegriffene Kapital nichts anderes als ein schwaches Vorwerk der feindlichen Festung ist, das nur so lange uneinnehmbar bleibt, wie die Kanonen der dahinter liegenden Zitadelle, des Großgrundeigentums, es noch decken. Immer deutlicher richtet sich der Wille und die Kraft namentlich unseres Volkes gegen die winzige Klasse der Landherren, die uns durch ihre parlamentarische Vertretung und ihre bureaukratische Position viel gründlicher und viel gefahrloser aussäckeln, als ihre Vorfahren im Stegreif es mit den Pfeffersäcken der Städte zu tun vermochten. Schon hat der Plänklerkampf begonnen, schon graben die ersten Pioniere die ersten Traversen, um die alte feste Zwingburg anzugreifen. In diesem Kampfe werden, so darf man hoffen, die Gewerkschaften voranstehen, nicht im Interesse ihrer Sonderschicht, nicht einmal sogar im Interesse des gesamten städtischen Proletariats, sondern im Interesse der gesamten Menschheit, soweit sie an Recht und Freiheit gekränkt ist. Lassen Sie sich nicht von Pessimisten irre machen, lassen Sie sich

nicht verführen, diejenigen Utopisten zu nennen, die an eine bessere Gestaltung der menschlichen Gesellschaft glauben, als es die heutige Gesellschaft ist. Immer hat man die Wahrheitspropheten Utopisten gescholten, und jede neue Generation von Philistern hat immer wieder den Zustand für ewig und unwandelbar gehalten, den jene Propheten vorausgesagt und herbeigeführt hatten. Selbst ein Aristoteles hielt die Sklaverei für eine ewig unentbehrliche Einrichtung aller Kulturmenschheit, der feudale Adel Frankreichs hielt noch 1788 eine andere Ordnung als die feudale Unordnung für absolut unmöglich, und so verschließen sich auch unsere Kapitalisten der Tatsache, daß alles fließt, daß nichts fest ist, und daß es ein Maß in allen Dingen gibt. Die Gewerkschaften werden auch dem höchsten Anspruch an soziale Ethik genügen, wenn sie bei aller Wahrung ihrer Sonderinteressen das große allgemeine Menschheitsziel festhalten, entschlossen, ihm zu seiner Zeit zu dienen, sich ihm im Notfall sogar zum Opfer zu bringen, damit sich erfülle, was Konrad Ferdinand Meyer in seinen Versen weissagte:

„Gesättigt wird das menschliche Geschlecht
Mit Wahrheit werden und getränkt mit Recht.“

Der Gletscher/ Roman von Johannes V. Jensen

(Schluß)



Hvidbjörn und die Grävlinger kamen jedenfalls gut miteinander aus. Jeder hielt an seinen Gebräuchen fest. Und die waren ziemlich verschieden. So verbrannten zum Beispiel die Grävlinger ihre Toten noch . . . eine jetzt sinnbildlich gewordene Handlung, die aus einer Vorzeit stammte, in der sie sie noch rösteten und verzehrten. Gleichsam zur Erinnerung an die vergangene Sitte verspeiste die Familie noch ein Stückchen des Verstorbenen beim Holzstoß; bloß um den Betreffenden zu ehren. Es schickte sich doch nicht, daß ein Mensch so ganz ungenossen von dannen fuhr! Aber nachdem sie von Hvidbjörn den Gebrauch des Korns gelernt hatten, fingen sie an, kleine Nachbildungen des Toten in Form von Kuchen zu machen, die sie am Feuer verzehrten. Und dieser Brauch erhielt sich.

Hvidbjörn ärgerte sich nicht über die Leichenverbrennung, obwohl ihm der Geruch zuwider war. Er war, vom Gletscher her, noch ganz andere Dinge gewöhnt; aber er erwartete nicht, daß alle Menschen gleich sein sollten. Das Gletschervolk glaubte nicht an den Tod. Seit Allvater in sein Haus hinabgestiegen und nicht wieder gesehen worden war, pflegte man alle, die an Krankheit oder Alter starben, in ihren Höhlen zu lassen, die sie zu ihren Lebzeiten bewohnt hatten, ihnen etwas zur Wegzehrung mitzugeben und dann das Grab mit Erde zuzuwerfen. Ob sie nachher noch weiter fortlebten, das zu entscheiden stand nicht bei andern; jedenfalls gab man ihnen jede Möglichkeit, die man nur konnte . . .

Auch im Alltagsleben wichen die Gebräuche der Grävlinger durchgreifend von denen Hvidbjörns ab. Die Frauen hatten es geradezu jammervoll. Unzucht war an der Tagesordnung. Dieberei war die einzige Form für gesetzliches Eigentumsrecht, die die Grävlinger kannten. Sie waren so furchtsam, daß es gradezu Widerwillen erregte, aber von einer gewissen Entfernung aus waren sie äußerst mutig. Ehrfurcht vor der Übermacht kannten sie nicht; vor dem kleinsten Tier liefen sie davon; aber wenn die Natur sprach, schwiegen sie. Im Dunkeln lärmten sie wie die Wölfe. Keifereien gab es immer. Sie reizten einander gegenseitig auf, so recht als erbärmliche Schwächlige, die sie waren — ohne doch jemals zuzuschlagen.

Ganz von selbst tat sich ein natürlicher Abstand auf zwischen Hvidbjörn und den Grävlingern. Während Hvidbjörn an der Küste blieb und sich mit neuen großen Schiffen beschäftigte, kamen und gingen die Grävlinger auf ihren Wanderfahrten durch immer dieselben Gegenden — südwärts, wenn es kalt wurde, und mit dem Frühjahr wieder zurück nach Norden. Hvidbjörn nahm sie freundlich auf, wenn sie kamen: aber irgendwelche näheren Beziehungen entstanden

nicht. Jeden Frühling, wenn Hvidbjörn seinen Scheiterhaufen anzündete und Opferfest hielt, bei welcher Gelegenheit er jetzt am liebsten das wilde Pferd schlachtete, das süßes Fleisch hatte, pflegten die Grävlinger sich einzufinden als alte Bekannte, die gern am Schmaus teilnahmen und immer etwas von draußen zu erzählen wußten. So ward daraus nach und nach ein großes Fest mit darauffolgender Musikbelustigung und Tauschhandel. Die Grävlinger brachten oft Dinge mit, die Hvidbjörn sich wünschte, und er wiederum hatte Schätze, nach denen die Grävlinger lüstern waren.

In einem Jahr hatte einer der Zugvögel ein Beil von ganz besonderer Beschaffenheit mit sich, das Hvidbjörn sich sofort eintauschte und genau untersuchte. Es war schön rot und so blank, daß man sein eigenes Gesicht drin spiegeln konnte wie in Wasser. Aber das Auffallende war, daß es sich nicht wie irgendeine andere Steinart behandeln ließ, nicht zerbröckelte und zersplitterte beim Draufschlagen. Dagegen konnte man es ganz flach hauen, wodurch es sich erwärmte, und dann in eine andere Form gehämmert werden konnte. Das Material war zäh aber nicht besonders hart. Es hatte keinerlei Geruch oder Geschmack und lag schwer in der Hand. Es war Kupfer. Hvidbjörn wußte vorläufig noch nicht viel mit dem neuen Material anzufangen, obgleich er so viel davon eintauschte, als er nur konnte, weil Vaar es gern haben wollte, um es sich um den Hals zu hängen. Zu Werkzeugen war es nicht vorteilhaft . . . bei weitem nicht hart genug. Der Feuerstein war doch besser. Hvidbjörn besaß eine Anzahl von geschliffenen Meißeln und Beilen, die kein anderes Material zu ersetzen vermochte, die mit scharfem Zahn ins Holz fuhren und jede Kraft aushielten, die man in den Schlag legte. — — Nach und nach aber lernte Hvidbjörn die Eigenschaften des Kupfers doch näher kennen und merkte — sie waren nicht zu verachten. Während er es zu Schmuckstücken für Vaar verarbeitete, entdeckte er, daß es im Feuer schmolz. Durch das Hämmern wurde es nämlich warm und zugleich viel weicher; Hvidbjörn versuchte darauf, es im Feuer zu erhitzen, und sah es auf einmal gleich einer roten Schlange durch die Glut laufen — er traute seinen eigenen Augen kaum! Später fand er es dann, in einem Klumpen, erkaltet, in der Asche, und fing von vorn an. Mit der Zeit leistete es ihm manche Dienste. Die Grävlinger sagten, sie hätten es von Stämmen weit im Süden und Osten; im übrigen wußten sie nicht recht, welche Eigenschaften es vom Stein unterschieden. Sie brachten es immer — zu kleinen Beilen oder Stäben geschmiedet, die durch den Nasenknorpel getragen wurden. Später kaufte Hvidbjörn kleine Stücke eines ähnlichen Materials, die die Grävlinger von ihren Reisen mitbrachten. Es war gelber von Farbe und noch viel weicher, so daß man es zu nichts anderem verwenden konnte als zu Perlen und Ohrringen für die Frauen. Auch ein weißes Metall lernte Hvidbjörn kennen, und außerdem noch viele andere Dinge, die die Grävlinger mit sich schleppten — Muscheln, hübsche Steine und dergleichen.

Der Verkehr verlor das Gepräge der Neuheit. Die Grävlinger wußten gut, daß die weißen Menschen nicht übernatürlicher waren als sie selber. In einem Jahr blieb einer der Stämme den Winter über im Norden und kam recht gut durch. Sie hatten gelernt, Häuser zu bauen und Felle zuzubereiten. Von da ab blieben sie seßhaft und versuchten, es der Hvidbjörnfamilie gleichzutun. Sie zeigten eine merkwürdige Ausdauer in dem Bestreben, Hvidbjörns Tun zu beobachten und es ihm nachzumachen. Und nach und nach legten sie sich einen ganz seltsam schielenden Blick zu durch dies immerwährende Stehlen mit den Augen, ohne dem Eigentümer einen Dank zu gönnen . . .

Hvidbjörn ließ sie gewähren. Sie nährten sich, nachdem sie gelernt hatten, aus dem Meer Nutzen zu ziehen, von Fischfang. Aber sie bauten keine Schiffe, sondern zogen es vor, die ausgehöhlten Bote nachzumachen, für die Hvidbjörn ebenfalls ihnen das Modell geliefert hatte. Holz genug war ja da. Und solch ein Trog ließ sich ohne große Mühe vermittelst Feuer aushöhlen und genügte dem Bedarf der Grävlinger. Und es war längst nicht mehr überwältigende Bewunderung, mit der sie das kunstvolle Schiff betrachteten, das Hvidbjörn am Strand baute; — im Gegenteil — es lastete eher auf ihnen wie ein verzehrendes inneres Kranken, an dem sie litten und für das es nur ein Heilmittel gab . . .

Hvidbjörns Schiff wuchs. Und mit ihm seine Pläne. So groß sollte es werden, daß es ihn und sein ganzes Geschlecht tragen konnte — bis ans Ende der Welt — bis hinein in das verlorene Land. Ein starker Rausch um den andern überkam ihn, während er so arbeitete. Er lief dahin und dorthin in seiner Hitze — seine Stirn glühte — seine Hände flammten von Blut, während er schaffte . . . die Augen schossen Blitze . . . Er zwang sich zur äußersten Behutsamkeit, er war so geschmeidig von Fingern, so umsichtig, während er sein Werkzeug ansetzte, er hieb mit einem Schlag den Baum durch, ging drauf los wie ein Stier, sobald er sich klar darüber war, was er wollte. Er jauchzte im Siegerrausch bei der Arbeit, wenn die Sonne schien, — selbst eine kleine Sonne mit seinem flammend roten Haar und Bart, und bei andern Gelegenheiten zerschlug er in rasender Ungeduld sein ganzes Werk mit seinem allergrößten Hammer, wütend wie ein Eber, bis kein Splitter mehr ganz war; das war immer so, wenn etwas ihn geärgert hatte und sich nicht gleich fügen wollte . . . Und am Tag darauf stand er wieder frisch und nüchtern auf dem Zimmerplatz, fuhr sich durch sein rotes Haar und begann von vorn. Die Söhne halfen ihm in allem.

Das Schiff, das er baute, war zum erstenmal eines mit einem Kiel. Er hatte sich Anker und Nägel aus Kupfer geschmiedet, die die Spanten zusammenhalten sollten und da das Schiff so groß werden mußte, daß weder er noch die Söhne noch irgendwelche menschliche Gewalt es von der Stelle rühren konnten, hatte er von Anfang an, von früheren Erfahrungen klug gemacht, den Kiel auf

runde Baumstämme gelegt, um das Schiff so ins Wasser zu rollen, wenn es fertig war.

Aber die Vorderspitze des Kiels, die über den Steven emporragen sollte, hatte Hvidbjörn mit Aufbietung seiner ganzen Geschicklichkeit zum Haupt eines Ungeheuers mit weitaufgerissenem Rachen geformt.

Was es für ein Geschöpf war, war nicht so leicht zu ergründen; und Hvidbjörn selber war sich nicht ganz klar darüber. Aber der Mann, in dessen Blut noch blinde Erinnerungen spukten von den Vorfahren her, die dereinst die grause Seeschlange gesehen hatten, sie, die jetzt den Schlaf der Ewigkeit auf dem Grund des Meeres schlief, stellte sich etwas Derartiges wie das Unmöglichste, was seine Hand schaffen und festhalten konnte, vor . . . und er hatte seinen Gedanken vollen Ausdruck gegeben. Dieser Kopf konnte selbst Walfische schrecken — und sollte es auch. Und außerdem sollte er Ausschau halten, während das Schiff gebaut ward, und die Sehnsucht lernen nach dem Land, das Hvidbjörn in seinem Zeichen aufsuchen wollte . . .

Mittlerweile hatte Hvidbjörn, gleich einem blitzraschen Seher, eine andere Spur entdeckt, noch eh das Schiff fertig gebaut war. Das war die Steppe und der Ausblick gen Osten, der keine Grenze hatte, so weit er auch ins Land eindrang — die Unendlichkeit der Erde, die ihn, so wie die des Meers, nicht ruhen ließ. Sollte er niemals weiter kommen? War dieser runde Gesichtskreis hier mit der aufgehenden Sonne seine Grenze? Sollte er die Welt auf diesem Weg niemals besitzen? Und die wilden Pferde — — weshalb vermochten sie ostwärts zu jagen — soweit es ihnen behagte?

Ha! Hvidbjörn fängt die Pferde ein und zähmt sie, und der Schlitten von den alten Tagen auf dem Gletscher wird wieder hervorgeholt! Und sausend geht im Winter die Fahrt über die endlosen Schneefelder. Das war ein Betrieb auf dem Hof — mit Pferdezucht, Gewieher, mit Lachen und Halloh! Vaar bringt den Tieren Brot, das sie ihnen auf der flachen Hand hinreicht, damit sie in ihrer Gier sie nicht in die Finger beißen, und die Pferde nehmen die Stückchen mit ihren weichen, beweglichen Mäulern . . . Und wenn nichts mehr da ist, trocknet sie ihnen den Schaum aus den Mähnen und lacht ihnen zu, während sie ihr nachlaufen und ihre Hände beschnuppern. Hvidbjörn verfertigt geschickt eine Peitsche mit einer Schnur, die durch die Luft surrt und wie eine Bremse sticht . . . Und die Pferde tanzen unter ihr und werfen den Kopf auf . . . Und Hvidbjörn und seine Söhne rasen wie die wilde Jagd über die Steppe.

Die wackeren Pferde laufen mehr als willig, traben vor dem Schlitten her im leidenschaftlichen Glauben, daß sie diesem Schlitten und der Gefangenschaft entrinnen . . . Und grade das sollen sie . . . Und dahinter sitzt, laut lachend, Hvidbjörn und fährt mit. Sie paßt ihm grade, diese Flucht der Pferde . . .

Neben ihm reiten die Knaben, die längst gelernt haben, dem flüchtigen

Kameraden ein Bein über den Rücken zu werfen und seinem Lauf die Richtung zu geben, die ihnen behagt. Als ob Pferd und Reiter in ihrem vollen Galopp eins wären, so sitzen sie. Heiho! Aber im Sommer weiß Hvidbjörn mit dem Schlitten gar nichts anzufangen. Er sinniert.

Er sinniert immer wieder. Also — diese Rollen, auf denen er seine Boote immer ins Meer laufen läßt . . . Wenn man nun unter dem Schlitten ein rundes Holz befestigte, das mitliefe und sich unter den Kufen drehte? Hvidbjörn bringt die Rolle gar nicht mehr aus dem Kopf . . . Er probiert — er legt um die beiden Enden einer dicken Holzrolle Riemen und hängt sie unter den Schlitten. Aber die Riemen halten fest und wollen die Rolle nicht sich drehen lassen. Schließlich braucht sie ja auch gar nicht der ganzen Länge nach die Erde zu berühren. Hvidbjörn zimmert sie ganz dünn, bis auf die beiden Enden, und sie hängen nun wirklich fest; aber die Sache hat doch keine Art, bis er an Stelle der Riemen in die Kufen Löcher bohrt und den dünnen Teil der Rolle hineinsteckt. Jetzt konnte der Schlitten tatsächlich auf der nackten Erde fahren. Aber die runden Holzscheiben am Ende müssen größer gemacht, von einem dickeren Baumstamm genommen werden, und es war ein langwieriges Stück Arbeit, sie in der Mitte dünn zu hauen. Weshalb nicht lieber eine Stange am Schlitten befestigen und das Loch in die Holzscheiben machen?

Bei diesem Gedanken fahren Funken aus Hvidbjörns Haar. Er macht sich an die Arbeit und sieht sich, nach sommerlangen, mühseligen Versuchen und unendlichem Gehacke mit der Steinaxt im Besitz des ersten Karrens.

Jetzt Pferde vor! Hvidbjörn holt sich ein Paar; vermutlich drehen die zwei sich fast das Weiße aus den Augen beim Anblick dieses Gestells mit den beiden wahrscheinlich höchst schicksalsschwangeren Rädern. Sie schnauben und zittern leise, machen sich fertig zu einem Galopp für die Freiheit — und sei's bis ans Ende der Welt. — Und Hvidbjörn hat gar nichts dagegen. Bloß stillstehen müssen sie, bis er ihnen die Lederriemen aufgelegt hat. Ein kleiner Klaps mit den letzteren gegen die Flanken macht die Tiere willig, sich den Riemen zu fügen und gleichzeitig noch freiheitslüsterner — was Hvidbjörns Vorhaben zustatten kommt. Ein Gebiß von Hirschgeweih im Mund, über dem sie schäumen können — — jetzt aus dem Weg, Jungens! Und Hvidbjörn fährt voller Freuden davon . . .

Keine Minute später hatte er Feuer!

So wahr die Sonne am Himmel steht!

Hvidbjörn fuhr rasch davon, und fast im selben Augenblick, als der Wagen sich fortbewegte, rauchten auch schon die Räder, in deren Achsen sich Holz an Holz rieb . . . Und die Pferde, die glaubten, ein Steppenbrand steige ihnen in die Nüstern, rasten wie im Sturm dahin. Von beiden Naben strahlte der Rauch aus und begannen Funken zu sprühen, und plötzlich brachen die Räder

in Flammen aus, und das ganze Fahrzeug stand in hellem Brand. Da fielen alle Grävlinger, die verstohlen herbeigeschlichen waren, um zuzusehen, auf ihre Angesichter und rauften sich in tiefster Demut das Haar. Der Gewaltige würde sie doch nicht verderben!

Aber sie erholten sich wieder und zerschlugen sich fast die Schenkel vor Lachen, als sie das Ende des Aufzugs mitansahen. Hvidbjörn warf um, die Pferde, die jetzt ganz toll waren, brachen aus und rannten davon, und Hvidbjörn lag mitten in den Trümmern seines zerstörten Wagens und kämpfte mit den Flammen. Haar und Bart wurden ihm abgesengt und er war überhaupt tüchtig verbrannt; aber er beachtete es nicht, nicht einmal die Grävlinger, die herbeikamen und ihm ins Gesicht lachten. Er lachte selber aus vollem Hals mit Augen, die vor Schrecken und Freude weit aufgerissen waren, schwang ein Stück des brennenden Wagens hoch über seinem Haupte und heulte vor wahnwitzigem Entzücken. Feuer! Er stürmte davon nach seiner Werkstatt, um sogleich das Ganze von vorn zu beginnen. Und plötzlich verstummt er im Lauf. Seine Gedanken sind wieder im Gang . . . er arbeitet!

Und hinter ihm her schallt das Lachen der Sohlengänger, der Erdgefesselten, die nichts ahnen, außer daß der Mann umgeworfen hat und verbrannt ist . . .

Und immer offenkundiger lachten sie von jetzt an, wenn Hvidbjörn wie ein losgelassener Narr mit seinem Wagen ausfuhr. Sie stellten sich, anscheinend gläubig, auf und schwiegen, höflich und ernst — aber vorher und nachher machten sie sich Luft und grunzten wie die Schweine vor Entzücken über das Vorhaben des Donnerhauptes . . . Wenn Hvidbjörn rasch fuhr, rumpelte der Wagen bedeutend, da die Räder nicht recht rund waren; und weil bei der ersten Probefahrt auch Feuer ausgebrochen war, so hatten die Grävlinger wirklich geglaubt, es sei der Donnerer in eigener Person, der unter ihnen weile, und hatten sich vor ihm auf die Erde geworfen. Aber diesen Irrtum sollte er ihnen bezahlen! Und in ihrem Lachen lag eine giftige Feindseligkeit, ein Haß, wie bloß ein Feiglingsherz ihn hegen kann. Für seine Freigebigkeit mußten sie sich rächen! Aber Hvidbjörn sah nichts von alledem, was sich um ihn her zusammenzog. Er war ganz in seinen Wagen vertieft. Er fing sogleich einen neuen an und verhinderte, daß dieser in Brand geriet, indem er Wasser auf die Räder goß. Einer seiner Söhne saß neben ihm mit einem Topf und hielt die Achsen naß; und das half auch, bis er die Sache besser ausprobiert und gelernt hatte, den Wagen mit Fett und Talg einzuschmieren. Er verbesserte die Räder. Eine Querscheibe von einem Baumstamm hielt nicht, und es war außerdem eine unmenschliche Arbeit, sie auszuhauen; er legte zwei starke Stücke Holz übers Kreuz und machte in der Mitte eine Nabe; außenherum bog er einen starken Eschenzweig, so dick wie sein Handgelenk und band ihn mit Riemen aus Schweinsleder fest. Die Bänder wiederum schützte er vor dem Zerschlissenwerden durch eine zweite Lage von

Eschenholz; und jetzt war fast nichts mehr zu verbessern an dem Rad. Er verlängerte die Nabe, damit das Rad nicht wackeln sollte. Auch den Wagen selber verbesserte er, brachte eine Stange an zum Anspannen der Pferde und Hölzer für die Stränge.

Aber das wußte Hvidbjörn jetzt ... er brauchte bloß mit dem ungeschmierten Wagen zu fahren, so erhielt er Feuer. Und also war das Feuer zu Hvidbjörn gekommen, wie dereinst zu seinem Stammvater Dreng ... durch eigene Arbeit.

Die Kunst, Feuer zu machen, bildete er von da ab als Kunst an sich aus. Er machte sich ein besonderes Rad mit Achse und bewegte es nur umgekehrt, das heißt, er drehte die Achse, während das Rad still stand. Die Erfahrung lehrte ihn, daß es am besten ging, wenn die Achse aus Eschenholz und die Nabe aus Rüsternholz war. Und damit hatte er sein Feuerzeug fertig und konnte sein Feuer erneuern, so oft er nur wollte.

Da das Rad ja nicht zum Fahren gebraucht werden sollte, ließ er den Kranz weg und ließ bloß die kreuzweis gelegten Speichen mit je einem Haken am Ende zum Befestigen stehen. Dies Werkzeug ward späterhin zum geheimen Zeichen für alle Glieder von Drengs Geschlecht, nachdem sie sich über die ganze Erde ausgebreitet hatten — ein Sonnenzeichen, dem jegliche unfaßbare Bedeutung beigelegt ward. Aber das einzigste Geheimnis des Zeichens war Ausdauer und Feuer ... und Arbeit ... Arbeit ...

Jetzt dachte Hvidbjörn ans Reisen. — Das Schiff war beinahe fertig, und groß genug war es! Es hatte Platz für den Wagen und ein Paar Pferde — jawohl! Denn sie würden auch fahren in dem Land, in das sie über das Meer weg kommen würden ...

Und auf Wochen hinaus mußte das Schiff mit Korn versehen werden. Das Land lag weit in der Ferne. Hvidbjörn half Vaar selber beim Kornsäen. Er sah, wie sie mit einem kurzen Zweig in die Erde bohrte, um den Boden für das Korn zu öffnen; seine Augen funkelten über den Acker hin ... und sofort gab er dem Zweig eine bestimmte Form und spannte einen Ochsen vor, so daß Vaars Kräfte geschont blieben. Noch eine Ernte ... und sie wollten fort!

Die Stimme des Bluts

Der große Wanderfrühling kam. Das Schiff lag fertig, den Drachenrachen aufgerissen, hungrig dem Meer zugewandt.

Hvidbjörn hatte ein Freudenfeuer abgebrannt für dies Jahr und hoffte, es im nächsten Frühling in neuen Reichen anzünden zu können. Aber Vaar legte ihr Korn diesmal mit einem Seufzer in die Erde. Sie wußte, sie würde es nicht mehr ernten. Trotzdem säte sie es. Die Erde, die als erste gegeben hatte, sollte auch als letzte empfangen. Die Grävlinger waren zugleich mit den Zugvögeln angekommen und reichlich mit Pferdefleisch und Frühlingsfeuern bewirtet worden.

Hvidbjörn brachte Sonne, Mond, dem Meer und der Erde, allen Naturmächten Opfer aus Anlaß der bevorstehenden Reise. Es waren große Feste, bei denen die Grävlinger die herzzerreißendsten Konzerte zum besten gaben. Wild wie Stürme aus allen vier Enden der Welt tönte die Harfe, die Trommel schlug wie ein grenzenlos trauriges Herz und die beinerne Flöte wimmerte. Das verlorene Land war nah. Zwischen den einzelnen Nummern hatten die Grävlinger, die in der Heimat geblieben waren, den andern, die von der Reise zurückkehrten, gar viel mitzuteilen; sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten unaufhörlich miteinander. Hvidbjörn war trunken von Musik und sah nichts . . .

Da er bei seinen Gästen eine gewisse Schwermut zu bemerken glaubte, unternahm er Fahrten mit seinem neuen, wunderbaren Wagen; vielleicht würde es sie erheitern, wenn sie ihn die Pferde lenken sahen und über die Steppe donnern hörten. Hvidbjörns funkelnde Augen, die sonst alles sahen, bemerkten nicht, daß die Grävlinger den Hals einzogen vor geheimer Wut . . . er hörte nicht, wie sie hinter zusammengebissenen Lippen mit den Zähnen knirschten, stumm vor Grimm über seine Gewandtheit . . .

Es war den Grävlingern in der Seele zuwider, daß sie Zeugen dieser Narrenfahrt sein sollten. Es war ja fast lebensgefährlich, nur allein die Räder umherwirbeln zu sehen, so unsinnig, daß sie fast nicht mehr zu erkennen waren, und sie auf eine Weise lärmen zu hören, die mehr als herausfordernd war dem Donner gegenüber, und höchst ärgerlich für alle, die es mitanhören mußten. Also konnte man nicht länger mehr auf seinen zwei Beinen laufen?

Und was würde das Nächste sein? Was glaubte denn dieser Fremdling, dessen Kopf eine Krankheit entfärbt hatte — was glaubte er denn, daß er so frech, ohne sich zu ducken, die Welt mit solchen albernen Erfindungen zu blenden versuchte? Waren die alten Sitten und Bräuche nicht gut genug für ihn? Mußte er mit aller Gewalt anders sein als andere? Daß er nichts voraus hatte vor gewöhnlichen Menschenkindern hatte er doch selber gezeigt, indem er sich unter sie gemischt hatte als ihresgleichen.

Aber natürlich. Sie ließen sich eben ausbeuten! All das Kupfer, das er zu seinem Schiff verwendet und womit er jetzt die Räder seines verfluchten Wagens beschlagen hatte, hatten sie ursprünglich in der Nase stecken oder um den Hals hängen gehabt; von ihrem Schweiß war es grün geworden . . . und ihnen gehörte es eigentlich. Und was er nun da wieder gesagt hatte . . . Hvidbjörn hatte etwas gesagt, das mehr als alles andere den Grävlingern die Galle ins Blut getrieben und ihre Augen gelb gefärbt hatte . . . Es war bloß eine leichte Bemerkung, die Hvidbjörn sorglos fallen ließ und wieder vergaß; aber sie hatte auf die Eingeborenen gewirkt wie ein blutiger Hohn, eine unverzeihliche Seelenroheit . . . Er hatte, bei einem Anlaß, als mehrere Grävlinger es hörten, ja sogar ausdrücklich für ihre Ohren bestimmt, — ausgesprochen, es wäre doch ein Glück, daß er

gleich von Anfang an darauf gekommen sei das Schiff, mit der Spitze nach vorn vorwärtszutreiben; sonst wären ja wohl die Menschen bis zum letzten Tag mit der Breitseite vorausgesegelt . . . Ja. So hatte er gesprochen. Und das war herzlos. Die Grävlinger redeten überhaupt von nichts anderem bei Hvidbjörns Festen, und während sie sich mit ganzer Seele ihrer Musik hinzugeben schienen, suchten sie Hvidbjörn recht sicher zu machen . . .

Ein paar Tage nach dem Opferfeuer machte Hvidbjörn eine Ausfahrt in die Steppe nach Wild. Es fehlte noch allerhand Vorrat fürs Schiff und die Grävlinger hatten berichtet, an der oder jener Stelle des Landes zeigte sich eine große Herde Büffel . . . Sie hatten gesagt, es wäre sicherer, wenn recht viele auszögen auf die Jagd. Und Hvidbjörn nahm seine vier ältesten Söhne mit. Sie waren zu Pferd; er selbst im Wagen.

Am selben Tag, nachdem Hvidbjörn ein paar Stunden lang fort war, kamen heimlich, von verschiedenen Seiten, die Grävlinger nach seiner Wohnstätte gekrochen, umringten sie und legten sich in den Hinterhalt, während drei oder vier von ihnen sich offenkundig nach Hvidbjörns Haus begaben . . .

Dort waren Vaar und ihre drei Töchter — die jüngste noch ein kleines Kind — und außerdem noch ein halbwüchsiger Knabe, Orm. An ihn wandten sich die Grävlinger; und eine Zeitlang ward von gleichgültigen Dingen geredet. Orm kannte sie alle wohl. Sie kamen häufig in die Wohnung und erbaten sich irgend etwas von Hvidbjörn. Heute wollten sie bloß einen Lehmtopf; und während Orm ihnen den Rücken wandte, um einen herbeizuholen, warfen sie ihm Riemen um Arme und Beine und zerrten ihn zu Boden. Orm wehrte sich verzweifelt und es gelang ihm fast, sich frei zu machen; aber weitere Grävlinger kamen ihren Kameraden zu Hilfe, und Orm ward überwältigt.

Mitten im Tumult erschien Vaar mit ihrer kleinen Tochter. Die beiden erwachsenen Mädchen blieben unten im Steinhaus. Kein Wort ward gewechselt zwischen Vaar und den Grävlingern. Aber als sie sich umschaute und Orm gefesselt an der Erde liegen sah, nahm sie ihr kleines Töchterchen auf den Arm, ergriff ein dickes Stück Holz und begann den Kampf um ihr und der Kinder Leben. Sie kämpfte, solang sie noch Atem hatte . . . wütend, wie eine Löwin . . . bis sie nicht mehr konnte . . .

Der ganze Lagerplatz war voll von Grävlingern . . . ganze Heere wimmelten aus Erde und Gebüsch hervor . . . so viele waren ihrer, daß sie wie eine Sturmflut aus- und einwogten . . . fast zu viele, um überhaupt etwas auszurichten . . . Aber nach und nach kam es doch. Einige machten sich hinter das Schiff. Andere zerspalteten Hvidbjörns Schlitten und töteten die Haustiere. Die beiden ältesten Töchter wurden schreiend von der Höhle heraufgeholt; aber ihr Geschrei erstickte bald unter den Fellen, die man ihnen über den Kopf warf, und erstarb, eh man sie fortführte . . . Ein ganzer Trupp ergriff jetzt Orm und führte ihn

zu einem Baum, um ihn zu martern. Sie blickten auf ihn mit Augen, die vor Raublust hervorquollen . . . ihre Haare sträubten sich, wie das Fell der Tiere in der Nacht . . . Zuckungen verzerrten ihre Gliedmaßen . . . sie schnoben . . . sie zitterten . . . Ihre Kinnbacken waren steif vor Krampf und kaltem Gelächter; und Orms Stimme klang sehr verlassen, wie sie durch diese Menschen drang . . . er redete viel . . . es war als müsse er den ganzen Wortvorrat eines ganzen Lebens auf einmal aufbrauchen; und seine Stimme klang gebrochen, wie die Halb-erwachsener, noch während sie ihn mißhandelten . . .

Da er sich des Zitterns nicht erwehren konnte, wie er so nackt vor seinen Henkern stand, machte er sie darauf aufmerksam, daß seine Gliedmaßen ihre Schwäche nur unwillig bekannten . . . Es peinigte ihn, daß sie sich so dicht um ihn drängten, und er rümpfte die Nase über den Geruch all der Körper, die da gegen ihn andrangen . . . Sie wollten es erzwingen, daß er jammern sollte, und legten ihm Feuerbrände unter die Sohlen; sie brachen ihm die Fingergelenke mit Stöcken; er reckte sich lang aus; aber er blieb stumm. Er war von der Art, die sich nicht beugt im Unglück . . . Später machte er irgendeine Äußerung über das Wetter . . . Da begannen sie, den Knaben im Ernst zu peinigen. So daß sie ihn weinen sahen . . .

Weit draußen in der Steppe sah Hvidbjörn den Rauch und wußte auch sogleich, daß er nur von seinem eigenen Lagerplatz kommen konnte. Er wunderte sich, unterbrach seine Jagd und wandte um. Der Rauch ward dichter — Flammen schossen empor — Und jetzt eilte Hvidbjörn und trieb die Pferde an, so sehr er nur konnte. Er gelangte auf eine Anhöhe, von der aus er die Küste überblickte. Und nun sah er, daß das Schiff in Flammen stand.

Auf seinem Heimweg lag ein dichtes Birkengehölz. Und daraus brach plötzlich ein zahlloser Schwarm von Grävlingern und stürzte sich, aus vollem Hals schreiend, auf Hvidbjörn und seine Söhne. Aber noch eh sie ihm auf die Länge einer Peitsche nahgekommen waren, hatte der Anblick des Riesen mit dem Steinhammer, der in donnernder Fahrt auf dem Wagen einherkam, sie entmutigt, und der ganze Schwarm machte Kehrt wie ein Trupp Strandläufer und flüchtete ins Gehölz zurück. Ihr kleiner Kriegsplan war im Beginn gescheitert. Hvidbjörn aber sah nichts mehr vom Weg auf seiner letzten wilden Fahrt hinab zum Lagerplatz . . .

Auch hier waren keine Grävlinger mehr zu erblicken. Aber Spuren wiesen darauf hin, daß sie erst ganz vor kurzem die Flucht ergriffen hatten. Hvidbjörn warf bloß einen einzigen raschen Blick auf sein Schiff; es stand in lichten Flammen und war verloren. Das Drachenhaupt starrte verkohlt auf die See hinaus. Aber vor seinem Hause erblickte Hvidbjörn Dinge, die schlimmer waren . . . Hier hatten die Feinde wohl eine Stunde lang in aller Ruhe gehaust. Der ganze Platz war voller Blut . . .

Vaar, Vaar war tot. Im Arm hielt sie den unkenntlichen Leichnam ihres kleinen Mädchens. Die zwei großen Töchter waren fort. Und sterbend, an einen Baum gebunden, fand Hvidbjörn seinen Sohn Orm. Er hatte das blasse Antlitz auf die Schulter geneigt, richtete sich aber auf, als der Vater kam, und lächelte ihn an. Eine schwache Spur von Tränen zeigte sich auf den sommersprossigen Knabenwangen, dicht unter den Augen, die halbgeschlossen und gebrochen waren; sehen konnte er nicht mehr; aber die blassen Lippen regten sich noch, wie um etwas zu sagen . . .

Sie hatten ihm den Rücken gespalten und ihm bei lebendigem Leib die Lunge herausgerissen . . .

Noch einmal bewegten sich seine Lippen, und Hvidbjörn beugte sich nieder und hörte seinen Sohn flüstern, daß ihm wohl sei . . .

Und damit sank das Haupt des Knaben nieder und er war tot. In den lichten Nächten des Nordens steht die Birke, und ihr üppiges Laub hängt über den zierlichen Stamm, der gleich weißen, schwarzgefleckten Gliedern schimmert. Der ganze zarte Baum bebt wie ein Weib, dem das lange Haar übers Gesicht fällt; und der Himmel des Nordens, der, die schlummernde Sonne im Arm, errötend lächelt, weiß nicht, — hat die Birke ihr Antlitz verborgen, weil sie vor Glück erbebt, oder weil sie weint . . .

Ach . . . die Birke steht mit ihrem lichten, frischgrünen Haar in tiefen Trauer; denn sie träumt, daß ihre Krone blutiges Haar ist und jedes Blatt eine blutende Wunde, bis der Schneesturm sie wieder einhüllt . . . Der zitternde Baum in der wundervollen Nacht des Nordens ist Vaar, die milde Vaar . . .

Aber der große, weiße Stern, der rastlos am Himmel wandert, während alle andern Sterne ihre Stätte gefunden haben und ruhen und flimmern, der Stern, der nicht funkelt, sondern ruhig und hart wie eines Knaben Tränen glänzt, das ist Orm, der zu früh Geschiedene . . . Ach, wie er leuchtet in seiner Blässe, während er stumm seine Bahn zieht, die zu Ende war noch eh er lebte . . . wie er ewig die Erde umwandert mit seinem feinen und trotzigen Herzen!

Und bald als Morgen- und wieder als Abendstern erglänzt das kleine Mädchen, das getötet ward an seiner Mutter Brust . . . weiß und verschleiert wie eine Kinderseele, die einsam, stumm mit sich selber spielend, auf unendlichen Wegen geht . . .

Im Zeichen des Hammers

Gleich dem düsteren Blutmeer, in dem die Sonne um Mittwinterzeit versinkt, gleich den langen, schwarzen Nächten des Nordens war Hvidbjörns Schmerz.

Menschenalter vergingen, eh sein Gemüt wieder heller ward; und in all der Zeit, solang das Dunkel über seiner Seele lag, fuhr er durchs Land als ein furchtbarer Rächer. Die ganze Steppe war voll Mord und Brand; weit und breit

donnerte Hvidbjörn umher auf seinem Wagen, der zum sicheren Todesboten geworden war, begleitet von seinen blitzraschen Söhnen zu Pferd . . . Und wohin er kam, wanden erschlagene Grävlinger sich auf seiner Spur. Er schwang den großen Steinhammer, der ihm dereinst friedlich zum Schiffbau gedient hatte; er ließ ihn nicht in der Wunde stecken . . . er riß ihn wieder empor und schwang ihn frei in der Hand, während er weiterjagte, weiter . . . Auf und nieder fuhr er, und die Grävlinger sanken um hinter den wirbelnden Rädern . . . Meilenweit im Umkreis machte Hvidbjörn das Land zur Einöde . . . räucherte die Grävlinger aus dem Gestrüpp aus . . . erlegte sie herdenweise . . . Alles, was Wald oder Schlupfwinkel hieß, ward in Asche gelegt, ausgebrannt, und schwarz lag die Steppe, soweit das Auge sah. Wie die Geißel des Winters lag es über der ganzen Erde; kein Sproß ward geschont . . . wie Blätter in schneidendem Frostwind fegten die Grävlinger von den Bäumen . . .

Aber Rache und Mord vermochten auf die Länge den Schaden nicht zu sühnen. Es sättigte Hvidbjörns Augen nicht, wenn er sah, wie das Todesschauern über das Antlitz der Elenden lief, die er gerichtet und die doch nicht wußten, was sie verbrochen hatten . . . Er begriff, daß die Grävlinger in einer tiefen Unwissenheit gehandelt hatten . . . Sie hatten einfach dem Gesetz ihrer Natur gehorcht . . . und der Hauptfehler lag an ihm . . . an ihm, der sich nicht dagegen gesichert hatte. Es war ihm ergangen wie einem, der im Wald den Wolf aus einer Falle befreit und ihn im nächsten Augenblicke an der Kehle fühlt . . . Waldgeschöpfe waren es, die nicht denken konnten, die kein Erinnern kannten . . . Ohne jede Vernunft war die Untat begangen worden — aus einem Bedürfnis des Augenblicks heraus . . . Und jetzt schon hatten sie die Schuld vergessen und das Ganze erschien ihnen nur so, als ob er angefangen und von Ewigkeit her als ein Massenmörder unter ihnen gewütet hätte . . . Kein anderes Empfinden als ein stummer Haß; sie wußten nicht einmal was es hieß: sterben . . . obgleich sie feig genug waren . . . Er blickte in Augen, die nichts widerspiegelten als den blanken Haß, wenn er ihnen das Urteil sprach, nichts als die gedankenlose, zeitlose Schuldlosigkeit der Tiere, bis er mit dem Hammer ihnen ihr Hirn auf die Erde spritzte. Schließlich konnte er gar nicht mehr zuschlagen. Sie waren die vielen. Sie hatten ja wohl recht.

Und noch etwas kam, das stärker war als Hvidbjörn. Fern im Osten stieß er endlich auf den Trupp, der seine beiden erwachsenen Töchter mit sich fortgeführt hatte. Schon sah er den Himmel rot, Rache und Würgen lagen in der Luft . . . Da mußte Hvidbjörn erleben, daß seine und Vaars weißarmige Kinder, sein eigen Fleisch und Blut, vor ihm niederfielen und für die Räuber flehten, die sie vergewaltigt und fortgeschleppt hatten. Da weinte Hvidbjörn und machte Frieden . . .

Er ließ ab von der Wiedervergeltung und zog heimwärts, saß monatelang

tatenlos herum, stumm klagend wie der Laubwald im Herbst. Sein Haar ward weiß. Aber Überlegung und Baulust kehrten zurück. Und nach und nach hatte er sich durchgerungen und sein und der Grävlinger Schicksal bestimmt.

Vaar und die zwei Kinder lagen in dem Haus, das Hvidbjörn erbaut hatte. Er häufte Erde auf sie und errichtete einen großen Hügel darüber. Er selber schlug sein Lager am Strand, in einem Wald mit großen Bäumen, mehr südwärts zu, auf; und hier baute er ein neues Schiff. Es ward von so gewaltiger Breite und Länge, daß die neugierigen Grävlinger, die sich nach und nach dem Wohnplatz scheu wieder näherten, sich viel Kopfzerbrechens darüber machten, wie Hvidbjörn es anfangen wollte, ein so großes Schiff auf dem Wasser fortzubewegen. Im Steven setzte Hvidbjörn einen Drachenkopf auf, der auf die See hinauszüngelte und ein stummes, unheimliches Lachen zu lachen schien.

Aber als das Schiff fertig war, mit Ruderbänken für noch zwanzig Mann mehr als Hvidbjörn und seine Söhne, ging er eines Tages an Land und holte sich zwanzig Grävlinger, junge, kräftige Männer, und führte sie gefesselt auf das Schiff. An jedem Sitz war ein kupferner Bügel, den er am Fuß jedes Gefangenen befestigte. Sie machten sich auf den Tod gefaßt. Aber Hvidbjörn gab ihnen zu essen und sorgte so gut für sie, daß sie die Augen niederschlugen . . . Dann befahl er ihnen, die Ruder zu nehmen und zu rudern. Und jetzt fingen sie an zu verstehen, wie Hvidbjörn sein Schiff vorwärts zu bewegen gedachte . . .

Nach und nach, als das Heimweh kam, und sie Vergleiche anstellten zwischen dem Hundeleben auf der Steppe und ihrem jetzigen, recht sorgenlosen Dasein, und ihre Seufzer nach dem Früher ihre Arbeitskraft zu verringern drohte, munterte Hvidbjörn sie auf, indem er von ihrer Körperkraft sprach und ihnen ein baldiges Abendessen in Aussicht stellte . . . sie waren ungeheuer stolz auf ihre starken Arme, die sie vom Rudern bekamen, und zeigten, wenn Hvidbjörn sie lobte, alle ihre Zähne in einem gerührten Grinsen. Das Nachtessen war auch eine ganz besonders gute Mahlzeit; um die konnte man schon jeden Tag noch ein Stündchen seine Kraft einsetzen . . .

Die Grävlinger wurden gute Ruderknechte. Sie entbehrten nichts. Hvidbjörn nahm eine Anzahl ihrer Weiber an Bord, um sie recht heimisch zu machen und, wenn es notwendig wäre, unterwegs mehr Mannschaft zuzulegen.

Außerdem schaffte Hvidbjörn alles, was zu seinem Leben gehörte, an Bord des geräumigen Schiffes — Wagen, Pferde, Rinder, Heu und Getreide und alles, was er an Fellen und Werkzeugen, an Kupfer und Waffen besaß. Auf einem Herd hinten im Schiff brannte das Feuer, das Hvidbjörn nach Belieben auslöschen oder wieder anzünden konnte. Die Tagesordnung war, daß Hvidbjörn hinten am großen Steuer stand, während die Gefangenen ruderten; im Vorderraum hausten seine Söhne, und schauten, immer die Waffen in der Hand, nach Land aus. So zogen sie hinaus aufs Meer.

Und dieses Schiff mit allem, was darin war, mit allem, was es selbst war, trieb nun in Wind und Wogen, in seiner ihm innewohnenden eigenen Kraft dahin wie eine kleine lebendige Insel, ein Urbild des Aufblühens der Kräfte im Widerstand; und die Furchen, die es zog, die sich vom Gletscher aus über Europa und später über alle Meere ausbreiteten, erweiterten sich schließlich zu etwas, was mit der Zeit die soziale Ordnung des weißen Mannes ward.

Aber in Livland zurück blieb Hvidbjörns ältester Sohn Varg. Er hatte eine der Töchter der Grävlinger zu sich genommen, ein braunes, sprühendes Steppenmädchen, und wollte im Lande bleiben und mit ihr sein Schicksal teilen. Von ihnen und von Hvidbjörns beiden weißen Töchtern, die eingeborene Männer nahmen, stammte ein großes Volk ab, das zu Wagen und zu Pferd über den Osten und Süden zog.

Hvidbjörn segelte so lang unter dem Nordstern auf dem Meer, daß das Heimweh ihn packte nach Upland, wo er — in der Sehnsucht nach der Ferne — den besten Teil seines Lebens gelebt hatte. Er mußte die Stätte wiedersehen, wo Vaars erste goldene Äcker im Sommerwind gewogt hatten gleich ihrem üppigen Haar. Und er fand den Weg, indem er dem feuerspeienden Berg nachsteuerte, dessen Rauch ihm des Tages winkte, während die Glut des Gipfels am Himmel ihn des Nachts leitete.

In Upland blieb Hvidbjörn. Die Schmelzwasser des Gletschers hatten sich längst verlaufen, und das Land stand in lichtem Grün und jungem Wald, die überall Schuttbänke und Bergfurchen bekleideten. Die tiefen Kessel, die der Gletscher an vielen Stellen im Felsgrund zurückgelassen hatte, standen randvoll von klarem Wasser, so daß man den glattgeschliffenen Fels, der da unten den Grund gemahlen hatte, still in der Tiefe ruhen und sich mit Moos bedecken sah. Kleine Wassermolche mit gesprenkeltem Bauch lebten hier, als hätte es nie eine andere Welt gegeben. Aber selbst an heißen Sommertagen traf manchmal ein grabeskalter Hauch das Gesicht, ein Hauch von jahrhundertaltem Eis, das noch, geschützt durch eine Lage Schutt, in einer oder der andern Schlucht im Norden lag.

Der Wald war voll von Getier, das mit Ewigkeitsblicken von heimlichen Pfaden zwischen den Bäumen herausspähte, als wäre es immer dagewesen. Die Tannen schwitzten in der Mittagshitze Harz aus und dufteten von der Zeit, da sie noch Tropenbäume waren. Espen, Birken und Vogelbeerbäume flüsterten mit bedeutungsvoll winkendem Laub einander vom verlorenen Land zu. Hier gerade unter uns, sagten sie und schüttelten allwissend die Häupter. Aber im Gesträuch duftete, mit feinerer Süße, als Wälder sie je gekannt hatten, mit der heimlichen und reichen Innerlichkeit des nordischen Sommers, die Himbeere.

Bienen summten emsig und sammelten Honig aus Blüten, die nur den

Sommer lang lebten, die sich aber erhöhte Seele tranken aus dem Moder, den der Gletscher aus dem urkräftigen Innern der Berge gemahlen und mit dem sich alle feuchten Launen des Himmels, Frost, Regen und Sonnenbrand zu einem Brei vereinigt hatten. Moos und Flechten, von den Winden des Himmels hergetragen, bekleideten den nackten, rissigen Felsen, Zugvögel flogen mit Samen übers Land oder kamen wie eine Federwolke im starken Septemberwind übers Meer gesegelt und das Land sog neue, grüne Gewänder ein . . .

In jeder Spalte des harten Gebirgs stand ein Gras oder eine winzige, würzig duftende Blume. Und in jedem Blumenkelch wälzten summende Bienen ihren kleinen, haarigen Koboldkörper; und wenn sie weitergeflogen waren, nickte die Blume ein- oder zweimal, brachte ihr Unterröckchen in Ordnung und blinzelte weiter zur Sonne empor.

Hvidbjörn braute sich aus dem Honig einen Trank, der ihm berauschend zu Kopf stieg, als belausche er ein Liebesumarmen zwischen der Sonne und den nackt-duftenden Wurzeln südlicher Hänge . . .

Wenn er, trunken von Met, warm bis ins Mark, auf den Steinfliesen lag, die die Sonne glühendheiß gebrannt hatte, und emporblickte nach dem Bienenschwarm, der gleich einer großen, schwebenden Kugel vor der Sonne hing, sich ausdehnend und wieder zusammenziehend und wie ein feuriges Lied in den Himmel summte, da kehrte das verlorene Land und noch eine ganze Welt dazu ihm wieder. Endlich war Hvidbjörn da, von wo er gekommen war . . .

Und er ließ die Jahre verrinnen . . . Er sah die Uplandswälder an, ob sie Holz geben würden zum Schiffbau. Die Bäume waren noch jung, noch nicht zu brauchen. Aber Wald genug würde hier sein für seine Nachkommen zu Flößen und ganzen Heerscharen von Schiffen. Und die jungen, glattrindigen Bäume wiegten sich schon als wüßten sie, daß sie dereinst Kiele werden würden, die das äußerste Meer befuhren.

Hvidbjörn selbst war des Stillsitzens froh. Er ließ sein Schiff ans Land ziehen, wälzte es um, daß der Kiel in die Luft ragte und baute es zu einer Halle aus. Und das war das erste gotische Bauwerk. Späterhin, wenn Hvidbjörns Nachkommen ein neues Land fanden und seßhaft wurden, machten sie ihre Schiffe zu Hallen und setzten unter ihren Wölbungen ihre Fahrten fort . . . in anderem, geistigem Sinn . . .

Hvidbjörn zog hinauf nach der Insel, die vom Gletscher eingeschlossen gewesen war, und fand sein Volk wieder. Viele der Drengsöhne waren im Taubruch umgekommen; aber die übrigen lebten noch in ganz derselben Verfassung wie zu der Zeit, als Hvidbjörn ausgestoßen ward. Jetzt kam er zurück — im Wagen — mit Hammer und Feuer und Schiffen hinter sich an der Küste; und seine Genossen, die sich seiner noch erinnerten, reute die alte Geschichte . . .

Hvidbjörn setzte die Garminger ab. Er gebot dem Gletschervolk, sich auszubreiten. Sie hausten auf einer Insel, die längst keine Insel mehr war; auf allen Seiten stand die Welt offen. Aber sie hatten keinen Mann, der ihnen zeigte, daß die Grenze nur in ihnen selber lag. Hvidbjörn zeigte es ihnen.

Und damit sie nicht länger fortfahren sollten, sich um Allvaters Grab zu drängen, gab Hvidbjörn ihnen ein neues Zeichen — das feuergebärende Rad. Das Heiligtum selbst errichtete er in Upland, mit dem offenen Meer als Grenze nach der einen Seite hin. Er führte große Opfer für die wiederkehrende Frühlingssonne ein, in deren Feuer er dem Gletschervolk den alten Einäugigen zu verehren gebot.

Die Jungen sollten — so wünschte er — reisen, wie er selbst es dereinst getan hatte. Aber er selber blieb jetzt daheim und gründete ein Reich, dessen Geist sich den Jungen einprägen sollte, damit sie sich erinnerten, woher sie stammten, und so die Schiffe der weißen Männer immer weiter in die Fremde führten . . .

Und das Gletschervolk sammelte sich im Zeichen des Feuerrads und des Hammers um Hvidbjörn. Einige von ihnen zogen nach ihrer Befreiung über die Berge und gründeten Norwegen; andere ließen sich bei Hvidbjörn an der Küste nieder und lernten Ackerbau. Späterhin fanden die jungen Leute den Weg nach England, Dänemark und Deutschland und zum Mittelmeer, machten die Wasser rings um Europa schiffbar, breiteten sich aus — und hielten zusammen.

In seinen letzten, hohen Jahren beschäftigte sich Hvidbjörn viel mit der Beobachtung der Himmelskörper. Er ward kundiger der Tage des Jahres und der Sterne als irgendein anderer Mensch zuvor, und er vererbte sein Wissen auf seine Söhne. Ihr Geheimnis sollte es sein, und keines andern, daß sie stets mit Hilfe der Jahreszeiten die Stellung der Sonne voraussagen und dem Volk darnach Rats zu erteilen vermochten.

Im übrigen suchte Hvidbjörn keineswegs seine Macht durch geheime und dunkle Wissenschaften zu befestigen, solang er noch bei Kräften war. Die Kunst, Feuer zu machen, wie er sie eingeführt hatte, war offenkundig und jedermanns Eigentum; er wollte nicht, daß sie zur Abhängigkeit andrer mißbraucht werden sollte. Aber das Feuerrad in den Händen jedes einzelnen machte er zu einem Heiligtum, als Zeichen ewiger Dankbarkeit gegen Erde und Sonne und als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Seinen eigenen Einfluß wahrte sich Hvidbjörn mit Hilfe des Hammers und seiner allmächtigen Hand.

In einer müßigen Stunde verfaßte Hvidbjörn seine Lebensbeschreibung und hieb sie für alle Ewigkeit in die Erde ein, in eine Platte des Urfelsens, die der Gletscher glatt geschliffen hatte: das erste Bild. Die Beschreibung umfaßte zwei Zeichen, deren eines ein Schiff und deren anderes ein Rad vorstellen sollte. Das war der Anfang von Kunst und Literatur.

Solang er den Gebrauch seiner Augen hatte, fuhr Hvidbjörn fort, in Holz und Metall zu arbeiten. Mit Liebe hing er an seinen Steinwerkzeugen, die ihm so trefflich gedient hatten; aber in müßigen Stunden beschäftigte er sich doch voller Neugier mit dem Kupfer und anderen neuen Dingen, die die Söhne von Osten heimbrachten, erprobte alles im Feuer und merkte sich die Natur des verschiedenen Materials. Einmal brachte Varg bei einem Besuch einen großen Klumpen eines neuen, auffallenden Materials aus dem Osten heim und legte ihn in die Hand des Alten; es war noch lang, eh die Verwendung des Kupfers allgemein wurde. Hvidbjörn hielt den Klumpen mit grade ausgestrecktem Arm vor sich hin und besah ihn sich genau, wog ihn und befühlte ihn mit seinen großen, narbigen Fingern. Es war ein Metall von kaltem, bläulichem Glanz, etwas wie Eis . . . sehr schwer. Dem Ritzen mit einem Stein widerstand es . . . Hvidbjörn führte es an die Lippen. Es schmeckte bitter und rauh, wie das Meer. Er roch daran; es roch wie Blut. Und Hvidbjörn verfiel in tiefes Sinnen. Das war das Eisen.

Von diesem Stück Eisen schmiedete sich Hvidbjörn einen Hammer und ward zum erstenmal seiner alten, erprobten Steinwaffe untreu. Er war noch immer so stark, daß er mit einem Schlag seines Eisenhammers ein Pferd auf der Stelle vor dem Opferstein, wo es stand, töten konnte, und zwar so, daß das Stirnbein keinen einzigen Splitter aufwies . . .

Aber als ihm die Weisheit des Alters kam, wußte er, daß das Volk das Bedürfnis haben würde, sich vor seiner Macht zu beugen, auch wenn sie nicht mehr da war; und diese Einsicht in das menschliche Herz, so wie es nun einmal war, gab seinen klugen Händen noch einmal Arbeit . . .

Hvidbjörn hielt sich fast immer in der Halle auf, die ziemlich dämmrig war; hier war man gewöhnt, seine große Gestalt undeutlich zu erblicken und ihm die Ehrfurcht zu bezeugen, die ihm und seinem Hammer zukam. Hvidbjörn hieb jetzt in aller Stille ein Stück Baumstamm zu einem ihm selber annähernd ähnlichen Bild aus, gab ihm seinen Hammer in die Hand und stellte es im Dunkel, im Hintergrund der Halle, auf, an der Stelle, wo er selbst sich zu zeigen pflegte. Er hatte auch wirklich die Genugtuung, zu sehen, daß das Volk sich ebenso ehrfurchtsvoll vor dem Schein beugte, wie vor der Wirklichkeit. Da lachte der Alte in seinen weißen Bart, voller Stolz ob der Arbeit seiner Hände . . . und auch noch von einem andern, lustigen und grausamen Kennergedanken gekitzelt.

Jetzt überließ er sich der Ruhe.

Von dieser Zeit an, da er sich nicht mehr vor dem Heiligtum blicken ließ, gewöhnte man sich daran, ihn drin, im Dämmer, mit hochaufgehobenem Hammer zu erblicken; und sein ältester Sohn, der einzige, der eingeweiht war,

sprengte bei den Opfern das Blut zu ihm hinein und brachte dem Volk den Gruß des alten Wagenlenkers und Seefahrers . . .

Hvidbjörn, der mehr als jeder andere Mensch gewesen war, ward von den Bewohnern des Nordens als Gott verehrt, und viele Beinamen wurden ihm zugelegt: der Donnerer, der Hammerschwinger, der Wahrsager. — Und man wies ihm einen Platz im Himmel an dicht neben dem alten Einäugigen. Aber ihr Blut floß lebendig in den Adern des Geschlechts. Von Dreng, der sich im Widerstand nicht beugen konnte, und von seinen Nachkommen durch Hvidbjörn, dem Vater des offenen Kampfs, stammen alle Könige und Bauern ab . . .

Das Volk im Norden ward groß in Ackerbau und Schiffahrt. Sie holten sich Sklaven aus dem Osten und hausten Jahrhunderte lang mit ihnen zusammen. Im Lauf der Zeiten kreuzten und mischten sie sich zu einem Volk; aber immer blieb eine Grenze, wenn sie auch aus derselben Wurzel stammten . . . die Grenze, die der Gletscher gezogen hatte . . . ein einschneidender Unterschied in den Stufen der Entwicklung. Die einen hatten nun einmal den Vorsprung; und es war ihr Schicksal, daß sie die Vergangenheit immer mit sich schleppen mußten; und die andern rangen ständig unter der Unmöglichkeit, sich zur Höhe der andern aufzuschwingen, was doch ihr ganzer Ehrgeiz war . . . Von Freien und von Gefangenen und von ihren vermischten Nachkommen, von ins Joch gespannten Arbeitern mit der Seele freier Männer und von gestrengen Herren mit Sklavengesinnung stammen die Bevölkerungen des Nordens und all der Länder ab, nach denen sie sich ausbreiteten, um für immer da zu hausen . . .

Aber als Hvidbjörn seinen Stellvertreter richtig eingesetzt hatte, verlangte ihn nach Einsamkeit . . . Und eines Nachts verließ er die Halle und begab sich heimlich auf ein Schiff, das er vom Land treiben ließ. Das Alter lastete auf ihm, und er sehnte sich darnach, seine Gebeine dem Meer zu übergeben — zur ewigen Ruhe. Draußen . . . in raumer See . . . saß er nun, ganz still, und sah auf seine Hände, während das Schiff sich in den Wellen wiegte. Für ihn gab es keine Zeit mehr . . .

Es dämmerte; seine Freundin, die Sonne, erhob sich und versank rot wieder im Meer . . .

Der Mond ging über den Himmel, mit Vaars milden, entseelten Zügen . . .

Am Morgenhimmel erschien das kleine tote Mädchen und blickte herab und leuchtete still . . . bis auch es verblaßte . . .

Da schloß er die Augen und sah nicht mehr . . .

Varg — Pferdebezwinger

Hvidbjörn war der erste, der in einem Schiff auf dem Wasser fuhr, der Pferde zähmte, der den Wagen erfand; Hvidbjörns abenteuerlustige Söhne aber waren die ersten, die ritten über die Erde!

Seine schweren Gliedmaßen soweit den Krummsprüngen eines Wildpferdes anzuvertrauen, daß er sich ihm gar auf den Rücken gesetzt hätte — das war der Alte denn doch nicht gewillt; schließlich — man hat auch eine Art Würde zu wahren als Vater. Hvidbjörn begnügte sich damit, seine Geschicklichkeit als Wagenlenker zu entfalten. Obwohl er ein gewaltiger Seeheld war, hatte er nie Schwimmen gelernt, während die Söhne aus heller Neugier und Verwegenheit sich so oft in die Fluten gestürzt und der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt hatten, daß sie zuletzt schwammen wie die Seehunde. Eine ewige Unruhe war in ihnen; sie konnten nicht anders — auf und ab — ins Wasser und aus dem Wasser — wo nur eine Gelegenheit sich bot. Vieles, was einfach als gedankenloser Schelmenstreich begonnen hatte bei ihnen, ward nach und nach zum verbürgten Recht und schließlich zur festen Errungenschaft, zum selbstverständlichen Zubehör des täglichen Lebens — für sie selbst und für ihre Nachkommen. Auf dieselbe Art wurden sie Reiter — aus Spielerei — aus Drang nach Neuem, und nicht zum wenigsten aus einer Notwendigkeit heraus, stets und ständig in Lebensgefahr zu schweben, wie sie der aller jungen Männlichkeit innewohnende Drang zu sein schien. Es begab sich folgendermaßen: Hinter Hivdbjörns Wohnstatt an der livländischen Küste begann die Steppe, die sich gen Osten ins Unendliche erstreckte, weit, daß keiner je die Grenzen erschaut hatte, fern, bis dahin, wo die Sonne aufging. Das Land war ziemlich flach und meilenweit mit hohem Gras bekleidet; aber in der Gegend der Küste und auch sonst an vielen Stellen im Innern lagen junge Birkenwälder und Strecken dichten Buschwerks, auch Moore mit Ried und Gesträuch. Und überall wimmelte es von Wild, ... Bären und Hirsche, Auerochsen, Wölfe, wildes Rind, alles nebeneinander. Das Meer war voll von Fischen, und weiter nordwärts, wo die Steppe in endloses, vereistes Moor- und Felsland überging, gab es Renntiere in ungezählten Herden. Im Winter zogen sie gen Süden und versorgten Hvidbjörn und sein Haus mit allem, dessen er benötigte. Im Sommer aber kam das wilde Pferd aus der Wärme seiner Grasweiden gewandert und durchstreifte die offene Steppe und die Lichtungen des Buschwalds; dann ward dies zur Jagdbeute und machte mit seinem süßen Fleisch täglich den Rauch, der von Vaars Kochfeuer emporstieg, fett. So wohlschmeckend war das wilde Pferd, daß Hvidbjörn es von allen Tieren am liebsten den fernen Mächten zum Opfer brachte, die er ehrte; denn in jedem Jahr hatte er seine Gedenktage, an denen eins oder auch zwei der schönen, widerspenstigen Tiere zum Altar geführt und geschlachtet wurden. Aber auch eingefangen und gezähmt hielt man das Wildpferd, teils als lebende Vorratskammer für die wildarmen Zeiten, teils — natürlich — zum Gebrauch für Wagen und Schlitten. Das letztere gefiel den Pferden gar nicht schlecht; es stellte sich rasch ein gegenseitiges Vertrauen zwischen ihnen und Hvidbjörn ein. Besonders aber die Knaben machten sich mehr und mehr mit den lebhaften

Tieren zu schaffen. Varg, der Älteste, fühlte sich ganz unwiderstehlich angezogen von ihnen, und auch sie schienen ganz besonders ihm ihre Freundschaft zu schenken.

Eine geheime Sympathie bestand zwischen Pferd und Mensch, ein Gefühl des Verwandtseins, das in eine sehr ferne und auf beiden Seiten vergessene Vorzeit zurückzureichen schien. Vielleicht hatte es seinen Ursprung darin, daß das Pferd dereinst während derselben Periode ein Urtier gewesen war, als die Stammväter des Menschen noch in den Bäumen lebten, so daß also die dunkle Erinnerung, die sie verband, herstammte von dem verlorenen Land. Während der Waldmensch, noch eh die Zeit in die Welt gekommen war, sich hoch oben in den Tropenwäldern Nordeuropas von Ast zu Ast schwang, tappte das Urpferd in dem heißen, sumpfigen Grund darunter umher — ein Tier etwa von der Größe eines Kaninchens, mit vier gutentwickelten Zehen, die es verstanden, über den Morast hin zu tasten, und mit einem Maul, das sehr lüstern war nach Wasserpflanzen und Früchten, ein dralles kleines Säugetier, etwa ein Zwischending zwischen einem Nager und einem Wiederkäuer, halb auf dem Weg, ein träger Tapir zu werden, aber mit dem Ehrgeiz im Leib, dieselbe Karriere zu machen wie das vornehme Okapi und dabei friedlich genug, um sich der Schar der Antilopen zu gesellen. Hier im Paradies, im ewigen Frühling der Wälder, hatte der Waldmensch vielleicht nicht selten eine saftige Frucht hinunterfallen lassen auf das Sumpftier, das sie in gutem Glauben als eine Gabe von oben verzehrte. Kokosnüsse fielen ihnen auf den Kopf von dort droben, aber auch die herrliche Brotfrucht — die mochte das Urpferd gern. Später, als die Baumbewohner sich bewogen fühlten, hinabzusteigen zur Erde und im Zusammenhang hiermit auch anfingen, Fleisch zu essen, war das kleine, vielverbreitete und leicht zu erlangende Sumpfpferd ihre Lieblingsnahrung geworden; wovon ihre warmen Gefühle sich herschrieben.

Dann, als der Gletscher kam und über die Wälder hinschritt, wurden sie getrennt; der Waldmensch schwenkte in das harte Dasein unter der Herrschaft des Gletschers ein, das ihn zum Menschen machte, und das Pferd ging seinen Weg, der im Laufe der Zeit und im buchstäblichen Sinn des Worts nicht ohne Einfluß auf seine Zehen blieb. Statt weichen Waldbodens und sicherer Schlupflöcher im Dschungel fand es nach und nach trockene Steppen, auf denen die Zehen sich nicht mehr auszuspreizen brauchten, um nicht einzusinken, sondern wo sie im Gegenteil hinderlich waren, wenn man Jahrtausende lang, mit dem Wolf und anderem ausgehungerten Raubtierpack dicht auf den Fersen, um sein Leben rennen mußte. Statt Pisang und junger Bambusschößlinge gab es nichts, womit man sein Leben fristen konnte, als Gras. Aber lieber sich selber nach und nach verändern, als sich besiegen lassen von schlechten Zeiten! Das Pferd hatte weit zu laufen jeden Tag, und das rasch; also hob es sich in die

Höhe auf der mittelsten Zehe und fühlte sich dadurch freier, mehr im Bunde mit dem Wind; und da die andern Zehen an der Seite nicht gebraucht werden, schrumpfen sie zusammen und werden überflüssig. Der Nagel härtet sich zu einem Huf; und auf diese Weise machen Tag und Weg das flüchtige Tier zum Pferd. Und so wohl gedieh ihm das, daß der ehemalige Zwerg des Waldgrundes nach und nach sich emporreckte zu einem Großtier, einem von denen, die man aus weiter Entfernung sieht.

Die Träume der Jugend: als Tapir zu faullenzen oder ein Wiederkäuer zu werden, schwanden natürlich zugleich mit dem verlorenen Land. Das Tier der vielen Möglichkeiten war zum Pferd geworden, ohne Aussichten auf Rückwandlung, aber auch ohne die Lust dazu; es hätte nichts mehr davon gehabt, wieder zum Kaninchen zu werden, es war Pferd durch und durch. Und jetzt war es aufs neue mit dem Menschen zusammengetroffen und fühlte sich seltsam berührt von einer uralten Erinnerung, unerklärlich hingezogen und doch voll instinktiven Bangens. Es war etwas im Wesen des Menschen, das Gutes verhieß, und das Pferd hatte ja durch alle Prüfungen hindurch im Blut sich die Paradiesesfüße erhalten, die große Neugierde, die so gern wollte. . . . Aber es half nichts — ein kleines, unheimliches Licht im Auge des Menschen, gleichsam wie die Witterung eines alten, liebend umfangenen Freundes und neu erwachenden Appetits bewogen das Pferd, sich in geziemendem Abstand zu halten.

So war die Sachlage, als die Knaben das wilde Pferd kennen lernten. Die erste nähere Bekanntschaft ward eingeleitet in der Nähe des Wohnplatzes, wo Hvidbjörn die halbzahmen Pferde, die er zum Wagenziehen eingefangen hatte, weiden ließ. Sie gingen frei in einem großen abgeschlossenen Platz, einer Art Insel, die Hvidbjörn hergestellt hatte, indem er auf der vierten Seite eines Grasgeländes, das von Natur auf drei Seiten von Wasser umgeben war, einen Graben gezogen hatte. Die Pferde waren hier ganz wie in freiem Zustand, es gab offene Flächen und Bäume, wo sie umherstreifen oder Schutz suchen konnten, wie sie wollten. Jedesmal, wenn man sie holen und zur Wohnstatt hinüberführen wollte, um sie vorzuspannen, mußte man sie fast wie von neuem einfangen, und da der Platz sehr groß war, gab das Veranlassung zu allerhand Scharmützeln und listigen Einfällen auf beiden Seiten.

Die Aufgabe der Knaben war es, die Pferde zu holen, und wollte es ihnen auf andere Weise nicht glücken, den Tieren nahe genug zu kommen, um ihnen die Lederschlinge um den Hals zu werfen, so lockten sie sie oft mit einem Büschel verführerischen Grases oder einer besonders köstlichen Wurzel, vielleicht auch mit einem Stück Brot, das die Mutter ihnen für die lieben Pferde mitgegeben hatte, und wenn die Tiere dann nicht widerstehen konnten und die Knaben an sich kommen ließen, husch — so hatte die eine Hand die Mähne gepackt,

der Halfter fuhr hinter dem Rücken vor und dem Pferd über den Kopf, und das Leckermaul war gefangen!

Nun war es gar kein so kleines Stück Wegs von der Koppel bis zum Hof, und die Knaben, die den natürlichen Wunsch hegten, den Weg, den auch andere vor ihnen gegangen waren, zu verlassen, versuchten ganz ungeniert auf die Pferde hinauf zu springen, und sich von ihnen heimtragen zu lassen, statt neben ihnen herzutraben. Das aber nahmen die Pferde ihnen ein für allemal sehr übel. Den Halfter — in den fand man sich schließlich, wenn es sein mußte, und auch ein gutgemeinter Klaps aufs Maul mochte angehen; man fand es auch gar nicht unangenehm, selbst einmal solch einen Menschen ein bißchen zu beschnuppern und in seiner Nähe ein paar Tanzschritte zu machen — zur gegenseitigen Unterhaltung und auf drei Schritt Abstand. Aber sich an der Mähne packen lassen, bestiegen werden wie ein Baum, diesen Zweibeiner auf dem Rücken haben? Jedesmal, wenn die Knaben es versuchten, — — hast du nicht gesehen? — sprang das beleidigte Pferd mit allen Vieren zugleich in die Luft, um den Frechen bis hinauf an die Sterne zu schleudern, und saß er dann wirklich immer noch, — so fuhr — hopp! das Hinterteil senkrecht in die Höhe, dann — im nächsten Augenblick die Vorderfüße steil gebäumt, — — und hatte er von diesem Seegang noch nicht genug, — hopp, ein wilder Sprung zur Seite, und der Rücken ein Bogen, auf dem kein Mensch hätte hängen können; wenn sie aber trotzdem drauf festhingen — und Varg brachte das immer öfter zustande — na ja, so blieb einfach nichts übrig, als daß man sich hinwarf wie ein Hund und sich auf der Erde wälzte, oder noch lieber auf einem Haufen Steine, zappelnd mit allen Vieren, um das Ungeziefer abzuschütteln, oder auch man mußte in einem Satz an einen Baum mit einem tiefhängenden Ast anrennen, um es abzustreifen; kurzum, davon konnte gar keine Rede sein, daß das Pferd einen Menschen auf seinem unantastbaren Rücken duldete! Die ererbte Erfahrung von Generationen, die blutigen Folgen, die es nach sich zog, wenn man ein Geschöpf auf seinem Rücken duldete, den Luchs, den Vielfraß, hatten das Pferd blindlings unzugänglich gemacht für die mindeste Annäherung dieser Art.

Und — nichtsdestoweniger ward Vaar eines Tages von ihrer Haustür aus Zeuge eines halb schrecklichen, halb lächerlichen Aufzugs, dessen Hauptfigur Varg war, Varg, der rothaarig, sieghaft auf dem Rücken eines der Pferde saß, die von der Koppel heimgetrieben wurden — Varg, der Entsetzliche! Die andern Brüder zogen ihre Tiere gemächlich am Halfter hinter sich her; Varg aber saß rittlings auf seinem Pferd, die Beine stolz in der Luft, und lenkte es mit einem Riemen um den Hals. Und das Pferd schien sich gutwillig darein zu finden, es ging mit tief gesenktem Haupt, in schwerem Nachdenken, als ahne es die Tragweite dieses ersten Sich-Fügens, jedoch ohne einen Versuch zur Empörung. Dies Jauchzen, dieser sieghafte Einzug der Knaben! Selbst Hvidbjörn, der

leidenschaftlich in sein neues Schiff vertieft war, blickte vom Flintbeil auf und sah mit väterlichem Auge auf seinen Sprößling; dann nickte er gedankenvoll bekräftigend mit dem Haupt; er wußte, wohin Pfadabweichungen führen konnten. Er hatte selber sich das Unmögliche zur Hilfe gezwungen. Die Knaben mußten anders sein, das Leben anders angreifen, als man es just von ihnen erwartete.

Endlich war es Varg geglückt. Der Hengst, auf dem er ritt, war sein Freund, seitdem er ein Füllen gewesen war. Er war in der Gefangenschaft geboren und in der Koppel aufgezogen, von Varg gehegt und verwöhnt mit allem Guten, was dieser nur aufzutreiben und zu ersinnen vermochte; das Tier kannte ihn vor allen anderen und liebte es, wenn der Knabe den Arm um seinen Hals legte und es streichelte, auch nachdem er schon voll ausgewachsen war. Allerdings steckte die angeborene Scheuheit ihm doch so im Blut, daß es fortwährend auf dem Sprung stand, wie besessen von tausend Fluchtantrieben auf einmal, bebend an allen Gliedern, mit weitaufgerissenen, unruhigen Augen; die Ohren zuckten nervös, legten sich flach zurück, während die Zähne grimmig aufeinanderknirschten, die Nüstern weiteten sich, daß das Licht durch den rosenroten Knorpel zwischen ihnen schimmerte. Gestreichelt wollte er sein, und wollt es doch wieder nicht, er bot die Flanke dar und zuckte kitzlig wieder zurück, als wäre es Feuer, was ihn berührte und nicht eine menschliche Hand, wie Wellengekräusel auf dem Wasser wechselte in ihm die Laune; und erst nach einer langen, langen Zeit unermüdlicher Friedensbezeugungen ließ er sich gewöhnen; aber zahm ward er eigentlich nie.

Einzig Varg durfte sich ihm nähern. Er kam so ruhig, ohne auch nur einen unbeherrschten Schritt zu machen, er streckte so behutsam die Hand nach ihm aus, daß ihm der unwillkürliche Fluchtdrang nicht in die Glieder fahren sollte, und wenn er erst dicht neben ihm stand, hütete er sich, die geringste unerwartete Bewegung zu machen, oder irgend etwas Plötzliches zu tun, das den Hengst davongescheucht hätte, daß Steine und Rasenschollen unter den Hufen aufgeflogen wären. Das wilde Pferd stand für gewöhnlich vollständig still, wenn es nicht graste oder weidete oder umhertollte; ganz ruhig stand es, mit ausgestrecktem Kopf, ohne auch nur mit einem Ohr zu zucken; selbst auf kurze Entfernung hin war es in der Steppe nur schwer zu erblicken, eh es sich bewegte; das war seine Schutzwehr gegen Verfolgung; es sind ja auch nur die unedeln Tiere, die ständig umherflirren, ohne in sich selbst Ruhe zu finden, wenn keine wirkliche Kraftentfaltung vonnöten ist.

Oft, wenn der Hengst so im Sonnenschein unter einer Birke stillstand, dann näherte Varg sich ihm mit allen Zeichen tiefster Ruhe im Gang, und das Tier blieb stehen und erwartete sein Kommen. Dann nahm Varg es wohl um den Hals und plauderte lange mit ihm, den Kopf dicht an die feine Haut geschmiegt, und das Pferd bewegte keinen Huf, zitterte nicht, reckte nur ab und zu den Kopf,

als wolle es nun kein Wort weiter hören, aber es blieb neben Varg stehen, und er umkreiste es streichelnd, liebkoste es, beruhigte es von allen Seiten, bis jede Fiber, jedes Haar seines Körpers, das erst voll Angst gewesen war, durch die immerwährende Wiederholung der fremden Berührung in Sicherheit gewiegt war.

Und Varg war klug. Mit seiner Erfahrung von den andern her, die sich nie hatten zähmen lassen, weil er sie überrascht hatte, die nur noch halsstarriger geworden waren, nahm er sich wohl in acht mit dem Sprung auf den Rücken des Freunds; dieser solle es überhaupt gar nicht wissen, wann er droben saß. Er begann damit, daß er sich gegen die Flanke des Pferdes lehnte und den einen Arm leicht über den schönen, schwach gestreiften Rücken legte; ganz wie zufällig; und doch erwiderte das Tier seinem Arm die ersten Male mit einem Beben. Als es dann, nach langer, geduldiger Wiederholung, den Arm litt und sich dareinfand, daß Varg sich mit voller Wucht gegen seine Flanke lehnte, versuchte der Knabe, wie im Spiel, ab und zu ein Bein neben den Arm zu legen und versuchte das so oft, bis das Tier nichts Auffallendes mehr daran fand, daß allmählich auch der Körper nachfolgte und von Mal zu Mal immer länger und länger über seinem Rücken hängen blieb.

Und so kam denn wirklich der Tag, an dem das Pferd, ohne eine Veränderung zu merken, ihm erlaubte, sich ganz hinaufzuschwingen und sitzen zu bleiben; freilich hatte er ihm auch so lange und so lind zugesprochen wie Südwind und sonnige Tage. Aber als er nun saß und das Pferd noch immer ruhig unter ihm stehen blieb, da lachte Varg, lachte in innigster Lust, und das Herz hüpfte ihm in der Brust vor Glückseligkeit.

Jetzt sollte das Pferd lernen, zu gehen mit ihm; und da hieß es äußerst vorsichtig sein, damit es nicht erschreckt ward. Später, als aus dem Schritt auch Trab und Galopp wurde, entstanden ja von selbst allerhand besondere Schwierigkeiten; es lag nicht unmittelbar in der menschlichen Natur, unter allen Verhältnissen auf einem Pferd sitzen zu bleiben; das mußte gelernt werden. Aber wenn Varg es will und das Pferd nichts dagegen hat und genügend Zeit vorhanden ist, so kommt es, eh man es weiß, und bald können die jüngeren Brüder in gellender Bewunderung die zwei in vollem Saus rund um die Koppel, dann über die Steppe hinfliegen sehen.

Der erste Reiter — Varg — um den Leib einen Wolfspelzfetzen geschlungen, um die Ohren wehend das flammrote Haar, Vargs rotes Werwolfsgelock, in dem er gewohnt war die Finger abzuwischen, das immer vollsaß von vorjährigen Kletten, und das Zuflucht des mannigfaltigsten Geziefers war — bis zur Größe einer Heuschrecke. Varg, Varg. Eins mit dem Wildpferd, das noch halb gestreift war wie ein Zebra, am Bug das Zeichen des Blitzes, mit dickem Kopf, wie ein ewiges Fohlen, und mit dem Donnerkeil unter jedem seiner herzförmigen Hufe!

Nachdem Varg den ersten Sieg errungen hatte, gesellten sich nach und nach auch die Brüder dazu, wählten sich je ihren Liebling unter den Füllen und liebkosten und umhalsten ihn so lange, bis er zutraulich ward und sich mit ihnen vereinigte zu einer Figur in der Landschaft — allen andern Geschöpfen zu gaffender Furcht und Bestürzung. Und diese ein bißchen gespannte, aber stets unwandelbare Freundschaft, die halb auf Betrug beruht, halb den Charakter einer Vorsehung hat, besteht seit jener Zeit zwischen Pferd und Mann.

Nachdem Hvidbjörns Söhne sich einmal beritten gemacht hatten, war es nicht immer leicht, zu wissen, wo sie steckten; sie entfalteten eine Fähigkeit, fast gleichzeitig an den verschiedensten Orten zu sein. Hvidbjörn mochte noch so geschwind auf seinem zweiräderigen Wagen über die Steppe rattern — daß er den Knaben nachkam — davon war keine Rede. Ein neuer, ungeahnter Aufschwung kam in die tägliche Jagd; die Söhne sprengten das Wild auf und machten Parforceeinfälle, wo sie ehemals in langem, mühseligen Kriechen, heimlich und auf Umwegen, sich bis auf Speerwurfnähe herangeschlichen hatten. Eine neue Zeit lag in dem, was von den Knaben ursprünglich ganz gedankenlos begonnen war.

Mittlerweile wuchsen sie herauf. Varg fing ganz unmerklich an, sich von den Brüdern abzusondern; nicht, daß etwas zwischen ihnen gewesen wäre; einfach, weil er ein anderer geworden war. Seine Stimme klang auf einmal tief und gebrochen, bald war er seltsam ernst und schloß sich an den Vater an, hieb und zimmerte voll Verständnis am Schiff herum, bald gesellte er sich wieder in Spiel und Scherz zu den jüngern Geschwistern, wobei er aber leicht gewalttätig wurde, so daß sie ihn gar nicht mehr verstanden, und oft mit den sonderbarsten Einfällen die ganze Lustbarkeit störte.

Es war Varg — und doch nicht Varg. Zeitweise überkam ihn geradezu ein Lachkrampf; dann konnte er ein armes Kalb packen und an sich drücken und sich damit auf der Erde wälzen, bis es rein von Sinnen kam; oder er schloß das erste beste tote Ding, einen Baum, eine Klippe, in die Arme, oder er warf sich zu Boden und versuchte mit ausgebreiteten Armen das ganze Land zu umfangen; er sprang ins Meer, einen schweren Stein zärtlich ans Herz gedrückt, und tauchte mit ihm unter, um bald darauf, einsam und trauernd wieder emporzusteigen. Er hatte Anfälle von großartiger Freigebigkeit, während derer er den entzückt strahlenden Geschwistern all seine Besitztümer schenkte — für sie noch Schätze — für ihn armseliges Spielzeug. Zu andern Zeiten, auf der Jagd, konnte er voll Ausgelassenheit beginnen und bis zur rohsten Grausamkeit übergehen; dann vernichtete er ohne Gnade, suchte kalten Bluts die Todesgefahr auf; an solchen Tagen zog er ganz allein, bloß mit einer Axt bewaffnet, gegen den wilden Eber oder den großen Elch aus und kehrte vom Kampf zurück, zitternd vor Raserei, die der Tod des durch seine Hand gefallenen Tieres nicht abzukühlen vermocht hatte.

Wenn jemand die Erklärung für Vargs Gemütsverfassung in der Jahreszeit gesucht hätte, so hätte er gefunden, daß es das Frühjahr war — wie das nun auch zusammenhängen mochte; aber Varg hatte ja doch schon oft ein Frühjahr erlebt, ohne so halb außer sich zu geraten. War er besessen?

Das Frühjahr kam in Livland mit Macht, es setzte ein mit schwellenden, feuchten Ostwinden und warmen Nächten, die Steppe warf den Schnee ab und lag nackt, soweit das Auge reichte, mit offenen, schwarzblauen Tauwetterpfützen da und dort im Gras. Rasch sickerte das Wasser in die Erde, sobald diese aufgetaut war, und das neue Gras machte in wenigen Tagen das Land meilenweit grün. Die Zugvögel füllten die Nächte mit nebelhaftem Getön, und plötzlich war alles bereit zur großen Frühjahrsversammlung, knospende, harzduftende Bäume, Vogelgesang und an den lichten Abenden die Traummusik der Frösche, das kreischende Zusammenfliegen der Auerhähne im Birkenwald und des Nachts die grauenhaften Schreie der Steppenraubtiere in Liebesnot.

Und die Wildpferde waren gekommen, die richtigen, die von draußen von der Steppe. Die erste Herde zeigte sich an einem klaren Tag, in endloser Ferne, wie eine Federflocke am Horizont, gerade bei Sonnenaufgang; von da ab kamen jede Nacht weitere, und bald schwärmte die Steppe von Herden, wie immer im Frühjahr.

In der Koppel bei den halbzahmen Pferden herrschte Unruhe. Die alten Stuten fohlten in diesen Tagen, und die Hengste sonderten sich untereinander ab, jeder mit seiner Herde junger Stuten, und führten gewaltsame Kämpfe auf, bei denen sie sich auf die Hinterbeine stellten und um sich bissen, daß der Schaum flog wie in einem Seesturm, und wieherten, daß es weit hinaus durch die gaukelnden, schweigenden Nächte tönte. Die Pferde empfanden ihr Eingesperrtsein; und oft standen sie am Rand des Grabens, nickten und spiegelten sich im Wasser und spähten mit langen Blicken ostwärts über die Steppe; aber der Graben war nun einmal ihre Grenze, und sie mußten sich dareinfinden, zu bleiben, wo sie waren. Wenn es geschah, daß ein Rudel von freien Pferden der Steppe in der Nähe vorüberkam, so gerieten die Gefangenen in große Not; man konnte sie hoch emporspringen und sich um sich selber drehen sehen, den Hals vorgestreckt soweit es ging, als wären sie am liebsten in die Luft und hinüber zu den wilden Verwandten geflogen. Ach, es lag ein Graben zwischen ihnen, sie konnten nicht zueinander kommen . . .

Aber die Pferde der Steppe konnten es! Eines Nachts sprangen mehrere wilde Hengste über den Graben und herein in die Koppel. Was den Gefangenen gar nicht in den Sinn gekommen war, das taten die Freien ganz einfach — sie sprangen über den Graben. In dieser Nacht tobte eine gewaltige Schlacht in der Koppel, mit einem Pferdegetöse und einem Erdonnern der Erde, das bis weithin tönte, und am nächsten Tag, als die Knaben die Pferde holen wollten,

fanden sie, daß die wilden Fremdlinge alle Hengste davon und in eine Ecke getrieben und die Stuten, nach denen ihr Begehr stand, unter sich selbst verteilt hatten! Die Geschlagenen standen und ließen die Köpfe hängen, gedemütigt, zerbissen, während die Sieger, trotzdem sie bei weitem in der Minderzahl waren, mit üppigen Halsbewegungen und stolzem Schwingen des Schweifs um ihre vielen neuen, gehorsamen Fohlen trabten, ab und zu mit Augen voll Blut auf die Vorgänger schielend, im übrigen aber vollauf damit beschäftigt, ihre Kriegsbeute vorläufig einmal abzuschätzen, jeder für sich, inmitten seiner Herde.

Varg war wie ein Wahnwitziger, als er all diesen Pferdeübermut gewahr wurde, und eh die Brüder wußten, was er, heulend vor Todesverachten und in hohen Sätzen vorwärtsstürmend, im Sinn hatte, sahen sie, wie er auf einen der wilden Hengste losstürzte, sich hinter einem Baum her über ihn warf, ihm in die Mähne fuhr und in einem einzigen gewaltigen Flugsprung aufsaß. Im selben Nu raste der Hengst mit ihm davon! . . . Durchgängerei war die ihm angeborene Natur, aber jetzt, da er jemand auf seinem Rücken fühlte, jemand, der sich mit zwei sehnigen Beinen, die Fersen in seine Weichen gestemmt, festklammerte, fuhren Blitz und Donner ihm in die Seele; vor ihm und hinter ihm explodierte die Luft — — und wie ein Pfeil in rasender Fahrt der Steppe zu!

Der Graben! In fast unerträglicher Spannung halten die Brüder den Atem an, als sie den Wildhengst in blindem Rasen darauf zusprengen sehen — und dann — — hinüber — —! Sie sehen Varg in der Luft schweben, den Kopf vornüberhängend — während das Pferd jenseits landet. — — Aber er bleibt — er hängt fest — und jetzt rafft der Hengst sich zusammen und galoppiert weiter, hinaus ins offene Land, wahnwitzig vor Schreck . . . Und Varg ständig auf seinem Rücken. Pferd und Reiter waren schon so fern, daß den Brüdern fast das Herz stillstand; da sahen sie, wie er sich mit vollem Willen weit draußen in der Steppe vom Pferd warf und sich halsbrecherisch im Gras überschlug, während das Pferd in sinnloser Flucht weiterraste. Die Brüder atmeten auf; sie wußten, was Varg leisten konnte im Fallen. Er kam auch wirklich ganz ruhig zurück und heuchelte den im Staub liegenden Brüdern gegenüber die größte Gleichgültigkeit: dabei blutete er aus der Nase, und sein Atem ging, als wollten die Rippen ihm aus der Haut platzen: im übrigen war er natürlich obenauf; er wußte jetzt, daß selbst das unbezähmte Wildpferd ihn nicht abzuwerfen vermochte. Es war klar: Varg war der Einzige, der große Pferdebezwinger; und die Brüder, die wohl auch ganz gute Reiter geworden waren, versuchten gar nicht erst, sich mit ihm zu messen, sondern huldigten seiner Meisterschaft mit froher Uneigennützigkeit; er war der Älteste, er war außerdem zuerst auf den Einfall gekommen, und was ein Mensch ganz neu beginnt, das soll er auch für sich haben. Das Pferd ward denn auch zum Schicksal für Varg wie für das Volk, das von ihm abstammte. Der Keim zu einem

Volk lag in seinem Blut, darum war er so unruhig geworden, voll sturmvollen Drangs, unterzugehen mit und für etwas, und doch mit dem Gefühl, nicht sterben zu können.

Mittlerweile brach an der Küste das Eis, und Hvidbjörn und alle seine Söhne hatten alle Hände voll zu tun mit Seefahrten und neuen, verbesserten Schiffen; der ganze Sommer verging in einem Fieber von Arbeit und Getümmel auf dem Wasser.

Im Spätjahr verschwand Varg.

Die Brüder versuchten, es zu verschweigen, aber als der Vater in sie drang und Bescheid forderte, konnten sie nur erklären, daß Varg mit den wilden Pferden gezogen sei. Das war alles, was sie wußten.

Mit Varg verhielt es sich so: im Spätjahr, als die Steppe fahl ward und alle Zugvögel zur Reise zu rüsten begannen, war er schwermütig geworden. Selbst die Sonne hatte keine bleibende Statt, sie ging mehr und mehr im Süden auf und kroch tief über den Himmel hin, um frühzeitig zur Rast zu gehen. Schon war sie weit entfernt und drängte nach noch ferneren Wegen. Aber die Tage waren so klar, die Steppe lag in einem kühlen Abschiedslicht, unter dem jeder welke Halm sich in die windstille Luft reckte, nicht mehr grün, aber seltsam leuchtend und trauervoll. Eine vereinzelte späte Biene ließ ihr kleines Gesumme bruchstückweise von Ort zu Ort vernehmen, wo sie noch etwa eine verspätete Blume fand. Die Vogelschwärme, die sich in ihren Flugmanövern rechts und links und auf- und niederwarfen, waren in den schallklaren Tagen auf Meilen zu hören. Hoch im durchsichtigen Himmel wehten und wirbelten Spinngewebe und verflogen, die Wildgänse zogen davon im Mondenglanz, und der Sommer zog davon, die Erinnerung zog davon, alles, alles zog, zog davon.

Aber als nun auch die wilden Pferde gingen, als Herde um Herde aufbrach und fortzog gen Osten und Süden, bis sie nur noch wie ein Nebelfleck erschien, der bald auseinanderschwärmte und größer ward, bald sich wieder zusammenzog, je nachdem die Pferde, die einzeln nicht mehr zu unterscheiden waren, im Schwarm liefen; als der Nebelfleck zuletzt in endlose Ferne schwand und endlich hinter der Grenze der Erde zerging, da war es Varg, als ob ihm das Herz zum Hals herausspringen müßte, um ihnen zu folgen. Er weinte über ihrer Spur, die sie, als letztes, auf dem Boden zurückgelassen hatten; das Heimweh nach ihnen, die Steppe, die jetzt so öde war, der Gedanke an ihre Welt, fern da draußen, von wo die Sonne kam, würgte ihn in der Kehle, als müsse er ersticken; er konnte nicht mehr Atem holen vor Schmerz. Wie ein Schnitt ins Fleisch war es, zu denken, daß die winzige kleine schwache Staubwolke weit, weit dort draußen die Herde war, in der sie nun trabten, einer beim andern, der alte Führer voran, die jungen Stuten in der Mitte, die jungen Hengste als

Sicherung zu beiden Seiten. Wie er sie kannte! Einige waren immer in der Herde, die paarweis liefen, zwei Freunde, die sich nun einmal kannten und denen es nicht wohl war, wenn sie nicht Seite an Seite liefen. Pferdefreundschaft! Sie hatten keine Hände, um zu fassen, nur einen hornigen Huf, sie konnten nicht sprechen, aber wußte dann einer, wie seelenwohl es tat, sich gegenseitig die Köpfe kreuzweis auf den Hals zu legen; und war es nicht genug, gegenseitig die Wärme der Haut zu fühlen, während man Seite an Seite dahinzog? Ach, keine Wärme, kein Duft ist so süß, wie der des Pferdes! Varg wußte gar nicht, wie ihm war. Etwas mußte geschehen; er hätte sich am liebsten mit den Händen in die Erde gegraben, er rannte im Kreis um sich selbst, er schüttelte gewaltsam mit dem Kopf; denn wenn er stillestand auf einem Fleck und seiner Sehnsucht gewahr wurde, konnte er nicht leben . . .

Für gewöhnlich haßte Varg Gemütsbewegungen, haßte es, gerührt zu werden, und zog es vor, sich in einem oder dem andern tollen Streich Luft zu schaffen, über den er sich wenigstens nicht so zu schämen brauchte; hier aber fühlte er, daß nur eine wahnwitzige Tat, ein Sprung ins Feuer, ihm Linderung schenken konnte. Und eines Tags trafen Zufall und Eingebung zusammen. Eine der letzten Wildpferdherden war aufgebrochen und zog in geschlossenem Trab nach Südosten; Varg lag hinter einem Busch auf der Steppe und folgte ihren Bewegungen. Der Leithengst, das stärkste Tier von allen, lief an der Spitze, und plötzlich sieht Varg ihn in gerader Richtung auf den Busch zukommen; er muß dicht an ihm vorbeistreichen; vor seinen Augen wird es schwarz und nun tut er, was ihm — das erfaßt er wie durch einen innern Blitz — die ganze Zeit im Sinn gelegen hat — während der Hengst vorbeitrabt, sammelt Varg all seine Kraft und Behendigkeit und springt auf, just als das Tier ihn entdeckt und sich herumwirft, um Kehrt zu machen. Varg ist, wie, das weiß er selber nicht, an seiner Seite, fühlt seine Mähne in der Hand und setzt in zwei, drei langen Sprüngen neben ihm her, bis er zum letztenmal die Erde unter sich tritt und sich emporschwingt. Und jetzt sitzt er, wie er es geträumt hat! Zwei der Brüder sahen ihn von einer andern Stelle der Steppe aus, wo sie gerade standen, verschwinden, sahen ihn wie festgewachsen auf dem Hengst sitzen, der in wahnwitzigem Galopp dem Horizont zusprengte, hinter sich in einer Staubwolke die Herde. In wenigen Minuten waren Varg und die Wildpferde hinter der Rundung der Erde verschwunden. Die Brüder begriffen, daß Varg getan hatte, was er tun mußte, auch wenn sie ihn noch nicht verstanden. Zu Fuß erwarteten sie ihn nicht zurück.

Hvidbjörn hatte so seine eigenen Gedanken; er fürchtete nichts für seinen Erstgeborenen. Aber als einige Wochen verstrichen, ohne daß Varg wiederkam, und Vaar trauerte, machte Hvidbjörn sich auf und fuhr ein paar Tagereisen gen Süden, um bei den „Grävlingern", den umherziehenden Eingeborenen, die da

und dort weiter unten ihre Zeltlager hatten, Umfrage zu halten. Jawohl, sie konnten ihm Bescheid geben über seinen Sohn. Er hauste noch weiter gen Osten, zusammen mit einem wunderschönen Mädchen — die Grävlinger mußten das wissen — denn war sie nicht eine der Ihren? Und Varg hatte sie am hellichten Tag gestohlen, was immerhin, mit Verlaub zu sagen, einen Schadenersatz erforderte, den der Häuptling jedenfalls gern für den Sohn bezahlen würde. Im übrigen lebten die beiden jungen Leute recht armselig, ganz für sich und von allen andern abgesondert, auf ein paar entfernten Grasstrichen, wo sie, so hieß es, sich mit den wilden Pferden abgaben und sich in der Hauptsache wohl von Stutenmilch nährten! O, man hörte so allerlei! Kein Mensch war vor ihm sicher, denn er hatte ja die verrückte Gewohnheit, sich auf die Tiere zu setzen und mit ihnen in der Welt herumzusausen, und wo es etwas gab, was er haben wollte, kam er auf dem Rücken irgendeines wilden Tieres geflogen und holte es sich, wenn man dem Gerücht glauben wollte. Manche behaupteten geradezu, er sei ein unnatürliches Wesen, unten geschaffen wie ein Pferd mit vier Beinen, und oben wie ein Mensch; aber mit der Geschichte kam man höchstens weiter drinnen in der Steppe an; hier hatte man ihn ja mit eigenen Augen absteigen sehen, und menschlichen Geschmack hatte er jedenfalls auch bewiesen dadurch, daß er ein Weib davongeschleppt hatte. Im übrigen sollte sie ebenso närrisch geworden sein wie der Mann, hockte auf den Rücken der stummen Kreatur und folgte ihm auf allen seinen Streifzügen. Aber — fügten sie mit schrägen Augen hinzu — wenn von einem solchen Häuptling ein so beklagenswerter Sproß stammen konnte, so konnte wohl auch ein flugtolles Geschöpf von einem Grävling herstammen . . .

Hvidbjörn bedankte sich für die eingehende Auskunft und zog wieder heim. Schau, schau — Varg hatte also das Unmögliche wieder zustande gebracht! Nun ja, man mußte eben hoffen, daß das Leben für jedes neue Geschlecht anders aussah. Hvidbjörn konnte nicht leugnen, daß des Sohnes Treiben ihm mißfiel; er selbst hegte für die Eingeborenen mehr Mitleid als Achtung und hatte nie gedacht, daß er einmal auf diese Weise in Berührung kommen würde mit dem Gesindel. Aber was wollte man sagen? Die Hvidbjörnfamilie war, als eingewanderte, die einzige weiße in Livland; es gab also überhaupt keine andern Weiber! Es ließ sich nichts tun — man mußte Varg sein eigenes Leben leben lassen; die Folgen mußte er selber tragen. Vaar war untröstlich; daß sie selbst seinerzeit mit Hvidbjörn davongelaufen war, machte das Unglück nicht kleiner. Varg war für die Heimat verloren.

Im Winter kam er unvermutet zurück, im Schlitten, mit zwei prachtvollen, feurigen, gutabgerichteten Pferden davor. Der Schlitten war mit toten, gefrorenen Renntieren beladen, die er, ganz wie früher, wenn er von der Jagd zurückkehrte, in die Vorratskammer seiner Mutter trug; und sie dankte ihm

dafür wie für ein Geschenk. Es war große Freude über das Wiedersehen; aber niemand ließ sich irgendwelche Überraschung anmerken, weder über Vargs Verschwinden, noch über seinen plötzlichen Besuch; und keine Frage wurde gestellt. Die Brüder fanden ihn unverändert, nur daß er sich einen Bart zugelegt hatte, der nur leider fast nicht zu sehen war, weil er so hell war, und den Varg darum heimlich am Feuer mit Ruß einräucherte. Er sah hohläugig aus und war ziemlich barsch, aber äußerst zufrieden. Trotz seiner Magerkeit setzte er die Brüder durch Proben neuer gewaltiger Kräfte und Künste in Erstaunen. Über das, was er sonst erlebt hatte und was für eine rätselhafte Welt er da draußen in der Wildnis zu der seinen gemacht hatte, wurde nicht gesprochen. Er blieb nur zwei Tage und kehrte dann wieder auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, nach Osten zurück, im leeren Schlitten, voran die zwei wundervollen Pferde in langgestrecktem Galopp.

Aber beim Abschied hatte der Alte die Bemerkung fallen lassen, die Reise sei doch viel angenehmer zu zwei, und wenn nicht jemand zurückbliebe, um den man sich bange, und Varg hatte dazu genickt wie ein Mensch, der zwar recht gut weiß, was er will, sich aber auch einen Rat merken kann.

Über ein Jahr verging, eh man wieder etwas von ihm sah. Da kam er wieder auf Besuch, und diesmal brachte er seine ganze Welt mit. Sie bestand, wie sich erwies, aus einer ungezählten Herde von Pferden, Varg wußte selbst nicht wie vielen, obwohl er jedes einzelne kannte. Sie waren nicht eigentlich zahm, wurden aber zusammengehalten und mit ihrem oder ohne ihren eigenen Willen versorgt, indem Varg fortwährend die Runde machte unter seiner Herde, ihr die Richtung angab, die er einzuschlagen wünschte und verhinderte, daß eins der Tiere auf eigene Faust umherstreifte. Unterstützt wurde er dabei von seiner Frau, welche die Familie nun endlich zu Gesichte bekam.

Sie hieß Tju; und hieß nicht umsonst so; denn sie war wie ein Wirbelwind über der Steppe, ein Luftschrei und ein Sausen — —. Sie hing ebenso verwegen auf dem Pferderücken wie Varg, voll Feuer, mit sieben Leben im Leib, geschmeidig und weich wie eine junge Katze. War die Hvidbjörnfamilie blond und licht von Haut wie Regen auf dem Gletscher, so war sie braun wie der Sonne Brand auf der wolkenlosen Steppe und mit dem schwarzesten Haar, das man sich denken konnte. Die Augen, die ganz flach im Gesicht saßen, waren dunkel wie alter Honig; schön war sie nicht, aber sprühend vor Leben, mit ihren kleinen Gliedern behend wie ein Eichhörnchen, und Zähnen, so stark, daß es ganz wunderbar war; alles, was es festzuhalten galt, wenn die Hände im voraus genug zu tun hatten, packte sie mit dem Mund, und hatte sie sich einmal festgebissen, so blieb sie hängen mit all ihrer Wucht, und wenn sie hinter einem Pferd herschleppte. Sie war nichts als Klaue, Energie und sorgloses Lächeln dazu; sehnig und lachfreudig vom Kopf bis zu den Füßen. Auf dem Rücken

in einem Ledersack trug sie ein Kind, das nicht schlecht durchgerüttelt wurde, wenn sie ganze Tage lang auf dem Pferde saß und dem mehr als früh genug der Galopprhythmus ins Blut drang. Vaar nahm den Sack an seinen vier Zipfeln und schüttelte das Kind heraus, um es zu besehen; es schien prächtig zu gedeihen und glich ganz der Mutter, — schwärzlich, flach von Gesicht; aber es hatte Vargs blaue Augen und seine Hände. Und als es die der Großmutter entgegenstreckte, errichtete sie ihm natürlich sofort einen Götzenaltar in ihrem Herzen.

Die Familie kam übrigens nur auf der Durchreise; sie zogen mit ihrer Herde auf den verschiedenen Grasgebieten umher. Die Herde war ihr ganzer Besitz, außer einem kleinen Zelt aus Tierhäuten, in dem sie nachts schliefen.

Was ihre Nahrung betraf, so blieben sie bei der Pferdemilch, an der sie während der ersten tollen und süßen Zeit ihrer Landflüchtigkeit Geschmack gefunden hatten.

Alles, was neu ist und was besteht, beginnt in Liebe. Das begriff Hvidbjörn; und so ward Vargs eigentümlicher Geschmack anerkannt.

Ein paar Jahre schweiften sie so mit den Pferden umher; aber als diese sowie die Familie durch den gegenseitigen Verkehr miteinander ruhiger geworden waren, gründete Varg einen Wohnsitz daheim an der Küste, in der Nähe des Vaters, und setzte da seine Pferdezucht an einem festen Aufenthaltsort fort.

Von Vargs und Tjus Nachkommen stammen die unruhigen Pferdevölker Asiens ab, die ebensoviel vom Norden wie vom Süden in ihren Adern haben, die kumystrinkenden Zeltbewohner, all die freien Nomaden der Steppe, von denen ein Galopp durch alle Jahrhunderte geht.

Aber vom Wildpferd, das Hvidbjörn zurück nach Upland begleitete und später auf den Schiffen seiner Söhne um ganz Europa herum kam, stammt das Kriegsroß, das seinen Eigentümer, den Ritter, den Kavalier, zum Herrn der Erde macht. Von ihm stammt auch das arbeitstreue Pferd des Bauern, das den Pflug zog für das Korn, von dem der Bauer und es selbst und noch viele andere leben sollten.

Zum Gedächtnis an den schnaubenden Hengst, der Varg und Tju hinaustrug in das Gesetzlose, wo man lernt, in der gegenseitigen Lebenswärme zu werden wie zwei Pferde, die allezeit miteinander traben wollen, Flanke an Flanke, zum unsterblichen Gedächtnis daran steht ein Sternbild am Himmel.

Die Seele des wilden Pferdes lebt in der Sage vom Pegasus. Die ewige Jugend, Urzeit und Allzeit, ist in seinem Flügelsausen; aber der ist es nicht, der mich getragen hat; ich habe meine Mythe von daheim, vom Helpferd.

Ja, vom Helpferd, dem Freund der alten Bewohner des Nordens, in Krieg und Frieden, ihrer liebsten Nahrung, dem Opfertier, das sie vor allen andern

den Vorfahren weihten und, das Antlitz andächtig mit seinem Blut bespritzt, verzehrten. Später, als man den Alten beibrachte, einen andern Ursprung zu ehren als ihren eigenen, und ihnen das Lamm anpries als die alleinseligmachende Opferspeise, ward das Pferd verboten als unrein — das Pferd! — und lebendig unter der Schwelle der neuen Gotteshäuser begraben. Und hier erstand es als Helpferd, und gespensterte, hoho! Und es heißt, wer seinen Geist sieht, muß sterben. Nun ja, sterben werd ich gewiß.

Und von einem Ritt auf dem Helpferd, einem teuflisch-himmlischen Galopp in Gesellschaft der Toten durch das verlorene Land, habe ich meinen Mythus.

Die Lerche

Svein hieß ein seefahrender Mann. Er kam auf seinem Schiff nach einem Land, das fast eins war mit dem Meer und aus vielen niedrigen Inseln mit Fjorden und Sunden dazwischen bestand. In einem dieser Fjorde verirrte er sich, fuhr so lang zwischen Landspitzen, Buchten und Inseln herum, daß er schließlich das Land lieb gewann.

Es erhob sich flach und in meilenweit fliehenden Hängen aus dem Meer, steinig, mit Felsblöcken übersät, neu erschaffen und von Regen duftend, als hätte der Gletscher erst gestern es verlassen. Svein landete und fand das Ufer freundlich, mit lauter feinstem Sand bestreut und die Wellen mit bunten und runden Kieseln verbrämt, die sich leise aneinander rieben. Das Gras wuchs bis ins blaue Meer hinaus. Im Innern des Landes waren üppige Wiesen und Sümpfe, ein aufsprossender lichter Wald, dazwischen weite Heide. Herrliches Wild trieb sich dazwischen herum, und der Fjord, der den Wasserlauf aufnahm, der langsam und lächelnd zwischen den Blumen einherzog, funkelte vor Fischen. Und über diesem Land, das sich im Meer kaum wiederspiegelte, stand mit schwellenden Wolkenwelten und Lichtpfeilern, die schräg von der versteckten Sonne niederragten, gewaltig der Himmel.

Svein zog an einen andern Ort. Aber er vergaß das flache Land nicht und kam wieder. Es war zeitig im Frühjahr, und der Wind wehte kühl. Regenschauer kamen und gingen mit seltsamer Geschäftigkeit; keiner trieb sie zur Eile an; aber sie verrichteten trotzdem ihre Arbeit . . .

Oben auf den grauen Feldern standen Schachtelhalme, die wie dünne Knochenfinger neben den Maulwurfshaufen aufgesproßt waren. Im Boden, in den im Sonnenschein die Nässe einsickerte, lagen wie feuchte Augen kleine Steine, und ein paar gelbe Blumen mit schimmeligen Stengeln standen in dem blassen Gras. An den Hängen gen Süden sproßte es grün aus der Erde, und vereinzelte zarte Stiefmütterchen guckten hervor wie winzige, blaugefrorene Gesichtchen.

Unaufhörlich zogen Wolkenschatten über die nassen Felder; bald ging man

über düsteres Land, bald brach übermächtig, buhlerisch, die Sonne durch, spreizte sich wie ein Rad, brütete feurig über der Erde und war wieder verschwunden. Die Wolken atmeten über der Erde wie Gespenster eines wandernden Meers, liefen Hänge hinan, verfolgten einander, gejagt vom feuchten Wind, der erdschwanger duftete. . . .

Aber hoch im unruhigen Himmel, wo die Wolken düsterten und die Sonne spielte, daß die Augenlider warm wurden, hing die Lerche und sang.

Langsam, trunken schwebte sie da, bald im Licht und bald im Schatten, unaufhörlich singend — tiri=tirili=tiri, wie in einem verzückten Traum, — so groß ward ihr das Herz von der Luft, die es eintrank! So hoch empor hob sie sich, senkrecht empor, daß Licht und Wolken sie verschlangen, und es war, als sänge die feuchte Luft selber hoch über der Erde, wo die Quellen sprudelnd und klar aus dem nackten Boden brachen.

Und die Nächte wurden warm. Die Frösche hockten bis an die Brust im Wasser und sangen wie kleine Kobolde im Sumpf, wo noch golden der Sonnenspiegel lag. Drunten am Grund schossen grüne Klauen aus den schwarzen, verzerrten Kalmuswurzeln, die Weiden standen voller Knospen, die sich weiße Pelzchen angezogen hatten gegen die Launen der Witterung. . . . Die Zugvögel kamen. Alles wuchs.

Aber Sveins Ohren hatten die Lerche vernommen, und er beschloß, zu bleiben. Hier sollten seine Kinder aufwachsen und dereinst das Land besitzen. Es ward später Dänemark genannt. Svein ließ sich im Innern eines stillen Fjords, an der Mündung eines Flusses nieder. Das Tal entlang lagen Wald und Moos und über den niedrigen Hängen begann die Heide.

Sobald Sveins Kinder kriechen konnten, lagen sie schon draußen im Heidekraut, mit lichten Haarschöpfen, und machten sich bekannt mit den Dingen dieser Welt. Sie näherten sich den großen Feldsteinen, die einzeln, jeder mit eigenen, ganz bestimmten Zügen, oder auch in ganzen geselligen Herden auf der Heide verstreut lagen; sie stellten sich manchmal, die Hände auf dem Rücken, vor solch eine schweigende Größe hin, um auf ein Lebenszeichen zu warten, wobei sie selbst sich einstweilen recht zurückhaltend zeigten. Sie streckten die Spitze eines sehr kleinen Fingers nach den Wachholderbüschen aus, die rund, mit einem Bäuchlein, aber ohne Kopf, im Heidekraut standen; und als sie gemerkt hatten, daß sie stachen, kamen sie nicht wieder zu denen.

Aber mit vielen andern Dingen waren sie bald gut Freund; mit dem Heidekraut selbst, das gleich eisernen Bäumchen mit schuppigen Rosen an allen Zweigen stand, mit den immergrünen Blättern des Blaubeerenkrauts, die aussahen wie kleine Boote, und dem wilden Rosmarin, der ganze Viehbestände von fein und wild duftenden Kügelchen trug. Der Ginster blühte wie Feuer und trug später schwarze Schoten, die verbrannten Schwertern glichen und

ebensogut hätten ellenlang sein und von der Krone eines Riesenbaums hängen können! Abseits stand die fleckige Orchis mit ihrem Pisangstengel, im rauhen Flechtenteppich unter dem Heidekraut kroch der Bärlapp und sandte da und dort langköpfige Schossen empor, um Ausschau zu halten — die lichtgrünsten, kinderähnlichsten unter allen Bäumen. . . .

Die Kinder hatten nie gehört, daß diese wetterharten Kräuter dereinst tropische Bäume gewesen waren in einem Wald, der vor Urzeiten an dieser Stätte gestanden hatte; und dennoch wußten sie es eigentlich ganz gut. Wenn sie einen Zweig Heidekraut kosteten, so schmeckten sie, daß es von einer großen Familie und von einem heißen Ort kam; es lag mit einem balsamischen und bitteren Geschmack auf der Zunge. Sie wußten, daß der Wachholderbusch einst bessere Tage gesehen hatte. Und mit Vorliebe spielten sie, daß das Riedgras hoch in den Himmel aufragte wie eine Palme, mit blanken, kantigen Früchten, so groß wie Brote. . . .

An warmen Sommertagen, wenn das Zirp-zirp der Grillen wie ein ununterbrochenes Atmen überall und nirgends durch die Heide klang, geschah es, daß luftige Spiegelungen von Hainen und Seen über all dem Duft erstanden. Deutlich sahen sie dann oben riesige Bäume und sie fanden diesen großen Wald in der Luft ganz natürlich.

In lichten Nächten wachten sie oft auf und dachten an ihre runden Steine, die droben auf der Heide gefangen lagen, wie Köpfe; sicher fühlten sie sich einsam. Dann richteten sie wohl selbst den Kopf auf und schauten hinaus in die helle Nacht; und durch den halbwachen, hellseherischen Kindersinn mochte ein leises Weben, ein Funke gehen eines solchen Wunders der Vorzeit — des Wunders, daß einst im Norden ein tropischer Wald sich unter den lichten Nächten gedehnt hat. Die Kindheit, — das ist das verlorene Land.

Hier endet der Mythus von Dreng.

Benjamin Disraelis Laufbahn / von Samuel Saenger

I.

Unter den Diplomaten, die der Titan der Wilhelmstraße im Juni 1878 zum Berliner Kongreß um sich versammelte, war Benjamin Disraeli eine Sehenswürdigkeit ganz besonderer Art. In der offiziellen Rangliste führte der jüdische Emporkömmling zwar die atemraubenden Titel: Premierminister von England, Lord-Großsiegelbewahrer, Graf Beaconsfield von Beaconsfield, Vicomte Hughenden von Hughenden, Ritter des Hosenbandordens; denn der Zweiundsiebenzigjährige war als Graf und Vicomte in die Lordskammer übergetreten, den Hafen für abgenutzte englische Staatsmänner. Aber der Reiz des Exotischen haftete an dem typisch jüdischen Namen, den der sonst so wandlungsreiche Mann durch alle Stürme des literarischen und politischen Kampfes mit unvergleichlicher Würde und beinahe herausforderndem Stolz getragen hatte; und diesen Namen verhüllte die anglo-arische Maske mit peinlicher Absichtlichkeit. Benjamin Disraeli flüsterte man, als Benjamin Disraeli zeigte man ihn sich, wenn er in Berlin sichtbar wurde. Was bedeutete, in der Menagerie diplomatischer Berühmtheiten, neben ihm die vergreiste Null Gortschakoff, dem, zur Eindämmung seiner kindischen Eitelkeit, der strenge und gescheite Peter Schuwalow beigegeben war; oder selbst der ritterliche Graf Gyula Andrassy, Bismarcks besonderer Freund; oder der stolze und steife Lord Salisbury, Disraelis Gehilfe. Das waren über den Durchschnitt erhöhte Männer, deren Talent teilweise die Geniesphäre streifte; aber es waren immerhin ... Europäer, zu deren Tugenden und Tüchtigkeiten, Verschrobenheiten und Absonderlichkeiten von dem Strom ringsherum, von dem Gewimmel der Straße Brücken hinüberführten. Disraeli war ein Bündel von Rätseln und zu ihrer Lösung reichte die selbstgefällige Wald- und Wiesenpsychologie der Salons und Zeitungen nicht aus. Allerhand Spitzmarken liefen nebenher: Cagliostro; der hebräische Zauberer; (hebrew conjurer: Carlyle); der Dämon; das asiatische Mysterium: sie gaben nur Eindrücke der Sympathie oder Antipathie wieder, legten die letzten Sprungfedern nicht bloß. Nur das Luchsauge Bismarcks drang einigermaßen durch die Hüllen, er, der an dem Subtilitäten des jüdischen Geistes Kern und Schale, Schaum und Wesen zu unterscheiden wußte. Im März 1852 hatte er, etwas summarisch, in einem Briefe an Gerlach geschrieben: Disraeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Stahl und Disraeli: im Vergleich steckte etwas richtiges. Zwei Juden, welche den von der demokratischen Flut benagten und unterspülten Konservativismus von der Idee her (wie konnten sie anders: sie waren ja ohne Ar und Halm!) neu beleben und für moderne Menschen werbefähig machen wollten. Aber zwischen

der seltsamen Paradoxophie Disraelis und dem hegelisch zugestutzten Staatsrecht Stahls gähnt eine Kluft. Bei Stahl war der konservative Zug ohne jeden Beisatz von Eigennutz, war er echteste Gesinnung und begriffliche Konstruktion. Disraeli wußte natürlich schon, warum er die Himmelsleiter zum Erfolg gerade im Gelände der Tories aufstellte; aber sein Konservatismus hatte auch innere Nötigungen und war die Folge einer üppigen Phantasie und geschichtlicher Intuition, die nur aus Erlebtem lernen konnte, aus vergegenwärtigter Vergangenheit. Bismarck kannte einige von Disraelis Reden, aber seine berühmte staatsrechtliche Abhandlung: „Die Verteidigung der englischen Verfassung" blieb ihm unbekannt, ebenso die große Romantrilogie: Coningsby, Sybil und Tancred; ohne Blick in diese groteske Phantasmagorie ist aber Disraeli als politischer Gestalter nicht endgültig zu beurteilen. Die Geschicke des listenreichen Praktikers behielt Bismarck gleichwohl fest und mit Sympathie im Auge. Die Beharrlichkeit, mit der dieser dämonische Wille zur Macht die Gipfel erklomm, imponierte ihm; seine Neubelebung des größerbritischen Imperialismus, der drohend feste Griff, mit dem dieser Schreiber das Auswärtige anpakte und gegen Gladstone, „den Redner aber dummen Kerl", den Staat als Machtorganisation vertrat, berührte sich mit seinem tiefsten politischen Instinkt. Und als der rätselhafte Mann persönlich zum Kongreß erschien, äußerlich ein Greis und wie erloschen, ein müder alter kranker Orientale, die berühmten schwarzen Ringelhaare gelichtet und gebleicht, die ehemals so sprühenden Augenbälle von schweren Lidern fast verdeckt, aschfahl, scheinbar ein ausgebrannter Krater ohne Eruptivkräfte, — aber zu Aktivität wie ein Jüngling bereit und entschlossen, Ignatieffs türkenfeindlichen Präliminarfrieden von San Stefano vor aller Welt zu zerreißen, die bewilligten Kriegsgelder in der Tasche und die englische Flotte in den Dardanellen: da streckte ihm Bismarck respektvoll die Hand entgegen, besuchte ihn nachts an seinem Krankenlager, erhob in Disraelis Anwesenheit das Englische zur Verhandlungssprache; und die besondere Höflichkeit, ganz ohne den sonst so beliebten ironischen Unterton, war wie eine Huldigung Europas an Asien. Eine Huldigung für den Mann, in dem zeitlebens, nach seinen rückhaltlosen schriftlichen und mündlichen Bekundigungen in allen Lebenslagen, Asien mit Europa gekämpft hatte.

II.

Das war 1878. Ein Jahr später erschien die Bibliographie von Georg Brandes: das Uhrwerk war tatsächlich abgelaufen. Beaconsfield mußte, nach sechsjähriger Premierschaft, als Regent Englands bald darauf Gladstone weichen. Er starb am neunzehnten April 1881. Mit der zur christlichen Tugend erhobenen Heuchelei, die englisches Erbgut ist, beantragte Gladstone im Parlament die Errichtung eines Nationaldenkmals in der Walhalla der Westminsterabtei: derselbe Gladstone, der Benjamin Disraeli, den Mann „ohne einen

Tropfen angelsächsischen Blutes", zeitlebens als gemeingefährlichen Schädling begeifert hatte, als Verführer zu gottloser Abenteurerpolitik, als Rattenfänger für unbewachte Seelen und advocatus diaboli.

Die Studie von Georg Brandes erschien also, sollte man meinen, im rechten Augenblick, um für das Labyrinth dieses Lebens den Ariadnefaden zu liefern. Sie gab sich ohne jeden Anspruch auf Forschung, auf Endgültigkeit, war aber erfrischend durch ihre lebenswarme und instinktsichere Psychologie und hat darum bis auf den heutigen Tag ihren Wert behalten. Unter Brandes' Arbeiten ist sie mir die liebste, — fast die einzige, die mir wert ist; denn von den Konzentrationsmängeln vieler späterer Arbeiten ist sie ganz frei. Die an Taine und den strengsten Meistern der historischen und literarischen Kritik erzogene Charakteranalyse fand hier offenbar ein kongenitales Thema. Man spürt die Welle, die vom Herzen aufsteigt; das geheime Band, das Blutsgenossen auch der verschiedensten Prägung umschlingt. Hier suchte der Jude den Juden, der Schriftsteller den Schriftsteller, der Weltmann den Weltmann, der Europäer den Mann zu verstehen, der natürlich leidenschaftlicher englischer Patriot war, aber mit seiner tiefsten Sehnsucht aus der grauen nordischen Halbnacht sich in die Sonnenländer zurückträumte, die uns die ewig wertvollsten Keime der Gesittung geschenkt haben. Warum wurde die Studie vergleichsweise so wenig gelesen? Warum? Sie hat, im Schlamm überflüssiger Literatur, nicht einmal die zweite Auflage erlebt. Disraeli war, als die Studie erschien, in den Gesichtskreis des Erdkreises gerückt, und Brandes begriff, daß die hebräische Sphinx kein bloß englisches, sondern ein europäisches Ereignis war. Konnte es, während gestritten wurde, ob das jüdische Genie Heil oder Verderben bringend sei, ein passenderes Objekt der Prüfung geben? Hier galt es die Geschichte des Juden, der sich akklimatisiert, der den Vorstellungskreis der Umgebung völlig eingesogen hat, bis hinab zu den nationalen Vorurteilen und Fratzen, und doch daneben und darüber hinaus einen kritischen und ideellen Fonds behält, mit dem er zu allen Umgebungen seelische Vorbehalte macht. Aus dieser Quelle stammen die jüdischen Vorzüge und jüdischen Schwächen. Seine Entwicklung ist die umgekehrte des normalen Europäers. Er ist der einzige Mensch, der für diesen Dualismus des modernen Menschen durch seine Geschichte prädestiniert ist (Nietzsche bucht das als Vorzug), während der Schollenmensch durch Lesen, Leben und Bildung für diesen Dualismus künstlich geweckt wird. Es reift die Zeit, wo die Auslese aus beiden Typen sich begegnet, sich als Ergänzung sucht. Was bedeutet in dieser Entwicklung Wesen und Schicksal Disraelis? Bei ihm, der bis zur Absurdität an den Wert dieser Prädestination und den Genius der jüdischen Rasse glaubte, war davon zu reden; denn es scheint, daß das Semitische in seinem System den granitnen Oberbegriff bildete: Rasse ist alles, sagt er. Bei Brandes, in dem der Europäer den Gipfel des zukünftigen Menschtums darstellt, klingt dieses

Problematische in Disraeli schon stark mit, ja er bringt es sogar (nur allzu leise, nur nicht deutlich genug) in Zusammenhang mit den Opfern an Würde und den krummen Wogen, auf die in widerstrebender Umgebung der Jude getrieben wird, dem der Dämon des Machtwillens im Nacken sitzt. Man lese hinterher Disraelis Biographie von James Anthony Froude, Carlyles berühmten Freund und Nachlaßverwalter, um Brandes zu schätzen. Der rein englische Standpunkt ist diesem Gegenstand nicht kongenial.

Nun ist, mit äußerster Spannung erwartet, der erste Band des großen Quellenwerkes erschienen. The Life of Benjamin Disraeli Earl of Beaconsfield. By William Flavelle Monypenny. London, bei John Murray. Wir sollen endlich, mit allen erreichbaren authentischen Dokumenten in der Hand, die Stufen zu dieser Laufbahn emporsteigen, das Wachstum dieses so besonderen Geistes, dieses so besonderen Ergeizes belauschen dürfen. Das Material ist gesiebt und Monypenny ist ein ruhiger, besonnener Führer und Deuter; im einzelnen voller Vorbehalte: er ist Engländer, im ganzen voll Zustimmung und Bewunderung. Ohne stürmische Liebe; aber empfänglich für die blendende Persönlichkeit seines Helden. Im Literarischen stützt er sich auf Brandes. Der erste Band reicht von 1804 bis 1837, dem Jahre, in dem Disraeli sich endlich den Eintritt ins Parlament erzwingt. Viele charakteristische Ansichten und Porträts sind beigegeben, die Großeltern, die Eltern, die Schwester Benjamins, dieser selbst in verschiedensten Altersstufen: man ahnt die Reinheit dieses sephardischen Typus, spürt das durch Jahrtausende unvermischte Blut dieses Sprößlings des Mittelmeerbeckens. Es ist ein genußreiches Schauen und Blättern. Das Motto aus Disraelis zweitem Roman Contarini Fleming: „Lies keine Geschichte, lies Lebensbeschreibungen; denn die geben Leben ohne Theorie" ist der Leitstern des Buches geworden. Auch das Bekannte erscheint neu.

III.

So gleich die Geschichte von Disraelis Herkunft, die in der Form weiterrollt, die der phantasievolle Mann ihr zu geben beliebte. „Mein Großvater, der 1748 englischer Bürger wurde, war italienischer Abkömmling einer von jenen hebräischen Familien, welche die Inquisition Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus der spanischen Halbinsel auszuwandern zwang, und die in dem Gebiet der duldsamen Republik Venedig einen Unterschlupf fanden. Meine Vorfahren hatten bei ihrer Niederlassung auf dieser terra firma ihren gotischen (!) Namen fallen lassen und aus Dankbarkeit gegen den Gott Jakobs, der sie durch unerhörte Gefahren und beispiellose Prüfungen geleitet hatte, den Namen Disraeli angenommen, einen von keiner anderen Familie vordem oder seitdem getragenen Namen, damit ihre Herkunft für immer erkennbar sei." Die Familie ist in den Archiven Venedigs nicht nachweisbar. Der Großvater Benjamin gab in der 1801

datierten Naturalisationsurkunde Cento, im Gebiet von Ferrara, als Geburtsort an; und in dieser Stadt existierte eine jüdische Kolonie größtenteils levantinischen Ursprungs lange vor dem spanischen Zuzug. Der Enkel legte Wert darauf, zur Aristokratie der jüdischen Rasse zu gehören, seine Phantasie trug ihn in die Maurenzeit zurück, in der zwei Drittel des grundbesitzenden Adels in Spanien jüdisch waren; wo die Unterschiede der Rasse und Religion nicht bestanden und seine engeren Stammesgenossen die Herren und die Schenkenden waren. Er fühlte sich aber, bezeichnenderweise, weniger durch die Nähe des erlauchten Baruch d'Espinoza als durch das Blut der berühmten (portugiesischen) Villa Reals geehrt, das von der Großmutter her in seinen Adern rollte. Das aristokratische Grund- und Distanzgefühl war ihm also angeboren; er hatte da nichts zu erwerben. Daher die erstaunliche Sicherheit des Auftretens, die prinzlichen Allüren, das Geldbedürfnis des Aristokraten, der ausstreuen nicht häufen will, der feudale Dandyismus, die Selbstverständlichkeit, mit welcher er sich in die Nähe der prunkvollen und sonst steif abwehrenden Spitzen der Gesellschaft bringt, der Ton brüderlicher Vertraulichkeit im Verkehr mit seinen hochadligen Freunden: — er hatte wenig andere. In den Jugendbriefen, besonders an die geliebte Schwester Sarah, stolpert man über die erlauchtesten Namen. Der junge Disraeli fühlt sich zur mondänen Lebensführung der aristokratischen Oberschicht mit heimlicher Gewalt hingezogen, sie nachahmen verpflichtet; er kennt ihre Familienverästelungen, ihre Familienüberlieferungen, die Geschichte ihrer Schlösser. Und wenn er, bis auf das Reiten und Fechten, ihre Sportleidenschaft auch nicht teilt und von vornherein der Grenzen ihrer Geistigkeit bewußt ist, so glaubt er, selbst in der radikalen Übergangszeit, an die providentielle Führerrolle der Lords. Das ist wichtig. Disraelis Radikalismus wurzelte im Kopf, nicht im Herzen. Darin liegt der Schlüssel zu seiner ganzen politischen Entwicklung. Sein Ehrgeiz war zuerst, um die Zeit der ersten großen Parlamentsreform, bürgerlich-radikal drapiert, er suchte, als Diener der demokratischen Zeitströmung, ihr Herr zu werden; aber sein aristokratisch-romantisches Temperament lag unberührt unter der Oberfläche und hätte die Maske auf jeden Fall abgeworfen. Den Mittelklassen, die damals ihre politische Emanzipation stürmisch betrieben, stand er stets fremd gegenüber; ihre puritanische Starrheit, ihre ästhetische Dumpfheit, ihre Synthese von Gott und doppelter Buchführung waren ihm tief unsympathisch. Aber ebenso starken Widerwillen empfand er gegen die reinen Intellektuellen, die Philosophen, die abstrakten Menschenrechtler, den Rousseauismus als Theorie und Anspruch. Das undifferenzierte Volk war ihm unendlich lieber; es ist auf das Geführtwerden angelegt und angewiesen. Lassalle hat, mit deutschem Rationalismus im Leibe, ähnliche Stimmungen in sich getragen. Disraeli trat mit den Vorstellungen des Ständestaates mit aristokratischer und monarchischer Spitze ins politische Leben; und nur sehr allmählich hat die aufsteigende Gewalt der Massen-

probleme dieses Konzept verschoben. Charakteristisch dafür ist der Personenkreis in seinen Romanen; da wimmelt es von Herzögen, Grafen, allerreichsten Erben und Erbinnen. Die Proletarier, die auftauchen, entpuppen sich als Erben, — und man ist mit zehntausend Pfund Proletarier. Luxusstarrende Schlösser in immergrünen Märchenparks sind die Heimat dieser Menschen mit beherrschten, stilisierten Gefühlen. Das Gold rollt in Strömen, Balzacs Romanreichtümer sind krämerhaft, bettelhaft dagegen; seine Aristokratie Talmi. Der kleine Ausschnitt der Gesellschaft, der von Geburt Bevorrechteten oder der glückhaften Schoßkinder Fortunas, steht für die Menschheit; erst in Sybil, der reifen Schöpfung des Dreißigers, belebt sich der dunkle Massenuntergrund und das Gespenst des verkümmerten Industrieprolelariats streckt in die Prunkwelt die schwielige Faust.

Die Einwurzelung des Disraelis in England ging auffallend rasch vor sich; der zukünftige englische Ministerpräsident hörte zwar den Großvater noch Canzonattas singen, spielte in dessen italienisch gestutztem Garten, aß begeistert Maccaroni, aber das Solidaritätsgefühl mit der Synagoge war schon im Großvater gering und lockerte sich gänzlich in seinem Vater Isaac, der als Anekdotensammler der englischen Literatur noch heute gelesen wird und auch eine Art Berühmtheit war. Er ließ nach Benjamins des Älteren Tod die Kinder taufen (1817), aus Ärger über synagogale Aufdringlichkeiten. Die Großmutter, eine königlich stolze Frau mit ungelöschtem gesellschaftlichem Ehrgeiz, war beinahe Judenhasserin; statt gegen die Peiniger habe sich, meint Disraeli, nach einer geläufigen Ideenverknüpfung ihr Haß gegen die Verfolgten gerichtet; sie konnte es nicht verwinden, einer entwürdigten Rasse anzugehören. Der Verkehr war früh ein christlicher; vornehm bürgerlich, aber mit ein paar literarischen Spitzen; sogar Byron huscht am Horizont vorüber. Man lebte in behaglichem Genuß eines ansehnlichen Vermögens; über siebenmalhunderttausend Mark hatte der Großvater hinterlassen. Aber Vater Isaac betrieb keinen Gelderwerb, die Versuche, ihn zum Kaufmann zu machen, waren früh kläglich gescheitert. Es war eine verträumte, beschauliche Natur, gütig, heiter, abgeklärt, skeptisch, aber ohne gestaltende Produktivkräfte; erfüllt von dem Gedankenkreis der französichen Aufklärung, mit ein bißchen Bayle, ein bißchen Voltaire, ein bißchen Rousseau, war sein Gemüt trotz der Verehrung für Byron von der romantischen Flut gar nicht berührt und in vielen Punkten nur der Bindestrich zwischen Vater und Enkel. In allem Wesentlichen war der anders; höchstens ein Fonds Güte, ein stärkerer Anflug von Skeptizismus, wie um sein romantisches Temperament vor zweckwidrigen Ausschweifungen zu zügeln, stammt aus dieser Quelle; dann etwa noch die Liebe zu Büchern, unter denen Isaac sein Leben verbrachte. Politisch war Isaac ein Tory; für seine Ehrenrettung des hingerichteten Karl I. erteilte ihm die Universität Oxford den Doktorgrad. Der Großvater war von anderem Kaliber; leidenschaftlich, sanguinisch, durch keinen Schicksalsschlag in Mutlosigkeit hinabzu-

drücken; — wunderbar elastisch und unentwegt erfolgwillig und genußfreudig, findet dieser Fremdling nach manchem Auf und Ab einen festen sozialen Grund. Das Blut dieses begabten und schönen Fondsmaklers der Londoner Börse kreist in unserem Benjamin.

Er wurde in Privatschulen und von Privatlehrern erzogen und hat nie eines der berühmten Public Colleges oder die Universität besucht. Seine Bildung war, wie die seiner Romanhelden Vivian Grey und Contarini Fleming, wesentlich „klassisch", aber nicht sehr gründlich; von wissenschaftlicher Zucht keine Spur. Sein Vivian Grey will knapp der Gefahr entgangen sein, ein verträumter Gelehrter zu werden. Disraeli hat in Anfällen außerordentlichen Fleißes später die Lücken seiner Bildung auszufüllen versucht. Das Tagebuch des Sechzehnjährigen bezeugt eine starke, allseitige Belesenheit, verrät aber zugleich eine frühreife Neigung zu Lob und Tadel und starkes Vertrauen zu seiner kritischen Kompetenz. „Ich habe eine starke Abneigung gegen Demosthenes; und obgleich seine Reden von Tugend, Patriotismus und Mut strotzen, sagt mir die Geschichte, daß er ein Schurke, ein Parteigänger, ein Feigling war!" Dann liest er, wie Demosthenes in der Kronrede die Kämpfer von Marathon und den Tag von Salamis beschwört, und ist berauscht; er verliert „seine Voreingenommenheit gegen die Menschen in der Bewunderung des Redners. Wir bewundern in Cicero die gedrechselte Satzkunst, das Ohr für die Kadenz, die feine Dialektik, die Urteilsschärfe. Daran denken wir nicht, wenn wir Demosthenes lesen; unsere Phantasie ist beschwingt, unsere Begeisterung beflügelt, und Ich, Ich, der ich gezwungen war, mit dem verhaßten Lexikon zur Seite durch diese Schönheiten zu waten, habe oft gewünscht, in jenen alten Zeiten zu leben, da Philipp König von Makedonien und Demosthenes der Demagog Athens war." In diesem Stil werden, unter den Martern des Rätsellösenmüssens, sämtliche Kulturgötter von dem Knaben abgeschätzt. Er liest Voltaires Oedipe und findet die wütenden Ausfälle gegen Orakel und den Apparat des antiken Aberglaubens abgeschmackt; das sei „eines französischen Illuminé würdig. Aber in der heroischen Zeit gabs ja keine Philosophen; die guten Leute waren es zufrieden zu gehorchen und jene Einrichtungen zu befragen, die sie von Jugend an zu achten und zu verehren gelehrt waren." Als er liest, wie der atheistische Gibbon in seiner Geschichte die Lehre von der Fleischwerdung verhöhnt, zitiert der semitische Knirps Byrons Knappen Harold: Sapping a solemn creed with solemn sneer. Wunderbar deutlich zeigt dieses bisher unveröffentlichte Tagebuch die Präformation der Mannesseele: neben Swift und Voltaire und dem anzüglich satirischen Lukian (den der Knabe mit Behagen schlürft und in dessen Art der Irion gehalten ist) liegen die Pathetiker und Tragiker des Alten Testaments. Der Junge zeichnet Karikaturen, spielt Theater und Parlament, ist Clown und Prediger;

reizt und versöhnt. Wir ahnen: alles wird an diesem Menschen früh fertig sein und unverwischbar dastehen: das verhaltene Pathos, die Spottsucht, die überlegene Ironie, der psychologische Spürsinn, die Menschenkenntnis, der soziale Trieb, die Prunksucht, die Putzsucht, die Empfänglichkeit, die Empfindlichkeit, die Nachträglichkeit, die gedämpfte Sinnlichkeit, die gezügelte Leidenschaftlichkeit, vor allem, als passion maîtresse, der Peiniger Ehrgeiz ... Einmal spricht der Knabe zu sich: „Entschluß. Sei immer offen und aufrichtig gegen Frau. E. Sage nichts, was du nicht meinst — point de moquerie, worin sie glaubt, daß ich mich auszeichne." Disraeli in nuce. Die Natur ist mächtiger als alle Erziehung, sagt Contarini Fleming.

Aber wozu hat ihn die Natur bestimmt? Der Knabe träumt „von etwas Herrlichem und Großem und Schwindelerregendem". Er ist tief überzeugt, das Leben müsse unerträglich sein, es sei denn, er werde der größte der Menschen. Er möchte an der Spitze von Heeren sein begeisterndes Schwert schwingen oder in der Hitze des Parteikampfes seine Beredsamkeit funkeln lassen. Wie seine Doppelgänger Grey und Fleming berauscht er sich an der eigenen Beredsamkeit, sinnt über die Musik der Worte nach, baut auf einsamen Spaziergängen künstliche Perioden und gerät unbefriedigt in den Abgrund des Zweifels und der Verzweiflung. Denn er schwankt; er möchte Marschall der Literatur sein und doch wieder direkte Macht über Menschen üben. Herrschen! Herrschen! Der Einundzwanzigjährige wird durch seinen ersten Roman berühmt; aber sein Ideal ist der handelnde Mensch: der Staatsmann Beckendorff. Der Literat Disraeli eilt von Erfolg zu Erfolg; die Frauen verschlingen die Bücher und verzärtelten den Autor, der Salon vergöttert ihn: er siecht an Leere dahin. Sein Ehrgeiz findet nicht das richtige Futter. Er steht mit dreißig Jahren auf der Höhe gesellschaftlicher Erfolge; aber der geistreichste Causeur Englands sitzt stumm und abgehärmt herum, die Scheinwerfer seines Witzes und seiner Intuition feiern. Er schreibt an die schöne Gräfin Blessington, seine kluge Freundin: „Ich weiß nicht, wie es zugeht: ich fühle mich nie wohl, außer im Handeln; und dann fühle ich mich unsterblich. Ich vergehe vor Sehnsucht nach Betätigung und verroste wie eine Damaszener Klinge in der Scheide eines Feiglings." Der Dämon Ehrgeiz würgt schon am Knaben. Statt also nach Oxford zu gehen, tritt der Siebenzehnjährige in eine Advokatenfirma als Lehrling, als Privatsekretär des ersten Teilhabers. Er lernt drei Jahre, ist beflissen und zeigt große Fähigkeiten, — aber „ein großer Advokat sein heißt: darauf verzichten, ein großer Mann zu sein". Was nun? Ach, seufzt Vivian, daß der Mangel an lumpigem Geld und ein paar Tropfen Plebejerblut einem die Laufbahn versperren können! Aber, um sie zu öffnen, wollte Buonaparte in Häusern spekulieren und geht unser Benjamin unter die Jobber. Er tut sich mit dem Sohne eines reichen Maklers zusammen; nach einem halben Jahre belaufen sich ihre Passiva auf sieben=

tausend Pfund. Und nun beginnt eine Zeit der peinlichsten Geldbedrängnis und Geldverlegenheiten, des Schuldenmachens, des Verkehrs mit Wucherern, die bis tief in die Periode des staatsmännischen Ruhmes reicht. Während er seine Wahlreden hält, stellen ihm die Gläubiger nach und die Gegner berechnen öffentlich die Schuldforderungen auf zwanzigtausend Pfund. Er muß sich oft von der großen Londoner Geselligkeit (die er so liebte) in den Frieden des schönen väterlichen Landsitzes flüchten, um vor den Fängen der Hyänen sicher zu sein. Wenn ihm bei der literarischen Produktion die Eingebung versiegt, peitscht ihn die Geldnot vorwärts; daher fallen die Fortsetzungen und der Schluß seiner Werke ab, werden sie flau und flüchtig. Auch das Hasardspiel — pour corriger la fortune — war Disraeli nicht fremd. Die meisterhafte Spielerszene im Jungen Herzog läßt auf persönliche Erfahrungen schließen. Aber nicht der leiseste Fleck auf seiner Ehre ist nachweisbar; er blieb in dieser trüben Atmosphäre unbemakelt und der unerschütterliche Glaube an seinen Dämon, an die Berechtigung seines Genies, den Geldwert seiner großen Zukunftsleistungen unbekümmert vorwegzunehmen, vergoldeten ihm selbst diese Erfahrung mit Humor. „Fakredeen (im Tancred) war in seine Schulden verliebt; sie waren seine wirklichen Belebungsquellen und er war ihnen dankbar für die Kraft, anzuregen. Was wäre ich ohne sie? Alle meine Kenntnis der menschlichen Natur danke ich ihnen." Auch der menschlichen Geschäfte; erst recht, wenn sie schlecht sind und ins Fleisch schneiden. Zunächst entsteht Literatur daraus: der gebrannte Jüngling wird Finanzschriftsteller und wirft rasch hintereinander drei Pamphlete auf den Markt, um die reellen Grundlagen des herrschenden Spekulationsfiebers — Mexiko und Spanisch-Amerika wurden industriell erschlossen und die Mining Companies schießen aus dem Boden der Throgmortonstreet — nachzuweisen und vor beschränkender Börsengesetzgebung zu warnen. Der Ton ist verblüffend selbstsicher und die ziemlich hohle Jobberphilosophie wird mit dreisten Ausfällen gegen Rechtskenner und Gesetzgeber, gegen die ersten Finanzautoritäten des Landes gewürzt. Die journalistische Flut trägt den Jüngling weiter. John Murray, der große Verleger, gehörte zum Verkehr des Vaters. Die Finanzpamphlete waren in Kommission bei ihm erschienen und hatten einen buchhändlerischen Erfolg. Er war von der geistigen Gelenkigkeit des auffallenden Jünglings wie benommen und läßt sich, der welterfahrene geschäftskluge Mann, in ein Unternehmen hineinreden, das nach einem halben Jahre mit einem Verlust von über einer halben Million abschließt. Geplant war ein Konkurrenzblatt zur Times, das seine Weltlaufbahn eben erst begonnen hatte. The Representative sollte es heißen, mit Walter Scotts Schwiegersohn Lockhart als Chefredakteur, und konservative Interessen vertreten. Aber nicht im Geiste der Verdumpfung, sondern (versteht sich!) der Modernisierung dessen, was der Konservierung wert sei. Erfahrung? „Wenn jemand Phantasie besitzt, erscheint

Erfahrung von geringem Wert." Übrigens, wer weiß, ob nicht doch der Representative das englische Weltblatt geworden wäre, wenn Benjamin seine dämonische Tatkraft ihm gewidmet hätte. Aber dazwischen tritt, nach den ersten Nummern, der Citykrach und begräbt seinen Fieberdurst nach Macht und Reichtum unter den Trümmern. Jus, Finanz, Journalismus: alles fehlgeschlagen. Da erscheint, im mürben Zustand der Beschaulichkeit während weniger Monate aufs Papier geworfen, Vivian Grey und macht Sensation. Disraeli ist einundzwanzigjährig.

IV.

Sieben Jahre später lautet eine Tagebuchnotiz.,,Poesie ist das Sicherheitsventil meiner Leidenschaften — aber ich wünsche zu handeln, was ich schreibe. Meine Werke sind die Verkörperung meiner Gefühle. In Vivian Grey habe ich den wirklich treibenden Ehrgeiz porträtiert." So schreibt kein unvermeidlicher Dichter; keiner, der angelegt ist, die Wirklichkeit aus seiner Phantasie neu zu gebären; keiner, der unter dem psychophysischen Zwange steht, in Wort, Ton, Farbe zu gestalten. Der große Dichter handelt, indem er gestaltet. Die Leidenschaften sind Bewegungskräfte und Elemente des Willens; wer schreibt, um sich vor ihnen zu schützen, um die Unruhe abzulenken, darf der Surrogatkunst verdächtigt werden. Was so ein Dichter schafft, ist ichbetont; er wird die ganze Wirklichkeit um sein Ich gruppieren; seine Gestalten sind neben dem eigenen Schicksal zugleich mit dem des Dichters bebürdet: er wird nie aufhören, über die unmittelbare Vision hinaus zu wollen und die Illusion einer von der Ichwelt des Dichters verschiedenen wird durch Konstruktionsfehler und Geschmacklosigkeiten getrübt. Das ist der Fall Disraelis (dem auch Brandes ein viel zu nachsichtiger Kritiker war). Da helfen keine glänzenden Einfälle, keine witzigen Dialoge, keine noch so gelungenen Porträts, keine Beobachtungskunst, nicht einmal Situationsreichtum und die größte Mannigfaltigkeit an Lebenserfahrung: das alles wird als persönlicher Besitz eines interessanten Menschen empfunden; doch nie wird über seinen Erfindungen und Gestaltungen der Autor vergessen. Solche Anlage macht den Ironiker, Satiriker, Epigrammatiker, Rhetoriker, Pathetiker; nie den naiven Dichter. Sie zeugt die glänzendsten Schriftsteller; aber deren Werke sind Dokumente, nicht Schöpfungen. Sie können momentweise Willen und Bewußtheit ausschalten; dann atmet man auf und ruft aus: Schau, er ist doch ein Gestalter. Aber der Moment verfliegt, der arabische Hengst stampft und will ins Freie; — doch leider nicht in die Freiheit der Oase, wo die Valenciennner Spitzen einer goldhaarigen Miß für nichts gelten und die Quellen rauschen und die Gazellen weiden und in dunklen Augen Brände glühen, die durch Ströme Kölnischen Wassers nicht zu löschen sind. Der Bann löst sich und wieder lesen wir Dokumente. Die Produktion solcher Naturen ist zwischen Autobiographie und Tendenz eingeklemmt. In Vivian Grey,

Contarini Fleming. Der junge Herzog herrscht das Autobiographische, das lebhaft und geistreich empfundene Erlebnis, in Coningsby, Sybil, Tancred, Lothair die Tendenz. Daneben läuft eine reiche publizistische Tätigkeit: anonyme Briefe in der Times, Pamphlete, Wahlmanifeste, die erwähnte Verfassungsphilosophie; dazwischen stehen aber auch, abseits und von diesen beiden Polen weit abgerückt, Henrietta Temple und Venetia. Sie sind in Geldnot, aber mit liebevollem Anteil geschrieben. Machen sie das Schema zur Lüge?

Henrietta Temple ist eine reine Liebesgeschichte, die einzige, die Disraeli geschrieben, inspiriert von der einzigen tieferen Leidenschaft seines Lebens. Sie enthält die präraffaelitisch zarte Gestalt der Heldin und die größte Annäherung an einen Lyrismus, der außer der Seligkeit des Liebesgefühls, außer dem Neigen von Herzen zu Herzen keine Zwecke anerkennt. Armine, ein über die Ohren verschuldeter Dandy aus verarmtem adeligen Hause, verlobt sich mit der schönen Kusine Katherina Grandison, die freilich im Nebenamt millionenschwere Erbin ist. Da begegnet er Henrietta Temple, einem armen aber berückend naturnahen Mädchen. Der Zauber dringt durch die Epidermis des Dandys bis ans Herz des Menschen. „Es gibt keine Liebe außer der Liebe auf den ersten Blick. Das ist der jenseitige Ursprung einer lauteren und unbefleckten Sympathie. Alle andere Liebe ist ein Bastard aus Beobachtung, Überlegung, Kompromiß, Vergleich, Berechnung. Die Leiden schaften, die dauern, blitzen plötzlich auf und versengen die Seele; aber sie ist für immer erwärmt." Nun soll im tragischen Doppelspiel das Glück erobert werden. Wie wird Armine das nun anfangen? Wird er auf Gold, Wohlleben verzichten und die Erwartung der Eltern enttäuschen? Wir brauchen uns den Kopf des guten Armine nicht zu zerbrechen; wir erinnern uns, daß er (wie sein Schöpfer) in Kreisen lebt, in denen Armut degradiert. In dem schönen Lande der respectability, so zwischen den Lodges in Bucks und den reizenden Babyhäuschen um Belgravia, sind sogar die naturnahen Kinder mit Millionen dotiert und Anwärterinnen auf Herzogskronen, wenn es auch einige Zeit dauert, das zu entdecken. Und dann steht dem Vollzuge der Wahlverwandschaft eigentlich nichts mehr im Wege.

Das bunte und schillernde gesellschaftliche Spiel ist auch hier die Hauptsache. Die Empfindungen sind englisch-aristokratisch stilisiert und die Leidenschaften werden von sehr vorsichtigen Reitern geritten. Das bißchen Windstille in diesem Roman — man kann nachweisen, daß auch hier der Wille des wollenden Dichters leise die Segel spannt — wird schon als Lyrismus begrüßt. Es ist die Lyrik Meyerbeers: mit Trillern und papiernen Blüten. Dieses „hohe Lied der Liebe" ist zum Glück sonst geistreich und bewegt; aber schöpferisch lyrisch war der Mann nicht, der sich schon früh nach einer passenden Partie umsieht und, noch nicht dreißig, der Schwester schreibt: „Was aber die ‚Liebe' betrifft, nun, alle meine Freunde, die aus Liebe oder um der Schönheit willen geheiratet haben, schlagen entweder ihre Frauen oder leben von ihnen getrennt. Dies ist buch-

ständlich der Fall. Ich mag viele Dummheiten in meinem Leben begehen, aber nie werde ich aus Liebe heiraten; sie verbürgt eine unglückliche Ehe". Gesucht und geliebt hat Disraeli zeitlebens den Verkehr mit Frauen; ihre Huldigungen waren ihm Bedürfnis. „Die im voraus ahnende Bewunderung des Weibes ist es, die allein den schwermütigen Dichter entflammt, dessen Genie von den Zeitgenossen weit später erkannt wird; und dann verewigt er oft die Erinnerung an die zärtliche Geliebte, deren Güte ihn in den Tagen seiner Unberühmtheit tröstete." In den entscheidenden Jahren fand Disraeli Musen die Fülle, und Musen von Geschmack und gesellschaftlichem Einfluß, der ihn förderte (im berühmten Salon der Lady Blessington). Kein Wunder: Disraeli hatte neben dem Exotischen etwas Feminines in der Erscheinung und seine viel belachte Putzsucht unterstrich es noch. Die Schlankheit und Blässe, die Hände — „o diese Hände" — zart und feingegliedert und zur Hälfte von kostbaren Spitzen bedeckt, das lange schwarzgelockte Haar, welches das linke Ohr ganz verhüllte, die verheißungsvollen dunklen Augen, die blitzen und träumen, begütigen und stechen konnten, der Gemmenschnitt des Gesichts, dazu die Plauderkünste des in vielen Sätteln gerechten jüdisch beweglichen Geistes, der sich gleich mit dem ersten Roman dem Salon hinlänglich bewiesen hatte und auch die Männer in seinen Bann zu ziehen wußte: das ergab ein unwiderstehliches Ensemble. Die Aristokratinnen drängten sich an ihn und zogen ihn an sich; man war eifersüchtig auf ihn und suchte die feindlich abwehrenden Männer von ihm zu überzeugen. Tausend Briefstellen bekunden diesen Erfolg. Aber über Disraelis galanten Abenteuern liegt ein Schleier. Seine Sinnlichkeit, die für Form und Farbe so empfänglich war, ist gedämpft; sein Ideal war die kühl beherrschte Engländerin. In den Jugendwerken gibt es noch erotische Verirrungen; aber bald wird die Frau stark idealisiert, nach den Gesetzen des englischen Salonromans. Da findet sich (was Brandes so schön hervorhebt) keine Spur von naturalistischer Psychologie. Die Frauen bedeuten meist etwas: Sybil das Volk und die Kirche, Eva (im Tancred) das Judentum und den Orient, Theodora (im Lothair) Italien und seine Freiheit. Venetia soll die Stadt verherrlichen, die er von allen europäischen am meisten geliebt hat. Seine Laufbahn durch eine Liebesheirat zu verbiegen, hat Disraeli sich wohl gehütet. Er hat, fünfunddreißigjährig, die Witwe seines reichen Freundes Wyndham Lewis geheiratet und wurde überaus glücklich. Sie glaubte fest an seinen Stern — und hatte viertausend Pfund Rente; das brauchte er und dafür war er ihr rührend dankbar. Die erste Briefnotiz, die sie erwähnt, lautet: eine hübsche kleine Frau, eine Flirt und eine Klappermühle.

Ich komme zu „Venetia". Es ist ein höchst sympathisches Buch, aber wieder mehr Dokument als Werk. Es lenkt in reine Menschlichkeit zurück und läßt Salonschicksale tief unter sich. Der Roman behandelt in durchsichtiger Form Leben und Schicksale Byrons (Plantagenet Cordurcis) und Shelleys (Marion

Herbert). Disraelis Herzen standen die zwei großen Geächteten der englischen Literatur nahe; und daß sie geächtet werden konnten, empfand er als einen Schandfleck der englischen Kultur. Er wollte zeigen, an welch kostbaren Gütern und Geistern das Muckertum und die kleinbürgerliche Enge sich vergriffen. Der eine war vom Klatsch der verheuchelten Gesellschaft in die Fremde gejagt, die darauf besteht, das Genie ohne Exzentrizitäten zu wollen: den anderen hatten die Pharisäer, ihn, den engelhaft reinen Menschen, als Atheisten und Antichristen in Verruf gebracht, weil er in ätherischer Güte und Geistigkeit seinen Pantheismus ehrlich bekennt. Venetia, das Sinnbild alles Hohen und Männerüberwindenden im Weibe, ist Byrons Tochter und Shelleys Braut und bildet die Brücke zwischen beiden. Was treibt Disraeli gerade jetzt in den Kreis dieser Verfemten? Er hatte inzwischen den Übergang zu den Tories vollzogen. Er fühlte sich berufen, den politischen und gesellschaftlichen Traditionalismus zu retten und das durch die Whigs gestörte Gleichgewicht zwischen Krone, Lords und Gemeinen wiederherzustellen. In übersprudelnder Produktion hatte er sich dem Radikalismus entgegengeworfen, ihren Bentham entgöttert, ihre Nützlichkeitslehre (in der witzigen „Popanilla") bloßgestellt, ihren Fortschrittswahn — Fortschritt woher? Fortschritt wohin? — belächelt, er hatte in den anonymen Briefen des Runnymede an die Times Wagenladungen von Hohn und Spott über die liberalen Politiker ausgeschüttet, gegen Wahlreform und Freihandel und das Gelüst der Kirchenentstaatlichung die Gegnerschaft mobil machen und die Landpartei organisieren helfen und hier? Hier verherrlicht er das revolutionäre Temperament (Byron) und die revolutionäre Gesinnung (Shelley), hier verteidigt er das Recht der Selbstbehauptung, hier läßt er sich forttragen von der Gewalt des Stromes, der seit der Renaissance ein europäischer geworden ist und das Ideal des kastenlosen Menschtums bis in die Hütte getragen hat; hier bricht er aus dem Kerker, in den sein Ehrgeiz ihn gesperrt hat. Der Widerspruch löst sich. Einmal plädiert er für sich als Ausnahmefall. Auch er trat aus Reih und Glied. Auch er war exzentrisch. Auch er fühlte sich noch von dem heimlichen Mißtrauen derer gelähmt, die sich den Einsatz seiner reichen Kraft gefallen ließen. Ein revolutionärer Unterton klang in diesem vielseitigen Gemüt noch lange mit und es war so gar lange nicht her, daß er im (sonst tödlich verunglückten) Fragment des Revolutionären Epos Napoleon als modernen Helden gefeiert hat, als Schwert der demokratischen Ideen und Vertreter des (demokratisch-)föderativen Prinzips im Gegensatz zum feudalen. Das Buch ehrt ihn und läßt den Schöpfer eines neuen Typus erkennen: den Torydemokraten, den Menschen, der bald von links, bald von rechts abgestoßen wird. Aber auch Venetia ist künstlerisch ohne Feinheit; die Fäden laufen durcheinander und die Beziehungen der Menschen sind geistreich kombiniert, aber ohne innere Nötigung. Auch Venetia ist mehr Dokument als Werk.

V.

Mitten im Wirbel der Erfolge und Zerstreuungen befiel den jungen Schriftsteller eine zehrende Verstimmung, eine nervöse Unruhe, eine allgemeine körperliche Mattigkeit und Anfälligkeit, die über drei Jahre dauerte. Die Ärzte pfuschten herum. Ausgelassenheit wechselte mit Zuständen brütender Melancholie. Einmal, von einem Ritt heimkehrend, befiel ihn ein Krampf und er mußte sich auf den Boden wälzen. Er hatte, geistig früh gereift und von Natur zäh, seinem jugendlichen Organismus zweifellos zu viel abgefordert und die Reaktion blieb nicht aus. Seelische Motive traten erschwerend hinzu. Der ungesättigte Ehrgeiz, die Schuldenlawine, das Tasten nach seinem Schicksalsweg, aus gesellschaftlichem Spiel und romantischem Sturm und Drang hinaus ins Freie, ins Freie. . . Die Stärke, mit der sein Ehrgeiz ihn packte und würgte, ist ein Phänomen (selbst unter Juden). Im Erfolg verzehrt ihn die Sehnsucht nach Erfolg: im Genuß das Verlangen nach bleibenderen Leistungen und Tätigkeiten. Das geistreiche und auffallende Dandytum war schließlich doch nur Oberfläche, seine Vorlesungen über Stöcke und Kravatten konnten nur Hohlköpfe als seinen letzten Ernst nehmen; und die Erfolggier berührte seine seelischen Reserven nicht, mit denen er an seiner Zukunft baute, und deren Tiefe selbst die meisten seiner Freunde um diese Zeit noch nicht ahnten (bis auf den Grafen d'Orsay oder die Brüder Bulwer, die in dem „Mann in den grünen Sammethosen" doch mehr als den geistreichen Kopf liebten). Wie konnten sie auch! Wenn er die Regentstreet hinaufkam, im blauen Schwalbenrock, soldatisch engen lichtblauen Hosen, rotgestreiften schwarzen Strümpfen und den zierlichen Schnallenstiefelchen, mit Spitzenjabot und parfümierten Locken, da wich die Menge verwundert zur Seite und er notiert mit Befriedigung: „Das Volk machte mir Platz, als ich vorbeikam. Es war, als ob sich das Rote Meer geöffnet hätte: woran ich nun selbst aus Erfahrung glaube. Sogar vornehm gekleidete Menschen blieben stehen, um mich zu begaffen." Die Geschichte seiner spaßigen Anzüge füllt ein reiches Kapitel, aber doch nicht das reichste in seinem Leben.

Um zu genesen, unternahm Disraeli eine Orientreise, deren Kosten er sich schnell mit dem Jungen Herzog erschrieb. Sie hat seine Erziehung vollendet und seinem weitern Leben, seinem späteren Wirken, seiner Politik den Stempel aufgeprägt. Sie gab seinem vagen Orientalismus Form und Gestalt, machte ihn zum bewußten und stark betonten Ferment seiner Weltanschauung. Im Gegensatz zu vielen anderen bedeutenden Juden, die bemüht sind, das unvermeidlich Jüdische in ihrem Wesen auszurotten, es in ihrem Denken zu verwischen und sich dem Rhythmus der Umgebung anzupassen, hat Disraeli es als eine besondere Quelle seines Reichtums und seiner Stärke gepflegt und sich zu seinen Instinkten und angeborenen Neigungen bekannt. Der Affektation, Anmaßung, Einbildung, die ihn in den Jugendjahren entstellten und reichlich in seine Jugendwerke übergegangen sind, hat er sich später

geschämt, — er hätte später am liebsten ihre Neuausgabe unterdrückt und war sich klar, daß Eigenschaften dieser Art sich nicht gerade als Vorzüge empfehlen. Aber das Orientalische war, das bezeugen neben seinen Werken ganz besonders seine Reisebriefe, mit dem Jüdischen nicht völlig identisch; er hat das Semitische in jener Urform geliebt, die seine lebhafte Phantasie aus geschichtlicher Überlieferung sich konstruierte, hat es sich innerlich von der verkrüppelten Ghettokultur gereinigt und überdies mit Anschauungen verschmolzen, die auch semitisch genannt werden durften, — weil er sie im Orient vorfand. Mit den Juden der Synagoge in seiner Umgebung hatte er von Kindheit an kaum irgendwelche Berührung. Er wuchs in christlicher Umgebung auf und sog deren Anschauungen ein. In seinen Tagebüchern und Briefen stoßen wir kaum auf einen jüdischen Namen. Dieser Sachverhalt wird dumm entstellt.

Nun zur Reise. Sie führt ihn zur warmen Jahreszeit in den Süden. Schon in Spanien atmet er auf. Da schwebt sie, die so heiß geliebte Sonne; willkommen, auch wenn sie versengt. Endlich Länder, wo das Abenteuer zum gewöhnlichen Laufe des Daseins gehört. „Es ist eine behagliche Wollust in diesem Leben; sie paßt ganz wundervoll zu meiner Gemütsart. Wohnte ich hier und wäre ich Herr meiner Geisteskräfte, — ich wüßte keinen Ort, der sie ergiebiger machen könnte. Die Phantasie ist stark am Werk und Schönheit und Anmut werden nicht durch jene Klänge und Anblicke getrübt, durch jenen unablässigen Gewissensdruck und den Wechsel des Gefühls, die der stolze Besitz unsres freien Landes mit seinen östlichen Winden sind." Disraeli gerät in einen sanften Rausch, in ein Schauen und Träumen, in ein Schlürfen mit den Sinen, wie wenn sie im kalten Norden ausgehungert wären. Man muß diese Orientbriefe lesen; sie sind wie aus dem Paradies der Heimat geschrieben; den ganzen Schwung und die Farbigkeit dieses vielfältigen Geistes geben nur sie ganz. Angefüllt mit dem dümmsten und belustigendsten Schnickschnack, mit Küchenrezepten, mit Erlebnissen von der nächtlich abgekühlten alameda, mit Klownerien und Burlesken à la Cervantes, spürt man, je mehr er dem eigentlichen Orient sich nähert, den Ernst und die süße Melancholie des alten Kulturgehirns seiner Rasse ihn beschleichen. Die Alhambra ist sein Baustil; das Glitzernde, Winklige, Getürmte; die Höfe, die Hallen, die Brunnen, die Arkaden. Vergessen ist die beinahe gequälte Bewunderung in Florenz; und in Griechenland fühlt er, unter der klassischen Erstarrung, die zeugende orientalische Wärme. Er macht Kreuz- und Querzüge; fährt mit Freunden, als griechischer Pirat kostümiert, in einer Yacht auf dem Mittelmeer herum, macht die verwegensten Ritte durch den aufgewühlten Balkan und verbrüdert sich mit den Türken, unter denen er Tausendundeine Nacht erlebt. „In der Tat, ich bin ganz Türke, rauche eine sechs Fuß lange Pfeife und sitze plaudernd auf einem Diwan. Mohamet Pascha sagt mir, er glaube nicht, ich sei Engländer, weil ich so langsam gehe. Tatsächlich stimmen die Gewohn-

heiten dieses ruhigen und prachtliebenden Volkes zu meinen vorgefaßten Ansichten über Anstand, Genuß und Lebensfreuden"... Er ist Türke unter Türken, wie er unter Spaniern Spanier war; aber er ist in Ägypten Ägypter und in Palästina erst recht Jude. Es klingt banal, wenn er im Contarini Fleming erklärt, Athen und Jerusalem müssen, in der Zeit ihrer Herrlichkeit, das Schöne und Erhabene am vollkommensten verkörpert haben; aber er hat es nicht im Schulsinne gemeint, er denkt sich dort das Lebensgefühl am freiesten entfaltet, die Formen dekorativ gemessen aber doch blutwarm, die Gesittung eher ein Geschenk der Natur und der Rasse, nicht des nordischen Zwanges. Im einzelnen setzt sich diese Anschauung in einen kulturgeschichtlichen Dilettantismus um, der im Contarini Fleming, im David Alroy und im Tancred sich breit macht und schwer zu ertragen ist. „Die Perser, die Araber, die Griechen — einst die Blüte der Menschheit, schauend und bauend; heute barbarisierte Sklaven. Die Künste sind zu den flachnäsigen Franken entwichen. Und die arbeiten und studieren und erfinden Theorien, um ihre eigene Inkompetenz zu erklären. Bald ists das Klima, bald die Religion, bald die Regierung; alles: nur nicht die Wahrheit, nur nicht der demütigende Verdacht, daß ihre Organisation verschieden sein und die Rasse, zu der sie gehören, von der ihrer Vorbilder so grundanders sein mag, wie von dem Kalmücken und dem Neger." Darin liegt neben dem großen Ernst auch etwas Pose und jugendlicher Überschwang, der sich später in der Gestalt des Juden Sidonia, des geistvollen Räsoneurs seiner Tendenzromane, zu salomonischer Weisheit klärt und abklärt. Die Theorie von den nordischen Barbaren weicht in dem Maße, als die Sonne ihm die Gesundheit wiedergibt. Er denkt doch auch bald an das knisternde Feuer des heimischen Herdes; an seine englischen Freunde, an seinen englischen Ehrgeiz. Sein Judaismus ist ganz echt nur als Gefühl und romantische Sehnsucht; die Ablehnung des Europäismus ist nur ganz echt als Widerwille gegen die strenge Zucht des europäischen Denkens und Handelns, gegen die wissenschaftliche Theorie und die Gewohnheiten der gewissenhaften Analyse. Er liebte seine Rasse, wie man ein Leidenskind liebt; er liebte die Romantik ihrer Geschicke und die Unbedingtheit ihres religiösen Fanatismus; und er empfand es als grausam und verkehrt, sie dafür zu strafen, daß sie — das Christentum aus sich heraus geboren hatte. Den reinsten Ausdruck fand sein Semitismus in David Alroy. Der Held ist eine Art Judas Makkabäus aus der Zeit des geschwächten Kalifats. Damals genossen die Juden, unter ihren „Fürsten der Gefangenschaft", eine verhältnismäßige Selbständigkeit, und David wollte sie in Sieg und Freiheit zurückführen. Der himmelstürmende Ehrgeiz Davids ist ganz der Disraelis. David fällt als Abtrünniger, durch eigene Schuld und Sündhaftigkeit; aber er hat nicht umsonst gelebt. „Du hast gezeigt, was wir tun können und tun sollen. Aber schon die Erinnerung an dich beflügelt und befeuert. Eine große Laufbahn, wenn sie auch um ihren Enderfolg gebracht wird, bleibt ein Mark-

stein der menschlichen Energie. Es gibt ein erhabenes Scheitern, und das verliert nie seinen Sinn. Große Taten sind große Vermächtnisse und haben eine wunderbare zinssteigernde Fernewirkung.“ Das klingt wie idealer Zionismus. Doch gemeint war der, welcher sich in der christlich-europäischen Welt erfüllen ließ.

Dem scharfen Beobachter der kleinsten Lebensvorgänge und klugen Rechner, der alle Zugänge zum Erfolg luchsäugig belauert, vermischen sich hier die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit ... Was man Disraelis Abenteuerpolitik genannt hat, stammt aus dieser Quelle. Sein Geist war, wie der vieler bedeutender Juden, phantasiegetränkt. Aber beim Höhenflug verlieren sie oft das Steuer und ihre Schöpfungen werden gestaltlos. Von ihrem Positivismus führen keine Brücken zu ihrer Phantasiewelt; und den Zwischenraum füllen sie gern mit Plötzlichkeiten, Überraschungen, Theatercoups, Diplomatie, die den Wert ihrer Inspiration schädigen. Nicht zufällig war Disraelis Stärke im Auswärtigen, wo napoleonischer Schwung mit kleinen Mitteln sich wohl vertragen.

VI.

Gereift und kampfgerüstet kehrt Disraeli heim; denn er trägt die heilende Sonne in den Gliedern. Die Reise hatte fast einundeinhalbes Jahr gedauert. Er war unterwegs nicht müßig gewesen. Orienttrunken ... hat er den Verkehr mit den wirklichen Herren der Welt in den und um die englischen Botschaften nicht vernachlässigt und sich über die großen politischen Ereignisse aus dem Galignani fleißig unterrichtet. Und der David Alroy und Contarini Fleming sind fertig im Reisesack und ein Reichtum an Bildern, Gedanken und Visionen liegt fest im Hirn geborgen, des Momentes gewärtig, um Literatur zu werden (Tancred und das interessante Alterswerk Lothair). Diese aber wird nun Nebensache, die politische Arbeit nimmt ihn immer stärker gefangen. Wieder springt er in den gesellschaftlichen Wirbel, der den lang Vermißten gierig einschlingt; aber ganz zweckbewußt, nicht mehr als Selbstzweck. Man hat den Eindruck, Disraeli wäre an seinem Ehrgeiz und Drang zur Aktivität erstickt, wenn ihm das Parlament noch lange verschlossen geblieben wäre. Daher ists ihm — zunächst — gleichgültig, welche Partei ihm die Tore sprengen hilft. Im Herzen und von Instinkt neigte er den Tories zu, darüber ist kein Zweifel; er war, wir wissen es ja schon, aristokratisch, romantisch, der phantasielosen Händlerkaste tief abgeneigt; und er hatte recht, als er den Vorwurf der Gewissenlosigkeit in der Wahl seiner politischen Überzeugungen zurückwies. Die Unklarheit und Geschwollenheit in seinen radikalen Manifesten rührt daher, daß ihm konservative Vorbehalte mit unterschlüpfen und jene Grundüberzeugungen plötzlich allerhand verdächtig schillernde Blasen werfen. Die neue Biographie macht diesen Punkt sonnenklar. Aber Überzeugung und Partei sind — zunächst — zweierlei. Er wählte die radikale, weil der „Zeitgeist“ der demo-

kratischen Springflut Erfolg verhieß und er den Widerstand der bornierten Tories gegen den Neuling für unüberwindlich hielt. Nun spielte er das bekannte Doppelspiel der Machthungrigen. Er läßt sich von einflußreichen Demagogen (O'Connel) öffentlich empfehlen, pflegt aber gleichzeitig die feudalsten Beziehungen. Er fällt viermal durch. Er schillert. Er jongliert mit der Idee einer nationalen Partei, mit jener höheren Einheit, mit der mancher kluge und viele dumme Neulinge in den Kampf ziehen. Er klopft an die einflußreichsten Türen; ohne Klarheit, wo seine wirklichen Helfer sind. Er veröffentlicht seine Wahlmanifeste und Reden und deutet sich den Wählern in einer höchst putzigen Schrift: Was ist er? Dann stellt er sich mit einem plötzlichen Ruck auf die konservative Seite und gibt dem landed interest der Oligarchie in einer Reihe glänzender Pamphlete, was sie nach der ersten Wahlreform nicht mehr hatte: Vertrauen und eine geschlossene Gesamtansicht von Staat und Gesellschaft. Nun kommt seine politische Laufbahn endlich in Schwung und Disraeli wird ins Parlament gewählt. Er ist zweiunddreißig Jahre alt. Die Bahn ist frei.

Frei für das ‚Große, Herrliche, Schwindelerregende' seiner Jugendträume. Aber der Weg ist lang und schwierig, er ist gepflastert mit Verrat an Gesinnungsgenossen und ins Fleisch schneidenden Selbstüberwindungen. Disraeli wird Führer der konservativen Fronde (gegen den einst vergötterten Robert Peel), dann der konservativen Partei. Er erzieht diese zum . . . Abfall von sich, bis nichts übrig bleibt als das Fluidum einer vagen konservativen Grundstimmung; als die große Gebärde, mit der die Landmonopolisten sich über den Verlust ihrer Alleinherrschaft hinwegtäuschen. Schritt um Schritt weicht er der demokratischen Flut, bis er selbst durch seine radikale Wahlrechtsreform die Schleusen weiter aufreißt, als die Radikalen 1867 hoffen durften. Aber indem er dem Zeitgeist Opfer bringt, will er ihn heilen: durch Sozialreform und Imperialismus, deren Notwendigkeit für England er früher erkennt als fast seine ganze Umgebung und mit zauberhafter Beredsamkeit vertritt, mit jener Divinationsgabe des Genies, die Entwicklungen lange vorausahnt. Und mitten durch Haß, Verkennung, Verleumdung klimmt er den Berg empor, bis sein Name Symbol wird für eine politische Richtung. Mit der Sättigung durch den Erfolg hört das Weltkind allmählich auf, sein eignes Idol zu sein — wie das sein Byron-Cadurcis war — und durch sein Benehmen die Menschen in Erstaunen zu setzen; er schreibt, denn seine Phantasie erschöpft sich nie, seine großen Tendenzromane und gibt seinen Zeitgenossen neben der Unterhaltung und Anregungen auch Gesinnungen, die ihm segensvoll scheinen. So bleibt dieses Leben romantisch verkräuselt bis zum Ende; aber auch inhaltsreich und bedeutungsvoll über seine Zeit hinaus. Wir erwarten die weiteren Bände der neuen Biographie und wollen dann zu entscheiden suchen, wieviel von dem Gelde, das in dieser Münze geprägt wurde, auch für uns noch gültig ist.

Landsend/ von Arthur Holitscher

Kleiner roter Stein auf meinem Tisch, kleiner viereckiger roter Stein, du hast ja einen grünen Bart!

Draußen zieht Gewölk, weiß und leicht wie Schaum über den Himmel weg, Windsbraut treibt es schwadenweis vor sich her, daß es nur so herunterpfeift durch den Kamin zu mir in die Stube. Da zuckt der Federkiel, da steht die Federspitze nach dem Stein wie eine Kompaßnadel, da muß ich an das rote Land überm Meer denken, an das winddurchwehte Frühjahr und an die Menschen, so schwankend im Sturm, so fest in der Erinnerung, gar nicht zu verrücken.

Die Möven schrien dort Tag und Nacht. Wie dicke Spindeln, ganz umwickelt mit schneeweißer Wolle, waren ihre feisten Leiber, die planenden unbewegten Flügel trugen sie durch die Luft. Auf einmal — hinunter auf die Wellen und fort! Sie leben unter dem Wasser so gut wie unter den Sternen. Sie kämpfen und hacken in das undichte Fleisch der Fische, die in die weißen Rümpfe mit ihren scharfen Flossen blutige Kerben schneiden, sie bohren ihre Schnäbel tief in die Augen des Fisches hinein und heben die zappelnde Beute mit sich in den Sonnenglanz hinauf. Dort brüsten sie sich vor ihren Weibern mit ihrer Kraft und ihrem Futter, aber sie lassen den erkämpften Fisch lieber aus der Höhe zurück ins Wasser fallen, als daß es ihnen einfiele, stumm zu bleiben inmitten des Gekreischs, das die tausend klappernden Schnäbel in der Luft vollführen.

Auf Enis Dodman sitzt das Mövenvolk zu hundertmal Hunderten beisammen; sie haben den flachen Rücken des Felsens über und über beschmutzt und angestrichen. Klatschend fahren die Wellen von allen Seiten den Felsen hinauf, der mitten im Wasser steht, sie fahren durch das Felsenloch, das wie ein Tor ist zur Zeit der Ebbe wie ein Fenster zur Zeit der Flut, sie quirlen und stoßen sich rund um den roten Felsen herum und manchmal bei Sturm, da hat eine Welle gleich aus Labrador herüber, ein rollender Berg des Atlantik oben über Enis Dodmans Felsendach weggeschürft, wohin sonst nur das schale Wasser des Regens und Schnees hinkommt.

Was kreischen die dort oben? Was treibt den schrillen Schrei unaufhörlich aus ihren Kehlen heraus? Vielleicht sitzt der Dämon Tregeagle mitten unter ihnen und erzählt ihnen Geschichten? Vielleicht wohnen in den Spindeln die Seelen der Ertrunkenen und sie, tierisch und dumpf auf der Wanderung begriffen, haben unten in der Tiefe vom verwesten Fleisch ihrer eigenen verlassenen Menschenleiber gegessen und scheuchen jetzt mit Geschrei den salzigen Geschmack des Fleisches von ihren entsetzten Schnäbeln. Die Möven!

Gewiß sehen sie mehr, als wir Menschen auf dem Festland sehen. Sie wissen Tieferes vom Meer, von den Felsen und den Winden über beiden, und

sie schwätzen und schwätzen sich ihre Geheimnisse in die befiederten Ohren hinein. Wenns auf Sturm geht und die Nebelkobolde führen ihren Tanz auf, wenns Unglück geben soll und die Leuchttürme auf dem Longship und dem Wolfsfelsen ihre Feuer im Kreise herumjagen, da segeln die boshaften Tiere den Schiffen entgegen und kreischen um den zerbrechenden Mast, damit der Kapitän die Signale der Sirene und die Nebelhörner nicht hören soll. Dann schießt das gute hölzerne Haus schwank und schnell auf die Zickzackklippe zu, die die Schiffer die Irische Lady nennen — die Schiffer schrein: seht! seht! und bekreuzen sich, denn sie haben auf der Spitze der Klippe die Lady in eigener Person sitzen sehn — ihr schwarzes Haar fiel ihr zu beiden Seiten auf die Hüften herunter, ihre Augen waren grau und sie hatte eine rote Rose im Mund, den Stengel einer roten Rose zwischen den Zähnen — der Tod.

Nachher scheint die Sonne wieder. Das Land, ganz rotgebacken von Feuern in der Urzeit, liegt glühend da unter seiner schütteren Moosdecke, und der Wind ist sanft geworden um die Steine. Nur im Innern der Erde, wo das Zinn und das Kupfer wächst, rumort es tückisch weiter.

Ein Kind, ein Wiegenkind schreit in einem Haus. Seine Mutter ist in die Küche gegangen, um nach dem Brot im Ofen zu sehen. Diesen Augenblick hat der Riese Bolster benutzt, um durch das Fenster in die Stube hineinzugucken und das Wickelkind zu erschrecken. Es wird aufwachsen mit namenlosem Schrecken in seiner Kindesseele, denn es hat ja den Riesen Bolster gesehen, wie er von Carn Bria nach dem Schreienden Hügel hinüberschritt, einen Schritt tat über die siebzehn Meilen weg. Und das Kind wird ein Dichter in seinem Herzen sein, bis der harte Daseinskampf es zwingen wird, ein Tagfronknecht zu sein, da wird es den Riesen Bolster über dem Riesen Leben vergessen. Die Gespenster haben es schwer im Lande Cornwall heutzutag!

Im „Ersten und Letzten Wirtshaus von England", das dicht hingebaut ist an den abschüssigen Rand vom Landsend, da wohne ich mit vielen Büchern und vielem Papier. Ich habe eine Lupe auf meinem Tisch liegen und in einer Schachtel kleine Fetzen von Moos, Kräutern, Flechten und auch Algensträhne, die nach Salz riechen. Es ist früh im Jahr, März, und wenn die Sonne dir nicht grade über dem Scheitel steht, so kann es kalt sein wie um Silvester. Im Haus leben nur wenige Menschen, wir sind vier im ganzen: ich, der Wirt ein alter Mann, seine alte Frau, die meine Kleider bürstet und für mich und den andern Gast, der auf demselben Flur wie ich haust, das Essen kocht. Vier Menschen am Landsend, jeder für sich, die Möven sind geselliger.

Ich bin jung und leide darunter, daß keiner mit mir spricht. Einmal war ich eine halbe Stunde weit in einer kleinen weißen Hütte, wo man Whisky und Eierlikör trinken kann, aber die Augen der Wirtstochter haben mir nicht gefallen und ich bin nicht wieder hingegangen.

Der Mann auf meinem Korridor, er geht jeden Tag hin. Wenn ich nach der Mahlzeit, die wir im langen Speisesaal am selben Tisch einnehmen — er sitzt am westlichen Ende, ich am östlichen, wir sehen uns kaum, so lang ist der Tisch — wenn ich so um Zwei herum meinen Spaziergang nach Pordennack Point, zur schönen grünen Tellerflechte mache, da sehe ich ihn, weit weg, auf der Landstraße zur Whiskyhütte gehen. Und wenn ich um Sonnenuntergang heimkehre, da ist er auch schon zurück: er hat getrunken und ist nicht sicher auf seinen Füßen — er steht auf einem Felsenvorsprung hart am Rand, zuweilen liegt er auch dort, lange, sein Körper schwankt, aber sein Blick ist starr und grade auf das Meer hinaus gerichtet und auf den Logan Rock, der fein und unnahbar, wie ein riesiger Pilz abenteuerlich anzuschaun sich vom Abendhimmel abhebt.

Logan Rock — was ist das?

Die den Riesen Bolster nie gesehen haben, die sagen, es ist ein Spiel der Natur. Die Natur hat zwei aufeinander liegende Felsblöcke so geformt, daß der obere breit auf dem unteren, wie ein Kegel zulaufenden, liegt, schaukelnd, schwingend vom Windshauch, unverrückbar durch die Kraft von Menschenmuskeln. Sie sagen: die Natur . . .

Die den Riesen Bolster gesehen haben, die sagen, er hat in der Wut einen Felsen ringsherum angeknabbert wie eine Mohrrübe, und ihn dann, dumm und täppisch wie er nun einmal ist, mit der Spitze nach oben hingestellt, dann ist er weg, und hat vom Schreienden Hügel her meilenweit ein Steinchen, einen Kiesel, der gut und recht seine neun Zentner wiegen mag, nächtlicher Weile auf die Rübe hinübergeworfen, da schaukelt er seither: logging schaukelnd, rock Felsen, probiers, ob du ihn wegrücken kannst.

Dann gibts welche, sie haben den Riesen Bolster gesehen und nicht gesehen, sie sitzen, die Nase in der Luft, im Britischen Museum in London unter dem Glasdom der Bibliothek, die sie vermehren — die haben herausgebracht: die Loganrocks im Land Cornwall sind Wahrzeichen, Grabmäler, Denkzeichen aus der Zeit, in der Recke, Priester und Skalde noch eins waren und sind hingepflanzt worden auf gefährliche Klippen, damit der Mensch nicht vergessen soll, daß er ein rätselvolles, schaukelndes Gebilde ist am Rand des flutenden Nichts, jeden Augenblick erschwankend, vom Fall bedroht, von einer Kraft im Gleichgewicht gehalten, die er nicht kennt, nach der er nicht forschen darf, denn nur der Feste darf kennen und forschen, der schaukelt, darf es nicht.

Was soll man nun glauben? Wen soll man befragen? Die Wirtsleute sind dumpf und schläfrig, mein Nachbar ist stumm zu mir und hat mich noch nicht angesehen all die Zeit. Komm, kleine Lupe, treue Freundin, und zeige mir die Wunder der Algen und Flechten, die hier am Landsend wunderbar wachsen, so wie nirgends sonst im weiten Europa!

Halt — die drei könnte ich nach dem Geheimnis des Loganrock fragen, die drei, die ich gestern über den Kamm gehen gesehen habe. Es waren zwei Frauen und ein kleiner blinder Knabe. Es waren die beiden Walküren, die alte und die junge, und zwischen ihnen ging Johnny. Genauer gesagt, es war Susan, die Besitzerin der Whiskyhütte, mit ihrer Tochter Cherry, deren Augen ich nicht liebe, und ihrem kleinen Sohn, dessen Augen die Glut des Landsend nimmer sehen werden.

Cherrys Augen hasse ich, sie sind grau wie die von Unserer Lieben Frau vom Schiffbruch, der mit der Rose zwischen den Zähnen, und wenn sie mit ihren Augen einen Mann ansieht, dann gibts Sturm um die Klippe! Schreckliche Dinge werden von Cherry erzählt. Sieben betrunkene Grubenarbeiter aus Gwithian sind in einer Nacht bei Mutter Treworn eingekehrt, haben Cherry auf die Wiese gelockt und ihr einen Knebel in den Mund gesteckt. Als aber der Hahn krähte, da stand Cherry vom Boden auf, riß lachend den Knebel aus dem Mund und band sich, rosig und mit funkelnden Augen, das Haar auf. Und die sieben Sünder schlichen grau und sich in einem fort bekreuzend heim über den Berg. Cherry Treworn ist die Männerhexe. —

Mit flatterndem Haar geht sie über den Grat, sie hat weiße Strümpfe und Schnallenschuhe an und einen kurzen roten Rock, rot wie das Land. Wenn ein Mann sich ihr nähert und Cherry sieht seine Lippen zittern, da wirft sie den Kopf zurück und spricht: erst gib Geld! Ich bin sicher vor ihr und ihrer windverbrannten Haut — denn ich denke dein, Henriette! — aber wie stehts um meinen Nachbarn?

Neulich hat sie Johnny zu ihm hergeschickt, den blinden Knaben. Er findet seinen Weg, der Blinde, er hält sich an die Landstraße, und wenn er das „Erste und Letzte Haus" erreicht hat, dann stellt er sich in die Mauerecke hinten beim Wagenschuppen und lauscht und lauscht, denn dorten kann man das Brausen und Rauschen so sonderbar scharf hören, jede kleine Welle für sich, und Johnny hört und kennt jede. Er weiß, die schlägt an Enis Dodman, die kommt vom Longship her, die vom Geharnischten Ritter, und die zerschellt jetzt an der Irischen Lady. Jede kleine Welle singt ihre eigene Stimme im Chor mit und alle zusammen singen für Johnny bei der Mauer.

Johnny liebt den Penny nicht, er wirft ihn von sich wie Schmutz, einmal hab ich ihm meine kleine Bergkristallkugel geschenkt, seither jauchzt er, wenn er von weitem meinen Schritt hört.

Er kommt oft auf Botengang zu uns, die Wirtsleute müssen seiner Mutter oft mit Biskuit und Gewürzen aushelfen, hie und da bringt er ein Papier von Cherry an Herrn Donegan mit. Herr Donegan ist mein Flurnachbar, der Gast am andern Ende des Tisches.

Was treibt er hier? Was sucht er am Landsend um diese frühe Zeit des Jhares? Ist er ein Pilger? Oder ein Flüchtling? Oder ein Sklave Cherrys bloß?

Heute, da sah ich beide auf der Landstraße in verschiedenen Richtungen aneinander vorübergehen. Sie blieben nicht stehen. Er sah sie nicht an, sie sah ihn nicht an. Sein Gesicht war ganz zerstückelt wie verwitterter Stein, ganz Gram, ihr Gesicht glänzte und funkelte wie Sonne, ganz Spott, und wie ich die beiden sah, da fuhren mir Gram und Spott wie zwei blitzscharfe Messerchen rasch durch das Herz.

Sie schickt ihm Briefe. Sie sahen sich nicht an. Es ist also aus zwischen ihnen? Oder ich irre mich vielleicht und es hat noch nichts zwischen ihnen gegeben? Aber was kümmerts mich denn, ich bin ein Kindskopf, wahrhaftig.

Am Abend, ich bin spät heimgekommen (dies schreib ich bei offenem Fenster nachts, bei Vollmond), am Abend sah ich Herrn Donegan. Er hatte seinen Mantel auf dem Wiesenabhang gelassen. Das Herz stand mir still . . . er war über die steilen Felsen, den schwindligen Schrund zum Loganstein hinübergeklettert, er kam zurückgeklettert, zog auf der Wiese seinen Mantel wieder an und ging fort. Er brauchte sich nicht gewaltsam gerade zu halten, er ging gerade, er war nüchtern.

Herr Donegan stellt mich im Korridor vor meiner Tür. Er richtet einige absurde Fragen an mich. Zum erstenmal kann ich ihm ganz voll ins Gesicht sehen, zum erstenmal höre ich seine Stimme richtig zu meinem Ohr sprechen. Sein Gesicht ist beschattet und seine Augen blicken kraus; seine Stimme ist nicht schön, sie klingt wie zerbrochen und nicht einmal wie zerbrochenes Metall. Er sagt zu mir: „Was ist los mit uns? Die anderen Leute leben alle weit weg, nur grad wir beide sind hier am Landsend! Sie sind ein junger Mann, man hat mir gesagt, eine Universität hat Sie hergeschickt, damit Sie ein Buch über Moos und Algen schreiben. Sie schreiben über so etwas wie Algen? Zu welchem Zweck lebt man denn eigentlich? Glauben Sie, so etwas wie Algen beschreiben ist vielleicht Schicksal? Werden Sie eines Tags alt genug geworden sein, um nicht mehr einem Zweck zu gehorchen, sondern dem Schicksal?" Sprichts, wartet gar nicht auf Antwort, sondern geht rasch in sein Zimmer zurück, der Kauz! Seither haben wir bei Tische ein paar Worte miteinander gewechselt. Er ist lange in Indien gewesen, jahrelang ganz allein in den Bergen um Darjeeling, Regierungsbeamter. Die Wirtsleute wissen auch nicht, was er hier tut. Sie lassen ihn in Frieden, die Alten. Den halben Tag verschlafen sie in ihrer rauchigen Küche und sammeln Kräfte für den Sommer, wenn die vielen Leute kommen, „the rush".

Natürlich hats etwas zwischen Donegan und Cherry gegeben. Heute früh vor dem Haus, sie war mit einem Korb am Arm da, Donegan kommt aus dem Haus, will an ihr vorüber, sie schlägt den Deckel des Korbs herunter und schreit ihm ein Wort ins Gesicht. Die Wirtsleute standen im Fenster, ich war ein paar Schritte weit weg, auf der Wiese. Herr Donegan hob die

Faust auf, ganz hoch über seinen Kopf, wie einen Hammer. Aber das flinke Mädchen entwischte ihm und hat ihm das Wort dann noch einmal nachgeschrien.

Die Wirtsleute blicken spöttisch hinter ihm drein seither, ins Gesicht zu zeigen trauen sie sich doch nicht. Sie haben mir das Wort erklärt, es ist schwer zu übersetzen, es ist ein altes cornisches Wort, man könnte es so übersetzen: du abgeschiedener Geist, du Memme, du Irrwisch! Es ist ein tödliches Schimpfwort hierzulande, wo die Weiber viele Kinder kriegen.

Ich habe jetzt segeln gelernt und steuere mein Boot geschickt zwischen der Lady und dem Wolf an Enis Dodman und der Klippenküste vorbei. Neulich, die See war still, da habe ich die Segel eingezogen und das feine Schifflein mit dem Ruder durch Enis Dodmans Torweg durchgetrieben. Im Tor, mitten im Tor, erblickte ich plötzlich Herrn Donegan hoch oben auf dem Felsen des Sagensteins. Ich sah zwei emporgereckte Hemdsärmel unter dem Stein, den Stein stemmen, wie es mir scheinen wollte! Was suchte dieser Mensch dort? Wozu war er wieder hinübergeklettert zum Schwingenden? Was trieb er, was für ein Zweck, was für ein Schicksal trieb ihn, an den beiden übereinander liegenden Steinen zu rütteln?

Auf einmal rufe ich das cornische Wort, das Schimpfwort. Enis Dodman rollt es zwischen seinen Felsenwänden, unter seinem Felsendach hin und her, es rollt wie Donner in einem Dom, das Meer hallt ringsherum wider davon.

Wie ich wieder auf dem Meer draußen bin, da ist die Gestalt oben hinter dem Logan verschwunden. Er hat mich gehört und versteckt sich hinter dem Stein. Unsinnig — was war das mit mir — jetzt hab ich diesen Menschen gekränkt. Wer hatte mir denn eingegeben — mir war bös zu Mut, ich fuhr weit hinaus, ich schämte mich und wollte zur Ruhe kommen mit mir selber. Das vergrämte Gesicht war mir so gegenwärtig, daß ich es in den Wolken zu sehen glaubte, die sich zusammenzogen im Südwesten. Ganz genau! Was waren das für Phantasien! Ich war zu lange schon einsam, zu lange am Landsend!

Plötzlich strich der Wind dicht über die Wellen weg, dem Land zu. Das Boot legte sich auf die Seite. Ich machte, daß ich heimkam. Es war an der Zeit. Ich langte ganz durchnäßt im Gasthaus an, über Dodman stand bereits der Sturmhund und bellte.

Furchtbar hauste das Märzgewitter über dem Land. Man konnte nicht aus dem Fenster sehen. Die Möwen waren fort, die Winde knatterten und bissen um sich, in das rote Felsgestein des Landsend hinein. Meine armen Moose, der Sturm harkte ihre grünen und grauen Krusten mit dem schütteren Erdreich von den Steinen weg, der Guß schwemmte sie über die Abhänge hinunter, aber Algen wird das Meer aus der Tiefe heraufreißen — Geduld!

Einmal lief ich zum kleinen Port hinunter, um nach dem Boot zu sehen. Mitten in den Regenströmen, die so dicht niederfielen, daß man auf zwei Schritte nichts mehr unterscheiden konnte, kreuzte eine langsam daherwandernde Gestalt meinen Weg. Unter der Kapuze sah ich einen Moment lang Donegans Augen — die Pupillen weiteten sich, dann tauchte der Blick unter — im nächsten Augenblick hatte der Regen alles verschlungen.

Das Schiff im Schuppen war voll Wasser. In meinen undichten Schuhen arbeitete ich zwei Stunden lang mit einer Schöpfkelle, bis ich es umstülpen konnte. Als ich ins Gasthaus zurückkam, hatte ich Fieber. Ich lag zehn Tage, die Wirtsleute pflegten mich mürrisch, sonst kam niemand, mich zu besuchen.

Jetzt schreiben wir April. Der Arzt aus Penzance war hier und hat mir erlaubt, vors Haus zu gehen und ein bißchen in der Sonne zu sitzen.

Der Arzt hat im Korridor mit den Wirtsleuten gesprochen, ich habe kein Wort verstanden, aber ich weiß, es war nicht von mir die Rede.

Wieder kreischen die Möven ums Haus. Aber es rumort hier herum noch von anderen Dingen. Es kommen Leute in Scharen nach dem Landsend, obzwar es noch früh im Jahr ist. Als ich heute zum erstenmal wieder auf der Bank vor dem Hause saß, sah ich vieles Volk draußen auf den Klippen stehen, in Gruppen, und zu zweit, dritt, und tuscheln, nicht laut. Aus den Wirtsleuten ist nichts herauszukriegen, sie blicken zur Seite, wenn ich sie frage, zerbeißen ein paar Worte und ziehen die Tür zu hinter sich. Sie haben ein Dienstmädchen aus Gwithian aufgenommen, das hilft beim Kochen und Bedienen. Es sind jetzt oft zehn, oft zwanzig bei Tische zu Mittag. Herrn Donegans Platz ist besetzt, also er ist fort! Die Leute reden leise unter sich, einige unter ihnen, es sind Ehrwürdige, Alte, aber auch Junge, mit irgendeiner Seltsamkeit in der Tracht, reden ein fremdartiges Idiom, alt Cornisch wahrscheinlich. Zu mir redet keiner, aber ich bin ja ein Fremder. Und es handelt sich um eine Angelegenheit des Landes, das habe ich schon heraus. —

Die Luft betäubt mich noch recht sehr. Aber ich will heute meinen Stock nehmen und nach dem Loganrock marschieren. Um den Loganrock handelt es sich! Ich sehe die Leute dort um die Klippen kreisen, von denen man zum Logan hinüber kann, wenn man Mut dazu hat, wie jener! Ich gehe hin – erstaune — man hat einen Steg hinübergeschlagen, über den Abhang, ein paar Stämme, Bretter, von Eisenhaken zusammengehalten — Leute sind um den Stein, sie strecken die Arme, rühren an den oberen, kommen mit starren Gesichtern wieder auf das Land herüber. Was ist's mit dem Loganrock? —

Wie die Nacht kommt, es ist kein Mensch mehr da, gehe ich über den Steg und berühre mit meiner Hand zum erstenmal den schaukelnden Stein. Ich strenge mich an, stemme und versuche zu heben, ist's meine Schwäche noch? — er rührt sich nicht.

Man kann sehen, es ist etwas mit ihm geschehen, irgendeine Kraft hat sich an seinem heiligen Gleichgewicht gemessen, vermessen, welche Kraft aber? und zu welchem Zweck? um welchen Schicksals willen?

Ich bin ein Fremder in diesem Land, meine Vorfahren haben es nicht von ihren Vätern überliefert und ich habe es nicht meinen Enkeln weiterzugeben, was es mit dem Loganrock auf sich hat, auch glaube ich als Mann der Wissenschaft nicht an die Riesen und Dämonen Cornwalls, und doch, ich fühle, wie mir's kalt wird um Stirn und Augen. Der Logan schaukelt nicht mehr. Wie hingewachsen und tot liegt er schwer auf seinem Postament. Loganrock nicht mehr...

Es ist schon ganz dunkel, wie ich auf's Land zurückgehe. Der Stein schaukelt nicht mehr! Vielleicht hat es einen krank gemacht, daß er wußte, es ist Leben in dem Stein, und er hat ihn ins Meer hinunterstoßen wollen und der Stein hat sich zur Wehr gesetzt. Der Stein schaukelt nicht, der Loganstein schaukelt nicht mehr!

Hundert Schritte vor dem Haus kommt etwas aus dem dunkeln Himmel zu mir herab. Eine Möve kreist mit Geschrei um meinen Kopf, sie schwebt nicht sehr hoch, sie schlägt mit den Flügeln, ich bleibe stehen! Es ist ein junger Vogel, grau noch, wie ich sehe. Ich gehe durch das Tor in das beleuchtete Haus. Die Möve bleibt draußen, schlägt mit den Flügeln an die Mauer, einmal, zweimal. Dann steigt sie in die Luft empor und fliegt den Weg zurück, den ich gegangen bin, zum Meer zurück.

Es ist Ostern, die Wagen bringen Leute nach dem Landsend. Aus St. Just, St. Ives, vom Lizard, aus Penzance, ja aus dem fernen Truro kommen Männer und Frauen Cornwalls herbei, um den Loganrock zu sehen, der gestorben ist. Sie kommen nicht aus Neugierde, sondern um den Stein zu beweinen. Um Ostern kommen diese Christen daher und weinen um ihren heidnischen Gott. Stumm und traurig gehen sie, einzeln, über den Steg zum Stein hinüber. Vom Festland schauen die andern zu, wie der eine, immer ein anderer, die unbewegliche Masse mit der Wange und der Stirn berührt (wenn's eine Frau ist) oder ihn mit kräftigen Armen zu rücken, zu schütteln versucht (wenn an einem Mann die Reihe ist). Einzeln gehen sie den Weg zurück und mischen sich stumm und traurig unter die anderen, an jeden kommt die Reihe. —

Es ist schönes Wetter und mein kleines Boot fährt heute zum letztenmal mit dem Winde. Ich wage meinen Hals und fahre zum Abschied in einem großen Bogen um den Longship-Leuchtturm hinaus, gerate in Sehweite der Scilly-Inseln, und sehe auf der anderen Seite all das Rote, Pordennack, Cap Cornwall und Dodman blasser werden, sich auflösen, erlöschen. Da wende ich, erschrocken über solche Kühnheit, das Schiffchen herum und fliege mit prallem Segel über Hügel und Täler heim nach dem Landsend.

Auf den Klippen stehen die schwarzen Menschen, auf Enis Dodman sitzt das

feindliche Mövenvolk, schlohweiß und mit Geschrei beisammen. Die Sonne gleitet herab zum Wasser. Jetzt sehe ich: niemand geht mehr über den Steg, alle waren schon dort, einsam liegt der Logan mit all den verschwendeten Muskelkräften und Gebeten an seinen Rändern; einsam der Stein, der lebendig war, als ich kam, und tot ist, da ich von dannen gehe. Algenbüschel werfen sich um meinen Schiffsschnabel. Ich hole mit der Hand das grüne schleimige Gezeug, werfe es zurück. Mein Bericht ist fertig, ich brauche bloß die Bogen in den Umschlag zu stecken, Siegel drauf und morgen gehe ich fort von Landsend. Jetzt löse ich die Schnüre — und das lebende Segel, eben lebend noch im Winde, fällt schwer herunter ins Boot und ist nur mehr ein grober Sack. Rotes Land! unermeßlicher Ozean!

Plötzlich stehen meine Ruder wagrecht — still. Was gibts? Geschrei auf den Klippen. Eine Welle trägt mich dem Land näher; ich schaue hinauf, hinauf: alle Menschen im Lauf zum Logan. Eine kleine Gestalt, die Gestalt eines Kindes steht mit emporgereckten Ärmchen unter dem Stein. Es hat sich auf die Zehenspitzen erhoben, und es kann auch so nur mit den Fingerspitzen den Stein erreichen. Die Menschen schreien, zum erstenmal höre ich am Landsend Menschenstimmen den Mövenlärm überschreien. Es ist, als lauschten die Weißen auf dem Enis, ich höre sie nicht mehr.

Das Land ist von Purpur, weiße Wölkchen liegen über dem geröteten Himmel darüber, ich sehe es deutlich — der Loganstein schaukelt, der Loganstein schwebt sanft und gelehrig, von den kleinen Fingern eines Kindes gelenkt. „Johnny!" schreie ich vom Wasser hinauf, so laut ich kann. „Johnny!"

Der Blinde hört mich nicht. Die Menschen stehen, eine schwarze Schnur oben am Saum des Abhangs und rufen.

„Johnny!" Ich bin im Boot aufgesprungen und habe, wie trunken vor Entzücken, das Segel gepackt, als wollte, als könnte ich es wie eine Fahne über meinem Kopf schwenken. Die Bewegung reißt mich fast um, mitsamt dem Boot. Ein Ruder gleitet weg und schwimmt mir davon. Ich muß mich leicht machen, halte mich an dem Mast fest, liege da, mit ausgreifender Hand über den Rand gebückt . . . Da hebt eine Welle das Boot in die Höhe und aus dem tiefen Wasser schaut mich etwas an, es ist Herrn Donegans Gesicht mit offenen Augen, Schatten um den schwankenden Blick, Algen um das Kinn, auf Stirn und Wangen dem roten Widerschein von den Felsen Landsends.

Frauenwege/ von Lucia Dora Frost



as Volk träumt in Märchen von Wunscherfüllung: von einem guten Geist, der die Last, die auf der mühevollen Wanderung immer schwerer wird, unversehens in Gold verwandelt hat; oder von einem Jenseits, in dem die irdische Ordnung umgekehrt sein wird, und zwar für ewig. Es malt auf die dunkle Wand seines dichten Lebens die Ergänzung seiner Not, in faßbarem Umriß und in Farben, die warm halten. Aber in Epochen starker sichtbarer Veränderungen werden diese Träume akut: die Zeit ist da, die Erfüllung naht: so pflanzt es sich fort von Mund zu Mund. Dann wird die Wirklichkeit hinter diesen Träumen hergejagt, und gewinnt zur Schwere noch die Atemlosigkeit, wird deutlicher, begrenzter; und die junge Lyrik des Kampfes zerlegt sich schnell in tausend Mühen. So hat jede große Bewegung ihren Ursprung in Schicksalswünschen; sie nimmt ihre Kraft aus materiellen Veränderungen; sie ringt darum, beide aneinander zu binden. Sie fängt mit Traumlyrik an. Dann beginnt die strenge Prosa. Aus Kampf wird Arbeit; aus dunklem Kampf wird helle, lange, traumlose Arbeit; mit den Lastern, die dazu gehören.

Die Frauenwelt träumte ihren besonderen Traum, von der verwunschenen Prinzessin, die der Prinz erlöst; oder von heimlicher hoher Geburt, die plötzlich durch ein Wunder, durch eine todsichere Kleinigkeit anerkannt wird; oder den ewigen Mägdetraum von Mesalliancen, (der sich dann oft in Dirnentum verwirklicht); oder bürgerlicher vom Aufstieg zu Ehre und Ansehen durch Bildung, durch Studium; und von der „neuen Gesellschaft", in der es nur Liebesheiraten mit ganz modernen, ritterlich-geistigen Männern gibt; oder den unpersönlichen Traum denkender Weiblichkeit von einer neuen Weltepoche, in der nicht die Faust, sondern der Geist regiert, nicht der Unternehmungswille, sondern der Ordnungsgeist, in der deshalb die Frau die erste Geltung hat und der Mann der ewig Unzeitgemäße ist, den man mit spöttischer Güte behandeln wird, ein wenig mütterlich und sehr, sehr wohlwollend. Und alle diese Träume schienen plötzlich reif für eine Materialisation zu sein. Irgend etwas Nüchtern-Wunderbares schien sich ihrer anzunehmen. Wie einst aus Volkstraum und Maschine die moderne demokratische Bewegung entstand, so schien auch für uns die moderne Entwicklung die Traumverwirklichung zu begünstigen. Die jähe, hastige, stürzende Entwicklung dieser Zeit ließ uns aufsehen, ihr Tanz in tausend rasenden winzigen Schritten riß uns in ihre Wirbel, ihr zauberstarker Arm hob uns empor. Wir fühlten ihren harten erregten Herzschlag. Müssen wir erschrecken vor dieser Umarmung, wie Semele, als sie den tückischen Rat der majestätischen Juno befolgte? Oder bringt sie wirklich Befreiung aus der Bedrückung, die unsere schönen Träume gebar?

Man braucht viel schroffe Nüchternheit, um sich zu orientieren; über sich selbst und über den riesigen Partner, die Zeit. Man muß versuchen, die Mechanik der Entwicklung bloßzulegen und zu schematisieren, diese Mechanik, die der Frau ermöglichte, oder sie zwang, den Blick aus ihrem Schoß zu reißen.

Im bisherigen Weltlauf war die Frau durch die Generation so gut wie vollständig in Anspruch genommen. Die einst unbedingte Hochschätzung der Fruchtbarkeit brachte eine Orientierung des Frauenlebens, insbesondere auch ihrer seelischen Situation nach diesem Punkt mit sich. Es ist merkwürdig, man wußte nicht viel von dieser biologischen Abhängigkeit des Leibes von der Seelenlage; aber man handelte richtig. Man wußte nicht, daß eine Pflanze im weiten Gefäß zwar kräftig sproßt und wächst, aber nur im engen ihr ganzes Sein zusammenfaßt und Frucht bringt; man kannte nicht den physiologischen Lebenswert des Druckes, der Enge, selbst der Furcht; man wußte nicht, daß das Wild im Generationstrieb entartet, wo das Raubzeug ausgerottet wird, daß selbst Vögel in diesem Falle liederlich werden, keine Nester mehr bauen und die Eier verlegen. Man kannte alle diese der Aufklärung paradox erscheinenden Zusammenhänge nicht, aber man handelte so, als kennte man sie; als wüßte man, daß überall in der Natur Fruchtbarkeit eine Funktion der Enge, der Beschränktheit ist. Man baute die Frauenexistenz nach dieser Beziehung aus, zu einer wohlbeschränkten, blühenden fruchtbaren Enge. Man liebte und ehrte die daraus entstehende Frauenhaftigkeit, die ganz durchsonnte Sorgefreude war, die in bescheidenem, in wohlbeschiedenem Gehorsam lebte, mit treu oder stolz gesenktem Auge, (das freilich — denn man fand Auswege — doch mit einem flüchtigen Streifblick oder mit einem gelassen bemessenen Aufschlag so viel sah, wie es sehen wollte). Man sammelte die Gebärden der Fruchtbarkeit, man gab sie weiter, man fühlte sich hinein in dieses polare Feld von Wärme, von spröder Weichheit, von Innigkeit, von Stille. Diese Orientierung des Frauenlebens nach der Fruchtbarkeit, mit der daraus folgenden Beschränkung des Interesses und der aus dieser entwickelten leisen umsichtigen Schnelligkeit des Verstandes, die Ausbildung der Gemütswerte in Haus, Ehe und Familie, all dieser ewigen Einfachheiten, ohne die diese Welt nicht bestehen könnte: das ist die Leistung der Frauenwelt, eine positive ganze Leistung. Und wenn man unter Kultur eine in zivilisierten Verhältnissen fortgesetzte Natur verstehen darf, so verdient kaum etwas so sehr diesen Namen wie diese aus dem nackten Weibtum entwickelte Frauenhaftigkeit, die nichts von den Notwendigkeiten der Natur vernachlässigt, und aus der Not noch einen Reiz machte, eine vertu tentatrice. Wenn das alles den Frauen so unnatürlich geschienen hätte, wenn es nichts als Unterdrückung und Gewalt und Heuchelei gewesen wäre, dann hätten sie diesen Zustand wohl nicht so lange ertragen, dann hätten sie sich nicht so intim in ihn einwohnen können, dann sähen wir

nicht noch heute (in allen Ständen) so zahlreiche erquickende Produkte dieser „Unterdrückung" unter uns wandeln.

Freilich war es die Not, die diesen Zustand, wenn nicht schuf, so doch erhielt. Die sehr nüchterne Ursache für das Jahrtausende lange unbeirrte grundsätzliche Festhalten an dieser Kultur der Fruchtbarkeit (so könnte man sie nach ihrem Kern nennen) ist die einst ungeheuer große Sterblichkeit der Menschheit gewesen. Die einfache Erhaltungsnotwendigkeit erlaubte keiner gesetzgebenden oder sittenbestimmenden Macht an Änderung zu denken. Wollte man nicht aussterben, so mußte die Fruchtbarkeit im Mittelpunkt alles Lebensinteresses stehen. Wenn im Mittelalter von zehn Kindern einer Familie zwei zum Aufwachsen kamen, so ist klar, daß damals die Geburtentüchtigkeit und Willigkeit eine andere Schätzung erfahren mußte, als heute. Zahlen über den Grad der Sterblichkeit sind natürlich lückenhaft übermittelt. Aber selbst in einer so verhältnismäßig vorzüglich verwalteten Stadt wie Genf mußten im sechzehnten Jahrhundert vier Kinder geboren werden, um einen Menschen in das dreißigste Jahr zu bringen, und im siebzehnten Jahrhundert noch drei. Die Schwierigkeit, den Strom der Menschheit in gleicher Stärke zu erhalten, erinnerte auf der ganzen Erde beständig an das, was nottat; und wenn dieser Strom wirklich einmal anschwoll, dann kamen die großen akuten Verluste, die ganze Erdteile in ihrer Bevölkerung zurückwarfen. So hat beispielsweise die große Pest in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts drei Fünftel der europäischen Völker hingerafft. Die Reduktionen durch die Jahre und Jahrzehnte dauernden Kriege mit ihren direkten und indirekten Verlusten sind bekannt. Diese außergewöhnlichen Abstriche vom Bestand der Menschheit gab es auf der ganzen Erde. Die asiatischen Hungersnöte, die Cholera in Ostindien, die chinesischen Riesenaufstände geben noch heute ein Bild der einst allgemein herrschenden Zustände. So erstaunliche Bevölkerungsschwankungen wie die europäische und asiatische Geschichte der letzten Jahrhunderte zeigt auch die des alten Griechenlands und des römischen Imperium. Gegen alle diese Angriffe auf den Bestand der Menschheit hatte man immer nur ein einziges Mittel: die Fruchtbarkeit der Frau. Man bekämpfte nicht die Ursachen der Verluste, sondern man ersetzte die Verluste. Die Frau war das einzige Mittel, das gegen den Völkertod gewachsen war. Tod und Fruchtbarkeit standen in reziprokem Verhältnis. Die großen Marschverluste der Menschheit waren es, die der Frau überall ihre Stellung in Haus und Kinderstube anwiesen, oder ermöglichten.

Das ist nun anders geworden. Fast schon überall auf der Erde. Der Weltverkehr, die Durchsetzung mit Industrie und die Kreditentwicklung machen Hungersnöte immer mehr unmöglich; Seuchen werden systematisch bekämpft, man erstickt sie, wo sie den Kopf erheben; Kriege werden seltener und erlöschen rascher. Die Ergebenheit gegen Krankheiten ist entschwunden; die schlechte Be-

handlung Abhängiger wird durch soziale Gesetzgebung verhindert; die Kindersterblichkeit durch Fürsorge herabgesetzt; kurz, das Senken der Sterbeziffer ist das Unternehmen, auf das sich die menschlichen Einrichtungen und Maßnahmen konzentrieren. Es ist der einzige unbestrittene Erfolg der Menschheit. Und wenn proletarius seiner ursprünglichen Bedeutung nach der Mensch ist, dessen Leben sich so gut wie ausschließlich um die Erzeugung der notwendigen Menschenmasse dreht, so kann man sagen, daß der Erfolg der Zivilisation darin besteht, immer weitere Kreise der Menschheit aus dem ursprünglich allgemeinen proletarischen Zustand herauszuheben. Aber die Folge davon ist: ein immer größerer Teil der bisherigen Frauenleistung wird entbehrlich. Die Aufzucht ist heute nicht mehr für die Frauenwelt lebenfüllend, Frauenkraft wird frei.

Der konzentrische Angriff der Zivilisation auf den Tod — und die ganze Zivilisation auf ihre Ursache, nicht auf ihr Ziel hin angesehen ist ja nicht viel mehr als organisierte Todesfurcht — nimmt also der Frauenleistung ihren alten ausschließlichen Sinn, verschiebt ihren Schwerpunkt. Die eine Sonne, die einst ihre Bahn unumschränkt bestimmte und sie einfach und einheitlich machte, verliert etwas von ihrer Kraft, und neue Gestirne machen ihre Einwirkung auf die Bahn ablenkend bemerkbar. Und da man immer in stärkerem Maße Artwesen ist als Individuum, so fühlt jede Frau, daß exzentrische Kräfte in ihr Leben hineinspielen, sie zu ungewohnten Wendungen und Schleifen zwingen, sie auf Punkte drängen, die ihrer weiblichen Kultur fremd sind, daß der Kreislauf ihres Seins durch Störungsfunktionen verwickelt wird, und die neue Situation eine flackernde Bahn vorzuschreiben droht. Die bisherige prinzipielle Einheitlichkeit des Frauenlebens ist also in Frage gestellt. Das ist keine national oder ständisch beschränkte Erscheinung, sondern eine Schwierigkeit der Menschheitsentwicklung, die überall im Gefolge der Zivilisation auftreten muß. Ob eine Neuordnung möglich ist, ob man etwa zween Herren dienen kann, oder ob man den alten Zustand erhalten, und mit Einsicht fortsetzen muß, was einst die Not erzwang: das ist der Kern der Frauenfrage.

Man hat in Europa schon einige Epochen der neuen Situation erlebt. Natürlich da zuerst, wo der Angriff auf die Sterblichkeit am weitesten durchgeführt war, in der Oberschicht. Hier war die erste Leistung der frei gewordenen Frauenkraft die Sublimierung des Hauslebens. Die Frauen wurden Konsumenten für die Blüten der Kunst und des Wissens: sie stellten die Zuhörerschaft, die Leserschaft, sie produzierten „Gesellschaft". Sie schufen einen Markt und eine Stätte für Kunst und Wissenschaft und Dichtung. Und sie erzogen die Männer zu gezähmten Weltleuten, oder so, daß man kleine Voltaires oder Goethes in ihnen sehen konnte. Sie vermittelten zwischen dem literarisch-künstlerischen Teil und dem kriegerisch-tüchtigen Teil der Männerwelt, zwischen dem geistigen und leiblichen Charakter des männlichen Genius. Das war eine

Erweiterung des Interesses, aber man blieb damit doch noch innerhalb des weiblichen Kulturkreises. Auch die Überführung der Unternehmungsstaaten in Kulturstaaten war nur ein Versuch, die weibliche Atmosphäre des Hauses auf das Land auszudehnen. Die regierenden Marien, Katharinen und Elisabethen versuchten nur die Fortsetzung der Sublimierung des Hauslebens auf den Staat. Es ist wahr, bei allen diesen Versuchen wurde gar zu oft das Romantische, Dekorative oder Sensationelle infolge der Anteilnahme der Frauen bevorzugt, das Königtum verweiblicht, der Staat dehistorisiert, alles wurde ein wenig kürzer, flacher, weicher und die weibliche Politik gleicht sehr oft dem Versuch, die Landstraße mit Öfen zu heizen, aber doch war diese große Vermittlung der Frau des achtzehnten Jahrhunderts eine unbestreitbare weibliche Leistung; die erste (und stärkste) Leistung der frei gewordenen Frauenkraft.

Aber es war eine Jahrhundertaufgabe; sie ist im ganzen durchgeführt. Wir haben sie instradiert, in der Durchführung haben die Männer natürlich die Leitung an sich genommen. Die Pflege von Kunst und Wissenschaft ist längst ernste Männeraufgabe, anerkannte Pflicht des Staates, fast Lebensnotwendigkeit der Völker geworden. Die Frau behielt die Geste ihrer Aufgabe. Sie musizierte, malte, las, sie stellt auch noch heute das Publikum für Theater, Konzerte, Zeitschriften. Aber je breiter, desto flacher wurde diese Anteilnahme; und die große weibliche Kulturerregung der Damen des achtzehnten Jahrhunderts endete in Familienzeitschriften und der wertärmsten Literatur, die die Erde gesehen hat. Durch diese Kulturpflege von breiter Mittelmäßigkeit bekam das Hauswesen etwas Schales, Abgestandenes, Nachzüglerisches nnd wurde entwertet. Dazu erlaubte die abnehmende Sterblichkeit, die sich weiter durchsetzte, dem Staat, eine gesunde Generationspolitik zu vernachlässigen und mehrte dadurch die Zahl der Unverheiratbaren, die allenfalls in einer sehr kleinen privilegierten Oberschicht apanagiert werden konnten, die sich aber in breiter Masse durch Erwerbtätigkeit erhalten mußten und es standesgemäß und voll lohnend tun wollten. So nahm wieder die überschüssige Frauenkraft in großem Maße zu, bei den einzelnen die Not, sie gewinnbringend zu verwenden und die Stimmung, die das angängig erscheinen ließ. Aber es handelte sich jetzt nicht mehr um Kulturleistung, sondern um Arbeitsleistung. Jetzt war ein wirtschaftliches Angebot von Frauenkräften vorhanden. Ein Bedarf meist nur theoretisch. Das Angebot war der Nachfrage um einen Schritt voraus, und wird in Zukunft vielleicht noch weiter voraus sein. Es entstand also eine Absatzkrisis.

Diese Absatzkrisis in Frauenkraft schleicht durch das ganze neunzehnte Jahrhundert. Sie aktivierte sich als Frauenbewegung; denn jede Absatzkrisis bringt ihre Funktionäre hervor, welche die Widerstände des Absatzes zu überwinden streben. Zunächst mußte das Angebot verbessert werden; das Rohmaterial der Frauenkräfte mußte vervollkommnet werden durch Schulung. Deshalb stand

die Schule obenan in den Forderungen der Frauenbewegung. Und das alte große Frauenwort „Bildung" aus dem achtzehnten Jahrhundert wandelte sich aus gesellschaftlicher Kultur immer mehr in Schulbildung und schließlich in Berufsvorbereitung. Diese erste Epoche ist nun zu Ende. Die Berufsvorbereitung hat über die Bildung gesiegt. Jetzt beginnt die zweite Aufgabe: die Schaffung eines Marktes für die zur öffentlichen Arbeit geschulten Frauenkräfte. Und diese Aufgabe wird nun auf eine sehr eigenartige Weise gelöst, deren Anfänge kaum erkennbar, aber höchst beachtenswert sind, und jedenfalls die Hauptangelegenheit in der Frauenbewegung von heute und morgen bilden.

Zur Schaffung eines lohnenden Marktes eignet sich immer am besten das Volk; in ihm muß ein neues Bedürfnis geweckt oder ein vorhandenes ausgebildet werden. Da traf es sich nun ausgezeichnet, daß man aus der letzten Berufszählung eine sehr starke Zunahme der außerhäuslichen Gewerbsarbeit in den unteren Schichten feststellen konnte, und zwar nicht nur der Mädchenarbeit, sondern auch der Frauenarbeit. 700000 Ehefrauen und Mütter, die außer dem Hause erwerbtätig waren, wurden gezählt; und die gehörten natürlich nicht zu den kinderarmen, sondern zu den kinderreichen Müttern, so daß gerade die, auf die am meisten Arbeit zu Hause wartet, der Hausarbeit entzogen werden. Hier sind also Hunderttausende, vielleicht Millionen von Kindern, die unter den denkbar schlechtesten Bedingungen heranwachsen. In der Fürsorge für diese Kinder ist eine Aufgabe gegeben, die es ermöglicht, die notwendigen neuen Frauenberufe zu schaffen; hier ist die Ergänzung für die bürgerliche Frauenbewegung; hier ist die Möglichkeit, die Krisis zu überwinden. Und man ist vollends aus aller Not, wenn es gelingt, die außerhäusliche Arbeit der Frauenproles allgemein zu machen.

Damit tritt die Arbeiterin in den Mittelpunkt des Interesses der bürgerlichen Frauenbewegung, wird der Brennpunkt, in dem sich jetzt die Strahlen der gemäßigten und der radikalen Agitation treffen. Man steht jetzt also allgemein unter dem Eindruck der Berufszählung von 1907, unter dem erschreckenden Eindruck, daß in den Kindern dieser außer dem Hause tätigen Mütter das Volkswohl bedroht sei, daß Staat und Kommunen verpflichtet seien, hierzu Maßregeln zu ergreifen. So vereinigte die letzte „Konferenz für Arbeiterinneninteressen" die Elite der Frauenbewegung von den christlichen bis zu den fortschrittlichen Gruppen, um sich mit „der in der volkswirtschaftlichen Entwicklung liegenden Tendenz, Ehefrauen dem außerhäuslichen Erwerbsleben zuzuführen", zu beschäftigen. Und in der einstimmig angenommenen Resolution wurde dann „zur Erleichterung der Ernährungs- und Erziehungspflicht erwerbtätiger Mütter Errichtung von Säuglingskrippen, Kinderbewahranstalten, Kindergärten, Kinderhorten und Einführung der Schulspeisung den Kommunen und privaten Organisationen dringend empfohlen". Außerdem wurde Überwachung aller Säug-

linge und ihrer Mütter „durch fachlich geschulte, gebildete Frauen" gefordert. Hier werden also die nötigen neuen Berufsarten vorbereitet. Eine genaue Anpassung der Schulen an diese Berufe ist natürlich noch zu erreichen, jetzt nachdem die „gleichwertige" Vorbildung durchgesetzt ist. Hierbei werden sich auch die Frauenschulen, die zur Ausbildung für Familie und Hauswirtschaft und den „eigentlichen Beruf" der Frau bestimmt waren, als Berufsvorbereitungsanstalten entpuppen, in denen für städtische und staatliche Alumnate, Kleinkinderschulen, Fürsorgeanstalten, Säuglingskrippen Beamtinnen und Schulschwestern, Hilfsärztinnen, Pflegerinnen, Leiterinnen, Vorsteherinnen ausgebildet werden. Auch für die höheren Grade des Aufzuchtbetriebes, die medizinische, verwaltungswissenschaftliche, rechtliche, technische und kaufmännische Kenntnisse erfordern, ist die Vorbildung eröffnet: das Universitäts- und Hochschulstudium ist ja konsequenterweise in vollem Umfang freigegeben, die hierzu nötige Schulvorbildung in den Studienanstalten ermöglicht.

Ein Weg, den Markt für den freien Überschuß zu schaffen, ist also hier vorhanden. Daß die Frauenbewegung sich anschickt ihn zu gehen, ist gleichfalls nicht zu bezweifeln. Aber muß sie ihn gehen? Ist dieser bedenkliche Weg der einzige? Es muß doch andere Felder der Betätigung geben. Das scheint wenigstens theoretisch denkbar. Man hat gesagt: es könnte ja aus den überzähligen Frauen ein großes Korps wissenschaftlicher Hilfsarbeiterinnen geschaffen werden; es gäbe überall etwas zu leisten; „wir können überall Frauen brauchen", wie ein hervorragender Förderer der Frauenbewegung feststellte. Aber das ist ein Irrtum. Arbeitsbedarf ist zwar überall vorhanden. Aber man muß unterscheiden zwischen ideellem Arbeitsbedarf, wie ihn die Wissenschaft und die Kultur tatsächlich in unbeschränktem Maße hat, und wirtschaftlichem, reellem Arbeitsbedarf. Gewiß, um etwa die Geschichte der Menschheit und der Natur bis in alle Einzelheiten zu erforschen, könnten viel mehr Kräfte verwandt werden, als heute zur Verfügung stehen; aber diese Arbeit ist nur in beschränktem Maße volkswirtschaftlich produktiv; und ebenso: wenn medizinisch und psychiatrisch gebildete Hilfskräfte in der Irrenpflege, im Gefängniswesen beschäftigt werden können, so sind das gleichfalls keine sehr produktiven Leistungen; deshalb können sie nur in beschränktem Maße bezahlt werden; sie erfordern einen volkswirtschaftlichen Überschuß; sie setzen ihn voraus. Eine ganz andere Wirkung aber hätte der Übergang zur rationellen Aufzucht; denn wenn (schematisch gesprochen) eine Gebildete zwanzig Kinder, die nicht die ihren sind, rationell aufzieht und dadurch sechs Frauen von dieser Arbeit entlastet, so macht sie die Kräfte dieser sechs Frauen frei zu niederer produktiver Arbeit; und dadurch werden (zum Teil) die Mittel für einen höheren Konsum der Gebildeten geschaffen. Durch die Änderung der Aufzucht wird also nicht nur ein neues Feld für hochwertige Berufsarbeit gewonnen, sondern auch durch Steigerung der niederen Produktion zugleich die

Mittel zu einem gesteigerten Konsum geschaffen. Und das ist doch schließlich die Absicht: man will ja nicht nur standesgemäß arbeiten, sondern auch dieser Arbeit entsprechend leben. Alle Stoffe und alle Fabrikate, die zur Verwirklichung dieses Anspruches gehören, schafft man bekanntlich nicht durch reine wissenschaftliche und kulturelle Arbeit, und nur zum Teil durch angewandte Wissenschaft, sondern dadurch, daß man Kräfte für niedere Arbeit mobilisiert. Gebildete können nur in dem Maße mehr beschäftigt oder wenigstens bezahlt werden, als durch ihre Arbeit auch die niedrige Produktion gefördert wird. Unter den Männern ließ sich im vorigen und diesem Jahrhundert die Schicht der Gebildeten deshalb so ungemein vermehren, weil man zugleich Mittel fand, die Handarbeit (durch Industrie) zu multiplizieren, die Bergarbeiter noch tausend Meter tiefer in die Erde zu stoßen, in reichere Kohlen- und Erzlager. Wenn man in der Frauenwelt den Konsum der Gebildeten vermehren will, so muß man die Frauenmasse aus dem Hause stoßen, sie hinter einen Leistungsmultiplikator, hinter eine Maschine stellen. Anders geht es nicht. Irgendeine nichtrationelle Einrichtung muß geopfert werden bei solchen Fortschritten. Wie damals das Handwerk, so heute die Familie. Deshalb ist es logisch, wenn die Frauenbewegung diesen Weg geht; ihm stehen keine volkswirtschaftlichen Widerstände entgegen; es wäre denkbar, daß alle Beteiligten dabei wirtschaftlich gewönnen. Es ist durchaus folgerichtig, wenn die Frauenbewegung hier den Grund zu ihrem Bau legt, wenn sie die Emanzipation des Kindes von der Mutterliebe fordert, wenn sie gegen die Überschätzung des Mütterlichen in der Frau auftritt, gegen die innere Anhänglichkeit des Weibes an einen Mann und gegen alle Frauentugenden, die ja erst die Existenz von Haus, Familie und Ehe ermöglichen und sie zugleich fordern.

Der Gang der Entwicklung ist also für die deutsche Frauenbewegung folgendermaßen vorgezeichnet: die bisher schon durchgeführte industrielle Mädchenarbeit muß erweitert werden zur industriellen Frauenarbeit. Schon heute arbeiten Ehefrauen und Mütter außer dem Hause; zunächst von den zehn Millionen Ehefrauen Deutschlands nur 700 000. Das ist aber schon Grund genug, sich ihrer Kinder anzunehmen. Es sind auch Personen vorhanden, die bereit sind, sich ihrer anzunehmen: die überzähligen Frauenkräfte, besonders die unverheiratbaren Töchter der Gebildeten. Es trifft sich hier die zunehmende Ehelosigkeit der mittleren und höheren Stände mit der zunehmenden Gewerbsarbeit der Proletarierinnen, und erzeugt die rationelle Aufzucht. Sie macht die Straßen in die Fabriken für die Frauen breiter und bringt allmählich die ganze Frauenproles an die Maschine. Dieser Weg fällt in die Richtung des geringsten ökonomischen Widerstandes. Er ist vorbereitet durch Errichtung von Frauenschulen. Die hohe Bezahlung der berufsmäßigen Aufzucht ist gesichert durch die Hebung der Frauenvorbildung. Ansprüche und Mittel können in Einklang gebracht werden.

Die Regierungen haben diesen Gang der Dinge einleitend unterstützt. Der Staat ist an ihm interessiert, denn er führt zur Erhöhung der Steuerkraft. Jedermann ist daran interessiert, denn es bedeutet eine große Steigerung des „Volkswohlstandes". Wenn die Öffentlichkeit davon überzeugt ist, so ist alles in Ordnung, die Krisis überwunden. Das Angebot ist da; ein wirtschaftlich möglicher Weg ist da. Es müssen jetzt die Kapitalien aufgebracht werden. Kommunen und Staat müssen Anleihen aufnehmen, und wir müssen zu ihrer Verzinsung und Amortisation Steuern aufbringen. Dazu muß die Öffentlichkeit bearbeitet werden; das ist die Aufgabe der Frauenbewegung. Sie muß ihre Führung verjüngen; auch dieses Revirement hat kräftig begonnen. Der Kampf gegen die Familie ist vorbereitet und kann auf der ganzen Linie einsetzen. Und das meint man, wenn man sagt, daß jetzt die neue Frauenbewegung beginne, wenn man sagt, daß die Frauenbewegung „kommt".

Das ist die Linie und die augenblickliche Lage. Diese Entwicklung bedeutet natürlich allgemeine Trennung von Mutter und Kind, Auflösung des Hauses, Umwandlung der organischen Ehe mit Sinn und Schwere in ein Syzygium zweier Berufssklaven; bestenfalls. Die Familie wird „entlastet", wird „erleichtert"; sie wird durch Ersetzung ihrer wichtigsten Funktion zu Tode erleichtert. Es werden Berufe aus ihrer Haut geschnitten.

Dafür läßt sich vieles sagen. Die Mutterliebe ist auf ihren Wert stark anzweifelbar. Gerade da, wo sie stark natürlich ist, bei den Frauen des Volkes, weigert sich dieses Gefühl in seiner Animalität, sich so zu differenzieren, wie es für die komplizierten Verhältnisse der Zivilisation nötig wäre. Sie weigert sich, rationelle Elemente in sich aufzunehmen, ihre innige Heftigkeit zugunsten einer weiteren Übersicht zu mäßigen und sich mit der Härte des Lebens zu amalgamieren. Man weiß, wie schlecht diese Mütter sachlich über ihre Kinder unterrichtet sind; sie wissen nicht, wie lange ein Kind einen sichtbaren Körperfehler hat, noch woher es ihn hat, ja sie wissen kaum, daß er vorhanden ist. Sie empfinden diese Optik als eine große Lieblosigkeit. Sie lieben ja die Kränklichen, Schwächlichen, Unbegabten meist mehr als die Gutgeratenen. Diese Liebe ist eben unbedingt, ohne praktisches Urteil, ohne Wenn und Aber, ist ihrer selbst ganz sicher, erhaben über jedes Unrecht, über Verdienst und Unglück. Aber damit bleibt sie hinter den Forderungen des modernen Lebens zurück; ihr fehlt das Überschauende, Weitsichtige und Vorsorgende; sie ist auch zu bequem: geistige Anstrengungen zu machen, schlechte Gewohnheiten abzulegen oder gute anzunehmen, dazu treibt diese Liebe nicht; und das schlimmste ist: das Gefühl hat nicht die Stetigkeit des Geistes, es hat Perioden und Verdunkelungen. Mütter lassen ihre Kinder hungern, verkümmern, um für irgendeine schäbige Herrlichkeit zu sparen oder um üble Gewohnheiten auszuleben. Das ist bekannt; und ist vielleicht häufiger als

man denkt. Selbst wenn es selten wäre: es sollte nie vorkommen, es sollte unmöglich sein. Aber das Gefühl wird niemals diese technische Betriebssicherheit bieten, die der disziplinierte Geist garantiert, wie er im modernen Betrieb organisiert ist. Allen Gefahren, denen die Kinder in der lauriechenden Atmosphäre der Volksfamilie ausgesetzt sind, würden sie enthoben, wenn an die Stelle der Muttersorge die zentrale Allgemeinfürsorge gesetzt würde, die alle Kinder durch geschulte und kontrollierte Beamtinnen mit allen Erfahrungen modernen Wissens aufzieht, mit allen Mitteln der Technik und der Organisation für sie sorgt, sie erzieht und leitet, sie wenn nicht nach ihrer Individualität, so doch nach ihrem Typus behandelt, sie sortiert und sie sachgemäß bis ans Ziel führt. Auch hier würde sich zeigen, daß der Mensch für Fremde besser arbeitet, als für sich und die Seinen; daß die Kunstverbände einen höheren wirtschaftlichen Effekt erzielen, als die natürlichen Verbände; und sich eine große Leistungssteigerung ergäbe durch Übergang von der Einzelwirtschaft zum Sozialbetrieb.

Das alles muß man zugeben, weil es sich nicht bestreiten läßt. Und noch viel mehr: all die Kleinlichkeit, Anmaßlichkeit, Dummheit und Ängstlichkeit, die sich in der Familie bergen, die nirgends anders in der Welt wieder eine so geschützte Stätte finden und zu solcher Penetranz gedeihen könnten, machen den Familienverband zu einer so unerschöpflichen Quelle unsozialer Gesinnung und zu einem so großen Hindernis wirtschaftlichen und ideellen Fortschritts, daß man es verstehen kann, wenn viele Gesellschaftskritiker mit Haß, viele Volkswirtschaftler mit Begierde auf diesen Verband blicken, seine weitgehende Autonomie, seine große Kompetenz, seine geringe Zugänglichkeit für gesellschaftliche und staatliche Eingriffe aufheben wollen. Denn im Verhältnis zu dem, was sich Gesellschaftskonstrukteure an sozialer Abhängigkeit und Regiertheit vorstellen können, kann man wirklich das Bestehen der Familie als eine wahre Anarchie ansehen.

Die Gegenrechnung ist schwieriger. So greifbar sich die Passiva der Familie aufrechnen lassen, so imponderabel sind ihre Aktiva. Der ökonomische Einwand gegen die neue Ordnung, daß sie teurer sein würde als die alte mit Haus, Herd und Kinderstube, ist nicht im geringsten schlagkräftig. Der idyllische Urzustand der Naturvölker ist auch billiger als die Zivilisation; gerade deshalb steht er auf der Proskriptionsliste der Entwicklung. Und besonders in einem übervölkerten Lande läuft ja alles darauf hinaus, das Leben teurer zu machen; mehr Arbeitskräfte einzuschalten, mehr Bedürfnisse zu erregen. Nur der Übergang dazu ist schwierig: er erfordert Kredit, Verführung, Reklame, Zwang; aber darum wendet man sich ja auch an das Kapital der Wohltätigkeit und an die Mächte, die Zwangsausgaben befehlen können, an Staat und Gemeinden; und zur Verführung hat man ja die Rechte, das staatliche Stimmrecht, das Selbstbestimmungsrecht, die Freiheit und das höhere Einkommen der neuen Frau. Diese

Übergangsnöte bieten natürlich Probleme; aber es sind nur die bekannten Probleme der Mechanik des ökonomischen Fortschritts; an sich liegt der kostspieligere Zustand immer in der Richtung der natürlichen Betriebstendenz. Also, daß die Familienfrau und ihre Wirtschaft billig ist und sein muß, daß sie wenig produziert und wenig konsumiert, daß sie den Warenumsatz nicht so fördert wie es möglich wäre und wie die neue Frau es tun wird, das ist gerade ihr Verhängnis; und der Einwand der Kostspieligkeit der neuen Ordnung ist vielmehr als Aktivum zu buchen, vielleicht als stärkster Posten. Wirklich stichhaltige Nachteile, die dem Staat und der Gesamtheit aus einer konsequent durchgeführten Frauenbewegung erwachsen würden (Halbheiten sind natürlich unmöglich), dürften sehr schwer nachzuweisen sein.

Aber der Nachteil für die Frau scheint offen am Tage zu liegen. Am deutlichsten formulieren ihn die Frauenrechtlerinnen selbst in dem Wort: Die Frauen müßten nicht nur umdenken, sondern auch umfühlen lernen. Umfühlen lernen: glaubt man im Ernst, daß das auf die Dauer möglich ist? Umfühlen lernen in einem wesentlichen Punkt! Aus dieser Forderung geht schon hervor, daß die jetzige Ordnung eine Ordnung nach psychischen Bedürfnissen ist, daß sie dem psychischen Bedürfnis der Frau (vom physiologischen ganz zu schweigen) angemessen ist. Wenn man zur neuen Ordnung umfühlen muß, so bedeutet das, daß man in ihr überhaupt nicht mehr fühlen, nicht mehr sich fühlen darf, daß man ein Leben mit Leihtugenden führen soll, ein Leben, das eine einzige Katachrese ist. Die Natur der Frau ist doch nun einmal nicht sozial, sondern alleinsam. Was ist denn der letzte Grund aller ihrer Leiden, ihrer Zwietracht, ihrer Zweifel: sie kann nicht teilen; nicht im Gefühl, nicht im Besitz, nicht im Genuß. Das ist doch der Sinn ihrer Natur: alles soll absolut und unumschränkt sein. Wenn Frauen in der Öffentlichkeit verhältnismäßig glücklich gewesen sind, so doch nur als Herrscherinnen, und zwar als unumschränkte Herrscherinnen. („Ich hatte immer ein Vorgefühl davon", schrieb Katharina, „einstmals Kaiserin und zwar souveräne Kaiserin von Rußland zu sein." Anderes konnte sie nicht trösten.) Aber das gibt es doch nicht mehr. Überall außer der Familie besteht diese schreckliche Division; zu viel Frauen; man kann sich da aufhalten, seine Unterhaltung finden; aber ruhen kann man nur, wo man allein in Betracht kommt, in einem Haus, in einem Herzen. Die Ehe ist die Stelle, wo es nur eine Frau gibt; sie ist das Wohnhaus der Seele. Und glaubt man, daß die Frau mit ihrer Unterlegenheit im Leisten in der freien Luft der Gleichheit bestehen kann? Gleichheit für Ungleiche ist nur in Zuständen zu erreichen, die ganz auf der Ungleichheit aufgebaut sind, in denen die Ungleichheit bis zur Unvergleichbarkeit entwickelt ist. Bekommt denn die Frau in der Familie viel von Inferiorität zu fühlen? Erst wenn sie in die Öffentlichkeit hinaustritt, wo der Luftdruck herrscht, den die männliche Energie

erzeugt und erträgt, spürt sie die um ein Fünftel geringere Tragkraft ihres Blutes; erst wenn ein Vergleichsgrund gegeben ist, wird die Ungleichheit unentrinnbar. Auch hier ist der alte Zustand überlegen. Wenn also die Ehe gesiegt hat, so hat damit die Frau gesiegt, und wenn die Ehe zerstört oder „entlastet" wird, so hat damit die Frau eine Niederlage erlitten. Daß die Ehe trotz aller Widerstände, trotz aller Nachteile, die sie eigentlich fast unmöglich machen, trotz aller Opfer, die sie dem Manne auferlegt, trotz der Kräfte, die sie dem Staate entzieht, durchgesetzt wurde und die Suggestion erzeugt wurde, als ob es überhaupt nicht anders ginge, und daß man diese Tatsache befestigte im Kampf mit allem künstlichen, technischen, kommunistischen Verbands- und Organisationswesen, das ist eine wirkliche Frauenleistung, die Leistung dieser langsamen, jahrtausendlangen, organisch wachsenden Frauenbewegung, von der nie die Rede ist. In ihr ist wirklich der Schicksalstraum der Frau seiner Verwirklichung und Erfüllung entgegengeführt. Man hat es fast durchgesetzt. Und gibt es nun auf?

Hier klafft der Gegensatz zwischen ideeller und korporativer Frauenbewegung. Die ideelle Aufgabe der Frauenbewegung würde sein, das Erreichte gegen die neuen Schwierigkeiten zu verteidigen in konservierendem Fortschritt. Was einst die Not erzeugte (die Kultur der Fruchtbarkeit, die Frauenweiblichkeit), das müßte die Einsicht erhalten und entwickeln. Die großen Veränderungen, die heute möglich sind, die Mittel, die uns zur Verfügung stehen, müßten benutzt werden, um die Ehe in weitestem Umfang zu ermöglichen, die Familie mit modernem Geist zu durchdringen, der Ehescheu der Mädchen und Frauen, die eine Tatsache ist, die berechtigte Ursache zu nehmen und das männliche Geschlecht zu wünschbaren Wesen zu erziehen und schließlich unvermeidliche Härten nach Möglichkeit zu mildern. Zu diesem Streben tritt nun die wirklich bestehende Frauenbewegung in Gegensatz, und man darf nicht einmal etwas anderes von ihr erwarten. Denn die Frauenbewegung ist nun allmählich Körper geworden; sie ist aus ihrem rein ideellen Stadium herausgetreten; sie hat sich materialisiert. Sie setzt sich zusammen aus einer großen Reihe von Vereinen und Verbänden, die hauptsächlich Interessen der Berufsfrauen vertreten, Verbänden, die selbstverständlich das Bestreben haben, an Ausdehnung und Einfluß zu gewinnen. Die Stimmung solcher Verbände ist ja zu allen Zeiten und auf allen Gebieten die gleiche. „Man verschweigt sich die Zweifel, man teilt sich das Günstige mit, man überwindet alles Schwanken durch gewaltsame Tätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft dadurch gemindert würde." Treffender kann man die Stimmung solcher Generalsekretariate, solcher „kollektiven Stellen, die sich durch Tätigkeit grenzenlos erweitern lassen", auch heute nicht kennzeichnen, als es Goethe in diesen Worten getan hat. In diesen Verbänden mit Bureaus und

Zeitschriften und Agitatorinnen, mit Gesamtorganisation und Vereinsbureaukratie ist die Frauenbewegung Fleisch und Blut geworden und ist nach den Lebensgesetzen eines Körpers zu beurteilen: man muß von ihr Selbsterhaltungstrieb und Wachstumstrieb erwarten und ihr als einer Handelnden Verantwortungslosigkeit zubilligen als ihr Lebensrecht. Man muß verstehen, daß ihr nichts ferner liegen kann als sich zu begrenzen. Die korporative Frauenbewegung ist auch einfach verpflichtet, für ihre Schützlinge zu denken und zu sorgen und zu kämpfen, Berufe, Markt, Absatz zu schaffen für die unter ihrer Ägide Geschulten und Ausgebildeten, in denen sie so große Hoffnungen erregt hat. Und läßt sich leugnen, daß diese sowohl gegen ihre Geschlechtsgenossinnen als auch gegen die Männer, mit denen sie in Wettbewerb treten müssen, stets benachteiligt sein werden, solange nicht die gesamte Frauenwelt in den Erwerbszustand übergeführt ist und solange das Prestige der Familienfrau dauert? Ist es verwunderlich, wenn sie jetzt, nachdem einiges erreicht ist, erst mit Forderungen zu beginnen glauben? Wir sehen deshalb heute gerade die einst „Gemäßigten", deren Forderungen erfüllt sind, am eifrigsten neue Forderungen stellen. Sie überspringen die Radikalen, und die einst für Frauenbildung — Frauenstudium kämpften, die einst Goethes Frauen nachzuzeichnen versuchten, verkünden heute in Volksversammlungen das Evangelium des autoritätlosen Zeitalters. Denn jetzt, wo der Kampf um Arbeitsrechte zum Kampf um Arbeitsgelegenheiten wird, muß man härter handeln, mehr in die Wirklichkeit eingreifen. Und auch wenn man verspricht, weder im Persönlichen die Karikatur noch im Sozialen die Anarchie zu scheuen, ist man im Recht; denn man fühlt, daß man sich dem toten Punkt genähert hat, jenseits dessen es wieder leichter geht; man fühlt, daß man irgendwo „hindurch" müsse; daß es jetzt gilt; daß man jetzt seine ganze Schwungkraft braucht.

Natürlich fehlt es auch der materiellen Frauenbewegung nicht an idealen Gewändern. Alle ihre Parolen sind noch umkleidet mit dem Idealismus aus der abgelaufenen Epoche. Aber dieser Idealismus ist von der unvermittelten Art; er geht nicht von der Idee seines Gegenstandes aus; er verlangt von seinem Gegenstand, daß er umfühlen soll. Er ist auch mehr Bedürfnis als wirksame Tatsache: er stopft eine Lücke im System, aber er sitzt nicht in seinem Kern. Er ist kein realer Idealismus. Darum verdeckt er nur, daß die Frauenbewegung jeden Eigenwillen verliert. Er verdeckt, daß man sich vom Sturm der Entwicklung treiben läßt. Die Entwicklung selbst greift die Frauenstellung an, die Frauenbewegung segelt mit diesem Sturm, sie kreuzt nicht mit halbem Wind, sie kreuzt nicht gegen den Wind, daß sich die Masten biegen, sondern sie saust vor dem Winde dahin. Die Frauenführerinnen verzichten auf eigenen Kurs; wie der Wind springt, so springen auch sie und jauchzen: gerade dahin wollten wir. Und so kommt man freilich von der Stelle. Auf eigenen Willen,

auf die innere Direktive verzichten, sich in den Dienst seiner Erfolge stellen, sich in den Erfolg hineinfühlen: das ist auch hier das Geheimnis des Vorwärtskommens, wie überall im Geschäft des Lebens.

Mit dieser Art und Tendenz der Frauenbewegung muß man rechnen. Man darf an ihr vernachlässigen, was keine Notwendigkeit in sich hat. Was ihr an Beliebigem und nur Ausgedachtem anhaftet, wird ja von selbst lautlos abfallen; die Reinigung von Inkonsequenzen wird die Praxis selbst besorgen, die Geschäftstüchtigen und praktisch Begabten wird sie in den Vordergrund schieben. Ließe man alles als Frauenbewegung gelten, was sich dafür hält oder ausgibt, so stände man einem Stimmenchaos gegenüber, und alles, was man über sie sagte, wäre zugleich richtig und nicht richtig. Es ist aber nötig, sie zu charakterisieren: ihre geschäftlich-korporative Art hervorzuheben, die Art ihres Idealismus, den agitatorischen Sinn, ihre Terminologie und ihren Gegensatz zu der Frauenidee, den sie selbst zugibt, wenn sie den tiefen Sinn in dem bisherigen Frauenleben leugnet. Nur dann kann die Lage klar werden: daß die Entwicklung der Zivilisation eine neue Orientierung des Frauendaseins möglich macht, daß die ökonomische Tendenz sie fordert, daß die Frauenbewegung sie durchführen will; daß dagegen diese Änderung der Frauenidee widerspricht, von den Frauen im allgemeinen nicht gewünscht wird und nicht gewünscht werden kann. Nur dann sieht man, an welchem bedeutenden Punkt seiner Bahn das Frauenschicksal angelangt ist, und daß an diesem Punkt Entscheidungen nötig sind.

Im günstigsten Falle Ergänzungen. Die Arbeit der Frauenbewegung ist nicht überflüssig, aber sie bilden Aufgaben für die linke Hand, Hilfsaufgaben, die nicht Hauptaufgabe werden können, ohne daß alles linkisch wird. Jetzt, wo so viel für die Frauenberufe getan wird und diese Sorge in so eifrigen Händen ist, könnte man sich auf die Pflicht der rechten Hand besinnen, für die Erhaltung des Normalen, das bedroht ist, zu sorgen. Das ist natürlich eine sehr umfassende politische Aufgabe; denn die bisherige Politik ist von unserem Standpunkt aus gesehen eine Politik für zunehmende Ehebeschränkung, besonders für die oberen Schichten; sie schaltet immer neue Gruppen und Jahrgänge der männlichen Bevölkerung aus der Zahl der Ehefähigen aus. Man vernachlässigt über aller Kulturpolitik die Generationspolitik. Und die soziale Entwicklung scheint mit dem Übergang vom Familien- und Erbstaat zum reinen Arbeitstaat Ernst machen zu wollen. Ob darin eine Änderung eintreten kann, welche Probleme in diese Aufgabe hineinspielen, welche Kräfte für sie in Betracht kommen: das ist eine andere Untersuchung, die in die Tiefe des Bevölkerungproblems, der inneren und auswärtigen Politik, in die internationalen Verhältnisse führt.

Fritz von Uhde / von Julius Elias

ie Meister einer großen künstlerischen Blütezeit scheiden — in allen Ländern, einer nach dem andern. Die Meister einer Epoche, für die es eigentlich keinen Nachwuchs gibt. Uns kritischen Propagandisten jener unvergleichlich schönen Kunstblüte entschwindet immer ein neues Stück Leben. Diese Meister formten uns, waren einst die Schule unserer Erfahrung. Sie „belehrten" nicht, denn sie waren zumeist selbst nicht fertig; nicht Dogmen empfingen wir von ihnen, sondern Zeugnisse einer Evolution; Fragestellungen, nicht Antworten. So wurden wir mit ihnen.

Als ich Uhde kennen lernte, war er noch in Sturm und Drang. Die „Trommler" waren heraus; die ästhetische Formel des Impressionismus hatte er für sich gefunden, doch er war erst auf dem Wege, ihr den Vollgehalt des Persönlichen zu geben. Er war ein sehr angefeindeter Mann; der renaissancelerische Akademismus Münchens hatte seinen Heerbann gegen den unbequemen „Naturalisten" aufgeboten. Die „Trommler" wären um ein Haar von der Jury zurückgewiesen und sind eigentlich nur als eine Art Vogelscheuche, des Spaßes halber, aufgehängt worden. In dem Kampf, der folgte, floß zwar kein Blut, dafür aber Ströme von Tinte. Es war immerhin mit einiger Gefahr verbunden, dieses Mannes Freund zu sein; der Kunstbüttel war auch hinter Uhdes frühesten Anhängern her. Er selbst war in den langwierigen Kämpfen ruhige Gelassenheit — nach außen. Innerlich aber ein ergrimmter Mann. Die Soldatenjahre, der Dienst im Felde, hatten ihn seelisch abgehärtet, doch die Feuertaufe hatte den schönen Manneszorn nicht aufgezehrt. Nur verkroch sich dieser Zorn gern, und wenn er hervortrat, so war's mehr ein ironisches Gewitterleuchten. Ein Mann bester Erziehung, vergaß Uhde niemals Form und Haltung. Er gehörte zu den Künstlern, die alle Gefühlswärme in ihrer Arbeit sammeln und dort ihre Sonne glänzen lassen. Im persönlichen Verkehr mit ihm überstieg die Temperatur selten das Mittelmaß. An allgemeinen Kunstdebatten nahm er nur gelegentlich und unvermittelt teil. Am Biertisch ließ einmal der Münchener Lokalpatriotismus eine mächtige Reihe von „Talenten" aufmarschieren; Uhde sagte lange nichts; plötzlich warf er dazwischen, mit der sächsischen Tonfärbung, die seine Sprache nie verloren hat: „Talent! Talent! Heutzutage hat *jeder* Talent!" Er stellte sich damit, im Gegensatz zur deutschen Auffassung, auf den Standpunkt der Franzosen, die Talent nicht ausschließlich für ein Geschenk der Natur halten, sondern für etwas, das der zur Kunst bestimmte Mensch sich durch Fleiß, Disziplin, dauernde Fühlung mit den Meistern und Mustern der Zeit anerziehen kann.

Diesen Mann hat das Leben seltsam geführt. Der Sohn eines strenggläubigen Gerichtsdirektors und Landeskonsistorialpräsidenten wurde Schöpfer

einer ganz unabhängigen Religionsmalerei, die alle Glaubenslehrsätze in Stücke schlug: der urgermanische Mann sieht seinen Stammhalter als „Französling" verschrien und an den Pranger gestellt. Der Sproß eines alten Adelshauses wird Verkündiger und Verteidiger der untersten Gesellschaftsschicht; die Stütze von Thron und Altar wird ein „Auflöser", dessen ursprüngliche Darstellung des Abendmahls ein künftiger Kaiser den richtigen „Anarchistenfraß" nannte. Der rittmeisterliche Baron, dem eine glänzende militärische Laufbahn offen steht, fühlt sich zur Künstlerboheme hingezogen. Jahre hindurch, in langer Epoche des Wankens und Schwankens, führte Uhde eine doppelte Existenz: als Offizier und als Maler.

Als Kind hatte er schon gezeichnet; und sonderbar, nicht zu den großen Göttern der zeitgenössischen Kunst zog es ihn, sondern, ganz instinktiv, zu dem einsamen Menzel, der als Ausbund der nicht eben landläufigen Natürlichkeit verschrien wurde. Der kleine Uhde füllt munter — als Gegenstück zu den Menzelschen Holzschnitten „Die Generale Friedrichs des Großen" — ganze Bogen mit österreichischen Feldherrntypen der theresianischen Zeit, in breiten Federzeichnungen. Doch nicht Menzel wurde vom Vater ausersehen, den Jungen zu prüfen, sondern ein „sicherer" Mann, eine Leuchte: Wilhelm von Kaulbach. Als Kaulbach die unakademischen Menzeliana erblickte, da vergaß er seine Gravität, sagte: „Gräßlich!" und schimpfte mit zentnerschweren Worten auf den unbequemen Berliner, diesen „geschmacklosen Menschen". Im übrigen: Uhde sei nicht ganz ohne Talent. Der Jüngling entging nicht der Dresdener Akademie. Skulpturensaal, Gipsklasse . . . Langeweile und Faulheit. Dann doch lieber Waffenhandwerk und Weltlauf. 1866 und 1870. Große Zeiten, große Kriege, die Uhde als Offizier mitkämpft. Zwischendurch stetiges Auf- und Niedertauchen künstlerischer Jugendträume. Pferde und Husarenritte werden in raschen Studien festgehalten — Erschautes und Erdichtetes. Hübsche Sachen, doch ohne Eigenart. Uhde erzählte mir, wie er eines Tages vor Paris mit seinen Reitern in ein erobertes Dorf einfiel. Dort findet er das Atelier des Milletfreundes Charles Jacque, des Tiermalers; fluchtartig war es verlassen: vollgepfropft von Bildern und Arbeitsmaterial. Er schließt das Häuschen ab und schreibt, im Namen seines Generals, mit Kreide an die Tür: „Dieses Grundstück und sein Inhalt dürfen nicht angetastet werden." So wurde Jacques Habe gerettet. Erst nach fünfzehn Jahren, als Uhde in Paris ausstellte, erfuhr Jacque, daß der freundliche Feind ein Kollege d'outre Rhin gewesen sei.

Im stillen wirkt auf den jungen Uhde ein alter sächsischer Schlachtenmaler, Ludwig Albrecht Schuster (seine Jenaer Bataille hängt meines Wissens in Dresden), und in der Folge Deutschlands neuestes und imposantestes Kunstgestirn: Makart und sein naturabgewandter Farbenrausch benebeln ihn. Er

fährt wie im Traum nach Wien; doch zu seinem Glück will ihn Makart nicht haben. Uhde schlüpft nun abermals in des Königs Rock und füllt die freie Zeit eines Dienstjahrs mit malerischen Pusseleien aus. Doch der Teufel läßt ihn nicht fahren; Uhde verschreibt sich ihm endgültig und geht zu Piloty nach München. Piloty lehnt den schneidigen Dilettanten ab; auch die Genremeister Diez und Lindenschmitt. Lenbach gibt den Rat, den er noch keinem Kunstepheben vorenthalten hatte: „Gehen Sie in die Pinakothek und kopieren Sie italienische Altmeister."

Da trat ein wichtiges Ereignis in sein Leben: Uhde lernt Max Liebermann kennen, der sich nach seinen Pariser Lehr- und Werdejahren in München niedergelassen hatte. Uhde kam in sein Atelier und sah Fontainebleau und Holland im Lichte eines jungen, eigenen Temperaments. Er verliebt sich in die großen holländischen Hauben und Holzschuhe, dasselbe Requisit der modernen Wahr- und Bauernmalerei, das der dekorierende Renaissancemensch Lorenz Gedon verspottete und für so „scheußlich" erklärte wie die Lederhosen des Franz Defregger, die nun ja wohl durch Liebermann entthront seien. Liebermann sah sofort, daß Uhde ein Werkzeug neuer Kunstverkündigung werden könne. Er riet ihm, den Weg zu gehen, den er selbst gegangen sei, und schickte ihn zunächst zu Munkacsy nach Paris. In diesem meisterlichen Lehrer war Fontainebleau, Courbet, Holland vereinigt. Erst Munkacsy, um „arbeiten", um „sehen" zu lernen und dann — das andere. Die Reise Uhdes nach Frankreich und später nach Holland (Zandvoort) war eine Reise ins Land der Klarheit, der Persönlichkeitsentdeckung. In Deutschland wäre er niemals er selbst geworden; über Frankreich errang er seine deutsche Malerphysiognomie. Vorspiel; einige Übergangswerke, in Munkacsys bedingtem Galerienaturalismus empfangen: im Dunst der Kneipe singt, als Knabe verkleidet, ein Mädchen vor Bürgersleuten ausgelassene Lieder; oder die „gelehrten Hunde", die im dörflichen Wirtshause zwangsweise ihre Fertigkeiten zeigen; oder das etwas spießbürgerliche „Familienkonzert". Immerhin Spuren unbewußter Erkenntnis: auf tiefdunklem Grunde die malerischen Pointen hellerer Stimmungen. Doch der Augenblick war nicht fern, da Uhde solche Kompromißkunst überwand, sich einen Ruck gab und ins Pleinair einlenkte. Der alte Soldat trat damit unter die Fahnen der „ars militans".

1883 weckten Uhdes „Trommler", das erste bedeutende Werk seiner künstlerischen Neugeburt, denselben Sturm, den vier Jahre vorher Liebermanns „Christus im Tempel" im Münchener Glaspalast geweckt hatte. Ein vereinzelter Juror hatte behauptet: von ihnen allen sei vielleicht dieser oder jener imstande das Bild, aber kein einziger, dieses Bild so zu malen, — dieser Ketzer wurde für einen Spaßvogel gehalten. Einige „Wissende", das heißt solche, die die Pariser Kunstkritik der siebziger Jahre verfolgt hatten und zeigen wollten, daß sie über den Zusammenhang des naturwissenschaftlichen mit dem künstlerischen Zeitalter

unterrichtet seien, sprachen mit nachsichtiger Herablassung von „Stilübung", „Übergangsmanier", von „jener ernsthaften Objektivität", womit ein Wissenschaftler „einen Naturgegenstand" schildert. Mit dem Gerede „vom optischen Sehen", von der exakten malerischen „Konstatierung wirklicher Tatsachen", von der „Kunst der Oberfläche" warf lange Jahrzehnte der privilegierte Romantizismus um sich. Als die großen Impressionisten sich hinsetzten, die nature naturelle „abzuschreiben", schrieben sie ihr Temperament, ihr Gefühl, ihren Geist ins Bild. Sie suchen das Licht, und diese sachliche Suche wird unter ihrer Hand ein höchst subjektiver, fast verzückter Kultus; sie wollen das Leben und finden des Lebens farbigen Abglanz, für kühle Gegenständlichkeit eine neue Art warmer Schönheit; sie fassen die harte Wesenheit der Dinge ins Auge und gelangen unbewußt hinter die Dinge, — zu etwas, das sich schwer mit Worten ausdrücken läßt: . . . der Erdgeruch, der aus der frisch umbrochenen Ackerscholle strömt — der Duft und Dunst der lichtgeschwellten Lüfte — der Salzgeschmack der Niederungen — der feuchte, fast fühlbare Glanz der Flußgebiete — das bedrohliche Brüten überspannter Atmosphären — der geheimnisvolle Sehnsuchtstrieb, der über der Weite der Felder liegt — die rätselhafte Unruhe der Winde — das beinahe vernehmbare Schweigen, wenn alles Leben still steht — zögernde Sonnen und scheue Dämmerungen, und in den menschlichen Behausungen der Dunstkreis der Kreatur. Das erreichte die „naturalistische Kunst" über die „bloß angeschaute Natur" hinaus.

Und auch Uhde erreichte Ähnliches gleich mit den „Trommlern". Erscheinung und inneres Leben. Vor der Stadt haspeln junge Tamboure ihre Morgenübung herunter; das ist sehr einfach, fast trivial: doch durch die Welt, über das Feld wittert der erste Frühling: sein Silberlicht formt und färbt alles, was im Raume hart ist und dürftig, in nicht gekannte Schönheit um. Dieses Licht rieselt auf dem derben Blau der Uniformen und wogt und züngelt über die grüne Erde hin; in der Atmosphäre spielen feine Wellen: alle Nähe wird fern, alles Trotzige weich. Hier war die Poesie des Lichtes malerisch dargestellt — eine germanische Lichtpoesie, weil der Grundakkord auf einem halb kühlen und halb warmen, melancholisch-hellgrauen Luftkolorite ruht. Hier waren die ersten bedeutenden Anläufe zur Tageslicht-Malerei, setzte der erste Teil der Uhdeschen Sendung ein: Pionier zu werden für das Naturevangelium der Franzosen. Über seine Palette kommt, während er dauernd im Freien malt und den Wanderungen des Tagesgestirns vom Morgen bis zum Abend hin mit immerwachem Auge folgt, mehr und mehr die Sonne. Und immer reicher wird das Material seiner Töne. Begeisternd wirkte seine malerische Form auf seine ganze Generation — der charmante Geist sprühender Farben, das leichte, weiche, flockige Auffetzen der Farbe. Diese von aller Rauhigkeit und Härte freie Form hat bei uns den Boden für die lichten Ideen Manets und Claude Monets vor-

bereitet. Auch das „Intérieur" wird durch Uhdes Palette neu belebt; das Fenster offen und die Sonne herein! So wird das Heim ebenfalls eine Art Freiluftrevier: die Spielstuben seiner Kinder, die in den natürlichen Farben der Lenzgewalt nur so strahlten, haben heiß die Gemüter erregt, und sind Muster der Nachahmung geworden.

Nun der entscheidende Schritt: Uhde stellt seine reiche Naturanschauung in den Dienst der Heiligen Schrift und ihrer malerischen Darstellung. Hier kamen verschiedene Einflüsse zusammen. Uhde hatte 1879 Liebermanns „Christus im Tempel" bewundert; diese natürliche, schlichte und menschliche Auffassung biblischer Charaktere hatte Wurzel in ihm geschlagen. In Frankreich hatte sich ihm der proletarische Zug der malerischen Menschenbetrachtung lebhaft eingedrückt. Wie das ancien régime der Kunst die landschaftliche Natur übersah, so übersah es auch das einfach empfindende Volk, die in das Joch harter Arbeit gezwängten armseligen Erdenkinder. Als „götterlose Wüste" fanden die neuen Männer die Welt. Sie wollen der Welt die Poesie des Göttlichen zurückgeben. Millet. Seine Gottheit, sein Lebenselement war das Niedrige, das doch ein Hohes und Geheiligtes ist, die Armut. Und Courbet blickt in das Jammertal der „Arbeit", die Schönredner immer als „fröhlich" preisen. Der Bauer erscheint in der Kunst — im Kampf mit dem harten Boden, — nach dem Schweiß der Tätigkeit dampfend, — plumpe, dumpfe, schwerfällige Geschöpfe, — schweigsam das Tagewerk beginnend, zermürbt es vollendend. Oder als Heloten an die Scholle gefesselt. Der Acker, auf dem sie schaufeln und graben, ist ein unendliches Gefilde der Mühsal. Im Wachstum der sozialkritischen Regungen stellt auch der Künstler bewußter und bewußter dem Allerweltsfrohsinn das zum Mitleid aufrufende Elend einer herben Zeit entgegen. . . Dem Wirklichkeitsschilderer ist der Mystiker so verwandt, wie der Seher dem wissenschaftlichen Entdecker. Uhde (und diese Verknüpfung ist noch nicht bemerkt worden) erlebte in Paris den Triumph von Bastien-Lepages „Jeanne d'Arc écoutant les voix". Hier war an die überirdische Seite des bauermalerischen Grundmotivs mit suggestivem Zartsinn gerührt: das Proletariermädel als Entrückte, als Verkündende, als göttlich Berufene. Die Zeit kam wieder der Propheten und Begabten. . . In den Blütezeiten der Kunst haben immer die Meister die Stimmen der Heiligen Schrift höchst irdisch vernommen. Bei den großen Italienern schreiten die Bibelgestalten auf der Erde und leben in Glück und Freuden. Veroneses Abendmahl ist ein reiches Patrizierfest. Das Weltendrama der Passion spielt sich im zeitgenössischen Venedig oder Florenz, in Marmorpalästen und an den Stufen goldener Throne ab. Mantegna, Tintoretto, Castagno, Leonardo da Vinci. Oder aber die handelnden und leidenden Menschen sind beladene Plebejer wie in der Bildnerei des Donatello. Erst die kleinen Italiener idealisieren und typisieren

schönfärberisch. Dürer und Rembrandt, daseinskräftig, lösten dann diesen erstarrten romanischen Himmel, indem sie um das liebe Gotteswort die echt geschaute und gestaltete Welt des Mittelalters aufbauten. In dieser Welt herrscht ein unangetasteter Glaube — die Menschen werden nicht zur Frömmigkeit zurückgeführt, ihnen wird nicht die Religion als eine Fahne in den Kämpfen und Nöten des Daseins aufgepflanzt — sie leben und gehen völlig auf in ihrem Christentum. An Rembrandt und Dürer knüpfte ein Mann unserer Tage an: Eduard von Gebhardt; er ließ die Heilsbotschaft wieder über die Erde und durch ein sozial unterschiedenes Zeitalter wandern, das mittelalterliche Zeitalter, zugleich gegenständlich und empfindsam, phantastisch und humoristisch. . . Unter der Gewalt all dieser Einflüsse zieht Uhde mit höchster künstlerischer Freiheit die äußersten Konsequenzen. Er verlegt die Passion in die vertraute Gegenwart und unmittelbar in das Land, das er kennt.

Uhde war seit seiner Kindheit bibelfest. In seinem Elternhause war man kirchenfromm und dogmeneifrig gewesen. Im Kampf um eine neue Kunstanschauung gewinnt nun der Mensch und Maler eine neue Weltauffassung. Der Kinderglaube fällt, und Uhde findet, daß der Konfessionalismus des Glaubens innerster Widersacher ist. Die Bibel aber, sein standhafter Begleiter im Felde und in seinem Künstlerwandel, bleibt ihm ein heiliges Buch; im morgenländischen Ort- und Zeitkolorit sieht er Zufälligkeiten. Jedes Jahrhundert hat künstlerisch das Recht, dieses Werk auf seine Weise zu interpretieren. Gerade auf dem Höhepunkt seiner naturalistischen Kunstübung, wird als Kehrseite seiner Wirklichkeitsbestrebungen der alte selige Jugendtraum wieder in ihm wach. Er hatte sich damals sein Barbizon geschaffen: in Dachau; und Dachau wird jetzt auch der Schauplatz der Passion, wird Golgatha. Aus dieser ernsten Landschaft und ihrem harten Volkschlage schuf er seine ersten Religionsbilder heraus. Hier fand er die lebendige Erneuerung, die malerische Vermenschlichung des Messiasgedankens. Doch die leitenden Ideen und Empfindungen gehen ohne Rest in einer so klaren wie erdkräftigen Naturanschauung auf. Sein Christus wächst aus dem Volke hervor und in das Volk hinein; er ist ein Heils- und Friedensbote des vierten Standes, urwüchsig verlangender und hilfeheischender Seelen; ein Messias der Mühsalreichen, Erbschuldbeladenen, die einen Gott wünschen nach ihrem Ebenbilde. In Uhdes Mystik lebt ein pochendes Menschenherz. Seines Messiasreich ist von dieser Welt und doch nicht von dieser Welt. Die schmerzenvolle Liebestätigkeit Christi tut auch an unserem Geschlechte Wunder. Was ist die Erde ohne diese sanfte, ausgleichende Liebe, aber was wäre die Liebe ohne die Erde, die ihrer bedarf? Es ist bisher nicht genügend beachtet worden, daß Uhde das Leben Christi keineswegs nach der Schnur, in der genauen Reihenfolge der Ereignisse malte, daß er an die eigentliche Passion noch nicht herantrat, als und obgleich das „Abendmahl" (1886) den

Weg dahin wies. Er hat vielmehr zunächst mit Nachdruck und Ausdauer die erbarmungsvolle, erweckende irdische Heilsarbeit, die aufrichtenden Taten und heiligen Idyllen und nicht die Leiden des göttlichen Menschen geschildert, und mit Vorliebe ist er stets zu der geheimnisvollen Quelle dieser gottähnlichen Existenz, zu dem Wunder der Geburt zurückgekehrt, die sich zu Bethlehem-Dachau begeben haben.

In Dachau entdeckte Uhde noch etwas anderes — das Kind. Er ist einer von den ganz großen Kindermalern, und es ist seltsam zu sehen, wie dieser in sich gekehrte, strenge, mürrisch-scheue Mann die graziösesten, lieblichsten, gefühlwärmsten Ausdrucksmittel findet, Kinder und Kindheit zu schildern. Hier hat seine Farbe ihren vollsten, sprühendsten, schimmerndsten Rhythmus. Zunächst war es das Jugendglück der eigenen Kleinen, was er malte: z. B. in der Laube, von den grünen Reflexen des Blattwerks zart verfärbt, von durchschießenden Sonnenstrahlen umgaukelt. Oder er holt sich von der Straße ein armes Kind und hält es auf rascher Studie fest in all der drolligen Täppigkeit. Er fühlt im Kinde den Uranfang der Menschennatur, den kulturlosen Menschlichkeitskern, das Spiel aller Daseinsmöglichkeiten. Von Kinderlippen läßt er die Wahrheit klingen, aus Kinderaugen eine Welthoffnung glänzen. Seine Religionsmalereien ergreifen besonders tief da, wo das Empfindungszentrum in die Erscheinung eines Kindes verlegt ist, wo der malerische wie menschliche Reiz von etwas Halbwüchsigem, im Alter der Erwartung Stehendem ausgeht, wo das Kind in Christus zum Kinde redet, wie gleich auf der ersten neutestamentlichen Darstellung: „Lasset die Kindlein zu mir kommen".

Dieser Realromantiker hatte viel von Frömmlingen und Philistern zu erdulden; dem bayerischen Landtag war es Jahr für Jahr ein heiteres Spiel, ein Fest: den Atheisten, Sozi, Frivolitätenmaler festzunageln. Von den Schimpfturnieren des Ultramontanismus bis zur Verleihung des „Doctor theologiae honoris causa", die kam, weil sie eines Tages kommen mußte, war ein stattlich weiter Weg der Demütigungen und Kränkungen. Dazwischen spielte sich die kleine witzige Komödie ab, daß die Bedeutung Uhdes über Frankreich in die teutonischen Lande gerufen wurde. 1885 und 1887 waren Uhdes Arbeiten („Lasset die Kindlein" und „Das Abendmahl") eine Sensation des „Salons". Dort wurde der „Franzosenlehrling" als ein wahrer Deutscher entdeckt, als der Künstler vom Stamm der Dürer und Bach, als der germanische Mystiker und Träumer. André Michel erzählte im „Temps", ein deutscher Museumsbeamter habe ihm auf die Frage, warum seine Galerie keinen Uhde besitze, erwidert: „Sie mögen ihn ja doch nur, weil er französisch malt". „Wollte Gott", fährt Michel fort, „der brave Mann hätte die Wahrheit gesprochen. Doch — leider gehört Uhde seinem Vaterlande." Die Wege der Kunstgeschichte sind unerforschlich.

Heute gibt es keinen Streit um Uhde mehr, und gäb es ihn, sein Heimgang würde alle Zorneswallungen dämpfen. Es war ihm vom Schicksal nicht gegönnt, sich künstlerisch so völlig, in so klassischer Reife auszuleben wie Max Liebermann. Als Sechsziger hatte er seine Kräfte erschöpft. Als ich ihn im Dezember an seinem Schmerzenslager aufsuchte, fand ich einen dem Tode verfallenen Mann. Wir erzählten uns von vergangenen Dingen wie von den neuen Zeiten, die ihm nicht gefallen wollten. Am Ende des Kunstgesprächs, dem seine satirische Begabung noch ein gewisses Feuer lieh, redete er von seinem Berliner Freunde und alten Anreger mit einer Art neidischer Güte: daß Liebermann doch glücklicher sei, weil er noch wirken könne. „Ja, arbeiten! . . ."

Uhde hat die gewisse Führerrolle, die ihm zugefallen war, mit Glanz und Kraft durchgeführt. Kunsthistorisch war sein größter Augenblick, als er 1891 die Münchener Glaspalastausstellung leitete; hier wurde, dank seinem reformatorischen Mute, der Sieg des Kolorismus auf der ganzen Linie entschieden, wurde die Tradition von den Jungen so an die Wand gedrückt, daß eine Scheidung der Geister unvermeidlich war. Auf solche Art ist Uhde auch der Vater des deutschen Sezessionsgedankens geworden. In einem Zeitalter, dem die Rückkehr zur Natur vorbehalten war, hat er, ein Berufener, der Entbindung der künstlerischen Sinne, der Erleuchtung der Gemüter, der Bereicherung der Herzen gedient. Seine Schönheitswelt, fürs Auge geschaffen, zur Erweckung bestellt, hat sich der freien Kunst- und Geistesarbeit des deutschen Volkes organisch eingeordnet, und auch die Dichtung hat von ihr empfangen: Hauptmanns „Hannele", der „Quint" haben Uhdesche Klangfarbe. Der alte Urchrist und Dogmenfeind sprach noch einmal vornehmlich aus Uhde, als er bestimmte, sein sterblicher Leib solle den Flammen übergeben werden.

Hier windet den Kranz um seine Urne einer, der ihm viel verdankt.

„Du sollst dich meiner erinnern —“ / von Herman Bang



ine Gespenstergeschichte? Aber ich habe nie ein Gespenst gesehen. Es gibt überhaupt keine Gespenster. Wer sollte wohl spuken und wer wiedererscheinen? Tote sind tot, und vorbei ist vorbei. Hamlet hat nie den Geist seines Vaters gesehen und nur Macbeths eigenes Entsetzen ließ den Geist des von ihm Ermordeten beim Gastmahl erscheinen.

Gespenster, Geistererscheinungen. Wer sollte wohl spuken, wer wiedererscheinen? Eines Nachts in Paris auf einem Ball, während alle Welt nach den Klängen eines spanischen Orchesters tanzte, eines Orchesters, dessen brandgelbe und glutrote Kostüme mit der Seide der Gäste um die Wette schimmerten, zog ein Freund von mir ein goldenes Herz hinter seinem hohen Stehkragen hervor, das er an einer Kette um den Hals trug. Es war mit Opalen besetzt. Unter einer Glasplatte lag ein wenig weiße Asche oder ein wenig weißes Pulver, nicht mehr, als man in einem Kinderlöffel gegen Influenza einnimmt. „Sieh,“ sagte er: „das ist die, die ich am heißesten geliebt habe.“ Ein wenig weißer Staub, den ich auf meinen Handschuh schütten und mit einem einzigen Atemzug zwischen die Tanzenden hätte verstreuen können, und nicht ein einziger hätte es geahnt. — — „Das ist die, die ich am heißesten geliebt habe.“ Einige Staubfasern, ein paar weiße Körner. Mein Freund aber schloß das mit Opalen besetzte und goldene Herz: „Keiner weiß, wie heiß wir uns geliebt haben.“ Spielt, ihr spanischen Spielleute. Spielt glühend und lange. Euer Walzer ist nur kurz und geht bald zu Ende... Was sagt Hamlet, wenn er mit der bescheidenen Wahrscheinlichkeit rechnet? Was bleibt von dem großen Alexander übrig? Ein wenig Staub, Horatio, ein wenig Staub, womit man ein Spundloch verstopfen kann. Wes soll also spuken, wer wiedererscheinen? Und dennoch — sind die Toten tot? ganz tot? so tot, daß sie zum Beispiel nicht rufen können? Ja, können sie uns nicht rufen? mit einem Klopfen, dem Klopfen einer Hand gegen unsere Türe, oder mit einem Knöchel, so nackt wie der eines Geiers, mit einem Knöchel — gegen unser Fenster?

Mein armer Bruder, der nur zwanzig Jahre alt wurde und schon lange tot ist, glaubte, daß er gerufen worden sei, und er siechte dahin und starb und folgte derjenigen, die ihn gerufen hatte. Es war kurz nach dem Tode meiner Mutter. Wir, mein Bruder und ich, lagen jeder in seinem Zimmer, die Verbindungstür aber stand offen. Wir konnten in dem öden Haus nicht schlafen, der ratlose Schmerz der Jugend starrte uns an, während wir beide wach lagen. Hin und wieder hörte ich meinen Bruder seufzen, ihn, der so selten sprach. Dann wurde alles ganz still. „Schläfst du, Oluf?“ fragte ich. Ich

fürchtete mich vor der Dunkelheit. „Nein", antwortete er. „Aber schlaf du nur." „Ja." Und wir schwiegen wieder — und wachten beide.

Plötzlich aber fuhr ich in die Höhe: draußen, gegen das Fenster, gegen das Fenster meines Bruders erklang ein Schlag und noch einer und noch einer — drei harte, bestimmte Schläge, Schläge wie von einem Knöchel, einem mageren Knöchel, einer harten und nackten Kralle. Und wieder wurde es still, während ich am ganzen Leibe zitterte. Aber ich sprach nicht gleich, und als ich sprach, sagte ich nur — und wußte nicht, weshalb ich nicht nach den Schlägen fragte —: „Schläfst du, Oluf?" Mein Bruder antwortete mir wie vorhin: „Nein — — aber schlaf du nur." Auch er sprach nicht von den Schlägen, den drei Schlägen. Hatte er sie nicht gehört? Doch, es war nicht anders möglich. Sie hatten deutlich geklungen, einer und einer und noch einer, drei Schläge — drei Schläge von einem Knöchel, von einer Kralle. Und Oluf *hatte* sie gehört, und es war an seinem Fenster gewesen.

Denn am nächsten Morgen sagte er zu unserem alten Mädchen, der treuen Seele, die ihn als Kind auf den Armen getragen hatte: „Marie, heute nacht hat Mutter mich gerufen. . ." Und von dem Tage an siechte er dahin, schweigend und mit angstvollen Augen — so fern, so seltsam fern, als ginge er in unserer Mitte, ohne bei uns zu sein, weit, weit fort — — ganz weit draußen.

Sechs Monate später aber (ja, gerade sechs Monate, nachdem geklopft worden war) gaben wir ihm das Geleite zum Friedhof, betteten ihn an Mutters Seite, an der Seite derjenigen, die ihn gerufen hatte. Aber es ist ja Aberglaube, es ist eine Unmöglichkeit, es streitet gegen meine innerste Überzeugung, und man soll derartiges weder denken, noch erzählen, noch niederschreiben. Wozu dient es? Wer schreibt, soll die Gedanken der Menschen stärken und sie nicht verwirren. Tote sind tot — nichts anderes ist von ihnen übrig als ein wenig Staub, so viel wie ein goldenes Herz fassen, so viel wie sich in einer Ritze sammeln kann. Tot ist tot und die Toten können nicht rufen. Und können sie uns auch nicht erscheinen? Erscheinen wie sie lebend waren, erscheinen, als ob sie lebten? Erscheinen, um uns zu betrachten, erscheinen, um uns zu mahnen? Ach, welch ein Wahnsinn, wie kann ein Mensch auf solche Gedanken kommen. . .

Kann Staub Gestalt annehmen? Kann etwas, was nicht ist, sein? Das spottet jeder Vernunft. Tote sind tot. Und die, die sich einbilden, sie gesehen zu haben, haben nur ein Bild gesehen, das ihr eigenes Gehirn ihnen während einer Krankheit vorgespiegelt hat, ein Zerrbild ihrer erschreckten Nerven: sie haben eine Halluzination gehabt, sie haben einige von den Bildern gesehen, die, wer kann wissen wie, plötzlich aus den vergifteten Sümpfen unseres Bewußtseins hervorsteigen, wie fleckige Pilze hervorsteigen, mit Gesichtern wie halb zusammengeschrumpfte, rote Quallen. . . Ja, Halluzinationen, nichts

anderes, gar nichts anderes als Halluzinationen. Und wer Halluzinationen hat, sollte zu einem Arzt gehen... Oder nein, er soll es vielleicht lieber unterlassen. Man muß heutzutage seinen Arzt mit Vorsicht behandeln. Es gibt Dinge, die man besser für sich behält. Wer seinem Arzt alles sagen würde, bekäme vielleicht den Rat, sich in eine Heilanstalt zu begeben oder an einen noch schlimmeren Ort...

... Nun, also, Tote kehren nicht wieder. Der Staub aus einem goldenen Herzen sollte uns erscheinen? Und dennoch — — Ich habe natürlich — und das hab' ich bereits gesagt — nie ein Gespenst gesehen. Das Bild, das ich zweimal gesehen habe, das Bild von einem verstorbenen Freund, war natürlich eine Halluzination, nichts anderes als eine Halluzination. Trotzdem aber sind zwei Umstände bei der Sache, zwei seltsame Umstände. Denn erstens: Als ich diesen verstorbenen Freund, nein, ich meine sein Bild, sah, war mein Gehirn, soweit ein Mensch ein Gehirn beurteilen kann und besonders sein eigenes Gehirn (was vielleicht am allerschwierigsten ist) ganz und gar gesund. Und zweitens: Mein Freund hatte mir gedroht... Er hatte mich, wie soll ich sagen, vorbereitet... Aber ich will mich nicht in Betrachtungen verlieren. Ich will nur erzählen, was geschehen ist und wie es sich zugetragen hat, ganz genau und ausführlich.

Ich hatte meinen deutschen Freund seit seiner ersten Jugend gekannt. Und ich war auch der Leidenschaft, die eines Tages von ihm Besitz ergriff, von der ersten Stunde an gefolgt. Leider hatte ich auch die Frau gekannt, die er liebte — und ich wußte besser als irgend jemand und viel zu gut, daß sie seiner Liebe nicht wert war. Und dennoch schwieg ich und sagte ihm nichts. Schwieg — aus Rücksicht gegen ihn, aus Rücksicht gegen sie — was weiß ich? Vielleicht war es nur Rücksicht gegen mich selbst. Diejenigen unserer Handlungen, die als die edelmütigsten erscheinen, sind bisweilen im geheimen die lumpigsten oder feigsten ... An dem Tage aber, an dem mein Freund alles erfuhr, ging er hin und erschoß sich. Es war in einer Nacht, und er schoß sich die Kugel geradeswegs ins Herz, durch ihr Bild hindurch, das er auf der Brust trug. Diese Art Entschlossenheit ist etwas Seltenes, aber sie kommt also vor. Als ich von seinem Tode hörte, war es mir, als ob ich es sei, der ihn getötet hatte, und (das war das Schrecklichste) ich sollte erfahren, daß er wirklich mit Groll im Herzen gegen mich davongegangen war — — — Denn bevor er starb, hatte er einen Brief an mich geschrieben. Darin stand: „Ich gehe, weil du mich betrogen hast — sie und du. Aber du sollst dich meiner erinnern." Du sollst dich meiner erinnern.

Er behielt recht. Er behielt recht. Während langer und schwerer Zeiten wollten mir sein Leben und sein Tod nicht aus dem Sinn ... bis die Zeit verging und sein Bild langsam fortschob. Denn die Lebenden müssen

sich mit den Lebenden beschäftigen. Unsere toten Freunde, ach, ihre Schatten sitzen nur wie Bettler am Rand unseres Weges (der Weg, den wir Überlebenden wandern), und wie oft werfen wir mit einem flüchtigen Gedanken ein Almosen in ihre ausgestreckten Hände? Es konnten Wochen und Monate vergehen, ohne daß ich meinem toten Freund einen Gedanken schenkte.

Da aber . . . ja, da geschah es eines Nachts, daß ich ihn sah . . . das heißt, nein, ich will den Hergang genau erzählen. Denn natürlich war es nur mein Herz, das schlecht funktionierte und angegriffen war — in einem Augenblick, als es am gesündesten schien. Trotzdem aber war da ein Nebenumstand, der mich damals verwirrte und der mich, ich gestehe es, noch jetzt verwirrt, während ich daran denke. Ich hatte meinen Abend mit Lesen verbracht, und bevor ich zu Bett ging, hatte ich noch eine Weile mit dem kleinen Hund meines Wirtes gespielt. Ich hatte zu Abend gegessen und war in einem vollkommenen, ungestörten Gleichgewicht gewesen. Als ich einschlief, brannte die kleine Lampe wie gewöhnlich auf dem Tisch neben meinem Bett. Ich hatte schon ganz ruhig geschlafen, ohne zu träumen, ganz ruhig. Plötzlich aber erwachte ich und hatte das Gefühl, als ob jemand die Tür geöffnet habe und ins Zimmer gekommen sei. Ich wandte den Kopf und sagte (und war ganz unbekümmert): „Sind Sie es, Andreas?" Denn Andreas war mein Diener, und ich meinte, daß er es sei. An der Tür aber sah ich niemand, und keiner antwortete mir.

Da auf einmal — und beim Himmel, eine Sekunde vorher hatte ich nicht im entferntesten daran gedacht, es zu tun — drehte ich mich im Bett um und hob den Kopf und dort, im Lehnstuhl, wo ich zu sitzen und zu lesen pflegte, dort, in der Ecke, gerade mir gegenüber — saß er, er, mein Freund, der sich erschossen, er, dem ich viele Wochen keinen Gedanken geschenkt hatte — er saß leibhaftig vor mir. Unbeweglich, in seiner grauen Uniform mit seinem bartlosen, schmalen, melancholischen Gesicht saß er im Lehnstuhl und starrte auf seine eigenen Stiefelspitzen, wie er zu tun pflegte . . . Und ich sagte laut durchs Zimmer zu ihm: „Sind Sie es, Arnold — was wollen Sie?" Ich hatte gar keine Angst. Ich sah nur, daß er dort saß, und ich fragte. Ich fuhr fort ihn anzusehen, ohne ein Gefühl von Furcht — bis er verschwand. Er verschwand? er, er —

Aber nein. Er war es ja nicht gewesen. Nein, bis das Trugbild verschwand. Denn obgleich ich mich scheinbar in völligem Gleichgewicht befand, muß ich doch krank gewesen sein . . . mein Bewußtsein mußte sich plötzlich verschoben haben. Diese Art Verschiebungen gehen ganz tief drinnen in unserem Gehirn vor sich, ohne daß wir selbst es ahnen: sie sind da — und sein Bild, das Trugbild meines Freundes war durch so eine Verschiebung gekommen. Ganz sicher.

Tote sind tot. Ein Häufchen Staub, so wenig, daß es kaum meine hohle

Hand bedeckt, kann nicht Gestalt annehmen und kann nicht „erscheinen" — und auch nicht mahnen . . . Obgleich . . . Denn da war ein Nebenumstand, und dieser Nebenumstand — — Aber, wie gesagt, ich will genau berichten:

Die plötzliche Krankheit meines Gehirnes schien ein anderes angesteckt zu haben. Es ist ganz zweifellos: das Übelbefinden meines Gehirnes hatte ein anderes Gehirn im Hause angesteckt, so daß auch das zur selben Zeit verwirrt wurde. Und das ist es, was . . . Aber ich will erzählen:

Als ich des morgens hinunterkam, sagte die Wirtin des Hauses, und ich hatte keiner Seele etwas von meinem seltsamen Anfall in der Nacht erzählt (wie gesagt, man soll seinem Arzt nicht derartige Dinge klagen, man könnte leicht mißverstanden werden, und auch anderen gewöhnlichen Menschen soll man nicht davon erzählen, sie könnten die richtige Ordnung der Welt sonst leicht mißverstehen): „Wie geht es Ihnen?" fragte meine Wirtin mich, während ich mein Frühstück einnahm, „ich hab mich Ihretwegen geängstigt. Als ich gestern abend in der Küche saß und darauf wartete, daß die letzten Gäste gehen sollten, wurde mir plötzlich so unheimlich zu Mute, daß ich das Buch, in dem ich las, beiseite legte und dachte: ‚du willst dich lieber ins Gastzimmer setzen. Dann brechen die Gäste vielleicht auf und du kannst zu Bett gehen' . . . Da ging plötzlich ein Windstoß durchs Haus, so daß alle Türen aufflogen. Und ‚Wips', ja, das war das Unheimlichste, sprang aus seinem Korb und winselte . . . er stand vor mir und winselte, als ob eine Leiche im Hause sei . . ." („Eine Leiche im Hause", wiederholte ich im stillen, und meine Haarwurzeln wurden wie Eisnadeln in meiner Kopfhaut.) „Mir wurde ganz kalt," sagte meine Wirtin (und sie sah aus, als sei sie es noch), „obgleich man doch nicht abergläubisch ist . . . Das ist doch seltsam, dachte ich, und ging auf den Hof hinaus, um zu sehen, ob es wirklich plötzlich so stark wehte. Draußen aber war es ganz still. Plötzlich ging mir's durch den Kopf: Gott, wenn dem Herrn nur nichts zugestoßen ist . . . Und ich lief die Treppe hinauf und war so ängstlich, daß mir die Knie zitterten, ja, wahrhaftig — und ich lauschte an Ihrer Tür. Als aber bei Ihnen alles still war, ging ich wieder hinunter . . . Das Ganze ist natürlich Unsinn . . ." (und sie versuchte zu lachen) „aber man bekommt so viele Ideen in der Nacht — —"

Ich aber fragte nur: „Wieviel war die Uhr ungefähr, als sie an meiner Tür waren?" „Die Uhr war gerade zwanzig Minuten vor eins. Denn ich sah auf die große Stehuhr, als ich herunterkam." Zwanzig Minuten vor eins. Das war gerade der Augenblick, in dem ich ihn sah, meinen Freund, den Toten — oder nein, nein, sein Bild . . . denn auch ich hatte nach der Uhr gesehen: zwanzig Minuten vor eins. . . Es war sonderbar, höchst sonderbar; nicht leicht zu erklären oder gar nicht zu erklären. . .

Aber selbst, wenn man sich eine Sache nicht erklären kann, braucht sie einem

doch keine Furcht einzuflößen. Und außerdem: wenn er sich wirklich bei mir in Erinnerung bringen wollte, weshalb dann gerade an einem Tage, wo ich so zufrieden und ruhig war — es sei denn, daß er gerade meine Ruhe stören wollte. Das mochte es sein. Wenn er wirklich kam, kam er nicht in guter Absicht. Sein Brief enthielt eine Drohung. Nun, wenn ich fortfahre, diese Geschichte aufzuwühlen, werde ich sie schließlich selbst glauben, an Gespenster glauben, ich — — Tatsache aber ist, daß ich mich nie im Leben so im Gleichgewicht befunden habe wie damals, als ich ihn zum erstenmal sah . . . und . . . als ich ihn zum zweitenmal erblickte.

Denn ich habe ihn — zum zweitenmal gesehen. Zweimal habe ich ihn gesehen. Und das ist es, was. . . Nein, ich will mich nicht in Betrachtungen verlieren, sondern möglichst genau erzählen. Ich habe ihn also zum zweitenmal gesehen. Sein Bild, meine ich, habe ich gesehen. Es war in Paris. Ich war von einem großen Ball nach Hause gekommen. Ein Bekannter hatte mich mit seinem Wagen nach Hause gebracht. Wir waren sehr heiter und hatten von den gleichgültigsten Dingen der Welt gesprochen. Ich füge hinzu, daß wir nichts getrunken hatten. Auf Pariser Bällen muß man sich an den Buffetts herumschlagen und erringt sich höchstens ein Glas „Mercier". Mein Bekannter war aus seinem Wagen gestiegen und wir standen noch eine Weile plaudernd auf dem Fußsteig vor meinem Hause. Schließlich läutete ich dem Portier, meine Haustür wurde geöffnet, und ich ging leise vor mich hinsingend durchs Vestibül, ich erinnere mich noch genau, es war eine Walzermelodie, die ich summte. Ich trat in mein Wohnzimmer, warf meinen Überzieher ab und dachte noch an meinen Bekannten und an seine Pferde — — als ich mich umwende, und dort, dort in der Ecke, im Lehnstuhl, die Augen auf mich gerichtet, sitzt er — er, mein deutscher Freund, mein toter Freund, er, der sich erschoß. . . In seiner Uniform, die Augen auf mich gerichtet . . . geradewegs auf mein Gesicht gerichtet. Ja, jetzt hatte er sie von seinen Stiefelspitzen erhoben . . .

Aber ohne Angst, ohne Erstaunen — — als habe ich sein Erscheinen erwartet, sagte ich: „Sind Sie es, Arnold? Was wollen Sie?" Er rührte sich nicht, und während ich den Wagen meines Bekannten draußen fortrollen hörte (denn das hörte ich) fuhr ich fort ihn anzusehen — — bis er verschwand. Nein, nein, bis das Bild von ihm verschwand. Obgleich seine Augen, die in die meinen gebohrt gewesen waren — ich hätte darauf schwören können, daß sie lebten, nicht mit meinem Leben, aber mit einem anderen, mit einem Leben, das stärker war, als das meiner Augen — aber daß sie lebten. . . Ja, darauf hätte ich mein Ehrenwort geben können.

. . . Ich weiß nicht, wie lange Zeit vergangen war, ob überhaupt Zeit vergangen war, als ich zusammenzuckte, weil gegen meine Fensterläden geklopft wurde. Was war das? Ich öffnete — und ich gestehe es, meine Hände

zitterten dabei — und draußen sah ich das Gesicht meines Pariser Bekannten: „Sie sind doch nicht krank," rief er durchs Fenster. „Nein, durchaus nicht. Weshalb?" antwortete ich und sprach sehr ruhig. (Wie bereits dreimal gesagt: Man soll derartige Dinge niemanden, nicht einmal seinen Freunden offenbaren. So ein Freund hört teilnahmsvoll zu, und wenn er die Treppe hinuntergeht, sagt er zu sich selbst: „Nun ist es also so weit. Der arme Kerl, aber ich hab' es schon lange erwartet.")

„Ach," sagte mein Bekannter draußen vorm Fenster: „es war nur ein dummer Einfall . . . Als ich allein weiterfuhr, kam mir plötzlich der Gedanke, Sie seien krank geworden und ich hieß den Kutscher umkehren. Nun, also Gott sei Dank, gute Nacht. . ." Und er stieg wieder in seinen Wagen und fuhr davon. Die Krankheit meines Gehirns hatte also angesteckt, wieder wie das erste Mal eine verhältnismäßig fremde Person angesteckt — — Ja, das ist unleugbar das Sonderbare bei der Sache.

Weshalb aber sollte nicht auch eine plötzliche Krankheit des Gehirns anstecken können? Das wäre doch nur natürlich. Eine Gedankenüberführung, die Gedankenüberführung eines kranken Gedankens. — Eine Krankheit — nur eine ansteckende Krankheit.

Aber dennoch, weshalb soll ich es nicht gestehen, da ich all das andere erzählt habe: Ich habe mir selbst gesagt, wenn er mich zum drittenmal „mahnt" — wird er es wohl tun, um mir Ruhe zu schaffen. Und das dritte Mal — wird vielleicht das letzte Mal sein. . .

Wird er dann rufen, mit seiner Hand winken (seine Hand war auch zu seinen Lebzeiten bleich) und mich rufen?

Und werde ich ihm folgen und mit ihm gehen, mit ihm davongehen müssen — ebenso wie mein Bruder?

Rundschau

Jesuitismus/ von Josef Schnitzer

Wer sich über den Jesuitismus unterrichten will, kann kein lehrreicheres Buch zur Hand nehmen, als des Grafen Paul von Hoensbroech „Lebensbuch": Vierzehn Jahre Jesuit (2 Bände, Leipzig 1910, Breitkopf und Härtel). Und wer hätte nicht allen Grund den Jesuitismus kennen zu lernen! Ist ja doch der Jesuitismus der Kern und Stern des Ultramontanismus, der unsere Kultur vergiftet. Nicht bloß der Staatsmann und Politiker, auch nicht bloß der Gebildete, nein, jeder denkende Katholik, der sich nicht willenlos gängeln lassen will, aber auch der Nichtkatholik, der sich über die treibenden Kräfte des mächtigsten religiösen Verbandes der Welt klar werden möchte, sollte das Buch zur Hand nehmen und lesen, wieder lesen, studieren. Es birgt eine gewaltige Fülle kostbarsten Materials, aufgereiht am roten Faden persönlicher, mit dem Herzblut bitterster Seelenleiden und Kämpfe bezahlter Erlebnisse. Nicht wie ein trockenes Gelehrtenbuch, sondern wie der spannendste Roman liest sich das tausendseitige Werk.

Elternhaus, Kindheit und Jugend, die reifenden Mannesjahre des Verfassers ziehen an unseren Augen vorüber. Als innig gläubiges Kind seiner geistigen Mutter, der Kirche, tritt er uns auf den ersten Seiten entgegen; als — in kirchlichem Sinn — verlorener, rebellischer Sohn nimmt er von uns Abschied. Wie es so kam und so kommen mußte, das erzählt er uns in diesem Buche mit tiefbewegten, oft zornbebenden, stets äußerst fesselnden Worten. Ein wahres Pracht- und Kabinettsstück ist schon gleich zu Beginn die Schilderung seiner Familie, des ernsten, hochkonservativen, starr ultramontanen Vaters mit seiner unverholenen Abneigung gegen Preußen, und der den Jesuiten blindergebenen, leidenschaftlich, ja fast fanatisch katholischen Mutter, einer geborenen Reichsfreiin von Loe, deren sonstige glänzende Eigenschaften vom Verfasser freilich mehr erzählt, als tatsächlich erwiesen werden. So wuchs der junge Hoensbroech, geboren am 29. Juni 1852, in einer von katholisch-jesuitischer Luft vollkommen durchtränkten Atmosphäre auf, ja man kann sagen, sein von Jesuiten beherrschtes Elternhaus sei eigentlich selbst nicht viel anderes als ein laikales Jesuitenkloster gewesen. Selbstverständlich wurde der junge Paul nicht an eine staatliche Studienanstalt, sondern ins Ausland, zu den Jesuiten in Feldkirch in Vorarlberg, gesandt. So will es nun einmal der Brauch oder vielmehr Mißbrauch unseres katholischen „deutschen" Adels. Nur so erklärt sich auch der diesem Adel eigentümliche verbohrte Ultramontanismus, der für

„vornehm" gehalten wird und keiner Belehrung, keiner Vorstellung zugänglich ist. Sein Aufenthalt als Zögling im Feldkircher Pensionat (1861—1869) gibt dem Verfasser Gelegenheit, das jesuitische Unterrichts- und Erziehungssystem zu beleuchten, über das er ein vernichtendes Urteil fällt. Als das Grundübel dieses Systems wird sein schrankenloser Egoismus bezeichnet. Der jesuitische Unterrichtsplan ist nicht für die wieder in die Welt zurückkehrenden Laienzöglinge, sondern für den jugendlichen Nachwuchs der Gesellschaft selbst berechnet. Daher läßt denn der Orden in seinen Anstalten auch nur von Jesuiten verfaßte Lehrbücher zu, mögen sie noch so rückständig und unbrauchbar sein. Und da es nur Schulbücher des Ordens, nicht aber solche eines Volkes gibt, so sind sie eben so international, wie es die Lehrkräfte und Zöglinge sind. In dieser Internationalität liegt das zweite Hauptübel des jesuitischen Unterrichts- und Erziehungsbetriebes. Eine warme Vaterlandsliebe kann hier nicht bloß nicht, sondern soll auch gar nicht gedeihen, die Muttersprache wird, wenn nicht ganz zurückgedrängt, so doch stiefmütterlich vernachlässigt. Erst 1832 bequemte sich der Orden unter dem Druck äußerer Verhältnisse dazu, der Muttersprache eine wenn auch noch recht bescheidene Stelle im Lehrplane anzuweisen; aber vorher war sie 250 Jahre hindurch verpönt gewesen, ja die Gymnasialpädagogik des Jesuiten Kropf (1694—1746) schrieb vor, der Zögling, der etwas in seiner Muttersprache gesprochen, solle ein Abzeichen der Schande tragen, außer es gelänge ihm, noch am selben Tage einen Mitschüler desselben Fehltritts anklagen und mit Hilfe wenigstens eines Zeugen überführen zu können. Also Denunziation eines anderen tilgt nach jesuitischer Erziehungskunst eigene Schuld! Das führt uns auf ein weites und zwar auf das häßlichste Gebrechen jesuitischer Pädagogik: das Denunziantenwesen, das, wie die ganze jesuitische Pädagogik, aus dem echtesten Geiste des Ordens entspringt. „Wie sehr die Angeberei als Augapfel der Gesellschaft (Jesu) von uns geschätzt wird", heißt es im offiziellen Schreiben des böhmischen Jesuitenprovinzials vom 24. April 1693, „ist, wie ich glaube, niemand verborgen."

Diese schweren Erziehungsfehler werden durch hervorragende Erfolge auf dem Gebiete des Unterrichtswesens keineswegs aufgewogen. Dies ist schon aus dem Grunde nicht möglich, weil der Orden über tüchtige, fachmännisch geschulte Lehrkräfte nicht verfügt, sondern seine jungen Glieder, die Scholastiker, ohne Rücksicht auf ihre Tauglichkeit und Neigung, lediglich um sie zu üben, zum Lehramte zwingt; der Ordensgeneral Caraffa bestimmte sogar, es müßten alle Scholastiker, und besonders jene, die diese Beschäftigung verabscheuen, im Lehramte verwendet werden. Was das für Lehrer abgab, läßt sich unschwer ermessen. Erst als sich der Orden durch den Staat vor die Wahl gestellt sah, entweder auf seine Lehrtätigkeit zu verzichten oder seine für das Lehrfach ausersehenen Leute fachmännisch ausbilden zu lassen, entschloß er sich schweren

Herzens zu letzterem. So unzulänglich nun aber auch die Erfolge der Jesuiten im pädagogischen Bereiche sind, so werden sie doch von diesen selbst und ihren Lobrednern, zuweilen sogar von Gegnern, die die Dinge nur oberflächlich kennen und sich vom Schein blenden lassen, über den Schellenkönig gepriesen. Denn auf den Schein verstehen sich die Jesuiten meisterlich; auf äußeren Glanz und Prunk, nicht auf gediegene Leistungen und Kenntnisse der Zöglinge ist das jesuitische System zugeschnitten; daher die Freude an phrasenhaften theatralischen Aufführungen und pomphaften Schaustellungen und Festen. Nicht einmal die religiöse Erziehung der Jesuiten ist über ernste Bedenken erhaben. Ihr Krebsschaden ist der alles religiöse Innenleben ertötende Zwang; Äußerlichkeiten, Prunk und Pracht vermögen über den Mangel an Tiefe auch hier nicht hinwegzutäuschen. Daran ändern selbst die so viel gerühmten jesuitischen Exerzitien, der Stolz des Ordens, nichts; im Gegenteil, für junge, unreife Leute ohnehin eher schädlich als nützlich, werden sie nur zu gern zur Beeinflussung der Berufswahl im Sinne des Ordens mißbraucht. Ungeheuere Bedeutung kommt den sogenannten „Marianischen Kongregationen" zu. Sie wurden von den Jesuiten Cabarassi und Leon in Rom (um 1560) zu besonderer Verehrung der Heiligen Jungfrau Maria (daher ihr Name, der mit dem Jesuiten Mariana, dem Anwalte des Fürstenmordes, nichts zu tun hat) gestiftet und unterstehen noch heute der Leitung des Jesuitengenerals. Zwar ward dies rundweg geleugnet; verlas doch Kardinal Kopp am 11. Mai 1904 im preußischen Herrenhause eine Erklärung des Jesuitengenerals Martin, wonach der General der Gesellschaft Jesu keineswegs die Leitung der Marianischen Kongregationen in Händen habe. Allein diese Versicherung war nichts als eine auf Mentalrestriktion aufgebaute Unwahrheit, die angesichts der Erklärungen päpstlicher Bullen wie verschiedener jesuitischer Schriftsteller nicht zu bestehen vermag.

Zum Abschluß seiner Gymnasialstudien bezog Hoensbroech auf Wunsch seiner Eltern das Gymnasium in Mainz, was ihm Gelegenheit bot, viel im Hause Bischof Kettelers, eines Vetters seiner Mutter, zu verkehren, der großen Eindruck auf ihn machte. „Vielen bedeutenden Menschen und Persönlichkeiten bin ich begegnet; einer mächtigeren, imponierenderen und dabei fesselnd-begeisternderen als dem Mainzer Bischofe niemals". Im Jahre 1872 bestand er das Abiturienten-Examen, in welchem sein deutscher Aufsatz als der beste gerühmt wurde. Nachdem er im englischen Jesuitenkolleg Stonyhurst ohne Befriedigung Philosophie gehört hatte, bezog er die Universitäten Bonn und Göttingen, ohne freilich den juristischen Studien allzueifrig zu obliegen. Im Sommer 1875 meldete er sich als Einjährig-Freiwilliger beim 1. Garde-Dragoner-Regiment in Berlin, wurde aber auf Wunsch seiner Mutter durch Verwendung seines Vetters, des Generals von Loe, als „dauernd unbrauchbar" zurückgewiesen, ein Vorgang, der sehr zu denken gibt und weitere Beachtung verdient. Von seiner Mutter und vom

Jesuiten A. von Doß unablässig bedrängt, durch den Tod seines Vaters und einer Schwester ohnehin tief erschüttert, trat er endlich nach langem Schwanken 1878 im Jesuitenkolleg Exaeten als Novize ein. Damit schließt der erste Band seiner Erinnerungen.

Im zweiten Bande behandelt Hoensbroech sein Leben und Wirken im Orden und seinen schließlichen Bruch mit demselben, um im Zusammenhange mit seiner eigenen asketischen Entwicklung Frömmigkeit und Askese, Gliederung und Verfassung, Geist und Mißstände des Ordens und endlich dessen Aufhebung durch Papst Klemens XIV. zu besprechen. Wie schon in der jesuitischen Pädagogik, so spielt sogar in der jesuitischen Frömmigkeit das abstoßende Denunziations-, Spionage- und Nivellierungssystem eine hervorragende Rolle. So wird der Jesuit Virtuose in Selbstbeherrschung und Selbstzucht. „Schlachtung des Willens, d. h. Tötung des Individuums ist das asketische Ziel des Ordens." „Aus dem ganzen Menschen macht die Ordensaskese den ganzen Jesuiten." Einen charakteristischen Zug jesuitischer Frömmigkeit bildet ausgeprägter Teufels- und Hexenaberglaube; Wunder, Erscheinungen, Teufelsgeschichten nehmen in den Gesprächen während der Erholung, die alle der Frömmigkeit dienen sollen, noch heute einen bedeutenden Platz ein. Als das Gegenstück zur jesuitischen Teufels- und Höllenlehre darf die Marienverehrung gelten. „Die Arbeit an ihrer Weiterentwickelung ist ureigenste Domäne des Jesuitenordens. Er hat darin im Laufe der Zeit geradezu Furchtbares an Afterreligion und Aftermystizismus geleistet. Und bis in die Gegenwart hinein ist die jesuitische Marienliteratur eine Sammelstätte der extravagantesten Lehren und Behauptungen und vor allem der tollsten Andachtsübungen und Wundergeschichten. Sehr bezeichnend für den Geist der Gesellschaft Jesu ist auch ihr Glaube, daß kein Jesuit verloren gehe, daß vielmehr jeder, der als Jesuit lebe und sterbe, des Himmels sicher sei. „Die beiden Vorstellungen: Sicherheit des Himmels für den Jesuiten und höchste Wahrscheinlichkeit der Hölle für den Exjesuiten dienen in mannigfacher Form als äußerst wirksames Mittel, die einzelnen im Orden festzuhalten. Zumal das Noviziat ist die Zeit, die jesuitische Prädestinationslehre tief in Herz und Gemüt einzusenken." Natürlich kann eine Ordensregel, die zu so wunderbaren Erfolgen führt, nur das unmittelbare Werk Gottes sein; und Franz Suarez, der größte Theolog der Gesellschaft, beweist denn auch klipp und klar, Haupturheber der Jesuitensatzungen sei der Heilige Geist, Nebenurheber der hl. Ignatius gewesen. Eben deshalb nennt sich der Orden „Gesellschaft Jesu"; er beansprucht den Geist Jesu in ganz besonderem Maße zu besitzen. Und doch ist das gerade Gegenteil der Fall, es sei denn, daß Egoismus, Hochmut, Reichtum und recht irdischer Sinn, wie sie sich im Jesuitenorden seit Jahrhunderten breit machen, den echten Geist Jesu bezeichnen.

Im Mittelpunkte der jesuitischen Askese steht der Gehorsam. Nach Vor-

schrift der Ordensregel soll sich jeder Jesuit durch seine Oberen so lenken und leiten lassen, als sei er ein Leichnam (perinde ac cadaver), der sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen läßt; oder als sei er der Stab eines Greises, der demjenigen, der ihn hält, dient, wo und wie immer er will. Nach Anweisung des hl. Ignatius muß der Jesuit seinen eigenen Willen ausziehen und den vom Oberen ihm dargelegten göttlichen Willen anlegen. Wer sich aber Gott ganz darbringen will, der muß außer dem Willen auch den Verstand opfern, so daß er nicht nur dasselbe will, sondern auch dasselbe denkt wie der Obere, und sein Urteil dem des Oberen unterwirft. Solch vollkommene Unterwerfung des eigenen Urteils gebührt sich gegenüber der Kirche. „Damit wir," lehrt Ignatius ausdrücklich, „der katholischen Kirche ganz gleichförmig sind und mit ihr ganz übereinstimmen, müssen wir, wenn etwas unseren Augen weiß erscheint, was die Kirche aber als schwarz definiert hat, dies gleichfalls für schwarz erklären." Doch gehen Theorie und Praxis selbst im Jesuitenorden nicht immer Hand in Hand. Zwar bezeichnet sich die Gesellschaft Jesu gern als die Kern- und Leibtruppe des Papstes. Gleichwohl hat der Gehorsam des Jesuiten gegenüber dem Papste seine Grenzen; denn höher als Papst und Kirche steht ihm sein Orden und dessen Vorteil. Dafür liefert die Geschichte beredte Beispiele. Als Papst Innozenz XI. 1680 dem Jesuitengeneral befohlen hatte, seinen Theologen die Verteidigung minder probabler Meinungen zu untersagen, verfaßte der General Paul Oliva zwar ein für den ganzen Orden bestimmtes, dem Befehle des Papstes entsprechendes Rundschreiben, legte es auch, um ja den Anschein willigen Gehorsams zu erwecken, den Kardinälen der Inquisition vor, ohne es aber an seine Untergebenen auch wirklich abzusenden. Obschon Papst Klemens XIII. ein Werk des Jesuiten Berruyer strengstens verboten hatte, fuhren die Jesuiten nach wie vor fort, es zu empfehlen und zu verbreiten, wie Kardinal Migazzi der Kaiserin Maria Theresia klagt. Als Kardinal Tournon im Auftrage Klemens XI. wider die von den Jesuiten gebilligten chinesischen Bräuche einschritt, stellten sich die Jesuiten unter den Schutz des Kaisers von China und riefen seinen Arm an wider den Legaten des Papstes; sie brachten es dahin, daß dieser auf Macao ins Gefängnis geworfen ward, in dem er starb, nachdem sie, wie sich kaum mehr bezweifeln läßt, wiederholt den Versuch gemacht hatten, ihn zu vergiften. Im glänzendsten Lichte erstrahlte der berühmte jesuitische Gehorsam bei Aufhebung des Ordens durch Klemens XIV. 1773. Das Verhalten, das die ehrwürdigen Väter bei diesem ihnen ja freilich schmerzlichen Anlaß vielfach an den Tag legten, war skandalös. In Pamphleten und Schmähpredigten ließen sie ihren Haß wider Klemens XIV. aus. Ganz besonders tat sich der deutsche Jesuit Feller hervor. Er veröffentlichte in der „Zeitung von Köln" so giftige Artikel wider den Papst, daß der Kölner Nuntius Caprara beim Magistrat von Köln gegen die empörenden Auslassungen feierlich protestierte.

In Schlesien bekümmerten sich die Jesuiten um das Aufhebungsdekret überhaupt nicht und setzten ihm so offenen Widerstand entgegen, daß sich der Papst gerade auf ihr rebellisches Benehmen als die beste Rechtfertigung seiner Maßregel berufen konnte. Die Jesuiten nahmen auch keinen Anstand, selbst noch zu einer Zeit, da der Orden längst wiederhergestellt war, zur bewußten Lüge zu greifen und die Mär zu verbreiten, als habe der Nachfolger Klemens XIV., Pius VI., die Aufhebung des Ordens mißbilligt, während er sie doch im Gegenteil in drei, an die Könige von Frankreich, Spanien und Portugal gerichteten Breven ausdrücklich bestätigt hat. Natürlich ließen es die Jesuiten auch sonst nicht an gehässigen Ausstreuungen wider Klemens XIV. fehlen; P. Ravignan, der unter Napoleon III. zu Paris als Kanzelredner glänzte, berief sich auf das Zeugnis Pius VI. zur Stütze seiner Behauptung, Klemens XIV. sei nicht etwa nur nach, sondern schon vor Aufhebung des Jesuitenordens verrückt gewesen!

Schon Tatsachen der Art lassen die Moral der Jesuiten im bedenklichsten Lichte erscheinen; und ihre theoretische Wirksamkeit als moraltheologische und kasuistische Schriftsteller wie ihre praktische Tätigkeit als Gewissensberater, namentlich ihr unheilvoller Einfluß als Beichtväter an Fürstenhöfen erregte denn auch in den weitesten katholischen Kreisen bis hinauf zu den höchsten Stellen in Kirche und Staat den größten Anstoß und trug nicht wenig zur Aufhebung ihres Ordens bei. Ob sie den berüchtigten Grundsatz „Der Zweck heiligt das Mittel" wirklich mit nackten Worten gelehrt haben oder nicht, tut wenig zur Sache; unbestreitbar ist doch, daß sie ihm tatsächlich huldigen. Aber den Schandfleck ihrer Moral bildet ihr liederlichstem Laxismus Vorschub leistender Probabilismus und namentlich die gerade von ihnen mit Meisterschaft ausgebildete Mentalrestriktion, die sie unter Umständen sogar beim Eide gestatten. So ist es nach der Lehre der Jesuiten Ballerini-Palmieri erlaubt, etwas Falsches laut zu beschwören, falls man nur leise einen Zusatz macht, wenn nur irgendwie wahrgenommen werden kann, daß ein Zusatz gemacht wird, mag gleich dessen Sinn nicht verstanden werden. Und nach Lehmkuhl, dessen lateinische Moraltheologie sich unter dem deutschen Klerus weitester Verbreitung erfreut, darf man sich beim Schwur einer Restriktion bedienen, so oft man sich der nicht lediglich innerlichen Restriktion erlaubter Weise bedienen kann. Diese empörende Unehrlichkeit der Gesinnung offenbart sich auch in der skrupellosen Art und Weise, mit der jesuitische Schriftsteller, die sich so gern als die gewissenhaftesten Historiker rühmen und rühmen lassen, mit der geschichtlichen Wahrheit umspringen, namentlich da, wo es sich um Ehre und Vorteil ihres Ordens handelt: wofür eine ganze Menge von Belegen zu Gebote steht.

Je mehr Hoensbroech im Verlauf seines Ordenslebens zum Bewußtsein der seinem Orden anhaftenden schweren Gebrechen kam und je stärker zudem die Zweifel an grundlegenden katholischen Dogmen, an der Trinität, Erbsünde,

Messe und Hölle in seinem Inneren tobten, um so unabwendbarer mußte früher oder später die Katastrophe, der Bruch mit dem Orden und mit der Kirche, hereinbrechen. In katholischen Kreisen ist die Anschauung viel verbreitet, die Vorlesungen, die Hoensbroech, von seinen Oberen nach Berlin geschickt, bei Professor Harnack gehört, hätten seinen Abfall von der Kirche verschuldet. Hoensbroech selbst versichert, dem sei keineswegs also gewesen. „Harnack und seine Vorlesungen haben nicht den mindesten Einfluß auf meine Entwickelung ausgeübt." Die entsetzlichen Seelenkämpfe, die er zu bestehen hatte, bis er zum entscheidenden Schritte kam, werden ihm wohl nur die Wenigsten nachzufühlen vermögen.

Hoensbroech hat den Jesuitismus nicht bloß aus der Vogelperspektive beobachtet, er hat ihn erlebt und in sich überwunden. Ebendarin offenbart sich die außerordentliche Zähigkeit und Widerstandskraft seiner Natur; denn der Jesuitismus pflegt sonst wie ein schleichendes, langsam aber sicher wirkendes Gift selbst sonst gescheite und robuste Männer, deren er sich einmal bemächtigt hat, zu verzehren. So kennt Hoensbroech den Jesuitismus, wie ihn wenige kennen und ist daher auch wie nur wenige in der Lage, ihn wirksam und erfolgreich zu bekämpfen. Zwar könnte man sich gerade um seines Bruches mit dem Orden willen versucht fühlen, seine Darstellung und sein Urteil mit derselben mißtrauischen Zurückhaltung aufzunehmen, wie sie auch dem überschwänglichen Panegyrikus gegenüber am Platze ist, den Jesuiten und Jesuitenlobhudler auf den Orden anzustimmen pflegen; und in der Tat gesteht Hoensbroech selbst, daß sein Buch nicht ohne Leidenschaft geschrieben sei. Allein die Leidenschaft kann den Blick nicht bloß trüben, sondern auch schärfen; und Hoensbroech gibt doch eben nicht bloß sein Urteil und seine Auffassung wieder, sondern unterstützt seine auf Grund langjähriger persönlicher Erfahrung gewonnene Anschauung mit einer so erdrückenden Fülle gewichtigster Belege und Zeugnisse aus den Schriften der angesehensten Mitglieder aller Länder und aller Jahrhunderte des Ordens, daß seine Rede aufhört, nur seine und nur eines Mannes Rede zu sein, und zur gewaltigen, nicht mehr verstummenden Anklage wird, die jedermann instand setzt, zu prüfen und seine Entscheidung zu fällen. Wenn nun der Jesuitismus die Quintessenz des Ultramontanismus ist, wenn er alles in sich vereint, „was im Laufe der Jahrhunderte an Unduldsamkeit, Rückständigkeit, Fanatismus, Unreligion und Kulturfeindlichkeit auf ultramontanem Boden emporgewuchert ist", so ist im Jesuitismus dem Ultramontanismus das Urteil gesprochen. Hoensbroech hat in seinem „Lebensbuch" ein wahres Arsenal schärfster Waffen wider ihn aufgespeichert; am Leser liegt es, sich ihrer zu bedienen.

Wirtschaftlicher Chauvinismus / von Daniel Ricardo

Der Mangel an Distanz zu den Dingen ist die Quelle der sentimentalen Weltanschauung. Die kühle Betrachtung des Objekts setzt die Verstandeskräfte in Tätigkeit, während die Welt, die auf das eigene Ich projiziert wird, die Leidenschaften erweckt. Ganz natürlich; denn die Welt geht niemals in der Persönlichkeit auf, bringt sich also in Widerspruch zu den Meinungen und Wünschen des Individuums und setzt deshalb das ganze Arsenal pathetischer Eigenschaften in Tätigkeit, damit die Welt sich dem Programm des so und so gezeichneten Herrn Menschen unterwerfe. Besonders widerwärtig sind derartige Entladungen, wenn sie in schreiendem Gegensatz zu dem Wesen des Objekts stehen, gegen das sie sich richten. Die ökonomische Atmosphäre sollte erfüllt sein vom objektivsten Sehen, Erkennen und Urteilen. Wie kann ein so sachlicher Begriff, wie der der Volkswirtschaft, Heere von Chauvinisten und Demagogen auf die Beine bringen! Und doch ist es so. Ein paar leidenschaftliche Köpfe haben Theorien aufgestellt, um das Glück der Nationen durch Reichtum zu begründen. Merkantilismus, Physiokratismus, Rationalismus; Freihandel und Schutzzollsystem; Doppel- oder Goldwährung sind Programme, die von kühlen Rechnern erfunden und von leidenschaftlichen Anhängern abgespielt worden sind. Was praktisch möglich war, ist hängen geblieben und hat sich zu wirtschaftlichen Einrichtungen verdichtet. Der Rest flattert in der Luft und dient bei besonderen Gelegenheiten als Material zu Schlagwörtern. Die Ökonomik ist also nur denen gut bekommen, die von den Gipfeln der Theorie nicht zu Tal stiegen. Das Volk in den Gesenken schart sich um die Standarte eines wirtschaftlichen Parteimannes und kämpft in schäumender Wut um irgendein lächerliches Prinzip. Es ist befangen in den „Vorurteilen des Marktes", über die schon Bacon klagte. Welches reichhaltige System würde er zusammengestellt haben, wenn er die märchenhafte Entwicklung der wirtschaftlichen Idole erlebt hätte.

Daß statt einer geordneten Erkenntnis der Zusammenhänge platteste Programmphrase sich breit macht, ist vielleicht durch die rasche Entwicklung der ökonomischen Technik verursacht worden. Die produktiven Eigenschaften des Kapitals sind stärker als die ideenzeugenden Kräfte des Gehirns. Man hat sich nicht die Zeit nehmen können, um allen Lebensäußerungen des wirtschaftlichen Organismus nachzuforschen, und begnügt sich, bestimmte Erscheinungen unter irgend ein passendes Schlagwort zu bringen. Das führt gelegentlich zu krassen Verstößen gegen die Vernunft. Ein gänzlich veralteter Grundsatz lautet: „Das Geld muß im Lande bleiben". Gebiete, die in den Anfangsgründen des wirtschaftlichen Lebens stecken, sind gezwungen, Handel, Gewerbe und Industrie mit Betriebskapital zu alimentieren, bis die Leistungen so weit gewachsen sind, daß ein Austausch der Produkte mit den Erzeugnissen anderer Länder denkbar ist.

Sobald die geschäftlichen Möglichkeiten über die Landesgrenzen hinausreichen, hört die Geltung des genannten Satzes auf. Im internationalen Verkehr gibt es keine Heimat fürs Geld mehr. Es geht dahin, wo ihm der höchste Nutzen winkt, und kümmert sich nicht um sein Nationale. Niemand kann das Geld zwingen, im Land zu bleiben. Man müßte denn an absolutistische Versuche denken, wie sie, zum Beispiel, vor 150 Jahren in Preußen an der Tagesordnung waren. Friedrich der Große wollte sein Land zu einem Wirtschaftsstaat machen und verfuhr dabei nach der Maxime: „Das Geld soll im Lande bleiben". Der König gab Geld und Privilegien zur Errichtung von Fabriken (sogar Seidenbau mußte getrieben werden, damit keine französische und italienische Seide mehr ins Land käme), erteilte Monopole und zwang das Volk, im Lande teuer zu bezahlen, was man im Ausland wohlfeil haben konnte. Heute hat man eingesehen, daß es unwirtschaftlich ist, eine Ware im Inland mit großen Kosten herzustellen, die man anderswo billig kaufen kann. Aber das Geld soll trotzdem im Lande bleiben. Der Schutz der inländischen Industrie durch Zollmauern genügt nicht: dem Ausland soll auch kein Geld mehr zugeführt werden, selbst wenn es dort vorteilhaftere Anlage findet als in der Heimat. Die obsolete Phrase, die schon im achtzehnten Jahrhundert Unheil stiftete, ist im zwanzigsten Jahrhundert wieder aufgefrischt worden. Alles, was man moderne Errungenschaften nennt, löst sich in ein Nichts auf vor der sieghaften Kraft eines vermoderten Prinzips, dem der Chauvinismus neues Leben einbläst. Das ist der Feind der Vernunft, der Vernichter der Erkenntnis, der an die Stelle des objektiven Sehens das widerliche Gekreisch der Maultrommel setzt. „Schutz des nationalen Kapitals" — damit drückt man heute den Wunsch aus, daß das Geld zu Haus bleibe. Neu ist nur die Beziehung zum Wertpapier. Das gab es in der Zopfzeit nur in wenigen Arten. Der internationale Austausch von Geld und Effekten ist eine neue Erscheinung. Sie kam auf mit dem Wertpapierhandel, der wiederum durch die Vermehrung des Geldes und dessen Bedürfnis nach Zinsen vorwärts gebracht wurde. Die Länder, deren Überschüsse aus dem Volksvermögen die größten sind, bilden den Sammelpunkt von Gesuchen um Alimentierung der Wirtschaftsgebiete, die Mangel an verfügbaren Betriebsmitteln haben. Die nordamerikanische Union sucht die Geldmärkte des europäischen Kontinents auf; und die bedeutendsten Reservoirs Europas dienen dem Geldbedarf aller Länder, die fähig sind, Schuldverschreibungen auszugeben. Es sind Verpflichtungen entstanden, die man, im Interesse der eigenen wirtschaftlichen Stellung, nicht mißachten darf. Auch die Politik spielt bei den geschäftlichen Beziehungen der Nationen eine Rolle. Frankreich ist der Bankier Rußlands und der Türkei, weil ihm daran liegt, sein monetäres Übergewicht politisch auszuschlachten. Läßt man aber chauvinistischen Gefühlen die Zügel schießen, so gibt es ein Fiasko. Bei der vorletzten türkischen Anleihe wollten sich

die Franzosen als grande nation gerieren und hatten Pech. Die Osmanen drehten den Geldsäcken in Paris den Rücken und machten ihr Geschäft mit deutschen und österreichischen Banken. Der Franzmann aber kam schnell zur Besinnung. Er sah, daß es nicht gut sei, die wirtschaftliche Arithmetik mit Schlagwörtern zu lösen, und reichte dem Bruder Türken die Hand zur Versöhnung. Der goldene Draht zwischen Paris und Konstantinopel ist von neuem gezogen, weil beide Teile erkannten, daß in Geldsachen der Fanatismus aufhört.

Zur selben Zeit, da hier der Ausgleich stattfand, ging eine politische Partei in Deutschland gegen den Geld- und Wertpapierhandel mit dem Ausland vor. Die Parole war: „Reinigung des deutschen Geldmarktes von Fremdkörpern". Es wurde eine Anfrage an den Reichskanzler gerichtet, wie die Verbündeten Regierungen die gesegneten deutschen Börsenfluren gegen fremde Eindringlinge zu schützen gedächten. Die Antwort war niederschmetternd für die Gefühle der Vaterlandsretter. Ein „non possumus", gemildert durch einige Floskeln der Höflichkeit. Das Reich kann keinen Menschen hindern, sich für sein Geld ein ausländisches Wertpapier zu kaufen. Aber der preußische Handelsminister hat die Macht, lästigen Ausländern die Grenzen der deutschen Börsen zu sperren. Auswärtiges Rindvieh darf nicht ins Land: sollen fremdländische Wertpapiere etwa besser behandelt werden? Das deutsche Geld soll im Lande bleiben und zufrieden sein, daß man ihm die Chance einer vierprozentigen Verzinsung gewährt. Es widerstreitet einem geläuterten, nationalen Empfinden, vom Ausland Papiere mit sechs Prozent Zinsen zu kaufen, wenn man im Inland solche mit einer Rente von vier Prozent haben kann. Das wirtschaftliche Dogma aus der Zeit des Korporalstockes ist von der Partei der Junker und Landwirte wieder zu Ehren gebracht worden. Fragt sich nur, ob die Ersparnisse des deutschen Volkes, die im Jahr etwa vier Milliarden ausmachen, sich von den konservativ-agrarischen Präzeptoren die Wege weisen lassen. Macht man es dem Publikum unmöglich, im Inland Wertpapiere nach seinem Geschmack zu kaufen, so gibt es genug Vermittler, die deutsches Geld nach London oder Paris bringen. Da der Chauvinist meist mit Blindheit geschlagen ist, so sieht er nicht, daß eine Sperrung der Börsen noch lange kein Hindernis für die Vermischung deutschen Geldes mit ausländischen Papieren bildet. Das Geld besitzt absolute Bewegungsfreiheit.

Der Engländer hat sich längst frei gemacht von dem Vorurteile, daß das Geld innerhalb der Grenzpfähle bleiben muß. Die größere Hälfte des Betrages der an der Londoner Börse notierten Papiere ist ausländischer Herkunft. Die Staatspapiere des Auslandes und die amerikanischen Eisenbahnen haben mehr englisches Geld an sich gezogen als die Institutionen des eigenen Landes. Auch in Großbritannien wird mit den Schlagwörtern des Chauvinismus gearbeitet. Man wirft sie aber weg, sobald man erkennt, daß eine bestimmte geschäftliche

Taktik dem Ansehen der Handelsimperiums dient. Der Schutzzoll, auf den in Deutschland die stärksten Gruppen eingeschworen sind, ist in England verpufft. Die Imperialisten sind nicht mehr sicher, daß auch der Zoll den Waffen des wirtschaftlichen Arsenals eingereiht werden wird. Der Handelsvertrag, den Kanada mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen hat, rief einige Bedenken im Lager der britischen Zöllner wach. Man scheint in Größerbritannien (im Dominium, in der südafrikanischen Union, im australischen Commonwealth) handelspolitisch anders orientiert zu sein, wie es den Wünschen der Anhänger Chamberlains entspricht. England ist unter dem free trade zum ersten Handelsgebiet der Welt geworden. Da hat der Zollchauvinist eine große, erdrückende Vergangenheit gegen sich. In Deutschland fand der Schutzzoll, bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1879, nur die Erinnerung an den Krach der siebziger Jahre und die „Not der Landwirtschaft". Kein Wunder, daß man von dem neuen Instrument die schönsten Wirkungen erhoffte, und daß selbst die begabtesten Heerrufer im Kampf gegen die Zölle damals die Bismarcksche Politik guthießen. Wer konnte ahnen, daß die Sanierung der Landwirte zur Grundlage der gesamten deutschen Wirtschaftspolitik werden würde! Daß der Schutzzoll die Vernunft zur Konterbande machen werde, um dem Fanatismus freie Entfaltung zu schaffen! In den Händen aufgestachelter Parteien ist der Schutzzoll eine ebenso gefährliche Waffe wie der Dolch in der Hand des Amokläufers. Hier ist das Mittel zum Zweck geworden. Was ursprünglich dem Schutz und der Erziehung des inländischen Gewerbes dienen sollte, wurde zur Quelle der Bereicherung. Alle Monopole, mögen sie Großgrundbesitz oder Trust heißen, sind Konsequenzen des Schutzzolles. Und der Wunsch, die Schützlinge des Zolls aus ihren Schlupfwinkeln zu treiben, hat kein anderes Ziel, wie eine gleichmäßige Verteilung des Reichtums. Der Deutsche hat jährlich Hunderte von Millionen aufzubringen, um den Getreidezoll zu bezahlen. Würden dadurch die Kassen des Reiches gefüllt, so müßte man sich, in Resignation, vor dem Unabänderlichen beugen. Aber der Erheber des Zolls bekommt nur den kleinsten Teil der Einnahmen; die viel größere Summe fließt in die Taschen des Großgrundbesitzes und der Getreidehändler. Für diese privaten Faktoren hat das deutsche Volk jedes Jahr einen erheblichen Bruchteil seiner Einkünfte aufzubringen. Das sind die Regiekosten des Chauvinismus. Und der „notleidende Landwirt", der vor 30 Jahren glaubhaft erschien, ist heute nicht mehr das Opfer fremder Konkurrenz, sondern die Beute der Fanatiker. Die hohen Zölle haben den Wert des Bodens verteuert und ihm die letzte Möglichkeit der Rentabilität ausgesogen. Die Hypothekenzinsen fressen den größten Teil des Ertrages. Nutzen hat nur der „Vorbesitzer", der noch imstande war, mit Gewinn zu verkaufen. Wer heute auf der Scholle sitzt, ist bereits in die Folgen der Zollpolitik eingesponnen, mag er Käufer oder Erbe gewesen sein.

Der Schutzzoll hat sich den „sittlichen Forderungen" so glatt eingefügt, daß die meisten Nationen sich schnell an ihn gewöhnten. Der „Schutz der nationalen Wirtschaft" ist ein Programm, dessen Ergiebigkeit für den auf Pathos arbeitenden Politiker unerschöpflich ist. Die Gewalt des Schlagwortes hängt vom Temperament der Nation ab. In Frankreich gehört der Schutzzoll zu den unantastbaren Dogmen des Volkes; und dort ist er so stark propagiert worden, daß die inländische Industrie vor lauter Schutz nicht zum Atmen kommen konnte. Aber der französische Fabrikant empfindet die stickige Atmosphäre innerhalb der hohen Zollmauern nicht, weil der nationale Chauvinismus ihm den Bedarf nach frischer Luft völlig ersetzt. Im Gegensatz zum Franzosen hat der Amerikaner aus dem Schutzzoll das Geschäft in Reinkultur gezogen. Ein „Zöllner" unter den Pharisäern ist Andrew Carnegie. Er glaubte, den Yankees die Aufhebung der Zölle empfehlen zu können, mit der Motivierung, daß der Schutzzoll (anders wie der Finanzzoll, der zur Erhöhung der Staatseinnahmen dient) seinen Zweck erfüllt habe, wenn das Bedürfnis des Schutzes geschwunden sei. Die amerikanische Industrie habe des Schutzes bedurft, solange wie sie in den Kinderschuhen steckte . . . . Carnegie ist ein Idealist unter den Dollarkönigen. Der Zoll ist da zum Schutz der Trusts; und die Trusts sind immer schutzbedürftig. Man rechnet auf den Einfluß der Demokraten, die — so glaubt man — die Zollmauern niederreißen werden. Es kommt nur darauf an, ob der Chauvinismus der Milliarde nicht stärker ist als die Gewalt einer antischutzzöllnerischen Partei. Man darf sich von einem Systemwechsel in der nordamerikanischen Union keinen Untergang der Milliardengötter versprechen.

Das sogenannte „Großkapital" ist ebenso unverwüstlich wie das Etikett, das ihm aufgeklebt worden ist. Der Heerbann wird gegen das Kapital aufgeboten, wenn es sich darum handelt, dem Volksvermögen die Ergiebigkeit zugunsten des Fiskus zu beschneiden. Daß das Großkapital zum Volksvermögen gehört, ist eine gänzlich irreguläre Vorstellung. Wie kann ein Ding, dem schon in der Benennung das Kennzeichen des Wucherischen aufgedrückt ist, etwas mit dem Volk zu tun haben! Der Fanatiker hält das Großkapital für eine ganz besondere Sache, die außerhalb aller Beziehungen zum „Gemeinwohl" steht. In Wirklichkeit nimmt nur das „große Vermögen", das sich in einer Hand befindet, eine isolierte Stellung ein, während unter den Begriff des Großkapitals auch die Vermögensobjekte gehören, die sich aus Tausenden kleiner Kapitalbestandteile zusammensetzen. Die Aktiengesellschaft mit hundert Millionen Mark Kapital ist nur äußerlich der einheitliche Begriff einer neunstelligen Zahl. Ihrem Wesen nach besteht sie aus hunderttausend einzelnen Vermögensteilen, von denen jeder eine Summe von 1000 Mark darstellt. Mit der hat das Schlagwort „Großkapital" nichts mehr zu schaffen.

Es fragt sich, ob die Erkenntnis des Wesens der Dinge von Nutzen für die

wirtschaftliche Kultur wäre. Jeder weiß, was man mit Geld anfangen kann; aber nur Wenige sorgen sich um das Wesen des Geldes. Ist das ein Nachteil für das ökonomische Leben? Man denke: die Wissenschaft vom Geld ist nicht Allgemeingut. Die Mehrzahl aller Menschen kümmert sich nur um die Kaufkraft, nicht aber um die wissenschaftliche Klassierung des Geldes. Sie kennt nur die äußerlichen Unterschiede zwischen einer Banknote und einem Goldstück und denkt nicht daran, ob es richtiger sei, das Gold im Keller der Reichsbank einzusperren oder im Portemonnaie zu tragen. Das Wesen des Geldes ist der Welt so fremd, wie seine Funktionen ihr bekannt sind. Und trotzdem — oder gerade deshalb — spielt das Geld die größte Rolle auf dem Erdball. Es ist der stärkste wirtschaftliche Faktor und gleichzeitig der am weitesten außerhalb des Bezirks der Massegedanken liegende Begriff. Dieser Kontrast ist ein so ungeheurer, daß er durch das Mittel der Aufklärung nicht wesentlich gemildert werden könnte. Es scheint, die Kraft des Geldes hat sich in seiner Eigenschaft als Allgemeingut erschöpft. Sein Wesen ist verblaßt und lockt nur den Forscher an sich. Dem groben Sinn genügt die Berührung mit der Materie und das Schlagwort, mit dem er gelegentlich auf die Beziehungen des Geldes einzuwirken sucht. Die sind, ebenso wie die ökonomische Entwicklung, fast nur den elementaren Entladungen leidenschaftlicher Parteikämpfe ausgesetzt — und haben doch keinen erheblichen Schaden genommen. Wer weiß, ob sie in der dünnen Luft der reinen Erkenntnis so gut gediehen wären. Das praktische Resultat der wirtschaftlichen Kämpfe läßt es zweifelhaft erscheinen, ob die „Bildung" alles das ersetzen würde, was der Chauvinismus — nicht zerstört hat.

Volksernährung/ von Robert Hessen

Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Der Apostel Paulus hat bekanntlich sehr gering über solche Zweifel gedacht und ihnen das Stigma angehängt: „So fragen die Heiden". Damals gab es noch keine Zentrale für Arbeiterwohlfahrt und keine Nahrungsmittelchemie. Beide sind entstanden, mußten entstehen, weil die Ernährung mit dem „Wort" leider nicht hingereicht hatte, um große Völker vor dauerndem Schaden zu bewahren. Jede Ernährungsgewohnheit ist seither ein Problem geworden, dessen Bedingungen man kennen sollte. Denn es gibt keine allgemeine Normalkost. Städter und Landmann, Kopfarbeiter und Handarbeiter, Stubenhocker und Freiluftmensch, Mann und Weib, Wachsender und Erwachsener, sie alle haben verschiedene Bedürfnisse. Die wirklichen Gefahren drohen im Gegenteil, wo die Gewohnheiten sich auszugleichen beginnen und ein schlichter Landarbeiter die nämliche Kost anstrebt, die er beim städtischen Gelehrten

beobachtet hat. Außerdem spielt die Bemittelung eine gewichtige Rolle, so daß die heute hauptsächlich in Betracht kommenden Fragen sich in hygienische, finanzielle und ästhetische einteilen lassen.

Die hygienischen, die im Vordergrund alles Interesses stehen sollten, werden am gründlichsten vernachlässigt, die finanziellen, zum Teil infolge von politischer Agitation, ganz gewaltig überschätzt. Was die Ästhetik betrifft, so glaubt man vielfach, daß wirkliche Feinschmeckerei nur den oberen Steuerklassen angehöre. Die heutige Wissenschaft lehrt uns aber, daß der Wohlschmack ganz allgemein, bei der Ernährung von Hoch wie Niedrig, mitspricht und es ebenso verkehrt sein würde, irgend ein „rationell" ausgeklügeltes Schema von Speisen mit puritanischer Härte jemandem aufdrängen zu wollen, dem diese Kost nicht mundet, wie es andrerseits schwer hält, irgendeine Volksklasse von einer Lebensweise, die wir als irrationell durchschauen, abzubringen, sobald die Leutchen sich etwas einbilden und Begierden ihren Geschmack beherrschen.

In der einschlägigen Aufklärungsliteratur spuken immer noch gewisse Ziffern von Voit, der zu München, als auch Liebig dort wirkte, „die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers" (1860) veröffentlicht und in den beiden folgenden Jahrzehnten seine Theorien, besonders auch mit Rücksicht auf Massenverpflegungen in Kasernen und Gefängnisanstalten, weiter ausgebaut hat. Bei ihm standen Stickstoff (N) als Grundlage aller Eiweißsubstanz, standen Eiweißverbrauch und Eiweißersatz im Vordergrunde, so daß ein „Eiweißkultus", der nach und nach Platz gegriffen hat, ihm, aber auch seinem Vorgänger Liebig, einigermaßen zur Last fällt. Eine gewisse Opposition und Reduktion sind daher auch in den Veröffentlichungen unsers heute führenden Nahrungsmittelchemikers Max Rubner, zumal in den „Volksernährungsfragen" (1908 bei der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig erschienen) gegenüber jenem Kultus zu spüren.

Voit forderte für den mittleren Arbeiter eine tägliche Zufuhr von 118 Gramm Eiweiß, also mit einer täglichen Ausscheidung von 20,3 Gramm Stickstoff im Harn usw., den Schweiß damals noch ungerechnet. Da 57 Gramm stickstoffhaltiger Substanz erst 37 Gramm wirklichen Eiweißes entsprechen, so forderte Voit eine Tageszufuhr von 191 Gramm Fleisch, was wegen Wegfalles der Knochenteile usw. etwa 230 Gramm Handelsware (beim Schlächter) entsprach. Nun wurde jede städtische Arbeiterfrau tief unglücklich, sobald sie nicht für ihren Mann Tag für Tag ein halbes Pfund Fleisch im Laden einkaufen konnte, und redlich half die Chemie die Fabel von der „Verelendung der Massen" zu verbreiten, wo Pflanzenkost noch überwog.

Zahlreiche und lange, sehr sorgsame Versuchsreihen haben es inzwischen zur Evidenz gebracht, daß das Stickstoff-Gleichgewicht im körperlichen Haushalt, — wodurch also der Beweis erbracht wird, daß kein weiteres, ungewolltes Eiweiß im Körper zerfällt und der Stoffwechsel nicht vom Kapital, von der Körper-

faser, zu zehren beginnt, — durch viel, viel geringere Zufuhren als 118 Gramm pro Tag (nach Voit) hergestellt wird. Schon wenn man die Erhaltungsdiät des Säuglings auf den Erwachsenen projiziert, ergeben sich nur 31,3 Gramm Eiweiß statt 118. Die Berechnung eines Eiweiß-Minimum setzt voraus, daß es „in beliebig langen Zeiten zur Ernährung sicherlich ausreicht". Und in der Tat haben die Experimente verschiedener Forscher wie Neumann, Sivén, Chittenden dargetan, daß sich auch stickstoffarme Nahrungsmischungen bereiten lassen, die lange Zeit genossen werden können, ohne daß irgendein Nachlaß an körperlicher oder geistiger Leistung wahrgenommen würde. Bei den Selbstversuchen Sivéns reichten ganze 22 Gramm Eiweiß pro Tag aus.

Natürlich bildeten sie nicht den einzigen Nährstoff, und es zeigte sich bei den Kostzusammenstellungen, daß besonders Kohlehydrate, und von ihnen wieder vor allem der leicht wasserlösliche Zucker, eiweißsparend, zerfallverhindernd wirkten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Kartoffel eine Ehrenrettung. Rubner fand, daß ein Mann bei Kartoffelkost schon mit einer Zufuhr von 57 Gramm Stickstoffsubstanz (will sagen: Fleisch) täglich ins Gleichgewicht kam, bei Reis erst mit 65 Gramm, bei Weißbrod gar erst mit 90.

Die Landleute, die von Kartoffeln und Milch lebten und gelegentlich einen Häring erwischten, waren also ausgezeichnet ernährt gewesen, wie sie denn auch tatsächlich niemals aufgehört hatten, robust, widerstands- und leistungsfähig zu sein. Dagegen sieht man den Hochmut unsrer ländlichen Dienstboten ad absurdum geführt, die durchaus Weißbrot verlangen, weil sie ebenfalls „etwas Kräftiges" essen wollen, wie die Herrschaft. —

Auffallend ist die Beobachtung, daß Muskelarbeit im allgemeinen auf Eiweißumsatz ohne Einfluß bleiben soll. Zwar kann man bei Menschen, die hart arbeiten und stark transpirieren, den N-Verlust im Schweiß nicht genau messen; er wird aber als gering vermutet. Nur die Körpermasse und ihr allgemeiner Ernährungszustand sollen für den Eiweißumsatz maßgebend sein. Dagegen läßt sich allerdings einwenden, daß bei dauernd Ruhenden eben der Ernährungszustand sinkt, während umgekehrt stramme Muskelaktion erfahrungsgemäß die sicherste Gewähr für einen starken und gereinigten Stoffwechsel, also auch für einen regen Eiweißumsatz bietet.

Hier scheint also noch ein Rätsel der Lösung zu harren. Hingegen ist soviel gewiß, daß der zunehmende Eiweißhunger des Kulturmenschen irrtümlich auf eine physiologische Notwendigkeit zurückgeführt worden ist und Liebigs Lehre, daß der intensiv Arbeitende auch einer intensiven Ernährung bedürfe, nicht länger im Sinn eines enormen Fleischkonsums gedeutet werden darf. Die Gründe, die den heutigen Städter nach Fleisch so lüstern machen, sind nicht natürlicher, sondern ästhetischer und psychologischer Art. Der Zug der Zeit geht ganz allgemein auf „Geschmacksverbesserung und Volumenverkleinerung". Das ausdauerndste und vorbildlichste europäische Handelsvolk mit seinem Sprichwort „Zeit

ist Geld" begann die Rohfleischkost, das schnelle Braten und Rösten zu pflegen. Seither haben die Nationen, eine der andren, ihre Raffiniertheiten hierin abgeguckt. Pflanzenkost mag gesund sein, aber sie ist zeitraubend zum Bereiten, zeitraubend zum Aufnehmen, während Fleisch in seinen vielen Spielarten auf hunderterlei Weise schmackhafter und pikanter gemacht werden kann als Gemüse. Leute, die sich umdrehen würden bei dem bloßen Gedanken, Blumenkohl und Gelbrüben in größeren Mengen zu vertilgen, schlucken doch gerne etwas Kraftbrühe mit Ei, dazu Kaviar, Austern, Kalbshirn, weißes mürbes Fasanfleisch oder dergleichen. Die Minderbemittelten aber blicken neidisch auf die „reichen Leute", die alle Tage in solchen Fleischdelikatessen schwelgen können, und halten diese Kost für ein Ideal. Obwohl sie reichlich Zeit hätten, Gemüse zu verzehren, verachten sie es, weil ja die Reichen davon leben würden, falls es nicht verächtlich wäre, und scheuchen die Frau mit dem Marktkorb zum Schlächter. Selbst niedrigste Handarbeiter, die den Großhirnhunger eines Fabrik- oder Ministerialdirektors gar nicht kennen, bilden sich ein, auch sie vermöchten ordentlich nur bei einer Kost zu bestehen, die rasch die ermüdeten Magen-Darm-Nerven aufpeitscht.

Hier scheint die Sache so zu liegen, daß Kohlehydrate zwar im Groben eiweißsparend wirken, doch tatsächlich außerstande sind, schnellen Ersatz für die enormen Umsätze zu liefern, die der moderne Kulturmensch zuweilen in seiner Hirn- und Nervensubstanz erzielt. Hat es nun aber Vernunft, wenn eine dralle Dienstmagd, deren bei jeder angerichteten Dummheit wiederkehrende Entschuldigung lautet: „Ach, ich dachte", die aber in Wirklichkeit gar nicht denken kann, oder doch nicht intensiver als ein Huhn, plötzlich nach leckeren Fleischsorten verlangt, wie sie allenfalls unsern Parlamentariern bekömmlich sind? Wievielen Ammen, die bei der heimischen gewürzfreien, schlichten Kost ausgezeichnete Dienste leisteten, ist es nicht schon passiert, daß ihnen in der Stadt bei Torten und Braten die Milch verschlug! So kann man es nur voll Trauer beobachten, wie unsre gesamte Landbevölkerung, die früher bei ihrem herrlichen Roggenkleienbrot, bei Pflanzen, Milch und allenfalls Eiern ausgezeichnet gedieh, Fleisch aber nur zu den hohen Feiertagen vorgesetzt erhielt, heut mehr und mehr nach der gewürzten städtischen Kost zu gieren beginnt, während unsre Fabrikarbeiter sich wie Verzweifelte gebärden, wenn die herkömmliche, durch Unverstand eingerissene Fleischquote nicht andauernd wächst oder gar einen zeitweiligen leisen Rückgang aufweist. Man mag ihnen gern das allgemeine Bestreben zugut halten, zu einer „konzentrierten, fettreichen und geschmackskräftigen" Kost zu gelangen. Aber höchst befremdlich wirkt doch Rubners schon vor Jahren gemachte Beobachtung, daß in den Kanalwässern unsrer Stadt pro Tag und Kopf 20 Gramm Fett zu Verlust gehen. Das macht bei den vierthalb Millionen Einwohnern Großberlins täglich 70 Millionen Gramm oder 700 Doppelzentner und 255 500 Doppelzentner im Jahr — eine Völlerei, deren Quantität selbstverständlich

den an Zahl so sehr überwiegenden Haushaltungen des unteren Mittelstandes und der sogenannten „kleinen Leute" stark zu Buche steht. Selbst wenn man viel Margarine dabei vermutet, kann die ganze Verschwendung an diesem einen Punkt kaum weniger als dreißig Millionen Mark im Jahr betragen.

Eine andere Frage ist die nach einer Unterernährung. Rubner beantwortet sie dahin, daß kein wesentlicher Schade daraus erwachsen könnte, falls das Minimum täglich überschritten und sogar Voits viel zu hoher Durchschnitt von 118 Gramm Eiweiß täglich erreicht würde. Wovon der Kliniker soviel abziehen dürfte, daß die Blähungen, die Schlaflosigkeit, die unreine Haut, die von einer Nahrung herrühren, deren Spaltung und Erledigung dem Körper zu schwer fällt, eine höchst unliebe Beigabe bilden. Rechenfehler können freilich überall wegen individueller Besonderheiten vorkommen; darum eben soll man den Körper niemals auf ein ausgetüfteltes Sparbudget setzen. Denn wenn auch der Eiweißbestand gleich einer Kapitalreserve zäh im Körper haftet und außerdem das im Blut zirkulierende Vorrats-, richtiger wohl Betriebseiweiß, als ein Puffer gegen zu schnelle Abnützung wirkt, so sind aus längerer Karenz herrührende Verluste doch außerordentlich schwer und langsam wieder einzubringen. Eine Dauerkost soll daher immer derart eingerichtet sein, daß sie gern verzehrt wird, also schmeckt; wobei nur der Faktor „Verwöhnung" erheblich mitspricht, abgesehen von der Leibesübung oder Arbeit an freier Luft, der immer noch besten Methode zur Erregung des „Appetits". Von Unterernährung aber muß man da sprechen, wo bestimmte Anzeichen dafür vorliegen, daß die Kost nicht bekommt, weil entweder ihre Masse oder ihre Qualität ungenügend ist.

Ich muß nun gestehen, daß ich diese Frage in Deutschland nicht für brennend halte; viel förderlicher und richtiger wär' es, unsre materiell stetig aufsteigende Bevölkerung von falschen Ernährungsidealen abzubringen, oder doch zu verhindern, daß eine junge Generation nach der andern in solche verkehrten Ideale des Fleischkultus zurückfällt, weil keine genügenden Versuche gemacht werden, um die Annehmlichkeit von Ernährungsweisen, die vernünftiger sind, zu entwickeln. An allen Ecken vernimmt man heute den „Ruf nach billigem Fleisch". Ach wenn doch irgendwo schon ein Seufzer nach billigem Obst zu hören wäre! Die Kartoffel ist und bleibt, Rubners Ehrenrettung ungeachtet, anrüchig, nicht nur, weil aus ihr soviel Spiritus gebrannt wird, sondern hauptsächlich weil sie kein Fleisch vorstellt. Daß sie uns den endemischen Skorbut unsrer von Dörrfisch lebenden Küstenbewohner, daß sie im Innern die Hungerepidemien beseitigt, daß sie recht eigentlich die enorme Menschenvermehrung, deren wir uns freuen, ermöglicht hat, wird undankbarer Weise vergessen. Und jene massige hochwertige Frucht, von der allein im Innern Afrikas ganze große Völker leben, die Banane, deren Import beliebig vermehrbar wäre, was geschieht mit ihr? Ihre Riesen-

bündel verfaulen fast regelmäßig zur Hälfte in den Delikateßläden. Solange das übertriebene Voitsche Durchschnittsmaß von 118 Gramm Eiweiß täglich noch dazu immer nur animalisch gedeutet wird, ist leider in unsrer Volksernährung kein rechter Fortschritt zu erhoffen.

Von den Arbeiterkommissionen, die England wiederholt herübergesendet hat, um unser Fabrikwesen zu studieren, ist inzwischen eine nach der andern des Lobes voll und des Staunens über den ausgezeichneten Ernährungszustand und den Mangel an Armut in unsern Industriestädten heimgekehrt. In welchem Traumlande leben denn eigentlich auch die Sozialethiker, die allen Lohn- und Einkommenstatistiken zum Trotz immer noch von der „tiefen Kluft" fabeln und daß ein „Ausgleich" zwischen Arm und Reich das allerdringendste sei? Die deutschen Sparkassen haben zurzeit vierzehn Milliarden Mark Einlagen, — für diejenigen, die hier an einen Druckfehler glauben, will ich es genauer benennen: vierzehntausend Millionen Mark, — von denen reichlich die Hälfte auf kleine Leute gerechnet wird. Auf deutsch: unsre kleinen Leute sind längst ebensogut „besitzende Klasse" wie wir. Sie haben außer diesen zurückgelegten Spargroschen ein paar Millionen Häuschen, Acker- und Weinbergsparzellen, haben ihr Mobiliar und Werkzeug, kurz: haben längst schon zuviel zu verlieren, und ebendeshalb machen sie keinen Generalstreik. Daß es nebenbei ein paar alteingewurzelte Elendshausindustrien gibt, ist richtig. Man muß aber die Psychologie dieser Sonderlinge kennen, um zu verstehen, weshalb hier eine Besserung so schwer ist. Im übrigen wird doch kein Volkswirt so töricht sein, derart alles Elend aus der Welt schaffen zu wollen, daß auch für den faulsten, hochmütigsten, übelwollendsten Nichtsnutz keine Möglichkeit des Herunterkommens mehr bestünde und auch beim schmarotzenden Verschwender ein gelegentlicher Hunger als Erziehungsmittel einfach fortfiele. Was unserm Volk heute am nötigsten wäre, ist also nicht „mehr Fleisch", denn wir verzehren davon schon viel zuviel, sondern mehr guter Wille zum Umdenken, auf daß die Ahnung dämmere, wie das wahre Ernährungsglück vielleicht ganz dicht bei uns vergebens darauf wartet, bemerkt zu werden, indes die gierigen Augen immer nur nach den zu öffnenden Grenzen schielen, oder nach den großen Häfen, wo die nächsten Dampfer von Australien her mit frischem Hammelfleisch in Eis eintreffen sollen. Macht euren Genossen klar, daß sie Rind- und Hammelfleisch entbehren können, das wär ein andrer Schlag gegen den „ostelbischen Junker", als das bißchen Schnapsboykott neulich.

Inzwischen haben solche Städter, die sich ihres ländlichen Aufwachsens beim köstlichen Roggenkleienbrot erinnern, die größte Mühe, sich diesen Leckerbissen zu beschaffen. Das „Simonsbrot" kam hier zurzeit; es steht an Geschmack dem „groben Brot" unsrer Seekante näher als der westfälische Pumpernickel. Weil es auch nach dem Kauen gröber bleibt, reibt es kräftiger an den Magen-Darmwänden, regt die Verdauungsdrüsen viel energischer zum Hergeben ihres Saftes

an und ist eben wegen dieser mechanischen Beimengung unverdaulicher Stoffe „nahrhafter". Unser Landvolk, das durchaus zum feinen Weizenbrot übergehen will, ist ein Opfer der theoretischen Tabellen, die allen möglichen Mehlen einen „Nährwert" andichten, den sie nachher in unserm Verdauungskanal einfach nicht bewähren. Es hat keinen Sinn, bleichsüchtige Backfische mit Milchbrötchen zu päppeln, die einen glatten Brei ergeben, der die Darmwände nicht scheuert und womöglich unverdaut abgeht. Wir haben die Franzosen 1870 geschlagen, weil wir als Roggenbrotesser marschfähiger und robuster waren.

In manchen Großstädten wieder — ich erinnere an den „Weißen Hirsch" bei Dresden und an die „Ceres" in München — wird, während unsre Bauern ihre alte Pflanzenkost verlassen, von aufgeklärten Kulturmenschen zielbewußt zu ihr zurückgekehrt. Viele münchener Künstler, denen die Fleischkost lästig und beschwerlich ist, machen die Tendenz zur „Volumenverkleinerung" also nicht mit, glauben sich dagegen im Geschmack sogar zu verbessern. Eine allgemeine Regel darf man hierüber nicht verkünden wollen. Manchem bekommt dieser Übergang, mancher andre, wohl weil er schon allzulange passionierter Fleischesser gewesen war, verträgt ihn nicht mehr. Nur soviel steht fest, daß unsrer Jugend ganz ausgezeichnet mit Pflanzenkost gedient wäre, da gewisse Jugendlaster und das unnütz frühe Erwachen der Sinnlichkeit recht eigentlich auf dem fortwährenden Fleischkitzel beruhen. Manche schlecht beratene Mutter, die in ihre fünf- und sechsjährigen Knaben bereits soviel Fleisch hineinstopft wie nur irgend möglich, wird sich, wie ich an andrer Stelle schon aussprach, nicht „energische Charaktere" dadurch heranziehen, sondern frühe Onanisten.

Längst aber liegen ausreichende Erfahrungen vor, um das alte Mißtrauen gegen Pflanzenkost, als ob sie „weniger kräftig" mache, zu widerlegen. Ich nenne hier nur den berühmten Kraftmenschen Lionel Strongfort, mit der Muskulatur eines farnesischen Herkules, und die berühmte Schwimmerin Annette Kellermann, eine der schönstgebauten Frauen, deren Europa sich zurzeit rühmen kann; beide leben ausschließlich von Pflanzen und Milch.

Wir aber leben, was Ernährung anlangt, augenscheinlich im dicksten Aberglauben.

Eine Entdeckung Nansens / von Albrecht Wirth

Der nordische Gewaltmensch hat nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie revolutionäre Neigungen bekundet. So ist er in den ozeanographischen Teilen seines Polarwerkes recht umstürzlerisch. Nun überrascht Nansen neuerdings durch radikale Anschauungen. Dinge, die Jahrhunderte hindurch geglaubt wurden, sollen auf einmal nicht mehr wahr sein; uns lieb gewordene Vorstellungen will Nansen, der diesmal als Historiker auftritt, entwurzeln.

Es handelt sich um die Wikingerfahrten nach Amerika. Allgemein hat man bisher die Entdeckung der Neuen Welt isländischen Normannen zugeschrieben. Nansen bestreitet das und erklärt die ganze Sache für einen Schwindel.

Man muß zugeben, daß der norwegische Forscher methodisch zu Werk geht, und daß seiner verwegenen Behauptung ein gehöriger Unterbau, eine breite Grundlage nicht fehlt. Eine zu breite sogar. Er beginnt nämlich mit dem Anfang des Anfangs. Er entrollt ein Gesamtgemälde der Entdeckungen im Norden. Mit fabelhafter Gründlichkeit stellt er alle Nachrichten von Homer bis auf Mylius, den Grönländer, zusammen. Ja, er geht noch über Homer hinaus. Er spricht von Bernsteinstücken, die in Gräbern der 5. ägyptischen Dynastie, also gegen die Mitte des dritten Jahrtausends gefunden wurden. Die Zusammenstellung ist zwar nicht so kritisch durchgeknetet, aber ist noch erschöpfender als die Müllenhoffs. Sehr zu loben und der Anschaulichkeit sehr förderlich ist die Beigabe zahlreicher Karten, die uns von den geographischen Anschauungen eines Homer, Hekataios, Herodot usw. ein klares Bild geben. Sein Werk hat Frihtjof Nansen „Nord i Taakeheimen" (Nord im Nebelland) genannt.

Gehen wir nun die Einzelheiten seiner Darstellung durch! Den Ozean der Griechen hält Nansen für das Urbild des Ginungagap der Edda. Mit Recht verweilt unser Historiker bei den Lästrygonen, wo die Tage so kurz sind, daß der einziehende Hirte dem ausziehenden begegnet. Er spricht dann vom Bernsteinschmuck der Ostsee, den man in Mykene (um 1300) und in dem Artemistempel Spartas (10. Jahrhundert?) gefunden hat. Woher weiß man, daß der Schmuck von der Ostsee stammt? Hier tritt die Chemie helfend ein. Sie zeigt, daß die Perlen von Mykene acht Prozent Bernsteinsäure enthalten; ein solcher Prozentsatz ist bei dem Bernstein Siziliens und Oberitaliens unbekannt. Merkwürdig, welche Rolle doch der Bernstein bis heute spielt. Das zeigt sich schon an den eigenen Namen, die von den einzelnen Völkern dafür geprägt wurden. Die Griechen nannten ihn Ambra (das ich von den Umbrern ableite) oder Elektron, die Skandinavier Rav. Noch heute behängt man Kinder damit gegen Zahnweh; es scheint tatsächlich, daß elektrische Wirkungen von dem Bernstein ausgehen, die den Schmerz zerstreuen; vielleicht ist auch so die Liebe der Alten für Bernsteinamulette zu erklären. Weiter ist die Rede von den Hyperboreern, die auf der Insel Elixoja im äußersten nördlichen Ozean nahe den Sternen ein seliges Leben führten. Man wäre geneigt, hier an Elysium zu denken. Daß Apollo dort geboren, könnte für einen Ursprung der Griechen höher im Norden benutzt werden. Besonders merkwürdig ist die Schilderung der Hyperboreer von Theopomp um 340 vor Christi. Er spricht von Millionen streitbarer Männer dort, die durch Steine und Bäume (das heißt wohl Keulen) sich töten, da sie kein Eisen haben. Also Vorbronzezeit! Auch das indische Sagenland Utarakuru jenseits des Himalaja wurde nach dem Alexanderzug von den Griechen mit den

Hyperboreern in Beziehung gebracht. Natürlich werden auch die vielgeplagten Amazonen nach dem hohen Norden verlegt; letzthin sind sie endlich in Südamerika zur Ruhe gekommen. Noch Plinius erklärte die Hyperboreer für ein historisches Volk; ja, selbst bei Adam von Bremen tauchen sie noch im elften Jahrhundert auf. Für den ältesten süd-nördlichen Verkehrsweg hält Nansen die Straße den Dniepr hinauf und dann, nach einer kleinen Landreise, die Weichsel hinunter. Für spätere Straßen hält er die, die längs der Donau und der Elbe herführte, und die von der Rhonemündung nach der Rheinmündung. Nansen schreibt den ozeanischen Wegen ein recht hohes Alter zu. Er glaubt, daß schon um 2000 eine Seeverbindung um Gibraltar nach Skandinavien ging. Es sei der Weg der megalithischen Denkmäler, der Riesengräber. Ich möchte hier aber doch entgegenhalten, daß es sich wohl nur um mittelbare Berührungen handeln kann. Nach Skandinavien kamen später arabische Münzen, nach China und dem Zambesi Römermünzen, aber gewißlich sind weder arabische Händler nach Skandinavien, noch römische nach Schansi und Schensi gekommen. Das älteste Zinn, das wahrscheinlich aus der Bretagne stammte, kommt schon im dritten Jahrtausend in ägyptischen Gräbern vor. Hier schaltet Nansen eine auffallende Betrachtung ein. Ihm scheint es möglich, daß das ägyptische Zinn von dem ostpersischen Drangiana herrührte. Und weiter, daß Bronze vielleicht sogar von China nach Troja gekommen sei. Wir stecken hier noch in den frühesten Anfängen drin. Die geologische Erforschung Persiens hat ja erst gestern begonnen. Wir können daher das Zinnvorkommen in Iran weder beweisen noch verwerfen. Für China könnte man anführen, daß zur Zeit des Plinius das chinesische Eisen am berühmtesten im Westen war. Man kann billig fragen, wie es möglich war, ein so schweres und doch nicht sehr kostspieliges Metall mit Vorteil über so ungeheure Strecken zu transportieren. Wie wir uns aber auch den Kopf zerbrechen mögen: die Nachricht steht einmal im Plinius. Übrigens war ja Bronze in homerischen Zeiten fast wertvoller als Gold. Sehr ausführlich und in neuartiger Weise behandelt der Verfasser das Kas-Volk, die Kassiteri, nach denen das Zinnland benamset wurde. Genug, es ist sicher, daß schon lange vor Pytheas die Handelswege nach dem Zinnland im Westen gut bekannt waren. Der Punier Himilko fuhr um 500 nach Norden; er kam zu den Oestrumniden. Dieser Name findet sich sonst nicht in der Literatur. Nansen deutet ihn auf die Bretagne. Einen ganzen Abschnitt widmet er darauf dem Pytheas. Verdientermaßen. Den Namen der Orkneyinseln und der Orkaden, die beide sicherlich mit den „Orkan" des Pytheas zusammenhingen, leitet Munch von einer Walfischart, Orka, ab, die in Norwegen und an den Küsten der Shetland, Farör und noch weiter vorkommt. Nansen glaubt, daß Pytheas tatsächlich die britischen Inseln umsegelt hat. Er nimmt an, daß er richtige astronomische Bestimmungen ausgeführt habe. Ja, er sucht zu beweisen, daß Thule Norwegen sei. Er zitiert

einen alten Astronomen, den Geminos von Rhodos, dafür, daß die Nacht dort nur zwei bis drei Stunden lang ist.

Neue Aufschlüsse brachten die Kriege der Römer. Eine Flotte kam bis zu den dänischen Inseln. Britannien und auch Irland wurden gut bekannt. Selbst die Hebriden wurden unter Claudius erforscht. Die Kenntnis des Tacitus reicht bis Estland.

Wiederum eine Erweiterung unseres Wissens bedeuten Jordanes und Procop, allein über die Shetlandsinseln kommen die Seefahrer Jahrhunderte lang nicht hinaus. Dagegen werden weite Gebiete in Nordrußland entdeckt. Die Schneeschuhläufer wird es freuen, ein sehr altes Bild von finnischen „Waldmenschen" mit Ski abgebildet zu sehen. Wie Nansen in einem früheren Werke seiner Durchquerung Grönlands ausführlich dargetan hat, stammt unser Ski von den lappisch-finnisch-tungusischen Suki.

Island wurde von irischen Mönchen entdeckt und besiedelt. Der erste Wikingerzug der Normannen wurde 793 unternommen. Verwandte von Harald Harfagr segelten nach Island. Reikjavik wurde ungefähr 874 gegründet. Erich der Rote, der übrigens nicht in Island geboren war, sondern in Norwegen, war der erste Polarfahrer. Er entdeckte etwas vor dem Jahre 1000 Grönland. In dem genannten Jahre waren schon so viel Leute dort, daß Olav Tryggvason empfahl einen Priester dorthin zu schicken, um die Leute zu taufen. Nansen nimmt an, daß die Gesamtzahl derer, die sich in Grönland niederließen, beinahe zweitausend betragen habe.

Nun kommt der Clou des Werkes. Grönland gibt Nansen zu, aber nicht die amerikanische Festlandsküste. Mit Gründen jeder Art, in einer anstrengenden Darstellung, bei der man den Autor förmlich schwitzen sieht, sucht Nansen darzutun, daß die ganze Überlieferung von Vinland eine Zusammenkoppelung von Märchen sei.

Die Frage ist äußerst dornig. Man kann hier nicht mit mathematischen Beweisen antreten. Die feinste Kritik, der niederen sowohl wie der höheren Art, wird erfordert. In letzter Linie aber handelt es sich um Gefühlswerte, um ganze Weltanschauungen. Ein Leser kann zum Beispiel gerade aus dem ganzen Stoffe, den Nansen mit vielem Fleiß zusammengetragen hat, Schlüsse ziehen, die denen des Autors entgegengesetzt sind. Ein solcher Leser wird es ohne weiteres dem großen Norweger zubilligen, daß die Mär von den glücklichen Inseln, daß so manche Sage, die überall auf der Erde auftaucht, — der Verfasser zieht sogar japanische Analogien heran — mit der Erzählung von Vinland verknüpft ist. Er mag es ferner für bedeutungsvoll halten, daß Björn Johnson, der Geschichtschreiber Grönlands, sagt: Vinland soll sich von Afrika her nach dem Norden erstrecken. Auf der anderen Seite zeigt aber doch gerade der Überblick der ungeheuren Entdeckungsliteratur, daß Fahrten in un-

bekannte Fernen fast immer zuerst sagenhaft verbrämt werden, und daß sie in der Überlieferung vollends ein phantastisches Gewand erhalten. Das hindert aber keineswegs, daß die Fahrten wirklich geschehen sind. Man nehme doch nur den Alexanderroman! Die Fahrt des Makedoniers nach dem Paradiese ist offenkundig Sage, aber im Hintergrunde steht doch der ungeheure Wikingerzug Alexanders nach Indien. Selbst für die Atlantis, an die man zwei Jahrtausende hindurch nicht geglaubt hat, hat jetzt Frobenius greifbare Unterlagen gefunden.

Der Unglaube der Hyperkritik ist eine bekannte Erscheinung. Strabo verlachte den Pytheas, der doch nur dreihundert Jahre vor ihm gelebt; jetzt ist der Mann von Massalia als einer der größten Entdecker aller Zeiten und Völker anerkannt. Auch die Länge eines Zeitraumes, die zwischen einer epochemachenden Reise und einem Bericht über sie verflossen ist, kann hier gar nichts entscheiden. Wenn Nansen geltend macht, daß erst Jahrhunderte nach Erich dem Roten seine Tat aufgezeichnet wurde, so kann man aus dem Buche Nansens selber ihm zeigen, daß die Fahrt Himilkos sogar erst nach einem halben Jahrtausend ihren ersten Erzähler fand.

Eine Beweisgruppe für sich bilden die Runensteine, die in Amerika aufgetaucht sind. Deren Zeugnis wäre schlechterdings unanfechtbar, nur liegt der Argwohn vor, daß die Steine gefälscht sind. Ich muß mich darüber eines Urteils enthalten. Jedenfalls aber muß ich raten, auch der weitgehenden Kritik Nansens vorläufig mit Argwohn zu begegnen.

Marie Ebners ethisches Vermächtnis/ von Ernst Heilborn

Sie trafen Marie v. Ebner-Eschenbach? Wie trug sie sich? — „Ein Kleid aus schwarzer Seide, ein wenig altmodisch, schien es". — Also Biedermeierkostüm? — „Beileibe nicht."

Die Jubiläumsausgabe der Ausgewählten Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach, (Gebrüder Paetel, Berlin) zeigt recht deutlich, was die ältere, nun schon recht altgewordene Generation, die der Marie Ebner selbst, in Buchausstattung zu leisten wußte. „Das war nicht viel." Es war solide, antworten wir, und manchmal wirkte es vornehm. Hier tut es das sicherlich; es paßt zu ihr. Undenkbar wäre es erschienen, diesen Bänden das moderne, kokette Kleid anzuziehen, und jede gesuchte Unmodernität wäre nicht minder geschmacklos erschienen. So präsentieren sich diese drei Bände beinahe zeitlos, wie sie selbst zu den Seltenen, Zeitlosen gehört. Sie sind in dunkelgraues Leder gebunden, die Goldpressung der Rückenleiste ist zart und stilvoll, ein lichtgrau marmoriertes Vorsatzpapier nimmt die Tönung des Deckels auf,

das Papier ist stark und unsatiniert, die Druckspalte ist schmal, die Frakturschrift mutet in ihren feinen Linien etwas altmodisch an. Es fehlt nicht an einer numerierten Ausgabe auf holländischem Büttenpapier. Alles irgend Extravagante ist vermieden, und doch fühlt der Liebhaber sich angezogen — er denkt an den Renaissanceschrank mit den Glastüren im Elternhause, in dem die wenigen Bücher standen und der immer verschlossen war — aus dem man trotzdem bei Gelegenheit einen Raub davon trug, um ihn heimlich zu verschlingen — betrogener Räuber, denn es war nichts Gepfeffertes an dem so wohl verwahrten und behüteten Gericht.

Man liest, und die Züge der bedeutenden und warmherzigen Frau werden klarer, die Augen scheinen lichter, und wirklich, sie trägt das ein wenig altmodische Kleid aus schwarzer Seide.

Man liest und genießt, und das ist das Beste. Man fragt nicht viel danach, wie diese Ausgabe zustande gekommen ist, so wenig, wie der Reisende die einzelnen Planken im Schiffsrumpf zählt. Man fühlt sich getragen. Allenfalls beschwichtigt man sich auch selber, wird man trotzdem gewahr, daß Lieblingsstücke, wie etwa „Krambambuli" und „Er laßt die Hand küssen" fehlen; dieser Reichtum war nicht in drei schmalen Bänden zu bergen. Sie schrieb nichts Überflüssiges, die Marie Ebner; jede Auswahl mußte Gewalt antun. Da man aber zu Ende gelesen, da man wieder Alltagsboden unter den Füßen spürt und das verlassene Schiff in den Wellen schaukelt, wird man es doch gewahr, daß in der Auswahl als solcher eine leitende Absicht war, man denkt daran, daß es Frau Ebner selbst gewesen, die sich aus dem Ihren diesen Schmuck zu ihrem achtzigsten Geburtstag ausgewählt.

Ich wähne: sie wollte in dieser Zusammenstellung ihr ethisches Vermächtnis geben.

Das klingt sehr übel. Ja, ich gestehe es: von allen Gefahren, die der Kunst drohen — und dieser lodernde Busch ist reich an Dornen —, scheint mir keine verfänglicher als ethische Absichtlichkeit. Kunst und Moral sind unvereinbar. In Frau Ebners Kunst aber ist das Mütterliche stark, man wähnt das Schöpferische des Naturprozesses nachempfinden zu können, und eine Mutter darf, ja muß erziehen; mit jeder Mutterschaft gibt Natur Erziehungsinstinkte.

Das wäre zunächst nur eine Entschuldigung, wenn auch eine herzgewinnende. Liest man aber die beiden Erzählungen des zweiten Bandes dieser Auswahl, „Nach dem Tode" und „Oversberg", in denen das thema probandum von der Erlösungskraft entsagender Liebe voll instrumentiert zum Ausdruck kommt, so überzeugt man sich bald genug, daß sie durchaus nicht thematisch komponiert sind. Vielmehr: einer sehr sicheren Charakteristik, verbunden mit feiner und überlegener Psychologie, ist die Führerschaft anvertraut. Das baut sich folgerichtig und lückenlos auf, wie das Sprossenwerk einer Leiter — der Jakobstraum, es

müsse in den Himmel führen, stellt sich ungerufen ein. Frau Ebner geht die festen und gesicherten Wege moderner Erzählungskunst — die Frucht vom Baum ihrer Erkenntnis fällt ihr dabei von selber zu. Weil sie sie von Anbeginn an, und vielleicht unbewußt, im Herzen trug.

Mutter und Tochter sind miteinander kontrastiert: die Gräfin die als kühl verschriene Frau; die schöne junge Komtesse voll Liebessehnsucht oder was man so nennt; „im Blütenkleide". Nur eine entscheidende Szene ist beiden gegeben, nachdem die Mutter von einer kindlichen Liebschaft der Tochter erfahren und den übermütig-ehrlichen Sponsierer verabschiedet hat: sie wartet auf den Leidenschaftsausbruch, ihr bangt vor dem Schmerz; sie begegnet einem Achselzucken. Ein Moment der Charakteristik also, aber die gesamte ethische Ernte, der die Scheuern geöffnet sind, kommt dadurch innerlich zur Reife. Denn das Komteßlein wird bald genug Braut eines angesehenen jungen Witwers sein, dem die bösen Zungen nachsagen, er besitze eine Seele, er habe sie selber nur noch nicht entdeckt. Sie offenbart sich ihm, die eigene Seele, und das unter Schmerzen. Sie heischt von ihm Trennung von der Braut; sie gebietet ihm, seinem Kind und seinen gealterten Eltern zu leben. Nun denkt man an jenes Achselzucken zurück und begreift, wie es innerlich alles ermöglicht hat. Man beugt sich zugleich dieser mütterlichen Weisheit, die bestes Menschendasein auf die Entsagung verweist und sich darin ihren Glücksschimmer sichert. — Das ist „Nach dem Tode", die Krone der gesamten Sammlung, das restlose Ineinanderaufgehen ethischer Normen und objektiver, psychologischer Erzählungskunst.

Es gibt Schriftstellerinnen genug, die nur Künstlerinnen sind. Frau Ebner bleibt in ihrem dichterischen Schaffen Weib. Man muß immer wieder von dem Mutterschaftsinstinkte bei ihr reden.

Was der zweite Band künstlerisch und seelisch zur Höhe führt, bereitet der erste Band leitmotivartig vor, es gelangt im dritten zu humoristischem Ausklang. Aber das seelische Pathos ist Frau Ebner doch naturgemäßer als der Humor, und so bedeutet der Schlußband eine leise Enttäuschung. Den Humor, soweit er sich mir überhaupt frauenhaft personifizieren will, stell ich mir mit aufgekrempelten Ärmeln und seifenschaumbedeckt am Waschfaß vor: ihm will das schwarze Seidenkleid nicht anstehn. Es ist aber Humor im schwarzen Seidenkleid, was Marie von Ebner-Eschenbach in dem Märchen von der „Prinzessin Leiladin" und den „Freiherren von Gemperlein" bietet.

In dem ersten Bande stehen nebeneinander: „Jakob Szela", „Maslans Frau" und der „Vorzugsschüler". Man hat es mit harten Charakteren zu tun, und, ohne daß ihnen das Geringste an ihrer Schroffheit genommen wäre, werden sie doch zu Blutzeugen für das Liebesevangelium dieser Frau. Jakob Szela, der Bauernrevolutionär, ist zugleich eine apostolische Erscheinung. Aber auch die Bäuerin, die mit fester Entschlossenheit den Eidesriegel vor ihre eigene

Liebessehnsucht schiebt, der Knabe, der vor der irregeleiteten Liebe seines Vaters in die Donauwellen flüchtet — sie müssen Bekenntnis dafür ablegen, daß Selbstentsagung Liebe heißt und daß solches Lieben höchstes Menschentum bedeutet.

Das klingt sehr harmlos, aber es ist beinahe revolutionär. Revolutionär wie alles, was ernst macht. Revolutionär wie das Christentum, bevor es die bequemen Kirchen baute. Man darf sich „Oversberg" darauf ansehn, diesen Oversberg, der die geliebte Braut freigibt, weil der halsstarrige Vater über seiner kleinlichen Weigerung in Krankheit verfällt; der mit ansieht, wie sie einem andern angetraut wird; der einen Ehebruch, der einer jüngeren, sinnenfrohen Generation beinahe als „Pflicht" erscheint, selbst in Gedanken weit von sich weist. Wir Heiden nehmen Ärgernis an ihm. Was aber Leidenschaft überwindet, muß doch auch eine Kraft sein, der Leidenschaft nicht unebenbürtig.

Wenn also ein ethisches Vermächtnis, dann in Kraft. Man müßte wohl überhaupt mit stumpfen Sinnen durch die Welt gehen, um anzunehmen, die Frau stelle das schwächere Geschlecht dar. Ihre Kraft ist nur eine andersgeartete.

Und das ist der letzte Eindruck, den man mit hinwegnimmt und in dem man von der schwarzen Seidenrobe scheidet.

Junius/ Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Avis au lecteur. Die liberalen Parteien wollens auch so gut haben wie die Sozialdemokraten und die Zentrumsleute und sammeln Geld, um sich zu organisieren und die Wahlen vorzubereiten. Aber das Geld kommt nicht ins Rollen, und die Häuptlinge sind verzweifelt. Auf den unbeteiligten Zuschauer machen die Werbeaufrufe in ihrem erzwungenen Lakonismus und mit den unterdrückten Seufzern einen kläglichen Eindruck. Es scheint, als ob es in der Natur der liberalen Gesinnung liege, sich nicht organisieren zu können; sie schwebt gern in den Rosenwölkchen des Idealismus und der europäischen Redensarten; und je feiner und differenzierter, aber auch je träger und ichsüchtiger sie ist, desto mehr widerstrebt sie dem Parteizwang. Naumann hat hier unlängst davon gesprochen, die Psychologie der politischen Passivität dargelegt und die Gefahren hervorgehoben, die für die politische und bürgerliche Freiheit in Deutschland darin liegen, daß die liberale Gesinnung vom politischen Kampf unbefleckt bleiben will. Er hat, aus Gründen des Taktes, einen Punkt übergangen: einen vor vielen wichtigen. Die Partei, die den Fortschritt auf die Fahne geschrieben hat, den Fortschritt quand même, den Fortschritt unter allen Umständen, muß durch Männer vertreten sein, die den Modernismus besonders würdig vertreten; durch Männer, die über andere erhöht sind; durch Männer, deren Bedeutung sich nicht damit erfüllt, daß sie das Parteiprogramm ableiern; durch . . . kurz:

durch Männer. Auch durch Parteisekretäre. Auch durch provinziale Persönlichkeiten mit lokalem Anhang. Auch durch eitle oder überzeugte Geldgeber, sofern sie das — vorausgesetztermaßen hohe — Bildungsniveau der Partei nicht kompromittieren. Aber diese Gruppe genügt nicht; genügt in keiner Partei weniger als in einer liberalen. Sie ist verloren, wenn sie sich mit mittlerer Geistigkeit begnügt; oder mit braver Parteiergebenheit; oder mit einer Überzeugungstreue, die in solider Beschränktheit ihre Wurzel hat. Wir wollen ganz offen und laut aussprechen, was alle Menschen empfinden, die durch ihre politische Orientierung und die Richtung ihrer Zukunftswünsche dem Liberalismus zugeführt werden, aber sich das richtige Augenmaß für menschliche Werte und politische Relativitäten bewahrt haben. Politik ohne Partei (sagen sie sich) ist eine Unmöglichkeit; aber eine Partei ohne starke Persönlichkeiten an der Spitze, ohne elastische, schwungvolle, geistreiche Männer, denen man unter Umständen sogar zustimmen kann, auch wenn man ihnen innerlich unrecht gibt, ist vielleicht bei jeder Partei auf die Dauer eine Unmöglichkeit, bei der liberalen aber eine Katastrophe. Denn sie sammelt nicht nur diejenigen um sich, die eine Art dilettantischen Freihandels bekennen und den reinen Rechtsstaat ersehnen (an sich übrigens ein sehr anständiges Ideal); sie ist auch der Ort, dem heute noch, und oft beinahe unbewußt, Intellektuelle und über die gemeinste Notdurft Erhobene zustreben, und darf nicht die Reize eines Ödlandes haben. . . Der Liberalismus ist heute nicht mehr, wie vor hundert, vor sechzig, selbst noch vor dreißig Jahren, der vorgeschobenste Posten des politischen Fortschritts; in England, in Frankreich, in Italien hat er sich erfüllt; dort hat er, orthodox geworden, den bekannten hippokratischen Zug bekommen und stirbt an seiner Wohlanständigkeit. Bei uns hat er zwar noch keine endgültige Erfüllung gefunden hat er noch eine hohe Mission — der Konstitutionalismus lahmt, der Polizeistaat gängelt, der Feudalismus drückt. Aber die Ehren des unbedingten Fortschrittums, der Auffaugung des konsequentesten Modernismus hat er in den Augen der Massen an den Sozialismus abgetreten. Was bleibt ihm übrig? Dieses: sich dem Publikum in der Mitte zu empfehlen; denen, die noch nicht oder nicht mehr Masse sind; den Stadtmenschen; den Freizügigen; den Unvermuckerten; den Persönlichen. Er wird das nie erfolgreich tun, wenn er bei der grauenhaften Liste seiner Kandidaten verharrt. Die paar Schwalben machen keinen Sommer; und ein Bürgermeister, der schwache Romane und unmögliche Theaterstücke fabriziert hat, ist so wenig eine Attraktion wie die biederen Vorsteher der Bezirksvereine.

In der Militärdebatte im Reichstag wurde ein altes Thema behandelt: der Ausschluß der Juden von der Offizierslaufbahn; aber der Ton macht das Lied, und der klang diesmal merklich anders. Früher war das Hauptargument der Linken gegen die Anomalie: sie sei verfassungswidrig. Klügere Abgeordnete, die den Juden wohlwollen, verhielten sich stumm, weil sie dieses Argument als

ein papiernes nicht in den Mund nehmen wollten und sehr wohl wußten, in welchen Tatsachen und Gesinnungen jene Anomalie ihre Wurzel hatte. Seit Lassalle sollte jeder die (längst vor ihm entdeckte) ewige Wahrheit kennen, daß eine Verfassungsbestimmung nur so viel Wert hat, als reale Kräfte in der organisierten Gesellschaft vorhanden sind, ihre Beobachtung zu erzwingen. Und die Gesinnungen der Offiziere, die nach altem und erprobtem Herkommen sich durch Zuwahl ergänzen und erneuern, sind bekanntlich antijüdisch und bilden eine höchst reale Gegeninstanz gegen jüdische Kollegen. Beeinflußt können sie nur durch die Stimmung in den Kreisen werden, mit denen sie gesellschaftlich zu tun haben; und diese vermögen sich aus tausendundeinem Grunde der Aufnahme von Juden in ihren gesellschaftlichen Verkehr, der Berührung, der Vermischung mit ihnen nicht zu entziehen. Auf die Stimmung im Volke kommts nicht an; sie ist zwar nicht begeistert judenfreundlich und derbe antisemitische Bekundungen gehören fast noch zum täglichen Brot; doch der Jude als eine wirtschaftliche und staatsbürgerliche Einrichtung ist ihm doch eine so geläufige Vorstellung, daß er jüdische Richter und Lehrer wie eine selbstverständliche Naturerscheinung hinnimmt. Aber auf die Gesinnung in den höheren Gesellschaftsschichten kommt es an; und die ist nicht mehr so ablehnend wie früher. Aus der Mitte, wo Zentrum und Nationalliberale sitzen, klangen gar liebliche Schalmeien. Der eine verwies auf die (allerdings staunenswerte) Tatsache, daß in den Freiheitskriegen sechzehn Ghettojuden für ihren deutschen Heroismus mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden seien; der zweite darauf, daß im sonstigen Europa überall israelitische Offiziere bis in die höchsten Stellen zu finden seien, ohne daß die Heere Einbuße an Schlagkraft erlitten hätten; der dritte machte gar den soldatischen Tugenden der Ebräer eine artige Verbeugung. Der belfernde Antisemit fühlte sich vereinzelt und mußte einen Rückzug antreten. Der Kriegsminister lavierte wie billig: denn auch auf ihn kommts (im Ernst) ja nicht an. Es wird unmöglich sein, Söhne von Juden, die in kaiserlichen Automobil- und Yachtklubs eine nicht zu übersehende Rolle spielen, in alle Zukunft aus dem Offizierkorps auszuschließen. Es wird unmöglich sein, zu übersehen, daß Juden (der gesättigten Gruppe) in dem offiziell geforderten Patriotismus nicht weniger leisten als ihre christlichen Mitbürger. Und es wird noch unmöglicher sein, zu vergessen, daß nirgends besser gegessen und pokuliert wird als bei jüdischen Bankdirektoren und Geheimen Kommerzienräten.

Auf den Berliner Professorenstreit hier einzugehen, wäre müßig, wenn er nicht einen der mancherlei faulen Punkte im Organismus der deutschen Universitäten mit grellstem Blitzlicht beleuchtete. Ein junger Nationalökonom, begabt, anstellig und . . . reich — auch das gehört zum Bilde: denn in der heutigen Universitätswissenschaft ist Reichtum leider ziemlich oft ein Merkmal der Begabung —: ein junger Gelehrter schreibt als Professor der Posener Akademie ein Buch, das die wirtschaftliche und gesellschaftliche Struktur des

Polentums bloßlegt. Es wird als das Polenbuch bekannt, beinahe berühmt (beinahe); und der Verfasser der Regierung ein offenbar unentbehrlicher Berater, jedenfalls eine Autorität für polnische Angelegenheiten. Als Lohn für diese Leistung, oder weil ihn die Zentralstelle als so eine Art Nachschlage- oder Rezeptenbuch „zur Hand" haben will, wird er als ordentlicher Professor der Nationalökonomie an die Berliner Universität berufen. An die erste Hochschule Deutschlands. Ohne daß die Fakultät befragt worden wäre. Im Verordnungswege. Das rein wissenschaftliche Gepäck des Vierunddreißigjährigen ist gering; das Polenbuch ist eine publizistische Leistung, keine wissenschaftliche; und wir erinnern uns, daß viele ganz bedeutende Gelehrte nie in ein Ordinariat, geschweige nach Berlin oder München kommen. Der junge Mann nimmt zwar die Berufung an die Seite von Schmoller und Wagner an, verzichtet aber freiwillig, darauf um den Zorn der Fakultätsgewaltigen zu besänftigen, eines der großen nationalökonomischen Hauptkollegien zu lesen; wenigstens zeitweilig. Aber die Zeit wird ihm zu lang, er beginnt, der unwillkommene Eindringling, dennoch zu lesen und . . . die älteren Herren protestieren aus Gründen, die, scheint es, auch aus dem Konkurrenzgefühl geboren wurden. Die Welt ist sprachlos; nicht nur die deutsche. Man hört Marktgeräusche und muß an unlauteren Wettbewerb denken. Man muß aber auch an Fichte und Wilhelm von Humboldt denken, an den Geist, in dem sie die Mission des Universitätslehrers erfüllten . . . Der Minister ringt ohnmächtig die Hände und sucht nach einem Mittel, den Professor zu versetzen, den sein Vorgänger eigenmächtig nach Berlin berufen hat; aber der Professor ist weder ver- noch absetzbar. Welches Futter für den materialisierten deutschen Philister, wenn er Gründe findet, die ihm ein Recht geben, den deutschen Gelehrten nicht mehr rückhaltlos zu achten: als ein Wesen, das noch nicht in den Kreislauf des Geld- und des Konkurrenzsystems gezwungen werden konnte. . . Der Fall legt fast sämtliche Gebrechen des Universitätsbetriebes bloß: Reichtum als Vorbedingung einer gedeihlichen akademischen Laufbahn; die Verbeamtung des Professors, der ins Netz der behördlichen Bevormundungspolitik einbezogen wird; Greise, die sich den Wettbewerb der Jugend durch staatliche Monopole zu sichern suchen. Er wird die Augen öffnen helfen.

Herr von Bethmann Hollweg erklärte im Reichstag, katholischen Geistlichen und Lehrern, die den Antimodernisteneid geleistet hätten, werde der Unterricht an Gymnasien im Deutschen und in der Geschichte hinfort nicht mehr übertragen werden. So die eine Lesart. Die zweite fügt bedeutungsvoll hinzu: in der Regel. Die erste Lesart ist für die Protestanten, die zweite für die Katholiken bestimmt. Und wir leben in einem paritätischen Staate, in dem die Zweideutigkeit die Regel ist.

Anmerkungen

Theologieprofessoren

Als der Rationalismus in die Romantik umschlug, flüchteten die geistigen Führer der Katholiken nicht in Schleiermachers Gefühlsreligion, sondern in die Orthodoxie zurück, weil sie aus dem Schicksal der protestantischen Theologie den irrigen Schluß zogen, der Christenglaube sei an das altkirchliche Lehrsystem gebunden, aus dem man kein Glied herausbrechen könne, ohne das Ganze zu gefährden und in den Atheismus hinabzugleiten. Der Lehrprimat galt als harmlos; denn diesseits der Alpen wurde man vom Papste so gut wie nichts gewahr; seine Funktionen schienen auf die Bestätigung der Bischöfe und die Erteilung von Dispensen zusammengeschrumpft zu sein. Aber der theurgisch-hierarchische Geist des Mittelalters war in Rom lebendig geblieben, und als die moderne Verkehrstechnik, welche die Entfernungen aufhebt und auf allen Gebieten die Zentralisierung fördert, sich auch der Kurie zur Verfügung stellte, wurde die im Dogma enthaltene theoretische Papstgewalt praktisch und aktuell, ward die ganze katholische Welt in den Bannkreis abergläubischer Meinungen und Bräuche hineingezogen und den Erneuerern des Katholizismus die philosophische Begründung ihres Glaubens und die Kritik kirchlicher Übelstände verboten. Sie begehrten auf gegen Rom, aber vom Volke, dem sie den Glauben an die göttliche Einsetzung des Lehr- und Jurisdiktionsprimats eingepflanzt hatten, wurden sie der Inkonsequenz beschuldigt und als Abtrünnige im Stich gelassen. Es hängt jetzt um so inniger an dem eingepflanzten Glauben, weil es eine feste und klare Weltanschauung für die zuverlässigste, wo nicht die einzige Grundlage der Sittlichkeit hält, und weil ihm für seine Kinder bangt in dem Chaos gefährlicher ismen und Strömungen, die zwar willkommnen Stoff liefern für Kaffeehausgespräche und Zeitschriftenaufsätze, aber keine Lebensnorm für Jünglinge und Jungfrauen. Auch die Exzesse des gegenwärtigen Papstes vermögen die deutschen Katholiken an ihrem Glauben noch nicht irre zu machen, weil Studium und anhaltendes Nachdenken dazu gehört, die Bedeutung dieser Kundgebungen zu erfassen. Dazu haben jedoch der katholische Justizrat und der katholische Sanitätsrat so wenig Zeit wie der politisch und sozial voll in Anspruch genommene Pfarrer, und finden sie einmal die Muße dazu, dann — hüten sie sich davor, um in ihrer abgeschlossenen Überzeugung (eine solche wird ja stets als ein Glück empfunden) nicht irre zu werden.

Aber der Professor der katholischen Theologie! Sein Beruf ist es, diese Dinge zu studieren und über sie nachzudenken! Er weiß, daß die ersten Jahrhunderte der christlichen Ära vom Primat des römischen Bischofs nichts gewußt haben, daß dieser Primat ein Produkt der historischen Entwicklung ist, daß die Kurialisten dieser Entwicklung mit Fälschungen nachgeholfen haben (daß er daran erinnerte, war eines der Verbrechen des unglücklichen Prinzen Max). Er weiß, daß die fränkischen Bischöfe des neunten Jahrhunderts den Glauben an Hexerei als sündhaften Aberglauben verpönt haben, daß dagegen ein Papst des fünfzehnten Jahrhunderts diesen Aberglauben als Bestandteil des christlichen Glaubens verkündigt, die Aufspürung und Aburteilung der vermeintlichen Hexen geboten und dadurch die abendländische Christenheit zu den Greueln der Hexenprozesse verführt hat, die alle Greuel überboten, mit denen heidnischer Aberglaube und Fanatismus die Menschennatur geschändet haben, daß also: dem Papste den Lehrprimat einräumen,

soviel heißt, wie den Blindesten der Blinden der Menschheit als Führer aufdrängen. Der Professor weiß, daß die Hierarchie nur bis ins zwölfte Jahrhundert die Kultur gefördert, von da an ihren Fortschritt gehemmt hat, daß die von protestantischen Obrigkeiten hergestellte bürgerliche Ordnung dem Reiche Gottes, einem Reiche der Gerechtigkeit, der Vernunft und des Friedens, weit näher kommt als irgendeine Periode des anarchischen Mittelalters, als der glücklicherweise verschwundene elende Kirchenstaat, als die südamerikanischen Republiken und Spanien, und daß sich die Kurie jeder Verbesserung, wie eben jetzt wieder der Eindämmung der zum Schaden des Landes wuchernden geistlichen Orden in Spanien, aus hierarchischer Selbstsucht hartnäckig entgegenstemmt; und trotz alledem muß er, der Professor, die Autorität des kirchlichen Lehramts, die praktisch mit der des Papstes zusammenfällt, als unfehlbar anerkennen, muß schwören, daß er allen dogmatischen Entscheidungen und Disziplinarverordnungen, die dem gegenwärtigen Papste zu erlassen beliebt hat, und natürlich auch denen, die ihm zu erlassen noch belieben wird, nicht bloß sich äußerlich unterwerfe, sondern innerlich zustimme, was auch noch das Gelöbnis involviert, seine Schüler zu belügen, denen er nicht verraten darf, was er weiß. (Der katholische Klerus vermag nur noch kulturfördernd zu wirken, soweit er unter dem Einfluß und der Kontrolle der Protestanten und andrer „Kirchenfeinde" steht; welche lächerliche Anmaßung, daß dieser Klerus, der für sich allein nicht einmal eine christliche Ordnung auf Erden zustande bringt, mit seinen Zauberformeln den Himmel erschließen zu können sich einbildet!)

Der Professor weiß: kein guter und edler Mensch heutiger Zeit glaubt noch, daß Gott wegen des Ungehorsams eines Menschen — nur die verhältnismäßig winzige Zahl der Auserwählten, die der „Erlösung" teilhaft werden, ausgenommen — das ganze Menschengeschlecht: Milliarden, vielleicht Billionen Menschen zu ewigen seelischen und leiblichen Qualen verurteilt habe. Der Gottesbegriff, den das Erbsünddogma voraussetzt, konnte einem antiken Manne wie Augustin erträglich erscheinen und war durchaus kongenial den „christlichen" Obrigkeiten des siebzehnten Jahrhunderts, die den Henker um so reichlicher lohnten, je besser dieser die teuflische Kunst verstand, die Opfer ihrer sogenannten Justiz monatelang zu foltern, ohne sie zu töten; im Zeitalter des Arbeiter-, Kinder- und Tierschutzes und des humanen Strafvollzugs ist dieser Gottesbegriff die entsetzlichste aller Gotteslästerungen. Der Professor weiß, daß mit dem Höllenglauben das ganze Dogmengebäude zusammenbricht, das Paulus, die Kirchenväter und die Scholastiker darauf errichtet haben. Er weiß es: soll auch in der neu angebrochenen Kulturperiode der Segen für Gemüt, Ethos und Sozialleben erhalten bleiben, den die Menschheit aus dem Christentum zu schöpfen vermag, so müssen dessen anstößige Dogmen als Symbole aufgefaßt werden, die bei geschickter Verwendung pädagogischen Wert haben, und muß die antichristliche, pharisäisch-heidnische Gestaltung des römischen Kirchenwesens als Produkt der geschichtlichen Entwicklung begriffen und entschuldigt werden. Und dieses einzige Mittel, das Christentum in eine neue Kulturperiode hinüberzuretten, soll der unglückselige Professor als verabscheuungswürdige modernistische Ketzerei verdammen! Macht er aber von dem den Hochschullehrern bewilligten Dispens Gebrauch, so muß er sich vom Papste die beschimpfende Insinuation an den Kopf werfen lassen, er tue es nicht aus Gewissenhaftigkeit, sondern aus feiger Menschenfurcht. Gräßliche Situation!

Der preußische Kultusminister hat ja recht: es war bisher eine Wohltat für die angehenden Kleriker, daß sie die Universität besuchen mußten, und es war nützlich fürs Volk und für den Staat. Aber die ver-

blendete Kurie führt ihren fanatischen Krieg gegen die Vernunft und gegen die Forderungen der Zeit zu Ende. Sie wird nicht ruhen, bis der Staat gezwungen ist, den Herzenswunsch der Bigotten zu erfüllen und die katholisch-theologischen Fakultäten aufzuheben. Die Geistlichen werden dann, abgesperrt von jedem Luftzuge moderner Erkenntnis und modernen Fühlens, in Seminarien gedrillt werden, der deutsche Klerus, der durch wissenschaftliche Bildung, durch Tüchtigkeit in der Seelsorge, durch politische und soziale Wirksamkeit eine geachtete und einflußreiche Stellung behauptet, wird auf die Stufe des französischen, des italienischen hinabsinken, und die katholische Kirche Deutschlands wird zu einer Gruppe von Betschwesterkonventikeln zusammenschrumpfen. Daß die Professoren der übrigen Fakultäten durch den Beschluß des Ausschusses des deutschen Hochschullehrertages zwischen sich und den Theologen, die den Antimodernisteneid leisten (oder verraten, daß sie die Gesinnung der Schwörenden teilen) einen unüberbrückbaren Graben gezogen haben, wird den Umwandlungsprozeß beschleunigen.

Karl Jentsch

Kleinere Schriften von Jakob Grimm

Unter den Lobsprüchen, mit denen heutige Rezensenten neue Bücher auszuzeichnen pflegen, stößt man nicht selten auf die Versicherung, daß der Autor die Sprache beherrsche. Wenn es nun gestattet wäre, den Kritiker zu fragen, ob er sich der Tragweite solchen Lobes auch bewußt sei oder gar es vermöchte, sie anzugeben — würde die Antwort einer irgendwie strengeren Voraussetzung entsprechen? Würde sie enthalten, daß jenes Herrschertum nicht allein sinnliche Kraft bedeutet, allezeit imstande, Erlebnis in Ausdruck umzusetzen, feinstes Musikgefühl, Lebendigkeit und Farbigkeit der Phantasie (durch die das ganze Morgenland hindurchschweben müßte), stärkste Reizsamkeit des Bildens, Neigung und Geschick zum Vergleich, Reichtum an Synonymen und wieder leichtherzige und doch sichere Auslese des Worts? Würde sie enthalten, daß es, all dessen kaum geachtet, vorerst Geschichte und Gesetz der Sprache, Anatomie ihrer Bildungen, Biologie ihrer Verbindungen ist, was ein solches Herrschertum zumindest bedinge? Ich zweifle nicht, daß, so geprüft und beschwert, das voreilige Lob bald spärlich werden dürfte, vollends, wenn ein Schriftsteller genannt wird, auf den es im allerhöchsten Maße zutrifft, so daß er, umgeben von Bewunderung, als Beispiel erscheint. Es ist Jacob Grimm, und man muß, um das zu verstehen, seine „Kleinen Schriften" lesen, die der Verlag Meyer & Jessen soeben in einer fein getroffenen Auswahl (und in hervorragender, von Lucian Bernhard besorgter Ausstattung) herausgegeben hat.

Zweierlei ist die Bedeutung dieses Buchs: einmal in seiner Form, dann in der Gestalt seines Verfassers; beide Ausdruck reinsten Adels. Deutschestes Deutsch steht hier ehern und lauter da. Würde unsere Sprache einmal wie die der Alten aus dem Leben in die Wissenschaft niedersinken, — hier hätten die Schulen ihren Cicero. Mit höchster Vollendung sind diese Sätze gebaut, komponiert, auf einander gestimmt. Fremdwörter wird man vergebens suchen; sie sind nur gebraucht, wenn grammatikalisch erörtert wird: Syntax, Flexion, sonst alles deutsch mit der heute wohl schon leise altertümlich anmutenden Sorgsamkeit einer Übertragung aus einem klassischen Prosaisten. Daß Grimm einer Zeit angehörte, die noch von der Philologie beherrscht ward, mag man seinen Satzgebilden freilich anmerken, die manches Mal in Schachtelungen sich verwirren, immer aber von sicherer Hand Auflösung finden. Wie ferne Berge um eine harte Landschaft dämmern, spielt der matte Schein einer leisen Latinität in das herbe

germanische Wortgefüge. Dennoch bleibt Grimm allem Pedantischen fern, geißelt es sogar in einem von Gerechtigkeit strahlenden Aufsatz, welcher die Nachteile und Gebrechen der geliebten Sprache, die Vorzüge mancher fremden ohne Scheu bekennt. Freilich kann er sich selbst nicht ganz von solcher Halsstarrigkeit befreien und reizt uns, indem er z. B. anstatt „bellte" das starke Präteritum „boll" verwendet, zu dem gleichen Tadel, mit dem er gewisse Pedanten ins Herz trifft. Aber zu welch seltenen Bildern gelangt er hin! Weil er nie ein Wort vernimmt, ohne sich seiner ersten Bedeutung bewußt und im Einklang mit ihrem Ursprung zu sein, scheinen die Wörter selbst das Kleid ihrer Abgebrauchtheit und Gewöhnlichkeit abzuwerfen und stehen nun -- auch die unseltenen und dienenden! — auf einmal in einem rührenden Glanz vor uns da! Daß er manche Wendungen wiederholt, mag ihm zum Tadel auslegen, wer Geschmack dazu besitzt, aber er vergesse dann nicht, daß es die „Waffen aus Grimms Büchern" sind, mit denen er sich Fehde zu führen anschickt. Wir anderen sind so in Bewunderung befangen, daß wir lieber — gleichsam noch im Lauschen festgehalten — hingelehnt bleiben und den Schatten des ehrwürdigen Mannes mit vielen Sehnsuchtskräften inbrünstig heraufbeschwören.

Aus seiner Selbstbiographie erfahren wir sein stilles Leben mit Büchern, sehen ihn mit seinem geliebten Arbeitsgefährten und Bruder, dem sanften Wilhelm, in der Bibliothek zu Kassel schreibend und studierend, voll innerer Erregungen, dahinleben. Mit dem Tod des Kurfürsten bricht das Idyll ab. Ein neuer Vorgesetzter macht die liebgewordenen Räume schwer, und die Brüder entschließen sich, einem akademischen Ruf von Göttingen her zu folgen. Wieder Stille. Arbeit. Da — aufs neue durch einen fürstlichen Tod — heftigster seelischer Kampf. Der neue König hat die Konstitution gestürzt und die Eide der Bürger zerbrochen; die Universität findet den Mut nicht, sich allein zu widersetzen. Nur die Grimm und fünf andere Professoren beugen sich nicht, geben ihren Eid auf die Verfassung nicht auf und erheben sich endlich mit einer wohl ehrerbietigen, aber entschiedenen Erklärung gegen die Krone. Entlassung ist die Folge. Doch jetzt richtet sich der Getroffene hoch auf und schreibt in vier Tagen unter dem Titel „Meine Entlassung" eine glühende Selbstverteidigung, ein prachtvolles Beispiel männlichen Mutes, mit jedem Wort Reinheit ausatmend, an Festigkeit, Stolz, innerer Kraft jeder römischen Größe gleich. — In Berlin dann webt sich das Leben der Bücherstille leise fort. An der Akademie hält er hie und da einen Vortrag über eine Frage seiner Wissenschaft oder, lieber noch, darüber hinaus, allgemeines Gebiet betretend. Wir hören ihn über Schiller sprechen, über das Wesen der Tierfabel, über Lehren und Lernen, über „italienische und skandinavische Eindrücke", voll von herrlichen Schilderungen, Gedankenfiguren, Wissenschaftslinien, alles von einer zentralen Idee überwölbt: dem Vergleich mit Deutschland. Und, schon hoch im Alter, sich zum Troste, spricht er über das Greisentum: bescheidener, leiser, edler als Cicero.

Von den Reden, die aus seiner eigenen Disziplin gehoben sind, scheint mir die auf den Tod Lachmanns, der ihm mehr entgegen als zur Seite stand, die bedeutendste, menschlich wenigstens weiteste, zu sein. Reinste Gerechtigkeit durchflutet sie lautlos. Jene über den Ursprung der Sprache stützt Herders Theorie mit neuen Gründen. Wohl mag manchem ein Lächeln entkommen, wenn er liest, wie gegen die geoffenbarte Sprache polemisiert wird (sofern man dieses Wort bei Grimm überhaupt gebrauchen darf), vollends aber, wenn allen Ernstes die Frage der ersten Menschen erörtert und es als „sehr wahrscheinlich" hingestellt wird, daß „mehr als ein Paar erschaffen wurde". Was dafür wundervoll ist, das sind die fast immer dichterischen Anfänge der Reden, zum Beispiel: wenn Grimm, ehe er zu Schiller

kommt, den Besuch Petrarcas in Köln beschreibt: „Es war Johannisabend, er sah Scharen Volkes wallen an des Rheines Ufer, zierlich gekleidete, mit Kräutern gegürtete Frauen ihre weißen Arme aufstreifen und zum Strom tretend unter Gesängen oder leise gemurmelten Sprüchen diese Kräuter in die Flut werfen". Wundervoll sind auch die Bilder, die er über sich selbst gebraucht, der an dem „stillen Brunnen" des Mittelalters getrunken, der „in die rauhen Wälder unserer Vorfahren einzudringen suchte, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend". Und sieht man ihn nicht hier, versponnen, an Bäumen vorüberwandeln? „Wie freute ich mich innig, im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der anderen Seite herkam, zu stoßen; nickend und schweigend gingen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehn." O edles, verehrungswürdiges Bild! Uns Schiffbrüchigen der Wissenschaft für unsere Sehnsucht hingestellt. (Der alte Justi in Bonn ist noch einer, der ihm gleicht.) Seitdem Wissenschaft nicht mehr Wissen und Forschung, sondern Kritik und Abstraktion ist, hat auch sie ihre Romantik, und alle, die von solchen Sternen verlockt, ihr nahen, müssen an ihr wie am Leben: entweder an der Sehnsucht oder an der Erfüllung — scheitern.

Felix Braun

Büchernotizen

Hermann Kretzschmar ist eine Persönlichkeit unter den Musikhistorikern. Sein Stil verbindet Wissen und Geschmack, sein Blick ist durch die Geschichte nicht getrübt für die Fragen und Interessen der Gegenwart. Man liest mit besonderem Vergnügen in den „Gesammelten Aufsätzen über Musik", die jetzt aus seiner Mitarbeiterschaft an den Grenzboten (Grunow, Leipzig) gewonnen sind. Die Rezensionen aus den Leipziger Neuesten Nachrichten sind eingefügt. Die allgemeiner interessanten Aufsätze aus den Grenzboten waren schon unter dem Titel „Musikalische Zeitfragen" gesammelt. Das neuere deutsche Lied, die Klaviermusik, eine ausführliche Wertung von Brahms, Bach und Händel in unserer Zeit sind die breiter behandelten Themen. Aus allen Ecken der Forschung und Praxis, der nützlichen und der gefährlichen, kommt das kleinere Material: zum Beispiel die Herrschaft der Klavierfirmen. Aber es geht über die Musik hinaus: bis zu allgemeinen Kulturfragen, bis zu Bismarcks Briefen. Ein Charakter entwickelt sich, ein echter deutscher, protestantischer Freiheitskopf. Ein klarer, doch eigener Geist führt uns. Kaum ist ein Rest akademischen Systems zu spüren; die lebendige Anschauung, das warme Gefühl setzt auch den schwierigsten Stoff in ein Erlebnis um. Ambros war ein wunderbarer Phantasiemensch, Riemann ist ein strenger Tatsachenmensch, Kretzschmar steht in jenem angenehmen Verhältnis zu beiden Extremen, das in der deutschen Forschung ebenso selten wie fruchtbar ist.

Ich empfehle Max Grafs „Die innere Werkstatt des Musikers" (Enke, Stuttgart) den vielen, die auf eine gut fundierte Art darüber belehrt sein wollen, wie man komponiert. Der Verfasser arbeitet historisch. Er studiert die Skizzen alter Meister und vergleicht die Erzählungen über ihre Entwürfe. Er stellt die verschiedenen Methoden hin, in denen das musikalische Werk empfangen, gestaltet, erarbeitet, verbessert wird, und weist die Typen auf, die sich in der ursprünglichen musikalischen Konzeption, original, epigonisch, gewerblich unterscheiden, den Weg aus dem Unbewußten, die äußeren Motoren, die Skizzenform, das Handwerk, die Selbstkritik, den Prozeß des Aufschreibens. Es ist ihm gelungen, ohne Verstiegenheit, vielleicht etwas zu sehr unter dem Einfluß einer allzu biederen und gemeinplätzigen Ästhetik. Das Hauptkontingent stellt Beethoven, dessen Gestaltungsprozeß nicht nur der reichste an Schmerzen

und Zweifeln war, dessen Skizzenbücher auch in seltener Vollständigkeit erhalten sind.

G. J. Kern hat die Monographie Blechens geschrieben (Bruno Cassirer, Berlin), des Altberliners, dessen Kunst sich in Menzel und Böcklin spalten sollte. Die ausgezeichneten Illustrationen geben viel unbekanntes Material, das uns historisch sehr überrascht. In ruhiger und sachlicher Sprache führt Kern mit großem Verständnis für verschwiegene künstlerische Prozesse das Leben dieses Neuentdeckten vor, der jetzt seine Stube in der Nationalgalerie hat. Die akademischen Anfänge, die Romantisierung durch Dahl und Friedrich, das Intermezzo der effektvollen Arbeit für Theaterdekoration, die italienische Reise mit ihren schnellen und malerisch lebendigen Impressionen, die Anwendung dieser Erziehungen und Erlebnisse auf die nordische Landschaft: so vollzieht sich ein sympathisches Stück Kunstgeschichte in einem persönlich starken, sachlich nur vermittelnden Charakter, der unsern Geist durch seine Ehrlichkeit, unser Herz durch seine Tragik rührt.

Ein gutes Buch, weil eine persönliche Aussprache, ist das Leistikowbuch von Lovis Corinth (Paul Cassirer, Berlin), dem man außer vielen Textbildern zwei Originalradierungen beigab. Sein innerer Wert liegt in der Wärme, mit der ein Berufsgenosse über seinen früh abberufenen Freund hier spricht, sein äußerer in der Erweiterung auf das Bild des Berliner Kunstlebens, das um das Schaffen von Leistikow sich natürlich gruppiert. Die Vereinigung der Elf, die Sezession, die Gründung des Künstlerbundes umschließt alles, was es an neuen Interessen für die Kunst hier gab. Corinth liegt es weniger die innere Werkstatt Leistikows, seine merkwürdige Entwicklung von Gude zum Impressionismus und sein organisches Verhältnis zur Dekoration nachzuempfinden, als die wunderbare Kraft zu schildern, die von seiner großen Persönlichkeit ausstrahlte. Indem wir ihn durch das Leben begleiten, enthüllt sich ein kurzes, aber starkes Stück Berliner Historie, das noch niemand so intensiv schilderte. Ein Protokoll der Elf ist faksimiliert — heute schon Geschichte. Die Gedächtnisrede Liebermanns auf Leistikow ist neben anderen Briefen und Dokumenten seiner organisatorisch-schriftstellerischen Tätigkeit aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich des Büchleins von Max Osborn über „Berlin", das für das Werden der Stadt, ihre geringen, aber reizvollen historischen Schönheiten, das Krüger-Menzelsche Berlin im Text und in den fein gewählten Bildern eine glückliche Arbeit war. Als Gegenspiel erschien dann Schefflers „Berlin", die charaktervolle Auseinandersetzung mit dem eindringenden Amerikanismus, eine Kritik der Stadt, aus Haß geschrieben, in Liebe gestaltet, voll stolzer Entwertungen und sehnsüchtiger Träume in das impressionistische Abendlicht leistikowscher Stimmungen.

„Vielleicht gibt es zu dieser Stunde schon irgendwo verborgene Künstler, die mit geistigem Streben und malerischen Versuchen freiwillig in elenden Ateliers hausen ... sie wiederholen vielleicht schmerzlich ins Leere denselben Gedanken, den universellen, dem sie eine allen verständliche Sprache leihen möchten. Fiat lux. Werde es denn Licht." Probe aus einer Übersetzung eines Bürgerschen Essais über neuere Malerei, Brüssel 1857. Die epochemachenden Kunstessais Thorés, der unter dem Namen Bürger schrieb, dessen Erkenntnis wir unsere Stellung zu den Niederländern und der Regeneration in Fontainebleau verdanken, sind in drei Bänden „W. Bürgers Kunstkritik", von Schmarsow und Klemm bearbeitet, bei Klinkhardt und Biermann erschienen. Jetzt haben wir Bürger, Fromentin, Delacroix, Pater, Zola, Goncourt (bei Zeitler) in unserer deutschen Bibliothek, die Begründer unserer Anschauung und unseres Stils.

Oskar Bie

Der Dom

Es paßt nicht in den Ton der Zeit, wenn ich eine Sammlung frommer christlicher Lieder empfehle, die ein schwäbischer Pfarrerssohn mit Treue gesammelt und mit einem sicheren, zartnervigen Schönheitsempfinden ausgewählt hat. Wir sind heute mehr für das Massive und Brutale, entweder für heftige Erotik oder doch mindestens für amerikanische Perspektiven und jene durch Cooks Reisebureau in die Welt gesetzte Literatur der erotischen Farbenpracht, die jetzt in Blüte steht und sich doch zu ihrem Vorfahren Karl May nicht bekennen mag.

Dennoch sei es gewagt, harmlosen Leuten ein schönes Liederbuch zu empfehlen: den „Dom" von Martin Lang (Verlag M. Mörike, München). Da sind von einem Kenner, dessen sorgfältige Arbeitsweise und feinen Instinkt ich in der langen Arbeit am „Lindenbaum" schätzen lernte, die frommen Lieder unsres Volkes, von den uralten halbheidnischen „Segen" bis zu Gerhardt und Novalis ausgewählt. Dazu gehörte nun nicht bloß der Geschmack eines Mannes mit feinem Ohr, der echte Lyrik von falscher unterscheiden kann, sondern auch noch eine empfindliche Witterung für das Religiöse dieser Lieder, denn es galt wohl ebensosehr das religiös Unechte auszuscheiden wie das lyrisch Unoriginale. Diesen doppelten Geschmack hat Martin Lang in seiner Sammlung bewährt, und es ist schade, daß es sich um altes Volksgut des deutschen Christentums handelt und nicht um Sagen der Samoaner oder Liebesbräuche der Papuas, sonst wäre das Büchlein schnell in jedermanns Händen. Aber vielleicht hat da und dort ein Bücherfreund die seltene Gerechtigkeit, deutschem Christentum ein ähnlich objektives Interesse oder auch Wohlwollen entgegen zu bringen wie japanischen und indischen Dokumenten; der wird dann mit Liebe und Erstaunen sehen, daß ein großer Teil dieser frommen Lieder weit schöner und übrigens auch weit undogmatisch lebendiger ist als die meisten von allen den buddhistischen oder altchinesischen Gesängen, an denen wir jetzt unsere berechtigte Freude haben.

Hermann Hesse

Au bonheur des Bibliophiles

„Trüffeln und Bücher wittre ich von ferne," sagt der fürtreffliche und weise Abbé Hieronymus Coignard, der Sproß der fröhlichen Wissenschaft unseres sehr lieben Anatole France. In der Behrenstraße bei Asher gibts jetzt für den book-worm etwas zu wittern von Pergament und Japan und van Gelder-Bütten mit den erlesenen Texten aller Kulturen. Auf Schautischen zu Stillleben vereinigt, in Regalen zur Bücherwand aufgereiht, bietet sich das gastfreieste Studio.

Man wühlt in der Fülle, und die Finger streicheln zärtlich über samtiges Wildleder und das Craquelé-Geäder tieftoniger Maroquins. Die Kostbarkeiten der Bibliophilie überwiegen, aber auch das Gebrauchsbuch in reiner sachlicher Qualität fehlt nicht. In Frankreich, in dem solche bescheidene Tugend lange vernachlässigt ward, macht jetzt der Verleger Conard gute Gesamtausgaben der Großen, Flauberts und Maupassants (das Papier trägt den Namenszug des Dichters), und Balzac wird folgen.

Das sind höchst anständige Bände und viel erfreulicher als die unfruchtbaren und gar nicht buchmäßigen französischen Luxusausgaben, z. B. der Thais mit den süßlichen Rochegrossebildern, der Lemaîtreschen Myrrha mit den eingebundenen Originalzeichnungen.

Ein gutes Zeichen neueren italienischen Buchgewerbes ist die Vita nuova in Pergament mit Goldversalienaufschrift, lapidar, und grünen durchgezogenen Bindebändern als zweckvoller Zierat. Vollkommene Haltung und geschlossene Ganzheit beweist wieder England. Auf das Zeigen der bekannten Meisterwerke, der Morrisdrucke, ward hier

verzichtet. Dafür erobert uns der Oxforder Homer, in der University Press mit griechischen Lettern von Rob. Proktor gedruckt, in breitüppigem Duktus gemalt, tiefschwarz im weißen Papiergrund mit roten Marginalien, die die Gesangeinteilung markieren. Ein Buch extra sec „Marke England" ohne Buchschmuck, wirkend nur durch die puritanische Schönheit seines Satzbildes. Und ähnlich herb und großzügig der Faust von Cobden Sanderson, der mir in seiner Einfachheit und Gehaltenheit lieber ist, als der durch allzuviel Überlegung komplizierte Druck des sonst so sicheren Ehmke. Bibliotheksbände sind das, bibelhaft, darüber wir aber nicht den Faust als Brevier und Vademekum vergessen wollen, wie er sich gefällig für den Homespun-Reiseanzug in der Pantheon- und der Wilhelm Ernst-Ausgabe bietet.

Cobden Sanderson hat übrigens den Faust uns Deutsch gedruckt. Neue kosmopolitische Austausch-Bibliophilie ist das, und wir geben dagegen aus dem jungen von Geist und Leben erfüllten Verlag Rowohlt Shakespeares Sonetten englisch, sehr edel aufgebaut, und Verlaines Verse, französisch, in mehrfarbigem Druck, die diese Gedichte aus der zerschlissenen Dreifrankfünfzig-Ausgabe erlösen.

Neudrucke blühen, die deutschen Epen sind nun an der Reihe, Nibelungenlied und Gudrun (bei Julius Bard). Rudolf Koch fand dafür eine stilsichere, kraftvolle, an alte Handschrift erinnernde Schrift.

Wie in England entwickeln sich in Deutschland Privatpressen für auserlesene Editionen. Die Ernst Ludwig-Presse brachte von Kleukens Hand einige delikate Bibelots heraus: Heines Nordsee und das Hohelied. Der juwelierhafte Sinn und die ziselierende Hand des Künstlers erweist sich in diesen Druckkompositionen auf Pergament mit goldlinearen Initialen, ähnlich einer subtil gravierten Elfenbeinplatte.

Von den Münchner „Hundert" kam ein Westöstlicher Diwan in Quart und schwerem Antiquasatz, mir zu monumental für dies Reimgerank voll Schimmer, in dem Goethe, wie Heine sagt, „weisheitsvoll wie ein Greis und heiter lächelnd wie ein Kind ist". Anderer „Hundert" möchte ich dabei gedenken, einer „unsichtbaren Loge" besserer Menschen, denen A. W. v. Heymel alljährlich, ein Mäzen von Kultur und Geschmack, ein seltenes und besonderes Buch als Privatdruck mit dem Namen des Empfängers eingesetzt auf den Tisch legen läßt. So kamen zu uns Borchards Villa, Schroeders Deutsche Sonette, und eben eine ganz aparte Freude, ein Lieblingsbuch unserer Jugend, Leopold Andrians Garten der Erkenntnis (das 1893 bei S. Fischer erschien, als erste und letzte Schrift von einem, der „früh gereift, und zart und traurig", eines Kameraden von Loris).

Neue Auferstehung fand das Bilderbuch, Texte künstlerisch akkompagniert, nicht durch stoffliche Szenen erläutert (sie brauchen übrigens nicht ganz vermieden zu werden), sondern eher darstellerische Variationen von Stimmung und Klima der Begebenheit. Der reizende Peter Schlemihl, über den Preetorius breitbehaglich fabulierte, gehört hierher (Hans von Webers Verlag).

Dann die Paul Cassirerschen Lederstrumpfpublikationen, zu der Slevogt phantasievolle, abenteuerliche, temperamentszuckige Strich-Capriccios zeichnete.

Ferner das Buch Judith (der Pan-Presse) mit den bildlichen Szenen von Corinth in ihrer hitzig schwelenden Inbrunst, wildbarbarisch, wie blutiger Götzendienst, voll der Gewalt rauher wüster Frühzeit, in einem dumpfen Rot und Blau, und das Rot vom Ton des Henna, mit dem die Alte der Judith vor der Mord- und Liebesnacht die Nägel malt.

Und noch ein Beispiel: Büchners Leonce und Lena (Verlag Bruno Cassirer). Karl Walser hat für dieses romantische Schäferspiel, ein Pastorale lunaire, farbige Dekorationen von schwingendem Reiz dahingezaubert. Eine Magie illuminierten Schattenreigens im Schleierlicht.

Und man fühlt alte Verse:

Hinter einer Taxusmauer
Tönen Geigen, Klarinetten . . .
— — — — — — — — —
Eine Laube statt der Bühne . . .

Felix Poppenberg

Hose

Es entzückt mich, über einen so zarten Gegenstand, wie Hosen sind, Bericht abstatten und in Betrachtungen versinken zu dürfen, und indem ich schreibe, breitet sich, wie ich empfinde, ein lüsternes Schmunzeln über mein ganzes Gesicht aus. Frauen sind und bleiben doch köstlich. Was nun die Hosenmode betrifft, die geneigt ist, alle Herzen und Gemüter zu erregen und höher schlagen zu machen, so leitet sie den ernsthaft denkenden Mann in allererster Linie auf das, was sie hervorhebt und mit Wichtigkeit umkleidet: auf das Bein. Das Bein der Frau rückt hierdurch gewissermaßen zum helleren Vorschein. Wer, wie ich, Beine von Frauen liebt, verehrt und bewundert, kann scheinbar füglich mit einer solchen Mode nur einverstanden sein, und das bin ich ja denn auch in der Tat, obgleich ich eigentlich wieder sehr für Röcke bin. Ein Rock ist edel und ehrfurchterweckend und hat etwas Geheimnisvolles. Eine Hose ist ungleich unzarter und flößt gewissermaßen der männlichen Seele einen Schauder ein. Anderseits wiederum: warum sollte das Grausen uns neuzeitliche Menschen nicht ein wenig anpacken? Es scheint mir, daß wir sehr nötig haben, aufgeweckt und aufgerüttelt zu werden. Wenn es in der Welt aber lediglich nach mir ginge, was zu meiner großen Genugtuung bis heute glücklicherweise noch nicht der Fall ist (denn was sollte ich armer Mann dann anfangen?), so wäre die Hose bedeutend enger, derart, daß sich der Hosenstoff ganz nahe an das weiche schwellende Beinfleisch anpreßte oder, feiner gesagt, anschmiegte. Für mich würde das den Triumph der Mode bedeuten, und ich würde sterben oder doch wenigstens in Ohnmacht fallen vor Entzücken, wenn sich auf dem Gebiet der Damenbekleidungsfrage eine solche Wandlung vollziehen wollte. Immerhin, so scheint mir, ist schon viel erreicht, und wir auf die Seite geworfenen bedauernswerten Herren der Schöpfung dürfen mit Fug und Recht auf das, was noch kommen wird, gespannt sein. Wie ich mir einbilde, wird noch manches kommen. Es bereitet sich ja gegenwärtig ohne Frage ein Umschwung vor, wir Männer haben offenbar keinen Schneid mehr, infolgedessen übernehmen den Schneid jetzt die Frauen, und tatsächlich: bereits beginnen sie, in Hosen, die vorläufig allerdings noch Röcken ähnlich sehen, vor unseren Augen einherzutrampeln. Pluderhosen! Es hat etwas Asiatisches, etwas Türkisches, etwas, ich muß es gestehen, Reizloses. Türkenhosen und Türkenturbane haben für mich wenig Reiz. Aber es kann ja noch kommen, ich denke, daß die Hose der Entfaltung und der Vervollkommnung wird fähig sein können. Die Hose ist noch zu wenig bloß Hose. So, wie sie jetzt ist, bedeutet sie eine Zimperlichkeit. Sie ist wesentlich zu zaghaft, zu schamhaft. O Frauen, höret, ihr müßt, wenn ihr uns Männern ernstlich imponieren wollt, kecker, frecher und kompletter sein in euren hosigen, hösigen und höslichen Forderungen. Die Süßen! Sicherlich werden sie eines Tages noch ganz anders auf den Straßen und Plätzen einherhöseln. Nochmals: um den Rock, der jetzt verschwinden will, ist es schade, und unser Kulturgefühl will sich empören. Wie? so fragt man, hat Paris keine Taillenideen mehr? Paris scheint ideenarm geworden zu sein. Um jenes wundervolle Sinnen- und Traum-Paris ist es jammerschade. Es gibt kein Paris mehr. Denn das ist es ja: der Hosenmode fehlt die Taille. Wenn es je Schönes und Sinnberückendes an der Frau gab, so ist dies doch einzig und allein die Taille, und gerade das Köstlichste fehlt nun. Zu einer Hose

gehört unbedingt eine Taille. Da muß es mir so recht hineinschneiden und nach oben und nach unten hinzu muß es ausspannen. Es muß Spannung da sein. Gegenwärtig haben die Frauen gar keine Rücken mehr. Der wundervolle stark anschwellende, gleichsam geplättete Frauenrücken ist verschwunden. Es ist dies zu beklagen. Form! Die Frauen haben keinen gesunden Willen mehr zur Form; sie wollen nichts mehr vorstellen, und daß sie das nicht mehr tun wollen, ist der deutlichste Beweis, daß sie rebellieren, daß sie uns Herren und Gebieter verachten. Wem ich zu gefallen bemüht und bestrebt bin, den empfinde ich als Gebieter. Es liegt nur zu klar auf der Hand. Solches und Ähnliches also ist das vielsagende Geheimnis des Hosenrockes: Rebellion, Auflehnung, Vergleichung und Standpunkteinnehmung. O kläglich, o jammervoll. Männer, Männer, ihr habt da eine schnöde Niederlage erlitten. Doch leis ins Ohr geflüstert: in die Niederlage wird auch die Hösin, die Frau, mit hineingerissen, und die große, bedenkenerregende Niederlage für beiderlei Geschlechter lautet: Verminderung des Anziehenden! Die Frauen wollen sich unglücklich machen, dadurch, daß sie die Männer zwingen, Kameraden und Hosengenossen in ihnen zu erblicken. So, scheint es, sei es, und das sei sehr trist, sagt uns das Herz. Außerdem streift die Höselei sehr nahe an das Problem der politischen Frauenmobilmachung. In Hosen steht es den Armen bedeutend besser an, zur Wahlurne zu schreiten. Die Betrogenen, ach, die Armen, wenn sie nur wüßten, wie herzzerreißend langweilig es ist, stimmberechtigt zu sein. Sie wollen die Mörderinnen ihrer selber sein. Sei es! Jedem ritterlich gesinnten Mann bleibt weiter nichts übrig, als verzweiflungsvoll die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen und zu wünschen, daß ihn der Schlag treffe. Dies ist die Quintessenz und die Folge der Hose. Fürchterlich!

Robert Walser

Zeitgeschichtliches

Zuweilen wird auch durch gerechte Entscheidung der Fortschritt aufgehalten. Eine katholische Zeitung hatte einen freigesinnten evangelischen Pfarrer beleidigt; und zur Rechenschaft gezogen, bot sie durch ihren Advokaten das Argument an, daß der Ausdruck „frecher Blödsinn" in diesem Falle keine persönliche Beleidigung enthalte, sondern nachweisbar nichts anderes sei, als das objektive Urteil der katholischen Kirche über die Lehren des Klägers. Leider und der Beschleunigung des Fortschritts sehr zum Schaden hat der Vorsitzende des Gerichts diesen Humor zurückgewiesen. Das wäre doch ein Präjudiz gewesen! Nicht auszudenken, wieviel schneller wir ins reine kommen würden, wenn Atheisten, Darwinisten und andere Heiden ihre objektiven Meinungen über die Heilswahrheiten der Kirchen ungestraft äußern dürften. Es scheint, die Kirchen wissen noch immer nicht, daß sie neun Zehntel in allen gegen sie gerichteten Schriften der Höflichkeit und einer durch die Sprache auferlegten Umständlichkeit verdanken.

In Mozarts Zauberflöte heißt es im ersten Auftritt des zweiten Aktes: „Wird Tamino auch die harten Prüfungen, die seiner warten, bekämpfen? Er ist Prinz." Sarastro: „Noch mehr — er ist Mensch." Bei der Neueinstudierung des Werkes im Königlichen Opernhaus zu Berlin wurde diese Stelle gestrichen.

Gelegentlich der Besprechung eines Berliner Professorenstreites im Preußischen Abgeordnetenhaus hat ein Mitglied vorgeschlagen, in die Kontrakte der neu zu berufenden Hochschullehrer eine Konkurrenzklausel einzufügen.

Ein Ehemann, dessen Frau mit einem Freunde weitgehende Zärtlichkeiten ausgetauscht hatte, verzieh der Leichtsinnigen und

nahm sie wieder an sein Herz; den Liebhaber jedoch verklagte er — wegen Beleidigung. Das Gericht verurteilte den Sünder, und so hat von nun an das Wort „der beleidigte Ehemann" eine neue, juristisch faßbare und dadurch legitime und versöhnliche Bedeutung.

Die Legislatur des Staates Indiana in den Vereinigten Staaten hat bestimmt, daß sich in Zukunft die Männer vor ihrer Verheiratung einer Untersuchung durch das Öffentliche Gesundheitsamt zu unterwerfen und dem Standesbeamten einen hygienischen Befähigungsnachweis vorzulegen haben.

Eine arme Arbeiterwitwe (im preußischen Schlesien) konnte eines ihrer Kinder nicht in die Schule schicken und wurde dafür zu einer Mark Geldstrafe verurteilt. Da sie keine überflüssigen Markstücke hatte und nicht bezahlen konnte, wurde sie für einen Tag in Haft gesteckt. In der Zelle fing der Strohsack von dem geheizten Ofen her Feuer, und die Frau verbrannte. Die ersten Zeitungsnachrichten darüber waren übertrieben; die Unglückliche hinterließ nicht neun, sondern drei Waisen; nicht die Nachlässigkeit des Gefängnispersonals, sondern nur unglückliche Zufälle verhinderten die Rettung. Niemanden trifft die Schuld, es ging alles nach Gesetz und Ordnung zu. Aber es wäre doch recht schrecklich, wenn man in fünfzig Jahren dieses Ereignis noch so begreiflich finden würde, wie wir es finden.

Wie es gemeint ist. Leser der Schlußnotiz in der vorigen Nummer haben uns ersucht, genauer zu präzisieren, welcherlei Ereignisse wir denn für so geschichtlich hielten, daß wir sie aus den Zeitungen herausnehmen und in einen monatlichen Bericht stellen wollten. Wir finden in einer Erzählung von Tolstoj, Luzern, die beste Antwort hierauf. Es heißt da:

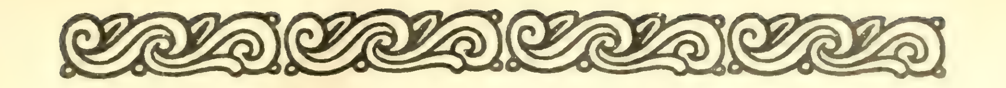
Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Hotel Schweizerhof, in welchem die reichsten Leute wohnen, ein herumziehender armer Sänger eine halbe Stunde lang seine Lieder zur Gitarre. An die hundert Menschen hörten ihm zu. Der Sänger bat sie alle dreimal um eine Gabe. Nicht einer gab ihm das Geringste, und die meisten verlachten ihn.

Das ist keine Erfindung, sondern eine positive Tatsache, die jedem, dem es beliebt, von den ständigen Bewohnern des Schweizerhofes bestätigt werden kann, nachdem sie aus den Zeitungen festgestellt haben, wer die Engländer waren, die am 7. Juli im Schweizerhof gewohnt haben.

Das ist ein Ereignis, welches die Geschichtschreiber unserer Zeit mit unauslöschlicher Flammenschrift in das Buch der Geschichte eintragen sollten. Das Ereignis ist bedeutsamer, ernsthafter und von tieferem Sinn, als die Tatsachen, die wir in Zeitungen und Geschichtsbüchern finden. Daß die Engländer tausend Chinesen getötet haben, bloß weil die Chinesen nichts für bar kaufen und ihr Land die klingende Münze verschlingt; daß die Franzosen tausend Kabylen getötet haben, bloß weil in Afrika das Getreide gut gedeiht und weil ein ununterbrochener Krieg der Ausbildung des Heeres förderlich ist; daß der türkische Gesandte in Neapel kein Jude sein dürfe, und daß Kaiser Napoleon in Plombières zu Fuß spazieren geht und seinem Volke schwarz auf weiß versichert, daß er nur nach dem Willen des ganzen Volkes den Thron bestiegen: das alles sind leere Worte, die längst Bekanntes verhüllen oder aussprechen; aber das Ereignis, das in Luzern am 7. Juli stattgefunden hat, scheint mir völlig neu, merkwürdig, und steht nicht mit den ewigen schlechten Seiten der Menschennatur im Zusammenhang, sondern mit einer bestimmten Epoche der Entwickelung unserer Gesellschaft. Das ist eine Tatsache, nicht für die Geschichte menschlicher Taten, sondern für die Geschichte des Fortschritts und der Zivilisation."

So etwa ist es gemeint.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Deutschlands Aussichten in der Weltwirtschaft/ von Eduard Bernstein

Als die deutsche Dichtung eine Höhe erreicht hatte, die sie im Wettkampf der Nationen um den Dichterpreis an die vorderste Reihe brachte, sang ihr berufenster Vertreter sein

„. . . Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Selbst erschuf er sich den Wert."

Man könnte Schillers Wort in leichter Variation heute auf Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft anwenden. Deutschland gehört nicht zu jenen Ländern, die von der Natur mit obenhin liegenden Gütern außergewöhnlich verschwenderisch bedacht sind, noch erfreut es sich in der Republik der Nationen von längerer Zeit her einer traditionell gewordenen Vorliebe für die wichtigeren seiner Erzeugnisse. Es ist verhältnismäßig spät in den Welthandel der kapitalistischen Epoche eingetreten und hat sich lange Zeit damit begnügen müssen, für seinen Handel mit dem Auslande solche Artikel aufzugreifen, die früher Gekommene als nicht der Mühe wert vernachlässigt hatten. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kam sein Außenhandel gegenüber dem von England und Frankreich überhaupt kaum in Betracht, und selbst noch gegen Ende des zweiten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts war er an Geldwert erst halb so groß wie Frankreichs Außenhandel: er belief sich im Jahre 1865 auf noch nicht $2^1/_4$ Milliarden Mark, während Frankreich in jenem Jahre einen Außenhandel von über $4^1/_2$, Großbritannien einen solchen von nahezu 10 Milliarden Mark verzeichnete. Auf seiner Ausfuhrseite aber wird man blutwenig Artikel von Bedeutung finden, in denen Deutschland eine beherrschende Stellung einnahm. Billigkeit im schlechteren Sinne dieses Wortes war das Panier, unter dem es seine Positionen erwarb. Minderwertiges Zeug überwog in den Artikeln, die als deutsches Fabrikat im Ausland verkauft wurden. Was Deutschland an besseren Waren herstellte, ward draußen zumeist unter der Flagge andrer Länder verhandelt.

Kann der gute Deutsche nun auch noch nicht mit Sganarelle sagen, daß wir das alles geändert haben, so weiß er sich dessen doch zu berühmen, daß sehr vieles hiervon anders geworden ist. Heute stehen die Zahlen des deutschen Außenhandels unmittelbar hinter denen Großbritanniens und sehr weit vor denen Frankreichs. Im Jahre 1909 hatte nach den Übersichten des Statistischen Jahrbuchs des Deutschen Reichs Großbritannien 22,3, Deutschland 16,3 und

Frankreich 9,2 Milliarden Mark Gesamtaußenhandel. In keinem der beiden andern Großstaaten war die Steigerung auch nur annähernd so groß als die Deutschlands. Und in Deutschlands Ausfuhr stellen heute Qualitätswaren — Maschinen, Apparate, feine Metallwaren, bessere Gewebe, bessere Musikinstrumente und dergleichen — einen größeren Wert dar, als vor fünzig Jahren die ganze deutsche Ausfuhr, nämlich weit über eine Milliarde. Deutschland ist eine der Hauptwerkstätten der Welt geworden. Es gibt kaum ein Metall, dessen Verbrauch im Deutschen Reich sich nicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erheblich über den Prozentsatz des Zuwachses der Bevölkerung hinaus gesteigert hätte. Der Kohlenverbrauch ist in dem Jahrzehnt von 1898 auf 1908 in steter von 1939 Tonnen auf 3799 Tonnen auf den Kopf gestiegen, und während in den letzten fünf Jahren des neunzehnten Jahrhunderts jährlich nicht ganz sechs Kilogramm Rohbaumwolle auf den Kopf in Deutschland verarbeitet wurden, war die Jahresverarbeitung im Durchschnitt der Jahre 1907 bis 1909 schon sieben Kilogramm. Ebenso zeigen die Ziffern des Verbrauchs von Nahrungs- und Genußmitteln eine Zunahme auf den Kopf, wobei indes nicht übersehen werden darf, daß der Fleischverbrauch der Bevölkerung mit der zunehmenden Verstadtlichung nicht Schritt gehalten hat, sondern neuerdings einen merkbaren Rückgang aufweist. Der Hygieniker mag anders darüber denken, unter dem Gesichtspunkt der Wohlstandsentwicklung ist es kein unbedenkliches Anzeichen. Als unbedingt erfreulich muß dagegen der in den letzten Jahren eingetretene Rückgang im Verbrauch von Bier und Trinkbranntwein bezeichnet werden, da er nachweisbar nicht auf mangelnde Kauffähigkeit, sondern auf abnehmende Saufwilligkeit zurückzuführen ist. Es darf da insbesondere auf den von der Sozialdemokratie Deutschlands 1909 beschlossenen „Schnapsboykott" hingewiesen werden, der dem Verbrauch von Trinkbranntwein so verhängnisvoll geworden ist.

Wenn aber die Produktions-, Handels- und Verbrauchsstatistik Deutschlands für das erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts ein im ganzen günstiges Bild darbietet, so enthebt dies den Politiker — und jeder erwachsene Deutsche sollte Politiker sein — noch nicht der Frage, wie es nun voraussichtlich um die weitere Gestaltung dieser Dinge bestellt sein wird. Können wir für das neue Jahrzehnt, in das wir eingetreten sind, eine gleiche Vorwärtsentwicklung für Deutschland erwarten? Sind die Absatzmöglichkeiten für Deutschlands Industrieerzeugnisse als unverändert zu betrachten, und wenn nicht, in welcher Richtung und Beziehung müssen wir auf Veränderungen gefaßt sein?

Wir haben in Deutschland zurzeit mit einer jährlichen Vermehrung der Bevölkerung um rund 900000 Seelen zu rechnen. Zwar geht die Ziffer der Geburten recht merkbar zurück. Aber noch stärker als sie ist die Ziffer der Sterbefälle zurückgegangen, und so ist die Rate des jährlichen Überschusses der Geborenen über die Gestorbenen bisher fast ununterbrochen gestiegen, ist sie im ersten Jahr-

zehnt des neuen Jahrhunderts höher gewesen als in irgendeinem Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist also eine nennenswerte Abnahme des Bevölkerungszuwachses nicht zu gewärtigen. Die deutsche Volkswirtschaft muß für jährlich 900000 neue Ankömmlinge ihre Ernährungsmöglichkeiten, für jährlich über eine halbe Million ins Erwerbsleben Eintretender die Erwerbsmöglichkeiten vermehren.

In welchen Berufsabteilungen ist dieser Zuwachs unterzubringen? Das ist die große Frage, die wir uns zu stellen haben. Den Ausgangspunkt zu dieser Beantwortung liefert uns ein Blick auf die Entwicklung der deutschen Erwerbstätigkeit in der Epoche zwischen den beiden letzten Berufszählungen, nämlich von 1895 auf 1907. In diesen zwölf Jahren hat sich Deutschlands Bevölkerung um gegen 19 Prozent vermehrt, dagegen unterrichtet uns die Berufszählung von einer Vermehrung der Erwerbstätigen von 22,9 auf 30,1 Millionen oder fast 32 Prozent. Darin steckt freilich ein Rechnungsfehler, den festzustellen jedoch grade für unsre Betrachtung von Wichtigkeit ist. Es sind nämlich bei der Zählung von 1907 nahezu alle Frauen und Kinder von Landleuten, die dem Haushaltungsvorsteher (Gatte, bezw. Vater) bei der Arbeit mithalfen, als „Erwerbstätige" gezählt worden, während die Zählung von 1895 die Masse dieser Personen noch einfach als „Angehörige ohne Hauptberuf" verzeichnete. So berechtigt nun die neue Einreihung auch sein mag, so hat sie doch zunächst ein geradezu verhängnisvoll falsches Bild von der Entwicklung der Verhältnisse in der Landwirtschaft geliefert. Sie erweckt den Eindruck, als ob die Landwirtschaft Deutschlands im Jahre 1907 fast zwei Millionen Personen mehr erwerbend beschäftigte als 1872, während es faktisch nur eine ganz unbedeutende Zunahme gewesen sein kann. Wir erfahren die Wahrheit über diesen Punkt, wenn wir uns der Zählung der Berufszugehörigen in der Landwirtschaft zuwenden, worunter die Statistik die Erwerbstätigen samt ihren Familienangehörigen und Dienstboten versteht, also die Gesamtheit derjenigen, welche von der Landwirtschaft als Erwerbsquelle leben. Deren Zahl aber ist in derselben Zeit von 18½ auf 17⅔ Millionen gesunken. Trotz aller ihr direkt und indirekt, durch Zölle, Grenzsperren, Genossenschaftskredite, Ansiedlungskommissionen usw. gewordenen staatlichen Unterstützungen hat die Landwirtschaft als Erwerbsquelle im Jahre 1907 weniger Menschen ernährt, als 1895. Die Zahl der selbständigen Landwirte ist nicht gestiegen, die im Lohnverhältnis beschäftigten Landarbeiter sind um 370000 weniger geworden.

Es ist nicht anzunehmen, daß sich in absehbarer Zukunft hieran irgend etwas Wesentliches ändern wird. Selbstverständlich kann der Umstand, daß die Landwirtschaft heute einen geringeren Platz in der Volkswirtschaft Deutschlands einnimmt als früher, allein noch kein Grund sein, ihr weniger Beachtung zu schenken. Die romantisch-sentimentalen Gründe, die man gern zu ihren Gunsten ins Feld führt, können allerdings den Politiker und Volkswirt nicht bestimmen.

Aber wenn die Landwirtschaft auch nicht mehr die größte Berufsabteilung der deutschen Volkswirtschaft ist, so ist sie doch umfangreich und wichtig genug, unsre volle Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Prüft man jedoch die Vorschläge, welche heute in bezug auf ihre Ausdehnung von ihren sachkundigen Anwälten zur Sprache gebracht werden, etwas genauer und stellt man dann die gegenwärtigen deutschen Ernteerträge mit den Verbrauchsziffern Deutschlands in Vergleich, so wird man finden, daß die von der Durchführung jener Vorschläge vernünftiger Weise zu erwartende Vermehrung der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung Deutschlands im günstigsten Fall immer nur eine Minderheit des in der gleichen Zeit zu erwartenden Bevölkerungszuwachses umfassen würde. Es würden voraussichtlich nicht viel mehr Einmalhunderttausende von Menschen mit lohnendem Erwerb versorgt, als Fünfmalhunderttausende zu versorgen wären.

Es ist das ein Punkt, der bei den Betrachtungen über die Produktionsentwicklung der deutschen Landwirtschaft meist entweder ganz ignoriert oder über Gebühr im Hintergrund gelassen wird. Er ist aber von ausschlaggebender Bedeutung für die Form der etwa weiterhin für die Landwirtschaft zu bringenden Opfer.

In denselben zwölf Jahren, wo die von der Betätigung in der Landwirtschaft lebende Bevölkerung zurückging, stieg die Zahl der in den Abteilungen Industrie und Bergbau und Handel und Verkehr Beschäftigten von zusammen 10,6 auf 14,7 Millionen, weit über den Satz des Bevölkerungszuwachses hinaus. Mit ihren Angehörigen umfaßten die in diesen Abteilungen Beschäftigten 1895 eine Bevölkerung von 26,2, 1907 eine solche von 34,7 Millionen Menschen. Hier sind die Berufssphären, in denen vorläufig noch die Masse der in den Erwerb Eintretenden Beschäftigung suchen und auf absehbare Zukunft hinaus auch zu suchen haben werden. Sie können aber unmöglich alle für den heimischen Markt beschäftigt werden. Auf drei Milliarden Mark im Wert belaufen sich die Rohstoffe, Nahrungs- und Genußmittel, die Deutschland jährlich aus dem Ausland bezieht und beziehen muß, weil es sie entweder, wie Baumwolle, Kaffee usw. gar nicht, oder wie Eisen- und Kupfererze, nicht in genügenden Mengen oder, wie Tabak, nicht in der nötigen Güte auf heimischem Boden gewinnen kann. Selbst wenn das Ideal unsrer Agrarier, die landwirtschaftliche Autarkie, erfüllt wäre; wenn Deutschlands ganzer Gebrauch von Agrarprodukten, die überhaupt auf deutschem Boden ohne ungewöhnlichen Kostenaufwand gut erzeugt werden können, ausschließlich hier erzeugt würde, bliebe Deutschland noch darauf angewiesen, Industrieerzeugnisse auszuführen. Die Alternative dieser Ausfuhr hieße: Entvölkerung. Ein Drittes gibt es nicht. Caprivis Wort: „Wir müssen entweder Waren oder Menschen ausführen", gilt heute noch viel stärker als zur Zeit, wo es gesprochen wurde. Nur ein dünn bevölkertes Land kann in unsern Zonen und mit den Lebens- und Kulturansprüchen der west- und mitteleuropäischen Völker überwiegend Agrarland sein. Sofern die Landwirtschaft

überhaupt staatlicher Hilfe bedarf, darf sie ihr weniger als je in einer Form werden, welche die Absatzmöglichkeiten von Deutschlands Industrieerzeugnissen beeinträchtigt.

Denn diese Möglichkeiten sind nichts weniger als unbegrenzt. Die Artikel, in welchen Deutschlands Produktion durch natürliche Monopole unterstützt oder durch die Eigenschaften von Boden oder Klima besonders begünstigt wird, wie die verschiedenen Kaliverbindungen und Zinkprodukte, gewisse edlere Weinsorten, etliche Mineralwässer und dergleichen, sowie diejenigen Erdschätze, die, wie Steinkohlen, zwar kein Monopol Deutschlands bilden, deren Gewinnungsorte für gewisse Auslandsmärkte aber günstig gelegen sind, machen dem Geldwert nach nur höchstens ein Viertel von Deutschlands Ausfuhr aus. Die andern drei Viertel der Ausfuhr bestehen aus Artikeln, bei denen heute hauptsächlich technisches Können und kaufmännisches Geschick für die Eroberung der Märkte ausschlaggebend sind, Eigenschaften, die keine gütige Fee einer bestimmten Nation zur ausschließlichen Gabe verliehen hat. Die Vorteile, die Deutschland in diesen Dingen durch seine Schulen, durch intime Beziehungen von Wissenschaft und Industrie, durch Universalität der Erziehung, Anpassungsfähigkeit seiner Kaufleute, Intelligenz und Geschicklichkeit seiner Arbeiter vor vielen Ländern längere Zeit voraus gehabt hat und zum Teil wohl noch hat, sind keine Güter, die man als dauernde Spezialitäten betrachten und durch Patente irgendwelcher Art vor Nachahmung schützen kann. Mit der Steigerung des internationalen Verkehrs hat im Gegenteil hier ein sehr starker Zug zum Ausgleich sich eingestellt, der alle nationalen Unterschiede in den aufgezählten Qualitäten aufzuheben strebt. Namentlich das Schulwesen in seinen verschiedenen Verzweigungen, das Patentwesen, die Sozialgesetzgebung werden von Land zu Land immer mehr angenähert, die Vorzüge der einen Nation darin über andre immer geringer. In Ländern, wo vor einem Menschenalter noch die große Mehrheit der Erwachsenen ohne nennenswerte Volksschulbildung aufgewachsen war, wird heute erheblich mehr für Unterricht auf den Kopf der Bevölkerung ausgegeben, als in Preußen, dem führenden Staate des Deutschen Reiches. Aber auch in bezug auf die Methoden der Anwendung des Gelernten, insbesondere in Ausbildung enger Verbindungen zwischen Wissenschaft und Industrie passen die Nationen einander auf die Finger und suchen nachzuahmen, was irgend sich als vorteilhaft erwiesen hat. Die nationalen Unterschiede in der technischen und kommerziellen Ausrüstung werden immer geringer.

England zum Beispiel, das ja von den Ländern Europas für Deutschland in erster Linie als Konkurrent in Betracht kommt, bietet, nachdem seine Industrie längere Zeit dem Geist der Routine zu erliegen schien, neuerdings der Welt das Bild eines geradezu überraschenden industriellen Aufschwungs dar. Die Tagespresse, die sehr geneigt ist Eindrücke zu stereotypieren, hält das Bild des stockkonservativen englischen Kaufmanns und Fabrikanten fest, der den Markt verliert,

weil er sich nicht entschließen kann, dem Markt zu liefern, was dieser braucht, sondern vom Markt verlangt, dieser solle brauchen, was er ihm zu liefern für gut befindet. Es mag nun solche Käuze auch heute noch in England geben, aber daß sie nicht den Typus bilden, wird durch die einfache Tatsache widerlegt, daß Englands Ausfuhr von Fabrikaten, die im Jahre 1900 einen Wert von 229 Millionen Pfund Sterling repräsentierte, bis zum Jahre 1910 auf nicht weniger als 343 Millionen Pfund gestiegen ist. Grade in einer Reihe von Gewerben, welche die höchsten Anforderungen an die Technik stellen, hat England seine Position auf dem Weltmarkt behauptet, wenn nicht verbessert. So hat es in der Baumwollspinnerei und Weberei die Herstellung der feinen Garne und feineren Gewebe sehr bedeutend vermehrt. In Oldham mit seinen über fünf Millionen Spindeln, wo früher nur Garn Nummer 32 gesponnen wurde, spinnt heute die Mehrheit der Fabriken nur noch Nr. 60 und darüber. Was will es demgegenüber besagen, wenn England in der gleichen Zeit einen Teil der groben Garne und billigeren Gewebe an jüngere Länder abgegeben hat? Bemerkenswert ist ferner die Zunahme, welche Englands Ausfuhr von Gegenständen der Elektrizitätsindustrie in den letzten Jahren erfahren hat. Zum Teil infolge des Umstandes, daß Leuchtgas in England wesentlich billiger ist, als auf dem Festland, dann aber auch infolge der ungünstigen bisherigen Patentgesetzgebung Englands ist dieses später als andre Länder in die Einrichtung moderner Elektrizitätswerke eingetreten und hatte es dann um so schwerer, den Vorsprung Deutschlands und der Vereinigten Staaten auf diesem Gebiete nachzuholen, als die großen Elektrizitätssyndikate der genannten Länder es sich nicht wenig haben kosten lassen, unter Ausnutzung von Englands Zollfreiheit den englischen Werken auf deren heimischem Markt das Aufkommen zu verlegen. Und doch hat die englische Elektrizitätsindustrie die Schwierigkeiten überwunden. Der Wert ihrer Ausfuhr ist im Jahre 1910 auf eine nie zuvor erreichte Höhe gestiegen, nämlich auf über vier Millionen Pfund Sterling.

Mit Bezug auf diese Industrie, bei der wissenschaftliche Schulung eine so große Rolle spielt, ist es nicht uninteressant, im Journal des Instituts der elektrischen Ingenieure Englands eine Debatte nachzulesen, die um die Jahreswende 1909/1910 in den Sektionen London, Birmingham und Manchester des Instituts stattfand und eine sorgfältig ausgearbeitete Studie zweier englischer Elektriker über die technologischen, organisatorischen, kaufmännischen und sozialökonomischen Besonderheiten der deutschen Elektrizitätsindustrie zum Gegenstand hatte. Man ist überrascht, wie wenig in dieser unter lauter Fachleuten, Gelehrten wie Praktikern, und sozusagen im häuslichen Kreis geführten Unterhaltung, wo alle Fragen durchgehechelt wurden, von einer Furcht vor Deutschlands technischer Überlegenheit und seinen billigeren Arbeitskräften die Rede ist. Der eine Teilnehmer findet dieses und der andere jenes in Deutschland technisch

besser eingerichtet als in England, in bezug auf viele technische Einzelheiten wird aber festgestellt, daß England von Deutschlands Firmen nichts mehr zu lernen hat. Hinsichtlich der Lohnfrage stoßen wir auf die Erklärung, daß, soweit der englische Elektrizitätsarbeiter besser bezahlt werde, als der deutsche, er für den höheren Lohn auch mehr oder bessere Arbeit liefere, als jener. „Was die Lohnhöhe anbetrifft,“ führt ein Mr. Clayton, selbst Leiter eines Großunternehmens, aus, „so glaube ich, daß die besondere Leistungsfähigkeit der besseren englischen Arbeiter für irgendwelche höhere Bezahlung entschädigt, die sie etwa erhalten. Ich kann in dieser Hinsicht eine vielleicht einzigartige Erfahrung in bezug auf die Herstellungskosten von Maschinen mitteilen, die nach ganz gleichen Modellen und Zeichnungen in Schweden und England angefertigt wurden. Während die englischen Arbeiter höhere Löhne bekommen, ist die tatsächliche Ausgabe für Arbeitskosten bei in England angefertigten Maschinen geringer als bei den auf dem Festland fabrizierten.“ Man werde ihm vielleicht einwenden, setzte der Herr hinzu, es handle sich da ja gar nicht um deutsche Arbeiter; aber nach seinen eigenen Erfahrungen und dem Urteil amerikanischer Fachleute sei der schwedische Arbeiter dem deutschen eher noch überlegen.

Letzteres soll hier unerörtert bleiben. Das Wichtige ist, aus dem Munde von Fabrikleitern den Wert hochbezahlter Arbeiter betont zu hören. Noch ein zweites Mitglied des Instituts, ein Mr. Cramp, nimmt gegen die Einführung festländischer Lohndrucksysteme Stellung. Es handelt sich um das vielfach in Deutschland übliche und von den Berichterstattern als nachahmenswert hingestellte „Kolonnensystem“, die Übertragung von Arbeiten im Akkord an kleine Gruppen von Arbeitern. Dazu bemerkt Mr. Cramp: „Obwohl das System vom Standpunkt des Betriebsleiters aus sich vorteilhaft ausnimmt, ist es meines Erachtens eine heimtückische und gefährliche Praxis, die sehr bald zur schlimmsten Ausschwitzerei führt. Der Unternehmer weiß dabei oft selbst nicht, wieviel die Arbeiter an Lohn erhalten, und wie große Profite die Vorarbeiter einstecken.“

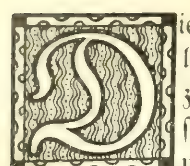
Während sich Englands Industrie in ihren Hauptzweigen ohne Preisgabe des Freihandels auf der Höhe erhält, sehen wir alle Festlandsstaaten Europas, die nordamerikanische Union, Britisch-Nordamerika, Australasien, Japan eifrig am Werke, durch Schutzzölle ihre Industrien treibhausmäßig zu fördern. Alles will mit Gewalt große Industrien haben. Diese allgemeine Tendenz hat einen jüngeren Sozialisten, G. Hildebrand, dazu geführt, in einer Schrift über die Erschütterung der Industrieherrschaft das Schreckbild einer Erdrückung der alten Industriestaaten durch die jetzt noch überwiegend agrarischen Staaten oder Staatenverbände an die Wand zu zeichnen. Letztere würden nach ihm in ein bis zwei Jahrzehnten in der Lage sein, sich industriell selbst zu versorgen, und so würden die alten Industriestaaten ohne Gnade zur Rolle von bloßen weltwirtschaftlichen Lückenbüßern herabsinken, wenn sie es inzwischen verabsäumt hätten,

die agrarische Grundlage ihrer nationalen Wirtschaft gehörig zu erweitern. Eine Rechnung, die zu viele Triebkräfte der Weltwirtschaft teils unterschätzt und teils ganz unberücksichtigt läßt, um sehr ernst genommen zu werden, über deren Mängel man aber auch nicht das Korn Wahrheit, das sie enthält, übersehen darf. In welchen Landes Berufsstatistik wir blicken, überall finden wir heute eine die Volksvermehrung übersteigende Zunahme der industriellen Arbeiterschaft. Unzweifelhaft gehen wir Verschärfungen des industriellen Wettkampfs auf dem Weltmarkt entgegen.

Insofern wäre es in der Tat leichtfertig, Deutschlands Aussichten in der Weltwirtschaft auf Tageserfolge hin rosig zu färben. Zunächst sei wiederholt: selbst wenn es gelänge, für Deutschland die landwirtschaftliche Selbstversorgung herzustellen, würde es doch bei Strafe des Rückgangs seiner Bevölkerungsziffer darauf angewiesen bleiben, Industrieerzeugnisse auszuführen. Damit sind aber schon alle Bestrebungen verurteilt, jene Selbstversorgung durch Mittel zu erwirken, die Verteuerung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen der Nation bedeuten. Wem die vorgeführten Beispiele aus England ungenügend erscheinen, der blicke nach den Vereinigten Staaten, deren Regierung in dem Augenblick, wo die heimischen Lebensmittel fühlbar im Preise steigen, den Gegenseitigkeitsvertrag mit Kanada betreibt, der Öffnung der Grenzen für kanadische Agrarprodukte heißt. Die klugen Yankees wissen, von welchem Wert billige Lebensmittel für die Erhaltung und Steigerung ihrer industriellen Leistungsfähigkeit sind, und handeln demgemäß. Dabei sind sie für ihre Stapelindustrien in ungleich günstigerer Lage, als wir für die Deutschlands. Wir müssen die Rohprodukte unserer Hauptindustrien, während die Amerikaner sie fast durchgängig im Lande haben, in steigendem Maße vom Ausland beziehen. Für drei Milliarden Mark führt Deutschland jährlich mehr an Rohprodukten und Halbfabrikaten ein, als es ausführt. Man denke etwas über diese Tatsache nach. In den vier Jahren von 1906 auf 1909 wurden im ganzen für etwas über neunzehn Milliarden Rohstoffe und Halbfabrikate in Deutschland eingeführt und nur für 7,3 Milliarden ausgeführt. Hier haben wir einen weiteren zahlenmäßigen Anhaltspunkt dafür, wie sehr Deutschlands Zukunft in der Weltwirtschaft heute von seiner Menschenkultur abhängt. In bezug auf materielle Ausstattung steht Deutschland vielen seiner Mitbewerber nach. Eine geistig hochstehende, gesunde Arbeiterschaft, eine hochentwickelte Technik und Organisation von Produktion und Vertrieb, das sind seine Reiche.

Wellen/ Roman von Eduard Grafen Keyserling

Motto: Vous êtes tous les deux ténébreux et discrets:
Homme, nul n'a sondé le fond de tes abîmes,
O mer, nul ne connaît tes richesses intimes,
Tant vous êtes jaloux de garder vos secrets.
Baudelaire.



ie Generalin von Palikow und Fräulein Malwine Bork, ihre langjährige Gesellschafterin und Freundin, kamen in das Wohnzimmer. Sie wollten sich ein wenig erholen. Die Generalin setzte sich auf das Sofa, das frisch mit einem blanken schwarz und roten Kattun bezogen war. Sie war sehr erhitzt und löste die Haubenbänder unterm Kinn. Das lila Sommerkleid knisterte leicht, die weißen Haarkuchen an den Schläfen waren verschoben und sie atmete stark. Sie schwieg eine Weile und schaute mit den ein wenig hervorstehenden grellblauen Augen kritisch im Zimmer umher. Das Zimmer war weiß getüncht, wenig schwere Möbel standen an den Wänden umher und über die Bretter des Fußbodens war Sand gestreut, der in der Abendsonne glitzerte. Es roch hier nach Kalk und Seemoos.

„Hart", sagte die Generalin und legte ihre Hand auf das Sofa.

Fräulein Bork neigte den Kopf mit dem leicht ergrauten Haar auf die linke Schulter, blickte schief durch die Gläser ihres Kneifers auf die Generalin und das bräunliche Gesicht, das aussah wie das Gesicht eines klugen älteren Herrn, lächelte ein nachdenkliches, verzeihendes Lächeln. „Das Sofa", sagte sie, „natürlich, aber man kann es nicht anders verlangen. Für die Verhältnisse ist es doch sehr gut."

„Liebe Malwine," meinte die Generalin, „Sie haben die Angewohnheit alles gegen mich zu verteidigen. Ich greife das Sofa gar nicht an, ich sage nur, es ist hart, das wird man doch noch dürfen."

Fräulein Bork erwiderte darauf nichts, sie lächelte ihr verzeihendes Lächeln und schaute schief durch ihren Kneifer jetzt zum Fenster hinaus auf den kleinen Garten, der davor lag. Salat und Kohl wuchsen dort recht kümmerlich, Sonnenblumen standen da mit großen schwarzen Herzen und über alledem lag ein leichter blonder Staubschleier. Dahinter der Strand grell orange in der Abendsonne, endlich das Meer undeutlich von all dem unruhigen Glanze, der auf ihm schwamm, von den zwei regelmäßigen weißen Strichen der Brandungswellen umsäumt. Und ein Rauschen kam herüber eintönig, wie von einem schläfrigen Taktstock geleitet.

Die Generalin hatte den Bullenkrug für den Sommer gemietet, um hier an der See ihre Familie um sich zu versammeln. Vor drei Tagen war sie mit Fräulein Bork, Frau Klinke, der Mamsell, und Ernestine, dem kleinen Dienstmädchen, hier angelangt, um alles einzurichten. Es erforderte Arbeit und Nach-

denken genug für alle diese Menschen Platz zu schaffen und nicht nur Platz, „denn", pflegte die Generalin zu sagen, „ich kenne meine Kinder, bei allem, was ich gebe, sind sie kritisch wie ein Theaterpublikum." Heute nun war die Tochter der Generalin, die Baronin von Buttlär, mit den Kindern, den beiden eben erwachsenen Mädchen Lolo und Nini und dem fünfzehnjährigen Wedig, angelangt. Der Baron Buttlär sollte nachkommen, sobald die Heuernte beendet war, und Lolos Bräutigam Hilmar von dem Hamm, Leutnant bei den Braunschweiger Husaren, wurde auch erwartet.

„Werden sie auch heute abend alle satt werden?" begann die Generalin wieder; „die Reise macht hungrig." „Ich denke," erwiderte Fräulein Bork, „da sind die Fische, die Kartoffeln, die Erdbeeren und Wedig hat sein Beefsteak."

„So, so," meinte die Generalin, „übrigens der Junge wird es im Leben nicht leicht haben, wenn er immer sein Beefsteak haben muß."

Fräulein Bork zuckte mit den Achseln und sagte entschuldigend: „Er ist so zart." Aber das ärgerte die Generalin: „Gewiß, ich gönne ihm sein Beefsteak, Sie brauchen ihn nicht zu verteidigen. Nur finde ich, liebe Malwine, daß Sie keinen rechten Sinn haben für das, was man allgemeine Bemerkungen nennt." Dann schwiegen die beiden Damen wieder.

Draußen von der Holzveranda tönte Lärm herüber, Tellergeklapper und hohe Stimmen. Ernestine deckte dort den Tisch für das Abendessen und stritt dabei mit Wedig. Auch Lolo und Nini waren erschienen, sie lehnten an der Holzbrüstung der Veranda schmal und schlank in ihren blauen Sommerkleidern. Der Seewind fuhr ihnen in das leichte rote Haar und ließ es hübsch um die Gesichter mit den fast krankhaft feinen Zügen flattern. Die Mädchen zogen ein wenig die Augenbrauen zusammen und schauten mit den blanken braunroten Augen unverwandt auf das Meer und öffneten die Lippen, als wollten sie lächeln, aber das große bewegte Leuchten vor ihnen machte sie schwindelig. Auch Wedig hatte sich nun zu ihnen gesellt und schaute auch schweigend hinaus. Das kränkliche Knabengesicht verzog sich, als täte all dieses Licht ihm weh.

„So," sagte die Generalin drinnen zu Fräulein Bork, „das war ein angenehmer stiller Augenblick. Ich höre, meine Tochter kommt drinnen die Treppe herunter, nun kann es wieder losgehen."

Frau von Buttlär hat ein wenig geschlafen, trug ihren Morgenrock und hüllte sich fröstelnd in ein wollenes Tuch. Sie mochte früher das hübsche überzarte Gesicht ihrer Töchter gehabt haben, jetzt waren die Wangen eingefallen und die Haut leicht vergilbt. Aufgebraucht von Mutterschaft und Hausfrauentum war sie sich ihres Rechtes bewußt, kränklich zu sein und nicht mehr viel auf ihr Äußeres zu geben.

Man setzte sich auf der Veranda zur Abendmahlzeit nieder an den Tisch, über den das rote Abendlicht hinflutete und der Seewind an dem Tischtuch und den

Servietten zerrte. Das machte die Gesellschaft schweigsam, so das Meer vor sich, war es, als sei man nicht allein, nicht unter sich.

„Ich habe mir das Meer größer gedacht," erklärte Wedig endlich.

„Natürlich, mein Sohn," meinte die Generalin. „Du willst wohl für Dich ein Extra-Meer."

Frau von Buttlär lächelte gerührt und sagte leise: „Er hat so viel Phantasie." Fräulein Bork sah Wedig schief durch ihren Kneifer an und meinte: „An die Phantasie des Kindes reicht selbst das Weltmeer nicht hinan."

Nun begann Frau von Buttlär mit ihrer Mutter ein Gespräch über Repenow, ihr Gut, über Dinge, die sie anzuordnen vergessen hatte, von Gemüsen, die eingemacht werden sollten, und Dienstboten, die unzuverlässig waren, lauter Sachen, die seltsam fremd und unpassend in das Rauschen des Meeres hineinklangen, dachte Lolo. Aber unten am Tisch war ein Streit entstanden zwischen Wedig und Ernestine. „Ernestine," sagte Fräulein Bork streng, „wie oft habe ich es dir nicht gesagt, du darfst beim Servieren nicht sprechen. Oh! cette enfant!" setzte sie hinzu und seufzte. Die Generalin lachte. „Ja, unsere Bork hat es mit Ernestinens Erziehung schwer, denkt euch, heute mittag entschließt sich das Mädchen, zu baden. Sie geht ins Meer nackt wie ein Finger, am hellen Mittag." — „Aber Mama!" flüsterte Frau von Buttlär, die Mädchen beugten sich auf ihre Teller nieder, während Wedig nachdenklich Ernestine nachschaute, die kichernd verschwand.

Das Abendlicht legte sich jetzt plötzlich ganz grellrot und unwahrscheinlich über den Tisch und Fräulein Bork schrie auf: „Seht doch!" Alle fuhren mit den Köpfen herum. An dem blaßblauen Himmel standen riesige kupferrote Wolken und auf dem dunkelwerdenden Meer schwamm es wie große Stücke rotglänzenden Metalls, während die am Ufer zergehenden Wellen den Sand wie mit rosa Musselintüchern überdeckten. Wedig blinzelte mit den roten Wimpern und verzog wieder sein Gesicht, als schmerzte es ihn. „Das ist allerdings rot," meinte er. Die Generalin jedoch war unzufrieden: „Sie haben mich erschreckt, Malwine, Sie haben eine Art auf Naturschönheiten aufmerksam zu machen, daß man jedesmal zusammenfährt und glaubt, eine Wespe sitze einem irgendwo im Gesicht."

Die Mahlzeit war zu Ende, die Mädchen und Wedig stellten sich an die Verandabrüstung, um auf das Meer zu starren. Frau von Buttlär hüllte sich fester in ihr Tuch und sprach mit leiser besorgter Stimme von ihren häuslichen Angelegenheiten.

Die gewaltsamen Farben am Himmel erloschen jäh. Die farblose Durchsichtigkeit der Sommerdämmerung legte sich über das Land und das Meer, jetzt lichtlos, schien plötzlich unendlich groß und fremd. Auch das Rauschen war nicht mehr so geordnet eintönig und taktmäßig, es war, als ließen sich die einzelnen

Wellenstimmen unterscheiden, wie sie einander riefen und sich in das Wort fielen. Klein und dunkel hockten die Fischerhäuser auf den fahlen Dünen, hie und da erwachte in ihnen ein gelbes Lichtpünktchen, das kurzsichtig in die aufsteigende Nacht hineinblinzelte. Auf der Veranda war es still geworden. Das seltsame Gefühl, ganz winzig inmitten einer Unendlichkeit zu stehen, gab einem jeden für einen Augenblick einen leichten Schwindel und ließ ihn stillehalten, wie Menschen, die zu fallen fürchten.

„Wer wohnt denn dort?" begann Frau von Buttlär endlich und wies auf eines der Lichtpünktchen am Strande.

„Das dort," erwiderte die Generalin, „das ist das Haus des Strandwächters. Eine verwachsene Exzellenz hat sich bei ihm eingemietet. Du kennst ihn auch, den Geheimrat Knospelius, er ist bei der Reichsbank etwas, er unterschreibt, glaube ich, das Papiergeld."

Ja, Frau von Buttlär erinnerte sich seiner: „So ein Kleiner mit einem Buckel. Recht unheimlich."

„Aber so interessant," meinte Fräulein Bork.

„Und die anderen Häuser?" fragte Frau von Buttlär weiter.

„Das sind Fischerhäuser," erklärte Fräulein Bork, „das größte dort ist das Anwesen des Fischers Wardein und dort, ja dort wohnt sie doch."

„Sie?" fragte Frau von Buttlär, beunruhigt davon, daß Fräulein Bork ihre Stimme so geheimnisvoll dämpfte.

„Nun ja," flüsterte Fräulein Bork, „sie, die Gräfin Doralice, Doralice Köhne-Jasky, die wohnt dort mit — nun ja, sagen wir mit ihrem Manne." Frau von Buttlär verstand noch nicht ganz.

— „Doralice Köhne, die Frau des Gesandten, das ist doch die, die mit dem Maler — die wohnt hier, das ist ja aber schrecklich, man kennt sich doch."

Doch die Generalin ärgerte sich: „Was ist dabei Schreckliches, man hat sich gekannt, man kennt sich nicht mehr. Der Strand ist breit genug, um aneinander vorüberzugehen, eine fremde Frau Grill, nichts weiter. Ihr Maler heißt ja wohl Hans Grill."

„Sind sie wenigstens verheiratet?" klagte Frau von Buttlär.

„Ja, sie sagen, ich weiß es nicht," meinte die Generalin, „das ist auch gleich. Sie wird das Meer nicht unrein machen, wenn sie darin badet. Es ist kein Grund, liebe Bella, ein Gesicht zu machen, als seiest du und deine Kinder nun verloren."

„Und er ist ein ganz gewöhnlicher Mensch," jammerte Frau von Buttlär weiter.

„Ja," sagte Fräulein Bork, sie sprach noch immer leise, aber ihre Stimme nahm einen zärtlichen, feierlichen Klang an, als rezitiere sie ein Gedicht: „es ist traurig und doch wieder in seiner Art schön, wie der alte Graf das Talent des

armen Schulmeistersohnes entdeckt, er ihn ausbilden läßt, wie er ihn auf das Schloß beruft, damit er die junge Gräfin malt, ja und dort — müssen sie sich eben lieben, was können sie dafür. Aber sie wollen nicht die Heimlichkeit und den Betrug. Sie treten zusammen vor den alten Grafen hin und sagen: wir lieben uns, wir können nicht anders, gib uns frei, und er, der edle Greis — —"

„Der alte Narr," unterbrach sie die Generalin. „Wer sagt Ihnen denn, daß es so gewesen ist, wer ist denn dabei gewesen? Wahrscheinlich sind nicht die beiden zu dem Alten gekommen, sondern der Alte ist zu den beiden hereingekommen, das sieht denn anders aus. Köhne war immer ein Narr. Wenn man dreißig Jahre älter als seine Frau ist, läßt man seine Frau nicht malen und spielt man nicht den Kunstfreund. Und diese Doralice, ich habe ihre Mutter gekannt, eine dumme Gans, die nichts zu tun hatte im Leben als Migräne zu haben und zu sagen: meine Doralice ist so eigentümlich! Ja, eigentümlich ist sie geworden, gleichviel, da ist nichts, um die Augen gen Himmel zu schlagen und zu sagen: wie schön! Lassen Sie die Grill Grill sein, liebe Malwine, wenn Sie sie mit ihren Phantasien zur Heldin des Strandes machen, verdrehen Sie den Kindern den Kopf. Ernestine läuft ohnehin alle Augenblicke zum Strande hinunter, um die fortgelaufene Gräfin zu sehen, das verbitte ich mir. Seien Sie so gut und halten Sie mit Ihrer Poesie an sich."

„Schrecklich, schrecklich," seufzte Frau von Buttlär. Fräulein Bork aber schien das Schelten der Generalin nicht zu hören, verträumt schaute sie in die Dämmerung hinein, sah, wie die Dämmerung sich sachte aufhellte, der Mond war aufgegangen, Silber mischte sich in das Dunkel der Wellen und der Strand lag hell beleuchtet da.

„Da sind sie!" schrie Fräulein Bork auf.

Erschrocken fuhren alle herum. Am Rande der Düne zeichneten sich gegen den hellen Himmel deutlich die Figuren eines großen Mannes und einer Frau ganz nahe beieinander ab. „Dort stehen sie jeden Abend," flüsterte Fräulein Bork geheimnisvoll.

Frau von Buttlär starrte angstvoll zu dem Paare auf der Düne hinüber, dann rief sie erregt: „Kinder, ihr seid noch da, warum geht ihr nicht schlafen? Ihr seid müde, nein, nein, geht, gute Nacht," und beruhigte sich erst, als die Kinder fort waren. Da sah sie sich noch einmal das Paar an da drüben, das jetzt eng aneinander geschmiegt den Strand entlang ging, seufzte tief und sagte kummervoll:

„Das ist allerdings unerwartet, unerwartet fatal. Wenn ich mich auf etwas freue, kommt immer so etwas dazwischen. Schon der Kinder wegen ist es mir unangenehm."

„Ich weiß, ich weiß," meinte die Generalin. „Du mußt immer etwas haben, das dich quält, sonst ist dir nicht wohl. Schon als kleines Mädchen, wenn

alles sich auf einen Spaziergang freute, sagtest du: was hilft es, es werden doch Steinchen in die Schuhe kommen. Unsre Mädchen! Die haben genug Disziplin im Leibe. Sag' ihnen, da ist eine Frau Grill, die nicht gekannt wird und ich sehe es, wie Lolo und Nini die Lippen zusammenkneifen und gerade vor sich hinsehen, wenn sie an Madame Grill vorübergehen."

„Ja und dann," begann Frau von Buttlär wieder leise, „offen gestanden, es ist auch wegen Rolf. Die Person ist sehr hübsch, solche Personen sind immer hübsch und Rolf, du weißt — —."

Die Generalin schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Natürlich, das mußte kommen, du bist jetzt schon auf Madame Grill eifersüchtig. Aber liebe Bella, so ist dein Mann denn doch nicht. Na ja, immer die eine alte Geschichte mit der Gouvernante, die könntest du auch vergessen. Ab und zu mal im Frühjahr regt sich in ihm noch der Kürassieroffizier, das ist eine Art Heuschnupfen. Aber ihr Frauen bringt durch eure Eifersucht die Männer erst auf unnütze Gedanken. Nein, liebe Bella, wozu ist man, was man ist, wozu hat man seine gesellschaftliche Stellung und seinen alten Namen, wenn man sich vor jeder fortgelaufenen kleinen Frau fürchten sollte. Du bist die Freifrau von Buttlär, nicht wahr, und ich bin die Generalin von Palikow, nun also, das heißt, wir beide sind zwei Festungen, zu denen Leute, die nicht zu uns gehören, keinen Zutritt haben; so, nun wollen wir ruhig schlafen gehen, als gäbe es keine Madame Grill. Wir dekretieren einfach, es gibt keine Madame Grill."

Alle erhoben sich, um in das Haus zu gehen. Fräulein Bork warf noch einen Blick zum Meer hinab und sagte in ihrem mitleidig singenden Ton: „Die Gräfin Doralice war einst auch einmal solch eine arme kleine Festung."

Die Generalin wandte sich in der Tür um: „Bitte, Malwine, meine Vergleiche nicht mit Ihrer Poesie zu umspinnen, dazu mache ich sie nicht. Und dann noch eines, ich bitte, ferner Madame Grill nicht zum Gegenstand Ihres Verteidigungstalentes zu machen, Madame Grill wird nicht verteidigt."

Oben im Giebelzimmer, in dem Lolo und Nini schliefen, standen die beiden Mädchen noch am Fenster und schauten hinaus. Das mondbeglänzte Meer, das Rauschen und Wehen da draußen ließ ihnen keine Ruhe, es erregte sie fast schmerzhaft, und das Paar, das dort unten an den blanken Säulen der brechenden Wellen hinschritt, gehörte mit zu dem Erregenden und Geheimnisvollen da draußen, das den beiden Mädchen ein seltsames Fieber in das Blut legte.

Unten auf der Bank vor der Küche saß Frau Klincke und kühlte im Seewinde ihre heißen Köchinnenhände. Vor ihr stand Ernestine, wies zum Strande hinunter und sagte: „Nee, Frau Klincke, daß die beiden verheiratet sind, das glaube ich nicht."

Hans Grill und Doralice gingen am Meeresufer entlang. Es ging sich gut auf dem feuchten, von den Wellen glattgestrichenen Sande. Zuweilen blieben

sie stehen und schauten auf den breiten, sich sachte wiegenden Lichtweg hinab, den der Mond auf das Wasser warf.

„Nichts, heute nichts," sagte Hans und machte eine Handbewegung, als wollte er das Meer beiseite schieben. „Es ziert sich heute, es macht sich klein und süß, um zu gefallen."

„So laß es doch," bat Doralice.

— „Ja, ja, ich lasse es ja," erwiderte Hans ungeduldig.

Als sie weiter schritten, hing Doralice sich ganz fest in Hans' Arm. Sie konnte sich ja gehen lassen, dieser Arm war stark und sie dachte flüchtig an einen anderen zerbrechlichen und zeremoniösen Arm, der ihr feierlich gereicht worden war und auf den sich zu stützen sie nie gewagt hatte.

„Du bist müde?" fragte Hans.

„Ja," erwiderte sie nachdenklich, „diese langen hellen Tage, glaube ich, machen müde."

„Viel haben wir an diesen langen hellen Tagen nicht getan," bemerkte Hans.

„Getan," fuhr Doralice fort, „nichts. Im Sande gelegen und auf das Meer gesehen. Aber gleichviel, ich konnte doch alles Mögliche tun, Dinge, die ich sonst nie getan, unerhörte Dinge, nichts hindert mich. Auf der Reise war das anders, da tut man die Dinge, die im Reisebuch vorgeschrieben sind, aber hier muß das Neue kommen und das macht vielleicht müde."

„Gewiß, gewiß," begann Hans in seiner eifrigen Art, „Möglichkeiten, natürlich Möglichkeiten, das ist es, was der freie Mensch hat, es ist gleich, ob er etwas tut, aber nichts zwingt ihn, nichts schiebt ihn, nichts bindet ihn, was er tut und nicht tut, tut er auf eigene Verantwortung und das kann müde machen, o ja, das kann müde machen," und Hans lachte ein lautes Ha! Ha! auf das Meer hinaus, „freie Menschen, freie Liebe, denn das ist ja gleich, ob ein alter Engländer in London uns durch die Nase etwas gesagt hat, was wir nicht verstanden haben, das bindet nicht. Also freie Menschen, freie Liebe, freie —" Er hielt plötzlich inne und fragte: „Warum lachst Du?"

Doralice hatte ihren Kopf zurückgebogen, um zu Hans hinaufzusehen und sie lachte. Die schmalen, sehr roten Linien der Lippen öffneten sich ein wenig, ließen im Mondschein für einen Augenblick das Weiß der kleinen Zähne durchschimmern. So hell beschienen war das Gesicht sehr hübsch mit seinem kindlichen Oval, den graublauen Augen, in die das Mondlicht ein seltsam farbiges Schillern legte, und dem hellblonden Haar, an dem der Wind zauste. Ja, Doralice mußte immer lachen, wenn Hans seine großen Worte hersagte, jene Worte, die klangen, als hätten sie in Zeitungen oder langweiligen Büchern gestanden, aber wenn Hans sie aussprach, bekamen sie etwas Junges, etwas Lebendiges, sie klangen, als schmeckten sie ihm gut, wenn er sie so zwischen seinen gesunden weißen Zähnen hervorzischte.

„O nichts," sagte Doralice, „sprich nur weiter von deinen freien Menschen." Allein Hans war empfindlich geworden: „Meine freien Menschen, da ist doch nichts zu lachen," dann schwieg er.

„Du hast ja ganz recht," meinte Doralice um ihn zu versöhnen, „vielleicht macht das müde, wenn nichts einen bindet. Bei uns auf dem Lande dort bei der Roggenernte gehen hinter den Mähern Mädchen her, welche die Ähren zu Garben binden. Das ist sehr anstrengend. Um weniger zu ermüden, binden sie sich Tücher ganz fest um die Taille. So war es vielleicht dort, und jetzt, wo mich nichts festbindet —."

— „Unsinn," unterbrach sie Hans, „ich sehe nicht ein, warum du deine Vergleiche von dort hernimmst, von dort sprechen wir doch nicht."

„Nein, von dort sprechen wir nicht", wiederholte Doralice.

Sie kamen am Strandwächterhäuschen vorüber. Durch das geöffnete Fenster scholl eine laute Männerstimme und ihr antwortete eine Frauenstimme leidenschaftlich und scheltend. Unten am Strande stand der Geheimrat Knospelius, eine kleine wunderlich verbogene Gestalt, er stand so nah am Wasser, daß sein unförmlicher Schatten sich in den Wellen badete. Als Hans und Doralice sich näherten, grüßte er, zog seinen Panama sehr tief ab, das graue Haar flatterte im Winde, er lächelte und das regelmäßige bartlose Gesicht sah aus wie ein großes bleiches Knabengesicht. „Guten Abend," sagte Hans. Der Geheimrat lachte lautlos in sich hinein und zeigte mit einem merkwürdig langen dünnen Finger zum Hause des Strandwächters hinauf. „Die streiten wieder," bemerkte Hans.

— „Dort ist immer reger Betrieb," erwiderte der Geheimrat geheimnisvoll, „die arbeiten am Leben, bis ihnen die Augen zufallen. So was höre ich gern."

„Ja, hm!" sagte Hans, „guten Abend," und sie gingen weiter.

„Was sagte er?" fragte Doralice ängstlich. Hans zuckte die Achseln. „Verrückt wahrscheinlich. Solche kleine Ungetüme sind gewöhnlich ein wenig verrückt. Kennst du ihn denn?"

Doralice dachte nach. „Gewiß, ich kenne ihn. Ich erinnere mich, auf einer großen Gesellschaft war es, es war spät, alle waren müde und warteten auf die Wagen. Da saß plötzlich dieser kleine Mann neben mir. Seine Füße reichten nicht an den Fußboden, sondern hingen wie bei Kindern frei vom Stuhle herunter. Er sah mir ganz frech in die Augen, wie man das sonst nicht tut und sagte: Es fällt mir auf, Frau Gräfin, daß jetzt, wo alle schon schläfrig sind, Ihre Augen noch so wach sind, die warten noch. Ich machte wohl ein sehr dummes Gesicht und fragte: Worauf? Da lachte er ganz so, wie er jetzt eben lachte und sagte: Nun darauf, daß was geschieht, daß was kommt. O, die geben nicht nach, die stehen auf ihrem Posten. — Mir war

das unheimlich, ich war froh, als in dem Augenblicke der Wagen gemeldet wurde."

— „Ich weiß nicht, was du noch immer an allen diesen Erinnerungen hast, erquicklich sind sie nicht," versetzte Hans verstimmt.

„Was kann ich dafür," verteidigte sich Doralice, „ich habe doch noch keine anderen Erinnerungen, und dann, sie kriechen einem doch überall nach. Da steht der Geheimrat Knospelius plötzlich am Strande, drüben im Bullenkrug zieht die Generalin von Pallikow und die Baronin Buttlär ein, auf Schritt und Tritt das alte Leben. Weißt du, was ich möchte? Dort drüben über dem Meer müßte man eine Hängematte aufhängen können, gerade so hoch, daß die Wellen sie nicht erreichen können, aber doch so, daß, wenn ich die Hand herabhängen lasse, ich den Wellen in die weißen Bärte fassen kann, und so, siehst du, könnten, glaube ich, keine Erinnerungen kommen und keine Knospelius' und Pallikows könnten einem begegnen."

Hans blieb nachdenklich stehen: „Du," sagte er, „das wollen wir machen." Er ergriff Doralice, legte sie auf seine Arme: „Lieg," rief er, „wie ein Kind auf den Armen des Paten während der Taufe," und nun begann er langsam in das Meer hineinzugehen. Regungslos lag Doralice da und schaute hinauf in den Himmel, der bleich von Mondenschein war. Das Wehen, das vom Meere kam, das Rauschen unter ihr, das goldene Fließen und Flimmern ringsumher, all das schien sie zu wiegen und zu schaukeln, und dann war es ihr, als fiele sie, fiele sie in einen Abgrund von Licht, das sie dennoch trug und hielt.

„So, so, weiter, weiter, jetzt sind wir ganz bei ihnen, mitten unter ihnen, das dumme Land ist fort." Doralice sprach mit einer Stimme, wie Schlafende es tun, lachte ein leises, ganz helles Lachen wie Kinder, die auf einer Schaukel sitzen. Sie ließ ihre Hand herabhängen, griff in den Schaum der Wellen, schnalzte mit den Fingern, als wollte sie kleine Hunde springen lassen. „Wie sie zu mir heraufwollen," rief sie, „kommt, kommt, nein, das ist zu hoch." Hans stand bis über die Knie im Wasser und lächelte, das Gesicht rot vor Anstrengung. Aber allmählich wurde er müde, es war nicht leicht, sicher im Wasser zu stehen, und langsam zog er sich an das Ufer zurück. Mit einem befriedigten: „So, das war eine Leistung," setzte er Doralice auf den Sand zurück. Sie schwankte ein wenig auf ihren Füßen wie berauscht, sie legte die Hand auf die Augen, alles um sie her schien noch sachte zu schwanken. Sie mußte sich an Hans anlehnen. „Du siehst," sagte sie, „ich vertrage dies dumme Land nicht mehr."

— „Das kommt noch," meinte er, „das Land wird uns jetzt sehr gut schmecken. Eine warme Stube und Rotwein, ich bin naß und mich friert." — „Ja, gehen wir," sagte Doralice kleinlaut, „wir gehören ja doch nicht zu denen dort. Aber wie stark du bist, daß du mich so halten konntest."

— „Nicht wahr," erwiderte Hans stolz, „und weißt du, wie ich dich so hielt, wenn ich denke, das war eigentlich symbolisch, mitten in den Wellen, und ich halte dich."

Aber Doralice sagte müde: „Ach nein, laß es lieber nicht symbolisch sein."

Hans schaute sie verwundert an und murmelte dann ein wenig empfindlich: „Nun dann auch nicht."

Um den Hof des Wardeinschen Anwesens standen die niedrigen strohgedeckten Häuser, der Schuppen, der Stall, der Speicher, in dem jetzt die Familie des Fischers wohnte, und das Wohnhaus, das Hans Grill gemietet hatte. Hier schien die Hitze des Tages noch eingeschlossen zu sein, die Luft war schwer von den Gerüchen des Strohs, der an Schnüren trocknenden Fische und feuchter Netze. Man hörte durch die kleinen geöffneten Fenster den Atem schlafender Menschen, irgendwo schlug ein Hahn auf seiner Stange mit den Flügeln und im Schuppen grunzte ein Schwein im Traum. Und hier fiel von Doralice der Rausch der Weite und des Lichtes ab, ganz jäh, es schmerzte fast körperlich, und als sie durch die Türe traten, die so niedrig war, daß Hans sich tief bücken mußte, sagte Doralice klagend: „So schlüpfen wir denn auch in unser Loch." — „Ja, ja," meinte Hans eifrig, „das wird gut tun." In dem kleinen Wohnzimmer brannte eine Petroleumlampe auf dem Tisch, und es fiel Doralice auf, wie häßlich unrein dieses Licht war, mit welch schläfriger Alltäglichkeit es den weißgetünchten Raum füllte. Hans war ganz geschäftig. „Köstlich, köstlich," sagte er, „setz du dich dort in den Korbstuhl, ich bin gleich wieder da." Er verschwand, kam dann in weichen Filzschuhen zurück, ging ab und zu, holte Gläser, den Rotwein, schenkte die Gläser voll, setzte sich endlich Doralice gegenüber an den Tisch, rieb sich die Hände und lachte über das ganze Gesicht. Er sah sehr jung aus, das Gesicht von der Luft gerötet und der Bart und das kurzgelockte Haar honiggelb, die braunen Augen blinzelten blank vor Freundlichkeit. „Köstlich," wiederholte er, „das nenne ich eine Lebenslage, man sitzt so beieinander und die Lampe brennt, man hat seinen Rotwein und dazu sein wunderschönes Weib."

Doralice lehnte sich in ihren Korbstuhl zurück und schloß die Augen. „Ach," sagte sie müde, „nenne mich, bitte, nicht Weib, das klingt so, ich weiß nicht, nach losen blauen Jacken mit weißen Punkten und Kartoffelsuppe."

Hans errötete: „Nein, nein," sagte er, „also nicht Weib. Weib ist ein schönes deutsches Wort, aber wie du willst, bitte."

Sie schwiegen beide eine Weile. Aus dem Nebenzimmer hörte man deutlich das Schnarchen der alten Agnes, einer fernen Verwandten von Hans Grill, die ihm jetzt die Wirtschaft führte. Agnes hatte eine seltsame kummervolle und mißmutige Art des Schnarchens. Am Tage versah sie still und pünktlich ihren Dienst, aber das alte Gesicht, in dem die Fältchen wie Sprünge

in einem gelben Lack standen, trug stets den Ausdruck einer geduldigen, hochmütigen Ergebenheit. Jetzt schien es Doralice, als käme mit den verschlafenen Lauten alle Bitterkeit heraus, welche die Alte gegen sie hegte. Doralice preßte die schmalen zu roten Lippen fest aufeinander, und wie sie dalag in dem dunkelblauen Kleide mit dem großen weißen Matrosenkragen, die Stirn ganz verdeckt von dem feuchtgewordenen blonden Haar, sah sie aus wie ein kleines Mädchen, das gescholten wird. Nein, auf die Dauer war es unerträglich dem Murren dort im Nebenzimmer zuzuhören. Alles, alles wurde traurig, wurde sinnlos, sie wußte nicht mehr, warum sie hier saß, warum — Und Hans, sie öffnete die Augen und schaute ihn an. Er hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen, rauchte aus seiner kurzen Pfeife und trank ab und zu in hastigen kleinen Zügen den Wein.

„Bist du noch böse, weil du nicht Weib sagen sollst?" fragte Doralice und versuchte zu lächeln. Hans hob schnell den Kopf, er begann zu sprechen, aber er mußte einige Male dazu ansetzen, denn eine Erregung schnürte ihm die Kehle zusammen. „Weib oder nicht Weib, das ist doch gleich, der Ton ist es, der Ton. Wenn du den hast, dann bist du mir plötzlich ganz weit, ganz fremd, der streicht plötzlich alles aus, was wir miteinander erlebt haben. Ich freue mich darauf, daß es gemütlich sein wird, man wird beieinander sitzen, man wird lachen, man wird glücklich sein und dann sagst du etwas und dieser Ton ist da und es wird sofort kalt und fremd und peinlich, als setzten wir uns drüben im Schloß vor den weißen Serviettenzeltchen mit dem alten Grafen zum Frühstück nieder."

Doralice hörte ihm gespannt zu, diese erregte Stimme, die sich überstürzenden Worte erwärmten sie. Er sollte weiter sprechen. „Wie ist dieser Ton?" fragte sie.

„Wie? wie?" fuhr Hans leidenschaftlich fort. „Wenn dir etwas nicht schmeckt, dann schiebst du den Teller fort und sagst feindselig: das will ich nicht. So, so ist dieser Ton, als ob du mich und unsere ganze gemeinsame Geschichte fortschiebst. Das kannst du ja auch, es ist ja auch dein Recht, sag es doch."

Doralice lächelte jetzt ihr hübsches strahlendes Lächeln. Sie hob die Arme in die Höhe und reckte sich: „Ach Hans, das ist ja Unsinn, ich bin einfach müde. Glaubst du, das strengt nicht an, so zwischen Himmel und Meer zu schweben?"

Hans schaute sie erstaunt an, dann begann auch er zu lachen, sein lautes, ein wenig unerzogenes Lachen. „Also das strengt dich an und ich — glaubst du, es ist leicht, fest im Wasser zu stehen und eine Frau über den Wellen zu halten, die Hängematte zu spielen?"

„Du," meinte Doralice, „du bist ja so stark."

Befriedigt lehnte Hans sich in seinen Stuhl zurück, goß sich Wein ein, er schüttelte sich vor Gemütlichkeit, als sei eine Gefahr glücklich vorübergegangen.

„Und all das kommt daher," erklärte Hans und stach dozierend mit seiner Pfeife in die Luft hinein, „uns fehlt eine gewisse Enge, eine

Gebundenheit, Form, Form, Form, das ist es, das macht reizbar und unsicher. Von Unendlichkeiten kann man nicht leben. Immer kann der eine nicht stehen und den andern zwischen Himmel und Meer in den Mondschein hineinhalten. Also wir müssen unser Leben einteilen, regelmäßige Beschäftigung, Haushalt, eine Alltäglichkeit müssen wir haben, der ewige Feiertag macht uns krank."

„Du könntest ja wieder malen," warf Doralice hin.

„Das werde ich auch," rief Hans hitzig, „glaubst du, ich werde ruhig dasitzen und von deinem Gelde leben?"

— „Ach was, das dumme Geld."

„Gleichviel, ich werde arbeiten, ich weiß auch, was ich zu malen habe, ich studiere meine Modelle, euch beide."

— „Uns beide?"

„Ja, dich und das Meer. Ihr beide müßt zusammen auf ein Bild und eine Synthese von dir und dem Meer, verstehst du?"

— „Ja so," bemerkte Doralice, „ob du nicht versuchst, zuerst das Meer zu malen. Du sagtest doch, daß du mich nicht malen kannst."

Das ärgerte Hans wieder „Ja dort, dort konnte ich dich allerdings nicht malen. Ich war berauscht von dir. Man muß doch seinem Modell auch einigermaßen objektiv gegenüberstehen."

— „Stehst du mir jetzt objektiv gegenüber?" fragte Doralice verwundert.

„Ja," meinte Hans, „es kommt wenigstens allmählich und das haben wir nötig, etwas Nüchternheit, so eine selbstgeschaffene Bürgerlichkeit, in die man sich fest einschließt. Du sprachst da vorhin wegwerfend von Kartoffelsuppe, ich möchte sagen, kein Leben, auch das idealste, ist möglich, in dem es nicht einige Stunden am Tage nach Kartoffelsuppe riecht." Er lachte und sah Doralice triumphierend an, stolz auf seine Bemerkung.

Doralice seufzte: „Uff, wenn man da nur atmen kann, ganz eng, fest eingesperrt und riecht nach Kartoffelsuppe. Eine Welt, als ob Agnes sie geschaffen hätte."

„Bitte" sagte Hans empfindlich, „wer da nicht atmen kann, darf hinaus, wir sind freie Menschen, daß wir uns selbst binden, ist unsere Freiheit, aber keiner von uns ist gebunden."

Doralice zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte ziemlich schläfrig: „Ach, lassen wir doch die alte Freiheit. Es ist ja ganz hübsch, wenn eine Tür immer offen steht, aber man braucht doch nicht beständig drauf hinzuweisen. Die Freiheit wird dann fast ebenso langweilig wie das ‚tenue ma chère' dort, du weißt."

Hans schaute Doralice bestürzt an. Er wollte etwas sagen, verschluckte es jedoch. Er erhob sich und begann im Zimmer auf- und abzugehen, er ging schnell, stapfte stark mit seinen Filzschuhen auf den Boden. Doralice folgte ihm neugierig mit den Blicken. Jetzt war er zornig, jetzt würde er leidenschaftlich

losbrechen, sie freute sich darauf, sie liebte es, wann er die Worte so heiß hervorsprudelte und ein Gesicht machte wie ein zorniger Knabe. Das hatte ihr an ihm gefallen dort in der Welt der beständigen Selbstbeherrschung. Aber es wollte nicht kommen, immer noch ging er schnell und schweigend in dem engen Raum umher. Plötzlich blieb er vor Doralice stehen, kniete nieder mit beiden Knien hart auf den Boden schlagend und legte seinen Kopf auf Doralicens Knie und so begann er zu sprechen leise und klagend: „Wie kannst du das sagen, ich — ich — ich weise auf die Türe hin. Aber wenn Du zu dieser Tür hinausgingst, dann wäre es aus, dann hätte nichts mehr einen Sinn, dann hätte ich keinen Sinn, dann hätte die ganze Welt keinen Sinn."

Doralice strich mit der Hand ihm leicht über das krause Haar. „Nein, nein," sagte sie und das klang müde und mitleidig zugleich, „zusammen, wir bleiben zusammen, wir beide sind ja doch miteinander ganz allein."

Hans richtete sich auf, er lachte wieder, zuversichtlich und triumphierend, indem er Doralicens Arm faßte und ihn schüttelte: „Das will ich meinen und ich werde auch dafür sorgen, daß niemand an dich herankommt". Dann nahm er ihre kleine Gestalt auf seine Arme, wie man ein Kind nimmt und trug sie in das Schlafzimmer hinüber.

Der Morgen dämmerte, als Doralice erwachte. So war es jetzt immer, wenn sie sich niederlegte, schlief sie schnell und tief ein, aber lange vor Sonnenaufgang erwachte sie und es war mit dem Schlaf zu Ende. Dann lag sie da, die Arme erhoben, die Hände auf ihrem Scheitel gefaltet, die Augen weit offen und schaute der graublauen Helligkeit zu, wie sie durch die weiß- und rotgestreiften Gardinen in das Zimmer drang, den Waschtisch, die beiden plumpen Stühle, den großen gelben Holzschrank aus der Dämmerung herausschälte, das Zimmer erhellte, ohne es zu beleben, gleichsam ohne es zu wecken. Und dieses Zimmer, klein wie eine Schiffskabine, erschien Doralice als etwas ganz und gar nicht zu ihr Gehöriges. Sie lag da wohl in dem schmalen Bett unter der häßlichen rosa Kattundecke, aber sie hatte nicht die Empfindung, als sei dieses die Wirklichkeit, wirklich für sie war noch die Welt des Traums, aus der sie eben emportauchte. Jede Nacht führte er sie in ihr früheres Leben zurück, jede Nacht mußte sie ihr früheres Leben weiter leben. Am besten war es noch, wenn sie sich in dem alten Heimatshause ihrer frühen Jugend dort in der kleinen Provinzstadt befand. Ihre Mutter lag wieder auf der Couchette, hatte Migräne und eine Kompresse von Kölnischem Wasser auf der Stirn. Sie hörte wieder die klagende Stimme: „Mein Kind, wenn du verheiratet sein wirst und ich nicht mehr sein werde, dann wirst du an das, was ich dir gesagt habe, oft zurückdenken." Und dieses Wort „wenn du verheiratet sein wirst", das in den Gesprächen ihrer Mutter immer wiederkehrte, gab Doralice wieder das angenehme geheimnisvolle Erwartungs-

gefühl. Draußen der schattenlose Garten lag gelb vom Sonnenschein da, die langen Reihen der Johannisbeerbüsche, das Beet mit den Chrysanthemen, die fast keine Blätter und stark geschwollene bronzefarbene Herzen hatten. Auf der Gartenbank schlummerte Miß Plümmers. Das gute alte Gesicht rötete sich in der Mittagshitze. Doralice ging unruhig in Kieswegen auf und ab, das eintönige sommerliche Surren um sie her kam ihr wie die Stimme der Einsamkeit und der Ereignislosigkeit vor. Aber gerade hier in dem alten Garten fühlte sie es stets am deutlichsten, daß dort jenseits des Gartenzaunes eine schöne Welt der Ereignisse auf sie wartete. Sie fühlte es körperlich als seltsame Unruhe in ihrem Blut, sie hörte es fast, wie wir das Stimmengewirre eines Festes hören, vor dessen verschlossenen Türen wir stehen. Nun und dann war diese Welt gekommen, in Gestalt des Grafen Köhne-Jasky, des hübschen älteren Herrn, der so stark nach new mown hay roch, Doralice so verblüffende Komplimente machte und so unterhaltende Geschichten erzählte, in denen stets kostbare Sachen und schöne Gegenden vorkamen. Daß Doralice eines Tages ihr weißes Kleid mit der rosa Schärpe anzog, daß ihre Mutter sie weinend umarmte und der kleine kohlschwarze Schnurrbart des Grafen sich in einem Kusse auf ihre Stirn drückte, war etwas, das selbstverständlich notwendig war, etwas, auf das Mutter und Tochter ihr bisheriges Leben über gewartet zu haben schienen.

Am häufigsten aber befand Doralice sich im Traum in dem großen Salon der Dresdner Gesandtschaft. Immer lag dann ein winterliches Nachmittagslicht auf dem blanken Parkett. In den süßen Duft der Hyazinthen, die in den Fenstern standen, mischten die großen Ölbilder an der Wand einen leichten Terpentingeruch. Von der anderen Seite des Saals kam ihr Gemahl ihr entgegen, sehr schlank in seinen schwarzen Rock geknüpft, die Bartkommas auf der Oberlippe hinaufgestrichen. Ein wenig zu zierlich aber hübsch sah er aus, wie er so auf sie zukam, die glatte weiße Stirn, die regelmäßige Nase, die langen Augenwimpern. Allein der Traum spielte ein seltsames Spiel, je näher der Graf kam, um so älter wurde dies Gesicht, es welkte, es verwitterte zusehends. Er legte den Arm um Doralicens Taille, nahm ihre Hand und küßte sie. „Scharmant, scharmant," sagte er, „wieder eine reizende Aufmerksamkeit. Wir haben unsere Ausfahrt aufgegeben, weil wir wußten, daß der Gemahl heut nachmittag ein Stündchen frei hat. Da wollen wir ihm Gesellschaft leisten und ihm selbst den Tee machen. Gute Ehefrauen habe ich schon genug gesehen, Gott sei Dank, es gibt noch welche, aber ma petite comtesse ist eine raffinierte Künstlerin in Ehedelikatessen." Doralice schwieg und preßte ihre Lippen fest aufeinander und hatte das unangenehm beengende Gefühl, erzogen zu werden. Natürlich hatte sie ausfahren wollen, natürlich hatte sie gar nicht gewußt, daß der Gemahl heute eine Stunde frei hatte und hatte auch gar nicht die Absicht gehabt, ihm Gesellschaft zu leisten. Allein das war seine Erziehungsmethode, er tat, als sei Doralice so,

wie er sie wollte. Er lobte sie beständig für das, was er doch erst in sie hineinlegen wollte, er zwang ihr gleichsam eine Doralice nach seinem Sinne auf, indem er tat, als sei sie schon da. Hatte sich Doralice in einer Gesellschaft mit einem jungen Herrn zu gut und zu lustig unterhalten, dann hieß es: „wir sind ein wenig vielverlangend, ein wenig sensibel, man kann sich die Menschen nicht immer aussuchen; aber du hast ja recht, der junge Mann hat nicht einwandfreie Manieren, aber soviel es geht, wollen wir ihn fernhalten". Oder Doralice hatte im Theater bei einem Stück, das dem Grafen mißfiel, zu viel und zu kindlich gelacht, dann bemerkte er beim Nachhausefahren „wir sind ein wenig verstimmt: chokiert, wir sind ein wenig zu streng, aber tut nichts, du hast ganz Recht, es war ein Fehler von mir, dich in dieses Stück zu bringen. Ich hätte ma petite comtesse besser kennen sollen, vergib dieses Mal". Und so war es in allen Dingen, diese ihr aufgezwungene fremde Doralice tyrannisierte sie, schüchterte sie ein, beengte sie wie ein Kleid, das nicht für sie gemacht war. Was half es, daß das Leben um sie her oft hübsch und bunt war, daß die schöne Gräfin Jasky gefeiert wurde, es war ja nicht sie, die das alles genießen durfte, es war stets diese unangenehme petite comtesse, die so sensibel und so reserviert war und ihrem Gemahl gegenüber immer recht hatte. Wie eine unerbittliche Gouvernante begleitete sie sie und verleidete ihr alles.

Als der Graf Köhne seinen Abschied nahm, als er, wie er es nannte, gestürzt wurde, und sich gekränkt und schmollend auf sein einsames Schloß zurückzog, um sich fortan damit zu beschäftigen, die Geschichte der Köhne-Jaskys zu schreiben und melancholisch zu altern, da war es eine neue Doralice, die Doralice dort auf dem alten Schlosse erwartete. „Ah, ma petite châtelaine ist hier endlich in ihrem wahren Elemente, stille, ruhige, etwas verträumte Beschäftigungen, der wohltätige Engel des Gemahls und des Gutes, das hat uns gefehlt." Und der stille wohltätige Engel, der sie nun plötzlich war, drückte auf Doralice wie ein bleiernes Gewand.

Da kam Hans Grill ins Schloß, um Doralice zu malen, Hans mit seinem lauten Lachen und seinen knabenhaft unbesonnenen Bewegungen und seiner unbesonnenen Art, noch alles, was ihm durch den Kopf ging, unvermittelt und eifrig auszusprechen. „Ich empfehle dir meinen Schützling," hatte der Graf zu seiner Frau gesagt, „gewiß, als Gesellschafter kommt er nicht in Betracht, du hast ja ganz recht, ihn sehr à distance zu halten, aber dennoch empfehle ich ihn deinem Wohlwollen." Es begannen nun die langen Sitzungen in dem nach Norden gelegenen Eckzimmer des Schlosses. Hans stand vor seiner Leinwand, malte und kratzte wieder ab. Dabei sprach er stets, erzählte, fragte, ließ große Worte klingen. Doralice hörte ihm anfangs neugierig zu, es war ihr neu, daß jemand so sorglos sein innerstes Wesen heraussprudelte. Er sprach stets von sich, zuweilen mit ganz kindlicher Zufriedenheit und Prahlsucht, dann vertraute er

Doralice gutmütig an, was ihm an sich selber bedenklich schien. „An Charakter fehlt es zuweilen," sagte er, „ei, ei!" Was aus diesen Reden aber am stärksten hervorklang, war ein unbändiger Lebensappetit und ein unumschränktes Vertrauen, alles zu erreichen, wonach er greifen würde. „O, ich werde es schon machen, da ist mir nicht bange," hieß es. Doralice tat das wohl, es erregte auch in ihr wieder Lebenshunger, es erweckte in ihr etwas, das sie fast vergessen hatte, ihre Jugend. Von Distance war eigentlich nicht mehr die Rede, die allzu sensible châtelaine fiel ganz von ihr ab und es ging jetzt dort in dem Eckzimmer oft sehr heiter und kameradschaftlich zu. Aber zuweilen, wenn sie gerade recht laut lachten, hielten sie plötzlich inne, horchten hinaus. „Still," sagte Hans, „ich höre seine Stiefel knarren" und es war, als sei eine geheime Zusammengehörigkeit zwischen ihnen beiden eine selbstverständliche Sache. Hans verliebte sich natürlich in Doralice und war diesem Gefühle gegenüber ganz hilflos. Er zeigte es ihr, er sagte es ihr mit einer naiven, fast schamlosen Offenheit und Doralice ließ es geschehen, es war ihr, als faßte das Leben sie mit starken gewaltsamen Armen und trug sie mit sich fort. Da begann in diesen Spätherbsttagen Doralices Liebesgeschichte. Helle, kalte Tage und dunkle Abende, auf den Beeten, die von dem Nachtfrost gebräunten Georginen und in den Alleen des Parkes welkes Laub, das auch beim vorsichtigsten Schritte raschelte. Wenn Doralice an diese Zeit dachte, empfand sie wieder das seltsame schwüle Brennen ihres Blutes, empfand sie die stete Angst vor etwas Schrecklichem, das kommen sollte, das jeder Liebesstunde auch ihr furchtbar erregendes Fieber beimischte. Wieder empfand sie jenes wunderlich lose, verworrene Gefühl, jenen Fatalismus, der so oft Frauen in ihrem ersten Liebesrausch erfüllt. Dennoch trug Doralice leichter an den Heimlichkeiten und Lügen als Hans. „Ich halte es nicht mehr aus," sagte er, „immer einen so vor mir zu haben, den ich betrüge, wir wollen fortgehen, oder es ihm sagen."

„Ja, ja," meinte Doralice. Es wunderte sie selbst, wie gering die Gewissensbisse waren über das Unrecht, das sie ihrem Manne antat, ja, es war fast nur so wie damals, wenn sie Miß Plummers hinterging. „Und er ahnt es," sagte Hans, „er bewacht uns, man begegnet ihm überall, hast du es bemerkt? Seine Stiefel knarren nicht mehr, wir müssen ihm zuvorkommen."

Allein der Graf kam ihnen zuvor. Es war ein grauer Nebeltag, Doralice stand im großen Saal am Fenster und schaute zu, wie der Wind die Krone des alten Birnbaums hin- und herbog und die gelben Blätter von den Zweigen riß und sie in toller Jagd durch die Luft wirbelte. Es sah ordentlich aus, als freuten sich diese hellgelben kleinen Blätter von dem Baume loszukommen, so ausgelassen schwirrten sie dahin. Doralice hörte ihren Gemahl in das Zimmer kommen. Er machte einige kleine knarrende Schritte, rückte den Sessel am Kamin, setzte sich, nahm ein Schüreisen, um, wie er es liebte, im Kaminfeuer herumzu-

stochern. Als er mit einem „ma chère“ zu sprechen begann, wandte sie sich um und es fiel ihr auf, daß er krank aussah, daß seine Nase besonders bleich und spitz war. Er schaute nicht auf, sondern blickte auf das Kaminfeuer, in dem er stocherte. „Ma chère,“ sagte er, „ich habe deine Geduld bewundert, aber lassen wir es genug sein, ich habe mit Herrn Grill eben vereinbart, daß er uns heute verläßt. Mit dem Bilde wird es ja doch nichts und von dir ist es zu viel verlangt, dich noch der Langenweile dieser Sitzungen und dieser — Gesellschaft zu unterziehen. So werden wir wieder entre nous sein. Recht angenehm, was?“

Doralice war bis in die Mitte des Zimmers gekommen, da stand sie in ihrem schieferfarbenen Wollenkleide, die Arme nieder hängend, in der ganzen Gestalt eine Gespanntheit, als wollte sie einen Sprung tun, in den Augen das blanke Flackern der Menschen, die vor einem Sprunge von einem leichten Schwindel ergriffen werden.

„Wenn Hans Grill geht, gehe ich auch,“ sagte sie und im Bemühen ruhig zu sein, klang ihre Stimme ihr selbst fremd.

— „Wie? was? Ich verstehe nicht, ma chère.“ Das Schüreisen fiel klirrend aus seiner Hand und Doralice sah wohl, daß er sie gut verstand, daß er längst verstanden haben mußte. Um seine Augen zogen sich viele Fältchen zusammen und die Bartkommas auf seiner Oberlippe zitterten wunderlich.

„Ich meine,“ fuhr Doralice fort, „daß ich nicht mehr deine Frau bin, daß ich nicht mehr deine Frau sein darf, daß ich mit Hans Grill gehe, daß, daß —“ sie hielt inne, Schrecken und Verwunderung über den Anblick des Mannes dort im Sessel ließen sie nicht weiter sprechen. Er knickte in sich zusammen und sein Gesicht verzog sich, wurde klein und runzlig. War das Schmerz? War das Zorn? Es hätte auch ein unheimlich scherzhaftes Gesichterschneiden sein können. Mit großen angstvollen Augen starrte Doralice ihn an. Da schüttelte er sich, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, richtete sich stramm auf. „Allons, allons“, murmelte er. Er erhob sich und ging mit steifen zitternden Beinen an das Fenster und schaute hinaus. Doralice wartete angstvoll, aber auch sehr neugierig, was nun kommen würde. Endlich wandte sich der Graf zu ihr um, das Gesicht aschfarben, aber ruhig. Er zog seine Uhr aus der Westentasche, wurde etwas ungeduldig, weil die Kapsel nicht gleich aufspringen wollte, schaute dann aufmerksam auf das Zifferblatt und sagte mit seiner diskreten höflichen Stimme: „Fünf Uhr dreißig geht der Zug“. Er sah auch nicht auf, als Doralice jetzt langsam aus dem Zimmer ging.

„Mein Herz schlug dabei sehr stark,“ hatte später Doralice zu Hans Grill gesagt, „ich hörte es schlagen, es schien mir das Lauteste im Zimmer. Ich weiß nicht, was es war, vielleicht war es plötzlich eine sehr starke Freude.“

„Natürlich, natürlich,“ meinte Hans Grill, „was sollte es denn anderes gewesen sein.“ —

(Fortsetzung folgt)

Das Prosa-Epos des deutschen Liberalismus/ von Richard M. Meyer



on der Altertumskunde hatten Geschichte und Kulturgeschichte lange Zeit gutgläubig das Verfahren übernommen, aus den Schilderungen in Roman und Dichtung ohne weiteres auf die wirklichen Verhältnisse zu schließen. Wie die Philologen aus Martial und Juvenal erschreckende Bilder des römischen Sittenverfalls unter den Cäsaren geholt hatten, so machte man sich nun aus Dumas und Augier solche der Décadence unter dem zweiten französischen Kaiserreich zurecht. Aber es dauerte doch nicht allzulange, so erkannte man die Gefahren, die mit dieser allzu einfachen Technik verbunden waren. Zunächst ist natürlich die Brauchbarkeit einer Schilderung von der Sehschärfe des Beobachters abhängig; und diese ist gerade bei deutschen Sittenschilderern oft merkwürdig gering. Dazu kommt dann die Pflicht des Künstlers zu stilisieren, das heißt das für ihn Wesentliche zu betonen, das für ihn Unwesentliche zu vernachlässigen; ihm aber sind ganz andere Dinge wesentlich, als dem Gelehrten, der Material für eine kulturgeschichtliche Monographie sammelt — denn unter den Romanen ist glücklicherweise der Typus „Ägyptische Königstochter" doch nicht der herrschende. Endlich aber wirkt stärker als alle diese Momente die Tendenz des Dichters einer unmittelbaren Verwertbarkeit seiner Darstellungen entgegen. Man stelle sich nur vor, welches Bild ein deutschenfeindlicher Franzose oder Russe in der Blütezeit des Naturalismus von unsern Zuständen auf Grund der Dramen und Romane hätte entwerfen können! Die untern Stände in Trunksucht unrettbar versunken, das Bürgertum von Wollust aufgezehrt, die höheren Gesellschaftsschichten verblödet. . . Es wäre, als dächte man sich in eine Gesellschaft, deren lebendige Mitglieder nach Skizzen von Daumier gebildet wären!

Unter der Wirkung solcher Bedenken sind Überkluge denn gleich zu der Schlußfolgerung gekommen: am besten verwerte man die dichterischen Schilderungen, wenn man aus ihnen immer das Gegenteil ablese. Eine kriegerische Darstellung bedeute eine Zeit, in der zu langer Frieden eine ungebändigte Sehnsucht nach Kampf erweckt habe, eine so recht idyllische drücke lediglich die zu leidenschaftlicher Friedensehnsucht führenden Kriegszustände aus. Ich nenne das „Psychologie par ricochet": auf diesem Umweg erweist man, daß Adalbert Stifter eine vulkanische Natur war, denn er würde sonst kein solcher Fanatiker der Ruhe geworden sein. Und so kann ich Offenbach und Halévy wirklich nicht als Zeugen für eine besonders tiefe Sittlichkeit im napoleonischen Frankreich anerkennen.

Es hat schon damit seine Richtigkeit, daß der Roman uns allerlei über die kulturellen Verhältnisse der Zeit offenbart. Man muß nur mit all jenen „trübenden Medien" rechnen, die aus dem Wesen der Gattung selbst, aus ihrer Eigenart

in einer bestimmten Epoche und endlich aus der Individualität der Schriftsteller hervorgehn. Wie oft haben uns namentlich französische Autoren von einiger Deutschfreundlichkeit vorgehalten, das Deutschland vor 1870 sei ganz und gar ein Land des reinen Idealismus gewesen... Nun ist die Antwort leicht: eine solche Zeit habe es niemals gegeben, könne es niemals gegeben haben. Befremdlicher aber ist es, wenn andere Beurteiler, vor allem einheimische, umgekehrt behaupten, die Zeit kurz vor dem Kriege und erst recht unmittelbar danach sei eine Zeit üblen Banausentums gewesen, in der abgelegte Ideale ohne alle innere Kraft von Epigonen breitgetreten wurden. Und beide Parteien berufen sich auf die Kunst jener Epoche, auf die bildende, über deren im ganzen verblaßten Idealismus in der Tat wenig Zweifel besteht, und auf die Literatur, deren Ansehn nach langer Unterschätzung wieder zu steigen beginnt. Was aber lehrt die Literatur jener Jahre und vor allem ihr vernehmlichster Zeuge, der Roman, in Wirklichkeit?

Zunächst: daß er im großen und ganzen einen einheitlichen Charakter besitzt, ist zuzugeben. Oder vielmehr: es gibt in jenen Jahren einen Roman, der den Zeitgenossen vor allem repräsentativ zu sein schien und der auch uns diese Anerkennung zu verdienen scheint. Es war nicht der einzige, aber alle andern Formen wurden als weniger charakteristisch empfunden — von den Lesern wie von den Kritikern und Literarhistorikern, ja von den Verfassern selbst.

Dieser typische Roman der Jahre von 1865—1876 — denn so läßt er sich zeitlich ziemlich genau umgrenzen — wird durch die Namen Spielhagen, Freytag, Auerbach, Heyse bestimmt. „In Reih und Glied" (1866) und „Hammer und Ambos" (1868), „Auf der Höhe" (1865) und „Das Landhaus am Rhein" (1868), „Kinder der Welt" (1872) und „Im Paradiese" (1876) sind seine Hauptvertreter; während „die Verlorene Handschrift" (1864) den Typus noch nicht ganz rein zeigt und „Vor dem Sturm" von Fontane (1879) ihn nicht mehr aufweist. Nur Spielhagen hat diese Art auch nachher noch kaum verändert fortgeführt, während sich Heyse mit leiser und Auerbach mit lauter Wendung auf andere Pfade begaben. Natürlich ist auch in jenem Zeitraum eine merkliche Verschiedenheit zwischen diesen Romandichtern zu bemerken gewesen; aber der Eindruck der Übereinstimmung überwiegt durchaus. Ja die Kräfte, die diese Übereinstimmung hervorbrachten, wirkten so stark, daß sie noch viel entferntere Persönlichkeiten als die Freunde Auerbach, Heyse, Spielhagen in verwandte Bahnen zwangen. Luise von François, die Tochter einer alten Offiziersfamilie, war durch ihre Erlebnisse zu einer ziemlich demokratischen Weltanschauung bekehrt worden; Herman Grimm, der Sproß einer berühmten Gelehrtenfamilie, hat niemals den Aristokraten verleugnet. Aber die „Unüberwindlichen Mächte" (1867) sind von der „Letzten Reckenburgerin" (1871) keineswegs durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt.

Es ist auch ja nicht zu übersehen, daß diese Autoren auch persönlich eng

zusammengehörten. Herman Grimm war wiederum Heyses Duzfreund, Luise von François der Schützling Gustav Freytags, der wiederum zu dem geistigen Mittelpunkt der Gruppe, zu Berthold Auerbach, in freundschaftlichen Beziehungen stand. Die Romanschriftsteller aber, deren Werke einem andern Typus angehörten, blieben auch jenem Kreise ferner. Zwar zu Auerbachs Freunden kann man sie fast alle rechnen, den armen Otto Ludwig, den eigenwilligen Friedrich Theodor Vischer, den originellsten von allen, Gottfried Keller; bloß der Einsiedler Wilhelm Raabe verschmähte selbst diesen beinah selbstverständlichen Anschluß. Aber Auerbach seinerseits hatte diese Summe von Berührungen nur möglich gemacht, indem er „Berlin zur Reichshauptstadt vordatierte". Es ist ein „Berliner Roman", den diese Autoren schreiben — freilich keineswegs im Sinne des späteren Berliner Lokalromans der Rodenberg und Lindau, der Bleibtreu und Felix Holländer. Es ist eine Gruppe „Berlinischer" Schriftsteller, obwohl gerade der einzige Sohn der Hauptstadt unter ihnen, Paul Heyse, in München lebte und gar keine Sehnsucht nach seiner Heimat verspürte. Aber es lag doch an sozusagen klimatischen Verhältnissen, daß die kleineren Berliner Romanschriftsteller, Karl Frenzel, Theodor Mügge, Fanny Lewald, diesem Typus durchweg näher standen als die ohne Beziehungen zur Großstadt, die Herrmann Kurz und Levin Schücking, die Gottfried Keller und Wilhelm Raabe.

Der Roman, der in Deutschland in jenen zwölf Jahren herrscht, löst den „jungdeutschen" Roman ab, dem Gustav Freytag und Berthold Auerbach in ihren Anfängen recht nahe gestanden hatten. Dieser jungdeutsche Roman ist ein ausgesprochener Tendenzroman, dessen Aufgabe es ist, neue Gedanken in Bewegung zu bringen, indem er sie durch seine Figuren entweder realisieren oder — viel häufiger — doch aussprechen läßt. Auf die Psychologie der Gestalten legt dieser Typus weniger Gewicht als auf ihre symbolische Bedeutung; die sozialen Bedingtheiten betont er schärfer als die Verschiedenheiten des Berufs. Karl Gutzkow jedoch, der bedeutendste Vertreter des jungdeutschen Romans, weist in jeder Hinsicht über diesen schon hinaus und ist in manchen Punkten von seinen Schülern Frenzel und Spielhagen keineswegs übertroffen worden. — Und abgelöst wurde der von 1865—1876 herrschende Roman durch einen neuen Typus des psychologischen Romans, der alle Tendenz vermied und die seelische Eigenart des nach allen Seiten, der Herkunft, Anlage, Beruf festbestimmten Helden als die einzige Aufgabe des Werkes ansah: „Jürg Jenatsch" (1876) und „Der Heilige" (1880); „Auch Einer" (1879) und „Schach von Wuthenow" (1883); „Sternsteinhof" (1883) und „Der schöne Valentin" (1884); bis dann Sudermanns vielversprechender Erstling „Frau Sorge" (1887) wiederum den Anbruch einer neuen Richtung bezeichnete, die der Spielhagens um vieles näher rückte als der jener feinen Charaktergemälde C. F. Meyers, Fontanes, Vischers, der Helene Böhlau.

Der Roman nun, den wir nach seinem nicht größten, aber entschlossensten

Repräsentanten schlechtweg den Spielhagens nennen können, steht zwischen den beiden Richtungen, die wir eben charakterisiert haben, wie zeitlich so auch seinem Wesen nach in der Mitte. Von dem Roman der Jungdeutschen hat er die entschiedene Tendenz, die Neigung zur „Totalität", vor allem zu einer breiten Mannigfaltigkeit der sozialen Typen; eine gewisse Flachheit der Psychologie. Mit den jüngeren psychologischen Studien teilt er die starke Herausarbeitung der Hauptfigur — die bei jenem leicht in der Menge der Gestalten verschwand —; die größere Einfachheit der Handlung, und ganz besonders noch die große Sorgfalt in stilistischer Hinsicht, die der zuletzt unter Gutzkows Händen ganz verwahrlosten Sprachform der Prosaepik endlich wieder literarische Würde gab. Und hier bereits treffen wir einen Punkt, der für die kulturelle Bedeutung dieses Romans und der ihn tragenden Gruppe von höchster Wichtigkeit ist: es sind in politischer Hinsicht Demokraten, aber in ästhetischer Aristokraten, die ihn aufbauen. Es ist die Elite des gebildeten Bürgertums, die sich zu der sozialen „Aristokratie" in einem ebenso heftigen Gegensatz fühlt wie zu einem rohen Radikalismus.

Niemals ist die deutsche Literatur „gebildeter" gewesen als in jenen Tagen. Gelehrtere Zeiten hat sie gehabt — dichterisch ziemlich schaudervolle Zeiten; aber keine, in denen eine so im besten Sinne humane, so vielseitige und so harmonisch durchgebildete Geistesaristokratie sie trug. Nur die Epoche, die eben in keiner Hinsicht Konkurrenz duldet, nur die klassische Blütezeit überragt diese Generation auch in solcher Hinsicht. Aber weder die vielseitigst dilettierenden Romantiker noch die engherzigen Spezialisten des Naturalismus können mit der feinen sichern Bildung eines Heyse, mit der für alles offenen Lernfreude eines Auerbach, mit der hellen Wachsamkeit eines Spielhagen Schritt halten. Diese Kunst, alles ästhetisch Feine, alles menschlich Große, alles moralisch Merkwürdige mit wachen Sinnen zu beachten und zu verstehen, ist etwas, das wir schon als eine hohe Begabung feiern müssen. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß auch diese Gabe nicht billig erkauft ward: was uns diesen Dichtungen gegenüber oft kalt läßt, ist eben die zu große „Bildung", der allzu „literarische" Charakter, die allzu gleichmäßige Stilisierung. Nur sollten wir nicht vergessen, daß diese Männer, denen unser Realismus häufig „Pose" vorwirft, dieselbe Haltung auch im Leben gewahrt haben. Es waren keine Poseurs, sondern tapfere Bekenner, diese Heyse und Geibel, die in dem preußenfeindlichen Bayern offen ihre Heimat und ihre Gesinnung verkündeten; diese Auerbach und Spielhagen, die geänderten Zeiten mutig ihre Abwehr ins Gesicht warfen. Denn was uns als Äußerliches, Gemachtes erscheinen mag, war für sie ein Symbol des Höchsten. In der allseitigen Bildung des Menschen sahen sie ein ethisches und ein ästhetisches Ideal zugleich — und sie durften sich hierin als Schüler Goethes fühlen. Den haben sie einer ihm undankbar fremd gewordenen Nation erst wiedergebracht; Heyse in seinem Stil, Auerbach in seiner Predigt, Grimm in seiner Forschung; auch

Spielhagen knüpft in seiner Theorie gern an den Meister an. Keineswegs aber dürfen sie deshalb „Goethepfaffen" heißen: wie modern war der Enthusiasmus für Amerika und Amerikanertum bei Spielhagen und Herman Grimm, den ersten Dolmetschern amerikanischer Kunst in Deutschland; wie eifrig ist Auerbach für Gottfried Keller und Otto Ludwig eingetreten; wie fortgeschritten war ihrer aller politischer, wie radikal sogar der Meisten religiöser Standpunkt!

Eine Gruppe von Männern, die sich aus der Tiefe und Vielseitigkeit ihrer keineswegs chauvinistisch beschränkten, aber in ihrer Färbung um so echter nationalen Bildung heraus berufen fühlen, eine Idee durchzuführen, die seit Heine immer stärker und mächtiger geworden war, die aber von unsern Klassikern selbst herstammt, versucht den Gedanken einer Leitung der Nation durch ihre geistige Aristokratie zur Wahrheit zu machen. Der Roman ist für sie vor allem ein Mittel zur geistigen Höherbildung des Volkes. Dabei fassen sie jedoch jenen Begriff der geistigen Aristokratie in einer gewissen, durch die Umstände bedingten Verengung. Sie sehen die Großstadt als den selbstverständlichen Mittelpunkt der Bewegung an; sie fühlen sich mit den Männern der Wissenschaft und den liberalen Vorkämpfern einer politischen Erneuerung Deutschlands, allenfalls auch noch mit den Vertretern der bildenden Kunst in inniger Gedankengemeinschaft. Die politischen Gegner des Liberalismus, die freilich auch tatsächlich größtenteils zu der „heidnischen" Bildung im Goethischen Sinne in ausgesprochenster Feindschaft stehen, betrachten sie schlechtweg als „etwas was überwunden werden muß". Für die Bildungstendenzen einfacherer Kreise haben nur Auerbach und allenfalls Spielhagen Verständnis: die volkstümliche Lehr- und Erziehungslust Gustav Freytags ist einem Heyse so fern wie einem Spielhagen die milde, alle Stände in ihren Schwächen begreifende mütterliche Liebe unserer Frau von Ebner-Eschenbach. Und so wird der Roman dieser bekehrten Jungdeutschen zu einer großen Gesamtdichtung: zum Prosa-Epos der gebildeten Bourgeoisie.

Man verstehe dies Wort ja nicht als einen Ausdruck des Hohns. Ich meine, daß der herrliche Fontane in seinem Kampf gegen Willibald Alexis und in seiner Verurteilung der deutschen Bourgeoisie doch recht stark durch die politischen Vorurteile seiner Lehrer, der Hesekiel und Scherenberg, beeinflußt blieb. Ich glaube, daß wir ganz und gar kein Recht haben, von einem Bürgertum gering zu denken, das unter den schwierigsten Umständen einen Kampf für politische Ideale unerschrocken durchführte; das gleichzeitig, während es in der einen Hand das Schwert hielt, mit der andern an dem Riesenbau des neuen Deutschland schaffte, dem es neue Grundlagen des öffentlichen Lebens, neue industrielle Möglichkeiten von ungeahnter Ausdehnungskraft gab, und eine neue Naturforschung, Geschichtschreibung, Sprachwissenschaft; dem schließlich bei vielfach nicht abzuläugnender Nüchternheit doch ein Hebbel, ein Wagner, ein Nietzsche entwachsen konnten. Ich glaube, daß in der gebildeten bürgerlichen Aristokratie, wie sie sich

etwa in dem Berliner „Tunnel“ oder in den Münchener „Krokodilen“ kristallisiert, mehr wirklicher Adel der Gesinnung und der Lebenshaltung existierte als in manchem stolzen Adel. Aber Beschränkungen bringt jede Aristokratie mit sich. Ein Volksmann von ungezügelter Freiheit der volkstümlichen Phantasie, wie Gottfried Keller, ist einem klaren, bei aller Romantik der Dichtung bürgerlich rationalistischen Dichter wie Theodor Storm bereits hin und wieder zu sehr „Volk“; für das mythologische Chaos in der Brust des Grüblers Friedrich Hebbel hat keiner von ihnen Verständnis; gegen Nietzsche würden sie alle bei Friedrich David Strauß gestanden haben. Und deshalb wird ihr Roman Prosa im vollen Sinn des Wortes. Nicht nur der lyrische „Werther“, auch die „Wahlverwandtschaften“ sind Poesie, und der „Grüne Heinrich“ ist es gewiß, und „Zwischen Himmel und Erde“. Ja wenn Gestalten entstehen wie Entspekter Bräsig oder der Hungerpastor, so werden wir auch die vielfach „prosaischen“ Bücher, aus denen sie hervorschreiten über alles Volk, als deutsche Dichtung ansehen dürfen. Solche Gestalten, solche Fabeln finden wir nicht bei dem geistreichen Auerbach, nicht bei dem mächtig rhetorischen Spielhagen; Heyse kommt in Partien seiner Romane — und wie oft in seinen Novellen! — dem schon näher, aber die zu echter Poesie durchgebildete innere Form des „Heiligen“, ja die symbolische Kraft von „Soll und Haben“ erreicht keiner in dieser Gruppe. Heyses Schüler Adolf Wilbrandt hatte viel dazu, den Roman von seiner innern Prosa zu befreien; ihm aber war wieder die Ausdauer vollendender Arbeit und die Unterscheidung von klein und groß versagt, die dem sichern Kunstverstand seines Vorbildes niemals mangeln konnte.

So also entstand ein Prosa-Epos, eine Gesamtdichtung, die sich zu der Höhe echt dichterischer Symbolik nicht aufschwang, die die höchsten Fragen allzusachlich mit ihren gut bürgerlichen Namen anrief, die den großen Rhythmus der epischen Gliederung vermissen ließ, der dem Lehrer Freytags und Reuters, Charles Dickens, angeboren war. Aber eine Gesamtdichtung, die dennoch einer gewissen Großartigkeit nicht entbehrte. Denn um der Menschheit große Gegenstände ward wirklich mit leidenschaftlichem Interesse gerungen; denn eine große Gesamtidee lag zugrunde; denn als Ganzes betrachtet zeigt dieser „Roman des gebildeten Bürgertums“ doch Züge, die wir an dem einzelnen Roman Spielhagens oder seiner Genossen vermissen.

Schon dies ist nichts Kleines: wie sie wirklich zusammengehören. Wie wir uns ein Volksepos entstanden dachten, indem ein Rhapsode diesen und jenen Gesang dichtete, ein anderer den Schluß oder die effektvolle Eröffnung, so hat zu diesem Gesamtroman Auerbach die Szenen beigetragen, in denen das Bürgertum sich mit Königtum und Plutokratie auseinandersetzt, Spielhagen die Abrechnung mit dem Land- und Berufsadel, Heyse die mit dem Pfaffentum in jedem Sinn des Wortes. Die Kapitel, die in leidenschaftlich erregter Sprache dahingestürmt sein wollten, hat der Verfasser von „Hammer und Ambos“

geschrieben; die, die liebevolle, sentenziöse Betrachtung forderten, der Dichter des „Landhauses am Rhein"; diejenigen, die eine interessante Handlung vorzuführen oder merkwürdige Figuren ins Licht zu setzen hatten, überließen sie dem Autor der „Kinder der Welt", der damit ja doch wohl das größte Werk des Kreises schuf. Aber alle konnten sie zusammenarbeiten, weil ihre Gesänge alle Teile derselben Dichtung waren: der Erzählung vom Kampf des deutschen Bürgertums gegen feindliche Mächte. Spielhagen, der den historischen Roman verachtete, traf sich da auf dem gleichen Boden mit dem Dichter der Troubadournovellen und dem der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Hier waren sie alle „aktuell", alle tendenziös, alle Großstadtdichter — mochte Heyse auch für seinen Künstlerroman München, damals gewiß noch keine eigentliche Großstadt, wählen statt Berlin; aber eine breite Häusermasse, die vielerlei interessante Gestalten barg oder hervorbrachte, brauchten sie alle. Die Poesie der Großstadt hat damals sogar Heinrich von Treitschke aus politischem Gesichtspunkt gegen den romantischen Novellisten Riehl verteidigt.

Was nun im Epos des Mittelalters der Kampf ist, das ist für dies Prosaepos die Arbeit. Der Begriff der Arbeit als einer an sich heiligen Tätigkeit stammt aus dem englischen Roman: mit wahrer Andacht läßt George Elliot in einem ihrer besten Werke eine sympathische Figur das Wort „business" aussprechen. Arbeit an sich ist eine Vorstellung, auf der das Auge dieser Männer mit dem gleichen Wohlgefallen verweilt wie das Wolframs von Eschenbach auf der Idee des Kampfes; wie denn diese Männer auch wirklich selbst alle unermüdliche, freudige Arbeiter waren. Und eigentlich handelt es sich bei ihnen um dieselbe Vorstellung wie bei den mittelalterlichen Poeten; denn Arbeit ist Kampf, Kampf mit Schwierigkeiten, mit der eigenen Trägheit wie mit fremdem Übelwollen oder mit der „Tücke des Objekts". Aber wenn die Arbeit so gut wie der Kampf an sich etwas Treffliches ist — „labor ipse voluptas" ward der Wahlspruch Leopolds von Ranke —, so gewinnen doch beide ihren höchsten Wert erst durch einen höheren Zweck. Der Kampf zum Schutze der Unschuld, zur Vernichtung des Bösen, zur Verherrlichung Gottes ist die eigentliche Aufgabe des Recken; die Arbeit für die Sache des Volkes ist die wahre Aufgabe der Helden unserer Aufklärer, Auerbachs, Heyses, Spielhagens. — Am naivsten dringt diese Auffassung bei Spielhagen durch. Er ist der Strachwitz des deutschen Romans — freilich mit umgedrehter Frontstellung. Die Gefechte wider die Obskuranten sind seine Leidenschaft: wie ein Ritter der Gralromane sich auf die Heiden stürzt, so wirft er sich auf die Ostelbier (wie man heut sagen würde) und gestattet sich bei jeder Gelegenheit „auf das Heidengezücht einen christlichen Schwerteshieb". Man weiß, wie Sudermann ihm diese Manier ich will nicht sagen abgelernt, aber abgeerbt hat. Doch ist in der Grausamkeit, mit der Paul Heyse den üblen Pfaffen und Denunzianten Lorinser (in den „Kindern der Welt") behandelt, ja sogar in der Zeichnung gewisser Hofmarschall Kalb-Figuren bei dem milderen

Auerbach eine ähnliche Lust an dem heroischen Kampf des bürgerlichen Guelfentums gegen die adeligen Ghibellinen nicht zu verkennen. Das Bürgertum fühlt sich dem Adel und seinem Anhang überlegen, weil es auf seine Arbeitskraft stolz ist genau wie der Adel bei Wolfram — der Ritter sein wollte und nicht Dichter! — sich den andern Gesellschaftsschaften überlegen fühlte wegen seiner Kampfestüchtigkeit. Deshalb hat der „bürgerlichste" unter den Bourgeoisdichtern, Gustav Freytag, das Volk bei der Arbeit aufgesucht und „Soll und Haben" verdankt seinen unermeßlichen Erfolg in erster Linie diesem Eifer, mit dem die bürgerliche Arbeitslust der Anton Wohlfahrt gegen die Untüchtigkeit der Rothsattel ausgespielt wird. Gerade so stehen die kleinbürgerlichen und landsässigen Kreise bei Fritz Reuter den Rambows und ihrem Anhang gegenüber. Denn natürlich modifiziert sich die überall gepriesene Arbeit. Bei Auerbach und Reuter steht die des Landmanns in gleichen Rechten mit der des städtischen Bürgers und die „Letzte Reckenburgerin" nimmt auch die des adeligen Gutsbesitzers hinzu; aber Freytag hat mit voller Absicht die Tätigkeit des von Mittelalter und Romantik so grenzenlos verachteten „Krämers" gewählt und damit den Widerspruch sogar eines viel radikaleren Politikers, des gescheiten Literarhistorikers Robert Prutz, hervorgerufen: Poesie des Handels, meint Prutz, sei nur „in der belebenden Nähe des Meeres" zu studieren, „im Gewühl der Seestadt, im Gewimmel des Hafens, wo Schiffe und Menschen aller Nationen sich durcheinanderdrängen und selbst dem Gewürzkrämer, der seinen Zucker und Kaffee umsetzt, sich unwillkürlich das Bild ferner Länder und entlegener Himmelsstriche vor die Seele drängt". Man sieht: Prutz hat den „Klaus Hinrich Baas" ganz richtig prophezeit, die absichtliche Paradoxie Freytags aber nicht verstanden, der eben gerade die Poesie des Unpoetischen geben wollte, wie das später unsere realistischen Maler vor einer besser vorbereiteten Kritik wieder versucht haben.

Dies also ist die Grundvorstellung des Romans von 1865—1876: der Kampf, der zwischen dem „barbarischen" Adel und den „hellenischen" Vertretern des liberalen Bürgertums mit den Waffen der Arbeit geführt wird. Die Trojaner gehören zusammen trotz aller Schelte zwischen Hektor und Paris — denn daß es Helden auch intra muros gebe, wird nicht bestritten. Die Achäer sind untereinander noch viel häufiger uneins, und wie sollten Achill und Odysseus sich lieben können! aber sie fühlen sich als Einheit bei dem Kampf um die feindliche Feste. Bis 1876 der leidenschaftlichste Sänger des Sturms auf die Mauern in der „Sturmflut" eine Art von Chamade bläst und die Zweifel an der unbedingten Heiligkeit bürgerlicher Arbeit ausspricht, die draußen im Lande Wilhelm Raabe längst ausgesponnen hatte. Während gerade der Mann des romantischen Lebenslaufes, Gottfried Keller, dem Lob der bürgerlichen Arbeit unentwegt treu blieb, selbst an Schiller die handwerkliche Tätigkeit des Verschnürens von Bücherpaketen pries und in „Martin Salander" noch zehn Jahre

später (1886) die „philiströse“ kleinbürgerliche Tüchtigkeit gegen alle Landschaden-Romantik und Amerikaverherrlichung herausstrich!

In dieser sozialen Parteinahme liegt ein entschiedenes Abrücken vom „Jungen Deutschland“. Denn bei allen liberalen Tendenzen hatten die Gutzkow und Laube doch persönliche Neigungen zu den „höheren Schichten der Gesellschaft“ in ihren Werken nie verläugnet und am liebsten mit der Fiktion einer Einigung der Aristokratien kokettiert, wie sie sich in Individualitäten von der Art des Fürsten Pückler und der Gräfin Hahn-Hahn, vor allem aber in Lord Byron darzustellen schien. Diese Aussicht ist vor allem durch die Heftigkeit der politischen Kämpfe in Preußen vernichtet worden. Während des Konflikts befand sich noch eine stattliche Zahl von Edelleuten auf der liberalen Seite — es genügt, an die Sauckens zu erinnern; nachdem er aber ausgefochten war, ist in beklagenswerter Weise wenigstens in Norddeutschland der soziale Terrorismus der agrarischen Kreise imstand gewesen, den Begriff „liberaler Adel“ zu beseitigen oder ganz unmöglich zu machen. Die Verschärfung der gesellschaftlichen Gegensätze, die Gustav Freytags „Journalisten“ vergeblich bekämpfen, haben solche Einseitigkeiten natürlich immer noch weiter gesteigert, so wird man sich über die Rolle, die der Adel bei den liberalen Schriftstellern spielt, nicht wundern dürfen. Hat doch der in politischer Hinsicht völlig anders gestimmte Theodor Fontane über die Bildung und die Bildungsbedürfnisse seines geliebten Junkers und speziell über dessen Verhältnis zur Literatur nicht anders geurteilt. Und man prüfe nur noch heut das Niveau literarischer Kritik in den meisten konservativen Blättern!

Hat aber das Epos des liberalen Bürgertums die Parteilichkeit jeder echten „Volksdichtung“, so hat es doch auch manches von deren Vorzügen. Es ist wirklich etwas von der stilisierenden Kraft einer in weiten Kreisen mit innerm Anteil gepflegten Anschauung in den Gestalten dieser Romane. In der Nähe, im einzelnen betrachtet, ermüden oder ärgern uns diese prächtigen Romanhelden Spielhagens und ihre tristen Gegenspieler; aus der Entfernung, wenn wir die Romane als Gesamtheit nehmen, hat diese Stilisierung den Reiz aller künstlerischen Vereinfachungen. Ähnliches gilt für die Fabel. Der Novellist Heyse besitzt eine unerschöpfliche Phantasie; der Bauernschilderer Auerbach weiß überall zu beobachten, zu finden. Auch in ihren Romanen sind sie bunter, erfinderischer als der in der Handlung leicht triviale Freytag oder der immer wieder in die gleiche Handlung hineingeratende Spielhagen. Aber ein solches Maß von epischer Erfindung, wie es Keller oder Kurz, Vischer oder Kürnberger zur Verfügung stand, hatte keiner von diesen „Findern oder Erfindern“ zu Gebote. Ihre Phantasie ward durch die großen Netze der ein für allemal verteilten Lagerung ihrer Personen gehemmt. Das aber gilt auch für die schaffende Volksphantasie, die ebenfalls gewisse Schemata, gewisse Verwicklungen zu variieren nicht müde wird. Um so stärker wirken diese immer wieder unterstrichenen Linien.

Es ist die Frage, was von dieser mit so viel Bewußtheit und doch im Grund so naiv geschaffenen Kunst bleiben wird?

Darüber wird kein Zweifel bestehen: die große Kunst war nicht in diesem Lager. Auch die ihm angehörten, haben nicht in diesen Romanen ihr Bestes gegeben: der Novellist und Lyriker Paul Heyse überragt den Romanzier wie der Dichter des „Diethelm von Buchenberg" den von „Auf der Höhe"; Gustav Freytag hat mit den „Bildern aus Deutschlands Vergangenheit" viel Bedeutenderes geschaffen als mit der „Verlorenen Handschrift", Herman Grimms Nachruhm wird niemand vor allem auf die „Unüberwindlichen Mächte" gründen wollen. Und die einzige, die wirklich hier ihr Höchstes erreichte, Luise von François, steht eben schon an der Peripherie des Kreises, wofür schon bezeichnend ist, daß die „Letzte Reckenburgerin" ein historischer Roman ist — und daß die Dichterin eine begeisterte Freundin Conrad Ferdinand Meyers wurde. Die Großtaten der Prosaepik jener Zeit ragen nicht an die heran, die vorher und nachher großen Einsamen gelangen: an den „Grünen Heinrich" (1854), „Zwischen Himmel und Erde" (1857), denen man noch „Ekkehard", die „Chronik der Sperlingsgasse" und Stifters „Nachsommer" wenigstens um ihrer starken Eigenart willen beizählen könnte; oder an „Jürg Jenatsch" (1876) und den „Heiligen" (1880), an den „Sternsteinhof" (1883) und wiederum mehr um seiner Eigenart als um seiner künstlerischen Vollendung wegen zu nennen, an „Auch Einer" (1879). Man wird sogar wohl glauben dürfen, daß jene Romankunst den Erfolg der größeren Werke aufgehalten und den Geschmack des Publikums und der Kritik allzulange am Stofflichen und an der Tendenz festgehalten hat. Und was von bedeutenderen Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Romans die neue Zeit gebracht hat, das knüpft eben wieder an Gottfried Keller oder an C. F. Meyer, Anzengruber und Alexis an, soweit nicht viel fernere Muster vorschweben bis hin zu dem alten englischen Roman bei Jakob Wassermann. Auch ist an die starke Schulung durch ausländische Romankunst zu erinnern, durch die unsere neueren Meister hindurchmußten, eben weil sie von den altberühmten Meistern des Faches nicht genug lernen konnten, genau wie es in der bildenden Kunst auch stand.

Freilich — „genau so" stand es doch nicht. Denn die Maler und Bildhauer hatten in Frankreich und Holland vor allem Technisches zu erlernen. Die Technik aber jenes Romans war zwar monoton, aber gar nicht sonst so sehr zu tadeln. Ein kluger Theoretiker wie Spielhagen verstand denn doch von der eigenen Lehre zu profitieren; und wenn Heyses Romane nur überlange Novellen sind, so hat doch gerade der Kritiker, der das am schärfsten erkannte, Paul Lindau, sie, soweit sie eben Novellen waren, vortrefflich gefunden. Ein anderes war es, was den Roman des liberalen Bürgertums den Jüngeren schließlich unerträglich machte und sie zwang, sich ganz anderen Vorbildern und Lehrern zuzuwenden. Mit der ganzen Epoche des herrschenden Liberalismus teilte auch ihre Prosaepik einen

erstaunlichen, mit der Zeit natürlich immer deutlicher hervortretenden Mangel an Phantasie — einen Mangel, der sogar ihren in seiner Art großartigen wissenschaftlichen Betrieb in gewisse engere Grenzen bannte und neben dem herrschenden Typus Waitz in der Historik einen Mommsen, neben dem Typus Virchow in der Naturforschung einen Haeckel als seltene Ausnahme erscheinen ließ. Es fiel diesen Erzählern zuletzt gar nichts mehr ein — in einer Zeit, in der nicht bloß Keller und Anzengruber ihren unerschöpflichen Reichtum an Erfindung darboten, sondern in der auch kleinere wie Scheffel und Kurz immer Neues fanden — bis ihnen freilich die Produktionskraft überhaupt schwand. — Nun wird man einwenden: dann wäre eben auch vom Ausland nicht zu lernen gewesen; denn Technik könne man sich aneignen, Erfindung nicht. Aber dieser Einwand würde verkennen, in welchem Maß die Phantasie gerade des Epikers von der Beobachtung abhängig ist; ja daß sie kaum anderes ist, als die Fähigkeit, Brauchbares aus der Erfahrungswelt aufzunehmen und zu amalgamieren. Diese Fähigkeit besaßen Tolstoi und Zola, wie Dickens und Scott sie besessen hatten; sie war den Epikern der Bourgeoisherrschaft — deren ich sonst nicht einmal in diesem Zusammenhang ohne Anerkennung ihrer sonstigen hohen Verdienste gedenken möchte! — verloren gegangen. Sie hatten sich daran gewöhnt, mit einem beschränkten Material von Voraussetzungen und Beobachtungen zu arbeiten, und darüber verloren sie die Fühlung mit der Zeit und mit dem Volk — genau wie leider auch ihre Politiker!

Wir werden die Leistungen dieser Männer, soweit es sich eben um grade diese Betätigung ihrer vielfach großen Begabungen handelt, im wesentlichen so auffassen müssen — wie sie gemeint waren; nämlich mehr als politisch-kulturelle, denn als ästhetische Leistungen. Sie haben unzweifelhaft nicht wenig dazu beigetragen, das Niveau unseres Bürgertums in kritischen Augenblicken auf respektabler Höhe zu halten; sie haben den nationalen Wert der Arbeit einer anderen Epoche überliefert und die Solidarität der Gebildeten gegenüber starken ganz eigentlich bildungsfeindlichen Tendenzen gerettet. Unter die Zahl der großen Bürger, die Deutschland mit ebenso erstaunlicher wie hartnäckiger Undankbarkeit den Namen einiger Beamter von zweifelhaften Verdiensten nachzusetzen beliebt, gehören nach dem hier an erster Stelle zu nennenden Gustav Freytag auch Auerbach und Spielhagen und Heyse. Aber ob man ihren Romanen eine lange Dauer versprechen kann, ist eine andere Frage. Die Auerbachs sind bereits untergegangen, trotz vieler geistreicher Einzelheiten ohne Hoffnung der Wiederkehr (an die ich für die Dorfgeschichten durchaus glaube). Spielhagen hat die starke Abnahme seiner Beliebtheit mit Schmerzen selber noch erlebt, die „Kinder der Welt", wie sie das höchste Kunstwerk dieser Gruppe sind, werden allein vielleicht dauern und in kunststrengere Epochen den Ruhm und die Anschauung der Prosaepik unseres gebildeten Bürgertums tragen!

Neue Briefe Tolstojs

An A. A. Fet* Januar 1872.

Schon vor einigen Tagen erhielt ich Ihren lieben traurigen Brief; erst heute komme ich dazu, ihn zu beantworten. Traurig ist Ihr Brief, weil Sie schreiben, daß Tjutschew** im Sterben liege; daß das Gerücht ginge, Turgenjew sei tot, und von sich sagen, die Maschine nutze sich ab, Sie wollten ruhig ans Nirwana denken. Bitte, teilen Sie mir bald mit, ob diese Sorge begründet ist? Ich hoffe: nein, und denke mir, daß Sie in Abwesenheit Ihrer Frau kleine Anzeichen für die Wiederkehr Ihrer schrecklichen Krankheit gehalten haben.

Über das Nirwana soll man nicht scherzen und noch weniger darüber böse sein. Es ist uns allen (wenigstens mir, das fühle ich) weit interessanter, als das Leben. Ich gebe aber zu, daß, soviel ich auch darüber nachdenke, nichts anderes herauskommt, als daß dieses Nirwana — nichts ist. Ich bin nur für eins: für Religiosität, Scheu vor diesem Nirwana. Das ist das Wichtigste.

Was ich unter Religiosität verstehe? Folgendes. Ich kam kürzlich zu meinem Bruder. Dem war ein Kind gestorben und wurde begraben. Popen; ein rosa Särglein — alles wie üblich. Mein Bruder und ich gaben unwillkürlich — fast kann man sagen: unserem Abscheu vor diesem ganzen Ceremoniell Ausdruck. Dann aber dachte ich: Was würde der Bruder wohl tun, um die verwesende Kinderleiche aus dem Hause zu schaffen? Wie kann man überhaupt so etwas schicklich zu Ende führen? Besser als mit der Totenmesse, Weihrauch usw. geht es gar nicht (ich wenigstens wüßte nichts). Wie, wenn man selbst schwach wird und stirbt? Soll man sich denn naß machen, . . . und weiter nichts. — Das wäre nicht schön.

Man möchte das Bedeutsame und Wichtige, das Feierliche und die religiöse Scheu vor diesem erhabensten Moment im Leben jedes Menschen vollständig zum Ausdruck bringen. Dabei kann ich auch nichts für jedes Alter und alle Entwicklungsstufen Angemessenes, Anständigeres vorschlagen, als das religiöse Milieu bietet. Für mich wenigstens entsprechen diese kirchenslawischen Worte vollkommen dem Gefühl metaphysischer Ekstase, die man beim Gedanken an das Nirwana empfindet. Die Religion ist schon dadurch erstaunlich, daß sie so viele Jahrhunderte lang so vielen Millionen Menschen den Dienst, den größten Dienst geleistet hat, den eine menschliche Institution in dieser Sache leisten kann. Wie kann sie hierbei logisch zu Werke gehen? Es ist doch etwas daran! Solche Briefe erlaube ich mir nur Ihnen zu schreiben. Schreiben wollte ich aber; mir ist, besonders infolge Ihres Briefes, traurig zumute.

Schreiben Sie bitte bald über Ihr Befinden. Ihr Leo Tolstoj.

* Der bekannte russische Lyriker.

** Tjutschew, dessen Gedichte zum Teil in deutscher Übersetzung erschienen, starb 1873.

An N. N. Strachow (1875.)

. . . Der Erfolg des letzten Teiles von „Anna Karenina" hat, wie ich gestehen muß, mir Freude gemacht. Ich hatte das niemals erwartet und wundere mich tatsächlich, daß etwas so Gewöhnliches, Nichtiges gefällt; und noch mehr wundere ich mich darüber, daß ich, nach der Gewißheit, daß etwas so Nichtiges gefällt, nicht sofort schreibe, was mir in die Quere kommt, sondern eine mir selbst fast unverständliche Auswahl treffe. Das schreibe ich aufrichtig, weil Sie Empfänger dieses Briefes sind; besonders, weil ich nach Absendung der Korrekturen zum Januarheft jetzt über die des Februarheftes stolpere.

Turgenjew habe ich nicht gelesen, bedauere ihn aber aufrichtig, da ich nach allem, was ich gehört, der Meinung bin, daß dieser reine, schöne Quell durch diesen Quark beschmutzt ist. Wenn er sich einfach auf sich selbst besänne und das aufrichtig beschriebe, würde alles entzückt sein. Wie trivial es auch klingt, aber schließlich ist in allen Dingen des Lebens, und besonders in der Kunst nur eine negative Eigenschaft nötig: nicht lügen. Im Leben ist die Lüge häßlich, vernichtet es aber nicht, denn hinter ihr kommt trotz allem immer wieder die Wahrheit des Lebens zum Vorschein, weil man immer irgend etwas will, über etwas Schmerz und Freude empfindet, während in der Kunst die Lüge den ganzen Zusammenhang der Erscheinungen vernichtet, so daß alles zerfällt. Leo Tolstoj.

An A. A. Fet 6. April 1878.

Ich erhielt Ihren prächtigen, langen Brief, lieber Afanasij Afanasiewitsch. Loben Sie mich nicht. Sie sehen in mir zu viel Gutes, in anderen dagegen zu viel Schlechtes. Gut in mir ist das eine, daß ich Sie verstehe und deswegen gern habe. Aber wenn ich Sie auch so gern habe, wie Sie sind, bin ich Ihnen doch stets böse, denn: „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eines aber ist not!" — Bei Ihnen ist dieses „Eine" sehr stark, während Sie es gering schätzen und lieber Billard spielen. Glauben Sie nicht, daß ich hierbei an Ihre Verse denke: ich warte zwar auch auf diese, aber von ihnen ist hier nicht die Rede — sie kommen auch beim Billardspiel —: ich spreche von der Welt- und Lebensanschauung, mit der man über die Dummheit der Menschen nicht zornig wird.

Wenn man uns beide in einem Mörser zerstieße und dann zwei Menschen daraus knetete — das gäbe ein prächtiges Paar! So aber hängen Sie so sehr am weltlichen Leben, daß, wenn dieses irgendwie aufhört, Ihnen schlecht wird, während ich gegen diese Dinge so gleichgültig bin, daß ich kein Interesse am Leben habe und durch mein ewiges Fallen von einem Extrem ins andere schwer zu ertragen bin. Halten Sie mich nicht für übergeschnappt; mir ist nur nicht ganz wohl. Hoffentlich haben Sie mich auch mit einem kleinen Klaps gern. Ich komme bestimmt. Grüßen Sie Ihre Frau. Ihr L. Tolstoj.

An den Bauern T. M. Bondarew (1885.)

Aus Ihrem Artikel habe ich viel Nutzen geschöpft, und in dem Buche, das ich über diesen Gegenstand schreibe, tue ich dessen Erwähnung, daß ich das Nützliche nicht von den Gelehrten nnd Weisen dieser Welt, sondern vom Bauern Timotheus Michailowitsch Bondarew habe. Meine Schrift würde ich Ihnen sehr gern schicken, aber es sind jetzt schon fünf Jahre, daß alles, was ich über diesen Gegenstand, nämlich darüber schreibe, daß wir nicht nach Gottes Gebot leben — daß alles das von der Regierung verboten und meine Schriften verboten und verbrannt werden. Aus demselben Grunde schrieb ich Ihnen, daß Ihre Eingabe an den Minister umsonst sei* . . . Die Minister verbieten sämtlich sogar das Reden darüber. Deswegen fürchte ich auch, daß man nicht erlauben wird, Ihre Predigt vollständig zu drucken, sondern nur mit Kürzungen. Ihr großes Werk möchte ich wohl lesen; wenn es aber so schwierig ist, was soll man denn machen? Ich denke, wenn jemand die göttliche Wahrheit begriffen und ausgesprochen, oder aufgeschrieben hat, daß sie dann nicht verloren geht. Das Gelobte Land hat Moses zwar nicht betreten, hat aber das Volk hingeführt. Dasselbe ist mit allen Dienern Gottes der Fall. Der ist ein schlechter Pflüger, der hinter sich blickt, ob er schon viel geschafft hat.

Von mir sage ich Ihnen: solange ich über Bagatellen schrieb, den Leuten nach dem Munde redete, hat alles meine Bücher gelobt und gedruckt, und auch . . . hat sie gelesen und gelobt. Sobald ich aber Gott dienen und den Leuten zeigen wollte, daß sie nicht nach Gottes Gebot leben, fällt alles über mich her, läßt meine Bücher nicht durch, verbrennt sie, und die Regierung hält mich für ihren Feind. Ich will nicht sagen, daß mich das nicht nur nicht betrübt, sondern freut, weil ich weiß, daß man meine Schriften nicht meinetwegen haßt, sondern weil sie die Leute überführen; weil ich von Gottes Gebote spreche, das sie in den Staub getreten haben. Ich weiß, daß man Gottes Gebot nicht verbergen kann: es verbrennt nicht im Feuer und ertrinkt nicht im Meer. Und durch Verfolgungen wird es denen, die zu Gott streben, nur deutlicher. So ist es auch mit Ihnen. Grämen Sie sich nicht, daß man Ihre Bittschrift nicht annimmt und nicht beantwortet. Sie sagen selbst, daß Sie Ihre Eingabe an eben die Leute schicken, über die Sie Klage führen. Grämen Sie sich auch nicht darüber, daß Ihre Freunde Sie nicht verstehen und nicht schätzen. Was geht Sie das an? Sie haben nicht um Menschenruhm gearbeitet und tun es auch jetzt nicht. Wenn Sie aber für Gott arbeiten, so wird Gott, der ins Verborgene sieht, es Ihnen vergelten öffentlich. Wenn man nur weiß, daß man Gott dient! Ihr Werk ist Gottes. Es hat Frucht getragen und trägt noch welche, nur sehen Sie

---

* Bondarew hatte den Minister des Innern gebeten, ihn selbst mit seiner Arbeit nach Petersburg vorzuladen.

sie nicht und kosten nicht davon. Ich weiß von mir, daß Ihr Schreiben den Menschen viel geholfen hat und noch helfen wird. Daß alles auf einmal geschieht, geht nicht an, und es darf uns nicht wundern. Alle mit Gewalt zur Arbeit zwingen kann man nicht, weil die Gewalt stets in den Händen derer ist, die nicht arbeiten wollen. Die Menschen müssen selbst begreifen, daß ein arbeitsames Leben nach Gottes Gebot seliger ist als Nichtstun. Und es gibt Leute, die das verstehen und von selbst den Müßiggang aufgeben und sich gern an die Landarbeit machen. Die irrenden Menschen begreifen das noch nicht, verteidigen mit aller Kraft ihren Müßiggang und sehen ihren Irrtum nicht ein. Solange das nicht geschehen ist, ist mit ihnen nichts zu machen. Damit sie es aber einsehen, muß man ihnen Gotttes Gebote erklären. Das tun Sie, dienen dadurch Gott und wissen deswegen, daß Sie siegen werden und nicht die anderen. Ob das aber bald der Fall sein wird? Das ist Gottes Sache.

So urteile ich. Leben Sie wohl, verehrter Freund und Bruder Timotheus Michailowitsch. Gott helfe Ihnen. Ihr Manuskript sende ich Ihnen zu, wenn es nicht gedruckt wird.

An N. Jac. Grot — Jaßnaja Poljana, Juli 1888.

Verzeihen Sie, lieber Nikolas Jacowlewitsch, daß ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Mündlich, Ihnen in die Augen blickend, würde ich antworten und wüßte auch, worüber ich sprechen würde; aber brieflich ist das schwer. Für mich besonders jetzt, weil ich von früh bis spät bei der Arbeit auf dem Felde bin, keine Feder in die Hand nehme und, ich will nicht sagen wenig denke, aber ganz anders denke. Ich will indessen versuchen, heute am erfundenen und obligatorischen 900jährigen Gedenktage der Taufe Punkt für Punkt zu antworten.

Der erste und zweite Punkt laufen auf eins hinaus: Sie sind der Meinung, daß es nicht schön ist, eine Frau mit Rücksicht auf ihr Vermögen zu heiraten und einen Freund mit Rücksicht auf die Vorteile zu wählen, die aus dieser Freundschaft entspringen können. Warum? Weil Sie Ehe und Freundschaft für so wichtige und kostbare Beziehungen halten, daß Sie durch Erwägungen der Vorteile ihre Reinheit zu beeinträchtigen fürchten. Ist aber die geistige Tätigkeit, das Lernen und Lehren nicht tausendmal wichtiger? Dabei lassen wir uns hierbei in erster Linie nicht nur vom Vorteil, sondern von Schlimmerem leiten. Vor allem entscheiden wir, daß unser ganzes Leben mit der Familie unter bestimmten materiellen Bedingungen vor sich zu gehen hat und erst dann beschließen wir über unsere geistige Tätigkeit entsprechend dem Niveau der materiellen Lage. Was kann es Schrecklicheres geben? Helf Ihnen Gott in Ihrem Bewußtsein zu verharren. Aus einer falschen materiellen Lage herauskommen, ist stets leicht.

Drittens, Ihre Wünsche, einen sozialen Roman zu schreiben, sind höchst

wahrscheinlich falsche Wehen. Wenn es richtige wären, würde nichts Sie hindern. Am Ende dieses Punktes tun Sie die Frage: Soll man wirklich sein Leben ändern? Und die Familie? Entbehrungen? — Wie kann jemand, der sich vor einem Unglück retten will, darauf achten, ob er sein Kleid beschmutzt oder zerreißt, oder sogar seinen, oder selbst einen fremden Körper! Kommt doch alles darauf an, daß man klar das Unglück und die Wirklichkeit erkennt, die notwendig ist, um sich vom Unglück zu befreien. In ihr geht alles genau so zu wie jetzt, wie bei allen, d. h. es gibt abwechselnd Schlechtes und Gutes.

Wir sind alle wohl und munter und grüßen Sie. Ihr L. Tolstoj.

An N. J. Grot (9. Aug. 1893.)

Ich danke Ihnen sehr, lieber Nikolas Jacowlewitsch, für die Definition der Wissenschaft. Verzeihen Sie mir, bitte, daß ich Ihnen nicht direkt geschrieben habe. Ich tue Buße und gestehe Ihnen, daß ich deswegen nicht schrieb, weil kurz vorher Ihr Vater gestorben war, und ich das in meinem Briefe hätte erwähnen, ein paar Beileidsworte hätte einfließen lassen müssen, was ich trotz meines Alters noch immer nicht fertig bringe. Einfach schweigen ging auch nicht. So schreibe ich denn erst nach einiger Zeit, und auch dabei ist mir unbehaglich; aber ich kann Ihnen wirklich nichts über diesen Tod schreiben, weil ich Ihr Verhältnis zu ihm nicht kenne. Ich denke, für Ihr Mütterchen ist dieser Verlust besonders schwer.

Außerdem habe ich Ihnen deswegen nicht geschrieben, weil ich fest überzeugt war, daß Sie zu uns kämen. Darauf wartete ich mit großem Vergnügen und Interesse: möchte ich doch über vieles mit Ihnen sprechen.

Ich habe einen Artikel geschrieben, den ich dem Nordischen Boten (Sjewernyi Wjestnik) versprochen habe; Tschertkow aber rät, ihn Ihnen zu geben, er nimmt an, daß der Artikel im N. B. nicht durchgelassen wird, während Sie ihn durchbringen. Ich würde es gerne tun, habe ihn aber schon versprochen und sende den Artikel heute an den N. B. Wenn man dort Bedenken hat, gestatten Sie, daß man sich an Sie wendet. Was schreiben Sie jetzt? Haben Sie eine Definition der Kunst sowohl in bezug auf den Produzenten wie Konsumenten? Wollen Sie sie mir nicht mitteilen? Sie würden mich sehr verpflichten.

Einstweilen leben Sie wohl. Ich drücke Ihnen freundschaftlich die Hand. Gruß an Natalie Nikolajewna von mir und allen Unsrigen. Ihr L. Tolstoj.

An E. J. Popow Jaßnaja Poljana, 20. Juni 1894.

Mit ganzer Seele war ich während der beiden Prüfungen bei Ihnen, die Sie durchgemacht haben, Eugen Iwanowitsch. Von Ihrem Verhalten bei der Haussuchung* hat Iwan Iwanowitsch mir so gut erzählt, daß ich gleichsam

* Die Haussuchung fand wegen der von Popow geschriebenen Biographie Droshshins statt, eines Anhängers Tolstojs, der den Militärdienst verweigert hatte und zum Märtyrer wurde.

dabei war. Da ich Sie kenne, male ich mir lebhaft Ihren Seelenzustand und Ihr Verhalten den Leuten gegenüber aus. Wie ich es verstehe, waren das eine wie das andere gut. Besonders freudig hat mich überrascht, daß Sie über alles offen sprachen; was Sie vorbereitet hatten (ich selbst mache es bisweilen ebenso), kam nicht so gut heraus, und umgekehrt. Sie haben gut daran getan, an der Haussuchung nicht teilzunehmen. Nichts bestärkt Irrende so in ihrem Irrtum, als wenn man an ihren Werken teilnimmt. Verschlimmern kann man die Lage nicht. Und selbst wenn das der Fall wäre! . . . Gebe Gott Ihnen Kraft, — ich wollte sagen: die Verfolgungen, ja sogar die Kerkerhaft, die Sie erleiden, zu ertragen, überlegte aber dann, daß man Gott nicht weniger um Kraft bitten muß, die Bedingungen des freien Lebens zu ertragen, die uns stets umgeben.

Ich denke beständig, wenn ich auch jetzt nicht darüber schreibe, über die Lehren des Lebens selbst, über sein Wesen nach, und freue mich, daß ich mich damit beschäftige; wird mir doch immer klarer, daß nur eines nottut, nur eins erforderlich ist: nämlich das Göttliche Ich in seinem Innern hegen, pflegen und aufziehen, um es entwickelt in das andere Leben zu überführen. Die Spur, die es in diesem Leben hinterläßt, ist nur die unvermeidliche Folge dieser Entwicklung, der Vervollkommnung. Ich fürchte, daß das nur Worte zu sein scheinen; für mich aber ist es die Tat, nicht nur die Tat, sondern mein einziger Zusammenhang mit dem Leben. Nur so kann man, nach Verzicht (wenigstens in Gedanken) auf die äußeren, irdischen Freuden als Lebensziel — rüstig und energisch leben. Die irdischen Freuden kommen, ohne daß man sie sich zum Ziel setzt, ganz von selbst. Glauben Sie das? Mir scheint: ja.

Ihre erste, der Zeit nach zweite Prüfung, habe ich mit Ihnen durchlebt. Und nach Ihren Briefen glaube ich Ihren Zustand zu verstehen. Ich denke, man muß diese Frage einzig auf Grund dessen entscheiden, was für die Seele und ihre Pflege und Wartung nötig ist. Vielleicht muß man sich weigern, vielleicht nachgeben — das wissen nur Sie. Was man tun muß, um gegen X. und gegen sich selbst so zu handeln, wie für X. und zu Ihrem eigenen Heil Gott es wünscht. Mit Worten ausdrücken, warum die Entscheidung so oder anders getroffen ist — das kann man nicht; die Entscheidung treffen kann man aber, weil der Richter in uns wohnt: es ist das Teilchen Gottes, daß unser Leben bildet.

Wenn man es nur nicht erstickt, sondern von allem Unreinen säubert, wird die Entscheidung schon richtig.

Ich küsse und liebe Sie. L. Tolstoj.

An E. J. Popow 22. Okt. 1894.

Lieber Eugen Iwanowitsch, ich hörte durch Paul* von Ihrer Heimsuchung mit N.N. und habe Sie sehr bedauert.

* Biriukof.

Es war für mich eine große Freude, daß Sie die Entscheidung so getroffen haben, wie Gott befiehlt: nicht über noch unter Ihrem Gewissen. Sie kennen meine Gedanken so genau, und die Quelle, aus der wir schöpfen, ist so gleich, daß ich fürchte, Ihnen längst Bekanntes zu sagen. Ebendas möchte ich sagen, daß die Hauptsache vor dem Gewissen ist, nicht die Seele zu verrenken, Böses nicht gut zu heißen, sondern das Böse, das man tut, nicht nur ebenso, sondern tausendmal mehr zu hassen als das, was ein anderer tut. Darin, im seelischen Bereich, d. h. in dem der Freiheit liegt alles. Was man aber unter dem Druck der Verführung tut, kann man nicht vorher bestimmen. Eines weiß man: daß man das Böse haßt und sich an alles klammert und alles zu opfern bereit ist, um das Böse nicht zu tun.

Gestern kam Z. Z. hierher. Auch eine Prüfung. Er ist seelisch krank, d. h. dem Wahnsinn sehr nahe. Ihm helfen. Dazu fühle ich nicht die Kraft, wärend mich von ihm wenden, ihn verlassen ich noch weniger fertig bringe. Er wollte gehen, bleibt aber immer wieder. Ich flehte ihn an, zum Vater zurückzukehren und in physisch ruhigem Zustande sich um die Wiederherstellung guter Beziehungen zu den Menschen zu bemühen, die er vollständig verloren hat wodurch er furchtbar unglücklich geworden ist.

Ich kann nicht einmal sagen, daß ich meine Arbeit fortsetze; drei Tage habe ich nichts geschrieben und fühle die Notwendigkeit, alles zu ändern und von vorn zu beginnen. Bei dieser Arbeit sehe ich die Gefahr abstrakten Philosophierens. Man braucht sich nur umzusehen, so gerät man in schreckliche Verlegenheit. Es scheint, daß ich zur rechten Zeit Halt gemacht habe. Die einzige Probe besteht darin, daß das Geschriebene Kindern und einfachen Leuten verständlich ist — Wanja und der Hausknecht müssen es verstehen. Wenn das nicht der Fall ist, muß man suchen, wo der Fehler steckt.

Also so ist es. Einstweilen auf Wiedersehen. Schreiben Sie, was mit Ihnen geschieht. Helf Ihnen Gott, Ihm, d. h. der Wahrheit, nicht untreu zu werden. Das scheint so wenig, ist aber in Wirklichkeit so groß und wichtig. Ich grüße alle Posredniki,* Iwan Michailowitsch besonders. Sagen Sie, sie möchten nicht klagen, weil ich nicht antworte. Ich habe in diesen letzten Tagen Dutzende notwendiger Briefe geschrieben. E. I. grüßen Sie besonders und bestellen meinen Dank für die prächtige Schürze und mein Bedauern, daß sie selbst nicht gekommen ist.

An N. J. Grot (Jaßnaja Poljana, 1894.)

Eben erst erhielt ich Ihren eingeschriebenen Brief aus Tula, lieber N. J. Ich danke Ihnen sehr für die Korrektur; der Gedanke bleibt derselbe, ist aber im Ausdruck maßvoller, was stets besser.

---

* Teilnehmer am „Posrednik", einem Verlage billiger Volksschriften.

Sie nehmen mich beim Wort: Ich kenne Aristoteles nicht in dem Sinne, daß ich seine Werke im Original gelesen habe, aber Erläuterungen seiner Ansichten habe ich oft, sehr oft gelesen und fühlte mich niemals zu ihm hingezogen. Ja selbst wenn ich ihn lese und auf das sorgfältigste in den Sinn und Zusammenhang seiner Lehren eindringe (dasselbe ist mit den meisten philosophischen Buchweisheiten der Fall), bin ich wohl imstande, nicht länger als eine Woche nach der Lektüre ein Examen darüber zu bestehen — dann aber vergesse ich alles (wofür ich Gott danke). Anders ist es mit den Männern, die mir nicht als „Schriftgelehrte", sondern als Weise erscheinen: sie kann ich nicht vergessen — wofür ich Gott noch mehr danke. Sehr wohl möglich, daß das meine besondere Eigenschaft ist, die mit der Unregelmäßigkeit meiner Gedanken zusammenhängt; wir alle, die wir keine beruflichen Beziehungen zur Philosophie haben, besitzen aber diese Eigenschaft. Mir scheint, daß bei dieser Verschiedenheit zwischen uns, Sie wie wir unsere Vorteile und Nachteile haben. Wir verlieren den Zusammenhang der menschlichen Gedanken aus dem Gesicht, der Ihnen, den Vielwissern, stets klar ist. Sie dagegen sind geneigt, zufällige Nebenströme der Gedanken mit dem Haupt- und ursprünglichen Strom zu verwechseln. Deswegen ist der Verkehr zwischen Leuten wie Sie und mir, den Sie so gern herbeiführen, beiden Teilen sehr nützlich. Und ich danke Ihnen sehr, sehr für Ihre Mühe und Ihre durchaus richtigen Bemerkungen.

Ich bin dieser Tage nicht wohl und habe deswegen zum ersten Male Kants „Kritik der praktischen Vernunft" gelesen und wieder gelesen. Mir scheint, daß Sie in Ihrer Arbeit über die Freiheit des Willens nach Hinweis auf die törichten Definitionen des Begriffes Freiheit seitens der Neuerer ohne Grund die Definition Kants ausgelassen haben, die man nicht umgehen kann. Die Definition der Freiheit des Willens als des einzigen uns in uns selbst zugänglichen Objekts im ganzen Bereich der Erkenntnis ist die Krone seiner ganzen philosophischen Tätigkeit, wie er selbst sagt. Wenn seine Definition der Freiheit verkehrt ist, so ist auch seine ganze Arbeit an der Kritik der Erkenntnis verkehrt, auf welcher die ganze neuere Philosophie beruht. Man kann doch nicht sagen: nous avons change tout ça. Und deswegen scheint mir, daß zu einer Erklärung der neuen Bestimmung der Willensfreiheit unbedingt gehört: entweder nachweisen, daß die Definition Kants unzureichend ist, oder aber sie anerkennen.

Nach dem letzten Briefe, den Sie mir vom Lande geschrieben haben, und der davon handelt, daß der Beweis der Freiheit des Willens auf dem Beweise der Verkehrtheit aller Negationen derselben beruhen muß, schließe ich, daß Sie im wesentlichen die Definition Kants anerkennen, wenn Sie auch die Notwendigkeit empfinden, ihn, entsprechend den Entgegnungen und Mißverständnissen nach Kant, aufs neue zu erklären. Haben Sie die „praktische Vernunft" gelesen und ist es schon lange her?

Ihr L. Tolstoj.

An N. J. Grot (Jaßnaja Poljana, Ende 1894.)

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut, lieber N. J., ich denke stets mit Vergnügen an unsere Gespräche in Moskau. Dann, schreiben Sie, wären Sie mit mir auseinandergekommen. Das kann nicht sein. Im Gegenteil, je länger ich lebe, um so mehr nähere ich mich allen Menschen und bin überzeugt, daß wir in dem, was für uns beide wichtig ist, wieder vollständig übereinstimmen werden, während wir in Nebendingen jeden von uns auf seine Art denken lassen. Da haben wir sofort ein Beispiel der Meinungsverschiedenheit in dem, was nicht wichtig ist: die Ansicht über die Bedeutung Alexanders III. Unsere Ansichten darüber — meine ganz bestimmt — sind durchaus nicht wichtig, und wir werden deswegen nicht streiten. Ich interessiere mich sehr für Ihr Urteil über die Zeit. Ich werde es wohl in Moskau lesen, und dort werden wir darüber sprechen.

Ich stimme vollkommen mit Ihnen überein und wünsche deswegen, daß Sie Ihre Gedanken so gut als möglich ausdrücken und hoffe, daß Sie das tun, wobei ich nach dem angestrengten Eifer urteile, mit dem Sie daran arbeiten.

Meinen Gruß an Ihre Frau Ihr L. Tolstoj.

An N. J. Grot (Moskau 1895.)

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut, lieber N. J., es war für mich ein frohes Gefühl, daß vous ne manquez in Moskau, und ich habe wirklich mit den besten Gefühlen an Sie gedacht. Wie interessant und richtig ist alles, was Sie über Nationalität in der Gegend schreiben, in der Sie leben. Wie Sie wissen, hat die Frage des Patriotismus mich in letzter Zeit viel beschäftigt. Sie erscheint, wie alle sehr wichtigen Fragen, die unbedingt eine bestimmte Stellungnahme verlangen, alt und schon längst entschieden. Dabei ist es die allerneueste Frage, die die unerwartetsten Kombinationen zuläßt. So hält z. B. ein Teil der Leute es für unbedingt notwendig, sich zum Patriotismus zu bekennen und blickt auf alles, was sich nicht dazu bekennt, verächtlich herab. Dabei sind die Argumente gegen den Patriotismus so klar und handgreiflich, daß man sie unmöglich widerlegen, sondern nur mit Stillschweigen übergehen und so tun kann, als ob für den Patriotismus von allen anerkannte unwiderlegliche Argumente sprächen, die es in Wirklichkeit nicht gibt.

Ihre Vorlesungen über Plato habe ich aufmerksam gelesen. Meiner Meinung nach sind sie sehr interessant, ja direkt belehrend für den Kreis, für welchen unsere Ausgaben* bestimmt sind. Ich habe das an mir konstatiert, da ich vieles daraus erfahren habe, was ich nicht wußte. Die Erläuterung ist, wie stets bei Ihnen, sehr gut. Aber es ist noch etwas, meiner Meinung nach für unsere Zwecke Überflüssiges dabei: die Einleitung, der Gesamtüberblick über die Aufgaben der Philosophie überhaupt und Platos insbesondere. Überflüssig sind auch die Einzel-

* Des Verlages Posrednik.

heiten über die Quellen und ihre Kritik und einige, natürlich für das Auditorium bestimmte Redewendungen.* Wenn man die Biographie und die Erklärung des Wesens der Platonischen Philosophie so ließe, wie sie bei Ihnen sind, würde es ein ausgezeichnetes Buch, für das nicht nur die Herausgeber des Posrednik, sondern auch alle zukünftigen Leser Ihnen sehr dankbar sein werden.

Wenn Sie diese Anpassung selbst vornehmen möchten, wäre es das beste. Sonst besorgen es die Herausgeber, natürlich weniger gut als Sie.

Ich freue mich sehr, daß die normalen freundschaftlichen Beziehungen zwischen uns wiederhergestellt sind. Freundlichen Gruß an Ihre Frau. Ich gehe heute aufs Land.

Ihr L. Tolstoj.

An P. W. Werigin 21. November 1895.

Lieber Bruder!

J. M. Tregubow hat mir Ihren Brief an ihn übersandt und ich habe mich bei der Lektüre sehr gefreut; gefreut, etwas von Ihnen zu vernehmen, gleichsam Ihre Stimme zu hören, habe verstanden, worüber Sie denken, wie Sie denken und leben. Ich entnehme aus Ihrem Brief, daß Sie in einer geistigen Welt leben und mit geistigen Fragen beschäftigt sind. Und für das Wohl des Menschen ist das die Hauptsache, weil nur im Geist der Mensch frei ist, nur im Geist das Werk Gottes geschieht und nur im Geist der Mensch sich mit Gott eins fühlt, da Gott — Geist ist. Die Gedanken, die Sie in Ihrem Brief über die Vorzüge persönlichen Verkehrs vor dem durch tote Bücher äußern, haben mir sehr gefallen und ich teile sie. Ich schreibe Bücher und kenne deswegen den Schaden, den sie verursachen, weiß, wie Menschen, die die Wahrheit nicht annehmen wollen, dasjenige nicht zu lesen verstehen und nicht begreifen können, was ihnen gegen den Strich geht und sie überführt, weiß, daß man alles falsch auslegt und entstellt, wie man das Evangelium entstellt hat. Alles das weiß ich, halte aber trotzdem in unserer Zeit Bücher für unvermeidlich. Ich sage: in unsrer Zeit, im Gegensatz zu den evangelischen Zeiten, wo es keinen Buchdruck, keine Bücher gab und das Mittel zur Gedankenverbreitung nur der Mund war. Damals konnte man ohne Bücher auskommen, weil auch die Feinde der Wahrheit keine Bücher hatten. Jetzt aber darf man dieses wichtige Werkzeug nicht den Feinden überlassen, so daß es für die Wahrheit unbenutzt bleibt. Ein Buch oder einen Brief zur Übermittlung seiner Gedanken oder zur Aufnahme der Gedanken anderer nicht benutzen ist gerade so, wie die Stimmkraft zur gleichzeitigen Übermittelung dessen, was man zu sagen hat, an viele und sein Gehör zum Verstehen dessen, was ein anderer laut sagt, nicht benutzen, sondern die Möglichkeit der Gedankenübertragung und -aufnahme nur von einem zum andern oder im Flüsterton behaupten. Brief und Druck haben die Zahl der Leute, denen der-

* Gr. ist Universitätsprofessor.

jenige, welcher seine Gedanken ausdrückt, verständlich ist, hundert-, ja hunderttausendfach vermehrt, während das Verhältnis zwischen Ausdrückendem und Aufnehmendem dasselbe bleibt: wie bei der mündlichen Unterhaltung der Hörer in das, was man ihm sagt, eindringen und es verstehen oder es an den Ohren vorüberziehen lassen kann, so ist es auch mit Gedrucktem, und wie der Leser eines Buches es total falsch auslegen kann, so auch jemand, der etwas hört; wie man in Büchern — wir erleben das — viel Überflüssiges und Leeres schreiben, so kann man auch viel Überflüssiges reden. Ein Unterschied ist vorhanden, bisweilen zu Gunsten mündlicher, bisweilen gedruckter Mitteilung. Der Vorteil mündlicher Uberlieferung ist, daß der Hörer die Seele des Redners spürt, aber damit ist auch der Nachteil verbunden, daß sehr häufig leere Schwätzer, wie z. B. redegewandte Advokaten, die Hörer nicht durch verständige Rede, sondern durch oratorische Künste hinreißen, was bei einem Buche nicht so leicht der Fall ist. Ein anderer Vorteil mündlicher Überlieferung liegt darin, daß, wer etwas nicht versteht, nachfragen kann, wogegen der Nachteil darin besteht, daß Nichtverstehende, oft absichtlich Nichtverstehende überflüssige Fragen tun und den Gedankengang unterbrechen können, was bei einem Buche ebenfalls nicht möglich ist. Die Nachteile des Buches liegen darin, daß erstens Papier geduldig ist und daß man allen möglichen Unsinn drucken kann, der so ungeheure Anstrengungen all der Papierarbeiter und Drucker erfordert, — was bei mündlicher Mitteilung nicht möglich ist, weil man Unsinn nicht anhören wird. Zweitens, daß Bücher in ungeheurer, stets zunehmender Menge gedruckt werden und daß die guten im Meer dummer, unnützer und schädlicher untergehen. Dafür sind die Vorteile des Drucks auch sehr groß. Sie bestehen hauptsächlich darin, daß der Leserkreis hundert-, tausendmal größer ist als der der Hörer mündlicher Rede. Und diese Vergrößerung des Leserkreises ist nicht deswegen wichtig, weil ihrer so viele werden, sondern weil sich unter den Millionen Angehöriger verschiedener Völker und Stände, denen ein Buch zugänglich ist, die Gesinnungsgenossen von selbst finden und, dank dem Buch, in einer Entfernung von zehntausend Kilometern, ohne sich zu kennen, vereint werden, mit einer Seele leben und geistige Freude und den Mut des Bewußtseins finden, daß sie nicht allein sind.

Solchen Verkehr habe ich jetzt mit Ihnen und mit vielen und abervielen Angehörigen anderer Nationen, die mich niemals gesehen haben und mir doch näher stehen als meine leiblichen Söhne und Brüder. Das Hauptmoment zugunsten des Buches ist aber, daß bei einem bestimmten Entwicklungsgrad der äußeren Lebensbedingungen Bücher und die Presse überhaupt ein Verkehrsmittel der Menschen untereinander geworden sind und daß man dieses Mittel nicht vernachlässigen darf. Es sind soviel schädliche Bücher geschrieben und verbreitet, daß man diesem Übel nur wieder durch Bücher entgegenwirken kann. Auf den Klotz gehört der Keil. Christus hat gesagt: Was ich euch ins Ohr sage, werdet

ihr von den Dächern schreien. Dieses Von-den-Dächern-Schreien besorgt das gedruckte Wort. Es ist auch eine Zunge und zwar eine sehr weitreichende, und deswegen bezieht sich auch auf die Presse alles, was über die Sprache gesagt ist: Durch sie greifen wir Gott an und verfluchen Menschen, die nach seinem Ebenbilde geschaffen sind. Und deswegen kann man nicht aufmerksam genug sowohl gegen das sein, was man sagt und hört, wie gegen das, was man druckt und liest. —

Ich schreibe das alles nicht deswegen, weil ich denke, daß Sie anderer Meinung sind (aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie dieselbe Auffassung haben), sondern weil mir diese Gedanken in den Kopf gekommen sind und weil ich sie Ihnen mitteilen wollte. Besonders hat mir in Ihrem Brief gefallen, was Sie darüber sagen: „Wenn uns nur alles bliebe, was uns von oben bereits gegeben ist, wären wir vollkommen glücklich. Was unbedingt notwendig und uns von Rechts wegen zukommt, muß unbedingt in jedem sein und wir erhalten es unmittelbar von oben oder von uns selbst." — Das ist vollkommen richtig; ich fasse den Menschen ebenso auf. Unzweifelhaft würde jeder die ganze göttliche Wahrheit und alles, was er wissen muß, um in diesem Leben Gottes Gebot zu erfüllen, kennen, wenn diese den Menschen zugängliche Wahrheit nicht durch falsche Auslegung verdunkelt wäre. Deswegen muß der Mensch zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit zunächst alle falschen Deutungen und allen weltlichen Trug beiseite werfen — dann bleibt allein die Wahrheit, die Kindern verständlich, weil sie der Menschenseele eigen ist. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, mit der Lüge nicht zugleich den Teil Wahrheit zu verwerfen und beim Auslegen der Wahrheit nicht neue Irrtümer hineinzutragen.

Ich danke Ihnen, lieber Bruder, für den Gruß, den Sie mir schicken. Schreiben Sie mir, wenn dem nichts im Wege steht, nach Moskau. Kann ich Ihnen nicht mit etwas dienen? Sie erfreuen mich sehr, wenn Sie mir irgendeinen Auftrag erteilen. Ich umarme Sie brüderlich Leo Tolstoj.

An die Gräfin S. A. Tolstoj* Jaßnaja Poljana, 8. Juni 1897.

Liebe Sonja!

Mich quält schon lange der Widerspruch zwischen meinem Leben und meinem Glauben. Euch zu einer Änderung Eurer Lebensweise, Eurer Gewohnheiten veranlassen, mit denen ich Euch vertraut gemacht habe, kann ich nicht; von Euch fortgehen habe ich bislang auch nicht gekonnt, da ich der Meinung war, ich würde die Kinder, solange sie klein sind, wenigstens des geringen Einflusses berauben, den ich auf sie haben konnte und da ich Euch Kummer verursache; so aber weiter leben, wie ich diese sechzehn Jahre gelebt habe, bald kämpfend und Euch erzürnend, bald selbst den Einflüssen und Verführungen unterliegend, von denen ich umgeben bin —

* Tolstojs Gattin. Dieser Brief wurde erst nach Tolstojs Tode gefunden.

kann ich auch nicht länger, und so habe ich jetzt beschlossen, was ich längst tun wollte, nämlich: fortgehen. Erstens, weil mir bei meinen zunehmenden Jahren dieses Leben immer schwerer wird und ich mich immer mehr nach Einsamkeit sehne und zweitens, weil die Kinder herangewachsen sind, mein Einfluß nicht mehr nötig ist und Ihr alle bestimmte Interessen habt, die Euch meine Abwesenheit weniger fühlbar machen.

Die Hauptsache aber ist, daß, wie die Hindus mit sechzig Jahren in die Wälder gehen, wie jeder alte, religiöse Mensch seine letzten Lebensjahre Gott, und nicht Späßen, Wortspielen, Klatschereien und dem Tennis widmen will — so strebe auch ich beim Eintritt in mein siebzigstes Jahr mit aller Seelenkraft nach jener Ruhe, Einsamkeit und, wenn nicht nach völliger Übereinstimmung, so doch nach Vermeidung des schreienden Widerspruches zwischen meinem Leben und meinem Glauben, meinem Gewissen.

Wenn ich das offen täte, gäbe es Bitten, Vorwürfe, Streit, und ich würde vielleicht schwach werden und meinen Entschluß nicht ausführen, der ausgeführt werden muß. Deswegen verzeiht mir, bitte, wenn mein Schritt Euch weh tut und entlaßt mich, namentlich Du, Sonja, im Herzen freiwillig, such mich nicht, bedaure und verurteile mich nicht.

Daß ich von Dir fortgehe, beweist nicht, daß ich mit Dir unzufrieden bin. Ich weiß, daß Du *nicht konntest*, buchstäblich nicht so sehen und fühlen konntest und kannst wie ich, Dein Leben nicht ändern und nicht Dingen, die Du nicht anerkennst, Opfer zu bringen vermagst. Und deswegen verurteile ich Dich nicht, sondern denke im Gegenteil mit Liebe und Dankbarkeit an die langen fünfunddreißig Jahre unseres Lebens, besonders an die erste Hälfte dieser Zeit, wo Du mit der Dir eigenen mütterlichen Selbstaufopferung so energisch und fest das trugst, wozu Du Dich berufen fühltest. Du hast mir und der Welt gegeben, was Du konntest. Hast viel Mutterliebe und Aufopferung bewiesen, für die man Dich schätzen muß. Aber in der letzten Periode unseres Lebens, in den letzten fünfzehn Jahren, sind wir auseinander gekommen. Ich kann nicht glauben, daß ich die Schuld trage, weil ich mich nicht meinetwegen und der Leute wegen, sondern deshalb geändert habe, weil ich nicht anders konnte. Ich kann Dir auch keine Vorwürfe machen, daß Du mir nicht gefolgt bist, sondern danke Dir und erinnere mich stets mit Liebe an das, was Du mir gegeben hast.

Leb wohl, liebe Sonja. In Liebe Dein Leo Tolstoj.

[Auf dem Kouvert]: „Wenn keine andere Bestimmung kommt, ist dieser Brief nach meinem Tode S. A. zu übergeben.

An M. A. S. (14. Januar 1901.)

Sie fragen, was einem schwachen, verdorbenen, sittenlosen Menschen, wie wir alle inmitten der Verführungen sind, die uns auf allen Seiten umgeben —

was einem solchen Menschen die Kraft geben kann, ein christliches Leben zu führen?

Anstatt hierauf zu antworten und bevor ich hierauf antworte, frage ich: was bedeutet eigentlich diese Frage? Wir sind so an sie gewöhnt, daß uns diese Frage ganz natürlich und verständlich erscheint, während sie doch nicht nur nicht natürlich und nicht verständlich, sondern für jeden vernünftigen, nicht im Aberglauben erzogenen Menschen äußerst seltsam und wunderbar ist . . .

Warum fragt ein Schmied, der das Eisen schmiedet, oder ein Pflüger, der das Feld pflügt, nicht danach, woher er die Kraft zur Ausführung der von ihm übernommenen Arbeit nimmt, sondern führt sie einfach, so weit seine Kraft reicht, zu Ende? Irrt sich dabei und verbessert den Irrtum; wird müde, hält inne, läßt die Arbeit eine Zeitlang liegen, ruht aus und geht wieder ans Werk? Ist nicht in derselben Lage jeder Gottesknecht, der sich bemüht, ein christliches Leben zu führen, den Willen Gottes zu erfüllen, den er kennt? Ein solcher Mensch wird, wenn er aufrichtig ist, genau so nach seinen Kräften ein christliches Leben führen, den Willen Gottes erfüllen und, wenn er sich irrt, den Irrtum verbessern, müde werden, ausruhen und wieder an sein Lebenswerk gehen, das heißt sich im Maß seiner Kräfte der Vollkommenheit des himmlischen Vaters nähern, die ihm gezeigt ist.

Die Frage: woher die Kraft zu einem christlichen Leben nehmen? zeigt uns, daß jemand den Leuten eingeredet hat, es gäbe besondere Mittel, durch welche man ohne stündlichen Kampf, Fall, Reue, Erhebung, wieder Fall und wieder Erhebung, die zu einem guten, heiligen Leben notwendige Kraft gewinnen könne. Eben dieser Aberglaube, daß der Mensch nicht durch eigene, langwierige Bemühungen sich der Vollkommenheit nähern, sondern mit einem Male rein und heilig werden könne, ist einer der schrecklichsten und schädlichsten Irrtümer . . . Dieser Aberglaube ist deswegen sehr schädlich, weil er einen Betrug in sich schließt.

Der Betrug besteht erstens darin, daß es so dargestellt wird, als ob man ganz rein, heilig werden könne, was für einen lebenden Menschen unmöglich ist. Ein Mensch kann nicht vollkommen und sündlos sein, er kann sich der Vollkommenheit nur mehr oder weniger nähern, in dieser Annäherung den ganzen Sinn seines Lebens erblicken. (Ich glaube sogar, daß das Leben nach dem Tode zwar in ganz anderer Form, aber doch wieder in der Annäherung an die Vollkommenheit bestehen wird.) In diesem eigenen Streben nach Vollkommenheit liegt der ganze Sinn und die Freude des Lebens. Wenn die Vollkommenheit durch äußere Mittel erreicht werden könnte, würden wir des eigentlichen Wesens unseres Lebens beraubt sein.

Der Betrug besteht zweitens darin, daß die Kräfte des Menschen von dem, was er tun muß, nämlich von der Arbeit an sich selbst, abgelenkt und auf etwas Unnötiges gerichtet werden.

Gott bitten und auf Mittel sinnen, wie man sich vervollkommnet, wäre nur dann angebracht, wenn uns irgendwelche Hindernisse in den Weg gelegt wären und wir selbst nicht die Kraft dazu hätten. Bei der Vervollkommnung, oder einem christlichen Leben, oder der Erfüllung des göttlichen Willens fordert Gott von uns nichts, was ihn veranlassen könnte, uns das zu geben, was wir zur Erfüllung seines Willens nötig haben.

Wir sind hier in dieser Welt wie in einer Herberge, in der der Wirt alles, was wir nötig haben, vorbereitet hat und dann fortgegangen ist, nachdem er Anweisung hinterlassen, wie wir uns in dieser Notherberge zu benehmen haben. Alles, was wir bedürfen, ist uns zur Hand; also was brauchen wir noch ersinnen und erbitten? Wenn wir nur tun, was uns befohlen ist. So ist es auch in unserer geistigen Welt — alles Nötige ist uns gegeben, und es kommt nur auf uns selbst an.

Natürlich, wenn wir mit einemmal Heilige oder Gerechte und außerdem noch reich werden wollen, den Wunsch haben, daß wir selbst und unsere Freunde nicht krank werden und nicht sterben; daß unsere Ernten stets gut ausfallen und unsere Feinde vernichtet werden mögen — dann müssen wir allerdings Gott um alles das bitten, wie es in unserer Kirche geschieht. Gott hat aber von alledem nichts für uns bestimmt; hat uns nicht nur nicht vorgeschrieben, gerecht und sündlos zu sein, sondern uns im Gegenteil ein Leben geschenkt, dessen Sinn nur darin besteht, daß wir uns selbst von unseren Sünden befreien und uns ihm nähern; hat uns nicht bestimmt, reich, ohne Krankheit und unsterblich zu sein, sondern uns Prüfungen gesandt: Armut, Krankheit, den Tod der Freunde und den eigenen, ebendeswegen, um uns dahin zu bringen, daß wir unser Leben nicht an Reichtum, Gesundheit und dieses zeitliche Dasein hängen, sondern Ihm dienen; und hat uns Feinde nicht deshalb gegeben, damit wir ihren Untergang erflehen, sondern damit wir lernen, Feinde durch Liebe zu Freunden zu machen; hat uns Gebote gegeben, bei deren Erfüllung es uns stets gut geht. So haben wir also gar keinen Grund, besondere Heilsmittel ausfindig zu machen und Gott darum zu bitten. Alles, was wir nötig haben, ist uns gegeben, wenn wir nur den Weisungen unseres Gewissens und Gottes folgen, die im Evangelium ausgedrückt sind.

Drittens besteht der besonders schädliche Betrug darin, daß Leute, die glauben, daß sie durch eigene Kraft Gottes Willen nicht erfüllen und ein gutes Leben führen können, aufhören, an sich zu arbeiten, ja nicht nur das, sondern die Möglichkeit zur Vervollkommnung verlieren. Jemand braucht sich nur einzureden, er sei krank, so wird er auch krank. Die Besessenen schreien deswegen, sie glaubten, sie wären besessen. Trinker werden deswegen nicht vom Trunk geheilt, weil sie überzeugt sind, nicht enthaltsam sein zu können. Es gibt keine unsittlichere und schädlichere Lehre, als die: der Mensch könne durch eigene Kraft nicht zur Vollkommenheit gelangen.

Die Ansicht, für ein gutes, christliches Leben seien die eigenen Anstrengungen nicht ausreichend; dazu bedürfe es noch einer äußeren Macht — ist ganz ähnlich der, daß zur Erkenntnis der Wahrheit die Vernunft nicht ausreiche; dazu seien äußere, unzweifelhafte Beweise nötig. Im ersten Falle wird vorausgesetzt, daß es etwas gibt, was dem Menschen die Kraft zu einem christlichen Leben und zur Erfüllung des Willens Gottes geben kann; im zweiten, daß etwas existiert, wodurch der Mensch sicher erkennen kann, daß das, was man ihm sagt, Wahrheit ist. Man nimmt an, daß es ein Mittel gibt, ohne Vernunftanstrengung die Wahrheit, die ganze volle Wahrheit zu ergründen. Das ist aber gerade so unmöglich, wie ohne Augen Licht zu sehen. Die Wahrheit kann man nur durch Anstrengung erkennen. Und die von der menschlichen Vernunft erkannte kann nie vollkommen sein, sondern sich der Vollkommenheit nur nähern. So kann es zwar eine höchste, den Menschen zu einer bestimmten Zeit zugängliche Wahrheit geben; nie aber eine für alle Zeiten vollkommene unzweifelhafte Wahrheit. Das kann schon deswegen nicht sein, weil das Leben sowohl der ganzen Menschheit, wie des einzelnen im Streben nach immer vollkommenerer Wahrheit gänzlich vergeht, ja daraus besteht.

Die abscheuliche und läppische Vorstellung, daß der Mensch durch eigene Bemühung der Wahrheit nicht näher kommen kann, beruht auf demselben schrecklichen Aberglauben wie die, daß man nicht ohne Hilfe von außen den Willen Gottes annähernd zu erfüllen vermag. Das Wesentliche dieses Aberglaubens besteht darin, daß man annimmt, die vollkommene Wahrheit sei von Gott selbst geoffenbart; den Juden: auf dem Berge Sinai; den Brahmanen: in den Veden; den Buddhisten: im Tripitak; den Mohamedanern im Koran. Dieser Aberglaube ist schrecklich . . . Der Mensch hört auf, an das einzige Mittel zur Erkenntnis der Wahrheit, nämlich Anstrengung seiner Vernunft, zu glauben. Wer so handelt, tut dasselbe, wie jemand, der, beim Suchen eines Weges, anstatt aller möglichen Bemühungen, den Weg zu finden, die Augen schließt und sich vom ersten besten, der ihm in den Weg kommt leiten läßt.

Da heißt es: wie kann man der Vernunft glauben, da sich zeigt, daß Leute, die sich von ihr leiten lassen, irre gehen! Leute, die sich von der Vernunft leiten lassen — die Protestanten spalten sich in zahllose Konfessionen; ja selbst ein und derselbe Mensch, der seiner Vernunft vertraut, geht von einer Lehre zur anderen über. Folglich, sagt man, kann die Vernunft irren, man darf ihr nicht trauen.

Warum? Wenn jemand an etwas Bestimmtes glaubt und die Vernunft ihm nichts zeigt, das wahrer ist, hat er die Wahrheit erkannt, die für ihn die höchste ist und tut recht, sich zu ihr zu bekennen. Genau so recht tut er, wenn er eine noch höhere, reinere Wahrheit bekennt. Das Höchste, Klarste, Wahrste, über das hinaus der Mensch sich nichts vorstellen kann, ist für ihn Wahrheit.

Sehr wohl möglich, daß es schön und wünschenswert wäre, wenn alle

Menschen ein und dieselbe Wahrheit erkennen würden (obgleich in diesem Fall das Leben aufhörte), aber selbst zugegeben, daß das wünschenswert wäre, so geschieht doch nicht alles so, wie wir wünschen. Sehr wohl möglich, daß unvernünftige Leute den Wunsch haben, die Menschen möchten nicht krank sein, oder es möchte ein Mittel geben, um alle Krankheiten zu heilen, oder alle Menschen möchten eine Sprache sprechen. Aber das geschieht doch nicht dadurch, daß wir uns einbilden, alle Menschen würden durch unsere Arzenei geheilt, oder alle sprächen und verstünden Russisch. Wenn wir uns das einbilden, schaden wir nur uns selbst. Besonders schädlich ist solche falsche Einbildung, weil sie am allermeisten die Menschen entzweit. Die Menschen müssen sich, wie Christus lehrt und wie unsere Vernunft und unser Herz uns sagen, immer mehr vereinigen, während solche Lehren, wie . . . die Menschen gerade trennen.

Außerdem muß man auch wissen, daß, wenn jemand an eine Offenbarung glaubt, er es nur deswegen tut, weil seine Vernunft ihn an diese oder jene — mohammedanische, buddhistische oder christliche glauben heißt. Ob wir es wollen oder nicht, im Widerspruch mit der Vernunft kann keine Wahrheit in die Menschenseele Einzug halten. Die Vernunft ist gerade so wie das Netz oder Sieb, die derart an der Dresch- oder Worfelmaschine befestigt sind, daß man anders als durch dieses Sieb kein Korn erhält. Vielleicht geht auch Spreu mit durch das Sieb; ein anderes Mittel, um das Korn zu erhalten, gibt es aber nicht. Wenn wir uns aber einbilden, reines Korn ohne Spreu haben zu können, betrügen wir uns und müssen uns von Häcksel anstatt Brot nähren, wie bei den Klerikern der Fall.

Also muß man sich nicht einbilden, daß alles so geschieht, wie wir es haben möchten, sondern wir müssen bezweifeln, daß es so geschieht, wie Gott will. Gott hat aber das Leben der Menschen so eingerichtet, daß die Menschen die ganze Wahrheit nicht erkennen können, sondern sich ihr nur allmählich nähern und, indem sie die eine Wahrheit immer deutlicher erkennen, sich auch gegenseitig immer mehr nähern.

Vom Leben nach dem Tode wissen wir, daß es ein solches gibt, daß das Leben nicht nach dem Tode endet; wie dieses Leben aber sein wird, ist uns nicht gegeben zu wissen, weil wir es nicht zu wissen brauchen . . . Leo Tolstoj.

Fälscherkünste / von Emil Waldmann

Motto: „Il est aussi facile de se tromper soi même sans s'en apercevoir, qu'il est difficile de tromper les autres sans qu'ils s'en aperçoivent." La Rochefoucauld. (Maximes. 115.)



ie Geschichte der drei größten Unglücksfälle, die den öffentlichen Museen in den letzten fünfzig Jahren passiert sind, ist ein Thema con variazioni. Benivienibüste, Tiara des Saïtaphernes und Florabüste sind die Variationen; das Thema heißt: Imitatorenkünste. — Der Verlauf der Angelegenheit hat sich in den drei Fällen in einer Weise entwickelt, daß man fast von einer typischen Wiederholung der Geschehnisse reden kann. So auffallend stimmen jedesmal die wesentlichen Umstände überein.

Als im Jahre 1867 die Tonbüste des Hieronymus Benivieni, des Dichters (1453—1542), vom Generaldirektor der französischen Museen als ein Meisterwerk der Florentiner Renaissancebildnerei für den Louvre angekauft ward, behauptete der Händler Antonio Freppa in der Gazette des Beaux-Arts, die Büste sei eine Arbeit aus dem neunzehnten Jahrhundert, von der Hand des damals noch lebenden Bildhauers Bastianini.

Dieser Bastianini war ein Spezialist auf dem Gebiete der Nachahmung alter Kunstwerke, Kopist von Kaminen, Büsten usw., Marmorreliefs und Fälscher. Finanziert wurde er von dem Händler Freppa. Obwohl seine Behauptungen durch Zeugenaussagen einwandfreier Persönlichkeiten erwiesen wurden, ließen sich die Herren von der französischen Regierung nicht überzeugen; französische Künstler erklärten, ein solches Werk könne niemand im neunzehnten Jahrhundert schaffen, das sei ganz unmöglich. Herr von Nolivos, der den Ankauf vermittelt hatte, äußerte, die Italiener seien nur wütend darüber, daß er dies Meisterwerk bei ihnen im Lande entdeckt und ihnen entführt habe — so wurde der Fall also auch politisch zugespitzt. Nachdem dann Freppa, der die Büste vorsichtigerweise nicht als alt und nur zu dem niedrigen Preise von 280 Mark verkauft hatte, alle Aussagen bestätigte, waren keine Zweifel mehr möglich. Die Fälschung wurde aus dem Louvre entfernt. Dann tauchte auch ein zweites Exemplar der Büste auf, verschwand aber wieder, ebenso wie die von Bastianini nach einer Schaumünze gearbeitete Büste Savonarolas, die der Händler Capponi gekauft und weitergehandelt hatte und die im Jahre 1862 als Renaissancearbeit ausgestellt wurde.

Dreißig Jahre später erwarb der Louvre von einem unbekannten russischen Händler eine andre Imitation, die Tiara des Saïtaphernes, die in Wien vergeblich angeboten und dann von zwei Wiener Agenten übernommen worden war. Die Arbeit wurde von einer großen Zahl von Gelehrten, Kennern und Museumsbeamten als echt und höchst wertvoll begutachtet, und trotzdem Wesselowsky,

Furtwängler, B. Bucher und Stern die Tiara als Fälschung erklärten, blieb sie im Louvre, denn Kieseritsky und Théodore Reinach vertraten hartnäckig die Echtheit. Mit der nachträglichen Bewilligung der Kaufsumme (160000 M.) sprach ihnen die Abgeordnetenkammer ein Vertrauensvotum aus.

Erst sieben Jahre später entbrannte der Streit von neuem: der Juwelier Liesschitz schrieb an die Pariser Zeitungen, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie die Tiara von dem russischen Graveur Rouchomowsky hergestellt wurde, und eine russische Dame bestätigte diese Angaben. Die Verteidiger der Echtheit lachten darüber, ein solches Kunstwerk könne nur ein antiker Meister machen und so weiter. Da erklärte plötzlich Rouchomowsky in einem Briefe aus Odessa, die Sache verhalte sich so, er habe tatsächlich von einem Unbekannten aus Kertsch den Auftrag bekommen, die Tiara anzufertigen und mit Reliefs nach Vorlagen zu verzieren. Der Unterrichtsminister leitete eine Untersuchung ein. Rouchomowsky, der nach Paris beordert war, wiederholte die Fabrizierung von einigen Teilen der Tiara, ohne diese selbst zu Gesicht zu bekommen, nach Abbildungen in genau derselben Technik, und er erzählte weiter, der Unbekannte aus Kertsch habe ihm zur Vorlage verschiedene Bücher gegeben, deren Titel er sich aber nicht mehr entsinne. Professor Clermont-Ganneau, der mit der Untersuchung beauftragt war, konnte nun die Bücher feststellen. Es waren Publikationswerke über die Altertümer in Südrußland und ein deutscher Bilder-Atlas zur Weltgeschichte. Aus diesem hatte der Fälscher einen Stich nach dem Constantinsfresko in den Stanzen des Vatikan benutzt, und auch der im Pariser Cabinet de Medailles befindliche Schild des Scipio hatte Vorbilder hergegeben. Über die Technik der Tiara machte der Verfertiger dann noch genaue Angaben, und sagte aus, daß die Arbeit aus drei Teilen bestehe und in welcher Weise diese zusammengelötet seien. Auch dies erwies sich als zutreffend.

Durch die Bestätigung dieser einzelnen, nacheinander gemachten Behauptungen war unwiderleglich bewiesen, daß es sich tatsächlich um ein modernes Werk handelte, und die Tiara wanderte ins Musée des Arts-Décoratifs.

Als im Jahre 1909 gegen die dem Lionardo zugeschriebene Florabüste, die das Kaiser Friedrich-Museum bei dem bekannten englischen Händler Murray Marks erworben hatte, von England aus, von einem Auktionator, der moderne Ursprung dieser Wachsbüste behauptet und von einem Restaurator bestätigt wurde, als dann der Sohn des als Urheber genannten Künstlers Lukas seinerseits dasselbe versicherte, da konnte es allerdings einen Augenblick so scheinen, als werde von Spaßvögeln hier eine neue Auflage des Benivieni- und Tiaraschwindels vorbereitet, als seien die Herren Cooksey, Whitburn und Lucas jun. literarische Nachahmer jener Enthüller, die das Alter der Benivienibüste und der goldenen Tiara angezweifelt hatten. Es geschieht ja oft, daß eine Begebenheit aus der Wirklichkeit nur dadurch, daß sie literarisch aufgezeichnet wird, zum

zweiten Male passiert und daß die geheimnisvolle Duplizität der Fälle sich bei genauerem Zusehen als Wirkung von Suggestion herausstellt.

In der Tat finden sich fast alle Einzelzüge der Begebenheiten in wunderbarer Mischung beim Florahandel wieder. Da ist der Händler oder Expert, der die Enthüllung macht und dann nachträglich den modernen Urheber des Werkes als Zeugen beibringt (während man zunächst doch erwarten sollte, daß die Aufklärung von diesem Urheber unmittelbar aus erfolge): Da ist der große Unbekannte, der als Auftraggeber fungiert hat und aus Diskretion nicht genannt werden soll, da ist die abenteuerliche Mittelsperson, die nicht zu fassen ist, da sind Damen, die bestätigen, und da ist schließlich der Charakter der Aussagen des Urhebers selbst, die tropfenweise, zögernd ans Tageslicht kommen, nicht als zusammenhängende Erzählung.

In der Tat, die Erwerbungs- und Enthüllungsschichte ist bei Nr. 3 so auffallend den Umständen von Nr. 1 und Nr. 2 ähnlich, daß man wohl an eine bewußte Nachahmung der ganzen Inszenierung denken konnte.

Dann aber kommt der Augenblick, wo die Übereinstimmung der Tatsachen nicht mehr als beabsichtigte Wirkung aufgefaßt werden kann, sondern wo die Ereignisse selbständig ihren Lauf nehmen und zu scharfer, gewissenhafter Prüfung zwingen. Als Rouchomowsky sagt, ohne die Tiara auch nur einen Augenblick zu Gesicht zu bekommen: „Seht im Innern nach, da und da sitzen die Nähte, und so und so sind sie gelötet", und als dies sich als wahr erweist und kein Zweifel daran mehr gestattet ist —; als Lucas, ohne die Flora gesehen zu haben, von England aus schreibt: „Seht nur nach, im Innern steckt die alte Weste", und als diese „Weste" tatsächlich gefunden wird — in dem Augenblicke mußte die Untersuchung sagen, daß hier die an sich vorhandene Möglichkeit einer Farce aufhörte und daß man vor Tatsachen stünde. Und als Rouchomowsky, ein ziemlich minorenner Intellekt, angibt: „Als Vorlage hatte ich Abbildungen in Büchern, aber ich weiß nicht mehr, wie sie heißen; doch sie waren etwa so groß . . . und ich glaube Querformat . . . ." und ein Gelehrter sucht daraufhin die Bücher und sie werden tatsächlich gefunden; und wenn Lucas jun. sagt, „als Vorlage hat ein Bild gedient, es hieß Lionardo, und ich habe es, als es wieder abgeholt wurde, schnell noch kopiert", und wenn nach dem Anhaltspunkte dieser schlechten Kopie nach der Vorlage gesucht und dieses lionardeske Bild gefunden wird: Dann beweist gerade diese schlagende Parallele zur Tiarageschichte, daß hier keine Absicht oder literarische Nachahmung mehr vorliegen kann. Von nun an zwingt die Duplizität der Fälle, diese mathematische Übereinstimmung der Vorgänge, zu der Annahme, daß es sich hier tatsächlich nicht nur um gleiche Wirkungen, sondern auch um gleiche Ursachen handle, daß also Herr Lucas in dubio ebenso glaubwürdig sei, wie Herr Rouchomowsky. Was anfangs gegen ihn sprechen konnte, mußte auf einmal für seine Angaben sprechen,

da er Dinge behauptete, deren Kausalzusammenhang und nachträgliche Erfindung nicht mehr in seiner Macht und Willkür lagen.

Dies konnte eine psychologische Überlegung ergeben; und der Unbeteiligte konnte lernen, daß eine Anzahl nacheinander festgestellter Übereinstimmungen gleichsam auf ihre Reihenfolge in der Skala hin zu prüfen seien, ob sie Plus oder Minus des Tatbestandes seien, und wo der Nullpunkt liege. —

Die Zeugen für die moderne Entstehung der Florabüste haben, wie man weiß, ihre Aussagen beschworen und der Einwand der Gegner, daß ihre Aussagen unverbindlich seien, ist damit hinfällig geworden. Ebensosehr, wie es erwiesen ist, daß die Benivienibüste von Bastianini im Jahre 1864 und die Tiara von Rouchomowsky im Jahre 1895/1896 hergestellt wurde, ebensosehr ist erwiesen, daß die Flora von Lucas stammt.

Die Betrachtung der drei Fälle lehrt nun auch manches für die Praxis im Verkehr mit Museum und Kunsthandel. Zunächst einmal dies, daß die großen Irrtümer heute nicht mehr durch einfache Fälschung hervorgerufen werden, wie früher, sondern durch falsche Etikettierung modern entstandener Werke. Als Bastianini in den noch nassen Ton seiner nach einem lebenden Modell gearbeiteten Büste den Namen HIER MUS BENIVIENI in Renaissancelettern eingrub, war er ein Fälscher; er konnte das nur tun, wenn er von diesem Petrarca-Nachfolger wußte und wenn ihm bekannt war, daß des Dichters Porträt, von Lorenzo di Credi um 1500 gemalt, verschollen war. Rouchomowsky aber brauchte nicht zu wissen, daß seine Goldschmiedearbeit, in ihrer Art eine ebenso erstaunliche Leistung wie die Flora, zu betrügerischen Zwecken dienen sollte; er konnte der Mitteilung seines ungenannten Auftraggebers, es handle sich um ein Jubiläumsgeschenk für einen russischen Archäologen, Glauben schenken — ein richtiger Fälscher vom Jahre 1896 hätte sich kaum darauf eingelassen, eine Arbeit herzustellen, die nach Vorlagen aus Antike und Renaissance zusammengestoppelt werden sollte: Rouchomowsky war eben ein Imitator. Und dasselbe war Lucas auch, von dem wir wissen, daß sein Ehrgeiz war, ein alter Meister zu werden (ein Ehrgeiz, der, wenn auch uneingestandenermaßen, sehr viele englische Künstler des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts beherrscht hat), und er konnte irgendwelchen Erzählungen Buchanans über die Bestimmung der Wachsbüste glauben, hatte er doch auf diese Weise auch Stiche von Dürer oder nach Rubens in Plastik umgesetzt, ohne zu fragen, ob diese Arbeiten nicht etwa als Dürer oder Rubens verkauft werden sollten. Die Gefahr für die Museen besteht also heute in Imitationen, die erst auf ihrer Wanderschaft durch verschiedene Hände allmählich die Bedeutung einer Fälschung bekommen.

Dann aber ist ein Weiteres auffällig: Es sind in allen drei Fällen Werke der Plastik, durch welche die Kenner an den Museen getäuscht wurden. Dies ist beachtenswert. Die Betrüger wissen, daß die Plastik die schwache Seite

unserer Kunst sowohl wie unserer Kunstwissenschaft ist. Unsre Zeit sieht im allgemeinen nicht plastisch, sondern malerisch. Für die Werte der Malerei sind viel mehr Augen offen, als für die der Skulptur — weil wir eben unter dem Einfluß der zeitgenössischen Kunst stehen, und weil der Schwerpunkt dieser modernen Kunst, für die Allgemeinheit genommen, durchaus auf den Schöpfungen der Maler liegt. Wer auf dem Kunstmarkte heute mit einer zur Fälschung gewordenen Imitation einen ganz großen Coup machen will, bietet also keine Kopien nach alten Gemälden an, da die Kunstwissenschaft den Vorrat der hervorragendsten alten Bilder einigermaßen übersieht, und da die Zahl derer, die vor einer Gemäldekopie ein unbehagliches Gefühl nicht loswerden, in den letzten zwanzig Jahren sehr zugenommen hat. Sondern er versucht es mit der Plastik, für die es sehr viel weniger Experten gibt und der gegenüber das Qualitätsgefühl erst noch sehr geschärft werden muß. — Ferner werden die Betrugsversuche nicht mit Werken in dem uns geläufigen Material der Skulptur, in Bronze oder Stein, gemacht, sondern in seltenem Stoff, für die uns die Vergleichsobjekte nicht so zur Hand sind. Getriebene Goldreliefs aus der Zeit der Pergamener sind rar, und als die Tonbüste des Benivieni angeboten wurde, waren florentinische Tonskulpturen in den außeritalienischen Museen auch nicht häufig; und für die Wachsbüste aus der italienischen Renaissance haben wir kein einziges Vergleichsobjekt ähnlicher Größe, da die Entstehungszeit des Mädchenkopfes im Wicar-Museum ihrerseits heiß umstritten ist.

Man sieht, die Abenteurer werden mit dem Fortschreiten der kunstwissenschaftlichen Kritik immer klüger und immer raffinierter, sie halten nicht nur Schritt mit ihr, sondern gehen ihr voraus. Auch an dem äußeren Zustand der angebotenen Imitationen läßt sich dies feststellen, an der Art der Erhaltung oder der Beschädigungen der angebotenen Werke.

Das Tempo, in dem das Handwerk entwickelt wurde, läßt sich wieder an der Geschichte der drei geschilderten Fälle gut ablesen. Die Benivienibüste wurde in einer Zeit gekauft, als die Kritik im heutigen Sinne noch nicht sehr scharf war. Zum Anschein des Altertums war ruinöses Aussehen noch nicht unbedingt nötig; guter Erhaltungszustand einer in zerbrechlichem Material hergestellten Büste war an sich noch kein Grund zum Verdacht. Die Entrepreneurs des Tiaraschwindels aber, die dreißig Jahre später arbeiteten, rechneten schon mit solchen Überlegungen. Sie schlugen Beulen in den Helm, wenn auch allerdings noch nicht an der richtigen Stelle: Die Verletzungen befanden sich nämlich alle merkwürdigerweise nicht auf den getriebenen, also vorstehenden Verzierungen, nicht auf den Reliefs mit den historischen Szenen, sondern an den flachen, zurückliegenden und unwichtigen Teilen. Die Stimme des Einzigen, der aus diesem Umstande die Tiara in Wien schon als moderne Arbeit ablehnte, Bruno Buchers, verhallte ungehört in dem Chor der Bewunderer.

Seit dieser Erfahrung haben die Betrüger wieder zugelernt. Die Florabüste bietet zunächst einen unverdächtigen Anblick. Der Torso ist grausam mißhandelt und zwar nicht nur durch Einflüsse des Wetters und Wirkungen des Alters, sondern durch Menschenhand, brutal und fast mutwillig; und dann ward noch eine Gewaltkur mit Gipsflickerei daran vorgenommen. Dafür, daß dem gegenüber das Antlitz nicht zu „neu" aussieht, sorgen die in die Augen fallenden Spuren einer glättenden Überarbeitung.

Vergleicht man auch von diesem Standpunkte aus die Geschichte der drei Unglücksfälle, so ist man auch hier überrascht durch das Systematische der Erscheinungen. —

Dieses etwa sind die Lehren, welche die Praxis aus dem Florahandel ziehen kann. Es ist gut, sich diese an sich so primitiven Dinge, die aber dennoch immer wieder vergessen werden, ganz klar zu machen: Denn man darf nicht erwarten, daß dies der letzte große Schwindel gewesen ist, da der verfolgte Zweck ja erreicht wurde. Wenn im Laufe des nächsten Jahrzehnts im Kunsthandel etwa ein Fragment von einer Goldelfenbeinstatue des Alkamenes auftauchen sollte, an dem das Elfenbein schwarz geworden und das Gold abgeblättert ist, so wird man noch nach andren Zeugnissen als diesen äußerlichen für das Alter und die Echtheit suchen müssen. Vorläufig ist dieses eine schwere Aufgabe, und jeder muß sie für sich allein lösen. Gegenseitige Hilfe kann es hier nicht geben, solange nicht auch für die der hohen Kunst gewidmeten Museen eine Antifälscherliga und ein diskreter Antifälscherkongreß gegründet werden — Einrichtungen, die für die Kunstgewerbemuseen schon seit längerer Zeit erfolgreich bestehen.

II.

Als Jakob Burckhardt den Giovannino des Berliner Museums geprüft hatte, faßte er sein Urteil in die Worte zusammen: „Von Michelangelo ist er nicht; aber von einem andren kann er auch nicht sein." Die tiefe Skepsis, die in diesem Worte unsres edelsten Kunstgelehrten liegt, ist eine bittere Anklage gegen die Methode der jungen Kunstwissenschaft, um so bitterer, als Burckhardt sich erinnern mußte, wie seinerzeit bei der Konfrontierung der Darmstädter Holbein-Madonna mit der Dresdener Kopie er und Hermann Grimm die einzigen waren, die auch jetzt noch, vor dem Tatbestand, von der Kopie nicht lassen wollten. Seit jener Zeit hat sich die kunstwissenschaftliche Methode ein wenig befestigt. Wir sind in vielen Fällen in der Lage, die richtige Fragestellung anzuwenden und danach den Gang einer Untersuchung zu orientieren. Daß die Methode aber nicht immer befolgt wird, und zwar epidemisch nicht, das hat mit eindringlicher Klarheit die Floraangelegenheit gelehrt. Man muß sich also auch mit der theoretischen Seite der Frage noch einmal befassen.

In der zweiten Auflage seiner „Florentiner Bildhauer" gibt Wilhelm Bode

der Überzeugung Ausdruck, „in diesem Buche den Weg gezeigt zu haben, wie die Bestimmung der Kunstwerke wissenschaftlich begründet und wie daraus für die Charakteristik und Entwicklung der Künstler das Material gewonnen und benützt werden soll". Seine Methode ist folgende: Aus den bezeugten Werken eines Meisters sammelt er charakteristische Eigentümlichkeiten und vergleicht unbekannte Werke mit den so gewonnenen „Steckbriefen" daraufhin, ob der „Angeklagte" vielleicht mit einer der bekannten Individualitäten identisch sei. Diese Methode ist eine Richtschnur für alle Stilkritik, hat aber, so erfolgreich sie auch gerade auf diesem Spezialgebiet gewesen ist, ihre Grenzen, wie jede Methode: Wenn keine beglaubigten Werke eines Meisters vorhanden sind und man Hypothesen zur Basis nehmen muß, läßt sie sich nicht anwenden, weil auf diese Weise nur Trugschlüsse möglich sind. Hier ist dann dem subjektiven Empfinden der weiteste Spielraum gelassen.

In der Zuschreibung der Flora an Lionardo hat Bode nur seiner persönlichen Meinung Ausdruck gegeben. Diese ist deshalb um so interessanter, als, nach seinen eigenen Worten, „man sich darüber einig sein sollte, ob ein Werk künstlerisch wertvoll sei oder nicht".

Da „man" sich hierüber bekanntlich nicht ganz einig ist und da es die Wissenschaft nichts angeht, ob das preußische Abgeordnetenhaus die Wachsbüste für ein Meisterwerk erklärt hat, muß man nach der Begründung der Zuschreibung fragen. Bode hat aber in diesem Falle seine oben geschilderte Methode, wenn auch sehr zaghaft, angewandt und seinen Ausgangspunkt von Skulpturwerken, wie zum Beispiel der Frau mit dem Blumensträußchen im Bargello, genommen, die als Lionardo-Arbeiten keineswegs gelten dürfen, sondern von den verschiedensten Spezialisten und Kennern heftig abgelehnt werden. Er hat also seinen Ausgangspunkt von Hypothesen, und zwar von eigenen, genommen. Im übrigen kann er für die Zuschreibung nur ganz allgemein die Formbildung, die Bewegung, den Ausdruck, vor allen Dingen aber das Lächeln anführen, das für Lionardo charakteristisch sei. Daß die Wachsbüste anderseits stark an die Antike erinnere, soll auch für Lionardo sprechen, denn „wenn sie einer späteren Zeit angehörte als dem frühesten Cinquecento, so würde sie weder die klassische Formenreinheit noch die Frische der Originalität besitzen". Weiter beruht die Taufe noch auf dem Eindruck, daß „die feinste Empfindung mit vollendeter Schönheit in Form und Bewegung verbunden sei". — Kurz, die Zuschreibung steht und fällt mit dem Glauben an die Qualität, ist also an ganz subjektive Dinge gebunden, über die man sich wohl einig sein sollte, aber nicht einig geworden ist. Wie man auch zu der Frage steht, zugeben muß man, daß hier von wissenschaftlicher Methode nicht mehr die Rede ist. Da der von Bode empfohlene Weg hier also nicht eingeschlagen werden kann, infolge des Mangels an gesicherten Ausgangspunkten — was war zu tun?

Die Methode der allgemeinen Kunstwissenschaft, jene, die über den Spezialuntersuchungen noch gilt, war anzuwenden. Die Verteidiger der Büste haben dies unterlassen.

Man hatte es zu tun mit einer Wachsbüste, deren lionardesker Charakter von niemand bestritten wurde. Dreien von Lionardos unbezweifelten Werken sah sie ähnlich, der Mona Lisa, Johannes dem Täufer und der Anna selbdritt. Wer sich das Schaffen eines großen Künstlers klar macht, mußte, — W. von Seidlitz, ein genauer Kenner der Lionardo-Kunst, hat es getan — zu dem Schluß kommen, daß diese Übereinstimmung mit drei Bildern respektive Entwürfen gegen die Annahme zeugten, man habe es mit einer Schöpfung des Meisters zu tun. Große Künstler schmelzen nicht Elemente von drei eigenen Werken zusammen, um sie in einem vierten wieder aufleben zu lassen, noch dazu in einer plastischen Arbeit. Restauratoren und Imitatoren übersehen wohl die Grenzen zwischen Malerei und Plastik, ein Künstler vom Schlage Lionardos aber denkt in ganz andren Ausdrucksformen, je nachdem ob er malt oder bildhauert. Was durch die Ausstellung im Kaiser Friedrich-Museum, wo fast alles Lionardeske in einem Raum mit der Flora zusammengehängt war, bewiesen werden sollte, wurde im Gegenteil durch sie widerlegt. Die Büste erwies sich in diesem Ensemble als zu lionardesk, um von Lionardo zu sein. Dies ist kein Paradox, sondern diese Überlegung und dieser Schluß gehören zum eisernen Bestande der kunstwissenschaftlichen Erfahrung. Es gibt viele Belege hierfür. Erwähnt sei nur die Tatsache, daß, als vor zehn Jahren das gemalte Jugendoeuvre Dürers ausgegraben werden sollte und als in diesem Bestreben auch die sieben Darstellungen des Marienschmerzes in Dresden auf den Namen Dürer getauft wurden, diese Zuschreibung keinen Anklang fand; die vielen aus Dürers graphischen Arbeiten genommenen Elemente sprachen nicht für, sondern gegen die Autorschaft des Meisters.

Doch der Fall der Florabüste lag, als die Angelegenheit über die ersten Anfangsstadien hinaus gediehen war, methodisch wesentlich einfacher. Das lionardeske Gemälde, das nach Aussage des jüngeren Lucas der Wachsskulptur als Vorlage gedient hatte, wurde in englischem Privatbesitz aufgefunden und bekannt gemacht. Von diesem Augenblicke an erhob sich die wissenschaftliche Frage, ob die Übereinstimmung zwischen Bild und Büste so weitgehend war, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den beiden Werken tatsächlich angenommen werden mußte, oder nicht; und wenn dies der Fall war, wo die Priorität lag, das heißt also, ob das Gemälde oder die Büste als ursprüngliches Werk anzusehen war. Dies ist der gewöhnliche Weg der Untersuchung in Fällen, wo Original und Kopie auseinander gehalten werden sollten.

Aber diese Frage ward von den Verteidigern der Büste nicht gestellt, sondern nur von den Angreifern, und die Antwort fiel derartig aus, daß kein Zweifel

mehr darüber bestehen konnte, daß nur das Bild, das den Arbeiten des Luini nahe steht, als Vorlage gedient haben konnte, und nicht umgekehrt. Es ist bekanntlich eine charakteristische Eigenschaft von freien Kopien und Nachbildungen, daß sie einmal ihr Vorbild fast immer in kleinen Zügen mißverstehen, ferner daß sie die für die Wirkung wesentlichsten Elemente unterstreichen und übertreiben. Beides traf in diesem Falle zu. Die Mißverständnisse bezogen sich auf die Bildung des Blumenkranzes, den die gemalte Flora im Haar trägt, und auf ihre linke Hand, die auf der alten Photographie noch zu sehen war und den Interpreten zur Crux wurde. Abgesehen davon, daß dieser Blumenkranz an dieser Stelle ein malerisches und nicht ein plastisches Motiv ist, der Bildhauer hat da, wo seine Vorlage nicht mehr klare Auskunft gab, aus Eigenem hinzugetan und eine Haarlocke statt einer Blume zur Wahrung der Symmetrie angebracht. Und die merkwürdig plumpe Hand, die auf der alten Photographie zu sehen war, fand ihre Erklärung gleichfalls durch das Gemälde, das gerade in dieser Partie recht ungeschickt ist.

Soviel über die Mißverständnisse. Die Übertreibungen, die das andre Merkmal von Imitationen sind, fielen besonders auf in dem berühmten Lionardolächeln und erweckten Verdacht. Keiner der echten Lionardoköpfe und keine der vielen Halbfiguren aus der Lionardoschule zeigt es so stark wie die Flora, auch nicht jene, die als unmittelbare Vorlage gedient hat. Diese Geschöpfe aus Lionardos Nähe lächeln, die Flora aber hat jenen Ausdruck, den die Archäologen mit „äginetisches Grinsen" zu bezeichnen pflegen; und tatsächlich beruht dieser Ausdruck auch bei ihr auf einer anatomischen Falschheit, wie sie wohl die Antike oft und manchmal bewußt gemacht hat, aber nie Lionardo: auf einer unnatürlichen und grimassenhaften Vergrößerung der Augenöffnung. Es wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß ein Mensch, der mit den Lippen so lacht, nicht auch noch die Augen soweit aufreißen kann. — Durch genauen stilkritischen Vergleich, wie unsre Methode ihn oft vornimmt, hätte also festgestellt werden können, daß tatsächlich, wie behauptet, die Wachsbüste nach dem Bilde der Sammlung Morrison angefertigt wurde.

Die Methode brauchte also nicht zu versagen. Sie mußte es aber, weil die Untersuchung nicht Schritt für Schritt erfolgte und weil als bewiesen hingestellt wurde, was erst zu beweisen war.

Methode ist nicht das Alpha und Omega wissenschaftlicher Forschung, nicht Zweck, sondern Mittel; und Shakespeare war der Meinung, daß auch der Wahnsinn Methode haben könne. Die großen Entdeckungen werden oft ohne sie gemacht, manchmal gegen sie — so wie der kühne Seefahrer, der neue Länder sucht, auch bisweilen unbekümmert um den Kompaß ins Ungewisse fahren muß. So wäre es ein Ausfluß geistloser Mechanik, wollte man wissenschaftlichen Entdeckern das Recht bestreiten, mit Hypothesen zu arbeiten, nur weil die Schul=

regeln dagegen sind. In der Kunst besonders handelt es sich um Anschauung und die glücklichsten Entdeckungen werden sogar in der Intuition geboren. Aber wenn gegen das Ergebnis einer solchen Intuition sehr ernsthafte Zweifel von außen her laut werden und gefordert wird, diese möchten durch einen Beweis zum Schweigen gebracht werden, dann muß man sich der Methode, so wie sie nun einmal ist, bedienen. Wer es dann unternimmt eine Entdeckung eines andren zu verteidigen, der darf sich nicht auf das Schauen dieses anderen berufen, sondern hat die Pflicht zu beweisen, soweit sich überhaupt beweisen läßt. Die vielen Stimmen nun, die zur Verteidigung der Büste im kunstwissenschaftlichen Lager aufgetreten sind, haben dies vernachlässigt. Wenn man die zur Verteidigung geschriebenen Untersuchungen liest, so fragt man sich, wie es möglich ist, daß seitenlange Auseinandersetzungen geschrieben wurden, die auf falscher Fragestellung beruhen. Georg Gronau, der sich von allen Verteidigern der Büste am eingehendsten geäußert hat, erledigt die Hauptfrage, ob das Bild oder die Büste prior sei, mit der Behauptung, daß die Qualität der Büste größer sei, als die des Bildes. Dafür aber begründet er eingehend die These, daß Lucas, dem Stil und der Minderwertigkeit seiner anderen Arbeiten nach, nicht der Schöpfer der Büste sein könne — eine Meinung, die beachtenswert wäre, wenn Lucas ein naiv schaffender Künstler gewesen wäre, die aber gegenüber einem Imitator gegenstandslos wird. Und der Hinweis darauf, daß in Lionardos Kreis gelegentlich Benutzungen der Antike vorgekommen seien und daß daher die Ähnlichkeit der Flora mit der antiken Klythia nicht gegen ihr Alter spreche, beweist nichts. Mit demselben Rechte könnte man behaupten, Rembrandt sei der italienischen Renaissance und der Antike verwandt, weil er manchmal die Antike und Mantegna benutzt habe. Zur Frage des Antikischen hat dann Frl. Dr. Schottmüller einen Aufsatz geschrieben. Er ist ein Musterbeispiel für schlechte Stilkritik. Wenn die Verfasserin den Mut hat, die Flora einmal neben Solarios Eva und, dann als Gegenbeispiel, neben der Klythia abzubilden und dann noch zu behaupten, die Flora stamme aus der Zeit des Solario, dann zeigt eben diese Gegenüberstellung, daß man auf diese Art von Stilkritik alles beweisen kann. Bei Solario Unterschied auf Unterschied, bei der Klythia Gleichheit auf Gleichheit. Alles beweisen aber heißt nichts beweisen. Die wesentliche Frage, die nach der Priorität von Büste oder Bild, suchte dieselbe Verfasserin damit aus der Welt zu schaffen, daß sie kühn erklärte, das Bild der Sammlung Morisson sei gar nicht das einstmals bei Lucas gewesene, ein Verfahren, das mindestens unverantwortlich leichtfertig ist.

Wenn schon bei Fachleuten eine derart bedenkliche Verwirrung in der Beurteilung des wesentlichen Punktes der Frage und eine so schwere Verkennung der Methode möglich war, braucht es nicht weiter Wunder zu nehmen, daß sich auch in die technische Untersuchung Fehler eingeschlichen haben. Danach zu suchen,

ob das Wachs der Florabüste Bestandteile enthält, die im Renaissancewachs vorkommen und daraus zu folgern, sie stamme aus der Renaissance, ist eine falsche Fragestellung. Wenn irgend etwas Beweiskräftiges bei einer chemischen Analyse herauskommen sollte, konnte es nur dies Negative sein, daß in der Flora moderne, in der Renaissance unbekannte Dinge gefunden wurden. Ließ sich dies nicht einwandfrei feststellen, so war aus der ganzen Analyse überhaupt nichts zu schließen. Und zu sagen: „Weil die Flora mit Farben bemalt ist, die auch in Lionardos Zeit schon bekannt waren, ist sie aus dieser Zeit," das beruht ebenfalls auf einer falschen Fragestellung. Auf die Weise könnte man behaupten, daß jedes mit Tempera gemalte Bild aus der Zeit vor 1530 stamme. Man sieht, in welches Dickicht ein rückwärts gewendeter Weg führen muß, der von Anfang an falsch orientiert war, und welch endlose Fehlerreihe es nach sich ziehen muß, wenn im entscheidenden Augenblicke der Untersuchung die Frage auf den Kopf gestellt wird. Daß die wenigen Fachleute, die zur Verteidigung der Büste sich eingehend geäußert haben, diese Gefahr nicht erkannten, läßt sich nur erklären, wenn man die Wirkung der Suggestion vonseiten einer faszinierenden Persönlichkeit in Anschlag bringt.

III.

Der blinde Autoritätsglaube, der hiermit im engsten Zusammenhange steht, hat sich nicht nur in Fachkreisen geltend gemacht, sondern noch stärker in der Tagespresse. Man hat bei dieser Gelegenheit eine bedenkliche Irreleitung der öffentlichen Meinung erlebt, und wer heute die ganze Polemik nachliest, kann feststellen, daß viele Tageszeitungen sich nicht einmal die Mühe genommen haben, den Fall ernsthaft zu prüfen, sondern einfach auf die populäre Autorität Wilhelm Bodes hin die Zweifler mit Verdächtigungen schwerster Art, mit Beleidigungen und Verleumdungen beworfen haben.

Daß ein Mann von der Stellung Bodes Feinde hat, ja daß er gehaßt wird, ist selbstverständlich. Aber nicht nur wegen seiner Bedeutung und der Größe seiner Wirkung hat er viele öffentliche und heimliche Gegner, sondern auch aus inneren Gründen. Wer mit dem Schwergewicht seiner Autorität die Leistungen eines Kollegen durch eine Anhäufung von Erfindungen vor dem Forum der Fachwissenschaft so zu diskretieren sucht, wie Bode es mit den Bestrebungeu Swarzenskis getan hat, muß selbstverständlich nicht nur bei dem Betroffenen grimmigen Haß ernten, sondern auch allgemein bei jüngeren Gelehrten und Museumsleitern, die keine Garantie dafür haben, daß ihnen nicht eines Tages ein Gleiches geschieht.

Schuld an diesem unerfreulichen Zustand ist die Unselbständigkeit der Presse. Ein unabhängiger Redakteur, der einen so schwerwiegenden Angriffsartikel, wie Bodes Auslassungen über die Frankfurter Sammlungen in der „Museumskunde" veröffentlichten wollte, mußte sich vergewissern, ob die darin enthaltenen Behauptungen auch den Tatsachen entsprächen. Er konnte den Frankfurter Museums-

katalog zu Rate ziehen und mußte sich über die Erwerbungsgeschichte der Myronischen Athenareplik genau informieren, ehe er eine derart vernichtende Kritik in die Welt sandte. (Nebenbei: Bode hatte, um die Athena zu diskreditieren, behauptet, sie sei zwei Jahre lang in Amerika vergeblich ausgeboten worden. Selbst wenn dies der Fall gewesen wäre — was bewiese das? Seit wann sind denn die amerikanischen Antikensammler für uns die oberste Instanz in den Fragen der Wertung von antiken Kunstwerken? Diese ganze fabulierte Erwerbungsgeschichte hatte doch mit der Frage gar nichts zu tun.) Daß dies nicht geschah, ist die Folge von dem blinden Glauben in die Autorität Bodes und von der in seiner Person vereinigten ungeheuren Machtfülle, kraft deren er sich jeder Verantwortlichkeit für überhoben wähnt und seine Meinung mit allen Mitteln durchsetzt. Solange dies auf den Kreis der Fachgenossen beschränkt bleibt, hat die Öffentlichkeit kein Interesse darüber nachzudenken. Wenn sich aber zeigt, daß dieser Zustand zu einer Irreleitung eines Teiles der Tagespresse führt, muß die öffentliche Meinung Stellung dazu nehmen. Von einer unabhängigen Berichterstattung hätte man füglich erwarten dürfen, daß sie die Mitteilungen, die sie brachte, auch prüfte und nicht alles nachdruckte, was gewünscht wurde, jede noch so haltlose Behauptung, jede Ausrede und jede Ausflucht. Sie hätte vorsichtig werden müssen, als alle Bodeschen Behauptungen der Reihe nach widerlegt wurden, das Märchen von der Existenz der zwei Büsten so gut wie jenes vom Wachsvollguß, der Hohn über die „Weste" so gut wie die Verdächtigung einwandfreier Zeugen. Der öffentlichen Meinung durfte nicht verschwiegen werden, daß die drei für die Büste eingegangenen Gutachten aus dem Grunde nicht ganz vollgültig sein konnten, weil das eine ausdrücklich nur nach „oberflächlicher Prüfung" abgegeben war und die beiden andern im Nachsatz die Möglichkeit einer Fälschung offenließen und damit den Kern der ganzen Frage nicht berührten. Und ebensowenig durfte das einzige gegen die Echtheit lautende Gutachten, das gleichzeitig und an gleicher Stelle publiziert wurde, einfach unterdrückt oder wegwerfend glossiert werden. So haben wir das fatale Schauspiel erlebt, daß ein Teil der Tagespresse, anstatt den Aufgaben einer parteilosen Berichterstattung nachzukommen, sich für die Zwecke hoffnungsloser Interessenpolitik und privater Rechthaberei hergegeben hat.

Es sind keine angenehmen Lehren, welche die Öffentlichkeit, die wissenschaftliche Theorie und die wissenschaftliche Praxis aus dem leidigen Florahandel ziehen. Dies darf aber nicht hindern, daß man dieser Lehren dennoch eingedenk bleibt, damit, wenn wieder einmal ein Sturm droht, „alle Mann an Deck" sind und nicht ein Teil der Offiziere unten in der Kajüte Hasard spielt.

Die Waffenbrüder/ Novelle von Rudolf G. Binding



Es ist noch nicht lange her, daß in einer Stadt im Westen unseres Landes, wie keine schönere gleich einer lächelnden Frau ihre Füße in den Wellen eines raschfließenden Stromes badet und ihr Antlitz in seinem Spiegel betrachtet, sich die Geschichte zutrug, die ich hier erzählen will. Obzwar sie sich recht eigentlich im Herzen jener Stadt abgespielt hat und es Blut dabei gab und Tränen, so hat sie davon wohl kaum etwas gespürt; und wenn sie etwas von ihr bemerkte, so hat sie es im Herzen bewahrt, treu und verschwiegen, wie es gut war und notwendig; denn sie ist — auch hierin den Frauen gleichend — minder schwatzhaft als minder schön. Jetzt aber, da — nach kaum zwanzig Jahren — niemand mehr übrig ist, dem die Erzählung dieser Begebenheiten einen Schmerz erneuern könnte und die Geschichte schon dem unermeßlichen Meere der Vergessenheit zurollt, das, gnädig und grausam, die Schicksale der Menschen in sich aufnimmt, scheint es an der Zeit, sie diesem Ende zu entreißen. Denn selbst der letzte und gewichtigste, wenn auch stumme Zeuge, welcher ihren Ausgang gesehen hat, ist gefallen, da ich jüngst eines Abends vor den Trümmern des Hauses stand, in welchem sie zum Austrag kam.

Es war das Haus, in dem zu unserer Studentenzeit unser Fechtmeister wohnte und seinen Fechtboden hielt; nicht der von der Universitätsbehörde angestellte, bei dem man die herkömmlichen Gänge unter Geklirr und Getrampel erlernte, sondern einer, der die feine Kunst auf eigene Hand übte und lehrte, und ein sonderlicher vor andern, wie die Bibel sagen würde. Noch waren die Arbeiter, um ihres Tages Mühen zu enden, am Werk die letzte Mauer niederzureißen; aus dem weißen Schutt ragten einige Dielen des knorrigen, abgetretenen Fußbodens, auf dem wir bei unseren jugendlichen Ausfällen gestanden hatten. Als die Mauer mit den hilflosen, leeren Fensteröffnungen kraftlos fiel und eine Wolke gelblichen feinen Staubes mir die formlosen, in sich zusammengesunkenen Trümmer verhüllte, wurde ich seltsam angerührt; wie von einem leisen Zauber. Ich ging nach Hause, fast wie geleitet; und er bannte mich, die Schattenschleier festzuhalten, die er in der wachsenden Dämmerung um mich heraufzog.

Dies aber war es, was ich ergriff.

Im Kriege gegen Frankreich fochten auf deutscher Seite in einem jener Reiterregimenter, denen die langatmigen Attacken von Mars-la-Tour und Vionville zu reiten beschieden war, zwei junge Männer Seite an Seite, welche die gemeinsame Mühsal des Krieges in einer engeren Kameradschaft aneinanderschloß, als es die Verkettung, die ihr späteres Leben verband, je vermocht hätte. Es war Daniel Roux, trotz seines französischen Namens ein guter Deutscher

und seines Zeichens Fechtmeister, und Thomas Woller, in Friedenszeiten wohlbestellter Waffen- und Messerschmied.

Daniel, der seinem Namen und seiner Herkunft als für seinen eigenen Wert ganz unwesentlichen Dingen nicht nachzugehen für gut befand, stammte wohl aus einem eingewanderten Geschlecht, war aber aus den Grenzlanden gebürtig; wenigstens besagte das sein Taufschein, der auf einen kleinen Ort im Badischen lautete. Aber nie hat ihn jemand von seiner Heimat, von Vater oder Mutter oder irgendeiner Familienbeziehung reden hören, und selbst die entfernten Vettern, die ein jeder hat, gab es für Daniel Roux in keinem Teil der bewohnten Erde. Das erwähnte Taufzeugnis, welches er notgedrungen gegen die ihm gänzlich überflüssig und neugierig erscheinenden Fragen der Behörden als einzigen Beleg seines Daseins mit sich führte, pflegte er, wenn er es wirklich einmal vorlegen mußte, nach Möglichkeit zu entkräften, indem er darüber so obenhin die Bemerkung fallen ließ, Wasser und Pfaffen gebe es überall auf der Welt; als ob er gefürchtet hätte, daß das fatale Papier ihm irgendeine Art Erkenntlichkeit oder Anhänglichkeit gegen den darin namhaft gemachten Ort auferlege. Solche Empfindungen fanden nämlich nicht den kleinsten Raum in seinem Herzen, welches wie das eines Vogels war, der, einmal flügge geworden, nicht wieder an das Nest zurückdenkt, in dem er ausgebrütet wurde.

Wenn Daniel Roux eine erkleckliche Anzahl von Jahrhunderten eher auf die Welt gekommen wäre, so würde er unfehlbar ein fahrender Ritter geworden sein; und ein solcher von der feinen Art, wie es vielleicht einer seiner Vorfahren im ritterfrohen Frankreich gewesen war. Denn woher er diesen Hang hatte, den keinerlei Anschauung aus Büchern oder bildlicher Darstellung geboren und keinerlei Vorbild oder Anleitung groß gezogen haben konnte, ist ihm selbst immerdar dunkel geblieben. Doch waren es keine aus der Zeit fallenden Träume von mittelalterlichen Waffenfahrten und Turnieren, die ihn beseelten, und ebenso wenig zog es ihn, die Waffenführung als ein Handwerk zu erlernen, das seinen Mann nährt. Ein künstlerischer, ja fast virtuoser Geist war vielmehr in ihm mächtig; denn das Waffenspiel betrachtete er wie eine Kunst, der man sich ergeben könne, gleich irgendeiner andern; und es war die blanke Klinge, besonders aber die des krummen Reitersäbels, welche er zu seinem Instrument machte, das er spielen lernen wollte, wie ein Meister. Ihr brachte er alle seine jugendliche Neigung entgegen und ein feingeschmiedetes Stück, das er mit natürlichem Gefühl bald von anderen handwerksmäßigen zu unterscheiden vermochte, konnte er ebenso verliebt, verträumt und in einer Art Ehrfurcht betrachten, wie etwa ein großer Violinspieler eine aus den kunstfertigen Händen der Stradivari oder Amati hervorgegangene Geige.

So erlernte Daniel Roux die Fechtkunst; und dies da, wo sie in deutschen Landen ihre gehegte Zuflucht und Pflege hatte, also bei den studentischen Fecht-

meistern besonders des Südens und Westens. Da aber Daniel, wie jeder wirkliche Künstler, sozusagen ein geborener Meister war, so konnten ihm seine Lehrer, denen er als Gehilfe seine Dienste anbot, bald nichts mehr beibringen, denn er führte seine Klinge nicht anders als Michelangelo seinen Meißel, Rembrandt seinen Stichel oder Paganini seinen Bogen; und so erwog er schon in seinem Innern den Gedanken auszuwandern, um in anderen Ländern ebenbürtige Rivalen zu suchen, die er hier nicht mehr traf, als ihn die Pflicht, im Heere zu dienen, auf einige Jahre an die wenig geachtete Heimat band. Wie er dabei in das preußische Reiterregiment kam, in dem er später gegen Frankreich zu Felde zog, ist nicht klar; aber Daniel, dem die Heimatlosigkeit des Künstlers im Blute lag, kümmerte diese Frage ganz und gar nicht, und es war ihm genug, irgendwo den Flamberg nach Herzenslust schwingen zu können, was er denn auch weidlich tat, wennschon der Reitersäbel ungefüger war, als die fein ausbalanzierten Klingen, die er zu schlagen pflegte.

Von der ritterlich-fahrenden Art des Fechtmeisters war die Thomas Wollers, des Waffenschmieds, weit genug verschieden. Denn er, der einem alten Solinger Geschlecht mit einem ebenso alten Handwerk entstammte, war vor dem Kriege schon seßhaft in jener Stadt, die im Eingang dieser Geschichte genau genug beschrieben wurde. Dorthin hatte ihn wegen seiner Kunstfertigkeit, die feinsten chirurgischen Messer und absonderlichsten Instrumente zu schmieden, die auch heutzutage noch der Kunst der Hand vorbehalten sind, ein berühmter Arzt der Universität berufen, dem er trefflich in die Hände zu arbeiten wußte. Die Studenten aber holten sich bei ihm die scharfen Klingen für ihre Mensuren und seltenen ernsthafteren Waffengänge; denn sie mußten immer vom Besten haben und Thomas Woller stand in dem Ruf, daß er auf Verlangen selbst eine Klinge nach toledanischer oder damascener Art hätte schmieden können, wenn sie's hätten bezahlen mögen.

Wenn vergangene Zeiten aus Daniel Roux einen fahrenden Ritter gemacht hätten, so wäre Thomas Woller nun und nimmer etwas anderes geworden, als er war. Denn er liebte sein Handwerk nicht nur als sein eigenes, sondern auch als das seiner Vorfahren und betrieb es in einer besonderen vornehmen Art und Führung, wie nur solche pflegen, die einen überkommenden Ruf zu hüten haben; und so hätte er sich für einen Stümper gehalten, wenn er nicht alle die sorgfältig bewahrten Kunstgriffe und Schmiedegeheimnisse gekannt und anzuwenden gewußt hätte, wie die Besten seines Namens. Als der Feldzug begann, konnte er seine Werkstatt wohlbestellt einem graubärtigen Gesellen überantworten und brauchte nicht zu fürchten, daß der Krieg sein Handwerk ohne Arbeit lassen würde.

Es war auf dem Kasernenhof ihres Regiments in X, daß sich Daniel Roux und Thomas Woller das erstemal von Angesicht zu Angesicht erblickten.

Dort standen sie unter der Menge der anderen, die der Mobilmachungsbefehl zur gleichen Stunde auf dem Platz versammelt hatte, geduldig und ungeduldig zugleich darauf wartend, daß sie zu den einzelnen Schwadronen überwiesen und eingekleidet würden. Eine kecke Julisonne überblitzte wohlgefällig den Haufen der mannhaften Streiter, als ob sie sich die hübschesten hätte hervorsuchen wollen, und auch die Leute blitzten sich aus hellen Augen an, gegenseitig sich musternd und Kameradschaft suchend.

Aus einiger Entfernung trafen sich auch die Blicke von Daniel Roux und Thomas Woller und bei den wiederholentlichen Begegnungen und kurzen Ruhepausen, die sie ihren Augen auf ihren Wanderungen durch das sich nur wenig verschiebende Getreibe der übrigen wechselweise gestatteten, fanden die beiden Männer jenes selbstverständliche Gefallen aneinander, das sich in unwillkürlichem Vergleichen und Aussuchen alsbald für den schmuckſten Burschen in einer Menge entscheidet.

Und als solcher mußte jeder der beiden dem andern erscheinen. Denn obgleich sie eigentlich nicht besser oder teurer gekleidet waren, als die meisten des Trupps, so schienen sie es doch, indem sie als Leute, die etwas auf sich hielten, mit einiger Sorgfalt nur solche Kleidungsstücke für sich ausgewählt hatten, die zu ihrem Wesen paßten und ihrer Größe angemessen waren. Diese Geringfügigkeit unterschied sie für ihr eigenes Auge alsbald hinreichend von den andern in ihrer unachtsameren und daher so oft unkleidsamen Ausstaffierung. Und überdies schienen sie anders auf ihren Füßen zu stehen, anders in die Sonne zu blicken, anders Haupt und Nacken zu tragen, wie die Masse der übrigen; als ob zwei Hochgebirgstannen unter einen Haufen braver Fichten geraten seien, die im Sandboden um ihr Wachstum kämpfend groß geworden waren.

Daniel und Thomas beobachteten den gesprächsuchenden Kameraden gegenüber eine gewisse Zurückhaltung, die jedoch nicht darin ihren Grund hatte, daß sie sich etwas Besseres dünkten als jene, sondern vielmehr das Zeichen einer nachdenklichen und selbstgenügsamen Überlegenheit über die unruhigen, fragelustigen und antwortbedürftigen Jünglinge war, die sich bald zu kleinen, schwarzen, summenden Inseln auf dem sonnenbestrahlten Pflaster zusammenzogen, um so die langen Stunden des Wartens besser zu überstehen. Auf diese Weise kam es, daß zwischen Roux und Woller sich eine Art Fahrwasser auftat, das die ausgebreiteten Massen der Männer zuvor gesperrt hatten, nur hin und wieder für die Augen einen Durchblick offen lassend. In ihrer kühleren und wenig mitteilsamen Haltung sahen sich Daniel und Thomas plötzlich, wenn auch unabsichtlich, von den anderen gemieden und standen eine ganze Weile dergestalt isoliert in der gesprächigen Inselwelt, jeder trotzig den kleinen Platz behauptend, den ihnen ihre kleinen sauberen Koffer bezeichneten, die sie vor sich aufgepflanzt hatten.

Es dauerte denn nicht gar zu lange, daß Thomas Woller zwischen den nun

gefestigten Inseln auf Daniel Roux lossteuerte, als ob er unbewußt einer leise treibenden Strömung folge; wobei er indes, um den ursprünglichen Verankerungsplatz und somit alle Selbständigkeit nicht voreilig aufzugeben, seinen Koffer auf den vier rundköpfigen Steinen des Hofs beließ, die er bedeckte. Jedoch empfing ihn Daniel nicht so, daß er sich auf das Gepäckstück hätte zurückziehen müssen; vielmehr fand er es ganz natürlich, daß sie zueinander strebten, und für richtig, daß einer damit den Anfang mache. Als Thomas an Daniel herantrat, hatte dieser gerade das einfache Behältnis seiner Habseligkeiten geöffnet und suchte mit einer gewissen Zärtlichkeit einen geeigneten Platz für ein schweres Rasiermesser, das er, in der Höhlung eines kurzen Streichriemens geborgen, wie solche zum Schärfen und täglichen Herrichten der Messerklinge gebräuchlich sind, aus der Innentasche seines Rocks gezogen hatte. Irgendwie wollte er ihm später schon in die Sattelpacktasche verhelfen.

„Die Franzen werden uns wohl nicht jeden Tag Zeit lassen, uns das Giebelfeld abzuputzen," sagte Thomas halb belustigt, als er den Eifer Daniels sah.

„Man kann aber doch seinem Feind und vielleicht seinem Schöpfer nicht wie ein Räuber gegenübertreten," meinte Daniel noch über den offenen Koffer gebeugt; „und dann: man soll eine gute Klinge niemals im Stich lassen."

Thomas konnte noch nichts davon wissen, daß in der Tat Daniel lieber dem schönsten Mädchen mit einem rauhen Kinn unter die Augen gekommen, als unrasiert zu einem Waffengang ausgezogen wäre; denn das ging ihm geradenwegs gegen Gefühl und Ehre. Aber wenn Thomas die etwas wunderliche Achtung Daniels vor seinem Feind und seinem Schöpfer vorläufig nicht verstand und daher die ersten Worte des Fechtmeisters fast überhörte, so gefiel ihm dessen Hochachtung vor einer guten Klinge um so besser. Und so war er plötzlich darauf neugierig geworden, die Bekanntschaft dieses Rasiermessers zu machen, von dem der vor ihm beschäftigte Mann wie von einem guten verläßlichen Kameraden gesprochen hatte, der wert war, daß man ihn niemals verlasse. Also sagte er: „Darf ich die Klinge einmal sehn? Ich verstehe mich etwas darauf."

Daniel richtete sich auf und reichte ihm wortlos und mit einem leisen Stolz, daß er damit vielleicht an einen Kenner gekommen, der ihn nach Gebühr bewundern werde, den gepriesenen Schatz hin. Thomas nahm das Messer aus seinem Behältnis, schlug die Klinge mit geübter Hand auf und lächelte leicht, als sein prüfender Blick auf dem Heft eingedrückt einen kleinen gespreizt daherschreitenden Hahn gewahrte, der ihm nicht nur die sofortige Gewißheit gab, daß das Messer aus seiner Werkstatt stamme, sondern daß es eine von ihm selbst geprüfte Klinge sei. Ja, er hatte sie wohl gelegentlich mit eigener Hand als eine Art Meisterstück geschmiedet, wie er es aus unbezwinglicher Neigung und Hochachtung vor der feinen, gefühlvollen Arbeit der Hand gegenüber der

der Maschinen hin und wieder noch zu fertigen sich übte. Denn nur auf solche Messer und Waffen, die nach seiner Ansicht dieses ehrwürdige Zeichen in Ehren zu tragen verdienten, pflegte er den Hahn zu schlagen, uraltem Brauch getreu, der ihm von seinen Vorfahren überliefert war. „Wer einen Woller schwingt, ist wohlbewahrt", hieß ein alter Spruch aus den Zeiten, als die Solinger Schwertfeger ihren Ruf über die Grenzen deutschen Ritter- und Kriegertums hinaus verbreiteten und die Solinger Beschauzeichen nicht geringer geachtet wurden, als der berühmte Wolf von Passau und die besten spanischen und morgenländischen Marken.

In diesem Augenblicke aber begrüßte Thomas das wohlbekannte Zeichen auf der Daniel gehörigen Klinge still vergnügt und folgerichtig als eine innere erfreuliche Beziehung und bedeutsame Verknüpfung seiner Person mit der Daniels, die ihm recht zu geben schien, daß er ihm auf den ersten Blick gefallen und den ersten Schritt zu einer Annäherung getan hatte. Indessen behielt er seine Beobachtung und seine Empfindung für sich und hätte auch gar keine Zeit gehabt sie zu äußern, da Daniel ihm rasch seinen Schatz wieder aus der Hand nahm und in seinem Köfferchen barg, welches er eilig zuschlug und verschloß.

Denn, wie es nach langem Warten immer ist, daß das erwartete Ereignis unversehens vor einem steht, so stand es in diesem Moment in Gestalt des Regimentsschreibers und eines Offiziers vor dem Schwarm der noch redenden und nun beinahe erschrockenen jungen Leute. Daniel hatte ihr Nahen bemerkt und sich in Positur setzen können, wie man damals noch sehr militärisch sagte; Thomas aber traf ihr Erscheinen so unvorbereitet, daß er nicht einmal die kurze Entfernung bis zu seinem verlassenen Habsal zurücklegen konnte und dergestalt, als ob er Daniel Roux und dessen Koffer zugehörte, neben diesen beiden die Befehle des Geschicks erwartete. Dieses sprach aus dem Munde des Schreibers, der bei der Begebenheit für die aufhorchenden Mannschaften entschieden die gewichtigere Persönlichkeit war, während der Offizier bei jedem Namen, den jener ausrief, nur dessen Träger, wenn er sich vortretend zu ihm bekannte, rasch und scharf ansah, als ob er prüfen müsse, ob der Name auch wirklich auf den damit angetanen passe, wie ein militärisches Bekleidungsstück.

Thomas und Daniel spannten unwillkürlich jeder fast mehr auf den Namen des andern, den sie auf diesem Wege erfahren sollten, als auf den eigenen; und während der verlesende Regimentsschreiber hierbei allmählich mehr in die Tiefen des Abc hinabtauchte und von den kleinen Inseln, die sich gebildet hatten, immer mehr abbröckelte, kümmerte es die beiden weniger, welchem der vier großen Haufen die den Zuwachs zu den einzelnen Schwadronen darstellten, jeder zufließen würde, als vielmehr, ob sie beide dem nämlichen einverleibt würden und damit ihre innere Zugehörigkeit gleichsam vom Schicksal bestätigt werden sollte.

Es fügte sich in der Tat so, und Daniel und Thomas, schlank und hochgewachsen wie sie waren, würden nach den damaligen Rangierungsgrundsätzen buchstäblich Seite an Seite gefochten haben, wenn man nicht Roux, der ein feiner Reiter mit einer leichten Hand war, ein schwieriges und empfindliches Pferd anvertraut hätte, das im zweiten Glied ging, während Thomas im ersten ritt.

So hielt denn Daniel bei der ersten Aufstellung des Regiments hinter Thomas und bildete mit ihm eine Rotte; und dadurch kam ihm wie von selbst schon die Empfindung, als könne er über der vor ihm reitenden, ihm wohlgefälligen Gestalt Wollers, wenn nicht eine schützende Hand, so doch eine abwehrende Klinge halten, sobald er nur sein Pferd herandrängte. Woller dagegen fühlte sich in dem Schutze, den er hinter sich wußte, wohlgeborgen und freute sich, seinerseits nötigen Falls mit seinem Leibe seinen Hintermann decken zu dürfen. Und so bildete sich, im Verlauf der Marschtage schon und ehe noch das Regiment mit dem Feind in Berührung gekommen war, eine uneingestandene Waffenbrüderschaft zwischen den beiden, nicht gefordert und nicht bewußt gewährt, sondern stillschweigend geübt und in der Folge treu gehalten, nicht anders und nicht schlechter, als wenn sie sich eine solche geschworen und nach altertümlichem Brauch zur Bekräftigung ihres Bündnisses ihr Blut getrunken hätten.

Der Führer der Schwadron, ein kleiner beleibter Rittmeister mit dünnen Beinchen und fast zu zierlichen Füßchen, der einen guten Blick für seine Leute hatte, fand bald heraus, daß zwischen Roux und Woller eine förderliche Übereinstimmung bestand, die ihre Tatkraft und ihre Gewandheit in allen Verrichtungen wechselseitig erhöhte; und er machte sich das zunutze, indem er sie gewissermaßen als eine unzerlegbare Einheit betrachtete, die man vernünftiger Weise nicht in Brüche legen dürfe. Wenn es also für Daniel eine Patrouille zu reiten oder eine Vedette zu stellen gab, so war auch Thomas dazu befehligt, ja beinahe selbstverständlich mitgemeint. Die Waffenbrüder selbst aber fühlten sich in ihrer Einmütigkeit ganz und gar als zwei auswechselbare Größen, von denen die eine jederzeit für die andere eintreten könne oder sogar kraft innerer Notwendigkeit eintreten müsse. Dies bis zum Verhängnisvollen. Denn als die Schwadron eines Morgens aus einer Ortsunterkunft ausrückte und der Wachtmeister die Vollzähligkeit seiner Schar durch ein rasches Verlesen der Namensliste aus seinem roten Buch, das er wie ein Symbol unter dem Waffenrock auf dem Herzen trug, nachprüfen wollte, beantwortete das Aufrufen von Roux kein andrer als Woller mit einem vernehmlichen „Hier". Denn Daniel, der gerade noch mit einem hübschen Franzosenkind zum Abschied herumscharmuzierte, hatte sich aus diesem triftigen Grunde verspätet und konnte also nicht

antworten. Thomas wußte nicht, daß Daniel nicht auf seinem Platz hinter ihm hielt, da er sich nicht umgeschaut und ihn kurz zuvor noch beim Verlassen des Gehöfts gesehen hatte, in dem sie zur Nacht untergebracht gewesen waren. Als der Wachtmeister den Namen des Fehlenden ein zweites Mal wiederholte, fühlte sich Thomas berufen, für ihn zu antworten als sein verantwortliches zweites Selbst, und meldete sich ohne Arg und in aller Treuherzigkeit zur Stelle. Der gestrenge Unterbefehlshaber sträubte sich in seinem Waffenglanze wie ein Truthahn in seinem Gefieder, besann sich auf seine besten Flüche und rauschte in gewichtigem Galopp auf den nichts Böses ahnenden Woller zu, den er in seinem die ganze Gegenwart vergessenden Zorn totzustechen wünschte, welche Drohung er, da Woller dabei ganz ruhig blieb, dahin steigerte, daß er ihn acht Tage einzusperren versprach. Erst das Erscheinen des Rittmeisters, der hinter seinem Bäuchlein herreitend wie ein Friedensengel dahergeschaukelt kam, rettete Thomas vor einer im Felde entehrenden Strafe. Denn als dieser ihn zur Rede setzte und Woller ihm erwiderte, er habe geglaubt, daß es ihm gelte, verstand er ihn und freute sich seiner beiden aneinandergewachsenen Reiter.

Es ist sicher, daß, wenn der Tod nach einem gefragt hätte, der andere ebenso für den gerufenen eingetreten wäre, wie bei dieser Gelegenheit. Aber es schien fast, als ob die Waffenbrüder für ihn zu viel seien, da er darauf hätte verzichten müssen, sie einzeln zu holen. Denn selbst an dem Tage, an dem auch ihr Regiment eingesetzt wurde um Tod und Ehre ohne Sieg, als nur noch zusammenhanglose Trümmer seiner Schwadronen aus der entsetzlichen Wolke zurückflatterten, die Rauch und Blut, Schweiß und schwärzendes Pulver, Granatsplitter und pfeifende Geschosse, Ächzen und erstickte Schreie in den langgezogenen Säulen der unter Tausenden von Pferdehufen aufsteigenden staubenden Erde der Felder zum Himmel emportrug wie einen einzigen braunroten Brand, trug sie das Schicksal gemeinsam heraus. Die langgezogene Attacke des Regiments erstarb fast an der zu weiten Entfernung, von der es durch tiefe Äcker, die den Pferden den Atem nahmen, auf die feindlichen Schwadronen anzureiten hatte. Die erschöpften französischen Batterien auf einem niedrigen Hügelzuge wurden kaum noch von diesen gedeckt; die geschlossene Front der Angreifer lockerte und lichtete sich und die galoppierenden Pferde, obgleich sie das Beste gaben, schienen fast stillzustehen: da schob sich Daniel mit einem plötzlichen Vorstoß in die Lücke, die sich neben Thomas auftat, wild und schön, nicht anders als der Kriegsgott neben seinem Liebling Hektor erschien in den trojanischen Gefilden. Seite an Seite breschten die Waffenbrüder in ein halb aufgegebenes, in Staub und Dampf kaum sichtbares Geschütz.

Daniels Pferd stürzte über ein Rad, so daß der Fechtmeister mit erhobenem Säbel kopfüber aus dem Sattel fiel. Mann und Pferd, im Sturz weit von-

einander getrennt, erhoben sich indessen nach wenigen Augenblicken unverletzt, und Daniel ergriff das Tier wieder. Nur die Klinge seines Säbels war im Fall zwischen den Speichen kurz über dem Gefäß abgebrochen, das er noch sinnenlos und schwankend in der Faust hielt.

So fand ihn Thomas, der nach kurzem nutzlosen Handgemenge mit einem Häuflein von hilflos bei den Geschützen stehenden Kanonieren Umschau nach ihm hielt; und da sie im Rücken den sammelnden Ruf ihrer Trompeten aufschrillen hörten, hielt er vom Sattel aus Daniels Pferd, um ihn aufsitzen zu machen und gemeinsam mit ihm zurückzureiten. Aber Daniel war anderen Sinnes. „Man kann doch nicht ohne Säbel in der Welt herumreiten", rief er dem wartenden Gefährten ärgerlich zu und warf den Korb verächtlich dahin, wo er die Klinge vermutete, die ihn so schmachvoll im Stich gelassen hatte. Thomas wußte von den seltsam ritterlichen Grundsätzen Daniels schon genug, um zu erkennen, daß er ihn nicht leichten Kaufs waffenlos von der Stelle kriegen würde. Er sah sich also, ebenso wie Daniel, nach etwas um, das einem Reitersäbel ähnlich war, denn die geraden schlechten Bewehrungen der gefallenen französischen Kanoniere betrachtete Daniel nur mit Mißbilligung. Weiter rückwärts hätten sie freilich genug preußische Reitersäbel aufgefunden; aber daran dachten sie nicht, sondern langsam und niedergeschlagen, mit den Augen umhersuchend, gingen sie schrittweise zurück, wie zwei Müde; Thomas im Sattel, Daniel zu Fuße, sein Pferd am langen Zügel führend.

Thomas sprang ab; er hatte an der Erde eine schön geschwungene Klinge bemerkt, die einem vornehmen französischen Reiteroffizier aus der getroffenen Hand entfallen sein mochte, und als er sie aufhob, sah er alsbald, daß er selbst mit seiner besten Kunst keine bessere hätte aus dem Feuer ziehen können. Und wie er den starken Stahl, auf einem Feldstein aufgestemmt, prüfend zum Kreise bog, erwiderte er seine Kraft mit einer gleichen, scheinbar unwiderstehlich wachsenden und schnellte kraftvoll in die schnurgerade Linie seiner Schneide zurück. Wohlgefällig bemerkte Thomas die ihm bekannte Erscheinung und reichte den Säbel befriedigt seinem Waffenbruder.

„Da, nimm," sagte er; „dieser wird dich nicht verraten." — Daniel empfing die Klinge aus der Hand des Freundes beinahe wie etwas Heiliges, und kaum hatte er gefühlt, wie ihr ausgeglichenes Gewicht in seiner Rechten lag, als er in den Sattel sprang, ein paar lustige Lufthiebe tat, dann aber fast betroffen die Waffe in die breite Scheide seines alten Säbels barg, als ob er sich darüber schäme, sie zu einer Spielerei mißbraucht zu haben. Darauf setzten sie ihre Pferde, die neue Kraft gesammelt hatten, in Galopp zur Suche nach den Resten ihrer Schwadron; und in ihr Schweigen klirrte mit hellem Ton die erbeutete Klinge in ihrem zu weiten Behältnis.

Am folgenden Morgen mußte Daniel den Besitz seiner neuen Waffe gegen

den Wachtmeister verfechten, der nach dem schweren Tag genug Säbel von Schwerverwundeten übrig hatte, um zu vermeiden, daß sich seine Reiter mit Waffen begnügen müßten, die nicht der preußischen Vorschrift entsprachen und also ganz und gar unbrauchbar waren. Aber der kurze Rittmeister dachte anders; er betrachtete die Klinge von oben bis unten und dann seinen Reiter von oben bis unten und schien zu meinen, daß sie einander wert seien. Und er gab sie ihm ruhig zurück; denn er hatte ein Gefühl für Zusammengehörigkeiten. Nur die sichere Bettung seines neuen Schatzes in der nicht dafür gebauten Scheide machte Daniel noch einige unruhige Stunden; aber Thomas wußte Rat und zog mit kundiger Hand die beiden Späne, welche die Klinge in ihrem Behältnis federnd festhalten, ein wenig enger an; und sie klirrte nicht mehr eigenwillig darin herum und brauchte sich ihres Platzes an des Fechtmeisters Seite nicht zu schämen.

Aber, als ob sie von Stund an einer anderen Bestimmung vorbehalten bleiben sollte: Daniel hat sie in keinem Gefecht mehr auf das Haupt eines Franzmannes geschwungen. Denn seine Schwadron kam nicht mehr an den Feind, und die ferneren Kriegserlebnisse der Freunde waren die ihrer Truppe, deren Geschichte jedermann kennt oder nachlesen mag, wenn er sie nicht kennt.

Der Friede war gemacht und Thomas zog heim; aber mit ihm in stillschweigendem Einverständnis ließ sich Daniel von der lächelnden Stadt an dem raschfließenden Strom aufnehmen, in der er seine Kunst ebenso üben konnte, wie in irgendeiner andern, wo es Studenten gab; und seine Kostbarkeiten, die erbeutete Waffe ohne Koppelriemen unter dem Arm, und das Rasiermesser mit dem schreitenden Hahn in der Rocktasche, nahmen ebendahin ihren Einzug.

Thomas Woller war die Fortdauer ihrer Waffenbrüderschaft ebenso selbstverständlich wie Daniel Roux, und jeder hielt sich gebunden, die guten und bösen Stunden des Friedens so miteinander zu teilen, wie die Gefahren des Krieges. Und so hätte Thomas keine Sorge zu haben brauchen, daß einmal der mächtige Wandertrieb bei Daniel die Oberhand über jene erringen könnte. Es war deshalb nicht aus diesem Grunde, daß er ihn bestimmte, einen eigenen Fechtboden einzurichten und sich selbst als Meister aufzutun.

Daniel mietete also, beinahe gehorsam und etwas in Angst, wie er sich seßhaft ausnehmen würde, ein paar hohe leere Zimmer mit vergitterten Fenstern in einem altertümlichen schmucklosen Hause, das halb in die Stadtmauer eingebaut war und für menschliche Wohnungen nicht mehr benutzt wurde; denn es sollte schon damals mitsamt der Mauer, deren Teil es geworden, niedergerissen werden und so fand sich, trotzdem es sozusagen um nichts zu haben war, niemand der hinein wollte, um vielleicht am nächsten Tage wieder hinaus zu müssen.

Auch Daniel bezog es unter dieser Gefahr, die ihm indes in seiner Leichtbeweglichkeit nichts ausmachte; aber das alte Haus überdauerte sie beinahe zwanzig Jahr, wie die meisten Dinge, die dem Untergang geweiht sind, daraus die Berechtigung zu schöpfen scheinen, erst recht langlebig sich aufzuführen.

Als Daniel die Einrichtung seines Fechtsaals durch Befestigung seines Beutesäbels in gehöriger Höhe an der schönsten Wand beendet und einen anderen Raum durch Niederlegung seines Rasiermessers auf der Fensterbank als Schlafkammer gekennzeichnet hatte, übernahm der häusliche Thomas, dem diese Ausstattung unzulänglich schien, das übrige. Daniel sträubte sich nicht dagegen, daß eine kleine Wohnlichkeit aus des Waffenschmieds Haus in das seine verbracht wurde; denn er hatte die unbefangene Empfindung, daß jeder für den anderen leiste was er könne, und Bitte und Dank waren bei ihnen unförderliche Überanstrengungen. Nur als Thomas auch eine Anzahl von Waffen aller Art, Rapiere, Schläger und Säbel in allen Formen und dazu noch Fechthauben und Kettenbinden aus seiner Werkstatt auf dem neuen Fechtboden unterbringen ließ, redete Daniel drein und sagte, er werde diese Dinge nicht ohne Entgelt annehmen, denn sie gehörten zu seinem Geschäft. Da lachte Thomas und erwiderte, vom Geschäft verstehe Daniel nichts und werde nie etwas davon verstehen; und wenn's denn durchaus vergolten sein müsse, so könne er ja dereinst seinen Sohn in der Fechtkunst unterweisen; dafür, so habe er sich vorgenommen, werde er ihn ganz sicherlich nicht entgelten. Indes sagte er das nur so und dachte gar nicht daran, eine Frau zu nehmen, geschweige denn, daß er einen Sohn aufzuweisen vermocht hätte.

Allein es schien, als ob Thomas mit diesen beiden Bemerkungen den Teufel, oder, wenn man will, zwei Teufel an die Wand gemalt hätte; denn nicht nur, daß Daniel es wirklich Zeit seines Lebens nicht zu einem der Größe seiner Kunst und seines Rufs angemessenen Erwerb brachte — was nicht zu verwundern war, da es ihm im Grunde gleichgültig schien, ob man ihn bezahle, und unangenehm, wenn man ihn bezahlte: es vergingen auch keine vier Wochen, da war Thomas Woller verliebt wie ein Schüler und, nach weiteren sieben Tagen, zu heiraten entschlossen wie ein Mann.

Thomas ging, um seinem Waffenbruder diese unangenehme Verschiebung seines Innern mitzuteilen. Worauf Daniel sich alsbald, mit leichten Schritten auf seinem Fechtboden auf- und niedergehend, rasierte wie für seinen besten Feind, sich sorgfältig ankleidete und, nachdem er mit diesen Prozeduren fertig war, zu Thomas sagte: „Ich werde also für dich freien gehen.“ Thomas schien dieses Vorgehen zwar etwas rasch, da er selbst noch gar nicht mit dem Mädchen darüber gesprochen, sondern nur, wie Daniel wisse, beim Waldfest der Bürgervereinigung mit ihr allein die ganze Nacht getanzt habe. Da er indessen sehr für Deutlichkeit war, schien es nichts zu verschlagen, wenn Daniel für ihn bei

dem Mädchen eine Botschaft ausrichtete, welche in dieser Beziehung nichts zu wünschen ließ.

Gertrud Lenz, welcher Thomas' Gedanken und Daniels Gang galten, war nicht eingeboren in dieser Stadt, sondern vor einigen Jahren zur Unterstützung ihres um vieles älteren Bruders zugezogen, der ein wenig stromaufwärts, wo die Weinberge schon begannen, für die Stadt die Posthalterei betrieb. Mit dieser war von altersher eine große Weinwirtschaft verbunden gewesen, wo man den besten Landwein der ganzen Gegend bekam und frische Fische aus dem Fluß dazu. Daher die Studentenschaft ihre abendlichen Ausflüge oft und gern „in den Lenz" richtete, wie sie den Ort nach seinem Besitzer nannten, wobei denn der Name und die Vorstellung auch etwas tat, um ihn angenehm zu machen. Doch hatte Lenz, der Bruder, schon seit geraumer Zeit wegen Krankheit die Wirtschaft pachtweise abgeben müssen und am Ende wäre die Posthalterei dem nämlichen Schicksal nicht entronnen oder ihm gar entzogen worden, wenn er nicht in der Person seiner tapfern und klugen jungen Schwester sich rechtzeitig einen brauchbaren Stellvertreter herangezogen hätte. Und da der ganze Betrieb gut im Gang war, brachte sie es auch fertig, ihn ohne den Bruder fortzusetzen, den ein sich steigerndes Atemleiden fast das ganze Jahr hoch hinauf in die Berge trieb. Aber wenn er ab und zu auf einige Wochen ins Tal kam, um nach dem Rechten zu sehen, konnte er ihm immer wieder alsbald den Rücken kehren, denn Gertrud wirtschaftete mit einer unverbrauchten Kraft darauf los, daß dem Bruder, so oft er's ansah, erst recht der Atem ausging; und wenn sie wohl manchmal auch eine Anordnung traf und einen Befehl gab, über den er den Kopf geschüttelt hätte, so merkten doch die Postkutscher, Knechte und Stallleute, daß kommandiert wurde und die Zügel in festen Händen seien; und in dieser Gewißheit fühlten sie sich am wohlsten. Da Gertrud so mit genügender Selbstherrlichkeit nach unten auftrat, um sich Achtung zu verschaffen, nach oben aber wohlweislich alles im Namen ihres Bruders zu vertreten wußte, ließ man sie gewähren. Denn Lenz war ein geachteter Mann, den man ungern verloren hätte.

Zu dieser kleinen Herrscherin machte sich nun Daniel mit der Botschaft seines Freundes auf und fand sie, wie sie gerade gefolgt von ihrem Wagenmeister und ihrem ersten Stallaufseher ihr Reich befuhr, das mit den mancherlei weiten Höfen, langen Ställen, Scheunen und Wagenunterständen ein umfangreiches Gebiet darstellte. Da sie ihre Reise bei dem Erscheinen Daniels in dem breiten Torweg nicht zu unterbrechen für gut befand, bat sie ihn, drüben in den platanenbeschatteten Garten der Weinwirtschaft zu treten und eine kurze Weile auf sie zu warten; denn sie hatte sein etwas feierliches Auftreten in so früher Vormittagsstunde sogleich auf sich bezogen.

So saß denn Daniel vor einem Viertel Roten in dem jetzt ganz stillen Garten

und setzte sich in Gedanken die schönste Rede für seinen Schützling zusammen. Die Bienen summten unaufhörlich ihre eintönige, vergessenmachende Weise über seinem Kopf und durch das Laubdach blinkten dreieckige schwankende Sonnenlichter in sein Glas, neckten ihn mit ihrem Farbentanz und störten ihn im Memorieren. Und je mehr er sich sagte, daß er für Thomas sprechen wolle wie für sich selbst, desto schlimmer wurde es und die deutsche Sprache schien ihm eine recht stachliche und unzulängliche Erfindung zu sein. Seine Sendung, die er in so gutem Glauben übernommen, kam ihm auf einmal verfrüht, schief, unhöflich, lächerlich und was nicht alles vor, und das erstemal in seinem Leben dachte er an so etwas wie einen Rückzug.

Da trat auch schon Gertrud in den Platanengang und setzte sich freimütig an den schmalen Tisch ihm gegenüber, was Daniel für einen Angriff beengend nahe fand; denn es war sehr viel näher als die Länge eines ordentlichen Ausfalls. Aber da das Mädchen ihn offen und aufmerksam ansah, faßte er sich und brachte seinen Auftrag mit Worten, die ihm gerade kamen, so warm und ursprünglich vor, wie er es mit wohlgesetzten gar nicht vermocht hätte. Da merkte Gertrud freilich, daß die Werbung ernst war, und die Worte gingen ihr süß ein. Denn auf jenem Waldfest hatte alle Welt von den beiden Freunden als zwei wackeren jungen Männern gesprochen, auf die man stolz sein dürfte, und jedermann wußte, daß sie den Tag von Vionville mitgemacht hatten. Wenn ihr also an sich schon ein Antrag von solcher Seite schmeichelhaft erscheinen durfte, so kam er ihr auch keineswegs unerwartet, wie Thomas wähnte. Denn sie hätte kein helläugiges Weib sein müssen, um nicht nach einer Sommernacht voll langer Tänze, vieler Blicke und scheinbar gleichgültiger Reden zu wissen, wohin eines Mannes Gedanken gingen; und zudem hatte sie ein wenig an ihrem eigenen Herzen, das nicht unbewegt geblieben war, ermessen können, wie es in dem von Thomas aussah.

Aber ihr Herz war das einer Frau; mit all dem wunderbaren Sich-ergeben-wollen und all dem wunderbaren Sich-weigern-müssen. Das sprach zu ihr in diesem Augenblick. Und von einem süßen Stolz durchströmt, fühlte sie in sich das Verlangen erstehen, erst diese ernst-schmeichelnden Worte der Liebe auch aus dem Munde desjenigen, der sie ihr bot, als ein unterwürfiges Geständnis wiederholt zu hören, ehe sie sich ihnen ergab.

„Ja, ja!" sagte sie seufzend nach einer kleinen Weile der Nachdenklichkeit. „Es wird wohl wieder so sein, daß der „junge Lenz" einem der Herrlein den Kopf verdreht hat; wenn er es ernsthaft meinte, käme er wohl selbst und sagte es mir. Aber so weiß er wohl noch nicht, wie's mit ihm steht, da er einen andern vorschickt, der für ihn sprechen muß."

Gertrud durfte freilich solche Reden führen; denn seit sie in der Posthalterei eingezogen, war sie der Grund manches Liebesschmerzes unter den jungen Stu-

denten geworden, bei denen sie, zur Unterscheidung von ihrem Bruder, „der junge Lenz" genannt wurde, was sie sich gern gefallen ließ. Daniel aber erblickte in ihren Worten ein fast beleidigendes Mißverstehen seiner Entsendung, mit welcher die Freunde gerade ihre Achtung, Ernsthaftigkeit und Feierlichkeit hatten dartun wollen. Er war schon bereit, dieser Abwehr einen scharfen Hieb folgen zu lassen, als er sich besann und schwieg; wodurch denn Gertrud Zeit gewann, sich ihrerseits ein kleines Mehr zu leisten, indem sie sagte: „Und dann kann man sich doch sagen, daß man mich nicht in einer Nacht gewinnt. Und: guten Tag, Herr Roux."

Sie war aufgestanden, knickste und schritt, sehr zufrieden mit sich, eilig dem Eingang ihrer Hofes zu, als ob sie nur aufgehalten worden wäre und nun allerhand Wichtiges nachholen müsse.

Daniel hätte sich kaum viel aus ihren Worten gemacht, wenn sie ihm gegolten hätten; nun sie aber Thomas angingen, legte er ihnen mehr und vielleicht zuviel Gewicht bei und sie blieben wach in seinem Gedächtnis als ein leiser trübender Hauch auf dem Ehrenschild seines Waffenbruders, den selbst er nicht davor zu schützen vermocht hatte. Er war also ein wenig überrascht, als Thomas auf seinen Bericht vom Ausgang seiner Botschaft nicht allzusehr betroffen war, sondern sogar irgendeine Hoffnung darin zu ersehen schien. Denn er umwarb von nun an den hochgemuten jungen Lenz wie einen schönen Preis, den man durch Ausdauer endlich zu gewinnen hofft.

Gertruds Betragen schien freilich der Auffassung Daniels recht zu geben, daß sie mit Thomas nur ein Spiel treibe. Sie nahm zwar seine Aufmerksamkeiten und Huldigungen, mit denen er sie auszuzeichnen wußte, nicht ungern entgegen; aber offenbar nur als etwas, das sie möglichst lang genießen und nach allen Richtungen erproben wolle, um gleichsam die Ausdehnung ihrer Herrschaft bis an die äußersten Grenzen kennen zu lernen. Da sie sah, wie in einem großen Betrieb alles nach ihrem Pfeifchen tanzte, hätte sie sich etwas zu vergeben geglaubt, würde sie sich jetzt, blind ihrem Herzen folgend, beim ersten Ansturm unterworfen haben; nur ein Stärkerer als sie sollte sie gewinnen. So setzte sie Thomas einen wohlbedachten Widerstand entgegen und eine heimliche Freude erfüllte sie, wenn er sich nicht abschrecken ließ, sondern die Stürme erneute, wobei Daniel so gut er konnte die Leitern hielt.

Übrigens hatte sie auch einen mehr äußerlichen Grund, den Bewerbungen Thomas' nicht gleich Raum zu geben. Denn sie wünschte ihr Jawort, das er ja doch einmal erhalten würde, nicht hinter dem Rücken ihres Bruders zu geben und wäre sich fahnenflüchtig vorgekommen, wenn sie die Herrschaft, in der er sie eingesetzt, geräumt und im Stich gelassen hätte, ohne daß er diese in aller Form wieder von ihren Schultern genommen. Dies aber stand in Bälde zu erwarten, da an dem bevorstehenden Fest der Weinlese Lenz, der ältere, wie üblich von

seinen Bergen herunterkommen wollte, diesmal aber sein Anwesen nicht von neuem zu verlassen, sondern wieder selbst zu leiten gesonnen war. Ihrer Obwaltung entsetzt, glaubte sie dann Thomas freier gegenüberzustehn und wollte sich erst einmal ansehen, wie sich die ganze Sache in solchem Licht ausnehme.

Die Weinlese kam und mit ihr ein großes abendliches Fest von Bürgern und Studenten, Winzern und Gutsherrn der Umgegend, dazwischen Frauen und Mädchen jedes Standes, mit Tanz und Trachten im „Lenz". Unter dem Platanendach der beiden weiten Terrassen, in die man die sanfte Flußböschung geebnet hatte, drängten sich an den langen Tischen die Menschen Seite an Seite, und ein ewig beweglicher jugendlicher Strom ergoß sich aus dem geöffneten Hausflur und flutete zugleich in entgegengesetzter Richtung in ihn zurück; denn durch ihn gelangte man zu dem großen Tanzboden, wo unaufhörlich ein lustiger Wirbel kreiste, dessen Zufluß und Abfluß unveränderlich zu sein schien.

Auch Gertrud Lenz hatte ein wohlbewahrtes prächtiges Kostüm ihrer Heimat an und Thomas Woller tanzte mit ihr, so oft sie wollte, worauf sie dann beide gemeinsam zu dem Tisch unter den Platanen zurückkehrten, an dem Gertruds Bruder eine Art Oberherrschaft führte. Daniel war wie immer mit ihm erschienen und ließ kein Mädchen aus, das ihm einen Tanz wert schien.

Die Nacht sank tiefer herab; die Reihen unter den Bäumen lichteten sich und die älteren Leute gingen nach Haus. Als Thomas und Gertrud einmal wieder von einem Tanz zurückkehrten, fanden sie ihren Tisch leer und setzten sich allein in das Dunkel, da die Windlichter schon weggetragen waren. Ein noch vollbesetzter Tisch in der Nachbarschaft, an dem kecke Reden und Späße junger Winzer und ihrer Mädchen gingen, störte sie kaum und Thomas, der die Tore von Gertruds Herzen an jenem Abend wanken gefühlt hatte, glaubte die Gelegenheit wahrnehmen zu sollen, das Äußerste einzusetzen, sie sich zu öffnen. Und er schüttete ihr sein Herz aus, ehrlich und gerade, mannhaft und rückhaltlos; bis zu dem Gelöbnis, falls sie sein würde, alles für sie zu tun und zu wagen, was eine Frau von einem Mann verlangen könne.

Freude schwellte ihre Brust, als sie ihn so reden hörte; aber sie raufte in Gedanken gern ein wenig mit denen, die sie liebte, weil das ihrer Kraft gut tat. Also sagte sie: „Was soll ich einem darauf antworten, der noch nicht einmal ein rechter Mann ist!" Und sie schlenkerte mit den Füßen nachlässig unter der Bank hin und her, daß es scharrte.

„Wie das?" fragte er und das Blut schoß ihm zu Kopf.

„Je nun," erwiderte sie und wollte ihm weh tun, „würdest doch nicht einmal, wie wohl jeder der Burschen da drüben am Tisch, die mit ihren Mädeln sitzen, für einen Kuß und auch noch für was mehr bei mir einsteigen." Aber sie wußte dabei wohl, daß keiner, auch der kühnste nicht, es gewagt hätte, ihr auf diese oder jene Weise nahe zu kommen; sie hätte ihm übel heimgeleuchtet.

Da sie nun Thomas starr emporfahren sah, da schlenkerte sie freilich nicht mehr und hätte gern ihre Worte ungesagt gemacht. Sie sah ihn sich entfernen und wollte ihn mit einem lieben Wort zurückrufen, aber, bestürzt über sich selbst, fand sie es nicht. Thomas aber ging, und wenn er auch fühlte, daß all das nicht ernsthaft gemeint war, so schmerzte es ihn doch gerade um deswillen nach dem tiefen Ernst seiner Rede um so mehr. Am Eingang des Hauses lief er Daniel in die Hände, dem er in kurzen Worten sagte, was geschehen war, und darauf verließ er das Fest.

Von einer nie gefühlten Angst war Gertrud an ihren Platz gebannt, als Daniel vor sie trat und sie einigemal von Kopf bis zu Fuß mit seinen Blicken aus ernstfunkelnden Augen bestrich. Er hatte wohl scharfe Worte für sie im Herzen, wie damals, als er für Thomas seine erste Werbung vorbrachte. Aber wie damals steckte er sie wieder ein wie ein gutes Schwert, das man nicht auf Weiber zückt. Starken Schrittes ging er nach dem Fluß hinunter und starrte abgewandt von dem Getriebe des Festes in die Nacht. Etwas mußte geschehen, das fühlte er, und wenn Thomas das Mädchen, das er liebte, nicht strafen wollte, was Daniel wohl begriff, so war er es ihrer gemeinsamen Ehre schuldig und sein Handeln so gut wie das des Freundes.

In der Ferne, weit hinter der Stadt, die er stromab am andern Ufer mit den Blicken suchte, flammte ab und zu ein düsterrotes Wetterleuchten auf, so daß ihre Türme in plötzlicher Schärfe dicht vor seinen Augen standen, und dann erleuchteten sich auch seine Gedanken in einer ungewissen Glut, wie Wetterleuchten; aber wenn er sie, eben noch klar gesehn, ergreifen wollte, wurde es wieder dunkel in ihm und er kam zu keinem Entschluß.

Als er sich wieder umwandte, war Gertrud verschwunden. Heiß vor Liebe und Scham war sie um das große Wirtsgebäude herum über den Posthaltereihof nach ihrem Zimmer gelaufen, das über eine hölzerne überdachte Außentreppe hinweg mit zwei oder drei andern Gemächern, die sie für sich zu einer kleinen ungangbaren Festung umgewandelt hatte, zu erreichen war, mit seinen Fenstern aber nicht nach den Höfen, sondern nach der Bergwand zu schaute. Diese war hier steil nach den Außenwänden der Gebäude abgestochen und ließ nur in der Tiefe Raum für einen starken rauschenden Bach, der zwischen der abgedämmten Mauer und dem Hang eingezwängt dem Fluß zueilte. Dort hatte der Bach in früheren Zeiten ein Mühlrad getrieben und der Radkasten stand noch, war aber jetzt in doppelter Weise anders nutzbar gemacht worden, indem sein Inneres für allerhand Stangen und Ruder, Netze und Bootshaken zum Aufenthalt diente, die für das Befischen des Stromes Verwendung fanden, wogegen das Dach, nun mit einem niedrigen Geländer versehen, vor den Fenstern des Fräuleins einen geräumigen Altan abgab, den sie durch eine in ihren Schlafraum führende Tür betrat.

Von drunten spritzte ihr der weiße Fall des Mühlbachs Kühlung zu und von drüben atmete sie die nahe Bergwand mit ihrer Frische an. Aber das war es nicht, was Gertrud suchte. Sie trat in den Raum zurück, streifte Rock und Mieder, das brokatene Häubchen und die Schnallenschuhe hastig und heftig von sich, als müßte sie sich von etwas befreien, und setzte sich mit gesenkter Stirn auf den Rand ihres Bettes. Licht wagte sie nicht zu machen, als ob sie sich davor schämen müsse. Und so saß sie und klagte ihr Herz an, daß es nicht lauter gesprochen, und klagte ihre Sinne an, daß sie in Stumpfheit erloschen, und klagte ihren Hochmut an, der vor dem Fall käme. In einer tauben Verzweiflung, tränenlos mit geschlossenen Augen, schwankend vor Mutlosigkeit, stützte sie sich mit beiden Händen auf das Polster und verharrte so eine lange Zeit. Das Rauschen des Gießbachs bemächtigte sich ihrer Sinne und am Ende gingen alle ihre Gedanken in ein mächtiges leeres Rauschen auf, betäubend, grausam, nichtsachtend, wühlend in einem gefühllosen steinernen Bett.

Unterdessen hatte Daniel, der sie in dem Tanzsaal und auf der Platanenterrasse nicht mehr sah, halb unbewußt, als ob er dem Gegenstand seiner Gedanken näher sein müsse, seinen Weg jenen Bergsturz hinauf genommen, der, wie ihm wohlbekannt war, ihren Gemächern gegenüber lag. Es war ihm nicht klar, was ihm diese Nähe nutzen solle; aber er suchte sie. Wie er nun auf dem rasch ansteigenden schmalen Zickzackpfade in Höhe ihrer Fenster gekommen und von dem hölzernen Wandeldach nur durch den tiefen, kaum einige Meter breiten Einschnitt des Mühlbachs getrennt war, mußte er an die Worte gedenken, die sie zu Thomas gesagt hatte, „würdest doch nicht einmal um einen Kuß bei mir einsteigen", — und ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ihn, klar und daher unter all den wirren, die ihn bestürmten, innerlich eifrig ergriffen: diese Worte an ihr Lügen zu strafen und ihr Tausende von Küssen gewaltsam zu rauben, zum ewigen Gemahnen, daß man nicht leichtfertig einen Mann zur Erfüllung dieses Wagnisses herausfordern dürfe. So, fuhr es ihm durch den Sinn, werde er seinen Waffenbruder rächen und zugleich der hochmütigen Schönen eine Lektion erteilen, die sie Zeit ihres Lebens nicht vergessen würde.

In seinem noch nicht gemeisterten Zorn schien ihm plötzlich sein unbewußtes Heraufwandeln zu dieser Stelle eine Bedeutung zu gewinnen, wie wenn er dadurch diesem Gedanken hätte entgegenkommen sollen. Und er gab sich ihm um so mehr, gleichsam unbesorgt hin, als er sich durch die Unmöglichkeit der Ausführung offenbar geschützt sah; denn der schmale Abgrund war immerhin zu breit, um ihn ohne einen kräftigen Anlauf zu überspringen, und der Pfad gewährte ihm kaum einen Schritt Raum. Wie er aber die Vorstellung weiter spielte und dabei prüfend in die Tiefe sah, gewahrte er unten aus dem Fischereischuppen hervorragend eine Anzahl Stangen, wie solche zum Stoßen der Kähne auf dem tiefen Fluß verwendet wurden.

Und das Überspringen der Kluft begann ihn als körperliches Wagnis zu reizen. Er lief den Pfad hinab und hatte sich bald mit einem leichten schwippigen Bootshaken versehen, mit welchem er auf seinen Platz zurückkehrte. Noch kaum entschlossen, stieß er das eiserne hakige Ende in halber Höhe des Hanges in den Grund: da trug sie ihn in leichtem Schwung wie einen Jäger über den Bach auf die hölzerne Plattform, die ihm aus dem Dunkel entgegenkam.

Durchrauscht von der Einförmigkeit ihrer Gedanken hatte Gertrud den federnden Aufschlag vor ihren Fenstern als einen fremden Ton wohl gehört, aber er schien ihr nur eine Verwirklichung dessen, woran sie soeben gedacht. Das Herz schlug ihr bis an die Kehle, ohne Angst, denn die kannte sie nicht, aber doch voller Zagen. Und unter dem zur Seite geschlagenen Vorhang sah sie durch die offene Altantüre die hohe Gestalt eines Mannes in das Dunkel des Raums treten.

Alle ihre Vorstellungen waren bei Thomas, all ihre Reue hatte nur ihm gegolten, alle ihre Gefühle schienen zu ihm hin zu fliehen. Nur er konnte es, durfte es wagen, bei ihr einzudringen, nur er sie strafen, nur er ihr verzeihen. Auf Gnade und Ungnade sich dem zu ergeben, den sie herausgefordert, das war alles, was sie noch wünschte. Und langsam und demütig schritt sie auf die Gestalt zu, die sie im Rahmen der Tür zu erkennen glaubte.

Wortlos stand Daniel, jetzt, wo das Nichtmehrzurückkönnen ihn vorwärts trieb, nur darauf bedacht, sie seine Überlegenheit fühlen zu lassen und die Rache für seinen Freund an ihren Lippen zu nehmen. Er fühlte ihre Nähe und mit raschem Griff wollte er sich ihrer versichern. Gertrud, nicht darauf vorbereitet, Gewalt zu finden, entzog sich seiner Hand. Als Daniel aber ungestüm nachdrängte, widersetzte sie sich; denn einem Angreifer gedachte sie sich nicht zu unterwerfen.

Und ein schweigender Kampf begann. Nur einmal, fast gehaucht, halb fragend, halb drohend, kam es von ihrem Munde: „Thomas?!" Da aber Daniel nicht antwortete, sollte Thomas erfahren, daß sie sich keinem füge, der sich nicht zu erkennen gab. Sie wußte wohl, daß eine Frau, die sich wehrt, nicht leicht zu überwinden ist, und während sie freiwillig alles gegeben hätte, nicht das Leiseste sollte der Eindringling ihr abtrotzen können.

In der Tat wäre wohl die Kraft jedes Mannes am Ende an dem beharrlichen Widerstand des starken Mädchens erlahmt und er hätte den Rückzug antreten müssen, den sie ihm anwies. Aber Daniels Ausdauer und Gewandtheit war in seiner Kunst gestählt und schließlich, nach langem heißem Sträuben, ging ihr in seinen unablässigen Angriffen der Atem aus. Ohne ihr Schmerz zu bereiten, zwang er ihr die Hände auf den Rücken und beugte ihr Rumpf und Kopf über sie nach rückwärts. Er setzte seinen Mund auf den ihren und begann seine Rache.

Aber: o Wunder! In diesem Augenblick der Not erstand ihr ein unerwarteter Bundesgenosse. Die Natur, welche das Weib zu ihrem Liebling erkoren und jede seiner Niederlagen in einen Triumph zu verkehren weiß, mischte sich in den Kampf. Und Daniel fühlte, wie Gertrud, kaum merklich zuerst und verstohlen, die Küsse zu erwidern begann, mit denen er sie bedeckte. Er löste, wie erschrocken, seine Hände von den ihren und ließ sie frei. Sie aber wahrte ihren Vorteil. Zwei Arme schlangen sich um seinen Hals, ein klopfendes Herz schlug an seiner Brust und ein heißer Atem verströmte sich mit dem seinen. Die Jugend sang und loderte in ihrem Leib und ergriff auch die Kraft des Mannes. Sie zog ihn zu sich nieder, zwanglos und doch mit zwingender Gewalt, und über beiden schlugen Wogen und Flammen zusammen.

Gertrud lag noch in einem ruhig atmenden Gefühl der Beglückung und beinahe des Stolzes, daß sie für den Schmerz hatte büßen dürfen, den sie dem Geliebten zugefügt hatte, als Daniel sie verließ. Er fand die Türe ihres Zimmers unverschlossen und ein erster dämmernder Schein der Frühe zeigte ihm den Abstieg nach dem Hof. Der Hund drunten an der Schwelle bellte nicht nach dem, der aus den Gemächern seiner Herrin kam. Ruhig lag der weite Hof, nur von den Ställen rasselten gedämpft die Ketten. Durch die offene Einfahrt gewann er die verlassene Straße und wandelte langsam den Fluß hinab der Stadt zu. Ein strahlender Morgen erhob sich über ihr und grüßte sie wie eine Geliebte. Aber sein Gruß galt nicht auch ihm. Er wußte nicht, ob es Morgen um ihn war oder Nacht und von seinen Gedanken umhüllt wie von einer Wolke schritt er dahin. Da kamen ihm im Wallen entlegener Empfindungen jene Worte in den Sinn, die Gertrud einst zu ihm gesagt hatte: „und dann kann man sich doch sagen, daß man mich nicht in einer Nacht gewinnt".

„Was für ein seltsames Wesen ist doch der Mensch," sagte Daniel, „was für ein seltsames Wesen!"

Er ging in sein Haus, legte sich nieder und gab sich dem Schlaf, wie einer Zuflucht.

Gegen Abend machte Daniel sich auf, um Thomas sein Erlebnis zu berichten. Als er bei ihm eintrat, fand er dort Gertruds Bruder, der eine Botschaft von ihr an den Waffenschmied zu bestellen hatte. Sie stammte aber nicht von heute (denn Gertrud hatte ihn an dem Tage noch nicht gesehn); vielmehr hatte sie schon vor dem Feste mit ihm von Thomas Werbung gesprochen und ihre Neigung zu diesem dem Bruder nicht vorenthalten. Mit aller Absichtlichkeit hatte sie auch deswegen Thomas am verflossenen Abend zu ihrem Tisch unter den Bäumen gezogen und ihn damit öffentlich vor den Leuten ausgezeichnet. Sie war glücklich zu bemerken, daß er auch ihrem Bruder gefiel und ihre heraus-

fordernden Reden waren nur ihrem Übermut darüber und ihrer Rauflust entsprungen, denen sie die Zügel ließ; fühlte sie sich doch im Besitz des Geliebten sicher und glaubte sie doch, sich jederzeit Einhalt tun zu können, wenn sie's zu weit triebe. Da war nun Lenz, um seiner Schwester Antwort auf die Frage zu bringen, die Thomas einst durch Daniel Roux an sie hatte stellen lassen, wenn er diese Antwort noch als solche annehmen wolle: denn sie liebe ihn, wenn sie es auch in einem noch kindlichen Stolz nicht übers Herz bringen könne, solches mit Worten zu sagen, und werde ihm in sein Haus folgen, sobald er wolle, da sie frei sei und die von ihrem Bruder übernommenen Pflichten in seine Hände zurückgegeben habe.

Die Liebe hatte Thomas die spottenden Worte Gertruds, die sich in der Morgensonne ganz anders ausnahmen als unter der ernsten Schwüle der Platanen am gestrigen Abend, schon halb verzeihen lassen, und er ergriff die Botschaft mit beiden Händen. Der erste Zeuge seiner Freude war Daniel, dem wohl dabei eine Ahnung aufging, wem die Liebkosungen gegolten hatten, die ihm zugefallen waren. Aber im Angesicht seines Glücks konnte er nicht die Worte finden, dem Freunde zu sagen, was vorgefallen war; das Herz wollte ihm brechen.

Und er schwieg.

Das Geheimnis schien sich selbst bewahren zu wollen. Denn als Thomas, dem Gertrud nach den Ereignissen jener Nacht demütig und unterwürfig entgegenkam, derselben mit keinem Wort Erwähnung tat, da erstaunte sie, dankbar und stolz; und eine stille Bewunderung für seine Art ergriff sie. So oft auch später im Verlauf der Zeit Gertrud absichtlich oder unabsichtlich an die Beleidigung, die sie ihm damals angetan, und an die Sühne, die sie gefunden, heranstreifte, immer wehrte er ihr mit einem feinen Wort oder einem stummen Blick, als ob das alles etwas Heiliges sei, das man wohl im stillen Dämmer der Erinnerung hüten, aber nicht ans Licht der Gegenwart ziehen dürfe. So wuchs ihre Bewunderung schließlich zu einer Scheu und sie vermied es, davon zu sprechen.

Thomas führte Gertrud heim, sobald die Hochzeit zu bestellen war; aber sein hochfahrendes Wesen hatte der junge Lenz dort draußen gelassen, wo er einst die Herrschaft geführt hatte. Eine Hingebung ohnegleichen brachte sie Thomas dar, und als das Daniel gewahrte, merkte er wohl, was sein Werk daran war, und dankte es in Schweigen dem sie verbündenden Geschick, daß es ihn zu einer seltsamen Niederlage an die Stelle seines Waffenbruders hatte treten lassen.

So war es und blieb es zwischen den beiden Freunden, als Daniel eines Abends gegen die Dämmerung in die Werkstatt des Waffenschmiedes trat und etwas verwundert sah, wie Thomas gerade die letzte Hand an eine kunstvoll

geschmiedete Klinge legte, die er offenbar tagsüber in eifriger Arbeit gefertigt hatte. Sie glich jener von Vionville auf ein Haar, die Thomas oft von ihrem Platz genommen und prüfend und sinnend in der Hand gehalten hatte, wenn er Daniels Fechtboden besuchte; und Daniel sah, wie er das Federn des Stahls und seine Schärfe erprobte wie damals die seines Säbels auf dem Schlachtfelde. Als aber Thomas alles beendet, schlug er den schreitenden Hahn der Woller nahe an das glühende Heft.

Da schaute ihn Daniel fragend an und Thomas sagte mit leuchtenden Augen: „Nicht wahr, wissen möchtest du, für wen der Säbel ist, dem ich den Hahn mitgebe? Nun, für keinen andern, als für meinen Sohn, den du lehren sollst, nach unserem Abkommen, ihn in Ehren zu führen und für seine Ehre, wenn's nottut. Und hier ist er!“ Er verschwand durch eine Tür in der Tiefe der Werkstatt und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem nackten zappelnden Etwas wieder, das er auf der flachen Hand trug und lachend und behutsam auf den noch warmen kleinen Ambos setzte, dessen er sich bedient hatte. Da griff das Wichtlein hilfesuchend um sich und faßte den Finger des Waffenschmieds wie einen Schwertknauf.

„Sieh,“ sagte Thomas, „er ist noch keine Woche alt und schon schlank und gestreckt wie ein Stahlblatt. Der ganze Lenz lacht aus seinem Gesicht; aber die geraden Glieder, sagt Gertrud, habe er von mir, obgleich ich nicht einsehe, warum er die nicht ebenso von seiner Mutter erhalten haben soll, da die ihren doch auch nicht krumm sind. Ich zeige ihn dir aber, Daniel, weil ich wünschte, daß du ihn von seinen ersten Tagen an kennen möchtest und er von seinen ersten Tagen vertraut mit dir würde. Denn vielleicht wird es sein, daß du über seine Jugend wirst wachen müssen. Die Woller sind ein kurzlebig Geschlecht.“

Seine Stimme war allmählich in einen zarten Ernst verglitten, den selbst Daniel noch nicht an ihm kannte. Als Woller ihm schweigend die Hand hinstreckte wie zu einem Gelöbnis, gab er es ihm wortlos.

Im zwölften Jahre seines Glücks starb Thomas Woller zu der Zeit, als die Sicheln in den Feldern rauschten, wie hingemäht. Gertrud hegte sein Angedenken wie ein Kleinod und ihr Knabe half ihr dabei. Da er aber gerade seine ersten Rittergeschichten las, sagte er zu ihr, sie solle sich nicht grämen, er werde von nun ab für sie und ihre Ehre eintreten und das, wenn er erst ein Schwert schwingen könne, mit diesem in der Hand. Da nahm seine Mutter, obwohl sie ein Lächeln im Innern hatte und ihm gleich einem Kinde über das Haar strich, seine Worte wie die eines Mannes auf und antwortete ihm freundlich, daß sie seine Ritterdienste allezeit gern annehme. Der junge Woller war glücklich über dies geheime Amt und eine fast schwärmerische Verehrung, die er als Knabe für sie trug, wandelte sich in eine männliche Ergebenheit und wachsame Liebe, wie er zum Jüngling heranwuchs.

Der junge Hermann Woller wurde aber der geradeste und aufrechteste Bursch, den man finden konnte, beides, an Leib und Gemüt; dafür sorgte Daniel Roux treulich. Er hatte wie ein Symbol seiner Patenschaft, die er damals vor dem nackten Kinde auf dem Ambos nach seiner Art übernommen, jenen Säbel aus der Werkstatt des Freundes erhalten, der den Hahn trug als ein spätes Meisterstück des Klingenschmieds. Der hing nun, sorglich gehütet, gekreuzt mit der Waffe von Vionville, die wie seine Schwester aussah, auf der Wand seines Fechtbodens. Ungezählte Male mußte der Fechtmeister dem forschenden Knaben die Geschichte der beiden Säbel erzählen; und wenn er sie dann von ihrem Ort herunternahm, um sie ihm zu zeigen, sagte der Junge oft begierig: „Der mit dem Hahn ist meiner." Dann nickte Daniel.

Als ob ihm der Hang im Blute säße, verbrachte aber Hermann alles, was er an freien Stunden sich stehlen konnte, auf dem Fechtboden Daniels. Dann folgte er mit blitzenden Augen den Waffengängen, die des Fechtmeisters Schüler mit ihm zu bestehen hatten, und freute sich der Schläge, die um sein unbedecktes Haupt hagelten, das wie mit einem unsichtbaren Gewölbe umschützt schien; denn Daniel vermochte jeden Hieb von seinem Leib abzuwehren, soweit er gerade wollte. Des Nachts aber lag der Junge oft genug wach und focht die Gänge im Geiste nach, als ob ihn das alles verzweifelt viel anginge. Später, als er selbst Schläger und Säbel zu führen lernte, war es, als ob in seiner Gestalt und in seinen Bewegungen Daniel selbst wieder jung geworden wäre. Er stand dem Meister gegenüber bald seinen Mann und wer die beiden gesehen hat, wenn sie sich mit den Waffen in der Hand entgegentraten, der gestand, daß er nie zwei schönere Mannsgestalten hat bewundern dürfen.

Es waren kaum zwei Jahre seit dem Tode Thomas Wollers ins Land gegangen, als Daniel eine Frau nahm. Er mußte, weil es ihm schlecht ging. Denn Daniel war nun einmal nicht dazu zu bewegen, wohlverdientes Geld von den Studenten einzuziehen, die er alle für arme Teufel hielt; und wenn ihn Gertrud in bester Absicht dazu anhielt, pflegte er, als ob er noch Mitleid mit jenem habe, der ihm etwas schuldig war, zu sagen: „Wenn er doch kein Geld hat, wovon soll er dann bezahlen?" womit er sein Gewissen beschwichtigte und sich ein für alle Mal der fatalen Verpflichtung entzog, dort nach Geld zu fragen, wo er vermeinte, daß keines sei. Da legte sich nun Frau Gertrud ins Mittel und wollte ihm, wie früher Woller getan, aus ererbtem und erworbenem Überfluß helfen, wenn's nottat. Aber da sich Daniel mit der ernsthaftesten Miene solche Hilfe verbat und dies damit begründete, daß sie nicht Thomas Woller sei, so verfiel sie auf einen andern Ausweg und verschaffte ihm eine Frau; denn sie sah wohl, daß Daniel sein gutes Auskommen haben würde, wenn ihm jemand zur Seite stünde, der die Sache anders anfaßte wie er und dafür sorgte, daß

seinem Beutel das zufloß, was ihm zukam. Das ließ sich Daniel denn gefallen, da er ihr darin mehr traute als sich selbst und meinte, ein Mann wie er werde unter allen Mädchen für sich die dümmste Wahl treffen. Sein ganzes Herz an eine Frau zu hängen, hätte er nie vermocht; die eine Hälfte gehörte ja doch seiner Klinge und er war es zufrieden, wenn man ihm die andere mit einer Frau besetzte, die sich damit begnügte. Und wenn man's recht besah, konnte sich wohl jede Frau daran genügen lassen, wenn sie auch nur den geringsten Teil von Daniels heldenhaftem Herzen besaß.

So zog denn Maria, eine Stiefschwester Gertruds, in das altertümliche Haus an der Stadtmauer ein und Daniel hielt sie in Ehren, wie es seiner ritterlichen Art anstand. Maria aber war wohl seiner wert und wurde ihm der beste Kamerad, den er außer Thomas Woller je besessen, wobei sie übrigens eigennützig genug war, so viel von seinem Herzen an sich zu reißen, wie sie Daniels Klinge nur immer abzustreiten vermochte; also daß Daniel manchmal ein wenig selbst an sich irre wurde und sich einen verliebten Esel schalt. Sie war wohl nicht besser und nicht schlechter als die meisten Frauen, wenn sie an den rechten Platz kommen; dort aber verstand sie sich durchzusetzen. Daniel gewahrte bald zu seinem Erstaunen, wie sich die Vermögensverhältnisse seiner Schuldner ganz allgemein besserten, seit Maria im Haus war, so daß sie ganz ordentlich und regelmäßig dafür zahlten, wenn er sie an seiner Kunst ein wenig emporblicken ließ wie an einem hohen Turm. Er mochte wohl nicht wissen, daß sie mit der Frau Meisterin manchmal einen ernsteren Gang auszufechten hatten als gegen seine Überlegenheit.

Maria hatte Daniels Vertrauen. Und weil sie es besaß — aus keinem andern Grunde — erzählte er ihr im Verlauf der Zeit seine Freundschaft mit Thomas Woller und wie es kam, daß er in jener Nacht die Sühne von Gertrud für seinen Waffenbruder nahm. Er vertraute ihr das aber nicht als etwas, das er ihr bisher absichtlich vorenthalten, sondern so, wie ein Kamerad dem andern etwas erzählt, auf den er sich verlassen kann. Und Daniel konnte sich auf Maria verlassen; denn sie war ganz und gar keine Plaudertasche und wollte ganz und gar nicht zerstören, was Daniels Verschwiegenheit und Gertruds Irrtum Gutes gewirkt hatten.

Frau Maria war nicht wenig stolz, als Daniel so aus freien Stücken ihr sein Geheimnis preisgab, küßte ihn herzhaft und freute sich der Fortschritte, die sie in der Eroberung seines Herzens im verborgenen gemacht hatte. Aber sie war ein wenig eitel und liebte es, ihre Tugenden ins rechte Licht zu rücken und sie etwas schillern zu lassen; nicht eben mehr als andere Frauen, aber gerade so viel, um ein Unheil anzurichten, wenn der Teufel dabei seine Hand im Spiel hat. Und es prickelte und juckte sie seit der Zeit, ihrer Stiefschwester so bei Gelegenheit mit einem kleinen Wort zu versetzen, daß sie ein Geheimnis von ihr wisse;

gerade nur so, um sie fühlen zu lassen, wie sie ihr für das sorgliche Verschweigen desselben Dank und ein kleines Vollmaß von Bewunderung zu zollen habe. Maria suchte diese Gelegenheit nicht und fühlte sich groß darin; aber sie wahrte sich das Wort für sie, wenn sie kommen würde, wie einen kleinen Dolch, den man nur einmal zu benutzen gedenkt.

Und diese Gelegenheit kam; nach Jahren, doch sie kam. —

Es war da ein junges Mädchen in der Stadt, nicht eben leichtfertig, aber leichten Sinns und ein törichtes hübsches Ding, dessen sich die beiden Frauen, da es Waise war und bei einem mürrischen alten Vormund wenig Umgang hatte, wechselweise annahmen; und wegen seiner munteren und gefälligen Art sahen sie es gern bei sich. Dieses Mädchen hatte sich ohne Besinnen einem der Gesellen aus des Waffenschmieds Werkstatt, die für den Sohn weiter geführt worden war, versprochen und Gertrud übernahm es, um den Leutchen zu ihrem Glück zu verhelfen, ihm die Aussteuer und die Hochzeit zu bestellen. Diese war schon angesetzt, als das Mädchen sich von einem anderen betören ließ, worauf der Mann das Verlöbnis aufkündigte und Frau Gertrud um ihres Gesellen willen der Ungetreuen ihr Haus verbot, nicht ohne Ärger und Verdruß darüber, daß sie ihrer Güte schlecht gelohnt und sie selbst nun als ihre Beschützerin in das Gerede der Leute gebracht habe.

Als am nächsten Tage, an einem Sonntag, Maria zu einer gewohnten Stunde mit einer häuslichen Arbeit sich still zu ihr setzte, lieh Gertrud ihrem Unmut scharfe Worte und verurteilte das Betragen des Mädchens hart. Maria beurteilte die Leichtsinnige um so viel milder, als ihr weniger Unannehmlichkeiten aus ihrem Fehler erwuchsen, und sagte ohne aufzublicken sehr ruhig: „Sie ist vielleicht nicht so schlecht wie du meinst; und jedenfalls hättest du doch am wenigsten Recht, ihr es vorzuwerfen.“

Gertrud sah sie sprachlos an. Nach einer Weile fragte sie, bebend in einer unbestimmten Vorahnung von etwas Furchtbarem, leise: „Wie meinst du das?“ Und Marie antwortete, ohne ihren Blick zu erheben: „Nun, deine Hochzeit war doch auch so gut wie bestellt, als — als du dich Daniel ergabst.“

„Wer wagt das zu sagen?“ rief Gertrud aufspringend; doch sie mußte sich rückwärts an die Wand halten, denn sie begann zu zittern und zu schwanken.

„Daniel sagt es,“ antwortete Maria; „Daniel lügt nicht.“

„Ich weiß, daß Daniel nicht lügt. — Aber er lügt; er lügt. Diesmal lügt er — Daniel, der nicht lügt, lügt. — Einer, der nicht lügt, schändet mich; Thomas schändet er, den ich geliebt!“ — Die Größe der Schmach schien ihr bei jedem Wort zu wachsen, lawinenhaft auf sie zuzustürzen. Unfähig noch einen Gedanken zu fassen, begann sie sinnlos, wortlos zu klagen; klagte wie ein wundes Tier; lange, elend, zum Herzbrechen.

Maria wagte nicht, sie zu beschwichtigen, noch sie anzurühren. Endlich sagte sie zagend, fast hoffnungslos: „Nur Daniel weiß es wohl und ich." Ihre Stimme gab Gertrud das Denken auf Augenblicke zurück, wie ein Reiz in einer Ohnmacht:

„Ist es darum weniger eine Lüge? Ist es darum weniger ein Schimpf? — Mich, ihn, sich in einen unlöslichen, kotigen Schimpf verschändet!!" Und sie schrie auf wie unter Martern.

Betroffen stand Maria, unentschlossen, hilflos. Dann ging sie verzagend, den Sohn zu suchen und zu seiner Mutter zu senden. Gertrud blieb schluchzend allein. Sie dachte nicht daran, wie wohl Daniel, der wahrhafte Daniel, der sichere Daniel mit den gewogenen Worten dazu käme, solches von ihr zu sagen; sie sah nur ihren Schimpf; ein Tönen war in ihren Ohren, und es war ihr Schimpf, der darin tönte; eine rohe Hand hielt ihr Herz gepackt, und es war ihr Schimpf, der an ihm riß. Sie wollte Thomas' Namen rufen, als ob er ihr beistehen könnte in ihrer Not, aber sie vermochte es nicht vor Schluchzen. Sie mußte ein Wesen haben, das sie hörte in ihrem wortlosen Jammer, an das sie sich klammern konnte, das sie anflehen konnte, stumm und in Tränen. So schleppte sie sich herum und auch hinunter in die leere Werkstatt, als werde sie dort jemand finden. Vor Thomas kleinem Ambos fiel sie nieder, umschlang das fühllose Eisen mit ihren Armen und klagte Daniel an, wie vor einem Richterstuhl.

So fand der Sohn seine Mutter. Sie erhob sich rasch, ging ihm entgegen und faßte seine beiden Hände. Dann erzählte sie; ohne Stocken; und während sie sprach, wunderte sie sich, wie sie so schamlos sei, vor ihm die Worte Marias wiederholen zu können. „Höre," sagte sie am Ende; „als du ein Knabe warst, gelobtest du meine Ehre zu schützen in Not. Nun du ein Mann bist, wirst du nicht anders denken. Geh, stelle ihn auf sein Wort. Fordere Rechenschaft, wie dein Vater sie für mich gefordert hätte und für sich." Und sie küßte ihn auf die Stirn, die er zu ihr niederneigte. Sie fühlte ihre Ehre sicher in seinen Händen und verließ ihn, als ob sie ihm einen alltäglichen Auftrag erteilt hätte.

Hermann bebte vor Erregung. In seinem heiteren jugendlichen Rittertum hatte er sich wohl immer hochgemut als Beschützer seiner Mutter gefühlt; was er aber tun würde, wenn sie in Gefahr käme, darüber hatte er nie nachgedacht. Daß jemand ihr zu nahe treten könne, lag so außerhalb aller Vorstellbarkeit für ihn, daß das alles ihn jetzt zu früh, zu grell, zu grausam traf. Alleingelassen mit einer fremdartigen Verantwortlichkeit konnte er in einem über alle Ziele hinausschießenden Gefühl dafür nur den einen Gedanken fassen, seiner Mutter eine Genugtuung ohnegleichen zu verschaffen, wie keine Königin sie vollständiger hätte erwarten dürfen. Noch wußte er nicht wie; aber das würde sich finden.

Unterdessen war Frau Maria, schwer beunruhigt, nach Hause geeilt, um bei Daniel Schutz zu suchen gegen alles, was da kommen würde. Als sie bei

ihm eintrat, war er auf seinem Fechtboden, wie gewöhnlich Sonntag nachmittags, damit beschäftigt, einige Ordnung in die Wirrnisse zu bringen, welche die Woche in die Bestände seiner Waffen und Fechtzeuge zu tragen pflegte; und als letztes hatte er gerade die beiden Staatsstücke, die er besaß, den Säbel von Vionville und den Hermann Wollers, von der Wand genommen, andächtig und zärtlich betrachtet und blank gewischt und sie wieder im Kreuz an ihren Ort gehangen. Wie er nun den Bericht Marias nachdenklich, die Hände auf dem Rücken in dem Raum umherschreitend, entgegennahm ohne ein Wort oder nur einen Blick des Vorwurfs für sie, die immer wieder ihre Eitelkeit und Unbedachtsamkeit anklagte, da merkte sie, daß er selbst für sie und ihre Worte einzustehen gedenke und sie vertreten müsse als seine eigenen. Eine Bangigkeit ergriff sie, das Herz wurde ihr schwer und sie sank nieder in stillem Weinen. Da befahl er ihr hineinzugehen in ihr Zimmer und nicht eher wieder hervorzukommen, als bis er sie rufe; denn er habe mit sich zu reden — oder mit einem andern. Da ging Maria Roux.

Der Fechtmeister aber schritt noch einige Male auf und nieder, dann holte er sein geliebtes Messer mit dem schreitenden Hahn der Woller aus seiner Kammer hervor und fand es nötig, sich, wieder eifrig auf dem Fechtboden hin- und herwandelnd, nochmals zu rasieren, obgleich er diesem Bedürfnis an dem Tage schon einmal in der Frühe entsprochen hatte, bevor die andern Bürger zur Kirche gingen.

Wie er so wandelte, trat Hermann Woller ein. „Ich habe dich erwartet,“ sagte Daniel ruhig. „Gleich“. — Und er tat die letzten Striche, klappte das Messer zu und trug es an seine Stelle. Dann trat er mit offener Stirn vor Hermann, wie einer, der froh ist, eine alte Schuld demjenigen entgegenbringen zu dürfen, der sie nach langer Zeit heimzufordern kommt.

„Ist es wahr?“ war das einzige, was Hermann hervorbringen konnte, hoffend und fürchtend, fast wie eine Beschwörung. Aber Daniel antwortete nicht; er wollte den, der für seiner Mutter Ehre eintrat, nicht dadurch entkräften, daß er ihm den Boden, auf dem er stand, unter den Füßen wegzog. Wie er beharrlich schwieg, ihn bald anblickend, bald in die Abendsonne hinausschauend, welche die offenen Fenster mit einem flackernden Feuer füllte und die Waffen ringsum an den Wänden lüstern umstrich, da verstand ihn Hermann und es war, als ob er stolz dabei wäre auf seines Meisters Art.

„Recht hast du,“ rief er aus; „Rede mußt du mir stehn, ob's wahr ist oder Lüge! Wirst du?“

Daniel drehte sich nach ihm um, nickte leicht und sagte: „Ich will. — Was forderst du?“

Hermann sprang auf ihn zu; irgend etwas hieß ihn, dem Verleumder seiner Mutter an die Kehle zu fahren und ihn zu drosseln, solange noch Atem in ihm

war. Aber der Vorsatz verflog wie ein Schatten, der über seine Seele huschte; er hielt inne und sah sich um, als suche er nach einem Ausweg. Da fiel sein Blick auf die beiden gekreuzten scharfen Waffen an der kahlen Mauer, auf denen die Sonne wie in einer geheimen Lust in einem tänzelnden Glanz spielte.

Und wie eine ungeheure Offenbarung ging es in ihm auf. Er riß die beiden Säbel, jeden Griff mit einer Hand packend, von ihrem Platz und hielt sie Daniel hin. „Wähle!" rief er, und die Klingen zitterten ein wenig in seinen Händen.

„Sie sind gleich," sagte Daniel; und als ihm Hermann einen der Säbel hinreichte, ergriff er ihn. Ehe sie wußten, was sie taten, standen sich die Männer in Fechtabstand gegenüber, als gelte es einen ihrer alltäglichen Waffengänge. Die Sonne selbst, die gleich einem Schiedsrichter mit forschenden Blicken gerade durch das Fenster sah, verteilte Licht und Schatten zwischen ihnen und sie erhoben gleichzeitig die gesenkten Waffen.

Und ein unerhörter Kampf begann. Größer schienen die Gegner, gewaltiger die Ausfälle, ausholender die Hiebe; und nie waren sich Meister und Schüler ähnlicher als heute. Pfeifend mit feinem, fast weichem Tönen fuhren die Klingen aufeinander und Funken tropften sprühend von ihnen ab. Aber während Hermann ungestümer, kühner und erbitterter angriff, als es sein Gegner ihm je zugetraut hätte, wehrte dieser ausschließlich die schnellenden Hiebe ab, und wenn er sie manchmal erwiderte, so tat er es nur halb, zu seiner Verteidigung. Keiner wußte, wohin dieser Zweikampf führen würde; aber jeder fühlte wohl, daß er blutig enden müsse. Daniel deckte sich nach allem seinem Können; aber eine gewisse Lauheit, eine leichte Nachsicht, als wäre er sie schuldig, beherrschte unmerklich alle seine Bewegungen. Wohl mochte er hoffen, die Kraft des jugendlichen Angreifers werde sich brechen an seiner Ausdauer und seiner Erfahrung; da schlug ihm Hermann mit einer kurzen Terz von unvorhersehbarer Gewalt die Abwehr und die rechte Halsschlagader zugleich durch.

Daniel taumelte nicht; er brach in sich zusammen wie ein Turm, und ein Blick der Genugtuung traf den erschrockenen Sieger, der die Waffe fallen ließ und auf ihn zutrat. Er reichte ihm, fast lächelnd, die Hand und dann wurde es dunkel um ihn. Hermann eilte hinein, um Maria zu Hilfe zu rufen; dann rannte er nach dem Arzt. Als sie nach wenigen Minuten zurückkamen, lebte Daniel wohl noch, aber es war zu spät. Das Leben floh wie der sinkende Tag; als der letzte Strahl der Sonne von den Fensterbänken seines Fechtbodens herabglitt, starb Daniel Roux.

Da ging Hermann still aus dem Haus und suchte den Weg zu dem seiner Mutter. Die aus den Bergen und nachbarlichen Ausflugsorten heimkehrenden Menschenwogen umfluteten ihn; er sah sie nicht. Ein paar Freunde

redeten ihn an; er hörte sie nicht. Aber wenn er auch in Ernst versunken war, so trug er doch das Haupt hoch und frei und schritt rasch aus, wie einer, der etwas Rechtes getan hat.

So betrat er seiner Mutter Haus. Jede seiner Bewegungen schien verändert, gefestigter, männlicher und er wunderte sich selbst darüber, wie fremd ihm sein eigener Schritt von den großen steinernen Fließen des Hausflurs zurückhallte. Als er Frau Gertrud nicht in ihren Zimmern fand, ging er die Treppe wieder hinunter und durch den hallenden Gang nach einem kleinen Hof, in dessen Mitte als einziger Baum eine ihn fast ganz überwölbende Linde stand. Dort saß seine Mutter unter dem regungslosen Laubdach in der Dämmerung. Sie hörte seinen Schritt auf den Steinen und sah seine Gestalt in dem Gang, vom Licht zweier großer altertümlicher Laternen umflossen, die den Flur schon erhellten, auf sich zukommen, schlank, stark und aufrecht.

Da fuhr sie auf: „Daniel!" schrie sie, „Daniel!" und sah ihrem Sohn starr entgegen, als ob sie von einer Erscheinung besessen wäre.

„Was ists mit Daniel?" fragte er und stand wie gebannt, „ich komme gerade von ihm — und es geht ihm nicht gut."

Sie achtete nicht auf seine Worte. „Herr, mein Gott!" jammerte sie leise, „Herr, mein Gott! Du bists — und ich glaubte Daniel vor mir zu sehen, wie er einst vor mich trat — mit funkelnden schrecklichen Augen — in der Nacht, bevor — —" und sie verstummte. Denn ein furchtbares Verstehen breitete sich in ihr aus; wie ein eisiger Strom durchschoß es ihr Inneres und wimmernd, von kalten Schaudern gerüttelt brach sie zusammen.

Dem Sohn graute. Er bettete sie angekleidet auf ihr Lager und saß bei ihr, bis die dunkle Nacht kam und sie leise, fast wie unter ihrem Schutz, fragte: „Was hast du — ihm getan?"

„Ich habe nicht mehr getan, als deine Ehre an ihm gerächt," antwortete er.

Sie richtete sich auf. „Du — an ihm!" schrie sie verzweifelt, da sie ihn verstand: „Du — an ihm! — an ihm!" und sie schlug zurück und wurde starr wie eine Tote. Nach langer Zeit befahl sie leise und fest: „Laß mich allein."

Da verließ er sie in Ehrfurcht.

In der Nacht hat sie sich ertränkt dort, wo der Fluß schnell fließt und schwarz; sie war schon kalt, als die Wasser sie aufnahmen.

Es waren wohl viele, welche die Leichen von Gertrud und Daniel zu den Stätten ihrer Ruhe geleiteten, und von den vielen ahnten wohl manche verborgene Verknüpfungen. Aber — einmal wenigstens! — fühlten Menschen etwas von einem Austrag, zu düster und zu groß, als daß sie in seine Tiefen hätten hineinleuchten oder mit irdischem Aburteilen ihn hätten verkleinern dürfen. Den wenigen, die später fragten, setzte man das Bollwerk der Unergründbarkeit entgegen.

***

Das ländliche Wohnhaus / von Karl Scheffler



Vororte mit landhausmäßiger Bebauung, wie sie heute im Umkreise der Großstädte in Deutschland angetroffen werden, haben mit dem Wesen der gartenartigen Vorortstadt kaum etwas gemein. Bezeichnungen wie „Villenkolonie" oder „Villenvorort" sagen es schon, daß es sich immer nur um Ansammlungen von Villen, das heißt um Kolonien von einzelnen freistehenden Landhäusern handelt, wie sie nur der Wohlhabendere bauen oder kaufen kann. Eine bewußte großstädtische Baupolitik hat aber bei der Anlage solcher Vororte die Wohnprobleme der Allgemeinheit zu lösen. Das Wohnen außerhalb der Geschäftsstadt soll Rettung bringen vor dem großstädtischen Wohnungselend, es soll in erster Linie der Masse der Kleinbürger, Beamten und Arbeiter die Segnungen des ländlichen Wohnens bringen. Nicht die spekulative Gründung von Landhauskolonien, irgendwo in guter Lage an einer Bahnstation, ist im sozialen Sinne wesentlich; erstrebenswert ist vielmehr die Anlage von Siedelungen stadtwirtschaftlichen Charakters.

Organisationsgedanken dieser Art spiegelten sich schon in den Gartenstadtideen wieder, die vor einigen Jahrzehnten in England und Deutschland zu gleicher Zeit ungefähr auftauchten und die in England gleich auch zu sehr bemerkenswerten Resultaten geführt haben, während man bei uns über die Theorie lange nicht hinausgekommen ist. Das Gesunde, das aus der Wirklichkeit Genommene in diesen Projekten von Gartenstädten, die mitten im Lande als freie, selbständige Städte daliegen, ist vor allem die Forderung, diese von Parkstreifen und Gärten grün durchzogenen Wohnstädte, in denen der Hochbau grundsächlich untersagt sein soll, in denen, neben dem freistehenden Landhaus, die als Reihenhaus ausgebildete Einfamilienwohnung dominieren und in denen eine Einwohnerzahl von dreißig- oder fünfzigtausend Köpfen nicht überschritten werden soll, seien der modernen großindustriellen Arbeit zu verbinden, indem sie umfangreichen Fabrikbetrieben angegliedert werden, deren Arbeiter und Beamten in natürlicher Weise den Kern der Gartenstadtbevölkerung bilden. Das Romantische und Utopische dieser Art von Gartenstadtplanung besteht andererseits darin, daß diese Siedelungen tendenzvoll von der Großstadt abgetrennt werden sollen, daß Empfindungen der Großstadtmüdigkeit, des Großstadtekels die Idee ersonnen haben und daß diese künstlichen Wohnorte als ganz selbständige Städte gedacht sind. Dieses letzte vor allem ist insofern utopisch, als die weltwirtschaftlich arbeitende Industrie am allerwenigsten ohne direkte Verbindung mit einem organisierten und organisierenden Großstadtleben denkbar ist, als es immer nur relativ wenigen Industrien möglich sein wird, von den Großstadtkernen weit abzurücken und als nicht eine Industrie die Lage an Haupteisenbahnlinien — die Hauptlinien doch nur sind, weil

sie die Großstadt mit dem Land verbinden —, an Flüssen oder Kanälen entbehren kann. In den englischen Anlagen zeigt es sich deutlich, in welcher Weise allein die in allen Einzelheiten vorgedachte Gartenstadt entstehen und bestehen kann. Berühmt gewordene englische Anlagen wie Port Sunlight bei Liverpool oder Bourneville bei Birmingham werden im wesentlichen von den Arbeitern und Beamten großer Fabriken bewohnt; sie sind entstanden durch die Initiative und mittels des Kapitals der Fabrikherren, als Gründungen Einzelner. Sie stellen also soziale Wohltaten gewissenhafter Kapitalisten dar. Anders hätten sie gar nicht entstehen können. Und es ist weiterhin dann sehr charakteristisch, daß in den wenigen Fällen, wo Gartenstädte in England mehr als freie Siedelungen, ohne festen Bezug zu einem bestimmten industriellen Betrieb von gemeinnützigen Boden- und Baugesellschaften gegründet worden sind, die Anlage in solcher Nähe einer Großstadt erfolgt ist, daß diese Gartenstädte — wie zum Beispiel Letchworth und Hampstead bei London — durchaus als Vorortsiedelungen zu gelten haben. Es graviert eben ganz von selbst die Idee der Gartenstadt auf einem gewissen Punkte immer wieder zur Großstadt. Es ist in jedem Falle Romantik, der Großstadt, die uns nun einmal Schicksal ist, entgegen zu arbeiten; ganz wirklich ist es nur, von ihr aus zu denken. Das erstrebenswerte Ziel ist die Organisation von selbständigen, gartenstadtartigen Vororten, die aber in jedem Fall Dependenzen der Großstadt, der City bleiben und in denen die Mehrzahl aller Großstadtarbeiter, ohne Unterschied ihrer wirtschaftlichen Stellung, die freie Zeit, das heißt zwei Drittel ihres Lebens, verbringen. Zu erreichen ist dieses Ziel freilich nur, wenn die Anlage von Vororten der Spekulation im wesentlichen entzogen wird. Denn die Interessen der Spekulation, die naturgemäß zuerst immer mit dem Vorteil einzelner Unternehmer verknüpft sind, widerstreiten in sehr wichtigen Punkten denen der Allgemeinheit. Das Problem gipfelt letzten Endes in der Erziehung der Massen zur Wohnungskultur, die Aufgabe besteht darin, die Allgemeinheit fähig zu machen, daß sie selbst zum Bauherrn solcher ländlichen Wohnstadtanlagen wird. Durch Vermittelung der Gemeinden nämlich, mit Hilfe von Baugenossenschaften und gemeinnützigen Bodengesellschaften und auf grund bodenreformatorischer Gesetze, die von den Ideen des Erbbaurechtes, des kommunalen Vorkaufsrechtes und Wiederkaufsrechtes, der Enteignung und ähnlichen Voraussetzungen ausgehen. Die Vorortsiedelung im Charakter der Gartenstadt darf nicht das Exzeptionelle sein, nicht abhängig vom guten Willen Einzelner, nicht ein soziales Geschenk Wohlhabender, sondern sie ist ganz lebensfähig erst, wenn sie als etwas sozial Notwendiges, als das Produkt weitblickender großstädtischer Wohnungspolitik entsteht. Ohne die Idee der Gemeinnützigkeit im weitesten Sinne ist ein durchgreifender Erfolg ausgeschlossen. Eine Bodenverschwendung für Parkgelände, Gärten und Spielplätze, der Bau von Gemeindehäusern, die grundsätzliche Baubeschränkung, die den Hochbau ganz

ausschließt und eine prinzipielle Einschränkung der Einwohnerzahl: das alles setzt voraus, daß die Gemeinde Herr im eigenen Hause ist, daß sie die erste Bodenbesitzerin ist, der kühnste Unternehmer, ein mächtiger Kulturspekulant und ein kluger Despot. Läßt sich eine endgültige Regelung des Mietshausbaues ohne eine gründliche Bodenreform nicht denken, so kann man sich ohne diese Voraussetzung noch weniger eine vernünftige Ausgestaltung von Vorortstädten denken. Es sind ja in letzter Zeit auch in Deutschland wunderschöne Arbeitersiedelungen entstanden, die sich im Sinne von Bourneville oder Port Sunlight großen Industriebetrieben angliedern, die auf die Initiative bedeutender Fabrikleiter zurückzuführen sind und die in ihrer Art sozial und zum Teil auch architektonisch etwas Vorbildliches darstellen. Es braucht nur an die Arbeitersiedelungen der Kruppschen Werke in Essen erinnert zu werden, an die Arbeiterstadtanlage einer chemischen Fabrik bei Darmstadt oder, vor allem, an die kräftig werdende Gartenstadt Hellerau bei Dresden, die ihr Entstehen in erster Linie der idealen und außerordentlich intelligenten Tatkraft K. Schmidts verdankt. Aber mit diesen Beispielen ist schließlich doch nur von Privatleuten in edler Weise gezeigt, was die Kommunen tun sollten. Darum verdienen Bestrebungen, wie sie in der von Hermann Jansen erdachten Arbeitersiedelung Langfuhr bei Danzig, in der Tätigkeit des Bremer Vereins für Arbeiterwohnungen, der Gemeinde von Königsberg in Preußen und vor allem in der Boden- und Baupolitik der Stadt Ulm zum Ausdruck kommen, an erster Stelle Beachtung. Denn diese Bestrebungen bezeugen, daß die Gemeinden allmählich ihre höheren Aufgaben zu begreifen beginnen. Damit erst wird die allgemeine Entwickelung gesichert. Denn nur die Großstadtverwaltung vermag in durchgreifender Weise Gartenvorstädte Industriebezirken zu verbinden, nur sie vermag in den Mittelpunkt solcher Wohnvorstädte Hochschulen oder gemeinnützige Institute zu verlegen, um von gleichen Interessen zusammengehaltene Bevölkerungskerne zu schaffen. Nur eine zentrale Wohnungspolitik kann solche Gartenvororte aus alten Dörfern organisch entwickeln und so den Zeichentischschematismus, dem Neugründungen so leicht zum Opfer fallen, vermeiden, und nur von einer mächtigen Zentralstelle aus kann der Verkehr auch organisiert werden, wie es nötig ist, wenn allen Cityarbeitern das Wohnen auf dem Lande ermöglicht werden soll.

In den ländlichen Großstadtsiedelungen bedarf es nun einer durchaus rationellen Bauweise. Eben weil es sich nicht um soziale Wohltaten handelt, sondern um eine wohlauskalkulierte Gemeinnützigkeit. Es darf in keiner Weise mit romantisch ästhetischem Ziele gebaut werden, sondern nur auf Grund vernünftiger Berechnungen. Man könnte sich als Bauherren sehr wohl Baugenossenschaften denken, die es einerseits nicht auf unnatürliche Unternehmerprofite abgesehen haben, die andererseits aber auch frei sind von sozialer Sentimentalität und die der ständigen Kontrolle der Gemeinden unterstehen, zugleich kauf-

männische Unternehmungen und gemeinnützige Anstalten, in der Art der Sparkassen und Versicherungsgesellschaften etwa; Baugesellschaften, bei deren Aufträgen Handwerk und Industrie ihre Rechnung finden und die letzten Endes doch nur die unternehmerhaft ausführenden Organe eines weitblickenden Kommunalwillens sind. Baugesellschaften auf genossenschaftlicher Grundlage, die es verhindern, daß der Architekt selbst zum Unternehmer wird, die sich aber von den vortrefflichsten Architekten für die verschiedenen Gebäudekategorien Typen schaffen lassen. Typen, die oft wiederholt und leicht variiert werden können. Denn es ist nicht möglich, gut und wohlfeil kleinere Einfamilienwohnungen zu bauen, wenn jedes einzelne Gebäude ein Architektenhonorar zu tragen hat. Die Kleinwohnung rentiert sich nur, wenn sie bis zu einem gewissen Grad schematisch gebaut werden kann; darum wird es nötig, wenige Typen zu wiederholen und bewußt eine charaktervolle Uniformität anzustreben. Es kommt nur darauf an, daß die grundlegenden Typen in ihrer Art etwas Musterhaftes darstellen.

Vor allem gilt diese Forderung nach schöner und rationeller Uniformität für Einfamilienwohnungen, die entweder gruppenweis zusammengefaßt werden oder die in langen Reihen zusammenhängend nebeneinander stehen. Auf das freistehende Landhaus ist die Typenarchitektur dagegen nur bedingt anwendbar. Dort ist sie auch nicht nötig, da jedes einzelne Landhaus innerhalb seines Gartens ein Organismus für sich ist, bei dem auf eine wohlfeile Bauweise so peinlich nicht gesehen zu werden braucht. Der Gruppenbau von Einfamilienwohnungen muß aber für die moderne Gartenvorstadt als die wichtigere Bauaufgabe bezeichnet werden, da es von der Gestaltung des Reihenhauses, der Reihenhausgruppen vor allem abhängt, wie die Masse der Großstadtbevölkerung logiert wird. Kaum zehn von hundert Großstadtfamilien sind in der Lage, ein freistehendes Haus zu bewohnen. Das freistehende Landhaus ist nur dann vorteilhaft, wenn es eine gewisse Größe hat, wenn es mit einem gewissen Komfort gebaut werden kann. Miniaturvillen in schmalen Gärten, die vom Nebenhaus nur wenige Meter entfernt sind, haben viele Übelstände. Sie sind unverhältnismäßig teuer, weil sie nach allen Seiten gegen Wind und Wetter gesichert werden müssen und weil der doch beschränkte Garten sich regelmäßig in Vor- und Hintergartenland zersplittert; und das Wohnen darin, so nahe am Nachbarhaus, hat viele der Nachteile, die sich in den Hofwohnungen der Großstadt einstellen. Man darf das Paradox wagen, daß das Reihenhaus, das nur zwei Fronten hat und seitlich fest mit dem Nachbarhaus zusammenhängt, mehr separiert ist, als das kleine, freistehende Haus. Denn es hängt so fest eben mit dem Nachbarn zusammen, daß das Nebenhaus vom Inneren aus gar nicht wahrgenommen werden kann. Es kommt hinzu, daß das Reihenhaus durch den Schutz von rechts und links in einer ganz anderen Weise warm zu halten ist, bei geringerer Mauerstärke und

bei einem verhältnismäßig niedrigen Baupreis. Auch ästhetisch sind sehr günstige Wirkungen mit Hilfe des nur mit Hintergartenanlage versehenen, direkt an der Straße liegenden Reihenhaustyps zu erzielen. Man braucht gar nicht an England und an die in Bourneville oder Port Sunlight sehr fein ins Reihenhaus übertragene Kottagekunst zu denken; auch in alten deutschen Städten stehen uns, wenn nicht moderne, so doch zu Anregungen sehr geeignete Beispiele noch allerort vor Augen. Auch gibt es schon eine Reihe jüngerer Architekten, die diese Aufgaben der Zeit vollkommen verstehen und die durchaus fähig sind, zugleich sachlich, schön und wohlfeil zu bauen.

Über die innere Anlage der kleineren Einfamilienwohnung kann man sich am besten klar werden, wenn man sich die grundsätzlichen Forderungen vor Augen hält, die sich für das moderne freistehende Landhaus neuerdings Geltung errungen haben. Denn da das in sich abgeschlossene Landhaus der kompliziertere und der heute schon konsequenter ausgebildete Typus ist, so sind in ihm die Prinzipien des Reihenhauses bis zu gewissen Graden schon mit enthalten. Nur muß man bei der gedanklichen Übertragung immer die ganzen Komplexe von Reihen- und Einfamilienhäusern als Einheiten betrachten; es ist die größere Häusergruppe im gewissen Sinne zu behandeln, als sei sie ein einziges Haus.

Was ein modernes Landhaus eigentlich ist, wird bei uns in den letzten Jahren erst klarer begriffen. Lange Zeit hat der Reichsdeutsche nur das Gebilde gekannt, das er „Villa" nennt, eines der übelsten Produkte architektonischer Halbbildung, die es gibt. Die Villa ist durchaus das Erzeugnis modernen Bildungsphilistertums und steht zudem in mancher Beziehung unter dem Einfluß des großstädtischen Mietshauses. Aus diesem Einfluß leitet es sich her, daß die „Villa" schematisch immer mit der Hauptfront der Straße zu gebaut worden ist; und es leitet sich ferner aus diesem Einfluß der üble Brauch her, in die Höhe zu bauen, statt in die Breite, trotzdem hierzu Platz genug immer vorhanden ist, der Brauch, das Landhaus mit Wohnkellern zu versehen und somit auf dem Lande selbst fast wie in einem treppenreichen Mietshaus zu leben. Aus dem Stadthaus sind auch die hohen Räume, die im gartenlosen, schwerer zu lüftenden Etagenwohnhaus Berechtigung haben, kritiklos übernommen worden; es ist das Palastprinzip der regelmäßigen Fensterfolge auf die Villa übertragen worden, man hat den Grundriß der Stadtwohnung ideenlos variiert, und es ist die Villa endlich vollkommen ein Opfer der repräsentationswütigen Stilkünstelei geworden, wie sie sich in den Fassaden der Mietshäuser austobt. Die Villa, die unsere Vorortskolonien beherrscht, tritt, selbst heute noch, äußerlich auf als italienische Villa, als Renaissancepalästchen, als Schweizer Sennhütte, Barockschlößchen, gotisches Bürgerhaus, oder in sonst einem Maskeradengewand. Sie ist immer für den Passanten gebaut, vorne in einem Garten, der mit seinen künstlichen Teichen, künstlichen Felsen, künstlichen Schlängelwegen, Gebüschen und Anpflanzungen

auch im wesentlichen der Repräsentation dient und von dem das Haus durch unsinnige Treppen und Kelleranlage wie abgetrennt erscheint.

Diesem Mißverstand gegenüber hat sich der moderne Baumeister endlich auf sachlich vernünftige Bauprinzipien neu besonnen. Es haben Reformatoren auf die heute noch lebendigen, wenn auch lange vergessenen Traditionen hingewiesen, die in dem Landhausbau aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts liegen und nur moderner Nutzanwendung harren; und es haben andere gezeigt, wie sich der moderne Engländer, zum Beispiel, ein Landhaus zu bauen versteht, das Großstädtern in ländlicher Umgebung ein kultiviertes Leben ermöglicht. Und endlich ist dem Lebenden der Widersinn von modernem Sein und sentimentalem Architekturschein deutlich genug schon aufgegangen, so daß man des endlichen Sieges der neuen Ideen sicher sein kann.

Die modernen Baugrundsätze zielen etwa auf das Folgende: Vor allem ist mit dem Aberglauben zu brechen, das Landhaus müsse unbedingt an der Straße liegen. Es ist das Haus auf dem Bauterrain vielmehr so zu plazieren, daß die verschiedenen Räume der wünschenswerten Besonnung entsprechend angelegt werden können. Es wird sogar als erforderlich bezeichnet, gegen die Straße eine Absonderung zu schaffen, und mancher Landhausarchitekt geht so weit, die Wirtschaftsräume, Stallungen und Nebenräume an die Straße zu legen, um die Wohnräume weit auf den Garten öffnen zu können. Für Schlaf- und Kinderzimmer wird im wesentlichen die Südlage gefordert, die Wohnzimmer sollen gegen Osten oder Westen gerichtet sein, während für das vor dem direkten Sonnenlicht zu schützende Arbeitszimmer und für das nur kurze Zeit immer benutzte Eßzimmer die mehr gegen Norden gerichtete Lage empfohlen wird. Die Wirtschaftsräume sollen grundsätzlich von den Wohnräumen getrennt sein, ebensowohl der Herrschaft wie der Dienstboten wegen, am besten so, daß sie in einem Anbau zu ebener Erde untergebracht werden. Auch gilt es endlich wieder als anständig, die Wirtschaftsräume bequem und reichlich anzulegen. Die Haupträume sollen im allgemeinen zu ebener Erde liegen, so daß sich die Wohnzimmer unmittelbar auf den Garten öffnen und diesen gewissermaßen in das Haus mit hineinziehen. Im ersten Stock haben im wesentlichen nur die Schlafzimmer und Fremdenzimmer ihren Platz, so daß die Treppenbenutzung nach Möglichkeit beschränkt wird. Wie in den Anlagen alter herrschaftlicher Sommerhäuser, die das Haus stets unmittelbar mit dem Garten in Verbindung zu setzen wußten, so soll auch im modernen Landhausbau der Garten, in der Nähe des Gebäudes wenigstens ein halb architektonischer Bestandteil des Hauses sein, damit für das Wohngefühl eine untrennbare Einheit besteht. Im Garten soll, ohne jede Künstlichkeit und Vergewaltigung, durch geradlinige Anlage der Wege, durch Überwindung aufsteigenden oder abfallenden Terrains mittels Terrassenbildung und durch Verbannung alles bloß Repräsentativen und Spielerischen ebenfalls eine höhere

architektonische Ordnung hergestellt werden. Die Zimmer sollen nicht übermäßig hoch angelegt werden und nicht mehr Türen enthalten als praktisch notwendig ist. Auch soll mit der aus dem schlechten Mietshaus stammenden Gewohnheit gebrochen werden, wonach unter allen Umständen eine „Flucht von Zimmern" hergestellt wird. Bei der Belichtung der Räume ist mehr auf die wünschenswerte Wirkung zu sehen, als darauf, ob sich die Fensteröffnungen nach außen irgendeinem repräsentativen Stilschema gemäß darstellen. Den Wänden im Inneren sind von vornherein Wandschränke und andere Gelasse einzubauen, und es sind die einzelnen Räume im Grundriß gleich von den Hauptmöbelstücken aus zu denken; das Arbeitszimmer, zum Beispiel, vom Schreibtisch aus, das Schlafzimmer von den Betten aus, das Musikzimmer vom Flügel aus, und so weiter. Wie denn das Landhaus in jeder Weise wie ein Gebäude zu behandeln ist, in dem die Familie heimisch ist, mit dem sie organisch verwächst. Nicht individuell in dem Sinne, daß jedes kleine und kleinliche Sonderbedürfnis befriedigt wird, ist das moderne Landhaus zu bauen, aber in dem Sinne, persönlich, daß die aus modernen Lebensformen sich ergebenden Zweckmäßigkeiten zu Bauprinzipien erhoben werden. Es ist dem Sachlichkeitsgedanken die Herrschaft einzuräumen, dergestalt, daß zuerst all das Falsche und Häßliche beseitigt wird, das bisher die Architekten, Landschaftsgärtner und Dekorateure vereint geschaffen haben und daß sodann, auf Grund einer wahrhaft lebendigen Einsicht in vernunftgemäße Bedürfnisse, ein neuer Landhaustypus geschaffen wird. Ein Typus, der unendlich variationsfähig ist, dem aber Grundsätze zugrunde liegen, die jede Sinnwidrigkeit in der Gestaltung von Haus und Garten unmöglich machen, die jedes Detail zum Ganzen stimmen und die den natürlich empfindenden Architekten wieder zum Alleinherrscher, zum Generaldisponenten ernennen.

Die Baugrundsätze, die für die in Reihen und Gruppen zusammengefaßten Einfamilienhäuser gelten, müssen sich, wie man leicht sieht, in der Mitte ungefähr bewegen zwischen diesen flüchtig nur skizzierten Forderungen für das freistehende Landhaus und denen des städtischen Mietshauses. Denn das Reihenhaus ist sowohl ein Mietshaus wie ein Eigenhaus. Die Frage guter Besonnung hängt bei Reihenhaus und beim Gruppenbau hauptsächlich von der Lage des Terrains und von der Straßenführung ab. In diesem Sinne ist der Architekt, der die Ortsanlage festlegt, schon Baumeister auch der einzelnen Gebäude. Wie im Mietshaus muß im Reihenhaus Rücksicht darauf genommen werden, daß die Mieter wechseln, das heißt: es muß ein für jedermann passendes Schema gefunden werden. Andererseits ist aber auch in diesem Fall sehr wohl die grundsätzliche Trennung von Wohn- und Wirtschaftsräumen möglich und es kann auch eine bequeme Öffnung der Wohnräume auf den Garten erreicht werden. Jedenfalls läßt sich selbst auf der Grundlage des Kompromisses, den das Reihenhaus nun einmal bedingt, alles Ungesunde, Unbequeme und Häßliche, es lassen

sich die Nachteile des Mietshauswohnwesens vermeiden. Mehr als beim Reihenhaus natürlich noch beim Gruppenbau, der nur vier bis acht Einfamilienhäuser mit ihren Gärten organisch zusammenfaßt.

Der architektonische Aufbau der einzelnen Typen ergibt sich aus den angedeuteten Grundsätzen fast von selbst. Eine notwendige Folge gesunder Sachlichkeit ist es, zum Beispiel, daß der Architekt Sinn für eine vernünftige und reinliche Materialverwendung zeigt; und es verbieten diese Prinzipien geradezu die Verwendung lügenhafter, imitatorisch gewonnener Schmuckformen. Freilich bieten diese Grundsätze dann aber auch keineswegs schon Gewähr dafür, daß nun gleich mit rechtem Kunstgefühl gebaut wird. Sehr oft geht das Kunstgefühl zwar im Gefolge sachlicher Vernunft einher; notwendig wird es von dieser aber nicht nach sich gezogen. Selbst wenn die Sachideen durchdringen, ist darum nicht gesagt, daß wir auch schon eine künstlerisch verfeinerte ländliche Bauweise gleich wieder haben. Wendet sich der Wille zum Sachgemäßen an die Logik, an die Vernunft, an das Selbstgefühl und an den Kulturwillen, so ist das Kunstgefühl ein Produkt der lebendigen Empfindung für Rhythmus, Melodie und Formenverhältnis. Wo es sich darum handelt, die zweckvoll guten Bauverhältnisse auch künstlerisch abzuwägen, die Formen nicht nur rationell zu gestalten, sondern auch charakteristisch schön, die Massen nicht nur vernünftig anzuordnen, sondern auch ästhetisch bedeutend und monumental, da wirken dann noch andere Kräfte mit, die über die Gebiete der Nutzbaukunst hinausweisen und die darum ihren Entstehungsbedingungen und ihren modernen Entwickelungsschicksalen nach besonders betrachtet sein wollen.

Suggestivtherapie/ von Leo Hirschlaff

Die Suggestivtherapie steht wieder einmal im Begriffe eines sanften Todes zu entschlummern . . . . .

Wer die Geschichte des Hypnotismus kennt, die ja bis auf die ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes zurückführt, weiß, daß das Interesse der Wissenschaft für die therapeutische Anwendung der Hypnose und Suggestion bisher noch immer starken Wellenbewegungen unterworfen war. Überblickt man zum Beispiel nur die Kulturperiode dieser Geschichte, so bedeuten die Periode des Tempelschlafes in Griechenland und im römischen Reich, die Zeit der Kabbala, das Auftreten des Paracelsus und seiner Schule, die Lehren Mesmers und Braids die Gipfel der Wellenlinien, zwischen denen tiefe und ausgedehnte Täler der Interesselosigkeit und der Verkennung der Suggestionslehre liegen. Die letzte geschichtliche Erregungswelle, in deren Ablauf wir heute noch stehen, datiert bekanntlich von dem Auftreten der sogenannten Nancyer Schule, deren Begründer Liébault, und der Pariser Schule, deren Mittelpunkt Charcot war. Diese letzte Erregungswelle, deren Flut eigentlich erst durch den Laienmagnetiseur Hansen nach Deutschland gelenkt wurde, und die in den beiden letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts das lange geschwundene Interesse an der Suggestivtherapie in praktischer und theoretischer Hinsicht wieder zur Blüte brachte, ist, wenn nicht alles trügt, jetzt bereits wieder im Begriffe, im Sande zu verlaufen.

Dieses Mal allerdings nicht so spurlos und klanglos, wie in den früheren Zeiten. Denn die ebenso begeistert gepriesene wie heftig angefeindete Suggestivtherapie hat die Anregung gegeben zur Entwicklung einer völlig neuartigen Disziplin der Krankenbehandlung, der modernen Psychotherapie. Mit seltener Einmütigkeit münden alle Veröffentlichungen der neueren Literatur, soweit sie das Gebiet der suggestiven Therapie betreffen, mögen sie von Freunden oder Gegnern des Hypnotismus stammen, in dem breiten Fahrwasser der psychotherapeutischen Bestrebungen, denen alle Hoffnungen und Aussichten der psychischen Krankenbehandlung schlechthin zugewiesen werden. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan . . . .

Ist diese Entwicklung berechtigt? Soll die Suggestivtherapie wieder einmal vom Schauplatze abtreten, um längere Zeit ein Aschenbrödeldasein zu fristen und dann wiederum auf den höchsten Thron erhoben zu werden? Oder sollte es nicht vielmehr endlich an der Zeit sein, wie Raymond, der Nachfolger Charcots an der Pariser Salpétrière, schon auf dem zweiten internationalen Kongresse für

Hypnotismus im Jahre 1900 verkündete, daß der Hypnotismus „une branche légitime de la neurologie“ werde?

Lassen wir, um diese Frage entscheiden zu können, die hypnotische Literatur des letztvergangenen Jahres in ihren bedeutsamsten Veröffentlichungen Revue passieren, so sehen wir hier noch jede Nuance der Anhängerschaft und Gegnerschaft gegenüber dem Hypnotismus zu Tage treten.

In dem vortrefflich angelegten Handbuche der Neurologie von Lewandowsky (Berlin, Julius Springer gibt Mohr (Koblenz) eine eingehende Schilderung der Anwendung der Hypnotherapie. Er vertritt eine mehr konservative Richtung des Hypnotismus, die im allgemeinen an dem Standpunkte der Nancyer Schule festhält. So definiert er zum Beispiel die Suggestionsbehandlung als diejenige psychische Behandlungsmethode, bei der unter bewußter Heranziehung teils adäquater, teils inadäquater Mittel in einem Individuum die Heilung dadurch erzeugt wird, daß man die Vorstellung von dem Eintritt der Heilung intensiv erweckt. Diese Auffassung bedeutet einen Rückschritt gegenüber der lichtvollen Aufklärung, die Lipps in die Psychologie der Suggestion hineingetragen hat, und wonach die Suggestion als die Erzielung psychischer Wirkungen ausschließlich durch inadäquate Mittel definiert wird. Es ist auch in der Tat nicht abzusehen, wie sonst die Psychotherapie von der Suggestionstherapie abgegrenzt werden könnte, wenn nicht der einen die adäquaten Mittel der Hoffnung, Belehrung, Überzeugung und andere mehr, der anderen aber die inadäquaten Mittel der Illusion und Halluzination zugeteilt werden. Über diesen Unterschied, der für die Stellung der Hypnotherapie in der modernen Wissenschaft grundlegend ist, wird unten noch weiteres gesagt werden müssen. Was aber das Zustandekommen der Heilung durch die Erregung der Erwartung der Heilung betrifft, eine Auffassung, die den Theorien Molls und Forels entnommen ist, so ist schwer ersichtlich, inwiefern diesem an sich anzuerkennenden, seelischen Heilfaktor eine besondere Rolle gerade bei der Suggestivtherapie zufallen sollte. Jede ärztliche und nichtärztliche Therapie rechnet selbstverständlich mit dieser Erwartung, deren Vorhandensein besonders in der Therapie der nervösen Erkrankungen als eine conditio sine qua non bezeichnet werden kann. Aber ob auf deren Konto allein auch nur eine einzige, tatsächlich vollzogene Heilung gesetzt werden kann, ist mir wenigstens immer sehr zweifelhaft geblieben.

Zu den konservativen Anschauungen auf dem Gebiete des Hypnotismus rechne ich auch die Auffassung Mohrs von den Beziehungen der Hypnose zur Hysterie. Freilich gibt es keinen strittigeren Punkt der Lehre als diesen. Während Charcot glaubte, daß die spezifischen Erscheinungen der Hypnose an das Vorhandensein einer manifesten oder latenten hysterischen Konstitution geknüpft seien, meint Mohr mit Moll und Forel und den Anhängern der Nancyer Schule, daß es leicht sei, bei den meisten Menschen etwas zu finden, was bei einigem guten

Willen als Zeichen der Hysterie gedeutet werden kann. Ganz gewiß! Aber das Bild der angeborenen hysterischen Konstitution, mag sie latent oder manifest sein, ist doch für den aufmerksamen Neurologen in den allermeisten Fällen ein so überaus charakteristisches, daß die Diagnose der Hysterie über den Ausdruck einer bloßen Verlegenheitsphrase hinausgewachsen sein sollte. Die Krämpfe, die mit mehr oder minder erhaltenem Bewußtsein einhergehen, von den einfachsten Schwindelanfällen bis zu den Wein- und Schreikrämpfen und den imposanten Erscheinungen der grande hystérie, die akute Stimmlosigkeit im Gefolge von Aufregungen, die mannigfachen Bewegungsstörungen vom Zittern und den vielerlei Tics bis zu den Lähmungen funktioneller Art, die Gefühlsstörungen und die zahlreichen objektiv nachweisbaren Störungen der Sinnesfunktionen, deren stigmatische Natur zu Unrecht von den modernen französischen Autoren wie Babinski und anderen bestritten wird, die abnorm intensiven körperlichen Folgewirkungen seelischer Einflüsse, die psychische Labilität mit ihren vielfachen abnormen Reaktionen des Gemüts- und Willenslebens und so fort: gibt es denn überhaupt ein charakteristischeres Bild, das mit größerer Zuverlässigkeit ärztlich diagnostiziert werden könnte? Wo eine Häufung von anamnestischen und objektiven Erscheinungen der geschilderten Art bei sorgfältiger Untersuchung nachgewiesen wird, dürfte man wohl berechtigt sein, eine angeborene hysterische Konstitution anzunehmen. Und es ist eine auffallende Erscheinung, daß der Umfang der hypnotischen Phänomene, die an einem Individuum hervorgerufen werden können, in einem strengen Parallelismus steht zu den Äußerungen und Eigenschaften der so skizzierten hysterischen Konstitution. Die spezifische Hypnose, die spezifische Suggeribilität sind eben geradezu als Äußerungen der hysterischen Konstitution anzusehen.

Eine Verschiebung erleidet dieser Standpunkt freilich, sobald man anfängt, die Begriffe der Hysterie, der Hypnose, der Suggestion zu verallgemeinern und zu verwässern. Ebenso wie es nicht berechtigt ist, von einer hysterischen Konstitution zu sprechen, wo nichts anderes wie zum Beispiel Eigensinn, Unvernunft oder Koketterie an einem Menschen auffallen, ebenso sollte es als unzweckmäßig anerkannt werden, von Hypnose und Suggestion zu sprechen, wo nicht typische Erscheinungen spezifischer Beeinflussung vorliegen. Daß ein Mensch von einem anderen seelisch beeinflußt werden kann, daß Befehle, Hoffnungen, Belehrungen, Überzeugungen, Erwartungen und so weiter unser Seelenleben verändern und dirigieren, ist eine alltägliche Erfahrung, die die Erziehung, die Religion, die Ethik, das Gemeinschaftsleben jeden Augenblick bestätigen. Wozu aber soll es dienen, für diese allbekannten Tatsachen den Namen der Suggestion zu mißbrauchen?

Was Hypnose und Suggestion in ihrem ursprünglichen, spezifischen Sinne bedeuten, läßt sich leicht zeigen, wenn man die Entstehungsgeschichte dieser Wissenschaft im Auge behält. Die Hypnose in ihrer eigentlichen Bedeutung ist

ein krankhafter Zustand, dessen Eintritt von dem Vorhandensein gewisser abnormer, psychophysiologischer Bedingungen abhängig ist, wie sie eben in der hysterischen Konstitution verwirklicht sind. Die charakteristischen Erscheinungen der Suggestion beziehungsweise Suggeribilität aber sind lediglich die halluzinatorischen Beeinflussungen (der Sinneswahrnehmungen und Willensimpulse), die in der somnambulen Hypnose hervorgerufen werden können. Was sonst noch auf diesem Gebiete existiert, trägt den Namen der Hypnose und Suggestion im strengeren Sinne des Wortes zu Unrecht. Es sind pseudohypnotische und pseudosuggestive Erscheinungen, die in ihrem Wesen gewisse Ähnlichkeiten mit den eigentlichen hypnotisch-suggestiven Phänomenen aufweisen, die aber — genau betrachtet — nicht in das Gebiet des krankhaften, sondern durchaus des normalen Seelenlebens hineingehören.

Wenn diese Lehre, die ich schon vor mehr als einem Jahrzehnt vertreten habe, noch heute nicht allgemein anerkannt wird; wenn man auch heute noch bei Freund und Feind das Bestreben vorfindet, der therapeutischen Hypnose und Suggestion mystische Kräfte anzudichten, die ihr nimmermehr zukommen, wie zum Beispiel einen krankhaft gesteigerten Willen (Schaffer), eine besondere Luzidität des Gedächtnisses (Vogt, Hilger, Loewenfeld und andere), eine außerordentliche, wie übernatürlich erscheinende, mit der Macht eines Blitzes eintretende Wirkung (Kern) und dergleichen mehr: so liegt das meines Erachtens daran, daß man bei der Wertung der Aussagen der hypnotisierten Versuchspersonen die Konstitutionsfrage zu sehr vernachlässigt hat. Ich möchte auf Grund eingehendster Beobachtungen auf diesem Gebiete drei Gruppen von Konstitutionen unterscheiden, deren Leistungen in der Hypnose völlig verschieden beurteilt werden müßten. Bei den normalen, gesunden, nicht latent oder manifest hysterischen Individuen sind tiefere hypnotische und suggestive Einwirkungen von spezifischem Gepräge unmöglich. Leichtere Urteilstäuschungen vorübergehender Art lassen sich erzielen, je entwickelter das Phantasieleben der Versuchspersonen und je mehr diese in der psychologischen Experimentation geübt sind; im übrigen aber beschränkt sich hier, von kleinen Überrumpelungsscherzen abgesehen, der Kreis der realisierbaren Erscheinungen in der Hypnose auf diejenigen Leistungen, die bei gutem Willen auch im Wachzustande jederzeit aktiv hervorgerufen werden können. Wenn anscheinend ein tiefer Schlaf zustandekommt, so handelt es sich nicht um einen hypnotischen, sondern um einen natürlichen Schlaf. — Bei den Hysterischen treten die spezifischen Erscheinungen der Hypnose in Reinkultur hervor; freilich nicht etwa bei allen, sondern nur bei einem kleinen Prozentsatz, der fünfundzwanzig bis dreißig Prozent der Hysterischen kaum übersteigt. Die nicht spezifischen Erscheinungen aber, die in den oberflächlichen Hypnosen der Hysterischen erzielt werden können, sind in ihren Äußerungsformen mehr oder weniger verzerrt, entsprechend der mangelnden Selbstkritik und der Unzuverlässigkeit, die die Aussagen der Hysterischen stets auszeichnet. —

Die dritte Gruppe endlich bilden die Psychopathen, die mit einem mehr oder minder ausgeprägten Schwachsinn der Urteilsfähigkeit eine fanatische Vorliebe für die abwegigen Erscheinungen des Lebens verbinden, mögen sie nun Magnetismus, Okkultismus, Spiritismus oder dergleichen heißen, um bei unserem Gebiete zu bleiben. Wer mit Personen dieser Gruppe Versuche in genügender Zahl angestellt hat, weiß, daß es keine Erscheinungen hypnotischer und nichthypnotischer Art gibt, die hier nicht beobachtet werden können, vom Tischrücken angefangen über die halluzinatorischen Erscheinungen der Suggeribilität sogar im Wachzustande bis zu den hellseherischen Phantasieprodukten. Es scheint mir ganz sicher, daß die Leistungen der Hypnose, wie sie in der Literatur geschildert werden und wie sie leider noch immer in dem Bewußtsein der großen Masse des Publikums und der Ärzte sich spiegeln, nicht in genügendem Maße freigehalten worden sind von den fälschenden Aussagen, zu denen hysterisch und psychopathisch veranlagte Personen ihre unkritische Geistesverfassung und ihre fanatische Voreingenommenheit verleitet.

Hält man an dieser Differenzierung fest, so wird man zu der Konsequenz gelangen müssen, daß die Erscheinungen der spezifischen Hypnose und Suggestion nur eine recht untergeordnete therapeutische Bedeutung besitzen. Ich möchte nicht so weit gehen wie Ziehen, der die Hypnose bei Hysterischen für kontraindiziert erklärt; aber ich möchte doch zugeben, daß selbst die Therapie der Hysterie mit geringen Ausnahmen auf die eigentlichen suggestiven und hypnotischen Einwirkungen im engeren Sinne des Wortes Verzicht leisten kann, ja sogar meist Verzicht leisten sollte, im Interesse der Kranken. Dagegen sind die pseudohypnotischen und pseudosuggestiven Maßnahmen wohl geeignet, in der Therapie der funktionellen Nervenkrankheiten mit Erfolg angewendet zu werden, da wir hier nur mit den allgemein wirksamen, normalen seelischen Faktoren arbeiten, wie sie auch sonst bei jeder Art der Krankenbehandlung gebräuchlich und erlaubt sind.

Und damit sind wir an den Kern des Problemes gelangt. Sind die therapeutisch wertvollen und einzig zulässigen Faktoren der Hypno- und Suggestivtherapie von der Art der normalen Erscheinungen des Seelenlebens, wozu bedarf es dann noch dieses traditionellen Vehikels, um psychotherapeutisch auf unsere Kranken einzuwirken?

Es sind vornehmlich drei Strömungen der modernen Auffassung, die zu dieser Frage Stellung nehmen. Cramer (Ärztliche Fortbildungskurse, Oktober 1910) gibt in seiner neuesten Auslassung, ebenso wie auch schon früher, der Meinung Ausdruck, daß die Hypnose für die Behandlung der Nervösen überflüssig sei; er habe sich von einem Erfolg dieser Therapie nie überzeugen können, obwohl er vor längeren Jahren viel hypnotisiert habe. Der Grund seiner Gegnerschaft ist, daß er die Hypnose für einen einschneidenden Eingriff hält,

weil durch jede Art von Hypnose ein veränderter Gehirnzustand geschaffen werde, der sich von dem, was man einen gesunden Gehirnzustand nennt, recht weit unterscheide.

Aus ähnlichen Gründen ist Dubois (Die Psychoneurosen und ihre seelische Behandlung, Bern, A. Francke, 1910) stets als ein enragierter Gegner der Hypnose aufgetreten. Er kämpft gegen die Suggestion als gegen eine inadäquate, auf logische Motivierung verzichtende, pathologische Art der seelischen Beeinflussung und will an deren Stelle die Persuasion, die Heilung durch Überzeugung, setzen.

Abweichende Erwägungen sind es, die Freud (Sammlung kleiner Schriften aus den Jahren 1893—1906, Wien, L. Deuticke, 1911 u. v. a.) allmählich aus einem Anhänger zu einem Gegner der Hypnose gemacht haben. Nach ihm ist die Hypnose ein launenhaftes und sozusagen mystisches Hilfsmittel, das nur bei einem Bruchteile seiner Patienten Erfolge zeitigte, während die von ihm inaugurierte psychoanalytische Methode, die jetzt auch in Deutschland an Boden zu gewinnen scheint, eine allgemein gültige und therapeutisch ungleich tiefer greifende Methode sein soll. In seiner geistreichen Art definiert Freud den Unterschied der suggestiven und analytischen Technik in der gleichen Weise wie Lionardo da Vinci den Gegensatz zwischen der Malerei und Skulptur zu veranschaulichen suchte. Die Malerei arbeite per via di porre, indem sie Farbenhäufchen hinsetze, wo sie früher nicht waren, nämlich auf die nicht farbige Leinewand; die Skulptur dagegen gehe per via di levare vor, indem sie vom Stein soviel wegnehme, als die Oberfläche der in ihm enthaltenen Statue noch bedecke. Ganz ähnlich suche die suggestive Technik per via di porre zu wirken, sie kümmere sich nicht um Herkunft, Kraft und Bedeutung der Krankheitssymptome, sondern lege etwas auf, die Suggestion nämlich, von der sie erwarte, daß es stark genug sein werde, die pathologische Idee an ihrer Äußerung zu hindern. Die analytische Methode dagegen wolle nicht auflegen, nichts Neues einführen, sondern wegnehmen, herausschaffen, und zu diesem Zwecke bekümmere sie sich um die Genese der krankhaften Symptome und den psychischen Zusammenhang der pathologischen Idee, deren Wegschaffung ihr Ziel ist. Dazu komme, daß die Hypnose den Widerstand der Patienten nicht erkennen lasse, mit dem die Kranken an ihrer Krankheit festhalten, und dem Arzte die Einsicht in das Spiel der psychischen Kräfte verwehre.

Nach der oben gegebenen Darstellung ist es klar, daß diese mannigfachen Einwände gegen die hypnotische Therapie unzutreffend sind. Cramer und Dubois kämpfen gegen Windmühlen, wenn sie meinen, daß der hypnotische Zustand sich vom normalen Gehirnzustande unterscheide, oder daß die therapeutische Suggestion auf anderen Voraussetzungen beruhe wie die Persuasion. Die

oberflächliche Hypnose — und nur diese kann therapeutisch ernstlich in Betracht kommen —, stellt einen harmlosen Ruhezustand dar, der zwar für das Nervensystem der Patienten überaus nützlich und wirksam gestaltet werden kann, dem aber alle spezifischen Bewußtseinsveränderungen, alle die mystischen Experimentalphänomene, die in der tiefen Somnambulhypnose realisiert werden können, schlechterdings abgehen. Therapeutisch wirksam ist ferner nicht die spezifische Suggestion, die dem Patienten halluzinatorische Verzerrungen der Wirklichkeit vorspiegelt, sondern lediglich die psychotherapeutische Suggestion, die mit den gesamten normalen Faktoren des Seelenlebens rechnet und die sich nicht damit begnügt, die Abgründe des Seelenlebens zu überkleben und mit Augenblickserfolgen zuzudecken, ohne wirkliches organisches Besitztum zu schaffen, wie Marcinowski ähnlich der Freudschen Darstellung sich ausdrückt. Was endlich die Vorwürfe Freuds anbelangt, daß die Hypnose sich nicht um die Herkunft, Kraft und Bedeutung der Krankheitssymptome kümmere, so resultiert diese auf einer völligen Verkennung der modernen suggestivtherapeutischen Praxis beruhende Behauptung vorzugsweise aus seinem speziellen System der Erklärung der Neurosen aus sexuellen Kindheitserinnerungen, das zu widerlegen hier nicht am Platze ist. In dieser Hinsicht möge es genügen, auf die vernichtende Kritik hinzuweisen, die kürzlich Aschaffenburg, Isserlin, Cramer, Hoche, Oppenheim und andere gegenüber der psychoanalytischen Methode Freuds geübt haben. Der Einwand der Launenhaftigkeit oder beschränkten Anwendbarkeit der hypnotisch-suggestiven Therapie trifft jedenfalls nicht zu auf die pseudohypnotische und pseudosuggestive Therapie, wie sie oben geschildert wurde, da dieser irgendwelche Grenzen der Technik nicht gezogen sind.

Als Ergebnis der obigen Darlegungen darf festgestellt werden, daß die Suggestiv- und Hypnotherapie wohl wert sind als dauernde Bereicherung der neurologischen Therapie beibehalten zu werden, wenn man sie in zeitgemäßem, psychotherapeutischem Sinne umgestaltet. Daß aber ein Bedürfnis vorliegt, die reine Psychotherapie im Wachzustande zu ergänzen und zu vervollkommnen durch pseudohypnotische und pseudosuggestive Maßnahmen, muß jeder zugeben, der seine Erfahrungen in der Praxis der Behandlung Nervöser vorurteilsfrei sichtet, da die Wirksamkeit dieser Faktoren, auch unabhängig von jeder mystischen Interpretation, unbestreitbar ist. Insofern begegnen sich Theorie und Praxis in dem Wunsche, die Suggestivtherapie neben der Psychotherapie oder, wenn man lieber will, als eine wertvolle und wirksame Anwendungsform dieser am Leben zu erhalten.

Das Rad der Zeit/ von Norbert Jacques

Von dem urhaften skandinavischen Gletscher, dessen Zwang den ersten Menschen bildete, bis zum schönen und ehrfürchtigen Abendschnee auf dem japanischen Hirayama, das ist nicht nur eine Reise, die um die Flanken der Welt geht, sondern tief in die Brunnen steigt und den Jahrtausenden der dunkel verzweigten Quellen nachgräbt, aus denen das Menschenblut stammt... und doch nur ein Jahr germanischen Geistes in sich faßt. Es ist eine Reise durch einige Bücher, und diese Bücher halten im Bogen ihrer innern Spannung Urzeit und Modernität klingend gefaßt. Es wäre zu wünschen, daß sie wie Pfeile tief und brausend in die Masse der Menschen flögen.

In zeitlosem Umfassen umwindet diese Bücher der eine urewige Kreis, der aus dem grundlos tiefen Brunnen der Sage des verlorenen Paradieses durch Zeiten und Rassen verstrahlt; aber er springt in hohem, freudigem Bogen aus ihnen in uns hinein, weil sie die Sprache und den Geist reden, der aus unserm Blute quirlte und wurde, und weil sie deshalb so wahr sind, daß wir erschauernd vermeinen, das innere klopfende, ringende Rauschen von Erlebnis, Vorstellung, Sprache, Gedanken — Zwang . . . zu vernehmen, die vor ihrer Form waren, und in denen die uralt junge Mythe jener herrlichsten verlorenen Gärten dämmert. Wir erleben — zum wievielten Mal? — den Tanz um die allein selig machende Gnade, die das Dasein des Dichters weiht, und hinter deren heiß begehrtem Fluidum das geheimnisvolle Etwas dunkel und hünenhaft, Beseligung versprechend steht, das über Empfängnis und Gestaltung hinaus dem Künstler das allmächtige und allgütige Prinzip alles Daseins ist. Was ist Vollbringen gegen das Gefühl, im Strahlungskreis dieses warmen, keimhaften Urschoßes zu sein?! Und gegenwartskalt und zukunftstot sind alle Werke, die außerhalb der Zone dieser Macht entstehn, weil dieser katholisch heiße Schoß heidnisch allumfassend die Summe der Vergangenheit, der Zusammenhänge und der Zukunft der Menschenrasse in sich birgt.

Wir fühlen die mutterhaft glühende Nähe dieses Urschoßes in der Geschichte, die Joh. V. Jensen, der sonst so heiß in der Gegenwart der Welt hängt, vom Menschen des ersten Gletschers geschaffen hat, in dessen Bildungen schon primitiv und miniaturhaft alle Entwickelungen eingezeichnet liegen, die dann die Arbeit von Jahrtausenden wurden. Hinter dem Menschen steht die Sage verlorenen Landes, das bis hoch in den Norden hinein satt und fruchtbar, weich und geil gewährend, überall Paradies und Schlaraffenland gewesen war und in dem der Mensch in dumpfer, stillstehender Sättigung lebte, in seinen Instinkten noch nicht vom Tier losgespalten.

Und dann kam die Katastrophe des Gletschers, der der Erde Winter und Vernichtung und den Kampf der Jahreszeiten brachte. Alle Stämme nahmen

diese Katastrophe, versättigt wie sie waren, widerstandslos auf, flüchteten südwärts, und nur der Jüngling Dreng, in ersten selbständigen Regungen, zieht gegen den Gletscher in den Kampf, leidet Hunger, Kälte, Widerstand. Seinen einäugigen Leib zeichnet noch das Streiten Brust an Brust mit dem Tier. Aber zum erstenmal beim Menschen beginnt der Kampf ums Dasein anstelle des Zwecks zu treten. Die Intelligenz setzt als Hilfe ein, primitiv, dann bewußter; die Zweiheit bereichert das Leben; aus der Moles des Tierhaften dämmert das Gemüt auf und der erste Mensch stirbt in feierlichem Schmollen, in prophetisch erregtem Vergrabensein, eng in den Schoß der Erde geklemmt, zwischen Schollen und dem Feuer, der ersten Macht, die sich seiner Schöpferkraft entrang.

Er wird die Mythe Allvater, die Mythe Wodan, die Mythe Gott. Seine ferne, in heiligem Verdämmern wachsende Existenz machen die einen sich eigennützig dienstbar, weil die andern sie als religiösen Ausgleich des innern seelischen Bewußtseins gegen ihr äußeres von Gegenwart und Arbeit ganz erfülltes Dasein zu einer überirdischen Gewalt erhoben haben.

Geschlechter und Jahrhunderte gedeihen und es kommt wieder ein einzelner, Hvidbjörn. Und nicht mehr der dunkle Zwang der Auflehnung treibt ihn aus der Gesellschaft. Ihn fällt die bewußte Macht der Liebe an. Liebeskraft führt ihn in der rauhen Einsamkeit seinem reichen selbstschöpferischen Leben zu, und zur nackten Notwendigkeit gesellt sich das Fünkchen Sehnsucht, denn das Paradies ist schon seit Jahrhunderten untergegangen, und die Sage seiner süßen und fernen Gefilde steht schon frühlingshaft gährend im Blut der Menschen. Die Sehnsucht erfindet das Schiff. Es trägt zu jenem Stamm, der sich einst vom Allvater Dreng getrennt hatte und der unter weichern Bedingungen schlapp, faul, unzüchtiger, widerstandsloser aufgewachsen war und die Musik erfunden hatte, als den verrucht konkreten und unmittelbar gestaltenden Ausdruck innerer Erregungen. Die Rassen hatten sich zu bilden begonnen. Die Welt war in Entwickelung gekommen, allüberall.

Dreng starb im Feuer, das er erfunden hatte und das ihm die prophetischen Höhepunkte seines Daseins gab. Hvidbjörn starb auf dem Schiff, das er erfunden hatte und das ihm, dem ersten Wikinger, Länder und Küsten gefügig gemacht hatte. Beide umwob die Legende, und sie, die eigentlich nur Meilensteine am Wege der Entwickelung der Rasse waren, wurden den Völkern wie fern und einsam in den grauen Gefilden der Zeiten stehende Säulen, um deren Häupter Erschaffen und Werden als heilig mysteriöse Wolkenkränze standen. Aus der Notwendigkeit war die Arbeit zu einer frommen und fröhlichen Feier geworden, und das Instrument des letzten Gottes, das Schiff, wurde das urhafte Signum des Gedankens, der einst die Welt erobern sollte. Aber an den Säulen der beiden heidnischen Götter vorbei führt der Weg zu dem fernen blauen, Berg, aus dessen Schoß es einst von Urmensch, Sattheit und Natur, von

Gewähren, Wärme und schweren Pflanzen quoll, bevor die harte Eiszeit kam, um den Menschen zu schaffen. Sie schuf ihn, ohne ihn von seiner Vergangenheit zu lösen, denn das ist seine Seele, daß er das Bewußtsein der Dinge hat, die alle ihm einst waren und daß er unzertrennbar mit ihnen zusammenhängt. Er muß sie, die er verloren hat, immer wieder suchen. So wurde aus der Mythe die Sehnsucht. Die Sehnsucht aber warf den Menschen in den Kampf des rastlosen Strebens, das die Hoffnung der Wiederkehr in die verlorenen Paradiese in sich trägt und schuf so jenes mächtige Gesetz der Entwickelung, aus dem Fortschritt, Zeiten und Völker strömen.

Der Gletscher von Joh. V. Jensen aber ist die Keimgeschichte dieses hünenhaftesten unserer Gesetze, von dem uns scheint, daß grade unsere Zeit es mit einer Wucht erfüllt, die uns über alle vergangenen Perioden der Menschheitsgeschichte hinaushebt.

Die Erfüllung dieses Gesetzes aber brachte als höchstes Ergebnis den Weltverkehr, der die Entfernungen aufhebt, die Küsten mit märchenhaftem Spiel aneinander heranbringt, daß sich die Menschen und die Dichter mit kaum mehr als einer kleinen Willensanstrengung zu erheben brauchen, um auf dem Weg an der Sage des verlorenen Paradieses entlang dorthin zu gelangen, wo sie den Garten ihrer Sehnsucht bereitet glauben.

In dem durch soviel Zeit und Entwickelung geflossenen Menschengeist hat sich der Betrieb der inneren Regungen, der Eindrücke, der Wünsche, der Sehnsucht raffiniert und fein und vieltausendfältig verädert, ist rundum gewachsen, und oft sind die Veräderungen wie auf sich selbst zurückgekrochen, so daß es möglich wurde, daß einen Menschen die Sehnsucht nach dem gesuchten Paradies eines andern erfassen kann.

Weiß Gott, daß man im Streben der meisten Kunsthistoriker wenig von dem verspürt, was hier dargestellt wird. Aber es gilt trotzdem für den deutschen Kunsthistoriker (gib mir ein anderes Wort, lieber Gott), der an einem Vorfrühlingstag auf dem Kapdampfer losfuhr, um durch Portugal nach Madrid zu gelangen und dort seiner Sehnsucht um den großen Velasquez Erfüllung zu suchen. Das tat er nun nicht mit erstens, zweitens, drittens, sondern er schrieb ein malerisches und inniges Buch, worüber merkwürdigerweise manche Leute sehr in Aufruhr gerieten, als sei es unstatthaft, auch mit menschlichem Gemüt, dichterischer Phantasie und einem schöpferischen Temperament sich Kunstwerke zu eigen zu machen. Weil Meier-Gräfe (Ihr wißt ja schon: Greco contra Velasquez, oder eine: Spanische Reise) dies tat, deshalb gehört er in den Kreis dieser Sucher, welche dichterische Sehnsucht erfaßt hat, die mit urhafter Plumpheit schon in Drengs Lebensabend war und aus diesem Brunnen der Menschheit bis zu der Höhe unserer eisernen Brückenkonstruktionen und unserer eisernen Maste steigt.

Meier-Gräfe geht also Velasquez nach Madrid suchen. Ihm stehn diese erwarteten Bilder nicht da, hinter Bergen von bereitem Wissen, als Objekte einer nackten Gelehrtheit. Sie sind eingewickelt in die nervösen Verstrahlungen, in die Bündel unfaßlicher Hemmungen, in die Grüfte von Sehnsucht, in die Schluchten von Ehrfurcht und Furcht, kurzum, sie sind ihm vermengt mit zarten Erwartungen, starken Selbstverständlichkeiten, mit Scheu und mit allen den vielen Unbegreiflichkeiten, die das Leben eines empfindsamen Menschen ausmachen. Er vermag nicht direkt drauf zuzugehen. Das Leben im allgemeinen soll um ihn stehn bleiben und heimlich erwartet er dann, plötzlich, die Hände hoch, die Augen voll Schauer geschlossen in Velasquez zu versinken, wie in eine Gruft der Wonnen und Lüste. Das ist Gelehrsamkeit mit Temperament, mit Nerven und mit Religiosität — mit Romantik des Gemüts, mag sein — aber dafür findet diese Sehnsucht oft die unerwarteten, traumhaft beglückenden Erfüllungen, die dem quadratischen Selbstbewußtsein der meisten unserer Museumsfahrer sehr versagt bleiben.

Langsam, zwischen Stierkämpfen, zwischen Zögern und innerm Streit, zwischen Straßenerlebnissen und gesellschaftlichen Dingen, setzt in der „Spanischen Reise" das Motiv Greco ein. Greco wird rasch der Held. Der Reisende, der Velasquez suchen gekommen war, fand einen andern und schaute diesen mit seinem eigenen Gefühl, das stärker wurde, als Willen, Wissen, Enttäuschung. Statt der Sehnsucht Velasquez' erfüllte sich ihm eine andere Sehnsucht, unerwartet, mit heißem Gewähren, von trunkener Phantasie — Greco. Erst ringt er zwischen Suchen und Gequältheit um ihn, bis es einmal über ihn hereinstürzt, wie ein beseligender Dammbruch. Greco! Greco! der Halbgott! Die alten Götzen sind zerschlagen, die neuen Tempel erheben sich auf hohen Gebirgen wonnesam beleuchtet. Die Zauber und Kräfte der Sprache wollen die Sehnsuchtspracht aus den alten Gemälden nehmen. Aus dem unbekannten Greco wird ein stürmisches Mysterium gemacht, das eine eigene Religion ist, in deren geistig flutenden Gefilden sich die Sehnsucht des Kunstgenießers wollüstig befriedigt.

Und Greco, der Überwinder Venedigs, wird immer weiter gepflegt, mit einer immer neu wachsenden Kraft des Schauens, Lust des Erschauens, mit oft neu verändertem Nehmen. Aus dem Künstler wird der Mensch geschält, die nackte, liebe, von der Sehnsucht gepeinigte Seele, die schon Dreng, der Allvater, auf dem skandinavischen Gletscher hatte, als er den Mythos des modernen Menschen vor grauen Jahrtausenden begann, da er zum Schluß seiner Tage singend anfing über sein Leben nachzudenken.

Dazwischen wächst das Land Spanien auf, seine Städte, ihre Kirchen und alten Paläste, Nonnenklöster, seine Menschen, die Prozessionen, Brücken, Gebirge, Tänzer, Zigarettenfabriken, Landschaften. Der Reisende erlebt das alles

bald mit heißem Nehmen, in Rausch und Glut, bald mit kritischem Ärger und Abwägen, während seine Reisegesellschaft hinter der Maske von Witz ihre Stimmungen und Verstimmungen, Einfälle, ihre Sehnsucht verbirgt . . . während ab und zu einer aus dem Kreis des deutschen Globetrottertums an den weltmännischen Meier-Gräfe in Spanien heranschlägt und mit snobistischem Raffinement von einer Petersburger Premiere zu einer neu entdeckten niggerhaften Tänzerin nach New York seiner inneren Unruhe Genüge suchen fährt. Und immer wieder zieht der Schriftsteller uns in die errungene Sehnsucht: Greco hinein, er selbst ein sehnsüchtiger Wissenschaftler, ein Kritiker voll Blut und Sturm, ein dichtender Gelehrter, der kalt und voll Kenntnisse, und heiß, voll Tiefe und Freude nehmen zu können, selbstschöpferisch seinen alten Malergott aufbaut.

Und wiederum der Kreislauf des Weltverkehrs und der alten Wünsche führt die Dichter den in der Ferne liegenden Küsten und Völkern zu. Hier arbeiten die Kontraste heimlich an den Wünschen mit, steigern ihr Verlangen, und die Dichter lieben es, die Länder aufzusuchen, deren Aspekt den malerischsten Gegensatz zu den Formeln bietet, in deren Hüllen sich das europäische Leben vollzieht. Die Fremdartigkeit ist das Reizelement, und Japan ist das Summum des Verlangens. Vielschreiber und Dichter fahren hin.

Dieses so reizvoll verschlossene fremdartige Dasein zu nehmen und zu genießen, das kein einziger Faden an unsere Entwicklung knüpft, machte sich Bernhard Kellermann zu den Inseln im Stillen Ozean auf. Er nennt diese trächtige Reise einen Spaziergang. Aber das ist ihm wahrscheinlich selber nicht so gemeint. Denn von diesen Dichtern ist er es, der am meisten gewußt hat, was er fände, und fand, was er gesucht hat, und deshalb ist sein Buch wohl auch das dichterisch am wenigsten markierteste geworden, das am barsten der Leidenschaft ist, weil es am wenigsten von jener unbestimmten Sehnsucht in sich trägt, die zu den erregendsten Enttäuschungen wie zu den erhebendsten Lüsten führen kann. Gewiß hat er diese Inseln freudig bereist. Bereit war er zu allem Genießen. Er war mit allen Sinnen offen und begierig für ihre poetisch kontrastlichen Seltsamkeiten. Aber das groß Dichterische, das über den Tag hinaus mächtig im Strom der Zeit Hochgehobene: wie dieses Land mit unsrer Gegenwart zusammenhängt, wie es seine alten bronzenen Verwurzelungen nach uns ausstreckt, freundlich oder feindlich, um die Anknüpfung an den Kampf der Zeit, der Völker, an Weltverkehr und Entwicklung zu bekommen, — das hat ihn gleichgültig gelassen. Er ist ganz eingefangen in die blumenhafte Sanftmut, die farbige Symbolistik, die Pizzicato-Mosaik aller Daseinsäußerungen, so weit sie aus dem seltsamen, drolligen, heimlich verzauberten Schoß der japanischen Zeiten als Kulturstand aufgeblüht sind. Und das schildert er, der fremdrassige Reisende,

weil er doch nicht ganz hineinglitt in diese Papierzimmer, Miniaturgärtchen, kraus gepflegten Menschlein, lieblich bärbeißigen Theater, mit einer so graziösen Mischung von Empfindung, Witz und Humor, mit einer so paschamäßig genießerischen und verweilenden Darstellungsgabe, daß auf ihn köstlich passen würde, was jener östliche Vielschreiber nach einer Japanreise an seinem Literatenstammtisch schamlos von sich sagte: „Wenn ich nicht daitsche Dichte wär, mecht ich Mikkado sein!" Mikado mit so viel tausend verliebten, kleinen Tanz- und Bewegungsornamenten von Weiblein, von Millionen von Glühkäfern und Lampions beschienen, ganz verwuschelt in das Surren der Samisen, umschattet und umzuckt von den grausen Stürzen der Tragödien, draußen die Landschaft in graziösem Prickeln, der Palast tausendzimmerig mit Matten und Fenstern aus Seide, über dem Meer, und alle Geheimnisse und alle Genüsse dieser krausen fremden gelben Seele einatmen, wie Alltagsluft.

Dieses Seltsame am Dasein Japans, das Kellermann unermüdlich immer offen in den Händen hinhält, das wurde Dauthendey zu etwas Geheimnisvollem, zu etwas blutend tief Fließendem, — zu der Mystik des Unterschieds von innerlichen Rassenentwicklungen. Von seinem Weltfahrertum haben wir nun außer den Novellen „Lingam" das feierlichste und innerlich prachterfüllte deutsche Reisebuch „die geflügelte Erde". Auch seine neuen Erzählungen „die acht Gesichter am Biwasee" sind aus der Fremde geholt. Sie bedeuten eine dichterische Steigerung der Reise Kellermanns. Denn Dauthendey erhebt Erlebnis und Schilderung zu Symbol und Schicksal. Mit tiefen lyrischen Schritten durchwandert er die Gefilde des Biwasees und bannt die Seele von Mensch und Landschaft in die aufglühende Form seiner deutschen Sprache. Wie unter Glasseen, zauberhaft verklärt und doch durch eine letzte Schicht gedeckt und entfernt, funkeln uns in Glut und Feuer Leidenschaft und Schicksale dieser fremden Rasse an, etwa wie in unbegreiflicher Assoziation zugleich Silhouette und in Licht hochgehobener Körper; der Dichter ist zu Ende immer Europäer, dem der letzte Hauch der gelben Empfindungen nicht spürbar wird; und der ihn doch intuitiv erschaffen kann. Die Liebe ist bei Dauthendey immer die Macht Erschafferin, die Mutter Schmerz, der Schoß Lust, der Kreislauf Sehnsucht. Manchmal, Distanzen angebend, starke Perspektiven schaffend, nähert er mit schöpferischem Griff abendländische Elemente der an ihrer Seltsamkeit für ihn heißtrunkenen östlichen Welt, zieht in dunkler Gewalt und Tragik auf dem großen Dampfer, der der Ausdruck der neutralen Kraft des Weltverkehrs ist, die Leidenschaft fremder Rassen zusammen und läßt den weißen, tief gemütserfahrenen Kopf der deutschen Greisin den Asiaten ehrfürchtig und geheimnisvoll leuchten, wie der Schnee am Hirayama, wenn der Abend das Meer seines milden Glanzes drüber ergießt. So bindet er das Rad zusammen, das aus dem Mythos unserer menschlichen Entstehung drehend, gewaltig und geheimnisvoll

zwischen seinen Speichen die Menschheit der Erde durch die Zeiten führt, eine in Kräften gespaltene Masse, welche die mystischen Wurzeln ihres Uranfangs doch in Eins zusammenhalten.

Theater des Erfolgs/ von Alfred Kerr

I.

Der Kritiker stand am offenen Fenster, eine Kritik zu diktieren, — die Nadeln von den Stämmen rochen herein wie Politur. Sein Koffer war gepackt. Das Haar der Schreiberin fiel über die Wangen. Er sprach: „Schlafen Sie nicht, spannen Sie sich — sonst überträgt es sich . . .“ Er fügte zu: „Ich diktiere das noch, dann will ich reisen.“ — „Wohin?“ — „Unterwegs weiß man es. . . Was kennen Sie von der Welt?“ Sie sprach: „Ich war einmal auf dem Rocher de Naye, bei Genf . . . bei Genf.“

Er begann zu diktieren: „Das Theater des Strebens wird verdrängt vom Theater des Erfolgs. Bald wird Berlin an pariser, sogar an londoner Zustände hart herankommen, wo nur das Wirksame, Leichtfaßliche . . .“

Draußen begann ein Geheul. Er unterschied, wer dabei war. Kranke Stimmen schweißkranker Literaten heulten in die bis dahin gute Luft. Der Schriftsteller hatte mitten im Krieg wider einen Wächter, der mit dicker Faust über Kunstwerke zu schalten sich unterstand, ein Epigramm gemacht. Die Schweißstimmen gingen wie getreten, wie angesägt, wie erschöpft, in mittlerer Höhe krank, wackelnd auf und nieder. Eine Revolte fast nur von Gezüchtigten und Bemakelten. Weisungen gab, unsichtbar, Patriotiwkeles (mit dessen Vorgehn doch seines nie verwechselt werden konnte); dahinter kroch ein Rezensiererchen, beim Diebstahl erwischt; Schleimlinge seines Bezirks; erbitterte Halbpotenzen, Fötusse, Wichtigmacherchen, quietschend, auch der lebschwache Brillentyp darunter. Und Karlchen Kraus, der neuerdings als Zwanzigpfennig-Aufguß von Oscar Wilde oder als Nietzscherl Heiterkeit fand, schwenkte die betropfte Fackel.

Der Schriftsteller sprach staunend: „Ich versäume mit derartigem die Zeit . . .“

Und zu sich: „Aber man versäumt sie mit dem ganzen Beruf: sofern er nicht ein Mittel ist, mir frohes Bewußtsein zu bringen, den Reiz des Atmens zu verzehnfachen. Manchmal artet er leider zum Selbstzweck aus; zum Sport; zum besinnungslosen Drang — mit allem Vergessen der wahren Ziele des Hierseins, der Wunder dieses einmaligen Falls. Oft steht noch etwas mystischer Glaube dahinter: an ein Unverlorensein Dessen, was einer hier einmal erreicht, errungen, in die Welt gesetzt hat — für alle Ewigkeiten.“

Er lehnte das Fenster an und lachte.

II.

Das Theater des Erfolgs gewinnt Boden. Versuchskunst für einzelne Menschen wird zur Kunst des . . . Verbürgt-Leckeren. Sein Gedenken blieb, nicht ohne Zuneigung (obschon er ihm durch die Brust sah!), bei dem kaum dreißigjährigen Westpreußen Kyser, dessen Arbeit er seit vier Wintern kannte; der einen Versuch unternommen.

Ein Hoffender, der noch einmal die Schauer und Torheiten seines Gewerbs (wie seine Gipfelfreuden) im Beginn der frühen Straße zu ballen . . . oder: in Leiber zu hauchen trachtete. Ein Bejahender: auf dem Morgenweg mit chaotischen Flammen der Vernichtung . . . Er blickte heiter beim Erinnern an dies alles, denn es war kein Stück, jemand zu rühren. Ein Versuch.

Sie schrieb hinhorchend folgenden Satz: „Die Gestalten bei Kyser blasen alle die Posaune. Auch wenn Liebliches kommt, ist es sozusagen das Falsett und Pianissimo der Posaune — doch der Posaune." Dann: Im Erinnern hat Kysers Arbeit etwas Erzenes; dicht gesehn: etwas Unertragbares. Junge Verzerrungen."

Dann (er stand hierbei still): „Es wäre falsch zu sagen, daß Kyser den seelischen Dingen von außen beikommt. Aber: vielleicht schafft er die Empfindungszustände bei seinen Gestalten mehr als Tatenmensch denn als Empfindungsmensch . . . Ecco. Das ist ein Unterschied."

Die kranken Stimmen der Literateln heulten: „Du hast ein Epigramm wider den Wächter gerichtet, ha du Schuft, du Nichts, untief bist du, es brennen unsere Schmisse, nicht schleimig bist du, wir verachten dich, du Abscheu, was hast du getan, du bist keine Waschfrau in philosophischem Gewand, du bist nicht verschwommen und flach, kristallener Schrift, pereas!"

Die Schreiberin bog sich. Er durchblätterte „Medusa".

Die Literateln heulten: „Du hast zwei Stile, Hund!" Er dachte: Aber drei. Aber vier. Ein Barsoi-Gehirn mag fordern, daß jemand vor Kindern so spreche, wie man Prüfungen seelischer Unterschiede vorträgt. . . Ein Trottel kann glauben, daß Flaubert seiner Nichte Karoline so zu schreiben hatte, wie er die Salammbo geschrieben. . . Selbst eure Hirnchen müssen begreifen: daß Goya seinen von ihm erschaffenen Stil in bestimmten Werken durchgesetzt; daß er für andere Gattungen von Menschen Kirchenbilder gemalt hat, zugleich, hunderte, die keine Beziehungen zum Hauptwerk haben. . . Keine Beziehungen zu dem von ihm zuerst Erblickten; zu dem von ihm in diese rollende Welt Gesetzten, Neuen, Schlagenden, Klingenden, Unvergänglichen. . .

III.

Er sprach. Sie schrieb: Ein Schauspiel, wesentlicher durch den Rhythmus als durch den Inhalt. Kyser ist nicht so gewiß ein Schöpfer: wie er ein

Strom ist. Mehr Kraft: als Gebild. Mehr ein Klangbündel: denn ein Lied. Zwischen Tristan, Hamerling, Hebbel. Von A bis Z Gellendes.

Das Weib: zerstörte Zerstörerin. Der Künstler Daidalos: das kranke Kind; mehr als die Menschen . . . und weniger denn sie. Verachtung des Weibes vor der Kunst. Verachtung des Mutterleichnams vor der Kunst. Verachtung angedrohten Sterbens vor der Kunst.

Des Künstlers Krieg mit dem Dasein. Sehr flach bleibt, etwa Goethe hierwider auszuspielen, der sich (nicht schreien!) Jahrzehntelang zur Ruhe gesetzt hat. Man könnte wider ihn geistvoll den Beethoven ausspielen. Oder den Flaubert. Oder den Michel Angelo, — dem die Strümpfe von den Füßen faulten, weil er sich vor Lebensabgesperrheit und Überlastung und Wiederholen des Versuchs nicht mehr auszog. In dem Davidsbündlerwerk „Das neue Drama" steht der ganze Fall, bei der Betrachtung von Ibsens Rubek.

Vor Kyser bleibt man kalt — empfindet aber den Strom. Dinge für einzelne Menschen. Nicht Lockendes: Kraft. Gewissermaßen eher ein Unterliegen des Zuschauers als des Schöpfers. . . Ein Rhythmus-Versuch.

IV.

Der Kritiker öffnete das Fenster und sprach: „Was ist mit dem Rocher de Naye?" Die Schreiberin: „Ich schlief oben in einer Scheuer. . . Man sieht die Rhone hineinfließen in blaues Wasser. . . Und in Genf glaubt man in Italien zu sein. Genf ist herrlich. Viele reiten am Morgen zur Stadt hinaus — —"

In der Ferne heulten die Literateln: „Wir erheben Einspruch, — wir sind Flachköpfe, wir haben Verschwommenheit, du hast dich wider den Wächter vergangen, du Hund, du Hund".

Sie sprach: „Es führt eine Zahnradbahn hinauf". Er ging an den Koffer, hob ihn . . . und sprach.

V.

Sie schrieb. Glaube und Heimat. Tragik einer Feuilletonerzählung.

Feindlich will man Leute wie Schönherr nicht anpacken. Mir fiele das etwa dem Frenssen gegenüber auch schwer. Etwas von der Liebe zur Landschaft fällt auf diese Geister. Ich könnte gewiß in Schlesien die Hohe Eule nicht schelten —, obwohl im Halbtropenlicht der Eisvulkan von Tenerifa für mein Erdendasein Tieferes gegeben hat als die Eule. Es besteht aber kein Grund, wider diesen Berg ausfallend zu werden. Höchstens wenn ihn jemand als Mirakel herausstriche. Das hat niemand getan: außer dem kaiserlichen Kunstlaien.

Die Dramaturgie wird Nutzen haben, wenn man einen starken Erfolg in seine Gründe zerlegt. Das Technische der Wirkungen ist zu beklopfen.

Erste Wirkung bei Schönherr: man merkt, daß Leute, die bisher katholisch taten, insgeheim lutherisch sind. Also: nicht Zustandsschilderung; sondern die Exposition durch einen Umschlag, durch einen Gegensatz geleistet; die Scheinkatholiken holen die Bibel hervor. Staunen, erstes Aufwachen. Zweite Wirkung: Besuch eines Gewaffneten, mit der Spannung: wird er es merken? Dritte Wirkung: die Nachbarin erstochen. Nicht Wirkung durch Erstechen, sondern wieder durch einen Gegensatz: sie stirbt — und war schon im Begriff abzureisen . . . Vierte Wirkung, Vorstoß: der Bauer bekennt sich an der Leiche zu Luther; Spannung: was nun? Alles adrett und geschickt. . .

Einmal das Fortschleppen eines Bruders. (Die geringeren körperlichen Eingriffe wirken auf jeder Bühne viel stärker als die großen: — weil Tötungen abgeklappert sind; außer bei genauer Agonie; liebevoll dargestellten Zuckungen; ausführlichen Krämpfen des Draufgehens — wie bei Zacconi, Japanern, einer Russin.)

Zweitens. Nach körperlichen Wirkungen . . . Herzenswirkungen. Trennung von Anverwandten. Rührung durch einen Gegensatz: erstens die Brust ist schwer — und man sagt es nicht. Herztausiges Vulk. Zweitens der Bub soll sich trennen — und ist lustig (auch noch Spatz geheißen); die Mutter schilt ihn gar noch . . . Ethos der Preiskrönung: Spatz träumt nur immer von Leimruten und Vogelfang, — Leimruten werden auf seine Bahre gelegt.

Schlußwirkung (die Bahre) verpufft, wegen Wiederholung und Absichtlichkeit; ein Vögerl hat sich der sechzehnjährige Lümmel noch ins Bauer wollen fangen — damit unterwegens do' was zwitschert, haste Wochte, und das Bauer hängt nun gar verwaist am Wägerl, wenn sie abschieben mit derer jungen Leich'. In dieser Art.

Dritte Wirkung: Protestantenverein. Gegen die Katholiken. (Doch!) Probe: man kehre die Handlung um, lasse die sterbende Nachbarin statt einer Bibel eine Monstranz festhalten: — so gibt es neun Aufführungen in der Provinz.

Leute, die nicht heilige Kraft, nicht besseren Humor, nicht tieferen Sachenwitz haben, können immer noch Anerkennung finden: so sie Maßhalten und Sinn für völkisches Wesen haben. Auch das ist etwas . . . Sei gegrüßt, Hohe Eule.

Haupteindruck: „Empörend, wenn Eltern von ihren Kindern gerissen werden". Das ist aber sehr wahr!

VI.

Das Fräulein roch an weißem Flieder, der in einem Glase stand. Das Haar fiel über die Wange. Er sprach: Kleiner Wert, großer Erfolg. Brahm spielte zuvor: „Wenn der junge Wein blüht": hier war schon dasselbe Verhältnis.

Das Anfangs-Jahrzehnt findet zwei tiefe Naturen im europäischen Theater: Brahm und Stanislawski. Und einen glänzenden Fortsetzer von L'Arronge und den Meiningern: Reinhardt; das ist ein blühender Verwässerer, der in seinen „Wagnissen" gleich den entzückten Beifall sämtlicher Höfe findet, die Theaternotiz an die Stelle der Kritik zu setzen trachtet — und vom Hauptpunkt ablenkt.

Betrieb! Es muß auf Brahm zurückwirken, der standhalten soll; der auf seine große Seelenbühne schon häufiger das mittlere Schauspiel mit dem bestimmten Erfolg setzt. Die Leute laufen sonst in veredelte Ausstattungsdramatik und in den Zirkus. Im Zirkus würde noch der größte Schund von Raupach mit Massenchor unerhört starken Eindruck machen . . . (Ödipus wirkt im kleinen Theâtre français fünfmal stärker; das Verborgen-Menschlichste des Sophokles geht im Zirkus doch unter in Siemiradzki-Bildern und im Vereinsleben.)

. . . Im zweiten Faust Wundervoll-Szenisches, in der ersten Hälfte. Glänzende Welt des Kaisers. Festliches unübertroffen. Willkommenes in der klassischen Walpurgisnacht. Schlichtheiten: dank der Erziehung durch die Kritik. Dämmerungen. Rätselhaftes Gefild, Gestein, Gewässer mit dem Anteil der Pflanzen. Aber man zweifelt, ob es Zweck hat Unterschiede zu betonen, Abwägungen zu machen: weil der Erfolg der gleiche wäre.

Über vieles läßt sich reden: darüber nicht, daß Faust nicht in der späten Zeit noch in der früheren irgend etwas ist . . . Alter, Sorge, Lemuren, Engel, das Kämpferisch-Menschliche, das Lösend-Himmlische: nichts, nichts, nichts . . . im neuromantischen Theater. Mit steter Dunkelheit wird ein glattes Nichterreichen bemäntelt. Ich spreche nicht aus meiner (vorhandenen) Abneigung wider den Reinhardt-Stil: sondern aus der Kenntnis von L'Arronge, auch der Mysterienbühne: alles Wesentliche des zweiten Faust ist vormals wesentlich besser gespielt worden als hier. Tut nichts: Ereignis.

Ausdehnung; Fleiß; Organisation, — doch im Hauptpunkte nichts, was Menschen angeht. Das Urteil wird erdrosselt durch den Begriff: Ereignis. Kein Engelkampf . . . (im neuromantischen Theater). Ein Schluß — von Sarotti. Mit ahnungslosem Barbarismus wird im Himmel Konzertmusik gemacht . . . (im neuromantischen Theater).

Vieles Prachtvolle. Nicht an entscheidenden Stellen. Euphorion fesselnd. Anfangs wie ein Sohn der Duncan. Nicht der herrliche Todhüpferich über Stock und Stein. Ein Treppensteiger. „Seht, wie ich empfinde". Etwas Übersetztes. Er sprang . . . wie um ein Exempel zu statuieren.

Worauf es ankommt: Fausts Größe, Fausts Tod, die Vorschauer des Begrabens, die Boten, die Verklärung: dies alles nicht. Unabhängig davon ist der Erfolg.

Größer als die Fähigkeit, ein Werk zu bieten, ist hier die Fähigkeit, einen Abend zu bieten.

Die Kunst, für die zu kämpfen lohnt, wird in den Schatten gedrängt — ins Licht schiebt sich ein edleres London.

Brahm in der besten Zeit ist groß in Leistungen; Reinhardt in Veranstaltungen.

Brahm setzt in der Hauptzeit das Innere des Menschen in Bewegung; Reinhardt mehr die Automobile. Es hilft nichts.

Mit Feuer, Klugheit, Fleiß erfolgt allenthalben die Verrückung unsres Theaters — in dieser Stadt, wo vor drei oder vier Jahren ein Ausnahmezustand herrschte, wie nirgends in der Welt — die Verrückung: vom Felde der Innerlichkeit zum Felde der Veranstaltungen; vom Bezirk der Aufwärtsbewegung zum Bezirk der Ereignisse; von der Sphäre der Kritik zur Sphäre der Notiz; von der Offenbarung zur Attraktion.

Bald wird es das Gepräge nicht nur der Reinhardtbühnen sein.

Wenn nicht alles täuscht: so steht ein Abschnitt voller Glanz bevor — und ein großer Abschnitt ist zu Ende.

VII.

Der Kutscher sprach —: „... Aber wohin denn? Zu welchem Bahnhof? ..."
Der Kritiker sann.

— „. . . . . Nach dem Rocher de Naye".

Anmerkungen zu Bubers „Tschuang-Tse"*) von Moritz Heimann.

Anders als sonst ein Jünger oder Apostel oder Verkündiger irgendeiner Art hat Tschuang-Tse die Wahrheit und das Werk seines Meisters ergriffen und aufs neue dargeboten. Da ist nichts von Tendenz, nichts von dem Mißverständnis dessen, der empfängt und der hier zu leicht und dort zu schwer nimmt und das gestörte Gleichgewicht durch Zutat und Veränderung wieder ordnen muß, nichts auch von dem fast frevelhaften Mut, die eigene Melodie zu spielen auf der Gestalt des Vorbildes und erwählten Helden. Es ist das Schwerste für den minder göttlichen Mund, die Wahrheit des göttlicheren auszusprechen, so eifrig er sie auch fühlen mag. Eine unerfaßbare Einfachheit ist in ihr ausgeformt, und es bedarf der Umwege des Geistes, der künstlichen Stützen, der verzwängten Sprache des Zeitgeschmacks, um ihrer habhaft zu werden. Lao-Tse hatte sein Werk der fünftausend Worte auf Geheiß und auch sonst wohl unfreiwillig, jedenfalls sehr lakonisch abgefaßt, und ein Zeitraum von dreihundert Jahren trennt ihn von seinem Jünger, der, ein Dichter,

---

* Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl von Martin Buber. Im Insel-Verlag, Leipzig 1910.

von Natur in viele Formen und Gestalten sich zu ergießen strebte. Aber trotzdem blieb die Lehre in den neuen Verwandlungen ohne Veränderung. Wie das Kind Jesus in einem apokryphen Evangelium in die Hände klatscht und Tauben, die es aus Lehm geformt, lebendig fliegen läßt, so leicht und vielfältig läßt Tschuang-Tse die graue, stumme Weisheit aufsteigen, nur daß er sie nicht verzaubert, sondern entzaubert, sie vertrauter und offenbarer gemacht hat.

In dem mysteriösen China, gegen dessen Millionen Menschen Pest und Hungersnot sich kraftlos wüten, in dessen ungeheuren Räumen ganze Völker wie im Leeren verschwinden, sind dreihundert Jahre keine große Spanne Zeit. Aber wären sie auch nicht mehr als ein Tag, so bliebe Tschuang-Tses urbürtige Treue gegen seines Meisters Lehre nicht minder merkwürdig. Es ist nicht anders, als daß er sie nicht bloß empfangen hat; sondern sie ist in ihm wiedergeboren, Lao-Tses Tao ist in ihm wiedergeboren.

Aber was ist Tao?

„Die es fassen, reden es nicht, und die es reden, fassen es nicht." Hier ist eine Frage, auf die es keine Antwort gibt, außer dieser einen, daß es eben keine gibt. Tao ist das ewig Eine, das keinen Namen hat; die ewige Einheit, die keine Eigenschaft hat; denn jeder Name und jede Eigenschaft schaffen ihren Gegensatz und schließen aus. Tao ist das All, Tao ist das Nichts, in dem Sinne der Mechthild von Magdeburg: Du solt minnen daz niht, du solt vliehen daz iht. Alles und Nichts ist dasselbe, weil es nicht Etwas ist. Tao ist Schopenhauers indisches Om, als ihm im Alter der „Wille" zu endlich, zu begrenzt und begrenzend, zu gegensätzig und ausschließend wurde. Tao ist das Ding an sich, das, zum Unterschied von Platons Ideen, keinen Pluralis verträgt. Ich erinnere mich ungefähr einer Strophe von Keller: „Von Schönheit voll ist diese ganze reiche Welt; weiß nicht, wie ich mich stellen soll, daß Schönheit mich nicht vor sich stellt." Die Ungeschicklichkeit dieses Satzgebildes malt unübertrefflich die Verlegenheit eines hingerissenen Menschen, den es beunruhigt, daß die Schönheit, die er vor Augen hat, ihn die andere versäumen läßt, die er hinter sich weiß. In einer ähnlichen Verlegenheit ist die Sprache, die sagen soll, was Tao ist. Sie soll unmächtig dazu sein, und soll aus dieser Unmacht ihre Macht gewinnen. Das kann die Sprache nur, das kann sie immer, wenn sie dichtet, und Tschuang-Tse ist ein Dichter, sein Werkzeug das Gleichnis.

Wo der Verstand die Wahrheit wie eine Meeresqualle unmittelbar roh angreift und als einen widerwärtigen Gallert auf den Strand schleudert, dort schöpfen Dichtung und Gleichnis die Scheinform des durchsichtigen, leuchtenden Gebildes in ihre goldenen Eimer. Die echte Mystik ist keine verworrene Dunkelheit, sondern ist Überhelle und Ratlosigkeit vor ihr; aber es ist eine göttliche Überlistung im Gleichnis, und wir lernen aus ihm, zu wissen, was nicht wißbar

war. Noch kommen wir nicht weiter, wenn die Lehre statt im Gleichnis sich in einer bloßen Mummerei ausspricht; zum Beispiel, wenn „der gelbe Kaiser", um seine verlorene Zauberperle zu suchen, Vernunft aussendet, doch die findet sie nicht, auch Schauen findet sie nicht, auch Wort findet sie nicht; schließlich sendet er Nichts aus, und Nichts findet sie. Aber Tschuang-Tse hat stärkere Beschwörungen. Die Staaten, die Bäume, die Tiere stehen ihm Rede. Der Betrunkene, der vom Wagen fällt, ohne sich Schaden zu tun, wird ihm zum Hinweis. Ihn belehrt die tägliche Hantierung der Menschen, der Wagenbauer, der Zimmermann, der Grillenfänger und der Gärtner. „Ein guter Koch wechselt sein Beil einmal im Jahre, — weil er schneidet. Ein gewöhnlicher Koch wechselt es einmal im Monat, — weil er hackt. Ich aber," es ist Fürst Huis Koch, der seinen Herrn bedeutet, „führe dieses Beil seit neunzehn Jahren, und seine Schneide ist, als käme sie frisch vom Wetzstein. Denn an den Gelenken sind stets Zwischenräume, und da die Schneide eines Beiles ohne Dicke ist, tut dies allein not, sie in solch einen Zwischenraum zu fügen. Hierdurch wird der Zwischenraum erweitert, und die Klinge findet Ortes genug. So habe ich mein Beil neunzehn Jahre lang erhalten, als käme es frisch vom Wetzstein. Dennoch, wenn ich an einen harten Teil gerate, wo die Klinge einem Hindernis begegnet, sammle ich mich in Vorsicht. Ich hefte mein Auge daran. Ich halte meine Hand zurück. Sanft lege ich meine Klinge an, bis der Teil mit einem dumpfen Laut nachgibt, wie Erdklumpen, die niedersinken." Das ist Tao; kein Erschleichnis des überwitzigen Müßiggangs, schon darum nicht, weil es das Gegenteil alles pfäffischen Wesens ist; es ist das, was Hebbel den Schlaf der Welt nennt; es ist Wirklichkeit. Und wenn es Wirklichkeit ist, so muß ein jeder von uns es außerhalb der Bücher in seinen eigenen Erfahrungen wiederzufinden vermögen. In jedem Dorf gibt es eine Bäuerin, die eine glücklichere Hand als alle anderen hat, Blumen zu pflegen. Sie pflanzt einen weggeworfenen Myrtenzweig in einen Topf und zieht ihn zu einem blühenden Baum. Was hat sie dazu getan? Nichts. Das ist Tao. Es gibt Menschen, von denen wir alle Talente, Fähigkeiten, all ihre Liebes- und Geisteskraft und sonstigen guten Eigenschaften wegdenken können, und sie bewegen uns gleichwohl das Herz zu freudigerem Schlag; das ist Tao. Wir wissen, daß der Mörder kein Mörder ist; daß hinter den Eigenschaften immer wieder Eigenschaften stecken und dahinter erst das Wesen; nur wenn wir anklagen, wissen wir es nicht — dann verlassen wir Tao und dienen dem Fetisch, der zweiten Wirklichkeit der Welt. In den Jahren des leidenschaftlichen Erkenntnisdranges begegnet es uns, daß wir plötzlich, auf einen Augenblick physisch fühlen, daß wir verstehen; noch ist kein Wort, kein Gedanke auch nur von weitem da, aber der Leib spürt sich im Gleichgewichte mit der Welt; und das vornehmlich ist Tao. Am tiefsten aber und gründlichsten spürt es der Künstler. Dieser Schöpfer weiß, daß er in die Irre

geht, wenn er etwas anderes will, als was sein Geschöpf will. Er kennt die Vergeblichkeit seines Dünkels, die Verderblichkeit seiner Ungeduld, er weiß, wie schnell die Macht des aufgedrungenen Rhythmus kläglich zusammenbricht.

Tao ist nutzlos, — wie können wir es nützen? Tao, welches „die Bahn" bedeutet, ist gleichwohl kein Gesetz und keine Moral, wie kann es wirken, das nicht wirkende? Das Evangelium hat dafür das derbe Gleichnis vom Sauerteig; der Meister Eckehart preist es als die aufrichtige und völlige Hingabe; und die Philosophie drückt es in jenem tiefen und frommen Agnostizismus aus, der nicht duldet, der Welt ein Ende zu setzen. Ein liebender Mann vollbringt seinen Tag nach Pflicht und Ordnung, und nirgend ist eine Lücke für Liebe, und dennoch ist die Liebe überall da und befeuert all sein Tun. Ist indessen dieses Gleichnis zu schwach, da auch Liebe nicht Tao ist, weil Tao Nichts ist, so fließt der Nutzen aus Tao aus der Betrachtung seines Gegensatzes, fließt daraus als ein Skeptizismus, der den gemeinen, pfäffischen — denn auch der Antipfaffe ist ein Pfaffe — selbstgerechten Skeptizismus so weit hinter sich läßt, wie ein schwermütiges Gedicht die Reden vom Markt. Darin hört der Mensch auf, das Maß aller Dinge zu sein, das Un-menschliche des asiatischen Mythos und der asiatischen Kunst zeigt sich an, und Tschuang-Tse, der im Traume Schmetterling war, weiß nach dem Erwachen nicht: war ich da ein Mensch, der träumt, er sei ein Schmetterling, oder bin ich jetzt ein Schmetterling, der träumt, er sei ein Mensch? Tod und Schmerz verlieren ihr Gewicht, und die übertriebenen Methoden des menschlichen Geistes stehen „als Raubmächte entlarvt da, die die Welt in Verwirrung stürzen".

Und auch in dieser Verwandlung, als Skeptizismus, ist Tao uns am ehesten verständlich durch seine Ähnlichkeit mit des Künstlers Schauen in die Welt. Nutzlos auch dieses, und nur in seiner Nutzlosigkeit von wesentlichem Wert; auch in ihm die Dinglichkeit der Dinge aufgehoben; der Schlaf der Welt. Tschuang-Tses Gebet lautet: „O mein Urbild! Der Du alle Dinge zerstörst und achtest es nicht für Grausamkeit; der Du alle Zeit beschenkst und achtest es nicht für Liebeswerk; der Du älter bist als die Urzeit und achtest es nicht für Dauer; der Du das Weltall trägst, die Fülle seiner Gestalten formst, und achtest es nicht für Kunst; — dieses ist die Glückseligkeit des Himmels!" Jeder Künstler versteht dieses Gebet, es ist das seine.

Und also ist es kein Zufall, daß wir von der mystischen Konzeption des alten, stummen Lehrers Lao-Tse die überzeugendste Ahnung bekommen durch den Mund des ewig jungen, beredten Tschuang-Tse, des Dichters. Er ist weit und reich. Er flicht Legenden vom gelben Kaiser in seinen Strauß und Anekdoten von Konfuzius. Seine Rede erhebt sich zu eddaartigem Klang: „Urreinheit fragte Grenzenlos," und schwillt lyrisch zu höherem Chor, wenn er den Wind als orphische Musik durch die Höhlung der Erde wie durch die Löcher einer Flöte sausen läßt.

Und unendlich liebenswürdig, wie ein Gedicht Litaipes, ist es, wenn seine weisen Männer ein Gespräch miteinander beginnen: sie sehen sich an und lächeln. Martin Buber hat ihn unübertrefflich ins Deutsche übertragen; ganz getreu, wie er versichert; voll, stark und weich, wie jede Zeile uns lehrt; und uns ganz zu eigen: die Talente werden von den Zufällen und Konvenienzen ihres Raums und ihrer Zeit verhüllt; aber die Genies verstehen wir aus allen Rassen und Zonen.

Das neue Frankreich / von Ola Hansson

I.

Als ich im Jahre 1890 zum erstenmal nach Paris kam, war es wirklich noch die Welthauptstadt, wie sie in den Büchern geschildert wird. Der Strom der Völker und des Völkerlebens wogte durch die Straßen, den blinkenden Bodensatz von Rubeln und Dollars hinterlassend. Das Fremde herrschte; die englischen Riesenplakate an allen Häusermauern der Boulevards verdrängten die einfachen französischen Schilder; es schien dem Beobachter, als hätte der Eiffelturm mit seiner Parvenu-Geschmacklosigkeit ein häßliches Licht von smartem Amerikanismus über diese Kulturstätten mit klingenden Namen, die der Fremdling ehemals bewunderte, geworfen.

Als ich zum zweitenmal mit anderen Lebenserfahrungen sechzehn Jahre später wieder durch diese Straßen wanderte, frappierte mich die auffallende Veränderung mit der ganzen Stärke des augenblicklichen Eindrucks. Man wurde nicht mehr aufgehalten auf den Boulevards von einer Menschenmauer vor und einer hinter sich; und man brauchte nicht mehr eine Viertelstunde zu warten, bis sich das Gewimmel der Fuhrwerke und Equipagen öffnete, um Einen auf den großen Verkehrsadern von der einen Seite nach der andern hinüberschlüpfen zu lassen. Jetzt schien sich Straßenlärm und Straßengewimmel wie in einer leeren Stille zu rühren; es war soviel Platz drum herum; sie waren beide gewissermaßen so klein geworden. Und neue Menschen bewegten sich hier jetzt, andere Menschen, — nicht die mannigfaltigen Typen der Fremdenscharen, sondern die im großen gesehen gleichartige Masse der einheimischen Bevölkerung. Die Welthauptstadt war eine französische Stadt geworden, schon mit etwas Kleinstädtischem; es waren die kleinen Leute, die sie in Besitz genommen und sich überall auf den Straßen wie in ihrem eigenen Hause eingerichtet hatten und sich mit Gemächlichkeit und sich gute Zeit lassend auf ihnen bewegten. Die internationale Vergoldung der Rubel und Dollars war fort; und alles hatte die Farbe des abgenutzten, von Hand zu Hand gegangenen Kupfersous bekommen.

Und die Stille fällt, und Leere breitet sich über die Banlieus und hinaus zu den welligen Linien des von Landhäusern, Schlössern, Parks und Villen über-

säten Seinetals. Die Avenuen erstrecken sich menschenleer in ihrer ganzen Länge. In Bellevue, wo ich 1906/7 bis zum Mai wohnte, hatte nicht nur Madame Steinheil ihre politische Venus-Vulgivaga-Residenz in einem dunkeln Winkel, wo nebenan der Kehricht abgeladen wurde, sondern dicht nebenan wehte auch das Sternenbanner von dem anspruchsvollen Hotel, das danach seinen Namen führte. Hier in Bellevue hatte oder hat noch immer die reichere Elite der wissenschaftlichen, literarischen und Künstlerwelt Paris' ihr Hauptquartier, von den Brüdern Goncourt bis zum Ehepaar Berthelot. In diesem schönen Bellevue standen damals schon und stehen noch die alten großen Landhäuser und die modernen Villen verlassen, die Fensterläden geschlossen, die weiten Parks verwildert, und Schilder mit der Aufschrift „à vendre ou à louer" auf den zerfallenden Mauern. 1890 hatte ich in Meudon gewohnt. Gegenüber dem netten Haus am Weingartenabhang lag ein Riesenpark, der Tag und Nacht Kühle verbreitete und üppige Akazienäste über den Weg bis in unsere Fenster streckte, während die weiße Fassade des Landschlosses hinter der dichten Mauer von dunklem Grün stellenweise in der Sonne hervorleuchtete. Jetzt hat die neue Eisenbahnlinie von Gare des Invalides nach Versailles den weiten Park in zwei Hälften geschnitten, von denen die eine ein kommunales commune bonum für stinkende Haufen Küchenabfall, zerschlagene Flaschen, Töpfe und zerbrochene Blechgeschirre zu sein scheint, während an der anderen Hälfte des herrenlosen Eigentums die Mauer eingestürzt ist und der naseweise Blick des Vorübergehenden über eine verwachsene Wildnis zu dem verfallenen Hauptgebäude mit durchlöchertem Dach, herabhängenden Fensterläden, ausgeschlagenen Fenstern und zersprungenen Mauern dringt.

Und von Clamart, wo ich im Sommer 1909 wohnte, sah ich die kleinen Leute, die schon Paris besetzt hatten, über die Banlieus herangezogen kommen, hinaus in Sonne und freie Luft, in einem endlosen Zug geschlossener Kolonnen, von ganz winzig kleinen Häusern, alle gleich klein, leicht wie Kartenhäuser, als könnte der geringste Wind sie wegblasen. Aber sie sind stehen geblieben; sie sind immer weiter ins Land hineingerückt; sie sind in geschlossenen Reihen in die wachsende Stille und die zunehmende Leere hineinmarschiert. Es gibt in Paris und seinen Umgebungen eine Welt, die geht, und eine Welt, die kommt.

Und doch entbehrt man in dieser neuen Welt, die kommt und die den verlassenen Wahlplatz in Beschlag nimmt, die lebensfrohe Unternehmungslust des Siegers und rechtmäßigen Eigentümers. Es sind kleine Leute, die in ihren kleinen Käfigen sitzen und mißtrauisch und mürrisch aus ihren Fenstern schauen, aber es nicht verstehen oder nicht mögen sich weiter anzustrengen. Auch um sie herum ist Verfall, — wie früher unter einem andern Herrn. Die reiche Erde, die viel abwirft gegen geringe Mühe, und das unbegrenzte Umsatzgebiet einer Millionenstadt haben keine sorgfältige Hochkultur des Bodens hervorgerufen,

wie natürlich und in andern Ländern der Fall gewesen wäre. Darum ist der Preis der Erde, Grundstücke, Häuser und Wohnungen unfaßbar niedrig in den unmittelbarsten und schönsten Umgebungen der Großstadt; die Häuser stehen massenweise unbewohnt, und die fruchtbare Erde ist nur in sehr mäßigem Grade in Gebrauch genommen. Die Werkzeuge sind unglaublich veraltet; mit krummem Rücken tief zur Erde gebeugt, wird der Boden mit einer ganz kurzstieligen Hacke, die zwei lange, stumpfe Eisenzähne hat, bearbeitet; die Sense ist ebenfalls ganz kurzstielig und ohne Griffe; dem kleinen hohen, schweren, zweirädrigen Karren werden für eine Fuhre Heu zwei Pferde schwersten Schlages hintereinander vorgespannt, für eine größere Last vier hintereinander, die mit markerschütterndem Geschrei zum Ziehen ermutigt werden.

Diese Passivität mitten in unbegrenzten Möglichkeiten, die Gleichgültigkeit und Unlust gegen alle Initiative, — die „skeptische Indolenz", wie die Franzosen selbst diesen Grundzug in ihrem Charakter zu nennen lieben — knicken die Lebensfeder, wenn sie die Vitalitätsbasis, den fundamentalsten aller Instinkte, den Selbsterhaltungstrieb des Volkes, anfressen. Man wandte in Frankreich das Malthusianische System lange vordem an, ehe der Engländer die germanischen Völker mit seiner Theorie und deren praktischer Anwendung revoltierte, — und nicht bloß als private und vereinzelte Erscheinung, sondern als gemeinsame Volkssitte. Das bekannte französische Zweikindersystem scheint immer mehr und mehr in Unfruchtbarkeit übergehen zu wollen; die Ziffern der Bevölkerungsstatistik werden Jahr für Jahr beunruhigender. Dieses reiche Land, mit übergenug Platz, ist fast halbleer. Die Wagschale mit dem Plus der Anzahl der Toten wird immer schwerer, und die mit dem Minus der Geburten immer leichter. In der Deputiertenkammer jammerte ein quinze mille, daß die Volksmenge Frankreichs in einem einzigen Jahre mit soviel abgenommen habe, wie die Einwohnerzahl Versailles betrüge — in der ersten Hälfte des Jahres 1909 überstieg die Anzahl der Toten um 28 000 die der Geburten — und er zeichnete vor der Versammlung ein Frankreich nach fünfundzwanzig oder fünfzig Jahren ohne Arbeiter, ohne Ackerbauer, ohne Soldaten und ohne Steuerzahler. Welche Klassen und Kreise sind es aber, die sich so dezimieren? In den ärmsten Gegenden Frankreichs, zum Beispiel in Bretagne, ist die Kinderzahl sehr reichlich. Aber bei dem allgemeinen Drang zum Funktionalismus, das heißt zur Staatsabgelohntheit in irgendeiner Form, was wieder so viel ist wie eine jährliche kleine aber sichere Rente, ist die Begrenzung der Kinderanzahl eigentlich eine Selbstfolge. Man könnte versucht sein, diese Tendenz zur Kinderlosigkeit als einen letzten Ausschlag des Imperialismus auszulegen. Napoleon I. und Napoleon III. hatten nur ein Kind, und der erste untersagte streng im Code Napoléon la recherche de la paternité. Der vergötterte petit caporal betrachtete sich viel zu sehr als Gott, um sich aus anderen als politischen Gründen zum „Kindsvater"

zu erniedrigen, was Madame de Staëls zweideutiges Kompliment veranlaßte, als sie sich eines Vormittags in Konsul Bonapartes Häuschen in der Rue Chantereine eindrängte und den Erschrockenen in bloßem Hemde bei der Toilette überraschte: „Ah, ça ne fait rien; le génie n'a pas de sexe!"

II.

In Frankreich beherrscht das Schema alles auf Kosten der Individualität. Im großen und kleinen ist es das tote Schema, das regiert und die freie Mannigfaltigkeit des Lebens einschnürt und bindet. Es ist das Schema, das sich überall geltend macht, nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben; alle Klassen, jede Wirksamkeit, alle Betriebsamkeit sind mit einem und demselben Stempelumschlag umsponnen. Man begegnet ihm überall, unveränderlich sich selbst gleich, handle es sich um die Wohnungseinrichtung, die Speiseordnung der Familie und die Kindererziehung oder um die Verwaltung und Politik des Staats. Die Wirkung, die man davon verspürt, ist Kälte — jene Kälte, die stets aus der Abwesenheit des Persönlichen entspringt, Abwesenheit des persönlichen unmittelbaren Kontakts und des natürlichen menschlichen Gemeinschaftsgefühls. Das Schema beherrscht selbst das Temperament, das Volkstemperament, dessen Wesen eine trockene Kühle ist, wie sie der einfache Landwein hat — das kalte Feuer, Berechnung mitten im Elan, der Wärmegrad der Skepsis, die dünne kalte Spiritualität; und die Einförmigkeit, die jedem Schema innewohnt, erstreckt sich sogar bis auf das Grundnahrungsmittel, das Brot, immer das ganz gleiche weiße Franzbrot.

Es war die Pedanterie der streng eingeteilten Gebundenheit der Regeln, die zu allen Zeiten in Frankreich, oben wie unten, alles diktierte, — von den theologischen Haarspaltereien in der mittelalterlichen Sorbonne bis zum alltäglichen Leben der kleinen Leute unserer Tage. Frankreich ist trotz dem zufällig wechselnden Spiel der Oberfläche ein Land der Monotonie, — von den Außenfassaden der Häuser bis zum Leben dahinter —, von den langen Straßenreihen der unveränderlich glatten weißen, schmutzgrauen oder schmutzgelben Fassaden mit den meist geschlossenen blaugrauen Holzgitterläden, hinter denen die Einwohner im Halbdunkel sitzen, bis zu der geradlinigen Einteilung des Phantasielebens der aufwachsenden Kinder. Das Resultat ist eine gewisse Ungeschmeidigkeit des Geistes allem gegenüber, was nicht seine eigene herkömmliche und geschulte Art ist, beschnitten wie die Büsche und die Alleen in den Parkanlagen Le Nôtres, — die chinesische Mauer des Volkswesens gegen alles Fremde, die harte Unbeugsamkeit des Herzens. Die einzige Art von Kontakt der Franzosen gegen andere Völker und Länder ist die des Eroberers, wenn auch jetzt mehr die schleichende und geheime, das heißt das Aufdrängen seines Eigenen und das Vernichten des anderen.

Das Schema beherrscht alles, eben weil es die angeborene Art des französischen Geistes ist, sich zu betätigen und zu äußern. Das Carrefoursystem mit seinen schnurgeraden Avenuen, die ausstrahlen von einem gemeinsamen Mittelpunkt und zurückstrahlen zu neuen Zentren, gibt die Konzeptionsfigur im klassischen französischen Drama und Lustspiel bei Corneille, Racine und Molière ab, ebenso wie in der individuellen psychologischen Charakterzeichnung des modernen französischen Romans bei den Goncourts und Paul Bourget.

Welch ein zarter, ausgesuchter Duft löst sich nicht aus einem Kupferstich nach Watteaus „Embarquement pour Cythère", — der stilisierte Traum einer ganzen Zeitepoche; und wie verblaßt und verwischt hängt nicht das Original selbst im Louvre unter andern verblichenen Bildern des Empfindungslebens einer vergangenen Zeit. Die ganze Poesie in Millets „Angelus", — diese schwere, dunkle, innerliche Andachtspoesie — liegt in der hohen menschlichen Silhouette gegen den unendlichen Horizont. Linie und Form geht über Farbe und Fleisch, das Schema über die Körperlichkeit.

Wie die Menschen in den Büchern werden auch die lebendigen Menschen von Individualitäten zu Typen konzentriert und simplifiziert. Jeder ist außen wie innen der Grundriß einer herrschenden Eigenschaft, das Grundschema eines Lasters, — mehr die allgemeine Personifikation des Lasters und der Eigenschaft als die eigentümliche Nuance, durch die sich die verschiedenen Exemplare desselben menschlichen Grundtypus unterscheiden. Harpagon ist mehr der Geiz selbst als der Geizhals, und Tartuffe ist vielmehr die vollständige fortlaufende Serie aller gröberen und feineren Erscheinungsformen der Heuchelei als ein einzelner Heuchler. Und im Leben wie in den Büchern: das Profil verschärft sich auf Kosten des Ausdrucks, die Einheit des zusammengepreßten abgerundeten Typus wird unterstrichen zum Nachteil für die sprengende und eckige Detailmasse der Individualität. So werden die Menschen in dieser Weise von diesem Milieu nach außen und innen geformt; sie kristallisieren sich in Typen. Darum stehen auch — auf der Straße, im Wirtshaus, im Wald an einem Sommertag, in den Hallen der Märkte, in der Chronik der Verbrechen und in den kaleidoskopischen Figuren des öffentlichen Lebens — die Typen unvermittelt nebeneinander: der Zubrutale und der Zusanfte, die Bestie und der Weinerliche, der unverbesserlich Leichtsinnige und der unvernünftig Geizige. Aber in diesem Zusammenhang versteht man auch, daß der weibliche Rokokotypus, der von den Malern aller Länder nachgeahmt wurde und überall denselben toten stilisierten Eindruck macht, dem Fremdling als eine alltägliche Erscheinung hier noch entgegentritt und die sehr konkreten und höchst distinguierten, vornehm abweisenden Züge von madame la charcutière am Kassenpult oder mademoiselle la boulangère mit dem schweren Brotkorb am Arm trägt.

Das Schema umfaßt nicht nur das Volk in den Dörfern und Städten,

sondern auch die Dörfer und Städte selbst. Wo die Stilisierung aufhört, fängt ohne Übergang die unterschiedslose Masse, ohne Form und Farbe an: das französische Dorf, ein häßliches Chaos, das sich noch nicht von der Erde gelöst, — ein Gemisch von schmutzgrauen Mauern und schmutzbraunen Dächern, lehmgrauem Boden und nebelgrauer Luft, kein Fenster, keine Tür sichtbar. Welcher Gegensatz gegen das germanische Dorf! Der niedersächsische Bauernhof mit seinem tief herabgehenden Dach und dem warmroten Farbenton der Mauern wirkt wie ein altes, etwas unbeholfenes Volkslied, das zu Herzen geht, und das oberbayrische Gebirgsdorf verrät eine kunstsinnige Hand in der pittoresken Lage der Häuser, den langen geschnitzten Balkons und den sauberen weißen Wänden mit den kleinen grünen Fensterladen.

Die verschiedenen Teile von Paris gleichen alle einander so ziemlich, und Paris selbst gleicht den französischen Provinzstädten, — das kleine Wohnhaus eine Wiederholung des großen Wohnhauses, das große Wohnhaus eine Wiederholung des Schlosses, das Schloß mit wenigen Ausnahmen, wo es älteren Zeiten angehört, eine Wiederholung von Versailles. Dieselben Seitenflügel, dieselbe Hauptfassade, dieselbe Tünche, — wie ein unter gewohnheitsmäßiger Schminke erstarrtes und verhärtetes Gesicht. Der ganze Stil noch immer Louis XIV., außer ihm kein Stil. Durch eine alte deutsche Stadt wandern heißt wieder das Leben vergangener Zeiten mitleben, wie sie sich übereinander ablagerten, aufeinander folgten und sich umformten. Und das historische Interesse schmilzt zusammen mit dem Schönheitsgenuß vor einer Partie einer alten Hansastadt oder auf der Brücke über die Pegnitz in Nürnberg oder bei der Aussicht über das Taubertal von einem Wirtshausfenster in der Rotenburger Stadtmauer. Jede Stadt anders, anderes Wesen und andere Form, Mannigfaltigkeit und Wärme. Warum? Es waren freie Städte.

Junius: Chronik/ Aus Junius' Tagebuch

Bis in den stillsten Winkel wird das Brausen des weltpolitischen Stromes hörbar. Marokko, Mexiko, die Mandschurei, die Spannung um Kuldja, der Brand in Arabien, die giftigen Nebenbuhlerschaften längs der Bagdadbahn, die weit gefährlicheren im Stillen Ozean, die Aufteilung Persiens, die jungtürkische Aufräumungsnot auf dem Balkan, die Gespenster des indischen und ägyptischen Nationalismus, die bedeutungsvolle Befestigung des Panamakanals: das Feuer schleicht weiter, bald hier bald dort züngelt ein Flämmchen empor, und Worte können es nicht löschen. Rußland, der gestern erst bis zur Erschöpfung gedemütigte Koloß, Japan, der bis zum Bankrott siegreiche Heldenspieler, die Vereinigten Staaten, bis vor kurzem eine mit sich und in sich

beschäftigte Händlergemeinschaft und Hort des Pazifismus: sie treibt mehr als die anderen Mächte der Imperialismus vorwärts auf die Bahn unaufhaltsamer Expansion und die demokratischen Zeitallüren verdecken nur dem Kurzsichtigen die Allgewalt des Peinigers. Die Zusammenhänge sind für den Sehenden längst klar, nur sind es nicht überall die gleichen; doch nirgends gab Willkür, nirgends, letzten Endes, ruchlose Machenschaft böswilliger Plusmacher den allerersten Antrieb. Bald ists, wie in Deutschland und Japan, die Überbevölkerung, bald die Warenüberproduktion, die Siedelungen oder Märkte suchen; bald, so in den Vereinigten Staaten, erspähen die zu Bergen gehäuften Kapitalien Anlagegelegenheiten und besetzen ganze Kontinente als ihr Eigen. Und Großbritannien, das als erste moderne Weltmacht auf dem Plane war und mit einer Selbstverständlichkeit allergrößesten Stiles fremde Erde und fremde Menschen ausbeutete und auf der Basis dieses Ausbeutesystems seine insulare Freiheit, seine aristokratischen Lebensformen, seine hohen Lebensansprüche aufbaute: Großbritannien empfindet zwar die Machtorganisation, die sein durch Jahrhunderte gierig zupackender Imperialismus, der Zwitter seiner kolonialen und kapitalistischen Expansion nötig macht, als kaum noch erträgliche Last; aber es denkt nicht daran, ein Tüttelchen davon zu opfern. Es fordert für sein Dogma der unbedingten Seevorherrschaft die Weihen eines religiösen Glaubenssatzes. Die Demokratie, als Grundgesetz der inneren Entwickelung, hat sich wundervoll mit dem kapitalistischen Imperialismus abgefunden: er wird äußerlich, das heißt redensartlich, bekämpft, aber die Lebensansprüche der weißen Arbeiter setzen ihn als selbstverständlich voraus. Und auch der praktische Sozialismus hat das Scheidewasser noch nicht erfunden, das Interesse der weißen Arbeiter vom Interesse der ‚weißen' Kapitalien zu trennen. Kein Stein in dem kapitalistischen Bau läßt sich lösen, ohne daß er zusammenstürzt und unseren rührendsten Idealismus unter seinen Trümmern begräbt. Was hilft da das Blindekuhspiel der Friedfertigen, die uns einreden möchten, daß ein bißchen guter Wille und eine vom Ethischen völlig durchtränkte Menschlichkeit jenem dämonischen Element einen granitnen Wall entgegenzustellen vermögen? Wie gern möchten wir es glauben, wie gern in dem blutigen Kriegsspiel einen hassenswürdigen Rest Barbarei sehen: um endlich, endlich die in unsäglicher Plackerei erzielten Arbeitsüberschüsse in humanere Kanäle lenken und menschliche Gebrechen nachdrücklicher lindern zu können. Aber jeder neue Tag lähmt den Willen zum pazifistischen Optimismus. Der große Schiedsgerichtsvertrag, der zwischen den beiden großen angelsächsischen Weltreichen geplant wird, machte zwar beseligt aufhorchen; und die von Humanität geschwängerten Friedensbekundungen Tafts und Greys wurden jubelnd begrüßt, wie der Regenbogen nach dem Gewitterregen. Und mitten in diese Vorbereitungen, das Himmelreich auf die Erde zu bannen, fiel, die Friedensstimmung verstärkend, das dreihundertjährige Jubiläum der herrlichen Cranmer-

Bibel, die ungezählte Geschlechter der anglo-amerikanischen Familie sittlich denken und fühlen gelehrt hat. Was der englische Ministerpräsident Asquith diesem Buche der Bücher zu Ehren sagte, war schlicht und eindrucksvoll, klang durchaus aufrichtig und empfindungsrein. Aber was wird die Folge sein? Wird die Bibel, die die englischen Puritaner in den letzten drei Jahrhunderten nicht verhindert hat, ihr Weltreich mit Blei und Traktätchen zu errichten, nun endlich die entsagende Einkehr bewirken und das erste Unrecht in Recht umbiegen? Ach, daß so wenige es begreifen: die Ehrlichkeit in der Politik erstreckt sich nie auf die Anfänge der staatlichen Gewalt, nie auf die Anfänge der Machtverteilung, auf die Güte eines überkommenen Besitztitels, sondern auf den guten Willen, dieses erste ‚Unrecht' durch Kompromisse mit Nebenbuhlern sich zu erhalten.

Daraus folgt aber nicht, daß die Bruderhand, die England uns entgegenstreckt, nicht in allen Treuen gereicht wird, — wenn man nur die sachlichen Vorbehalte macht, die aus dem eben angedeuteten elementaren Sachverhalt sich von selbst ergeben. In Ostasien ist England in den Hintergrund gedrängt worden, der Bündnisvertrag mit dem in mancher Hinsicht so unbequemen Japan läuft ab, und ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Vereinigten Staaten bietet für imperialistische Zwecke so manchen Vorteil, obwohl der Schwerpunkt von Kanada und Australien sich deutlichst nach Washington, als dem Zentrum der angelsächsischen Welt, zu verschieben droht. Darum ist es Wahnsinn, die Spitze der gesamten englischen Streitmächte zu Wasser und zu Lande nach Deutschland zu richten: der Kampf um die Quellen britischen Reichtums, um Indien kann morgen, kann heute schon ausbrechen. Die Lage Englands ist ungemein schwierig; in keinem Zeitpunkt seiner Geschichte verlangte sie ein so inniges Zusammenstehen seiner Bewohner, ein so opferbereites Solidaritätsgefühl; aber kaum je war es so wenig wie heute ein einig Volk von Brüdern. Dieser Zustand beginnt selbst in den brutal und engherzig imperialistischen Kreisen des Landes eine Art pazifistischer Stimmung Deutschland gegenüber zu erzeugen, und diese Chance müßte unsre Diplomatie auszunutzen verstehen. Weiß Herr von Bethmann Hollweg sie auszunutzen und den Punkt zu finden, an dem die Hebel anzusetzen sind? Er liegt nicht in dem Pazifismus der philosophischen Theorie, sondern in dem Pazifismus der Not. Nach seiner Antwort auf Greys Unterhausrede scheint er diese Zusammenhänge nicht zu überblicken, die Gunst der Stunde nicht zu wittern; denn sie war rhetorisch leider so ungeschickt, so steif doktrinär, so philiströs ehrlich, daß sie die feindliche Stimmung des Deutschland abholden Auslands noch steigern wird. Wie anders hätte da ein freundlich ermutigendes Wort gewirkt, ein wohlwollendes Eingehen auf (meinetwegen) utopistische Sentiments, eine aus den Tiefen des Menschenherzens aufsteigende Klage über die Bürde der Rüstungen; das hätte uns endlich Sympathien erworben und die Bahn für ersprießliche Ver-

handlungen mit England frei gemacht, für ganz solide Tauschgeschäfte; denn Deutschlands koloniale und kapitalistische Interessen können zu den englischen nie in einen so hoffnungslosen Gegensatz treten wie zu Rußland nach der Demütigung auf dem Berliner Kongreß, oder zu Frankreich, als Disraeli es durch Ankauf der Suezkanalaktien aus Ägypten trieb. Ob der Austausch von Informationen über den Fortgang der Seerüstungen zu den Ersprießlichkeiten gehört — im geheimen wird durch Spione die Kontrolle noch liebevoller betrieben werden —, das darf bezweifelt werden. Nein: die Rede des Herrn von Bethmann war von verhängnisvoller Unzulänglichkeit und wird auch denen die Augen öffnen, die meinen, daß Bildung, Ehrlichkeit, Fleiß, guter Wille, Sachlichkeit, kurz: Eigenschaften, die den tüchtigen Beamten oder Dozenten zieren, einen Kanzler des Deutschen Reiches ausreichend dotieren. In der gut disziplinierten englischen Presse herrscht eisiges Schweigen: man hört die harte Absage heraus und versteckt die herbe Enttäuschung zunächst hinter beredten Höflichkeiten. Aber insgeheim frißt der Groll über den unsinnigen Zwang zu zwecklosen und markzehrenden Rüstwegen tiefer und wird das Leben zweier führender Großmächte weiter vergiften, die, verbündet, die ganze Welt in die Schranken fordern könnten. Es ist bezeichnend, daß selbst die als Chauvinisten verschrienen Publizisten seit dem Zusammenbruch Rußlands eine anglozentrische Politik empfehlen und eine Verständigung mit England als die rechnerisch klügste Orientierung unserer auswärtigen Interessen mit den überzeugendsten Argumenten nachweisen. Herrn von Kiderlen-Wächter aber, dem schwäbischen Klotz mit norddeutschen Knubben, werden, weil er sich bismärckisch grob gebärdet, täglich Kränze geflochten, trotzdem er an der russophilen Tradition zäh festhält. An einer Tradition, die ein heutiger Bismarck zweifellos längst aufgegeben hätte, weil die veränderten Machtverhältnisse sie als Unsinn stempeln. Für die Verewigung der anglo-deutschen Spannung tragen dieser neue Herr und der Marineminister von Tirpitz die schwere Verantwortung.

Unsere Markenpolitik ist ein trauriges Kapitel neudeutscher Politik; — neudeutscher Unfähigkeit zur Politik großen Stils. Wir haben eine Ostmark, eine Nordmark, eine Westmark; wir haben Scharen von Spezialisten für diese Dinge und das Geschrei dieser Spezialdeutschen füllt drohend oder wehklagend die Luft; doch nirgends vollzieht sich die Germanisierung glatt, überall verläuft sie in einem kläglichen und betrübend unproduktiven Zickzack, verursacht durch einen im Prinzip unsicheren Willen, der zwischen den Polen Peitsche und Zuckerbrod hin- und herschwankt. Dieses Schwanken ist gegenüber dem Polentum an sich begreiflich; denn nur die Hakatisten, die dummdreiste östliche Vorhut der Alldeutschen, besitzen das Allheilmittel des viel erprobten Doktors Eisenbart. Aus diesen

Millionen rassenfremder Menschen ist das Fremdkörpergefühl innerhalb des Preußentums heute weniger zu vertreiben denn je. Sie haben in preußischer Zucht arbeiten, sich gewerblich und kaufmännisch organisieren, vorsorglich wirtschaften gelernt; sie haben von der deutschen Kultur soviel genascht (oder gar sich angeeignet), als nötig war, um sie die Herrschaft ihrer ausbeutungsfrohen Schlachza gründlich verachten zu lehren; sie haben von dem Glück einer geordneten staatsbürgerlichen Existenz so ausgiebig gekostet, daß sie nun die Augen emporheben zu dem Ideal der Freiheit auf eigener Erde, der dauernden Verwurzelung im angestammten Lande ihrer Väter. Von Undank zu sprechen, ist Unsinn: die Geschichte kennt so wenig wie die Biologie den Begriff des Dankes. Die Leistung der sächsischen Kolonen ist herrlich gewesen, — ihre Saat ist nur zu gut aufgegangen. Sie haben natürlich, vor der Geschichte, das Recht auf ihre Leistung und ihr Herrentum; aber die zwangsweise Besiedelung, die seit 1908 mögliche zwangsweise Enteignung polnischen Grundbesitzes zum Zwecke der Besiedelung erweist sich täglich mehr als ein Fehlschlag, von den Bedenklichkeiten dieses Faustrechts ganz zu schweigen. Man wird die siebenzigtausend Hektar polnischen Bodens aufkaufen können, aber die hohen Preise, die für expropriierte Grundstücke gezahlt werden, setzen die Polen in den Stand, so viel mehr deutsche Grundstücke auf dem freien Markte zu kaufen; und der Saldo dieser kostspieligen Politik fällt zuungunsten der Deutschen aus. In diese Unternehmung wird bald eine Milliarde gesteckt sein: erfolglos, erfolglos . . Aber weder in Nordschleswig noch in Elsaß-Lothringen hat man es mit einer Fatalität zu tun, hier wie dort gilt es fast ausschließlich Menschen derselben Familie; und hier wie dort wird die natürliche Attraktion, der Prozeß des Zusammenwachsens getrennter Glieder eines Körpers nur dadurch verlangsamt oder gehemmt, daß man ein Preußentum von der unsympathischsten, abstoßendsten Art glaubt als Kitt- und Lockmittel verwenden zu dürfen. Die Dänen in der Nordmark fühlen sich als freie germanische Bauern, sie haben ihre eigene demokratische Bauernkultur, sie vertragen es nicht — nicht mehr wenigstens als Friesen oder Angelsachsen oder Norweger — gegängelt oder von bezahlten, im Dünkel des Alleswissens und Allesbesserverstehens aufgewachsenen Beamten bevormundet zu werden; und die manierlose Art des typischen Reserveleutnants, der vor lauter unnatürlichen Formen alle Natürlichkeit verloren hat, findet in den nordischen Brüdern (wie übrigens aller Orten) die gründlichsten Verächter. Die elsässischen Alemannen haben ein demokratisches Grundgefühl; man zeige, daß man es versteht, indem man es gelten läßt; daß das große deutsche Volk mit Wissenschaft und Industrie und Technik und seinen tausend Tüchtigkeiten freies Menschtum zu verbinden weiß: und das Hinschielen nach Frankreich wird allmählich aufhören. Der Reichskanzler hat mit seinem Entwurf einer Verfassung für die Reichslande einen wichtigen Schritt auf den rechten Weg getan; indem die preußischen Konservativen sie

verwerfen, nicht ihre (sehr strittigen) Einzelheiten sondern das Ganze, haben sie bewiesen, daß sie nur eine Methode gründlich verstanden haben: die, Sklaven (oder Slaven) durch Halsbandmethoden zu bändigen und zu unterjochen. Der Glaube, um der Sicherheit des Reichs willen zwei Millionen hoch kultivierter Alemannen ewig als Eroberte bewachen und gängeln, ihr Land als Festungsglacis betrachten zu müssen: er müßte jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben. Dieser moralische Glaube unsrer faktischen Regenten ist tausendmal schlimmer als derjenige, der sich auf den Fels der Antimodernisteneide stützt.

Ich muß ein wichtiges Symptom verzeichnen: die Verhandlungen der preußischen Lordskammer erwecken, mitten im demokratischen Strom der Zeiten, ein lebhaftes allgemeines Interesse; die Debatten unserer Volkskammern hingegen gelten in der Regel als langweilig, uninteressant, unergiebig, ihre Lektüre als Zeitvergeudung. Ehe die hohen Herren sich zu Ostern vertagten, wurde der Etat erledigt; man sprach über Dinge, die in der Kammer der Abgeordneten gründlich zerredet und um ihre Frische und Neuheit gebracht worden waren: über Antimodernisteneid, Finanzgebahrung, die Verfassung der Reichslande, die Frankfurter Universität. . Nun verglich man Stil und Inhalt der Erörterungen und fand . . . das Niveau des Herrenhauses höher. Man? Das sind die liberalen Zeitungen, die grundsätzlich dem Herrenhause das Recht absprechen, sich im umfänglichen Sinne als repräsentativ, als Ausdruck eines wesentlichen Teiles der öffentlichen Meinung zu fühlen. Ist das kein Widerspruch? und gibt dieser Widerspruch nicht zu denken? Da sitzen die adligen Herren, die sich selbst vertreten, die typischen erblichen Gesetzgeber; die Prinzen und obersten Hofbeamten; die Repräsentanten dreier Domstifter, der acht Provinzialverbände der mit Rittergütern angesessenen Grafen, der elf adligen Familienverbände; und auch unter den sechsundvierzig aus besonderem Vertrauen des Königs berufenen Mitgliedern überwiegen die Herren, deren Mehrzahl man ohne Übertreibung rückwärts gewandte politische Ideale nachsagen darf. Die Brücke zum modernen Leben und Streben bilden die Vertreter von achtundvierzig Städten, den neun Landesuniversitäten und einiger Technischer Hochschulen: ein Grüppchen, das ewig Minderheit zu sein verurteilt ist. Bismarck hat diese Zusammensetzung der Ersten Kammer sehr nachdrücklich bemängelt und nachgewiesen, daß eine solche Doublüre der Regierungsgewalt, eine so parallele Ausdrucksform des königlichen Willens bei der öffentlichen Meinung kein besonderes Schwergewicht haben könne. Wie tief muß das öffentliche Ansehen der Volkskammern (auch des Deutschen Reichstags) gesunken sein, wenn plötzlich Erörterungen eher platonischen Charakters aufhorchen machen; aus einem Kranze gesättigter Existenzen, die aus dem heftig pochenden Kreislauf des

gemeinen Lebens so gut wie ausgeschlossen sind, und deren Beratungen selbst nach der feudalen preußischen Verfassung keinen entscheidenden Einfluß auf den Gang unsrer politischen Entwicklung haben können. In einer Volkskammer wird natürlich nie die wohl temperierte Stimmung herrschen, die einen Klub für wohlerzogene und saturierte Herren zu einem so wohligen Aufenthaltsorte machen; und die schöpferische Politik wird in Zukunft mehr noch als bisher von denen gemacht werden, die dem Gehämmer der Werkstatt, dem Lärmen und Hasten der Straße, dem Gestöhn der Martergrüfte auch mit ihren Sympathien nahe stehen, der Orte, an denen der Menschheit Jammer bei Tag und Nacht ruhelos sich wälzt. Aber diese menschlichen Sympathien im Verein mit der mittleren Geistigkeit des Parteimannes reichen zu Schöpfertaten in der Politik so wenig aus wie auf irgendeinem anderen Gebiet; und sie sind es auch, die unseren Parlamenten den Stempel aufdrücken und ihr bedenkliches Niveau bestimmen. Was Graf York von Wartenburg — in dessen Familie allerdings eine ausnahmsweise hohe Geistigkeit erblich ist; ein früh verstorbenes Mitglied war ein genial veranlagter Philosoph — im Herrenhaus über die Lügensaat andeutete, die aus der Verkoppelung von Staat und Kirche sprießt, über die Unmöglichkeit, mit dem Katholizismus von Staats wegen fertig zu werden, solange ein staatlich approbierter Protestantismus bestehe: darin steckte mehr Liberalität als in den Tiraden vieler liberaler Abgeordneter; und die finanztechnische Debatte, an der sich die Herren von Gwinner, Delbrück und Professor Adolph Wagner beteiligten, wurde durch den Ton vornehmer Sachkennerschaft beinahe geadelt. Das alles klang nicht durchaus nach „Doublüre" der Regierungsgewalt. Aber ich will nicht verallgemeinern. Natürlich stammt das hohe Niveau so mancher Erörterungen im Herrenhaus vorzugsweise aus der Beteiligung bürgerlicher Elemente, derjenigen, die, aus „eigenem Recht", als Vertreter von Städten und Universitäten, sich die Berufung in die Pairskammer erdient haben. Aber deutet das nicht in die Richtung, in der die dringend nötige Erneuerung des Personenbestandes unserer Parlamente zu suchen ist? Nicht die Partei und nicht das Mandat kann dem Parlamentarier das Ansehen zurückgeben, das er (überall in Westeuropa; nicht nur bei uns) verloren hat, sondern die draußen erworbene Geltung als freie, selbständige Persönlichkeit, die er als Basis seiner Autorität ins Parlament mitbringt. Ich sehe nicht, wie anders die gefährliche Krisis des Parlamentarismus zu überwinden ist.

Die historische Wahrheit

Die Anhänger des Bestehenden berufen sich gern auf das historische Recht, und gewiß mit gutem Grund.

Als Gegenschlag gegen die Anschauung von den Naturrechten und der Naturreligion war die Entwicklungstheorie aufgetaucht und hatte sich durch Darwin sogar des Gebiets der Natur bemächtigt, das vorher als ewig sich gleichbleibend, ewig unveränderlich betrachtet worden war. (Es gibt Menschen, die diese Stimmung noch heute festzuhalten suchen in sonderbarer Mischung mit entgegengesetzten Darwinistischen Gedanken.)

Seit diesem Sieg der historischen Anschauung über die rationalistische ist man überall daraufgefaßt, die Dinge als werdend zu betrachten und deshalb aus ihrem Wege her zu rechtfertigen statt aus ihrem Naturgrund, von dem ja gerade loszukommen der Inhalt aller Entwicklung ist.

Die Natur aller Dinge ist uns Treiben und Drängen geworden. Die Natur ist uns Entwicklung geworden, eine Geißel von sich weg und vor sich her.

Die Natur will werden. Sie schickt den „Geist" vor sich her, (den Geschmack des Nochnichtgewordenen, Vorgeschmack des Zukünftigen) wie ein Lasso, nach einem Ziele geworfen, um sich nach ihm hinzuziehen. Phrophetenworte, die das Gesicht der Zukunft zeigen.

Ganz und gar Angeeignetes, derber Stoff unter uns, der sich um uns her in mehr geistige Gestaltungen auflockert, und die Nebel des noch rein Zukünftigen vor uns.

Und so sagt man nun: so wenig der Mensch mehr von der Wirbelsäule loskann, so wenig von den historisch gewordenen Formen unsrer Anschauungen und Überzeugungen.

Die Zukunft ist immer der Ausbau unsrer Vergangenheit, und die Historie will respektiert werden. — Es ist eine Wahrheit darin. Indessen der Weltverlauf ist nicht der mathematische Beweis für eine Theorie, die am Anfang steht, während den Schluß das Weltgericht macht als illustriertes Quod erat demonstrandum.

Der Weltverlauf schreitet vielmehr in der Art eines Dramas vor, in dem Wahrheit gegen Wahrheit steht, und in dem die Stärke einer Wahrheit an der Stärke der Gegenwahrheit gemessen wird.

Es ist oft bemerkt und zur Darstellung gebracht worden, wie das Menschenleben vom Embryo bis zum Grab eine Art Längsschnitt durch das Weltleben darstellt, eine abkürzende Wiederholung der Entwicklung von den niedersten Tierformen ab bis zum heute Erreichten. Aber dagegen steht die Wahrheit, daß der heutige Mensch in seiner vollen Entwicklung zugleich einen Querschnitt durch das Weltleben darstellt.

Nichts, das einmal gewesen ist, bleibt ihm fern. Alle Stimmen, die jemals erschollen, sind in irgendeiner menschlichen Übersetzung noch heute auch in ihm laut.

Die historische Wahrheit, in der er drin steht, aus der er zu erklären ist, und die sich durch ihn fortzusetzen und auszubauen trachtet, ist stets nur wie ein Punkt (wie der Schnittpunkt eines Fadens) im Verhältnis zu der ungeheuren breiten Weltwahrheit, die gleichfalls in ihm spricht.

Die historische Wahrheit einer Zeit mag zum Beispiel die der Askese der großen Heiligen gewesen sein. Gewiß war es nötig, daß diese Wahrheit durchlebt wurde. Aber eben so nötig war, daß sich die Menschheit daran erinnerte, daß sie auch Tierheit ist, daß sie auch Heidentum ist.

Erst im Kampf der jeweiligen historischen Wahrheit mit solcher allgemeinen Wahrheit erzeugen sich die großen neuen Wahrheiten und die Reformationen.

Dies ist es auch, das, verdunkelt genug, der Lehre von den Natur- und Vernunftwahrheiten zugrunde lag. Man stellte sich die allgemeine Wahrheit als eine rational zu erhebende vor. Dazu als eine, die der Mensch von Natur in sich hat, von der die historische nur eine Verdunkelung und Verderbung darstellt.

Wir haben anders sehen gelernt.

Alles, nicht nur, was im Menschen schläft, auch alles in der Natur überhaupt ist für unsre Betrachtung das Ergebnis historischer Entwicklungen. Selbst die Flügel der Vögel und der aufrechte Gang der Menschen, geschweige sein Gedankenleben und der derzeitige Zustand seiner Vernunft. Das, was wir jetzt Historie nennen, ist nur die letzte, die neueste dieser Entwicklungslinien. Indem wir sie diskutieren, messen wir sie nicht an einer allgemeinen unfehlbaren Vernunft, die es gar nicht gibt — wo sollte sie herkommen? — sondern wir ordnen sie dem allgemeinen Menschenleben ein und diskutieren, inwiefern sie sich einordnen läßt oder einer Korrektur für diesen Zweck bedarf.

Und dazu haben wir um so mehr Recht nicht nur sondern Pflicht, als in der allgemeinen Wahrheit, die wir so mit der historischen auseinandersetzen, ja nicht nur die Stimmen aller früheren Entwicklungen schlummern, sondern nicht zuletzt auch die Möglichkeit späterer Erwerbungen und zukünftiger Historien.

Denn so wie in jenen Germanen, die das antike Rom zerstörten, die Möglichkeit des Goetheschen Geistes lag, der eben dieses Roms Reste bewunderte, so liegt in uns, die wir in den Tempeln der exakten Wissenschaft anbeten, auch die Möglichkeit eines großen verwunderten Lachens, das eben über diese Gottheit ausbrechen wird, wenn wir ihre historische Wahrheit ausgekostet haben werden.

Artur Bonus

Kunstbesitz

Die Frage der Abwanderung europäischer Kunst nach Amerika wird akut. Es ist die Frage: soll der Kunstbesitz nur nach privater Überbietung wechseln, oder besteht ein öffentliches Interesse, ihn an Ort und Stelle zu halten?

Graf Landsdowne, der Führer der Konservativen im englischen Oberhaus, ist der Ansicht, daß die Ansprüche seines Standes und die steigende Besteuerung ihm nicht mehr gestatten, mit seinem Einkommen auszukommen. Er entschließt sich, seine Rembrandtsche Mühle nach Amerika für 100000 Pfund zu verkaufen. Die National Galery erhebt warnend den Finger: er will ihr das Bild für 5000 Pfund weniger lassen. Die Patrioten klagen. Er klagt mit. Gewiß, sagt er, ich würde mein Erbe nicht verschleudern, aber ich muß meinen lebendigen Besitz vergrößern und darum den toten versilbern. Man verhandelt über ein Ausfuhrverbot nach dem Muster Italiens, über eine Exportsteuer: ja man schlägt vor, der Staat solle die Summe von zwei Millionen Pfund als Fonds bewilligen, aus dem in solchen Notfällen, um den Besitz dem Lande zu retten, der Besitzer leichter zufriedengestellt werden könnte.

Es gibt viererlei Besitz an Kunstwerken. Zuerst unbekannte Schätze, die in der Erde oder an versteckten Stellen ruhen. Zweitens im Land entstandene, die ein Wahrzeichen sind: die Frans Hals im Harleemer Rathaus. Drittens alter Besitz, privat oder öffentlich: die Sixtina in Dresden. Viertens die wechselnden neueren Kunstwerke. Lassen sich diese Gruppen gleich behandeln? Gegen den Verkauf kleiner unbekannter Werke wird sich am schwersten etwas ausrichten lassen, weil sie zur Industrie reizen. In größerem Maßstabe aber werden Ausgrabungen und alte Denkmäler den Schutz der Gemeinde herausfordern. Alte im Land entstandene und längst eingesessene Werke öffentlichen Besitzes werden kaum entäußert werden, private aber um

so leichter. Neuere Werke wechseln und niemand kümmert sich darum, was dem Lande etwa an einst zu schätzendem Besitz verloren geht. Also: durch alle Rubriken, das Öffentliche genießt einen gewissen Schutz, das Private kaum.

Nun die Gegenrechnung: das private Kapital ist sehr unternehmungsfähig, der Käufer bezahlt nicht so sehr den Kunstwert, als den Sammlerwert. Der Staat kann da in normalen Grenzen nicht mit. Er kann seinen Besitz schützen, den privaten Wechsel aber nicht hindern. Italiens Ausfuhrverbot ist die stärkste Maßregel dagegen (weil der Kunstbesitz diesem Lande die beste Industrie ist), und wird doch übertreten. Ausfuhrzoll würde diese großen und eitlen Geschäfte wenig lahm legen. Die in England vorgeschlagene Staatsreserveunterstützung würde den Leichtsinn des Verkaufs nur beflügeln und in kurzer Zeit dem Staate Lasten aufbürden, die über jede Berechnung gehn. Der Staat würde in die Steigerung der Marktpreise hineingerissen werden und Grenzstreitigkeiten über die Ausdehnung des Begriffes „ererbter Besitz" würden unvermeidlich sein.

Ich sehe wenig Möglichkeiten, daß der Staat den privaten Besitz, der den Stolz seiner Bürger macht, wirksam schützt. Seine Sammlungen können in neuen Ankäufen längst nicht mehr mit der Beweglichkeit des privaten Kapitals wetteifern. Bindeglieder, wie die kluge Gründung des Kaiser Friedrich-Vereins in Berlin, sind noch am nützlichsten. Es wird nicht aufzuhalten sein, daß alles, was noch wechselt an alter und neuer Kunst, der größten Kaufkraft folgt. Ist diese in Amerika, so ist sie eben in Amerika. Dann aber werden, nach dem Muster der Wallace-Collection in London, Private ihre Sammlung dem Staate öffnen oder zurückgeben, wie sich uns jetzt die Schlösser und Parks alter Fürstengeschlechter öffnen. Damit wäre zwar nicht der Patriotismus, aber die Idealität versöhnt.

Oskar Bie

Goethe für Jungens

Im Insel-Verlag hat jetzt Max Morris neu und mit glücklicher Hand den „Jungen Goethe" aufgebaut, in lebendigster Kundgebung, sprechend, briefschreibend, rezensierend, dichtend: eine menschliche Epoche in Ganzheit und Fülle, nicht systematisch abgespiegelt, sondern in der bunt wechselnden zeitlichen Abwandlung verschiedenfältigen Tuns. Und aus der Gesamtheit des Goethischen Lebens und Werkes stellte Rudolf Frank in einem quellenden Buch „Goethe für Jungens"* die Ausstrahlungen der großen allseitigen Existenz für die Jugend zusammen.

Goethe läßt hier wirklich die Kindlein zu sich kommen. Und in dieser wegkundigen Auslese gibt es nicht nur die Worte des jungen Goethe für die Jugend, sondern weit und reich die Erinnerungen des alten: Frankfurter Spiele, Puppentheaterei und Knabenmärchen, und fabulierende Großvatersprüchlein an die Kleinen zu seinen Knien:

Ihrer sechzig hat die Stunde
Über tausend hat der Tag,
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles werden mag.

Widerhall fühlt man: spät erklingt, was früh erklang. Ein Kinderparadies geht auf mit dem Weihnachtsbaum, dran hängen Leckerli, Marzipanherzen und Pfefferkuchen, Nürnberger Tand und bunte Früchte mit Devisen und flatternden Spruchbändern. Und es heißt:

Lieb Kindlein,
Kauft ein!
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein.

Es gibt Schlaraffen-Schnabelweid in munteren Kling-Klangreimen, wie der Kindermund sie liebt, und die der Große, der als Sonntagskind und Magus alle Sprachen und jeg-

---

* Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber, Berlin.

liches Ding verstand von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Zeder bis zum Brombeerstrauch, lieblich harmlos von den weisesten Lippen fallen ließ.

So weht auch der Klang jener Goetheschen Lieder, die vom echten Blute der Verse sind, wie sie das Volk im Sommer singt — Wunderhornweisen am Bach und im Wald beim Fürsichhingehen eingefangen wie ein Schmetterling — voll Lächeln und voll träumerischer Wehmut durch dies Buch der Jugend, und dazu die zwitschernden Gestanzlen des treuherzigen Schweizer Bergliedes voll mundartlicher Einfalt.

Frische tüchtige Buben werden aufgerufen mit Trommeln und Pfeifen und kriegerischem Klang, Soldatenmarsch und Reiterstimmung. Das Eis knirscht, da, „wo dem kühnsten Läufer die Bahn bereitet ist", und mit geröteten Wangen und heißen Augen können muntere Jungen den strahlenden Jüngling Wolfgang, den „Göttersohn", auf dem gefrorenen Main im karmoisinroten Pelz der Mutter dahinfliegen sehn und viel viel später den Mann in der Reife des Lebens immer noch rüstig im Weimarer Garten den Bogen spannen: „er stand da wie der Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend, doch alt am Körper."

Von Frohsinn und Lustbarkeiten, Mummenschanz und Maskenzügen hallt es wieder, vom Rundgesang und Symposion. Der Saus und Braus des ersten Weimarer Jahres geht, wie eine Schlittenfahrt rasch weg und klingelnd auf und ab, „durch die zweiundfünfzig Wochen": „laßt den Wienern ihren Prater: Weimar, Jena, da ist's gut." Anekdoten, Schnurren, Fabeln, Streiche, Eulenspiegeleien der Lustigen von Weimar geben bunte Bilderbuchreihen.

Dazwischen tönt Mitternachtsschlag von Glocke und Turmuhr, Geisterwehen, Balladenton und Abenteuersang, das Lieblich-Gruselige hell-dunkler Wintermärchen, Fabeln gar gut und nützlich zu lesen, schalkige Holzschnittmären, Legenden der lieben Heiligen, vom Petrus und den Drei Königen, vom Joseph und Maria aus weltlich geistlichem Schatzkästlein — und die Kinder hören es gern.

Enge und Weite öffnen sich im Spiegel der Gedichte: Stille und Heimlichkeit von Haus und Gärtchen, beschauliche Andacht zum Kleinleben der Natur voll irdischen Vergnügens in Gott am Wertherschen Maimorgen im Grase, inmitten der Kleinwelt der vom wimmelnden Leben erfüllten Halme. Prangende Beeren leuchten im Gebüsch und „man wird auch wie die Trauben, reif und süß in der Seele . . ."

Und lynkeushaft am Ausgang die weiten Blicke über Gebirge und Meer, ewigen Lebens ahndevoll; und aufhorchenden Ohren erklingt der Abgesang:

So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön.

Felix Poppenberg

Enrica von Handel-Mazzetti

Vor kurzem lasen wir von der österreichischen Dichterin Handel-Mazzetti einen öffentlichen Protest gegen alle, die an ihrer katholischen Rechtgläubigkeit zweifelten. Wer ihre Werke kannte, vermochte sich wohl über die Zweifler, nicht über die Bekennerin zu erstaunen. Denn gerade ihre Kunst legt das deutlichste Zeugnis für die unbedingte „Rechtgläubigkeit" ab. Die christlich-katholische Religion ist der Himmel, der den Boden ihres Schaffens wärmend bestrahlt und zugleich auch der Horizont, der den Blick ihr begrenzt. Hier, im Umkreise seines Leuchtens, erblühen ihre innigsten Gefühle, erwachsen ihre sittlichen Begriffe von Schuld und Sühne, entfalten sich ihre Vorstellungen von Mensch und

Gott. Die Welt dieser Schriftstellerin ist beschränkt durch die Schranken ihrer Weltanschauung.

Das aber ist gerade für sie als Dichterin die Quelle der geheimsten Kraft. Denn das gibt ihren drei Romanen*, bei aller Breite der Erzählung und trotz mancher Fehler im äußeren Aufbau, die starke innere Einheit, das bewahrt ihnen, nebeneinander betrachtet, den sicheren Gleichklang und verleiht dem Wesen der Verfasserin, das wir hinter ihren Schöpfungen suchen, die seelische Harmonie, aus der heraus sie die Widersprüche erweckt und beruhigt, Charakter und Schicksal ihrer Gestalten bestimmt. Der katholische Glauben mit seiner Ethik und Mystik ist in ihr zur künstlerisch schaffenden Kraft geworden.

Das Problem in den drei genannten Büchern ist immer dasselbe: Ein jugendlicher Stürmer versündigt sich und wird dann durch unendliches Weh und reine, entsagende Liebe geläutert. Diesen Weg gehen die männlichen Hauptbelden alle, der Atheist in „Meinrad Helmperger", der protestantische Ritter in „Jesse und Maria", und der katholische Ligae-Leutnant in „Die arme Margaret". Und in den zwei letztgenannten Romanen sind die weiblichen Heldinnen: Maria und Margaret die Erlöserinnen durch christliche Liebe, in der erstgenannten ist es ein Kind, das seinen Vater im Augenblick des Todes zur Gnade führt. Die seelische Entwicklung der einzelnen Persönlichkeiten in dieser durch die christliche Moral vorgezeichneten Richtung ist jedesmal mit ergreifender Wärme, mit wuchtiger Überzeugungskraft geschildert. Wir vergessen ganz von selber die Frage: Ist es denn möglich, kann das geschehen? Wir fühlen: Aus dem Glauben der Dichterin heraus muß es so werden und diese Empfindung reißt uns unbewußt mit fort. Es sind ja auch lauter unkomplizierte Menschen, deren Geschichte wir sich vollenden sehen, Menschen, die mit Recht im Rahmen eines vergangnen Jahrhunderts: des Jahrhunderts der Glaubenkämpfe dargestellt werden. Drum steht ihnen die gradlinige Einfachheit im Guten wie im Schlechten so vortrefflich zu Gesicht; die unschuldige Reinheit auf der einen Seite, die rohe Härte auf der andern — wir zweifeln an keiner von beiden; weil sie vor uns erscheinen im Gewand entschwundener Zeit. Und alles fügt sich wundervoll ineinander: Auch die Art der Beschreibung, die Ausdrucksweise paßt sich vorzüglich dem Stoff wie dem Geiste an. Handel Mazzettis episches Darstellungsvermögen steht auf seltner Höhe. Mit der sichersten Kenntnis der Örtlichkeiten, Zustände und Gebräuche geht eine schimmernde Pracht der Anschaulichkeit Hand in Hand. Dazu werden die Begebenheiten in jenem feierlich-schlichten Ton berichtet, den wir lieben, wenn man uns von der Vergangenheit erzählt.

Am besten ist das in „Die arme Margaret" gelungen, dem Roman, den ich überhaupt am höchsten stellen möchte, weil er in jeder Hinsicht der geschlossenste ist. Er ist wie aus einem Guß: das Äußere ganz körperlich greifbar, das Innere restlos belebt. —

Wir sehen: die Kunst der Handel-Mazzetti verdankt ihren tiefsten Reichtum der religiösen Überzeugung, dem echten, wirklich lebendigen, katholischen Glauben. Da entspringt die Fülle — zugleich aber, wie oben schon angedeutet, die Begrenztheit auch. Die Begrenztheit, die mit der Zeit sogar eine Gefahr der Wiederholung und Erstarrung mit sich bringen kann. Schon jetzt verletzt sie den voraussetzungslosen Leser an mancher Stelle. Sobald die Dichterin eine andre Weltanschauung, sei es die protestantische oder die atheistische behandelt, begreift sie nur von außen her, nur dem Verstande nach die einzelnen Lehrsätze, nicht den seelischen Gehalt. Die Träger dieser ihrem Herzen fremden Bekenntnisse macht sie zu jugendlichen Schwärmern, die, im Grunde doch nur

* „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr." — „Jesse und Maria". — „Die arme Margaret". — Alle drei bei Josef Kösel, Kempten—München.

Verirrte, der schließlichen Reue notwendig ausgeliefert sind. Ihrer Person als solcher wird die Verfasserin wohl gerecht, da sie diese ja selber nach der eben gezeichneten Auffassung formt, nicht aber ihrer Weltanschauung, als deren Vertreter sie erscheinen möchten. Es muß so sein! Da die eine Religion das Empfinden ganz erfüllt, ist kein Platz für die andern übrig. Aber, rein künstlerisch besehen, ist das ein Mangel.

Freilich, was bedeutet dieser Schatten bei allem Licht! — zumal er vorhanden ist um des Lichtes willen. Er ändert nichts an der bewunderungswürdigen Tatsache, daß am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, das gerade auf dem Gebiete der Religion so begierig nach Neuem ringt, eine Frau ersteht, die mit wahrhaft dichterischer Kraft den tiefsten Inhalt des mittelalterlichen Christentums zur Gestaltung bringt und seine gewaltigen Sittengesetze künstlerisch lebendig macht.

Reine Hingebung und Sehnsucht nach Läuterung – durchaus echt und volkstümlich im besten Sinn – sprechen auch aus den schlichten Liedern* der Österreicherin, von denen das kleine Epos: „Deutsches Recht" wohl das wertvollste und zugleich auch in der Leitidee den Romanen verwandteste ist. Es überkommt uns, wenn wir die innigfrommen Verse lesen, genau wie oftmals bei den Prosawerken eine wehmütige Erinnerung an die Jahre, da auch wir noch mit ungestörtem Bewußtsein im großen Vaterhaus des Glaubens die Stunden der Weihe genossen, wir, die nun in der Fremde wandern, auf der Suche nach einer neuen Weltanschauung. Es ist wie Heimweh nach der Kindheit — ein unerfüllbar Heimweh — aber dennoch schön. Und dafür danken wir der Dichterin Handel-Mazzetti.

---

* „Deutsches Recht." — „Imperatori." Beide bei Jos. Kösel.

Friedrich Stieve

Der Müßiggänger

Sicherlich in einer etwas spöttischen Anwandlung, sagte der Doktor Kephalitis zu einem jungen Manne, der vor ihm saß, einem jungen Menschen, der gegenwärtig seinen eleganten Müßiggang mit den Nerven bezahlte:

„Sie sollten sich sammeln, mein Bester, und etwas Kompendiöses herstellen. Sie sind so unabhängig, um auch ein umfangreiches Buch auswachsen zu lassen, und vermögend genug, um keinen Verleger in Sorge zu sein. So eine gewaltsame Zusammenspannung Ihrer zerflatternden Energien würde für Sie nützlicher sein, als etwa ein sehr viel größerer Lebensinhalt, selbst als die titanische Überladenheit des Daseins. Es kommt nie auf die Größe unserer Aufgaben an, immer nur auf die Stärke, mit der wir sie lösen."

„Ich wollte schon über so vieles schreiben", sagte der Jüngling, und eine elegische Bewegung begleitete diese Worte. „Über die Minderwertigkeit der Frau, dann wieder über ihre größere Natürlichkeit, ihre vegetative Dumpfheit, oder besser ihre noch dumpfe Vegeta—."

„Verehrter," unterbrach ihn der Doktor, „das sind ganz spürbar schlechte Themen für Sie. Diese Themen würden nur Vorwände zu Studien für Sie abgeben, die Sie wieder zerflattern ließen. Sie müssen sich an die beruhigende Sachlichkeit der Materie hingeben, allem Psychologischen aber sich entziehen, diesem ganzen Wust von schwankender Bewegtheit. Sie sollten weit eher ein mathematisches Buch schreiben."

„O, Mathematik," klagte der Jüngling.

„Oder ein Werk über die Höhen der Berliner Häuser, die Häufigkeit von Kröpfen in der arbeitenden Bevölkerung, über das Schielen von mittleren und älteren Jungfern, auch über die Länge der Schwänze bei gemeinen Haus- und Vorstehhunden, etwa unter Zugrundelegung des Bezirks des Havelländischen Luchs oder des umwallten Bernaus . . . . Worüber ließe sich nicht alles

schreiben, wenn man die Zeit hätte," stöhnte der Doktor.

Der Jüngling saß gesenkten Kopfes. Auf der Straße rollte ein Wagen vorüber, das Geräusch davon surrte, wie das schüchterne Anklopfen eines verlegenen Gastes, durch das Fenster.

„Oder schreiben Sie über den Wagen, einfach über seine Geschichte, oder auch nur über seine Formen. Haben Sie je diesen täglich an Ihnen vorüber sausenden, -fauchenden Gebilden auch nur einen Augenblick des Nachdenkens geschenkt? Um in Ihrer Vorstellungswelt zu bleiben, haben Sie entdeckt, daß es bekleidete und nackte Wagen gibt? Bekleidete, wirklich mit Stoffen ausgelegte, Leichenwagen — bekleidet nur im Sinne von angefüllt: mit Heu, Holz, Erde, Hühnern, Schweinen, Menschen .... Und dann wieder nackte, die nicht nur leer sind, sondern eigene Teile von sich abgegeben haben, die hölzernen Seitenwände, so daß nur die oberste Stange in der Luft schwimmt, auf beiden Längsseiten und auch hinten, und man durch den Wagen hindurch sieht, wie durch einen Wald im Herbst? Wagen, die so nackt sind, daß sie nur aus der Achse, der Deichsel, vier Rädern und einem Sitz bestehen? Wissen Sie denn überhaupt", und der Arzt befeuerte sich, „was ein Wagen, was seine Grundform ist, sein Prinzip? Haben Sie jemals überdacht, warum man ein Luxusautomobil, einen elektrischen Straßenbahnwagen und jenes arme, nackte Gerümpel gleichzeitig als Wagen anspricht? Weil zwei, drei, vier Räder sie rollen machen? O, mein Verehrtester, das ist auch beim Fahrrad und vielen sausenden Bestandteilen von Maschinen so. Nein," sagte er, „zu einem Wagen ist außer mindestens zwei Rädern noch eine Kraft erforderlich, die ihn bewegt, und zwar eine Kraft, die von der, die ihn benutzt, verschieden ist. Wie, also eine ganz gefährliche Definition? Man kann das Prinzip des Dualismus sich nicht bequemer klar machen als an dem Pferd und dem Kutscher, dem Benzin und der Frau im Fond. Der Radler bewegt sich selber vorwärts, da herrscht noch eine verwerfliche Commiszuität vor, die noch nicht gesprengte chaotische Vereinigung — man könnte ernsthaft an einem Wagen zu einem Philosophen werden. Machen Sie schriftstellerische kompendiöse Arbeit, übersinnen Sie solche Phänomene, und Sie können an dem täglichen Geräte die letzten Gesetze und tiefsten Symbole für sich entdecken. Unsere Augen, die keine einzelnen Buchstaben, sondern nur noch Worte lesen können, lesen auch von den Dingen nur noch die Siegel ab, abgekürzte Zeichen, deren Bedeutung konventionell ist. Wir wissen alle, was ein elektrischer Wagen ist, weil die Konvention uns seine Beziehung auf uns gelehrt hat. Wir kennen seine Funktionen, soweit sie uns berühren. Etwas so Nebensächliches wie das Aussetzen des elektrischen Stromes interessiert uns, weil der Wagen davon stehen bleibt; wodurch der Wagen läuft, ist uns unbekannt, und gleichgültig — wenn er nur vorwärtsläuft und wir die Zeitung dabei lesen können . . . Sie drehen sich gelangweilt in der Welt umher, weil Sie nur die Siegel kennen; lösen Sie die Geheimschrift in ihre Bestandteile auf, und Sie werden finden: hier ruhen Gesetze von einer Tiefe und einer Größe, die auch einen von der Welt Gelangweilten fesseln dürften. Die Gelangweilten sind nur phantasielos, sie wissen nicht, nachdem sie ihre kleine Weide abgeweidet haben, wo es die anderen Weiden gibt. Sehen Sie sich einmal um . . . Hier haben wir, ganz beispielhaft, so eine Weide . . .

Schreiben Sie über die Formen des Wagens, über die Zahl, die Größe, das Material der Räder. Wieviel Speichen ein Rad hat, auf welchen Prinzipien sich die Bremse aufbaut. Schreiben Sie über die Formen des Kotflügels, die Bildung des Kutschdachs, die Geschichte der Federung, die Mechanik der Achse. Über die tausend Formen und die Lichtquellen der Laterne des Wagens. Über die Form des Sitzes oder die des Bocks, über Tragfähigkeit, Abnahme=

prüfung, über Benzin und Pferde, über Kutscher und Schuppen, über Garagen, über den Einfluß des Wagens auf unsere Sprache, die von ihr mit Bildern durchsetzt ist, wie unser Körper mit Infusorien . . . . Mein Verehrtester, vier bis fünf Bände, sieben- bis achthundert Seiten jeder Band, dazu ein Vorband Geschichte, griechische Kriegswagen, denken Sie an trojanische Helden . . . Sie langweilen sich in der Welt, machen Sie alle zehn Jahre eine solche Arbeit, erkennen Sie, daß Sie nicht mit einer bis zur äußersten Vollendung zustande kommen, daß Sie nur eine Winzigkeit der Welt malen, und daß diese Winzigkeit doch noch so groß ist, daß Sie über jedes einzelne Teilchen des Wagens, die Laterne, die Federung, wollten Sie vollständig sein, ein eigenes Buch schreiben müßten — — und dann klagen Sie noch über Langeweile, Einförmigkeit und ewige Wiederkehr. . . . Die ewige Wiederkehr ist etwas Mystisches, noch unbegriffen von Ihnen, und die Rede vom ewigen Einerlei eine kindische Besudelung des allertiefsten Lebensgesetzes, noch unverstanden durch Sie und die siebenhundert anderen Jünglinge reicher Eltern dieser Stadt. Weil man Ihnen fünfzehn Jahrelang die Anatomie des Weibes verbarg und Sie nun schon, ehe sie sich vor Ihnen entkleidet, die Eroberte kennen, darum finden sie die Welt entgöttert, rätsellos und vierzehn- oder fünfzehnmal durch Sie erkannt. Aber etwas Phantasie, einige Ehrfurcht und noch die Fähigkeit der Hingabe an die Sache — und Sie sind geheilt. Sie brauchen dann kein anderes Sanatorium aufzusuchen als die Welt, die eine Heilanstalt ist, von Gott gleich miterschaffen. Suchen Sie mich in jedem Jahr um diese Zeit einmal auf, bringen Sie mir jedesmal in der Rohform einen von Ihnen fertiggestellten Band, das nächste Mal etwa über die Räder des Wagens, und ich verspreche Ihnen ein anscheinend unbedeutendes, aber sehr ergiebiges und sicher nicht unheroisches Leben in einer unerschütterten Gesundheit. . . ."

Der junge Mann, der anfangs hatte lächeln wollen, wurde sehr verlegen, ganz so wie es jungen Damen gegenüber geschah, bei denen er mit einer gewissen Verve nichts erreichte und daher mit einer schönen Demut weiterzukommen hoffte. Seine Verlegenheit geriet schließlich aus einer unechten in eine echte, so wie Teig zu Kuchen, und als nach dem Schluß der ärztlichen Ermahnungen die Pause gefährlich in die Breite schwoll, erhob er sich und sagte stockend: „Was bin ich schuldig?"

Da lachte der Arzt, Doktor Kephalitis, auf, lachte laut und lange, machte dann „Marsch" und drehte den jungen Mann zur Tür herum. Als er aber auf diese etwas beschleunigte Art sich seiner entledigt hatte, setzte er sich an sein Klavier und spielte eine Eroika im furiosen Stil. . . .

Hinterher jedoch dachte er: warum lebe ich selbst in einer großen Stadt, wo man für die tausend Wunder keine Zeit hat, für den Mythos des Kleinen und den Kosmos des Winzigen, für die Bildung der Wolken und die Tropfen der Fensterscheibe, für das Knallen der Peitsche und die Formen der Pferde, das Rollen der Wagen und die Gesichter der Schaffner, für die Bewohner des Hauses, die Veränderung seiner Möbel — geschweige für die Geschichte seiner Erinnerungen und die schwingende Mystik seiner Erlebnisse, wiewohl doch jedes von ihnen seinen Bewunderer, zuweilen seinen Strafredner mindestens aber seinen Archivar verlangte. . . .

Er trat an das Fenster, unter dem die Hochbahn, ein rasches Ungetüm, vorüberschoß. Er erfaßte im Fluge ihre gelben und roten Wagen, sah auf die hellen und dunklen Sitze und, bis sie in der Ferne entschwanden, auf die Tafeln an der Rückseite des letzten Wagens, der rasch zur Ruhe verdonnerte in das Nichts.

Martin Beradt

Common-nonsense

„So sollt' es immer sein," ließ bei Gelegenheit von „Glaube und Heimat" Paul Schlenther drucken (nämlich daß zuerst der große Theatererfolg und dann erst der Grillparzerpreis kommt). „Ein Drama, das sich noch nicht auf der Bühne bewährt hat, verdient keinen Preis. Buchdramen dürfen nicht gekrönt werden, mögen ihre Dichter noch so viel lyrische, epische, didaktische oder gar philosophische Eigenschaften darin bewähren." Wie, wenn sie aber dramatische Eigenschaften darin bewähren? Was ist das eigentlich, ein Buchdrama? Wann hörte Kleists „Prinz von Homburg" auf, ein Buchdrama zu sein? Oder ist er es am Ende noch? Ich hoffe es, und ich bin sicher, daß „Glaube und Heimat" keins sein wird. Aber ohne alle Beispiele gesprochen, glaubt irgendwer, daß der gegenwärtige Kunstrichter, und danach das gegenwärtige Theater, und danach das gegenwärtige Publikum unbedingt gültige Instanzen seien? Tausend Taler bedeuten für einen armen, sich abringenden Dichter soviel, daß der eine Fall, wo sie den Rechten treffen, mehr wiegt als das Dutzend Fälle, wo sie den Unrechten treffen. Tausend Taler bedeuten für den erfolgreichen Bühnendichter so wenig, daß sie hinausgeworfen sind wie das Geld des Verschwenders. Krönt mir, ihr Preisrichter, die Buchdramen, wenn sie auch noch so viele lyrische, epische, didaktische oder gar philosophische Eigenschaften bewähren!

Im Reichstag wurde am 17. März über die Ausgaben für das Oberseeamt verhandelt. Der sozialdemokratische Redner brachte Beschwerden vor; die Kontrolle der Kauffahrteischiffe, denen nicht nur versicherte Güter, sondern Menschenleben anvertraut sind, schien ihm zu gering. Er sprach von schwimmenden Särgen, von alten Kästen, die im ersten Sturm, im Golf von Biskaya, im Kanal, im Kattegatt, auseinander gingen. Gegen diese Klagen würde Konsul Bernick — nein, ein Ministerialdirektor erwiderte, daß das Wasser keine Balken habe. Es war sicherlich nur Zufall, daß er nicht erwiderte: navigare necesse est, vivere non est necesse. Er erwiderte ferner, daß Beweise für eine zu durchlässige Schiffskontrolle nicht gebracht seien; und als man ihm die verdächtigen Fälle vorhielt, erklärte er: die Einzelfälle könne er nicht als Beweis anerkennen. Unsterbliches Wort! Wort von unanfechtbarer Logik! Von der gleichen unanfechtbaren Logik wie das, gleich allen Gemeinplätzen, im Parlament besonders üppig wuchernde von den Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Insofern etwas nämlich eine Ausnahme ist, ist es die Ausnahme von einer Regel. Das ist Logik, aber wahr ist es nicht ... Wir sagen: der andere Fall erschüttert die Regel. Wir sagen: der Einzelfall ist ein Beweis. Und da wir im Zuge sind, so wollen wir außer der logischen auch der statistischen Wahrheit auffagen lernen. Das Wasser hat keine Balken. Jährlich ersaufen so und soviel Seeleute. Auf eine verbaute Million kommt ein tödlicher Unglücksfall. Die Zahl der jährlich unadressiert in die Postkasten geworfenen Briefe ist konstant. Aber wir wollen trotzdem darauf sehen und uns bemühen, auf jeden Brief die volle Adresse leserlich zu schreiben.

Die Stadt Berlin ist in einer Verlegenheit: sie hat sich den Entschluß abgerungen, das philharmonische Orchester zu unterstützen; aber — umsonst ist der Tod. Man will Gegenleistungen, man berät, Ausschuß und Magistrat zerbrechen sich den Kopf, wie man aus dem sauersüßen Mäzenatentum noch was herausschlagen könnte. Hier wäre Logik einmal am Platze: die Gegenleistung sei in dem Grunde zur Leistung enthalten; das Orchester spielt sehr schön, es spiele immer schöner. Das ist seine Gegenleistung, alles andere ist Krämerei.

H.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Samuel Saenger/ Pazifistische Illusionen



Berge von Zahlen. Berge von pazifistischer Literatur; darin (zum Glück) Oasen, die von Bernhardin de St. Pierre, Jean-Jacques Rousseau, Immanuel Kant bewässert werden. Ich bitte den Leser, die grauenhafte statistische Wüste mit mir zu durchwandern. Wir wollen wissen, was der bewaffnete Friede bedeutet.

I

Vor drei Jahren verfügte der Dreibund: Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien, über 1290891 Mann; der Zweibund, Rußland und Frankreich, über zwei Millionen. Unser stehendes Heer hatte 1910 eine Präsenzstärke von 622483 Mann. Es kostete 706805.000 Mark; dazu, als einmalige Ausgabe, 77 Millionen. Frankreich, das so viel menschenärmere (ca. 39 Mill.) hat das Wettrennen mit Deutschland (ca. 64 Mill.) endgültig aufgegeben; aber es zwingt sich zu einer Präsenzstärke von 552500 Mann (ohne Kolonialarmee) und einer Jahresausgabe von 640 Mill. Mark. England hat, mit 300000 Regulären, einen Jahresetat von 27,5 Millionen Pf. Das russische Heer hat Mammutgröße: es zählt weit über 1200000 Mann, die Kriegsstärke beträgt an 4 Millionen, wovon, unter günstigen Umständen, 1200000 auf einem Kriegsschauplatz vereinigt werden können. Sein Unterhalt kostet etwa $1^1/_4$ Milliarde Mark. Die Monarchie der Habsburger ließ sich 1909 ihr Heer von fast 400000 Mann im Frieden 380 Millionen Mark kosten, Italien seine 288409 Mann rund 215 Millionen Mark, wozu es bis 1917 für Modernisierung des Kriegsapparates weitere 227 Millionen opfern wird. Die militärische Stärke der Vereinigten Staaten liegt in der Flotte. Im Jahre 1910 hatten sie 92,627 Reguläre, deren Unterhalt 165 Mill. Dollars kostete. Japans Feldarmee soll bis 1916 auf 800000 Mann gehoben sein; gegenwärtiger Jahresetat etwa: 9 Mill. Pf. Unsere Marine kostete 1910: 339443000 Mark; die englische: weit über 35 Millionen Pfund; die französische 273 Mill. Mark; die italienische: 134 Mill. Mark; die österreichisch-ungarische: über 53 Mill. (1909); die russische: fast 200 Mill. Mark; die Vereinigten Staaten: 125 Millionen Dollars, wozu als Dienst für den (auch imperialistischen Zwecken dienenden) Panamakanal 38 Millionen Dollars traten. Die deutsche Reichsschuld betrug vor zwei Jahren ungefähr 4,5 Milliarden, die Tilgungsquote spärliche 0,60 v. H. Der Reichsetat für 1910/11 verzeichnete über dreiundeinehalbe Milliarde Einnahme, der preußische nicht wesentlich mehr. Die preußische Staats-

schuld erreichte am 1. April 1909 die ansehnliche Höhe von 8 Milliarden 770 Millionen; sie verschlangen weit über 300 Millionen Zinsen. Auf jeden Reichsdeutschen drückten 70,14 M., wozu für den Preußen die Extralast von 235,17 M., auf jeden Bayern 275,09 M. usw. kamen. Es werden für 1911/12 an neuen Dreadnoughts gefordert oder sind bereits bewilligt in: England 5; Deutschland 4; Vereinigte Staaten 2; Frankreich 2; Österreich 2; Italien 2; Argentinien 2. Die Jahresrechnung für Dreadnoughts beträgt zusammen erheblich mehr als eine Milliarde Mark. England hat 32 dieser Riesenspielzeuge 31 der beiden nächststarken Flotten entgegenzustellen, 21 deutschen und 10 amerikanischen. Im Jahre 1889, wo die deutsche Flotte ein Zwerginstitut war, stellte England den Zweimächtemaßstab auf, dazu noch einen Stärkeüberschuß von zehn v. H., der für nötig erachtet wurde. Da nach englischer These der Welthandel der wichtigste Gegenstand des Flottenschutzes ist, hat Deutschland das Recht, an seinen Flottenausgaben zu verbluten. England hatte 1907 einen Außenhandel von 23747 Milliarden Mark, Deutschland einen solchen von 17007 Milliarden; und Deutschland ist nach England der größte Frachtführer der Welt. Immerhin ist die heutige Überlegenheit Englands, nach den berufensten Beurteilern, auf dem Meere bei weitem geringer als vor der Dreadnought-Periode und muß mit jedem Jahre abnehmen; denn es besitzt die größte Anzahl von Vor-Dreadnoughtschiffen, die schnell die Altersgrenze von zwanzig Jahren erreichen und ausrangiert werden müssen. Daher, wurde witzig bemerkt, verdienten die Erfinder dieses Schreckensschiffes den Nobelpreis . .

Doch genug der Zahlen. Sie schwellen jährlich an: für die Bevölkerungen, die Kapitalsanhäufungen, die Spareinlagen, die nationalen und internationalen Bilanzen, die Staats- und Stadthaushalte, die Staats- und Stadtschulden, die Heere, die Flotten, die staatsbürgerliche Verfronung des einzelnen. Wohin geht die Reise? In den Rechtsstaat? In den Freiheits- und Gleichheitsstaat? Die Völker werden ihres Arbeitsegens nicht froh. Statt mehr Freiheit, mehr Muße, mehr Fürsichsein gewinnen sie mehr Knechtschaft. Der englische Minister des Auswärtigen, Sir Edward Grey, bereit, auf des Präsidenten Taft Schiedsgerichtsvorschlag opferwillig — Kanada! — einzugehen, hat für diesen Zustand freiwilliger Unfreiheit ein schönes Bild geprägt. Die Menschen hätten sich mit ihren ungeheuren Rüstungsausgaben eine Zwingburg gebaut und verschlössen die Gefängnistüren von innen. Ein schönes Bild für eine ruchlose Tatsache.

II.

Aber ich kenne schönere Bilder und eindrucksvollere Worte; Worte, nicht geschöpft aus dem großen Behälter europäischer Redensarten und Gesinnungen, sondern gewachsen in einem umfänglichen Geiste, der unter der Weltesche sitzend

die Schöpfungsgedanken noch einmal dachte. Sir Edward Grey ist schließlich doch nur ein Minister; ein Mittler zwischen Verlegenheiten und Vergänglichkeiten. Herbert Spencers Acker ist die Zeit und ein klein wenig auch die Ewigkeit. Man streiche viel ab; aber es bleibt der Atem eines starken Menschen. Ohne zu schreien, übertönt er den Eifer der nachgeborenen Pazifisten. Soll im Gezänk des Tages diese Stimme nicht gehört werden? „Daß Könige", sagt Kant, „philosophieren, oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen; weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich."

Spencer wollte von Königen wenig, desto mehr von königlichen Völkern wissen. Obwohl Kosmopolit aus Grundsatz und Humanist aus Instinkt, hat dieser Philosoph der Entwicklung, dieser Gläubige des Fortschritts, dieser letzte große Aufklärer Europas die angelsächsische Rasse vor anderen als Fackeltägerin der Vernunft betrachtet, als Missionarin edelsten Menschtums geliebt und gepriesen. Er dachte sich: Hat man erst einmal die angelsächsische Familie beisammen, aus Briten, Nordamerikanern, Australiern, Südafrikanern, Kanadiern eine angelsächsische Bruderschaft begründet, ohne die Heiligkeit ihrer freien Selbstbestimmung in lokalen Verbänden anzutasten, rein auf geistigen und materiellen Austausch gestellt, rein auf Ausrottung aller brudermörderischen Atavismen gerichtet; ohne Zollzwang, ohne Militarismus, ohne kriegerische Tendenzen nach außen; mit einem Minimum von Staat, mit einem Maximum von persönlicher Freiheit: dann hat die Friedenssehnsucht der Menschenseele ein praktisches Attraktionszentrum gefunden und der Gedanke des ewigen Friedens tritt aus dem utopischen in sein positives Stadium. Andere Völkergruppen und Rassen werden folgen; müssen folgen. Kampf: ja. Aber ohne zoologische Mittel; die sind von der Entwicklung als unökonomische überwunden, durch assoziative oder moralische ersetzt. Kampf: ja. Aber als Werkzeug der Spannung, Anregung, Steigerung bei der Entfaltung innerer Kräfte. Das ist entsentimentalisierter Rousseau. Das ist moralisierter Darwin. Das ist Emerson in die Prosa der Aufklärung übersetzt. Und hinter dieser (besonders in ‚Justice' verdichteten) Gesamtansicht steht die beste angelsächsische Geistigkeit: die Millschule und die Ruskinschule treffen sich auf diesem friedlichen Acker. Man war glücklich und geriet in einen Rausch des Hoffens: Ja, es gibt noch viele Morgenröten, die nicht geleuchtet haben. Hunderttausende von englisch sprechenden Menschen leben, auf naiverer Stufe, in solchen Vorstellungen; und die Idee eines Schiedsvertrags zwischen Mutter und Tochter begrüßen sie als den ersten Schritt zu ihrer Erfüllung. Andrew Carnegies Friedenspropaganda gehört, auf tieferem Niveau,

gleichfalls in diesen Kreis; aber Chamberlain, der mit dem Gedanken eines panenglischen Bundes lange kokettierte, stellte sich später durch die separatistischen Spitzen seines Systems wieder abseits. Seltsam ist nur, daß ein Mann wie Herbert Spencer glauben — und glauben machen — konnte: die englische Geschichte lasse sich, mit ihrer früher kaum verschleierten monopolistischen Richtung auf die Universalmonarchie, zum Nachweis der Mittel brauchen, durch die auf höchster Stufe die harte Hülle naturalistischer Gebundenheit und despotischen Zwanges gesprengt und das Paradies schöpferischer Gemeinsamkeit und Hilfsbereitschaft erobert werden könne. Wir kritisieren nicht: es sei. Die Stützen seines geschichtlichen Optimismus sind keine anderen als die, welche Immanuel Kant in seinem Entwurf „Zum ewigen Frieden" verzeichnet. Der nackte Naturmechanismus zwingt ein „Volk von Teufeln", wofern sie nur Verstand haben, sich unter Zwangsgesetze zu stellen und einen Friedenszustand herbeizuführen, in dem die Gesetze Kraft haben; und diesem Föderalismus der Privatwillen folgt früher oder später, durch das langsam sich ausbauende Völkerrecht vorbereitet, der Föderalismus der Staaten. Die Erfahrung zeigt: auf welche Weise. „Sowie die Natur weislich die Völker trennt, welche der Wille jedes Staates, und zwar selbst nach Gründen des Völkerrechts, gern unter sich durch List oder Gewalt vereinigen möchte; so vereinigt sie auch andererseits Völker, die der Begriff des Weltbürgerrechts gegen Gewalttätigkeit und Krieg nicht würde gesichert haben, durch den wechselseitigen Eigennutz. Es ist der Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen kann, und der früher oder später sich jedes Volks bemächtigt. Weil nämlich unter allen der Staatsmacht untergeordneten Mächten (Mitteln) die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, so sehen sich Staaten (freilich wohl nicht eben durch Triebfedern der Moralität) gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittlungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb im beständigen Bündnisse ständen. . . . Auf die Art garantiert die Natur, durch den Mechanismus in den menschlichen Neigungen selbst, den ewigen Frieden; freilich mit einer Sicherheit, die nicht hinreichend ist, die Zukunft desselben (theoretisch) zu weissagen, aber doch in praktischer Hinsicht zulangt und es zur Pflicht macht, zu diesem (nicht bloß chimärischen) Zweck hinzuarbeiten." An Stelle von Kants rührenden a-priori Schnörkeln setzt Herbert Spencer den nüchternen Bericht: wie der kriegerische feudale Typus, der Monopolist fremden Bodens und fremder Arbeit, durch den friedlichen industriellen Typus verdrängt, wie das Untertanenverhältnis durch Freibürgerschaft abgelöst, wie das staatliche Zwangsinstitut allmählich in einen Verein sittlich gerichteter Willen, in eine — moralische Anstalt übergeführt werde. Der Motor ist der Handelsgeist und die Geldmacht. Sie setzen, durch das weltwirtschaftliche Netz, Bodenländer und Arbeitsländer, Einfuhr- und Ausfuhrländer,

Natur- und Kulturländer in harmonische Beziehung; und es muß, im Lichte so goldklaren Nutzens, dem moralischen Politiker gelingen, die nationalistischen Widerstände in diesen Strom zu lenken. Gesegnet sei der Kapitalismus, der die Staaten aus ihrer friedlichen Isolierung getrieben hat. Was wußte Immanuel Kant von seiner Gewalt, als er, voll Rousseauismus und von der revolutionären Welle aufs tiefste berührt, 1795 seinen Entwurf veröffentlichte. Herbert Spencer erlebte seinen Siegeszug, aber er hat ihn unkritisch gedeutet. Er hat den Freihandel als universelles Dogma, das heißt: moralisch aufgefaßt. Er hat an das „Gesetz" der zunehmenden nationalwirtschaftlichen Differenzierung geglaubt: der industrielle Ehrgeiz der großen Bodenexportländer, von Kanada, Argentinien, Australien, stempeln es zu einer vorschnellen Verallgemeinerung. Er hat den Austausch abstrakt gefaßt: Käufer und Verkäufer haben den gleichen Vorteil. Welche Naivität! Dazwischen tritt die Okkupation, die Gewalt, das Übergewicht des schwächeren Kontrahenten, nicht nur in den Kolonien. Man denke an die Entstehung des Kapitalismus. (Andrew Carnegie sollte es wissen: er, der glauben machen will, daß jeder Gutwillige mit dem Milliardärstab im Tornister die wirtschaftliche Tätigkeit antrete.) Doch ich will nicht vorgreifen. Zurück zu Spencer.

Als ihm der Tag verglomm und er sich zu sterben rüstete, — was erblickte er? Er sah sein Volk dem gewalttätigsten Imperialismus verfallen; die Buren erdrosselt; das Recht auf freie Selbstbestimmung, die Seele angelsächsischer Politik, nahverwandtem Volk versagt und entrissen, alle Rechte, die mit uns geboren, schamlos besudelt; sah Händlergeist, nicht direkt, nicht durch persönliche Blutopfer, sondern verdeckt und versteckt hinter einem Soldheer wie in Karthago oder Venedig, üppige Quellen der Ausbeutung und der Kapitalsanlage („den Rand") aus eigenem Recht an sich reißen. Er erlebte auch noch die Anfänge der Rüstungshysterie und berechnete, daß in England etwa jeder achtzehnte Arbeitstag den staatsbürgerlichen Fronden gehöre: eine bescheidene Rechnung, die uns lächeln macht. Und er schrieb, der Philosoph des Fortschritts, ein trauriges Kapitel über „Rebarbarisierung". Seine letzten Augenblicke wurden durch den Gestank der deutsch-englischen Eiterbeule verpestet; und vor seinem halb erloschenen Blick leuchtete das Gespenst des Zentralismus auf, des militärisch und bureaukratisch organisierten Imperialismus; des Machtstaates, der mit Flotten und Heeren sich als Zweck an sich behauptet; des Uniformismus, der von oben her die Freiheit des Individuums mordet, während von unten her der kollektivistische oder staatssozialistische Strom der Zeit ihn verschlingt (The Man versus the State). Spencer war ehrlich genug, die Scherben seines Fortschrittsglaubens in seiner letzten Veröffentlichung (Facts and Comments, 1902) der Welt vorzulegen. Es war ein erschütterndes Abschiedsnehmen.

An Spencer rächte sich der Luxus eines unkritischen Glaubens.

Jede Weltmacht erhält sich durch die gleichen Mittel, durch welche sie entstanden ist; oder sie verfällt. Sie ist entstanden durch Gewalt, durch Ausbeutung, durch politische Zwangsmittel. Diese Fibelwahrheit, jedem Schulkind aus dem Kampf zwischen Puniern und Römern um die sizilische Kornkammer, die spanischen Bergwerke, die Vorherrschaft im Mittelmeerbecken geläufig, ist durch den Kapitalismus nicht außer Kurs gesetzt. Der Kapitalismus als Baugrund des modernen Imperialismus, der Notwendigkeit, das Wirtschaftsleben ganzer Völker auf fremden Boden zu stellen, auf mit Gewalt okkupiertem, mit Gewalt festgehaltenem Boden: er hat das ökonomische Mittel entnationalisiert — das werbende Kapital ist vaterlands- und konfessionslos wie die Technik, seine Sklavin; aber er hat das ökonomische Subjekt, den Kapitalisten, die Völker nicht entnationalisiert. Arbeitet das System glatt, so lautet die Devise: et l'humanité et la nation, — die Devise, mit der Friedrich List vor siebenzig Jahren Deutschland und Europa zur Auflehnung gegen das universalherrschaftliche Joch Englands aufrief. Versagt es an irgendeiner Stelle, dann wird la nation contre l'humanité zur gräßlichen Realität. Das — im Handelsgeist und in der Geldmacht — „voll entfaltete ökonomische Mittel" hat, die Friedensbringerin, das politische Mittel nicht abgelöst, sondern in dem Rahmen, den dieses geschaffen hat, die Produktionsüberschüsse („Kapital") in die Hände der glücklichen Monopolisten geleitet. Diese sind Personen oder Nationen; und so haben wir die Spannungen innerhalb der nationalen Wirtschaft: die sozialen Kämpfe; oder innerhalb der Weltwirtschaft: die internationalen Reibungen und — Kriege; den Streit um die Expansionsgebiete und Interessensphären. Solange auf diesem Planeten ursprüngliche Okkupation noch möglich ist, wird sie stattfinden. Solange jungfräulicher oder durch eine rückständige Technik nicht voll ausgenutzter Boden irgendwo vorhanden ist, ob in der Herzegowina oder auf Java, in Korea oder in Nicaragua, wird er von einer Herrenrasse ausgebeutet werden. Und eine Herrenrasse ist heute diejenige, die Überfluß an Menschen, Überfluß an Kapital, Überfluß an Kanonen hat; wobei, wie in Japan, Überfluß an Kapital durch den Willen, es sich anzueignen, ersetzt werden kann. Eine Herrenrasse will und kann sich den fremden Boden nicht nehmen lassen, der ihrem Kapital ungeheure Renten abwirft, ihrer Produktion einen Markt, ihrer Arbeitermasse ein hohes Lebens- und „Kultur"niveau sichert. (Die Kattunfabrikanten in Lancashire haben die heimische indische Textilindustrie vernichtet: sie zwangen Indien wider Willen und Frommen den Freihandel auf. Und die Freihändler in Manchester haben den Freihandel all round als religiösen Grundsatz verkündet. Die Stimmung für Freihandel und Schutzzoll schlägt um, je nachdem ein Staat Exportland und Importland ist oder wird. Siehe: die Vereinigten Staaten oder Deutsch-

land.) Aber die Herrenrasse ist heute keine Oberschicht mehr, wie im Altertum mit seiner Sklavenwirtschaft; sie ist, bei den kulturell europäisierten Völkern, eine Herrenmasse, deren Lebensansprüche nicht durch begnügsame Binnenwirtschaft, sondern durch klippenreiche Weltwirtschaft zu befriedigen sind.

Also Renten aus den Kapitalsanlagen im Auslande, Kapitalsverwertung, Kapitalshäufung, Arbeitsgelegenheit auf fremdem Boden und für fremde Märkte, kaum verschleierte Tributleistungen fremden Bodens und fremder Rassen (in den Kolonien): man stelle sich vor, daß dieser Kanal für eine der Großmächte verstopft wird und ermesse die Katastrophe für unsre Millionen. Man nehme, etwa im Statesman's Yearbook, ein Kärtchen vor, auf dem die all-red route verzeichnet ist, und vergegenwärtige sich, was das bedeutet. Im Jahre 1900 umfaßte, ohne Fläche und Einwohner des Mutterlandes hinzuzurechnen, das britische Weltreich 13,1 Millionen Quadratmeilen und 367 Millionen Einwohner, wovon, unter Spencers Augen, mehr als ein Drittel der Fläche, mehr als ein Viertel der Bevölkerung im letzten Menschenalter erworben wurden. Gegen den Grundwillen des Volkes kann diese ungeheure Okkupation nicht aufrecht erhalten werden. Jeder Schritt, dem Prinzip Einhalt zu tun, wie es Gladstone in Ägypten und in Transvaal tun wollte, mußte unter den größten Opfern ungeschehen gemacht werden; und die Preisgabe von Gordon in Karthum und die Niederlage am Majubahill bilden Flecken an seinem Andenken. Wie kann man von den Früchten eines Systems leben und dessen Grundlagen — die politische Gewalt — aufgeben wollen? So hängt der Pazifismus am guten Willen; aber der gute Wille scheitert am System . . Zur Cobdenzeit wollten die englischen Liberalen auf die Kolonien verzichten; im sicheren Besitz des Industriemonopols empfanden sie ihre Verwaltung als Last, ihre Kundschaft als unverlierbar. Heute sind sie maskierte Imperialisten, reorganisieren ihr Heerwesen und sind bereit, für Indien oder Ägypten das Blut ihrer Massen zu opfern. Nicht gern bereit. Der kriegerische Geist ist in den Händlernationen im Schwinden; am Horizont einer jeden (besonders der englischen) dämmert das Rentnerideal. Aber die Logik des Systems und ihres Eigennutzes peitscht sie vorwärts und belebt ihre kämpferischen Instinkte. Ich sehe nirgends die Bereitwilligkeit, die Erbsünde, die ursprüngliche Gewaltokkupation, aufzugeben; ich sehe überall das System in fieberhaft gesteigerter Tätigkeit; ich sehe ehrliche Geneigtheit zu Verträglichkeit und Kompromiß nur zwischen ungefähr gleich starken Kontrahenten. Präsident Taft protestiert gegen die Rüstungen. Aber die Vereinigten Staaten erdrosseln die zentralamerikanischen Republiken, bedrohen durch ihre pénétration pacifique und aufgenötigte Handelsverträge (Brasilien) das lateinische Amerika, halten die Antillen durch Zehntausende fest umklammert (in Kuba allein stehen dreizehntausend Mann) und rüsten sich zum Kampf um die Vorherrschaft im Stillen Ozean. Vom Pazifismus aus revidiert, war diese Entwicklung unnötig.

Man vergegenwärtige sich, wie im letzten Jahrhundert dieser Koloß aus den dreizehn Neu-Englandstaaten entstanden ist. Er hat lange in wirtschaftlichem Sichselbstgenügen dahingelebt: als Ausfuhrland, mit aktiver Zahlungsbilanz, im Besitz von Land für Abermillionen und einem unerschöpflichen Reichtum an Rohprodukten aller Art. Aber die Bewegung geht weiter; der Koloß will wachsen. Rußland, Frankreich sogar, der Weltgläubige, der an die vierzig Milliarden in fremder Wirtschaft angelegt hat: sie treiben dasselbe Spiel. Ob Jaurès, wenn er morgen zur Regierung gelangte, den Mut hätte und die Mittel fände, Algier, Indochina, Tonkin aufzugeben? Er mag wähnen, über die Zukunft Gewalt zu haben, und gegen das Marokko-Abenteuer Einspruch erheben; aber über die Vergangenheit, die, ihnen unbewußt, die wirtschaftliche Disposition jedes Kleinkrämers und jedes Gewerkschaftssekretärs bestimmt, hat er keine Gewalt: sie treibt dazu, die kapitalistischen Zwecken angepaßte Okkupation aufrecht zu erhalten, obwohl sie aus dem Herzen der modernen kapitalistischen Technik geboren ist. Und die ist im Wesen viel eher auf Kapitalvermehrung gestellt, durch Arbeit auf neu okkupiertem Boden, als auf Tausch. Ehe das unmöglich ist, bricht der Kapitalismus nicht zusammen; lebt, blüht, steigert er sich und stempelt den Sozialismus zum internen Versuch, die Arbeitsmehrwerte gerechter zu verteilen . . . Deutschland allein hinkt nach, trotz ungünstiger Zahlungsbilanz und der Not des außerordentlichen Bevölkerungsdruckes. Aber selbst Deutschland hat in den überseeischen Ländern (Türkei, Nordafrika einschließlich Ägyptens, Westafrika, Südafrika, Ostafrika, persisch-arabische Halbinsel, Ostindien, Ostasien, Südostasien, Australien und Polynesien, Südamerika, Länder am amerikanischen Meerbusen) seine verwundbarste Stelle: seine dortigen Kapitalsanlagen betrugen 1904 weit über neun Milliarden Mark. Es ist allzu töricht, dieses arme Land, das für die ursprüngliche Okkupation großen Stiles zu spät gekommen ist, für die imperialistischen Folgen des Systems verantwortlich zu machen. Eines Systems, das die älteren und reicheren Großmächte geschaffen haben. Eines Systems, das die Friedensmaske trägt, aber in sich das Fieber, den Aufruhr, die Zwietracht; das sich in den Mantel der Liebe hüllt, den rohen Heroismus früherer Zeiten als Barbarei verflucht, aber die Nabelschnur zwischen Gut und Böse nur noch fester bindet. D ä m o n i s c h ist sein Charakter, in dem Sinn, den Goethe dem ‚Urwort' beilegt:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

Wellen/ Roman von Eduard Grafen Keyserling

(Fortsetzung)



m Wardeinschen Anwesen erwachte das Leben, eine Stalltüre knarrte, nackte Füße stapften die Holzstufen am Hause auf und ab. Doralice fuhr aus ihrem Sinnen auf, aus dem Weiterleben des nächtlichen Traumes. Das Zimmer war jetzt ganz hell, die Decke mit den großen Streckbalken, die Möbel in ihrer robusten Häßlichkeit ließen sich nicht mehr wegdenken wie vorhin in der wesenlosen Dämmerung, sie riefen Doralice zu ihrer Wirklichkeit zurück, mahnten sie, daß sie zu ihnen gehörte. Die Türe zum Nebenzimmer stand offen, dort schlief Hans. Doralice sah ihn, wie er in seinem Bette auf dem Rücken lag, die Wangen rot, das gelbe Haar wirr in die Stirn fallend, die Lippen halb geöffnet. Er atmete tief und laut, seine breite Brust hob und senkte sich, die Augenbrauen zog er ein wenig zusammen, was dem Gesicht einen Ausdruck verlieh, als sei das Schlafen eine ernste schwere Arbeit, der er sich mit ganzer Anstrengung widmete. „Der wird's schon machen," dachte Doralice, „wer so schlafen kann, wer so dabei ist, der ist seiner Sache sicher." Das tröstete sie ein wenig in der unklaren Traurigkeit ihrer Morgenstunden. Aber sie wollte nicht wieder schlafen, sie fürchtete sich davor, zu träumen, wieder hinüberzugleiten in ihr früheres Leben. Sie sprang aus dem Bette und kleidete sich an.

Als sie draußen auf die Düne hinaustrat, wehte ein lebhafter kühler Seewind ihr entgegen. Über einen blaßblauen Himmel zogen eilige hellgraue Wölkchen und auf dem Meere hoben sich die Wellen ohne Schaum, groß und grüngrau, ein mächtiges stilles Atmen, erst näher dem Strande wurden sie lebhafter und ließen die weißen Schaumtücher flattern. Dieses Atmen des Meeres erinnerte Doralice an etwas, was war es? Ach ja, an Hans, an seine Brust, die sich dort in dem Zimmer eben ruhig und kraftvoll hob und senkte. Sie begann am Strande entlang zu gehen, der Wind fuhr ihr in die Röcke, er trieb sie, sie spürte es deutlich, wie er zu kleinen Stößen ausholte, bald von hinten, bald von der Seite sie anfiel und das war ein köstlich erfrischendes Spiel, so muß es den Wellen zumute sein, sie wiegte sich im Gehen; es war ihr, als wogte sie, jetzt fuhr ihr ein stärkerer Windstoß in die Haare, schüttelte sie. Doralice machte einen Satz, stieß einen lustigen kleinen Schrei aus. „Jetzt brande ich, jetzt brande ich", dachte sie. Über ihr antwortete ein schriller Ruf, eine große weiße Möwe hing über dem Wasser, sie schlug mit den Flügeln, warf sich wie von plötzlicher Lust berauscht auf das Wasser nieder und schwamm dort, ein kleiner weißer Punkt auf dieser wogenden grüngrauen Seide. Vor den Fischerhäusern auf der Düne standen Fischerfrauen, ihre grauen Röcke, ihre roten Tücher flatterten und sie schützten die Augen mit der Hand und schauten auf das Meer hinaus nach den Männern, die in der Nacht zum Fischfang hinausgefahren waren.

Als Doralice um den Vorsprung einer Düne bog, sah sie den Geheimrat von Knospelius, der vor ihr her den Strand entlang ging. Im gelben Leinenanzug, den Panama im Nacken, einen schönen gelben Setter neben sich, holte er mit dem dicken Spazierstock weit aus, machte große Schritte, warf sich in den Schultern hin und her, hatte, wie es Verwachsene lieben, die Bewegungen starker, großer Leute. Als er Schritte hinter sich hörte, wandte er sich um, er grüßte sehr tief und das große bleiche Knabengesicht lächelte. Da es schien, als wolle er etwas sagen, blieb Doralice stehen. „Guten Morgen, gnädige Frau," begann er und schaute mit seinen stahlblauen Augen scharf und aufmerksam hinauf in Doralicens Gesicht, „schon vor Sonnenaufgang auf dem Posten?"

Doralice errötete und lachte: „Es ist ihnen wohl entfallen, Exzellenz, daß das letzte Mal, als wir uns sprachen, sie mir dasselbe sagten, auch so etwas von auf dem Posten stehen."

„So so," meinte Knospelius, „möglich, ich interessiere mich für diese Sachen. Sie haben ein gutes Gedächtnis. Darf ich sie einige Schritte begleiten, gnädige Frau?"

Sie nickte, obgleich es ihr nicht recht war, dieses kleine Ungeheuer neben sich zu haben, das sie von unten auf ansah unbekümmert, wie man einen Kupferstich, nicht wie man einen Menschen anschaut. Im Gehen sprach er mit tiefer Stimme, deren Metall ihm selbst zu gefallen schien. „Mit dem Schlafen, meine Gnädige, scheint es ihnen hier auch nicht recht gelingen zu wollen."

„Doch," meinte Doralice, „nur die andern alle sind so früh auf, die Fischersleute, die Hähne, nun und das Meer schläft ohnehin nicht."

Knospelius lachte jetzt sein lautloses Lachen: „Ja, ja, hier ist Betrieb, hier kann man was lernen. Denn, sehen sie," er wurde ernst, sein Gesicht nahm einen bösen, fast haßerfüllten Ausdruck an, „sehen sie, es gibt nichts Dümmeres, nichts Sinnloseres als die Schlaflosigkeit, als im Bett zu liegen, auf den Schlaf zu warten und nicht schlafen zu können. In solchen Stunden komme ich mir vor wie meiner Menschenrechte beraubt. Ich tue nicht meine Pflicht als Mensch."

„Pflicht als Mensch," wiederholte Doralice etwas zerstreut.

„Ja, gerade so," fuhr der Geheimrat fort, zänkisch als hätte jemand ihm widersprochen, „meine Pflicht als Mensch ist, zu schlafen oder mein Handwerk als Mensch zu treiben, zu arbeiten wie da die Fischer oder zu lieben wie sie und der Herr Maler oder zu streiten wie meine Hausleute, gleichviel, eben Menschengeschäfte zu treiben und können wir das nicht, so haben wir zu schlafen. Das weiß mein Karo auch, kann er den Aufgaben seines Hundelebens nicht nachgehen, dann schläft er. Aber was wir in einer schlaflosen Nacht denken und fühlen, ist ganz unnütz, gar nicht zu brauchen, weggeworfenes Leben. Sehen sie, ich habe viel zu rechnen, das ist mein Beruf, aber in schlaflosen Nächten muß

ich auch rechnen, Rechnungen die nie stimmen, die keinen Sinn und kein Resultat haben, das ist doch menschenunwürdig. Wenn Karo mal so daliegt und mit der Nase im Buche der Natur liest, dann wittert er wirkliche Hasen und wirkliche Hühner, nicht sinnlose Tiere, die es gar nicht gibt; nein, nein, ich sage, nicht schlafen können ist ein Skandal und dürfte einem gar nicht passieren."

Knospelius schwieg und schaute ärgerlich auf das Meer hinaus.

Doralice tat der kleine Mann leid. Es war doch eine Qual, die zu ihr gesprochen hatte, sie wollte ihm etwas Freundliches sagen. Es kam ihr jedoch kühl und flach heraus: „Ich hoffe die Seeluft wird ihnen gut tun, Exzellenz." Knospelius begann wieder weiter zu gehen und murmelte: „Ich, ach, es ist nicht das, ich sage es so im allgemeinen. Wenn man wacht, muß man was erleben können und wenn man schlafen will, muß man schlafen können. Das dürfen wir verlangen." Plötzlich lächelte er, ein hübsches, fast schüchternes Lächeln. „Na ja, wenn es bei dem einen oder andern so 'ne Bewandtnis hat, wenn da Hindernisse sind, nu so müssen wir uns an die Erlebnisse der andern halten. Ich interessiere mich sehr für die Erlebnisse der andern, ich kümmere mich hier stark um die Angelegenheiten meiner Nebenmenschen. Ja, ja, was Leben betrifft, bin ich Kommunist, ich leugne das Privateigentum, ha, ha!"

— „Erleben denn die Leute hier so viel?" fragte Doralice.

„O genug," erwiderte der Geheimrat, „sehen sie die Fischer, die Kerls haben sich mit dem Meere eingelassen, und das hält in Atem, das können Sie mir glauben. Und dann die Weiber, wie sie dort oben stehen und warten. So zu stehen und auf den Mann oder Sohn zu warten, das spannt an. Haben sie die Augen dieser Frauen beobachtet? Das sind Blicke, die nicht so planlos an den Dingen herumwischen, das sind Blicke, die ohne Umweg gerade auf den Punkt treffen, der ihnen wichtig ist, wie der Hammer in der Hand eines guten Handwerkers gerade und hart immer auf den richtigen Fleck schlägt. Und sie sollten mal diese Augen sehen, wenn so 'n Mann oder Sohn nicht zurückgekehrt ist und die Frau dann tagelang am Strande hin- und herläuft und jeden dunkeln Punkt auf dem Wasser oder auf dem Strande erspäht und mit furchtbarer Aufmerksamkeit beobachtet. Das sind Augen, die ihr Handwerk verstehen. Übrigens hat es mich sehr interessiert, daß Sie hergezogen sind. Sie werden schon Farbe in den Betrieb bringen. Es würde mich freuen, den Herrn Maler kennen zu lernen. Es scheint ein lebensvoller Herr zu sein. Das sehe ich gern. Ha, ha, das sehe ich ebenso gern, wie der Bauernfänger den Herrn mit der dicken Brieftasche gern sieht." Und er lachte lautlos und andauernd über seinen Witz.

Der Himmel wurde jetzt farbig, die Wolken am Horizont bekamen dicke, goldene Säume und eine Welle von Rot übergoß den Himmel. Auch in das Graugrün des Meeres mischten sich blanke Fäden, und die Höhlungen der brechenden Wellen am Strande füllten sich mit Rosenrot, und plötzlich begann

das Meer weiter dem Horizonte zu ganz in Rotgold zu brennen. Knospelius blieb stehen und machte mit seinem langen Arm eine große Bewegung auf das Meer hinaus, als wollte er das Meer vor Doralice ausbreiten.

„Sehen Sie," sagte er, „das ist nun der allmorgendliche Farbenspektakel. Eine hygienische Maßregel. Die Natur wird ganz rücksichtslos da mit all diesem Rot und Gold überschüttet. Das soll anregen wie uns die Morgendusche oder der Morgenkaffee. Wenn Sie noch einige Schritte weiter gehen wollen, so können wir einen hübschen, ja ich sage geradezu einen hübschen Anblick haben."

So gingen sie denn weiter. Sie kamen an eine Stelle des Ufers, wo eine hohe Sanddüne ganz nah bis an das Wasser herantrat, die Wellen unterspülten sie so, daß die Sandwand teilweise eingestürzt war. Bei hohem Seegang waren große Stücke des Erdreichs abgebröckelt und fortgerissen worden, überall klafften Höhlen und Risse, das alles triefte jetzt von rotem Morgenlicht. Hie und da ragte aus dem hellbeschienenen Sande morsches Holzwerk hervor, das metallisch glänzte und weiße Stücke, die — „Aber," rief Doralice, „das ist dort eine Hand." „Allerdings," erklärte der Geheimrat, „das da ist eine Hand und ein Arm und dort ist ein Schädel hübsch rosa angeleuchtet und in dem verfallenen Sarge dort ein ganzer Mann. Wie Sie sehen, ist dies ein Friedhof, mit dem das Meer langsam aufräumt. Für Friedhofsromantik und Friedhofschauer habe ich wenig übrig, die sind billig. Dies aber gefällt mir. Ein Friedhof, von dem jede Sturmnacht ein Stück abschneidet wie von einem Kuchen, und aus dem Sande gucken dann all diese Stillen heraus und lassen sich den Seewind um die Knochen wehen. Sehen Sie, wie kokett sie sich im Morgenrot färben, die blühen wie die Rosen. Und dann kommt die Sturmnacht und holt sie ab, dann geht es auf die Reise ins Meer hinaus. Aus dem denkbar Engsten und Stillsten in das Weiteste und Lauteste hinein. Das gefällt mir. Wie auf einer Landungsbrücke stehen die hier und warten auf das Schiff, das sie abholt. Das könnte mich reizen. Da ist doch Betrieb. Dem Tode wird hier das Muffige genommen, mit dem man ihn zu umgeben liebt. Nicht?"

Knospelius schaute zu Doralice auf. Sie war ein wenig bleich geworden, sie preßte die Lippen aufeinander und zog die Augenbrauen zusammen. Es sah aus, als sei sie böse. „Nun, es scheint Ihnen nicht zu gefallen," bemerkte der Geheimrat, „fürchten Sie sich vielleicht? Wir werden ja zur Furcht vor diesen Dingen erzogen."

— „Nein," erwiderte Doralice, „ich fürchte mich nicht. Dies hier ist sehr seltsam. Nur, ich weiß nicht, ich hätte es vielleicht heute morgen lieber nicht gesehen."

„So, so," meinte der Geheimrat, „dann können wir ja gehen. Sie haben übrigens recht, über den Tod und was mit ihm zusammenhängt nachzudenken ist wohl augenblicklich ganz und gar nicht Ihr Beruf."

„Auf dem Rückweg war Doralice schweigsam. Knospelius plauderte behaglich vor sich hin. Die Generalin Pallikow, ja, die kannte er. Eine kluge alte Frau, ein wenig laut, und liebte es die Angelegenheiten anderer Leute fest in ihre Hand zu nehmen. Sie fühlt sich stets verantwortlich für die Angelegenheiten anderer. Der Baron Buttlär nun — der hat einen wunderschönen blonden Schnurrbart. Wenn er nach Berlin kam, da brauchte er viel Sekt und suchte Abenteuer. Solch ein Schnurrbart verpflichtet eben und macht auch den christlichen Hausvater und Gatten oft unruhig. Die Töchter, übrigens hübsche Mädchen, schmal und biegsam wie Weidenruten. Das ist die moderne Fasson. Junge Mädchen mußten jetzt aussehen wie Arabesken. Er, Knospelius, zog das frühere, das dreidimensionale Format dem heutigen Stile vor.

Doralice hörte ihm mit Abneigung zu. Sie fand jetzt ihren Begleiter unheimlich und er verdarb ihr den schönen Morgen. Was ging sie die Welt der Buckeligen an, sie sehnte sich nach Menschen mit geradem Rücken. Dazu hatte er eine unangenehme Art so von unten herauf ihr scharf auf die Lippen zu sehen. Doralice verzog die Lippen, als schmeckte sie etwas Bitteres.

Nach Sonnenaufgang hatte sich der Wind gelegt. Das Meer glättete sich und glitzerte weit hinaus. Viele Fischerboote kehrten heim. Von den Dünen liefen die Fischerfrauen zum Strande hinab, schürzten ihre Röcke hoch auf und wateten in das Wasser, um den Männern behilflich zu sein die Bote auf den Sand zu ziehen. Mitten im Brandungsschaum standen alle diese Menschen blank von Wasser und Sonnenschein. „Ah, unsere Fischer", sagte der Geheimrat. Er trat an eins der Bote heran, begrüßte die Fischer, die er kannte: „Guten Morgen, André, guten Morgen, Wardein, nun, hat es sich gelohnt?" — „Bißchen was ist da", sagte Wardein und wischte sich den Wellenschaum aus dem grauen Bart. Knospelius beugte sich über den Botsrand, um die Fische zu sehen, die auf dem Boden des Botes lagen. Er streifte sich den Rockärmel auf und fuhr mit seinen langen Fingern mitten hinein zwischen die Dorsche mit ihren bleichen Silberleibern, die Butten, die aussahen wie bräunliche Bronzescheiben, an denen wunderlich verzerrte Gesichter sitzen und die Fülle der kleinen Brätlinge, die blank waren wie frischgeprägte Markstücke. Knospelius kniff ein Auge zu und lachte das Lachen eines ausgelassenen Schuljungen. „Betrieb, auch Betrieb", sagte er.

Doralice sah ihm einen Augenblick zu, dann wandte sie sich mit einem kurzen „guten Morgen" ab und ging schnell weiter. Jetzt hatte sie Eile bei Hans Grill zu sein. Da kam er ihr schon entgegen in seinem weißen Leinenanzug, das Badetuch über der Schulter, das Gesicht rot und über und über lächelnd. „Wie er sich freut mich zu sehen", dachte Doralice, und sie fühlte diese Freude wie etwas, das sie plötzlich erwärmte. Hans legte seinen Arm um ihre Taille, nahm sie an sich, wie man sein Eigentum an sich nimmt. Er hatte schon

gebadet, er roch nach Seewasser. „Kalt war's," berichtete er, „aber das liebe ich, wenn die Wellen einen ins Fleisch zwicken, willst du nicht auch baden?" Nein, Doralice wollte später baden.

„Ich weiß, ich weiß," meinte Hans, „du liebst es, wenn das Meer eine lauwarme Tasse Tee ist. Schön, schön. Aber hungrig sind wir, ich habe Agnes gesagt, daß sie für jeden von uns wenigstens vier Eier bereit halten soll."

„Was sagte Agnes?" fragte Doralice. Hans lachte: „O die, ihr Gesicht versteinerte sich und sie meinte, sie habe nicht gewußt, daß adlige Damen so viel essen müssen."

Der Tag war sehr heiß. Die Generalin hatte die Strandkörbe auf die Düne stellen lassen. Dort saßen sie und ihre Tochter und machten Handarbeit. Fräulein Bork ruhte vor ihnen im Sande und zeichnete das Meer. Sie zeichnete immer das Meer, lange leichtgewellte Linien, am Horizont ein Segelboot. Wedig saß neben seiner Mutter und mußte aus Fénélons „Télémaque" vorlesen. Er las ganz eintönig in einer Art klagender Melodie, die wie das Schlummerlied für diese heiße Stunde klang. Er selbst fühlte sich ganz hoffnungslos, sein Feriengefühl war ihm abhanden gekommen. Dieses ewig glitzernde Meer, dieser heiße Sand, der sich an die Finger hing und sie nervös machte, die Ereignislosigkeit, all das schien Wedig gewöhnlicher Alltag und machte ihn weltschmerzlich. Dazu noch dieser Mentor mit seinen endlosen Reden. Wedig wünschte, er hätte ihm die Nase abreißen können. Frau von Buttlär hörte der Vorlesung nur unaufmerksam zu, nur mechanisch warf sie hin und wieder ein zerstreutes „faites les liaisons, mon enfant" hin. Oft griff sie nach ihrem Opernglase, um zum Strande hinabzusehen, wo Lolo und Nini auf und ab gingen und sich abkühlten, bevor sie in das Wasser gingen. In den roten Badeanzügen, weiße Stoffkappen auf dem Kopf sahen sie wie sehr schlanke Knaben aus und sie gingen ganz aufrecht, die Beine ihrer Freiheit ungewohnt ein wenig befangen und steif bewegend.

„Sagen Sie, Malwine," fragte die Generalin, „sahen wir in unserer Jugend auch so aus, wenn wir badeten?"

Fräulein Bork kniff das eine Auge zu und lächelte gefühlvoll: „Ach, das ist so hübsch," meinte sie, „wie kleine rote Silhouetten auf einem grünen Lampenschirm sehen sie aus."

„Ja, o ja," versetzte die Generalin, „daß das, was wir in unserer Jugend Hüften nannten, immer mehr abkommt!"

Jetzt gingen die Mädchen in das Wasser, vorsichtig wateten sie durch die Brandungswellen, verschwanden zuweilen ganz im weißen Schaum und warfen sich endlich auf das Wasser um zu schwimmen, zwei rote Striche, in dem weißlichen Grün, das heute die Farbe des Meeres war. Sie waren gute Schwimme-

rinnen, aber Lolo überholte Nini weit, wunderbar leicht und schnell schoß sie vorwärts, geradeaus, als habe sie ein Ziel.

„Aber wohin will sie," rief Frau von Buttlär, „warum bleiben sie nicht beisammen? Ich habe ihnen gesagt, sie sollen beisammen bleiben, ich habe ihnen verboten bis zur zweiten Sandbank zu schwimmen. Lolo! Lolo!" Frau von Buttlär rief und winkte mit ihrem Taschentuche, aber der rote Strich dort drüben fuhr immer weiter ins Meer hinaus. „Ich sage es immer," klagte Frau von Buttlär, „Lolo hat einen schwierigen Charakter, sie kann nicht gehorchen, ihr Mann wird es schwer haben. Lolo! Lolo!"

„Wer geht denn dort ins Meer?" fragte Wedig und zeigte zum Strande hinab.

„Das," sagte die Generalin, „muß die Köhne sein."

„Wo? was?" rief Frau von Buttlär, „ach, nenne sie doch nicht Köhne, Mama, sie heißt doch nicht so."

„— Ach was," meinte die Generalin, „wenn die Leute beständig ihren Namen ändern, kann mein alter Kopf es nicht behalten, und Grill, wer kann sich das merken, das ist nichts."

Einen Augenblick schwiegen alle und schauten gespannt auf das Meer hinab. Wedig hatte den Télémaque fortgeworfen und legte sich platt in den Sand, lag da wie eine Robbe und starrte vor sich hin. Jetzt kam vielleicht doch ein Ereignis.

„Reizend," bemerkte Fräulein Bork, „marineblau und einen kleinen gelben Dreimaster und wie sie schwimmt!"

„Sehr schik," brummte Wedig. Das jedoch erregte aufs neue Frau von Buttlärs Aufregung. „Schweig", herrschte sie ihren Sohn an, sie stand auf, schwenkte ihr Tuch, rief wieder: „Lolo! Lolo! Aber sie schwimmen ja aufeinander zu, auf der Sandbank müssen sie sich ja treffen. Ach Gott, mein armes Kind!"

„Na setz dich Bella," beruhigte die Generalin ihre Tochter, „jetzt ist es nicht zu ändern. Sie wird Lolo auch nicht gleich anstecken."

„Muß man so etwas erleben," seufzte Frau von Buttlär und setzte sich kummervoll in den Stuhl zurück. Gespannt folgten alle mit den Augen dem roten und dem marineblauen Punkte dort auf der lichtüberglitzerten Fläche.

„Die Dame ist doch zuerst da," rief Wedig triumphierend.

„Lolo scheint müde, sie schwimmt langsam," bemerkte Fräulein Bork; „ah, ah, die Gräfin geht ihr entgegen, sie will ihr helfen."

„Unerhört", stöhnte Frau von Buttlär.

„Jetzt reicht sie Lolo die Hand," meldete Wedig, „ah, jetzt steht Lolo, die Dame legt ihr den Arm um die Taille und Lolo stützt sich auf ihre Schulter."

„Dem setzt man sich aus, wenn man so ohne weiters ins Meer hinausschwimmt," klagte Frau von Buttlär. Aber die Generalin ärgerte sich: „Bella, du übertreibst wieder, wenn das Kind müde ist vom Schwimmen, so ist es gut,

daß jemand ihr die Hand reicht, und das Kind nimmt die Hand und fragt nicht erst: Sind Sie Ihrem Manne auch treu gewesen!"

Lolo stand drüben auf der Sandbank, sie war bleich geworden und atmete schnell. „O, ich halte Sie schon," sagte Doralice, „legen Sie den Arm auf meine Schulter, so wie man beim Tanzen den Arm auf die Schulter des Herrn legt — so. Es war doch ein wenig zu weit, Sie sind das nicht gewohnt."

„Danke, gnädige Frau," sagte Lolo und errötete, „jetzt ist mir besser, ich bin das Meer nicht gewohnt und ich wollte dort immer im Blanken schwimmen und das war ein wenig zu weit."

„Nun erholen wir uns noch," fuhr Doralice fort. „Ja im Blanken schwimme ich auch gern, die Sonnenstrahlen fahren einem dann so über die Haut wie kleine warme Fische, das liebe ich. Aber wie Ihr Herz schlägt. Zurück schwimmen wir geradeaus, da ist es nur eine kleine Strecke bis zur ersten Sandbank."

Lola antwortete nicht, sie dachte nur, würde sie doch noch sprechen. Nach der Anstrengung des Schwimmens kam ein köstliches Behagen über sie. Gern wollte sie lange noch so stehen in dem lauen Wasser, sich schwesterlich an diese schöne geheimnisvolle Frau lehnend, diese seltsam schimmernden Augen, diesen Mund mit den schmalen zu roten Lippen ganz nahe haben. Doralice sprach jetzt von gleichgültigen Dingen, von dem heißen Tage und daß es am Bullenkruge wenig Schatten gebe und vom Schwimmen und Lolo hörte ihr zu wie etwas Erregendem, Verbotenem, dessen Schönheit sie, sie allein jetzt plötzlich erkannt hatte.

„Jetzt, denke ich, schwimmen wir", schlug Doralice vor und sie warfen sich in das Wasser, schwammen dicht nebeneinander, wandten zuweilen die Gesichter einander zu, um sich anzulächeln. „Geht es?" rief Doralice, „wir sind gleich da."

„O, es geht, es geht schön," antwortete Lolo.

Es war fast so bequem, dachte Lolo, als lägen sie beide auf einer grünen Atlascouchette und könnten sich unterhalten. Ja, das war es, sie wollte sich unterhalten. Sie fühlte sich nicht mehr so befangen wie dort auf der Sandbank. Sollte sie fragen, ob es bei Wardeins sehr eng sei? Nein, das war zu unpersönlich, so sagte sie denn: „Gnädige Frau, ich sehe Sie jeden Abend von meinem Fenster aus im Mondschein spazieren gehen."

„So," erwiderte Doralice und legte sich auf die Seite, um Lolo ansehen zu können, ihr Gesicht war über und über mit flimmernden Tropfen übersäet, „das ist dann wohl Ihr Fenster oben im Giebel, in dem ich jeden Abend Licht sehe?"

„Ja," rief Lolo begeistert zurück. Es freute sie, daß Doralice zu ihr hinaufgeschaut hatte. Nun waren sie angekommen und gingen ans Ufer.

„Es ist hübsch," meinte Doralice, „so zu zweien zu schwimmen," und sie reichte Lolo die Hand. Lolo nahm diese kleine feuchte Hand, hielt sie einen Augenblick und führte sie dann schnell an ihre Lippen. „Ich — ich danke Ihnen, gnädige Frau," sagte sie leise.

„Nicht doch," wehrte Doralice, beugte sich vor und küßte Lolo auf den Mund.

Von der Düne her aber bewegte sich ein Zug eilig auf Lolo zu. Voran Frau von Buttlär, die unausgesetzt „Lolo!" rief und mit dem Taschentuch winkte, ihr folgte Fräulein Bork mit dem Badetuche, dann Wedig die Hände in den Hosentaschen und ein ironisches Lächeln auf den Lippen und zuletzt die Generalin erhitzt und ganz außer Atem. Lolo ging dem Zuge ein wenig zögernd entgegen. „Da bist du endlich," rief Frau von Buttlär, „du bringst mich noch um mit deinen Geschichten." Lolo ließ sich schweigend in das Badetuch hüllen, man sah ihrem eigensinnigen Gesichte sofort an, daß sie nichts zu ihrer Entschuldigung anführen wollte. Während sie jetzt alle wieder zum Badehause zogen, ging Frau von Buttlär hinter ihrer Tochter her und schalt unausgesetzt: „So etwas kann nur dir passieren, gerade dieser Person in die Arme zu laufen und geküßt hat sie dich. Wie kommt sie darauf, die freche Person? Und du läßt das geschehen. Von wem wirst du dich nicht noch alles küssen lassen."

Da wandte Lolo ein wenig den Kopf und sagte entschlossen und eigensinnig: „Sie hat mich geküßt, weil ich ihr die Hand geküßt habe."

„Du hast ihr die Hand geküßt," rief Frau von Buttlär, „hat man so etwas gehört und warum? ich bitte dich. Diese Person, sie ist ja halbnackt, keine Ärmel und die Dekolletage! aber du hast keinen Stolz, du bist verlobt, du sollst eine ehrliche Frau werden; wir ehrliche Frauen müssen doch Front machen gegen diese Damen und du küßt ihnen die Hände. Dein Bräutigam wird sich freuen. Ach Gott, mir ist ganz übel, so schäme ich mich."

Da legte sich die Generalin ins Mittel, sie schob Lolo in das Badehaus und sagte: „Für jetzt ist es genug, Bella, das Kind ist angegriffen, geschehen ist geschehen, wir werden ihr mit etwas Baldriantee den Kuß der Jasky wieder wegkurieren."

Zu Hause schickte Frau von Buttlär Lolo sofort zu Bett, sie selbst legte sich auch hin und Ernestine lief mit Baldriantee treppauf, treppab.

Lolo lag oben in ihrem Zimmer auf ihrem Bett noch immer bleich und schaute mit ihren erregten Augen nachdenklich zur Decke auf. Nini saß neben ihr, sie sprach nichts, sondern schaute Lolo nur wartend an. Endlich begann Lolo zu sprechen, langsam und versonnen: „Ja, sie war herrlich, aber das wußte ich, und daß ich sie werde lieben müssen, das wußte ich auch, aber ich wußte nicht, daß sie etwas an sich hat, das einen weinen machen könnte. Ich hatte so das Gefühl im Halse wie bei ganz rührenden Stellen in Romanen, das ist natürlich deshalb, weil alle so schlecht von ihr sprechen, weil alle so gegen sie sind. Aber ich bin für sie." — „Ich auch," sagte Nini.

„Du?" fragte Lolo verwundert, „du kennst sie ja gar nicht."

— „Das tut nichts," meinte Nini, „ich war schon für sie den ersten Abend, als ich sie im Mondschein spazieren gehen sah. Aber was wirst du jetzt tun?"

„Ich weiß, was ich tun werde," sagte Lolo ernst. Sie stand auf, setzte sich an ihren Schreibtisch und begann einen Brief zu schreiben. Nini wartete geduldig und fragte dann: „Hast du an sie geschrieben?"

„O nein," antwortete Lolo überlegen. „Ich habe mir aus der Stadt sehr viel rote Rosen kommen lassen, die werde ich ihr abends durch das Fenster in ihr Zimmer werfen."

„Und ich," beschloß Nini, „werde mich so lange üben, bis ich auch zur zweiten Sandbank schwimmen kann, und wenn ich dabei auch ertrinke."

Es folgten sich Tage mit unbewölktem Himmel und unerbittlichem Sonnenschein. Überall lag dieses heiße grelle Licht, es schwamm und zitterte auf dem Wasser, es sprühte auf dem Sande, erweckte Funken auf den Kieseln und auf den harten Stengeln des Strandhafers und der Seggen.

„Man kann sich vor Licht nicht mehr retten," sagte Hans Grill. Aber auch die Abende und Nächte brachten weder Kühlung noch Dunkel. Ein leichter Westwind bewegte die Schwüle nur, ohne sie zu mildern. In einem dunstigen violetten Gewölk wetterleuchtete es jeden Abend am Horizonte und dann kam der Mond fast voll und das Glitzern und Sprühen begann wieder allerorten.

„Man möchte zu dieser ewigen Helligkeit sagen," bemerkte wieder Hans Grill, „ich will meine Ruhe."

Allein auch in den Stuben war diese Ruhe nicht zu finden, dort war es zu eng und zu heiß, und die Dunkelheit dort legte sich über den Schläfer wie eine dicke schwarze Decke. Selbst die Fischer, die sonst mit einbrechender Dunkelheit in ihre Hütten zu verschwinden pflegten, saßen vor ihren Häusern und starrten auf das Meer hinaus. So saßen die Wardeins auf der langen Bank vor ihrer Haustüre, alle waren sie da nebeneinder aufgereiht wie Seevögel auf einer Klippe. Die achtzigjährige Großmutter, groß und knochig wie ein Mann, legte ihre seltsam knorrigen Hände flach auf die Kniescheiben, um sie zu kühlen. Wardein rauchte seine Pfeife; seine bleiche Frau hielt das Jüngste an der Brust und die anderen Kinder saßen da im Hemde und wiegten unruhig die nackten Füßchen. Keiner sprach ein Wort, und alle, auch die Kinder, schauten ernst und geduldig gerade vor sich hin. Wenn das Wetterleuchten drüben eilig den Horizont erhellte, wies Wardein stumm mit der Pfeife zu ihm hinüber. Unten am Strande gingen ganz stille Liebespaare hin, sie gingen mit herabhängenden Armen nebeneinander her, träge die Füße über den Sand ziehend. Was sollten sie sich sagen, hier hatte immer seit Menschengedenken das Meer das Wort und wozu ihm unnütz dreinreden.

Doralice und Hans wohnten jetzt fast den ganzen Tag in einer Einsenkung der Düne. Hans spannte dort seinen Malschirm aus, breitete eine Decke über den Sand, auf der Doralice liegen konnte, er selbst saß vor seiner Staffelei und

malte das Meer. „Das ist das einzige," behauptete Grill, „wir müssen es machen wie die Hühner, die sich Erdlöcher machen und sich kühlen."

Doralice schloß die Augen und murmelte, fast zu faul um die Lippen zu bewegen: „Ganz still liegen, sich nicht bewegen, denn, spürst du das auch? in uns da zittert und flackert es immer so wie der Sonnenschein auf dem Wasser. Das macht müde."

„Gut, gut, lieg nur still," sagte Hans väterlich und beruhigend. So schwiegen sie eine Weile, bis Hans seinen Pinsel fortwarf und sich auch auf den Sand ausstreckte.

„Es will und will nicht werden," sagte er ärgerlich. Doralice öffnete die Augen und schaute das Bild auf der Staffelei an und meinte: „Warum, es ist ja ganz gut, das ist durchsichtig, das ist grün."

Hans fuhr auf erregt und eifrig: „Durchsichtig und grün. Ein Stück Glas ist auch durchsichtig, ein Stück Stoff kann grün sein. Nein, das ist noch kein Meer. Das Meer muß gezeichnet werden, siehst du, nur die Linie hat Bewegung und Leben. Ich kann dein blaues Kleid malen, nichts Leichteres als das, aber es so zu malen, daß jeder sieht, du steckst da drin unter dem Blauen, das ist die Kunst. Im Meer steckt eben auch unter dem Durchsichtigen und Grünen etwas, das lebt und sich bewegt, und das ist eben das Meer."

„Ah so ist es," sagte Doralice wieder mit geschlossenen Augen, „mach das doch, Lieber."

„Machen, machen," wiederholte Hans, „das ist es eben. Ich möchte wissen, wo Teufel mein Talent hingekommen ist, es war doch da."

„Bin ich daran schuld?" fragte Doralice ruhig und schläfrig.

Hans antwortete nicht sogleich. Er lag da und starrte zum Himmel auf und dachte nach. Ja, wie war das denn? und er begann langsam zu sprechen, wie zu sich selber: „Schuld, eine Schuld kann da nicht sein, aber das ist es, du nimmst jetzt in mir einen so großen Raum ein, daß das Talent nicht mehr Platz hat. Natürlich, das ist es. Du bist doch in mein Leben hereingekommen wie ein Wunder und noch bist du jeden Augenblick ein unbegreifliches Wunder. Wie soll da etwas anderes Platz haben. Immerfort ein Wunder zu erleben, strengt an."

— „Und glaubst du," unterbrach ihn Doralice ein wenig gereizt, „es strengt nicht an immer, den ganzen Tag ein Wunder zu sein?"

Hans lachte gutmütig: „Laß es gut sein, ich gewöhne mich schon an das Wunder."

— „O wirklich, du gewöhnst dich dran," warf Doralice hin.

„Sicher," fuhr Hans fort, „alles, was uns jetzt selbstverständlich scheint, ist einmal ein Wunder gewesen. Du wirst mir auch selbstverständlich werden. Warte nur, bis wir in unserer Ordnung sind."

Doralice hob ihre Arme hoch über dem Kopf empor und streckte sich: „Ach ja, deine Ordnung, nun also erzähle von deiner Ordnung. Ein Häuschen, nicht wahr, damit fängt es doch an?"

„Allerdings ein Häuschen," begann Hans gereizt, „ein Häuschen irgendwo, sagen wir in einem Vorort von München, ein Häuschen, das deine eigenste Schöpfung ist, der Ausdruck deines Wesens, dort waltest du. Mein Atelier ist natürlich in der Stadt, ich komme zu Mittag heim und du erwartest mich —"

— „Das weiß ich alles schon," unterbrach ihn Doralice, „nur möchte ich wissen, was ich den ganzen Vormittag allein gemacht habe."

„Du hast eben deinen Wirkungskreis," erklärte Hans, „du hast dein Hauswesen, dem du dein Gepräge gibst."

Doralice zuckte mit den Achseln: „Ach Gott, ich kann doch nicht den ganzen Vormittag allein dasitzen und dem Hauswesen mein Gepräge geben."

Hans errötete und machte ein Gesicht, wie jemand, dem es in allen Gliedern ruckt, weil er einen Knoten nicht aufbringen kann: „Allein, warum allein? Da werden doch Menschen sein, wir schaffen uns unseren Kreis, unsere Gesellschaft, wir sind an keine Gesellschaft gebunden, wir sind die Schöpfer unserer Gesellschaft, das ist es."

Doralice richtete sich ein wenig auf und sah Hans an und ihre Augen wurden groß und bekamen einen hilflosen, angstvollen Ausdruck: „Menschen," sagte sie leise, „du weißt doch, ich fürchte mich vor den Menschen."

Hans konnte sich vor dem schmerzhaften Mitleid, das diese Augen in ihm erregten, nur retten, indem er sich in Zorn redete. Er schrie ordentlich: „Fürchten, das sollst du nicht, das darfst du nicht, wenn ich da bin, das ist eine Beleidigung für mich und wir können nicht immer in einer Einsamkeit leben. Ich will nicht, daß wir Ausnahmen sind. Du sollst nicht für mich das Außerordentliche bleiben, nein, du mußt mein Alltag sein, mein tägliches Brot, dann erst besitze ich dich ganz. Und wir müssen leben wie die anderen Menschen und mit den anderen Menschen. Die Welt ist voll guter herrlicher Menschen, du wirst Frauen finden, großzügige, freidenkende, edle Frauen."

Doralice hatte sich wieder ruhig zurückgelehnt und die Augen geschlossen: „Diese Frauen kenne ich," bemerkte sie, „sie tragen Velveteen-Reformkleider und sprechen von objektiv und subjektiv. Zwei frühere Schülerinnen besuchten einmal Miß Plummers, die waren so und Miß Plummers nannte sie: very clever indeed!"

Hans hatte die Hände voll Strandhafer, den er in seinem Zorn ringsumher ausriß: „Das ist immer so," sagte er, „du willst mich nicht verstehen. Weil du deine Gesellschaft verlassen hast, glaubst du, es gäbe keine deiner würdigen Menschen mehr. Das ist Hochmut, oder schämst du dich meiner vor den Menschen? sag, schämst du dich meiner?"

Doralice lächelte mit geschlossenen Augen: „Nein, du bist gut," erwiderte sie, „du bist mir schon recht, nur deine Frau Grill mit dem Gepräge, die ist mir nicht sympathisch, die möchte ich lieber nicht kennen lernen."

„Aber du mußt sie kennen lernen," rief Hans, „wenn du mich willst, mußt du auch Frau Grill wollen, ich trete für sie ein, ich werde nicht erlauben, daß du sie hochmütig beiseite schiebst. Aber so geht es immer, wir reden und reden, als ob der eine auf der ersten Sandbank steht und der andere auf der zweiten. Und keiner versteht, was der andere sagt, und wir rufen uns nur immer: was? was? zu."

Hans war aufgesprungen, er stand vor Doralice und sah sie an. Wie ruhig sie dalag in ihrem gelben Sommerkleide, das heiße Gesicht ganz umflimmert von dem blonden Haar, wie ein friedlich schlafendes ganz junges Mädchen sah sie aus. Nur das Zucken des Mundes mit den schmalen zu roten Lippen sprach von einer Erregung, die in ihr wach war. „Weiß sie denn nicht, was ich leide?" dachte Hans. Er drückte seinen Strohhut tiefer in die Stirn und lief die Düne hinab an das Meer. Ins Wasser gehen, schwimmen, das war in solchen Augenblicken noch das einzige, was er tun konnte.

Hans Grill hatte nie erwartet, daß das Leben ihn verwöhne, er hatte sich tapfer genug mit Not und Widerwärtigkeiten herumgeschlagen; aber er hatte ihm vertraut, er hatte es zuweilen hart gefunden, aber nie unverständlich. Alles Unklare in der Welt wurde sofort klar, wenn Hans' zwanzigjähriger Egoismus es zu sich selbst in Beziehung brachte, und alle Rätsel lösten sich, wenn er ihnen die Frage stellte: bist du für oder gegen Hans Grill? Jetzt aber verstand er nicht mehr. Etwas war in sein Leben gekommen, das es ihm selber fremd machte, als lebte es ein anderer für ihn. Mädchen, und was man so Liebe nennt, waren ihm schon früher begegnet, und so etwas verwirrt zuweilen, man begeht Torheiten, aber verständlich war das und ging schließlich hübsch glatt in das allgemeine Erleben auf. Man mußte nur fest und ein wenig rücksichtslos zugreifen. „Stramm halten, dann verfitzt es sich nicht", pflegte Hans' Großmutter zu sagen, die für Geld Strümpfe strickte, wenn der kleine Hans vor ihr saß und die Baumwollsträhnen zum Abwickeln hielt. Aber diese Frau hier, warum mußte er sie so schmerzhaft begehren, jetzt, wo er sie besaß? Warum hatte er nie das ruhige, glückliche Gefühl des Besitzes, warum mußte er, wenn er sie am festesten hielt, stets fürchten, sie zu verlieren? Alles in ihm war voll von dieser Frau und doch war sie ihm fern. Er verstand nicht, er verstand nicht, und es blieb ihm nichts übrig, als wie ein Raubtier knurrend seine Beute festzuhalten, damit niemand sie ihm entreiße. Hans hatte sich entkleidet und ging langsam durch die Brandung in das Meer hinein. „Ich will es schon erzwingen," dachte er ingrimmig, „ich will sie schon in das Hans Grillsche umrechnen."

„Ich habe die Ehre," hörte er eine Stimme neben sich. Unter einer brechen-

den Welle wie unter einer grünen Glaswölbung stand Knospelius in gelbem Badetrikot. Nun ging die Welle über ihn nieder, verbarg ihn hinter einem weißen Schaumvorhang, gleich darauf tauchte er wieder auf, schüttelte sich, nickte und sagte: „Von Knospelius. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihre Frau Gemahlin zu begrüßen.“ Hans verbeugte sich steif.

„Heiße Tage,“ fuhr der Geheimrat fort, „man kann nicht genug vom Baden haben. Sonst ein hübscher Aufenthalt hier. Nur ein wenig mehr Geselligkeit wäre zu wünschen. Es fängt doch an sich zu beleben hier. Baron Buttlär kommt nächstens mit seinem künftigen Schwiegersohn.“

„Ach, meine Frau und ich sind nicht eben gesellig,“ erwiderte Hans und schaute neugierig auf das große, bleiche Knabengesicht nieder. Knospelius lachte. „Ich weiß, ich weiß, Flitterwochen, les jeunes mariés. Einer scharmanten Frau dienen, das ist die Beschäftigung der Beschäftigungen. Jeder normale Mensch hat sie oder sucht sie. Alles andere ist daneben nur Nebenbeschäftigung. Aber ein alter Junggeselle wie ich, der nur Nebenbeschäftigungen hat, muß sich an die Geselligkeit halten. So ein winziges Norderney sollten wir hier gründen. Ich erlaube mir, bei Ihnen nächstens meine Aufwartung zu machen.“

„Ich glaube,“ meinte Hans, „die meisten suchen hier die Einsamkeit.“ Während er sprach, verschwand der Geheimrat unter einer Welle, wie eine Maus in der Ackerfurche. Als er wieder auftauchte, hob er dozierend seinen langen Finger und sagte: „Das sind immer die heitersten Gesellschaften, die aus lauter Leuten bestehen, welche die Einsamkeit suchen. Jetzt muß ich hinaus, mein Klaus erwartet mich bereits.“

Er verbeugte sich förmlich und ging dem Strande zu, wo ein sehr großer ernster Mann mit einem Badetuche seiner harrte.

Hans zuckte die Achseln. „Was will der wieder?“ dachte er. „Lauter ganz unwahrscheinliches Zeug hängt sich jetzt an Einen.“ Er ging weiter, begann dann zu schwimmen, schwamm weit auf das Meer hinaus. Das tat wohl. Da war nichts Unverständliches, man regt kräftig Arme und Beine, durchschneidet das Wasser und bleibt immer oben und kümmert sich um all die dunkelen Tiefen nicht, die unter einem liegen.

Das Bad hatte Hans gut getan; er fühlte sich seiner selbst sicherer und hatte wieder das Vertrauen, daß er es schon machen würde. Als er zur Düne emporstieg, fand er Knospelius bei Doralice. Er hörte schon von weitem, wie sie lachten. „Wieder der,“ dachte Hans mit jenem ärgerlichen Gefühl, das wir zu haben pflegen, wenn eine Fliege sich uns immer wieder auf die Nase setzt. Der Geheimrat saß auf Hans' Malstuhl und sprach angeregt. Doralice hatte sich aufgerichtet, stützte sich auf ihren Ellenbogen, das Gesicht über und über rosa, hörte ihm zu mit dem liebenswürdigen, ein wenig befangenen Ausdruck, den junge Frauen haben, die zum ersten Male in ihrem Salon empfangen.

„Sie sehen," rief der Geheimrat Hans entgegen, „ich mache mit der Geselligkeit gleich den Anfang. Ich habe Ihrer Frau Gemahlin eben ein Kompliment über die Lebenslage gemacht. Famos! Für einen Maler geradezu unbezahlbar. Der gelbe Sand, der gelbe Battist des Kleides, das goldene Haar, eine Symphonie in Blond. Nicht?" „Ja, hm", knurrte Hans.

— „Jetzt aber muß ich gehen," fuhr Knospelius fort und kletterte von seinem Stuhl herab. „Ich will noch einen Besuch bei Buttlärs machen. Zum Abschied noch un mot pour rire. Die Frau von Lossow mit den sieben Töchtern, Sie kennen sie, sagte mir, als Karoline, die dritte, sich mit dem nationalliberalen Doktor Krapp verlobte: es tut mir leid, wir Lossows waren immer konservativ, aber wenn man so viel Töchter zu verheiraten hat, kann man sich nicht nur an eine Partei halten. Was? nett? Blockpolitik in der Familie." Er lachte selbst herzlich über seine Anekdote und, was Hans wunderte, Doralice lachte auch darüber. Konnte sie das unterhaltend finden?

Als der Geheimrat gegangen war, streckte Hans sich schweigend auf dem Sande aus. Auch Doralice schwieg eine Weile. Sie starrte zum Himmel auf und lächelte noch immer das liebenswürdige Gesellschaftslächeln.

„Lächelt sie noch immer über die Geschichte des Buckligen?" dachte Hans. Endlich sagte sie: „Warum bist du so unfreundlich gegen den Kleinen?"

„Was will er denn von uns?" fragte Hans verdrießlich.

— „O nichts, glaube ich," meinte Doralice, „er will sich unterhalten. Bist du eifersüchtig auf ihn? Er ist doch nur eine groteske Nippsfigur."

Hans fuhr auf: „Ich bin überhaupt nicht eifersüchtig. Das gibt es unter freien Menschen nicht. Für eine Liebe, die ich bewachen muß, danke ich. Nein, aber diese kleine Exzellenz ist für mich ein Stück deiner Vergangenheit, deiner Gesellschaft, die sich wieder an dich herandrängen, sich wieder zwischen dich und mich stellen will, das ist es."

„Meine Gesellschaft," erwiderte Doralice, etwas Müdes in der Stimme, „die drängt sich gewiß nicht an mich heran. Die kleine Buttlär dort auf der Sandbank, welch ein seltsames Gesicht sie machte, ein Gesicht, als habe sie ein ganz verwegenes, ganz verbotenes Abenteuer zu bestehen."

— „So laß sie doch alle," rief Hans, faßte Doralice bei den Schultern und drückte sie an sich mit einer zornigen Leidenschaftlichkeit, „die gehen uns alle nichts mehr an."

„O ja," erwiderte Doralice, „ich lasse sie und sie lassen mich."

Die Sonne ging unter, das strenge Licht schmolz, wurde zu roten und violetten Dunstschleiern, ehe es erlosch. Dann gab es, ehe der Mond höher stieg, eine kurze Zeit des Zwielichts, das den Augen wohltat. Aber diese bleiche Dämmerung legte über das grauwerdende Meer eine unendliche Einsamkeit, das Meer wurde ernst und traurig.

„Warum sprichst du nicht?“ fragte Hans Doralice, während sie wie jeden Abend Arm in Arm den Strand entlang gingen.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Doralice, „um diese Zeit ist die Luft immer so sorgenvoll.“

„Wir haben keine Sorgen,“ entschied Hans mit Nachdruck.

„Nein, wir haben keine Sorgen,“ wiederholte Doralice, „ich fürchtete schon, du würdest sagen: Freie Menschen haben keine Sorgen.“

„Und wenn ich das gesagt hätte?“ Doralice lachte: „Du siehst, heute ist kein glücklicher Sprechtag. Sobald wir zu sprechen anfangen, streiten wir uns.“

„O, das tut nichts,“ erklärte Hans, „was in uns ist, muß heraus, das gibt Vertrauen.“

Doralice wiegte müde ihren Kopf. „Ach, das ist so umständlich. Weißt du, um sich ganz zu verstehen, müssen wir es ganz so machen wie die da vor uns.“ Sie wies auf ein stilles Liebespaar hin. Der Bursch und das Mädchen wiegten ihre schweren Körper wohlig hin und her, schwenkten taktmäßig die herabhängenden Arme. Doralice ließ Hans' Arm los: „Ganz so wie die“, sagte sie. Und nun gingen sie auch nebeneinander her, wiegten sich in den Hüften, schwenkten die Arme und schwiegen. Allein, als sie eine Weile so gegangen waren, blieb Hans stehen. „Nein, das geht nicht,“ sagte Hans, „wenn du so still neben mir gehst, glaube ich, du denkstet was Unfreundliches von mir oder du hast etwas gegen mich.“

„Schade,“ meinte Doralice, „es war so schön. Ich fing schon an zu fühlen, daß ich ganz so wurde wie das Mädchen da. Gerade als du zu sprechen anfingst, wollte ich stehen bleiben, den Mund weit aufmachen und auf das Meer hinausgähnen, ho ho ho, ganz wie das Mädchen vorhin. Denken, man denkt ja überhaupt nicht, wenn man so geht, und daher versteht man sich.“

Nein, nein, Hans wollte das nicht. „Tun wir etwas,“ schlug er vor, „da ist der Mond. Soll ich dich wieder nehmen und über die Wellen halten oder sollen wir aufs Meer hinausfahren, oder sollen wir heute nacht Wardein auf den Fischfang begleiten? Tun, tun, siehst du, das fehlt uns.“

Aber Doralice hatte heute zu nichts Lust und so schlugen sie den Heimweg ein.

Als sie zu Hause in ihr Wohnzimmer traten, fanden sie, daß Agnes die Lampe nicht angezündet hatte. Das Zimmer war voller Mondschein und ein starker sehr süßer Duft schlug ihnen entgegen. Auf dem hellbeschienenen Fußboden aber lag es wie eine dunkelrote Lache. „Sieh doch, Rosen, lauter Rosen,“ rief Doralice. Sie kniete vor den Rosen nieder, beugte sich ganz auf sie hinab, griff nach ihnen, hatte beide Arme voll von ihnen, drückte ihr Gesicht in sie hinein, als wollte sie sich in ihnen baden. An einem der Sträuße hing ein Papierstreifen, auf dem „Lolo“ stand.

„O, sieh doch,“ sagte Doralice, „die kleine Lolo hat mir all die Rosen durch

das Fenster geworfen, das gute Kind." Da fühlte sie, daß Hans sie von hinten um die Taille faßte, sie emporhob, sie heraushob aus allen Rosen und sie hörte ihn leise und grimmig sagen: „Jetzt kommen sie durch alle Fenster zu uns herein. Laß sie und ihre dicken Rosen, was sollen wir damit." Doralice lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter: „Ach ja," sagte sie wie mutlos, „nimm mich fort von ihnen", und aus ihren schlaff werdenden Armen fielen die Rosen wie ein dunkelroter Strom schwer auf den Fußboden nieder.

Im Bullenkruge waren die Herren angekommen: „Jetzt wird das Leben bei uns ganz freiherrlich," sagte Ernestine. Die große Abendtafel auf der Veranda nahm einen feierlichen Anstrich an. Fräulein hatte sie mit einem Strauß ein wenig sandiger Ziererbsen und Mohnblüten geschmückt. Die Generalin ging aufgeregt ab und zu und fragte immer wieder: „Liebe Melanie, wird mein Schwiegersohn auch Eis für seine Erdbeerbowle haben? Werden die Spargeln auch weich genug sein? Sie kennen doch meinen Schwiegersohn." Fräulein Bork lächelte ihr geheimnisvolles zerstreutes Lächeln und erwiderte: „Frau Generalin, die Spargeln sind himmlisch." Bei der Mahlzeit saß der Baron Buttlär zwischen seiner Schwiegermutter und seiner Frau, er strich seinen langen blonden Schnurrbart, schüttelte vor Behagen leicht seine breiten Schultern und war sehr liebenswürdig, sehr anregend, erzählte mit lauter klingender Stimme Geschichten, die allgemein interessieren sollten, und Frau von Buttlär interessierte sich sehr angelegentlich für diese Geschichten. Die eingefallenen Wangen leicht gerötet war sie heute nicht mehr nur die besorgte Mutter, die sich selber ganz vergißt, etwas von der Gesellschaftsdame, ja fast etwas Kokettes war heute in ihrem Wesen. Unten am Tisch saß die Jugend und Leutnant Hilmar erzählte Geschichten, über die Wedig und Nini so laut lachten, daß Frau von Buttlär ein strenges „Aber Kinder!" hinüberrufen mußte. Hilmar schlank und schmalschultrig im hellen Sommeranzug sah fast wie ein Knabe aus, allerdings wie ein auffallend hübscher Knabe. Durch das sehr dichte schwarze Haar bahnte sich der Leutnantsscheitel nur mühsam seinen Weg. Über der Stirn saß eine dicke schwarze Locke, wie neapolitanische Burschen sie zu tragen pflegen. Die regelmäßigen Züge des bräunlichen Gesichtes hatten das zu Scharfe, ein wenig Gespannte, wie es sich bei sehr alten Rassen zuweilen findet. Die dunkelen Augen waren sehr lebhaft, es ging beständig in ihnen etwas vor, es sprühte zuweilen in ihnen so, daß man deutlich goldene Pünktchen über den schwarzen Sammet der Iris hinfahren sah. „Keine Disziplin in den Augen," hatte der Onkel General von dem Hamm gesagt.

Als die Erdbeerbowle kam, wurde Baron Buttlär ganz der feine Genießer. Er zündete sich seine Havanna an, trank einen Schluck Bowle, warf einen Blick auf das mondbeglänzte Meer, ließ ein jedes verständnisvoll auf sich wirken. Er wurde gefühlvoll: „Mondschein und Meer, Mondschein und Meer", sagte er

und wiegte sachte seinen Kopf, „da kann man gefühlvoll werden, ja da muß man gefühlvoll werden. Das Meer macht immer Eindruck. Die Unendlichkeit ist eben die Unendlichkeit, nicht wahr?" Alle schwiegen einen Augenblick und sahen das Meer an. Dann aber lenkte Frau von Buttlär das Gespräch auf ihr Gut zurück. Sie sprach so gern von ihrem Vieh, ihren Milchmädchen, ihren Hühnern und ihrer Butter. Ihre Gedanken kehrten immer wieder zu dieser fetten Wohlhabenheit zurück.

Unten am Tische wurde die Jugend unruhig. Nini und Wedig erklärten auf die Düne gehen zu wollen und sie taten geheimnisvoll. Sie hatten eine neue Beschäftigung gefunden. Jeden Abend machten sie, wie sie es nannten, Jagd auf die Gräfin. Es kam darauf an, Doralice zu begegnen. Auch das Brautpaar wollte zum Meere hinabgehen: „Ich muß Steine auf dem Meere springen lassen," sagte Hilmar, „erst wenn ich ihm ein Dutzend Steine ins Gesicht geworfen habe, kriege ich ein Verhältnis zu ihm."

„Der hat keine Ruh, der muß immer etwas vorhaben," sagte Baron Buttlär und schaute dem Brautpaar wohlwollend nach. Frau von Buttlär jedoch seufzte und meinte: „Das macht mir oft Sorge, er ist so waghalsig. Beim letzten Rennen ist er doch wieder gestürzt."

„Hitzig ist er," bestätigte der Baron, „er reitet gut und anfangs auch vernünftig, aber dann kriegt er es mit der Leidenschaft, die teilt er dem Pferde mit, das Pferd übernimmt sich und der Unfall ist da."

„Ich kann mir wohl denken, daß der Leutnant seine Leidenschaft anderen mitteilen kann," ließ Fräulein Borks verträumte Stimme sich vernehmen, allein die Generalin wies sie zurecht: „Von Pferden ist die Rede, Malwine, bitte."

Frau von Buttlär machte noch immer ihr besorgtes Gesicht und sagte: „Ich habe Hilmar verboten ein Pferd oder ein Auto mitzubringen, und wenn er segelt, fährt Lolo nicht mit. Solange ich über das Kind zu wachen habe, soll er es nicht umbringen."

„Umbringen," rief der Baron gutgelaunt, „sag, Mama, als du mir Bella gabst, hattest du auch das Gefühl, daß du sie sozusagen in einen Abgrund hinabstürztest?"

„Abgrund vielleicht nicht," erwiderte die Generalin, „aber daß ich sie auf einen Luftballon setze, von dem man nicht weiß, wohin der Wind ihn wehen wird."

„Bitte, bitte," rief der Baron Buttlär, „ein sehr lenkbarer Luftballon, das weiß Bella gut," und er lachte über seinen Witz sehr laut und sehr lange, länger vielleicht als es nötig gewesen wäre. Allein das Gefühl, das geistvolle Haupt der Familie zu sein, das Heiterkeit um sich verbreitet, tat ihm wohl.

Fräulein Bork hatte nicht mitgelacht, sie schaute noch immer nachdenklich dem Brautpaare nach und sprach dann aus ihren Gedanken heraus: „Ich finde den Leutnant herrlich, er sieht aus wie der Page einer spanischen Königin oder wie

der Page in dem Lied, der am Brunnen auf die Königstochter wartet: ‚ich bin vom Stamme jener Asra, die da sterben, wenn sie lieben.‘“

„Was? Was?“ fuhr die Generalin auf. „Was ist das, Asra? Wer stirbt, wenn er liebt? Die Hamms nicht. Die kenne ich, die gewiß nicht. Liebe Malwine, reden Sie solches Zeug der Lolo nur nicht vor, das Kind neigt ohnehin zur Überspanntheit.“

„Ach ja,“ klagte Frau von Buttlär, „auch wieder eine große Sorge. Denke dir, Buttlär,“ und nun berichtete sie mit bekümmerter Stimme die Geschichte von Doralice, der Sandbank und dem Kuß. „Was sagst du dazu, Buttlär,“ schloß sie, „ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können.“

Der Baron wurde ernst und zog sinnend seinen Schnurrbart durch die Finger. „So, hm! Die Gräfin Köhne hier, eine süperbe Frau übrigens. Das war eine böse Geschichte. Der Graf hat einen Schlaganfall gehabt und seine Schwester, die Gräfin Benedikte, pflegt ihn. Sehr traurig! Nun, gesellschaftlich kommt diese Dame nicht mehr in Betracht, aber hat sie uns einen Dienst erwiesen, so kann ich ihr gelegentlich dafür danken.“

„Du?“ rief Frau von Buttlär, „warum? wozu?“

„Höflich kann man trotz allem gegen sie sein,“ wandte der Baron ein, aber seine Frau war sehr erregt: „Ich habe es gleich gewußt,“ sagte sie, „diese Person ist als schwere Prüfung für mich hergesandt.“

Unten am Strande ließ Hilmar unermüdlich Kieselsteine über das Wasser springen. Lolo stand dabei und schaute ihm mit ernsten blanken Augen zu. Als er endlich müde war, nahm er Lolos Arm und sie schlenderten langsam das Meeresufer entlang.

„So,“ sagte Hilmar, „jetzt verstehe ich das Meer. Es ist heute übrigens mit seinem Mondschein und allem dem sehr programmäßig und du, Schatz, bist erst recht programmäßig.“

„Schade,“ meinte Lolo, „ein Programm ist nie was Überraschendes.“ Hilmar lachte: „Willst du mich überraschen? Wozu? Nein, unsere Bräute sollen nicht Überraschungen sein, sondern hübsche Notwendigkeiten.“

Als sie an den Fischerhäusern vorübergingen, begann auch Lolo von Doralice zu sprechen, erzählte ihr Abenteuer, erzählte von dem Kuß und den roten Rosen. „Ach, die durchgebrannte kleine Gräfin ist hier,“ sagte Hilmar, „nun, es ist gut, daß sie dich gerettet hat, aber sag, warum sprichst du von ihr mit einer so gerührten Stimme, als sei sie etwas Heiliges? Durchgebrannte Gräfinnen sind doch wohl nichts besonders Heiliges.“

„Weil sie mich rührt,“ entgegnete Lolo erregt. „Ich weiß selbst nicht warum. Vielleicht weil sie so schön ist und doch nicht gut ist. Vielleicht aber, wenn jemand so schön ist, muß man ihn lieben, aber es tut etwas weh, diese Liebe. Ich glaube, wenn einer sich in die Gräfin verliebt, dann muß es schmerzen.“

„Nun, nun,“ beruhigte Hilmar sie, „wird es denn so arg sein mit dieser Schönheit?“

„So zum Beispiel,“ fuhr Lolo fort, „mich zu lieben ist da nichts, gar nichts Schmerzhaftes dabei, sag?“

„Nein, gar nichts,“ versicherte Hilmar, „im Gegenteil, wenn man dich liebt, fühlt man sich riesig gut, riesig vornehm. Ich merke das jedesmal, ich werde da fast verlegen vor mir selber. Als Kind wurde mir am Sonntage ein blauer Sammetkittel angezogen, ein weißer Spitzenkragen umgelegt und das Haar wurde mit einer Pomade glatt gestrichen, die stark nach Orangenblüten duftete. Und wenn ich so angezogen war, fühlte ich mich so fein, so vornehm, daß ich mich vor Andacht vor mir selber kaum zu rühren wagte.“

„Und ich,“ rief Lolo enttäuscht, „ich bin für dich wie der blaue Sammetkittel und die Orangenblütenpomade.“

„Und der Sonntag,“ ergänzte Hilmar, „ja, so ähnlich. Aber wer kommt denn dort?“

„Das ist sie“, flüsterte Lolo.

Ihnen entgegen kamen Hans und Doralice. Als sie aneinander vorübergingen, nickte Doralice lächelnd Lolo zu, die beiden Herren grüßten förmlich. „Nun?“ fragte Lolo, sobald sie vorüber waren.

„Gewiß, allerdings,“ sagte Hilmar, „ein schönes Kindergesicht mit einem merkwürdig schicksalsvollen Munde.“

Lolo schwieg eine Weile, dann wiederholte sie sinnend „ein schicksalsvoller Mund, das hast du gut gesagt, ich suche lange schon einen Ausdruck für diesen Mund. Es muß seltsam sein einen schicksalsvollen Mund zu haben, ich kann mir das denken, ja ich fühle das jetzt so deutlich, so stark, daß ich überzeugt bin, ich habe in diesem Augenblicke auch einen schicksalsvollen Mund. Küsse mich jetzt und du wirst sehen.“ Sie blieb stehen und hielt ihr ernstes, vom Monde hellbeschienenes Gesicht hin und als Hilmar sie geküßt hatte, fragte sie gespannt: „Nun?“

Hilmar schüttelte den Kopf: „Von Schicksal keine Spur. Mehr ein friedlicher Pfingstsonntag auf dem Lande.“ Lolo zuckte die Achseln und seufzte. „Nein, warte,“ fuhr Hilmar fort, „es ist doch anders, dich hier vor dem Meere zu küssen kommt mir wie eine kolossale Frechheit vor. Es ist so, als sähen alle fünf Weltteile uns zu, das ist ein eigentümliches Gefühl.“

„Nein, das will ich nicht,“ rief Lolo und machte sich von ihm los.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Generalin und Frau von Buttlär saßen in ihren Strandkörben und lasen Andachtsbücher. Zuweilen hob Frau von Buttlär den Blick und schaute auf den hellbeschienenen Strand und auf das Meer hinab, das heute blau und golden und ruhig wie ein Teich war. Plötzlich blieben ihre Augen an zwei bunten Figürchen hängen, die dort an der

gelben Dünenwand entlang gingen. Doralice im türkisblauen Sommerkleide, einige von Lolos roten Rosen im Gürtel unter einem roten Sonnenschirm ging neben dem Baron Buttlär her. Der Baron schien lebhaft zu sprechen und seine ganze Gestalt, seine Art zu gehen drückten höfliche Liebenswürdigkeiten aus. Frau von Buttlär schlug mit der flachen Hand auf ihr Buch und sagte: „Da haben wirs.“ Auch die Generalin hatte aufgesehen und meinte: „Nun, er hat es eilig mit dem Dank.“ — „Dank,“ rief Frau von Buttlär, „der war überhaupt nicht nötig. Ich verstehe Buttlär nicht. Er hat eine Frau, hat erwachsene Töchter und kompromittiert uns so. Was kann diese Person ihm bieten? Was will er von ihr?“

„Nichts, nichts,“ beruhigte die Generalin, „er kann eben das Kokettieren noch nicht lassen. Es ist immer dieselbe Geschichte, wenn ihr heiratet, wollt ihr hübsche Männer haben, aber ein hübscher Mann konserviert sich länger als unsereins, der bringt keine Kinder zur Welt, er schont sich mehr und da dauert die Lust am Kokettieren länger als bei uns.“

„Aber Mama,“ protestierte Frau von Buttlär entrüstet, „die Ehe ist doch zu heilig, als daß solche Dinge in Betracht kämen.“

„Die Ehe, meine Liebe,“ versetzte die Generalin, „ist vielleicht sehr heilig, aber unsere Männer sind es nicht. Übrigens wird es da unten immer bunter.“

Hilmar und Lolo kamen Arm in Arm von der anderen Seite den Strand entlang und als sie Doralice und Herrn von Buttlär begegneten, blieben sie stehen und es fand eine Begrüßung statt. Von einer anderen Seite erschienen Hans Grill und der Geheimrat und gesellten sich zu der Gruppe. Es war hübsch, wie diese Menschen in dem grellen Sonnenschein beisammen standen, wie die hellen Farben der Kleider, das Rot und das Blond der Haare auf dem Hintergrunde der gelben Düne blühten und leuchteten. Frau von Buttlär fand nicht mehr die Kraft des Zorns, sie war zu bekümmert: „Was soll man da machen? Mama,“ fragte sie kläglich. — „Liebes Kind,“ sagte die Generalin, „da gibt es nichts anderes als die Führung behalten. Du mußt mit dieser Dame in irgendein Verhältnis kommen. Wenn so was Verbotenes, zum Beispiel eine Dame, von der vor uns nicht gesprochen werden darf, in der Nähe ist, das macht die Männer toll. Kennen wir diese Dame auch so halbwegs, dann verliert sie viel von ihrem Reiz. Also.“

„Ich glaube, ich werde das nie können,“ klagte Frau von Buttlär, „bin ich nicht eine geplagte Frau? Bisher der Kampf mit den Gouvernanten und jetzt diese.“

Unten löste die Gruppe sich auf, man grüßte und trennte sich. Frau von Buttlär sah ihrem Mann ernst und kummervoll entgegen. Als er jedoch vor ihr stand, schaute sie auf ihr Buch nieder und schwieg. Herr von Buttlär aber fühlte das Bedürfnis schnell und gezwungen heiter zu sprechen. Nun hatte er also das Unglück des Ortes kennen gelernt, Gott, es sah nicht so schlimm aus, aber im Ernst, es war besser so, hier konnte man sich ja doch nicht vermeiden

und das mußte auf die Dauer peinlich werden, nun grüßte man sich, sprach miteinander auf neutralem Boden. Hier in dem weltabgeschiedenen Winkel war das ohnehin nicht kompromittierend. Von eigentlichem Verkehr ist ja ohnehin nicht die Rede, nicht wahr? Frau von Buttlär sah jetzt auf und fragte, als hätte sie das Gesagte nicht gehört: „Lesen wir heute keine Predigt?" — „Gewiß, meine Liebe," rief Herr von Buttlär, „ist es denn schon Zeit? Also gehen wir." Die Familie begab sich in den Bullenkrug zurück, im Wohnzimmer versammelte man sich und Herr von Buttlär las eine Predigt vor. Es wurde allgemein bemerkt, daß seine Frau während der Predigt weinte.

Während des darauffolgenden Mittagessens drückte eine düstere Stimmung auf die Anwesenden. Herr von Buttlär mußte Anstrengungen machen, um eine Art Unterhaltung in Fluß zu halten. Er wandte sich dabei ausschließlich an Fräulein Bork und sprach über Literatur. Er verurteilte den Realismus in der Literatur. Kunst soll doch erfreuen, nicht wahr. Das Leben war doch gewiß nicht heiter genug um so einfach abphotographiert zu werden. Da seine Frau bei diesen Worten seufzte, wechselte er schnell das Thema und sprach vom Kaiser.

Der Sonntagnachmittag war sehr heiß, gelber Sonnenschein in den weißgetünchten Zimmern und über dem sandigen Gärtchen. Die Damen zogen sich zurück. Herr von Buttlär saß im Wohnzimmer hinter seiner Zeitung und schlummerte und das Brautpaar ging auf der Veranda auf und ab.

„Bitte, Schatz," sagte Hilmar, „sieh mich nicht so erwartungsvoll an, das heißt, du hast ein Recht mich so anzusehen, denn du hast ein Recht zu erwarten, daß ich angenehm und unterhaltend bin. Aber ich weiß nicht, dieser Sonntagnachmittag lähmt mich."

„Armer Hilmar," meinte Lolo ein wenig spöttisch, „den ganzen Tag im blauen Sammetkittel zu stecken."

„Unsinn, Unsinn," rief Hilmar, „es ist nur eine Stimmung. Ich habe Sonntagnachmittage nie recht vertragen. Komm, setzen wir uns in den Schatten und ich lehre dich Pikett spielen."

Erst gegen Abend wurde es im Hause lebhafter. Die Generalin kam in das Wohnzimmer, ließ ihre laute, energische Stimme erschallen und weckte mit ihr das verschlafene Haus. Dann erschien auch Frau von Buttlär, sie hatte Toilette gemacht und einen Hut mit Kornähren und Mohnblumen aufgesetzt. Sie war noch sehr ernst. Sie zog sich ihre Handschuhe an und sagte ihrem Gemahl: „Reich mir deinen Arm, Buttlär, und wollen wir gehen, den Sonnenuntergang bewundern. Wo sind die Kinder? Lolo, Nini, Wedig!" Sie mußten alle kommen und die Familie zog paarweise zum Strande hinab. „Bravo, Bella!" sagte die Generalin, „immer die Führung behalten." Wedig jedoch grollte. „Das soll ein Vergnügen sein. Nicht einmal der Gräfin werden wir begegnen, die geht um diese Zeit nicht spazieren."

Am nächsten Morgen kam Hilmar erhitzt und mit sprühenden Augen zum

Frühstück. Er war schon weit herum gewesen, hatte Bekanntschaft mit den Fischern gemacht. Famose Leute! Da war ein André Stibbe, ein blonder Riese mit ganz hellblauen Augen, so hell wie schlechte Milch. Wenn der einen anschaute, war es, als sähe einen ein sehr hochmütiger Dorsch an. Hilmar hatte mit ihm über ein Boot zum Segeln gesprochen, er wollte auch mit ihm auf den Fischfang hinausfahren. Übrigens hatte Stibbe für nächste Zeit einen Sturm versprochen. Auch den Maler hatte Hilmar gesehn, der schien ein braver Barsch zu sein. Seine schöne Frau ging gerade baden in einem sehr bemerkenswerten marineblauen Badekostüm. Endlich hatte er noch mit der Exzellenz Knospelius gesprochen, ein äußerst interessanter Herr. Er interessiert sich sehr für das Gesellschaftsleben hier; er will ein Fest geben, so was wie eine italienische Nacht. Sein Diener, ein unheimlich ernster Wiedertäufer, klebt schon die Papierlaternen dazu. „Klaus ist," sagt die Exzellenz, „sehr brauchbar für das, was er unsere Sünden nennt." Lolo hatte aufmerksam zugehört und sagte ergeben: „Wenn du so viel auf das Meer hinausfährst, werde ich wohl auf der Düne sitzen müssen und dir nachschauen."

„Wie so, wie so?" rief Hilmar, „das ist doch nur für die Zwischenzeiten und du weißt, es gibt Zwischenzeiten, Zeiten, in denen ich langweilig bin, in denen du nichts mit mir anfangen kannst. Dann segele ich hinaus. Übrigens steht schon in der Bibel so was davon, daß die Frau zu Hause bleibt und der Mann vor den Toren berühmt ist." „Dieses Tor merk dir, mein Kind," meinte die Generalin, „das wird in deiner Ehe noch oft auftauchen."

„Aber ich fahre mit," meldete sich Wedig unten am Tisch. Seine Mutter sah ihn mitleidig an. „Du, mein armer Junge, nein, du bleibst zu Hause."

Da ging eine seltsame Veränderung in dem Knaben vor. Sein bleiches Gesicht mit den kränklichen zu feinen Zügen errötete, seine Augen füllten sich mit Tränen, und mit leidenschaftlich sich überschlagender Stimme begann er zu sprechen: „Ich bleibe immer zu Hause, ich darf nie etwas, ich hocke immer abseits, warum? Was ist mit mir? Bin ich ein Krüppel? Was sollen die Leute davon denken. Ich bin ja lächerlich. Gestern begegnete mir die Gräfin, ich grüße, sie bleibt stehen und fragt: Baden Sie auch? Ich sage ja, aber ich kann ihr nicht sagen, ich darf nicht ins Meer hinein, ich nehme warme Seebäder."

„Wedig, geh auf dein Zimmer," sagte Frau von Buttlär. Wedig war wieder sehr bleich geworden, er stand auf und ging, steifbeinig vor Trotz, hinaus. Am Tische entstand ein Schweigen, alle waren über den Zwischenfall betroffen. Endlich sagte Frau von Buttlär sorgenvoll: „Ich weiß nicht, woher meine Kinder alle das überspannte Wesen her haben."

„Meine Liebe," versetzte Herr von Buttlär und legte seine Hand zärtlich auf die Hand seiner Gattin, „die Genialität haben sie jedenfalls von dir." Die Generalin lachte. „Nun ja," meinte sie, „es ist das Wetter, das euch alle zu genial macht, aber der Barometer fällt Gott sei Dank."

Nun, nun, hatte Hans Grill gesagt, und so fuhren sie denn mit Wardein bei Nacht auf den Fischfang hinaus. Der Mond stand hoch am Himmel, das Meer war ruhig, nur von einem sanften langatmigen Auf- und Abschwellen bewegt, wie über ein gläsernes Hügelland glitt das Boot hin. Wardein saß am Steuer und rauchte. Zwei blonde, rundköpfige Burschen, Mathies und Thomas, ruderten; unförmig in ihren dicken Jacken bogen sie sich taktmäßig hin und her. Doralice war auf einem Klappstühlchen eingerichtet worden, fest in Decke und Mantel gehüllt. Hans saß neben ihr auf der Bank. Alle schwiegen, nur ab und zu gab Wardein ein Kommando, das wie ein tiefes Brummen klang. Die Ferne war von einem feinen, silbernen Lichtnebel verhangen, aber Doralice glaubte diese unendliche Weite zu fühlen, wie sie die dunkele Tiefe unter sich zu fühlen meinte, und beide, die Tiefe und die Weite, legten sich bedrückend auf sie, wie etwas, das ihr den Atem benahm, sie ängstigte, das ihr die Empfindung des Verlorenseins und der Einsamkeit gab. Warum sprachen alle diese Männer nicht? Warum saßen sie da still in ihre Mäntel gehüllt, die Hutkrempen auf die Gesichter niedergebogen wie dunkele, fremde Traumgestalten? Da beugte sich Hans zu ihr nieder, drückte ihre Hand und fragte: „Wie geht es?“ „Gut“, erwiderte sie und lächelte, es sollte niemand wissen, daß sie sich fürchtete, aber der Händedruck, die ruhige, freundliche Stimme taten ihr gut, gaben ihr ein wenig Sicherheit wieder. Und Hans, als fühlte er das, sprach weiter, fragte Wardein: „Fahren wir dort zu den Butten hinüber? „Ja, ja, zu den Butten,“ brummte Wardein, „die liegen dort unten im Sande“. „Aha,“ meinte Hans, „die wühlen sich dort in den Sand ein und warten auf ihre Beute, die flachen Luder.“ Die Burschen auf der Ruderbank begannen laut und rauh über die Butten zu lachen, Doralice lachte auch mit. Die Nacht war schwül, Mathies wurde es beim Rudern zu heiß, er wollte sich die Jacke ausziehen. Hans erbot sich für ihn zu rudern und nun standen sie auf, gingen im Boot hin und her wie in einer Stube, Mathies zog sich die Jacke aus, stand in Hemdsärmeln da, stützte den einen Fuß auf den Bootsrand, spuckte in das Meer und pfiff leise vor sich hin. Und wie sie sich alle um sie her so ruhig und gewohnt bewegten, als seien sie hier mitten auf dem Meer zu Hause, da wich auch von Doralice das bedrückende Angstgefühl, ja, es war köstlich zu spüren, wie sie allmählich in diese Welt als etwas Zugehöriges aufgenommen wurde. Es war ihr, als würde etwas in ihrer Brust sehr weit und sehr stark, als könnte sie ihren Atem auf den Takt des stillen, flimmernden Wogens um sie her einstellen und ein kindisches Gefühl des Stolzes, des Hochmutes machte sie froh. Zu denen zu gehören, die hier auf dem Meere zuhause sind, die sich nicht fürchten, erschien ihr als etwas sehr Wichtiges und Großes. Hier und da tauchten jetzt andere Boote auf, sehr groß und schwarz in dem unsicheren Lichte. Wardein rief etwas hinüber, von drüben wurde geantwortet, einer schien sogar einen Witz zu machen,

denn Thomas und Mathies lachten. Die Boote waren jetzt einander ganz nahe, es waren drei, die jetzt im Halbkreise hinruderten, die Männer machten sich an den Netzen zu schaffen und sprachen miteinander von Boot zu Boot. Plötzlich mischte sich in diese Stimmen, die jedes Wort mit einem tiefen Brummen besser hallen ließen, eine hohe, scharfe Stimme, die hier seltsam fremd klang, als spräche sie eine andere Sprache. „Das ist der Leutnant von Hamm“, sagte sich Doralice, und diese Entdeckung war ihr unangenehm, es empörte sie fast, als sei ein Unbefugter dort eingedrungen, wo die Berechtigten beieinander waren.

Im Boot begannen die Männer sich zu regen, das große Netz wurde vorsichtig in das Wasser hinabgelassen, das andere Boot wurde angerufen und ihm ein Seil zugeworfen. Im bewegten Wasser sprühte es wie silberne Flämmchen, im Netze hingen glitzernde Tropfen. Mathies hatte sich die Hemdsärmel aufgestreift, um im Wasser zu arbeiten, wenn er die nackten Arme emporhob, rann es silbern an ihm nieder. Doralice wickelte sich fester in ihren Mantel, alle Angst und Erregung waren fort, sie fühlte sich sicher und behaglich. Eine leichte Müdigkeit machte ihr die Augenlider schwer und wenn sie die Augen schloß, war es ihr fast wie als Kind, wenn sie in ihrem Bette lag und im Halbschlaf noch die Erwachsenen um sich her hantieren oder sprechen hörte, was dem Kinde stets ein wohliges Gefühl der Geborgenheit gegeben hatte. Schlug sie dann wieder die Augen auf, dann war die Weite voll weißen Lichtes in ihrer großen und kühlen Schönheit immer von neuem wieder eine wohltuende Erschütterung, immer wieder fühlte da Doralice, wie die engen, heißen Schranken des Ich sich verwischten und lösten, wie es auch in ihr weit und kühl wurde. Und es war hübsch, dieses Wechseln der Bilder, einmal im Halbtraum vertraute Gesichter und Räume der Kindheit, dann wieder das mondbeglänzte Meer. Einmal, als sie die Augen öffnete, waren die andern Boote nah herangekommen, die Männer riefen und sprachen, das Netz wurde gezogen, Doralice hörte einmal auch wieder die unpassende Stimme des Leutnants, die Fische schnalzten und klatschten in den großen Körben im Boot. Es wurde dann wieder still und man fuhr weiter. Nach einiger Zeit fand Doralice, daß es dunkel geworden war, der Mond mußte untergegangen sein, Sterne standen am Himmel und in der Finsternis regte sich das Meer wie eine sachtbewegte schwärzere Finsternis. Doralice wußte nicht, wie lange sie so gefahren waren, aber als sie wieder einmal die Augen öffnete, stand ein weißer Schein am Horizont und ein graues Dämmern lag über dem Wasser. Ein stärkeres Wehen ließ sie frösteln, alles Behagen war plötzlich hin, das graue Dämmern machte das Meer und den Himmel streng und nüchtern. Mathies und Thomas ruderten angestrengt, die Jacken über die Schultern geworfen, die Brust nackt und stark atmend. Es schien sich um ein Wettrudern mit dem Boot nebenan zu handeln. In den Körben flüsterten und schnalzten fette, blanke Fischleiber. Hans stand im Boot, hielt einen großen Dorsch an

den Kiemen, wog ihn und lachte ihn an. Scharen von Möven kamen geflogen, groß und weiß im unsicheren Lichte, und stießen schrille, gierige Rufe aus. Wie gewaltsam das alles war. Welch ein starkes, rücksichtsloses Leben das alles atmete, zu stark für Doralice, es machte sie plötzlich ganz schwach, es machte sie krank, der Geruch des Seewassers, der Fische, der feuchten Fischerjacken, all dieses Fleisch der Männer und feisten Fische bedrückten sie, sie wurde ganz bleich. Da entstand ein Hin- und Herreden zwischen ihrem und dem Nachbarboot. Die Boote wandten sich einander zu, lagen nah beieinander. Leicht und gewandt über den Bootsrand balanzierend sprang Hilmar in das Boot, stand neben Doralice und lachte. „Ein Morgenbesuch," sagte er. Hans nickte ihm zu und zeigte ihm den Dorsch, den er noch immer an den Kiemen hielt. „Ja, ja, so etwas ist schön," meinte Hilmar, „das war ein gesegneter Zug." Dann setzte er sich auf die Bank Doralice gegenüber. „Es hat Sie auch ein wenig angegriffen, gnädige Frau, wie ich sehe." Doralice zog die Augenbrauen zusammen, als sie abweisend antwortete: „Das macht wohl die Beleuchtung."

„Gewiß, gewiß," bestätigte Hilmar höflich, „eine kritische Stunde." Da es schien, daß Doralice schweigen wollte, schwieg auch er und zündete sich eine Zigarette an. Unter der niedergebogenen Krempe seines Filzhutes sah sein Gesicht mit den scharfen, gespannten Zügen, den schwarzen unruhigen Augen sehr bleich, fast kränklich aus. Es war etwas Überfeinertes, Schwächliches an der ganzen Gestalt, das Doralice in diesem Augenblick gefiel, das ihr das Gefühl gab einen Kameraden der eigenen Schwäche zu haben und der süße Duft der ägyptischen Zigarette schien wie ein Stück Luft einer Welt, die ihr befreundet war. Jetzt soll er weiter sprechen, dachte sie, daher lächelte sie und sagte: „Sie sehen übrigens auch ein wenig aus, als hätte es Sie mitgenommen, oder ist es auch die Beleuchtung?"

„Nein, nein, es ist schon was daran," erwiderte Hilmar, „es ist vielleicht traurig, es sollte vielleicht nicht sein, weil es nicht natürlich ist. Stibbe fühlt nichts davon, aber die große Natur macht uns betrunken und Trunkenheit greift an, was Sie, gnädige Frau, natürlich nicht wissen können."

Doralice nickte: Ja, ja, so was mochte es wohl sein. „Und doch," fuhr Hilmar fort, froh darüber, daß er zum Sprechen ermutigt wurde, „es ist nicht nur Trunkenheit, es ist — — es ist — geradezu eine große Verliebtheit, was wir dieser Natur gegenüber empfinden, ganz genau, es ist dieselbe Unruhe, dasselbe quälende Gefühl ganz eng dazu zu gehören und was die Hauptsache ist, der starke Wunsch zu imponieren, denn, wenn wir verliebt sind, wollen wir imponieren, das ist symptomatisch für den Zustand. Man hat ja seine Erfahrungen."

„Sie sind ja auch verlobt," schaltete Doralice ein.

„Gewiß, das auch," fuhr Hilmar fort, „aber sehen Sie, gnädige Frau, vor-

hin im Boot war der Trieb in mir zu imponieren so stark, dem Meere zu imponieren oder den Fischern, gleichviel, denn die sind doch die Repräsentanten des Meeres, daß ich auf die Spitze des Bootes stieg und dort frei balanzierte. Ich bin in solchen Künsten ziemlich geübt. Meinen Zweck erreichte ich nun zwar nicht, denn Andree Stibbe sagte trocken: Wenn der Herr bei den Faren ins Wasser fällt, wer anders muß ihn herausholen als wir. Mein Effekt war verfehlt. Aber ich habe das tun müssen."

„Das ist seltsam," sagte Doralice nachdenklich.

„Nicht so seltsam," meinte Hilmar, „der Spielhahn, wenn er ein Rad schlägt und kollert, will auch dem Walde und der Wiese imponieren, ebenso wie der kleinen grauen Henne und er ist ebenso in den Wald und die Wiese verliebt wie in die kleine graue Henne."

Doralice lachte: „Das ist hübsch, ja, ja, man möchte gerne dabei sein, dazu gehören."

Hilmar verbeugte sich ein wenig: „Sie, gnädige Frau, sehen ganz aus, als gehörten Sie hier dazu. Sie sehen in dieser Natur vollständig reçue aus."

Doralice errötete und ärgerte sich, daß sie das tat, Hilmar aber schloß mit einem Seufzer: „Ach ja, wenn alles so schön um uns her ist, fühlen wir ein brennendes Bedürfnis auch dekorativ zu sein."

Das Boot fuhr jetzt durch die Brandung über weiße Schaumhügel in graugrüne Wellentäler. Hans kam und setzte sich neben Hilmar auf die Bank. Er rieb sich die Hände und schien sehr vergnügt. „Das war eine Nacht, herrlich, herrlich, was sagst du, Schatz? Du frierst, was? Sie scheinen auch zu frieren, Baron, ja, so ein Morgen auf dem Meere! Zu Hause machen wir uns einen warmen Tee, der wird gut tun. Trinken Sie nicht mit uns eine Tasse, Baron? Nicht wahr, Schatz, du machst uns doch Tee?"

Doralice schaute Hans ein wenig verwundert an, sagte aber dann: „O gewiß." Hilmar verbeugte sich.

Jetzt stieß das Boot auf den Sand und man begann auszusteigen. Hans nahm Doralice auf den Arm und trug sie ans Land. Von den Dünen aber schossen mit flatternden Tüchern und Röcken wie gierige Möven die Fischerfrauen auf die Boote zu.

In der Wohnstube eilte Hans zur Lampe um sie anzustecken. „Nur kein Morgengrauen," sagte er. Dann richtete er den Teekessel her, trug Tassen, trug Rum herbei. „So, so, das wird gut tun, warmen Tee, ja, den haben wir verdient, das will ich meinen, den haben wir redlich verdient." Er sprach eifrig vor sich hin, als wollte er mit der Gemütlichkeit seiner Worte sich und die anderen erwärmen: „Setzen Sie sich, meine Herrschaften, setzen Sie sich." Sie saßen um den Tisch herum und hörten schweigend dem Summen des Teekessels zu mit den starr vor sich hinsehenden Augen sehr müder Menschen. Endlich glaubte

Hilmar etwas sagen zu müssen und bemerkte: „Es war doch wunderschön." — „Es war so schön," erwiderte Doralice und zog ihre Augenbrauen empor, „daß man lieber gar nicht davon spricht." Das klang abweisend, fast feindselig. Sie nahm es Hilmar jetzt übel, daß er ihr dort im Boot so willkommen gewesen war. Hilmar lehnte sich in seinen Stuhl zurück und rauchte. Aber Hans lachte. „Sehen Sie, so macht es meine Frau immer, wenn ihr etwas sehr gefällt, dann darf nicht gesprochen werden, das ist dann heilig und kein anderer darf es berühren. Nun, nun, gib uns Tee."

Doralice schenkte die Tassen voll. Der heiße Dampf und der starke Duft des Tees schien die Müdigkeit noch schwerer zu machen, alle schwiegen wieder eine Weile. Endlich seufzte Hans und sagte: „Immerhin ist es schade, daß man nach einer solchen Nacht eine Art Katzenjammer hat, den Katzenjammer der Weite. Das Land erscheint einem unerträglich eng. Dann ist es schon besser seine Höhle dunkel zu machen und sich darin zu verkriechen."

„Naturgesetz dieses Ab und Zu der Gefühle," murmelte Hilmar zerstreut.

„Und doch," fuhr Hans fort, „ich fühle eine seltsame Befriedigung, und warum? Weil wir so viel Fische gefangen haben. Das ist doch ein greifbares Resultat einer Arbeit. Wenn ich einen fetten Dorsch halte, so weiß ich, was ich habe. Wenn ich ein Bild male, weiß ich denn, ob es etwas ist oder nicht?"

„Und erst ich," unterbrach ihn Hilmar, „wenn ich eine Stunde Rekruten gelehrt habe sich wie Holzpuppen zu bewegen, wie soll ich da Befriedigung über ein Resultat fühlen?"

„Ach ja," meinte Hans und gähnte, „es ist schade, daß das Leben so selten bar zahlt."

Es entstand wieder eine Pause. Doralice war auf ihrem Sessel eingeschlafen, das Gesicht, sehr bleich mitten in den blauen Schatten des Morgens, erhielt von der friedlichen Hilflosigkeit des Schlafes eine wunderbar kindliche Schönheit. Die beiden Männer saßen jetzt ganz stille da und schauten andächtig auf dieses schlafende Gesicht. Endlich erhob sich Hilmar, reichte Hans die Hand und flüsterte: „Ich gehe, die Sonne kommt." Dann ging er leise hinaus.

Draußen war es schon taghell, über dem Horizonte schossen die ersten goldenen Strahlen empor. Hilmar ging sehr schnell, er wollte zu Hause sein, ehe die die Sonne da war. Er wunderte sich über sich selber. Warum fühlte er sich elend? Die kleine Lolo hatte wohl recht, diese Frau war so schön, daß man traurig wurde, oder wie sagte doch der Maler „Katzenjammer der Weite, in dem das Land und das Tageslicht uns eng scheinen". Die arme kleine Lolo, Hilmar konnte nichts dafür, aber wenn er jetzt an sie dachte, schien es ihm, als habe sie etwas vom Lande und vom Tageslicht an sich.

(Fortsetzung folgt)

Delacroix der Literat / von Julius Meier-Gräfe



Die Künstler unserer Zeit sind der Literatur abgeneigt; der Literatur, nicht dem Journalismus. Man könnte der Malerei von Courbet an nichts Treffenderes nachsagen. Keine Forderung des Naturalismus war wesentlicher als das Verbot, Malerei und Dichtung zu verknüpfen, und nichts trifft noch heute empfindlicher ein Gemälde als der Vorwurf, es sei literarisch.

Alle Axiome gelangen fern vom Orte ihrer Herkunft zu Extremen. Nirgends war man so konsequent wie in Deutschland, nirgends war es notwendiger. Die Schäden einer nur auf Literatur gerichteten Kunst, die dem Idealismus auf Kosten aller Ideale huldigte, lagen zu offen, und die Revolutionäre hätten nichts erreicht, wenn sie behutsamer zugefaßt hätten. Um das dem Bürger teure Genrebild mit der Wurzel auszureißen, trieb man die Literatur aus dem Tempel.

In Frankreich war man lässiger und toleranter. Hier handelte es sich weniger um Idealismus und Realismus als um Malerei. Manet und seine Genossen unterließen literarische Motive, weil sie dafür keinen Platz, keine Zeit und kein Mittel hatten. Positiver als bei uns stellte man sich zu dem Problem. Die Fülle von Gesichten, die den Impressionisten bei dem neu entdeckten Sonnenlicht aufging, verhinderte ganz von selbst den Zug in die Ferne. Nicht im Unliterarischen lag ihre Neuheit. Im Walde von Barbizon hatten ihre Vorgänger von 1830, in Ornans hatte Courbet, ihr Meister, nicht weniger unabhängig gemalt. Das nichts als Natur bringende Gemälde war längst salonfähig geworden. Was der Laie ihnen vorwarf, war die Art der Darstellung, die Zerrissenheit der Flecke, die mörderischen Farben, die scheinbare Willkür ihres Impressionismus.

Das ist nun schon lange her. Die Verspotteten haben die Anerkennung gefunden. Der Kampf ist vorüber. Die Sieger sind alte Leute mit weißen Bärten. Die meisten von ihnen gingen schon. Die übriggebliebenen, ein Degas, ein Renoir, stehen abseits irgendwo in Paris oder im Süden, wo es warm ist, und reiben sich verwundert die Augen. Sie sind berühmt. Es dauerte lange, sehr lange, und auf einmal, von dem Moment an, als die Autos aufkamen, ging es wie der Blitz. Man zählt nicht mehr die Adepten. Wie merkwürdig mag es zuweilen den alten Leuten zumute sein.

Man hat ihnen vielerlei Ehren gebracht. In aller Herren Ländern werden sie gefeiert. Nur Dichter erleben solche Siege, und auch denen blühen sie selten so reich. Die Verehrung hat ihnen alle möglichen Titel gegeben. Man hat sie die Klassiker der modernen Kunst genannt.

Vielleicht war ihnen dieser Titel der liebste. Es ist ein schöner, ein sehr seltener Titel. Aber es kommt ihnen darauf an, wer ihn gibt. Diese alten Leute sind

ein wenig skeptisch geworden. Die Zeit, die so lange zauderte, geht ihnen auf einmal zu schnell. Womöglich, sagen sie sich, ist es eben doch nur ein Titel wie jeder andere, und man bekommt ihn wie die anderen, wenn man alt wird. Vielleicht erhalten ihn auch die Jungen von heute einmal, und da alles so schnell geht, brauchen sie vielleicht gar nicht einmal alt zu werden. Ja, wenn Delacroix ihnen den Titel zuspräche. Der freilich könnte ihn geben, da nähmen sie ihn mit Freuden. Denn Delacroix, das ist ihnen gewiß, war der klassische Meister. In ihm vereinte sich alles, was der Titel erheischt. Delacroix — sie schütteln langsam die weißen Häupter. Sie sind nicht blind. Der Ruhm kam ihnen, als sie nichts mehr damit anfangen konnten. Sie sind bescheiden geblieben.

Delacroix — ihre Augen leuchten. Eine Epoche rauscht heran mit Adlerschwingen, funkelnd von Pracht, von Enthusiasmus, reich an Göttern. Noch siegte die Freude flammend über den Drachen der Skepsis. Jener Plafond im Louvre — sie blinzeln dich an, ob du ihn kennst. Jene Heiligtümer, jene Schlachten, in denen es nie Besiegte gab, jene strahlenden Legenden, jene Bilder in den Kirchen, jene Kirchen in den Bildern!

Wie jener hochgerichtete Dichter auf schwankendem Boot, den die dunklen Wellen der Unterwelt umwanken, so steht Delacroix, einem Felsen ähnlich, in dem brandenden Getriebe der Zeit. Die Entwicklungsgeschichte gab Courbet erneute Bedeutung. Man sah so deutlich, wo Manet, Cézanne und Renoir herkamen, daß es unrecht gewesen wäre, nicht ein paar Strahlen der Liebe, die ihnen in so reichem Maße zu teil wurden, auf Courbet zu lenken, den Maler ohne Furcht und Tadel. Er war ihr Lehrer. Keiner von ihnen leugnete den Zusammenhang. Sie hatten allen Grund, ihm zu danken.

Aber im Dasein aller Großen wird neben der persönlichen Berührung mit einem Vorgänger, der zum Lehrer wurde, eine höhere, weniger materielle, viel fruchtbarere und bedeutungsreichere Beziehung zu einem anderen Meister bemerkbar. Der erste ist ein leicht leserliches Etikett. Wie schwer der zweite zu entziffern ist, das beweist die noch immer unklare Stellung so vieler, zumal deutscher Freunde moderner Kunst zu Delacroix. Man kann sagen, durch Courbet sind die Impressionisten zum Malen gekommen. Und das bedeutet nicht wenig, bedeutete zumal viel vor zwanzig Jahren, als man bei uns wenig von Malerei wußte. Heute, wo jeder Tapezierer Bescheid weiß, wo das Malen fast so gemein geworden ist wie das Schriftstellern, nützt uns jene Einsicht nicht viel. Wissen wir mit ihrer Hilfe doch nicht einmal zwischen den einzelnen Meistern zu unterscheiden. Wer wagte zu zweifeln, daß sie alle eminente Maler sind, so groß wie Courbet oder noch größer! Wer hat mit dieser Einsicht genug?

Und man kann sagen, durch Delacroix sind die Impressionisten Künstler geworden. Und diese, viel schwerer zu erlangende, Einsicht ordnet mit einem Male die Verhältnisse der Meister nicht nur untereinander, sondern zu den höchsten

Werten, die wir haben. Sie zeigt das Allgemeingültige ihrer Kunst und die Gefahren ihres Individualismus, und erwägt den Anspruch, von dem vorhin die Rede war, ihren Anspruch auf Klassizität.

Delacroix sprach zu der jungen Generation, als Courbet ihr nichts mehr zu sagen hatte. Und er blieb ihr. Der Einfluß ist überall deutlich, während der Courbets mit ihrer Reife verschwindet. Manet fand in ihm den Widerstand gegen den Impressionismus, der ihn auf die Bahnen Monets zu lenken suchte. Renoir verdankt ihm die Palette, Cézanne den Rhythmus. Aber das sind äußerliche Symptome. Delacroix gab seinen Getreuen die herrliche Unruhe, das Suchen nach Klarheit, den nimmersatten Durst nach Vervollkommnung, den Haß auf alles Gemeine. Aber er gab ihnen nicht alles.

Etwas von ihm taten sie, als sie das Erbe antraten, beiseite. Das galt damals als nebensächlich. Man nannte es das Gegenständliche. Bei uns wurde darauf das Schimpfwort „literarisch" geprägt. Es ist noch heute berüchtigt.

Tatsächlich sahen wir die Stoffwelt Delacroix' mit ihm verschwinden. Kein Dante zieht die Maler mehr in den Schatten der Unterwelt. Kein Shakespeare läßt sie die Gestalten Hamlets und Ophelias träumen. Kein Goethe lockt sie zu den Faustszenen. Brünstige Liebhaber alles Sichtbaren, Fanatiker des Daseins, das sie mit den Augen messen, schrecken sie vor den finsteren Gluten mittelalterlicher Sagen zurück, und die Weltgeschichte, die Delacroix erregte, läßt sie kalt. Sie hatten recht, so zu sein, wären Lügner geworden, wenn sie anders gewesen wären, wenn sie gewaltsam den Strom von Erregungen geschlossen hätten, der ihnen floß. Jeder künstliche Quell mußte versiegen. Den suchten genug andere. Tausende waren schattenhaften Vergangenheiten nachgeschlichen, hatten verzichtet. Wie aber sollte man dem modernen Geist, der alles Alte stürzte, wiederum mit Altem nahen, wollte man mehr als freundliche Duldung erreichen. Und wo war der Palast, der einem Delacroix noch offen stand, die Kirche, die ihm vertrauend ihre Wände reichte, der Fürst, der sich ihm gnädig neigte? Vielleicht sehen wir heute in ihm einen Einsamen. Aber er konnte und durfte und seinem hohen Anstand gemäß mußte er sich noch mit allen geistigen Überlieferungen und mit der Gegenwart seines Volkes für verbunden halten. Erst nach ihm kam die Revolution, die das Regime der Kunst, das von den frühsten Zeiten bis dahin regiert hatte, enthauptete. Da erst kam das Neue. Keine neue Form allein, ein neues Regime, eine Kunst von Grund aus anderer Herkunft, mit anderem Inhalt und mit anderen Zwecken. Sie wird in tausend Jahren noch die moderne heißen, wenn das Wort Impressionismus längst vergangen ist.

Wir danken den Unerschrockenen, die Delacroix folgten, daß sie entleerte Illusionen von sich stießen und die Kraft gewannen, neue Fiktionen zu schaffen. Und wir danken ihnen, daß sie uns lehrten, auch dieser Zeit, der unseren, Schönheit zu sehen. War es ein niedriges Gefühl, Trotz oder Hochmut, das sie von

den prunkenden Gefäßen der Vergangenheit hinwegzog zu unseren noch ungeformten Heimlichkeiten? War es nicht vielmehr Reichtum, Treue und Einfalt und Vertrauen?

Keine Willkür trieb sie. Nie entfernte sie der Geist der Zeit, der sie gerufen hatte, von den Regeln der Kunst, die sie in den Werken des großen Vorgängers zu lesen glaubten. Sie blieben ihm treu, wenn sie die Wasser des Sees von Genezareth, auf dessen Wellen Delacroix den Heiland schlummern ließ, in die blinkenden Wellen der Seine verwandelten, in denen sich die hellen Gesichter froher Menschen von heute spiegelten; wenn sie die Pracht der Rüstung eines Roger, der um Angelika kämpft, auf einen Teller mit Früchten häuften; den süßen Schmelz, der eine trauernde Medea verschleierte, um badende Frauen gossen, oder das funkelnde Getümmel der Feldschlacht zu einem Kranz von Blumen werden ließen. Sie glaubten seine Schüler zu bleiben, weil sie in ihren Bildern so frei und kühn ihrer Empfindung folgten, wie er in seinen gewaltigen Gedichten der seinen.

Aber trotzdem hat die Zeit, diese mörderische Epoche, in der kaum etwas lebt, dem nicht der Fluch des Bruches mit der Vergangenheit anhaftet, sie gezeichnet. In jedem Bilde kann man die Narben sehen. Wer könnte uns verargen, auch die Zeichen ihrer Sterblichkeit zu bewundern? Sind sie uns nicht schließlich ebenso unentbehrlich geworden wie die leuchtenden Merkmale ihrer Kraft? Aber mit Bangen sehen wir in die Zukunft dieser Narben. Neue Generationen haben schwerer daran zu tragen. Dem Strome, dessen Bett an zu viel Stellen zerrissen ward, droht Versiegen. Und schon mischen sich in den Jubel der Jugend über ihre Meister bange Zweifel, heimliche Vorwürfe. Was gabt ihr hin für eure Art! gabt es nicht für euch allein, auch für uns, die euch folgen müssen. Was bleibt uns? — Und noch schlimmer klingt der Lärm der gewissenlosen Plünderer, die nicht fragen, und mit Zynismus vollenden, was jene aus hartem Zwang begonnen haben.

Damals hieß es nur eins: weg mit allem, was nicht greifbare Natur war. Nicht etwa aus Feindschaft gegen das andere! Wie hätten Söhne Frankreichs den Inhalt der Bilder Delacroix' hassen können! Die jungen Meister traten in eine neue Welt. Der Baum, den sie sahen, war nicht der Baum, den andere vor ihnen gesehen hatten, die Blume leuchtete brennender, und nie hatte es vorher eine Sonne gegeben. Sie fühlten keinen Zwang, als sie sich auf das Sichtbare beschränkten, sahen kein Ende. Die Wange eines Mädchens barg Schätze, das Stück Fleisch zwischen Hals und Brust unerschöpflichen Reichtum. Sie hätten tausendmal dieselbe Frau, dieselbe Stelle im Garten, dieselbe Fruchtschale malen können. So voll waren sie von Trieb, voll von Delacroix. Der trieb sie mit dem Feuer, das aus tausend Schlachten brannte, zur Beseelung der Materie. Je einfacher der Stoff war, um so herrlicher blühte der Geist aus ihm. Ein Wunder

entstand aus dem schlichtesten aller Motive. So malte Manet in seiner glücklichen Zeit, Renoir, Cézanne Zeit ihres Lebens. Sie fühlten Delacroix neben sich, alles, was Delacroix in seinem Löwenherzen gesammelt habe, fühlten ihn, wenn sie das Fleisch zwischen Hals und Brust anzuschauen meinten, sahen die Wange, die Früchte, die Landschaft mit der brennenden Begierde von Menschen, die aus der Natur Löwenkämpfe, Schlachten, Juwelen gewinnen wollten. Dieser Trieb gab ihnen die Form, das vergrößernde und verewigende Agens, das Symbol. Und sie ahnten nichts davon. Für sie war alles nur Natur.

Die Natur aber ist die ewig trügerische Fiktion, und Delacroix ist das Wirkliche, die Empfindung. Der Trieb zur Schöpfung kann auf die Dauer nicht aus der Natur gespeist werden. Die Nachfolger der Impressionisten stehen vor der Landschaft, den Früchten, dem Fleisch wie vor ausgesaugten Dingen. Sie malen auf Grund artistischer Spekulationen, nicht aus innerem Drange. Ihre Bilder werden zu Formeln. Die Spannung fehlt ihnen, die aus dem geringen Umfang des Werkes das Unbegrenzte gewinnt.

„Jeden Tag," schreibt der junge Flaubert einmal einem Freund, „geht ein Stern von dannen. Gestern war es Gott, heute ist es die Liebe, morgen die Kunst".

Flaubert, um eine Generation jünger als Delacroix, ein Ungeduldiger und Zweifler, glaubte das Gestirn verschwinde, weil er es nicht mehr über allen Häuptern sah und in jugendlichem Stolz die ein wenig erniedrigende Geste verschmähte, sich zu dem Fernrohr zu bücken. Er sah nicht den Ersatz für die alten Kunsterreger, der für ihn selbst entscheidend wurde und den wir heute in der dem Genie aufgedrungenen Opposition erkennen. Es fragt sich: war der Ersatz vollkommen? — Das schien eine Zeitlang angesichts seiner reichen Früchte unzweifelhaft. Auf allen Gebieten der Kunst entstanden zur Zeit Flauberts neuartige schöne Werke. Noch überraschender war die Aussicht in neue Möglichkeiten des Künstlerischen. Sie schienen unbegrenzt und verdankten offenbar ihre Erschließung jener Opposition, die den einzelnen zur Manifestation gegen alle drängte.

Man übersah das Negative. Man verwechselte, frohen Vertrauens voll, den drohenden Gegensatz zwischen Kunst und Masse mit dem natürlichen zwischen Genie und Masse. Weil dieser ewig war, weil nie, selbst nicht zu Zeiten eines Phidias, die Größe ohne Kampf gegen das Kleine möglich geworden war, weil immer der weise Fürst, der große Gelehrte, der hervorragende Mensch die Masse kurz oder lang gegen sich gehabt hatte, hielt man auch diese neue, überdies im Grunde nicht unüberwindliche Abneigung gegen die Kunst für eine natürliche, keineswegs hemmende Erscheinung. Förderlich konnte sie aber doch nur sein, solange aus der Opposition des einen gegen alle Reibung, Wärme, Leben entstand. Und wenn das neue Leben sich noch der Erkenntnis entzog, durfte man sich mit der Einsicht trösten, es würde eines Tages wiederum von dem immer

kleineren Teil der Einsichtigen erkannt werden. Es war jedenfalls da, irgendwo in einer Hütte, in einer Dachstube. Es mußte da sein, da Reibung vorhanden war. Reibung setzt Nähe voraus.

Wie aber, wenn die Reibung eines Tages aufhörte, und zwar nicht weil Kunst und Masse einander bis zur Verschmelzung näher gerückt wären, sondern weil sie sich auf Nimmerwiedersehen von einander entfernt hätten, weil der eine den anderen vergessen, weil die Erde zwischen ihnen erkaltet wäre? Je rarer die Konsumenten werden — und ich verstehe darunter nicht die Leute, die Bilder kaufen oder darüber schwätzen — desto geringer wird notwendig die Produktion.

Manchem vertrauenden Gemüt scheint der Moment der Erkaltung ferner als je. Es nimmt den Kunstbetrieb unserer Tage für ernst, berechnet die Millionen Menschen, die in die Museen gehen, und die Millionen Goldstücke, die dafür ausgegeben werden und rühmt die Toleranz, die zweifellos heute größer ist als in den Tagen des Debuts der Impressionisten.

Skeptiker deuten dieselben Symptone anders. Ihnen bedeutet das Geldopfer des Millionärs keine Hingabe, der Fleiß der Kunstgelehrten keine Schöpfung, das Geschwätz der Menge kein Interesse. Sie sehen Gottlose für Kirchen Opfer bringen, hören Menschen, die nie liebten, von Liebe reden, bemerken in tausend anderen Vorrichtungen für fiktive Zwecke denselben Eifer. Sie geben vielleicht zu, daß man heute großen Künstlern, wenn sie kämen, nicht mit Feindschaft begegnen würde. Nicht einmal mit Feindschaft. Was würde man Besseres mit ihnen anfangen? Sie zum Tee bitten. Der ganze Kunstbetrieb unserer Zeit gleicht aufs Haar einem pompreichen Begräbnis.

Dieser Zustand regt zum Nachdenken über den Impressionismus an, der die fortschrittliche Kunst Europas bestimmt. Man betrachtet genauer das Besondere dieser Bewegung und untersucht aufmerksamer den Unterschied zwischen ihren Meistern und ihren Vorgängern. Freilich, die Kritik, die sich auf das einzelne Werk an sich beschränkt, fördert kein greifbares negatives Moment zutage. Nur mit Gewalt vermag man sich gegen die legitime Herkunft und die logische Entwicklung des Impressionismus zu erklären. Seine Meister taten, was sie tun mußten, und taten es mit aller möglichen Vollkommenheit. Wir würden uns mit dem Vorbehalt gegen ihre künstlerischen Sonderheiten um den letzten reinen Genuß bringen und uns doch mit allen Konstruktionen nicht verwahren können, ihren Reizen stets von neuem zu unterliegen. Man kann hundertmal einen Cézanne neben einem Delacroix für fragmentarisch erklären. Die Wertung, die darauf fußen wollte, wäre immer unersprießlich. Nur in dem Weiteren, in der sozialen Bedeutung dieser Kunst und ihren notwendigen Folgen liegt die Gefahr, die mit immer größerer Deutlichkeit sichtbar wird, ohne daß wir Mittel hätten, ihr zu begegnen. Die Ohnmacht vor der einbrechenden Kunstdämmerung, die Flaubert voreilig zu sehen meinte, die wir heute, wo tausend Fernrohre auf das

dunkle Firmament gerichtet sind, nicht mehr übersehen können, gibt vielerlei Beobachtungen Raum, die früher belanglos oder neben der ästhetischen Bedeutung der Kunst gar verwerflich erschienen. Man möchte den Punkt fassen, der Aufschluß über den Beginn jener Erkaltung bringt, und da mag es geschehen, daß man den Unterschied zwischen Delacroix und den Modernen wie eine Kluft erblickt. Jenseits war die Gefahr nicht vorhanden. Und wenn sie drohte, dieser herrliche Kämpfer mit dem Löwenherzen bezwang sie so entschieden, daß sie aus dem ganzen Umkreis seiner Kunst verschwand. Erst diesseits beginnt sie, winzig zuerst wie alles von weitem Kommende, beginnt mit dem kleinen Stück, das die Nachfolger nicht mit übernahmen. Und dieses Stück, das damals so geringfügig erschien, wird immer größer. Ohne daß wir es zu bezeichnen vermöchten, erlangt es eine Bedeutung, die alles, was wir zwischen Delacroix und den Impressionisten Gemeinsames zu sehen glaubten, gering erscheinen läßt. Die Farbenspiele, die Delacroix mit den Nachfolgern verbinden, sind ein Regenbogen, auf dem man nicht schreiten kann. Nur in der Malersprache bedeutet diese Beziehung etwas. Wäre sie wesentlich, wie könnten die Modernen so anders sein! Eine andere Empfindung treibt sie. Sie kommt aus einer anderen Welt her, und wir wissen kaum zu sagen, an welche Welt sie sich wendet. Marées hat, trotzdem er so vielen dieser Beziehungen fern stand, größere Verwandtschaft mit Delacroix als Manet und seine Genossen.

Da entsteht die Frage, ob nicht gerade jenes Stück Delacroix, das nicht mit übernommen wurde, das unentbehrliche war, das die warme Verbindung des Volkes mit der Kunst verbürgte und den Kern des Klassischen enthielt, dessen Verlust die moderne Malerei vergeblich zu überwinden sucht.

Innerhalb dieser Erwägungen gewinnt das Gegenständliche Delacroix' erneute Bedeutung. Wieder fragen wir uns: ist es etwa das Literarische? Sicher brauchen wir nichts von der sauer erworbenen Einsicht in die Bedeutungslosigkeit des Motivs für die Kritik der Form zu opfern. Bestätigt ja niemand so ausdrücklich wie gerade Delacroix diese Erfahrung. Und es bleibt dabei: kein Mangel malerischer Art kann von dem denkbaren Inhalt der Form gelindert werden, zumal nicht dann, wenn der Inhalt spekulativen Gelüsten entspringt. Ja, das Bild hat keinen Inhalt, sobald seine Kunst nicht erfüllt ist.

Wie stolz war man nicht auf diese Einsicht! Welche Stürme von Diskussionen erschütterten ihretwegen die Lüfte, welche Ströme von Tinte ließ sie verschwenden! Und wie wenig nützt sie uns heute! Sie ist wichtig, und tausend andere löbliche Edikte sind wichtig, und trotzdem wir sie alle bis zum letzten Tapezierer auswendig wissen, nahen wir uns unaufhaltsam dem Ende. Wir wissen zu wenig. Jene primitive Erkenntnis wie alle ihresgleichen, die unanfechtbar sind, beschränkt sich auf ein Negativum. Sie sagt nichts von der subjektiven Bedeutung des Gegenstandes, die natürlich nie begrenzt werden kann. Was ist Gegenstand?

Die Eroberung von Konstantinopel, das Gemetzel von Chios, die Dantebarke, der Gekreuzigte? Oder ist es etwa auch die Lust, solche Dinge zu malen? Jene nur zu primitive Erkenntnis sagt nichts von dem Antrieb, den der Künstler aus dem Gegenstand erhält und den er, zu einer mächtigen Welle von Leidenschaft geformt, weitergibt, nichts von der geheimen Rolle des Gegenständlichen als Kunsterreger, Kunstverbreiter, nichts von den tausend unsichtbaren Fäden zwischen dem schöpferischen Ich und der Welt. Rembrandt ist in den Selbstbildnissen, in den Legenden, in den Gruppenbildern, in dem geschlachteten Rinde. Das Motiv ist in allen überwunden, gelöst in Farben. In tausend Formen spricht sein Geist zu uns. Den erkennen wir in allen noch so verschiedenen Motiven und weil er alle beherrscht, deshalb erscheinen sie uns unwesentlich. Aber eben nur deshalb. Er ist Rembrandt erst durch die Mannigfaltigkeit seines Geistes geworden, wäre es ebenso, wenn dieses oder jenes Bild fehlte, wäre es nie und nimmermehr, wenn wir fühlten, dieses oder jenes hätte er nie gemalt. Dieselbe Mannigfaltigkeit füllt die Begriffe, die sich mit Michelangelo und Tizian, mit Greco und Rubens verbinden. Sie war allen Meistern eigentümlich, die der Kunst die Wege gewiesen haben, allen ohne Ausnahme. Keiner beschränkte sich auf irgendein besonderes Gebiet, am wenigsten auf das Sichtbare. Nie hätten sie sich so tief zu erschöpfen vermocht, wenn ihre Synthesen an das Modell gefesselt gewesen wären. Und nur ihrer wie ein ungeteilter Strom aus dem Innersten quellenden Vision gelang es uns zu erschöpfen, die Menschheit so stark zu erschüttern, daß man ihnen ihre Eigenmacht verzieh und vergaß, daß ihre Werke Kunst waren.

Das Universelle gehört zu ihnen, jener die tausend Manipulationen der Kunst weit überragende Geist und der unermeßliche Eindruck des Geistes auf uns, die Zuversicht, daß nicht nur die Teile eines Werkes einer sie weit überspringenden Harmonie unterliegen, sondern das die Werke selbst Teile eines viel größeren Wesens sind, das neben den von ihm erfüllten Formen noch unendlich viel andere zu erfüllen vermöchte. Nicht das Gefühlte, sondern der Überschuß an Gefühl macht das Werk unsterblich. Er allein, nicht die Form, sorgt für Entwicklung. Nur fühlen, dann kann gemalt, gebildhauert, musiziert, gedichtet werden. Beschränken wir das Gefühl, so beschränken wir die Möglichkeiten der Kunst, auch wenn wir gleichzeitig noch so zahlreiche Möglichkeiten für die Form entdecken.

Delacroix ist der Universelle unserer Zeit, neben Marées der einzige. Und das Stück, das seine Nachfolger nicht mit übernahmen, nicht mit übernehmen konnten, zurückgehalten von ihrem Drang nach dem Aktuellen, ist nichts anderes als jene weit umfassende Spannkraft seines Geistes. Nicht das Literarische. Das ist nur Ausdruck für einen Teil des Besitzes. Sondern das Universelle, das nur noch einmal in einem nach Rom verschlagenen Deutschen zum Organ werden sollte.

Das fehlt den Impressionisten trotz allen ihren unübersehbaren Reizen. Sie kämpften für ihre Freiheit, duldeten für sie und errangen sie, und man wird ihrer Kunst nie einen subjektiven Zwang anmerken; scheint doch gerade das Zwanglose das typische Merkmal ihrer Kunst. Und nichts, das in ihrer Macht lag, blieb unversucht, ihren Umfang zu vergrößern. Es entging ihnen etwas, das so wenig in ihrer Macht lag, wie die Luft, die sie atmeten. Die Zeit hatte es ihnen geraubt. Wir spüren die Beschränkung, wenn wir zurückblicken auf Delacroix, auf frühere Meister seines Schlages. Läge das Beschränkende auch nur in der Betonung ihrer Selbständigkeit, deren ein Delacroix nicht bedurfte, in der Vorliebe für die Raffinierung des Mittels, die sich bei einem Delacroix verborgener vollzog, in dem Mangel an einem alles Aktuelle überfliegenden Zweck, dem Mangel, der ihr Schicksal wurde.

Man wird diese Beschränkung in verhältnismäßig geringstem Maße in Renoir Cézanne finden. Dadurch entfernen sich beide, jeder auf seine besondere Art, von dem Impressionismus. Cézanne erscheint als der freiste Nachkomme Delacroix? Erklärt sich daraus vielleicht der ungeheuere Einfluß Cézannes? Oder sollte wirklich die unvergleichliche Abtönung seiner Farben allein schuld daran sein? Ist es nicht etwa das über das Mittel hinausragende Visionäre seiner Art, das die Jugend aller Länder an ihn fesselt? Ahnt sie vielleicht in ihm einen letzten Wahrer universellen Gefühls?

Was in Delacroix an Literarischem enthalten ist, kann nur als winziges Symptom seiner geistigen Überlegenheit gelten. Das aber ist es. Und es verdunkelt nicht im mindesten wie jener übel berüchtigte Begriff unser Urteil über Bilder des Meisters, weil es nicht mit dem Maler, sondern mit dem Menschen zusammenhängt. Bevor die Literatur auf die Leinwand gelangte, war alles Literarische längst zur ausschließlichen Anschauung des Malers geworden. Und deshalb können wir nicht jene Trennung zwischen Stoff und Form vornehmen, die so viele als literarisch getadelte Werke der Unklaren richtet.

Die Beziehung zur Literatur gehört zu jedem reifen Menschen. Deshalb war sie Delacroix unentbehrlich. Bevor sie dem Maler nützlich wurde, diente sie dazu, einen Begriff zu vervollständigen, der das Universelle des Künstlers ergänzt und verständlich macht. Delacroix war Weltmann.

Wir wissen heute kaum noch, was das bedeutet. Wie schnell sieht man durch die Typen hindurch, die heute in London, in Paris, in Berlin oder in Neuyork für Weltleute gelten. Was verstand man damals darunter? Übrigens gab es zu keiner Zeit so vollendete Weltleute, weder im Dixhuitième, noch vorher. Der Begriff hat in jenem viel verachteten zweiten Kaiserreich seine größte, von aller Kastenbeschränkung freie Ausdehnung gewonnen. Es gab wirklich eine Welt, in der sich alles Ausgezeichnete zusammenfand. Vorher war sie zu streng

begrenzt, nachher zu liberal. Wo ist sie heute hingekommen? Man vergißt heute zu leicht, daß zum Weltmann vor allem die Welt gehört. Das vergißt man auch, wenn man Goethe so nennt. Goethe lebte in Weimar. Sein Weltmenschentum wird infolgedessen zu einer positiven Leistung, zu Heroismus, aber entfernt sich infolgedessen von der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Der Titel paßt nicht zu einem Einsamen, dem nur die Macht seines Geistes eine Welt gab, eine Welt, in der er zur Achse wurde. Es fehlt das reale Milieu. Diesem begegnen wir in dem Paris Delacroirs.

Delacroir sublimierte den Begriff des Weltmanns ähnlich wie Goethe, an den er wie kein zweiter Franzose erinnert, aber hatte die Welt um sich, brauchte sie nicht zu schaffen, lebte mit ihr. Sie ließ sein Wirken frei. Nuancen genügten, um sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Als Delacroir lebte, gelangte Paris zu einer nie gesehenen Blüte. Es kam der Moment, wo es am schönsten war, weil sich alle seine vielartigen Kräfte, die vorher wiederholt mit blutigem Ungestüm aufeinander geprallt waren und nachher zu einer Auflösung des alten Paris führen sollten, auf jenen zufälligen Stärkegrad temperierten, der ihnen erlaubte, sich zum Lobe ihrer Gesamtheit zu vereinen. Wir vermögen uns heute der Illusion hinzugeben, die Menschen hätten damals nur gelebt, um in Paris zu leben. Keine Stadt hat je so vollständig alle entscheidenden Kulturelemente einer bedeutenden Epoche in sich vereinigt. Man könnte fast sagen, das Denken und Trachten der ganzen Welt sei damals auf die Erhöhung der Schönheit und der geistigen Macht ihrer freiwillig erkorenen Residenz gerichtet gewesen, so wie eine andere Zeit für Rom gelebt hatte. Und ich glaube, selbst Rom hat eine Hegemonie so geistiger Art kaum je gekannt. Man konstatiert heute gern, das Paris um 1850 habe trotz alledem keinen eigentlichen Stil hervorgebracht (und bildet sich vielleicht gar ein, man sei heute fähig, einen besseren zu machen). Der Mangel an einem kompakten Stil bestätigt die Hegemonie. Ihre Art war zu geistig, ihrer selbst zu sicher, um der äußeren Zeichen zu bedürfen, mit denen sich vergangene Autokratien stilisiert hatten. Es gab keinen gekrönten Herrscher von intellektueller Macht. Paris hatte schon zwei Republiken geschaffen und trug im zweiten Kaiserreich das monarchische System nur noch aus Konvenienz, fast könnte man sagen, aus ästhetischen Rücksichten. Die Tuilerien lagen irgendwo in Paris. Sie gehörten dazu, aber Paris gehörte nicht nur ihnen. Das Wort, das in dem kleinen Salon eines in einer Nebenstraße der Boulevards gelegenen Hauses gesprochen wurde, drang weiter als die Befehle des Kaisers. Solcher Häuser gab es viele. In manchen Quartiers standen sie so dicht beisammen, wie in modernen Großstädten die Paläste der Millionäre.

Die von überall her hier zusammenströmenden Kräfte teilten sich jedem mit, der sich seiner Zugehörigkeit zu Paris bewußt war. Sie steigerten die Persön-

lichkeit und machten ihr gleichzeitig höchste Gesittung zur Pflicht. Die Republik der Geister formte sich ihre ungeschriebenen Gesetze. Man sprach nicht von Begabung, nicht vom Rechte des Individuum, nicht vom Übermenschen. Eine Zeit, die auf allen Gebieten die Begabungen wuchern sah, hatte von Besserem zu reden. Das Talent war ein Kleidungsstück. Erst was darunter lag, kam in Frage.

Hier konnte ein Delacroix gedeihen.

Sicher sehen wir heute das Paris jener Tage in rosigerem Lichte wie er, der über manches Zeichen des Glanzes, das uns berückt, die Achseln zuckte und von den Schattenseiten, die wir nicht mehr bemerken oder nicht bemerken wollen, schwer getroffen wurde. Jene intime Verbindung mit der Stadt spricht ebensosehr für seinen guten Willen, wie für ihre Art. Immerhin gab sie ihm schon früh ein festes Unterpfand für ihre Einsicht. Er erlebte hier im Alter von vierundzwanzig Jahren mit seiner Dantebarke, die der Staat erwarb, ein glänzendes Debut. Und auch in der Folge verschaffte ihm Paris, mochte die Kritik mit ihm schmollen, die Möglichkeit seiner Tätigkeit die denkbar größte und würdigste Ausdehnung zu geben. Das unterscheidet ihn von allen Großen der folgenden Generationen, schon von Flaubert, der der deutschen Invasion bedurfte, um seinen Haß auf Paris zu überwinden und sich damit seiner Beziehungen zu seinem Volke bewußt zu werden; noch viel mehr von seinen Nachfolgern in der Malerei. Er war der letzte große Meister der Öffentlichkeit. Gewiß wurden Delaroche, Couture und andere nicht weniger gefeiert. Der Lärm ihrer Anhänger drang bis zu uns herüber und verdeckte — zum großen Schaden der deutschen Malerei — den Ruhm des Meisters. Aber der Kreis um Delacroix, ein Kreis vornehmster Geister, die Welt, in die ein Couture kaum hineindrang, gab ihm, mindestens in seinem Volk, die hervorragende Stelle. Er gab sie nicht nur dem Maler, noch weniger dem Farbenkünstler, sondern dem Repräsentanten der geistigen Macht seiner Rasse.

Zu dieser Rolle bestimmte sich Delacroix. Es ist sehr lehrreich und anregend, die außerordentliche Bedeutung des Meisters in der Evolution der Malerei zu verfolgen, und man muß es tun, um greifbare Werte zu gewinnen. Aber diese Beschäftigung sollte nur die unerläßliche Vorstudie für eine weiter dringende Erkenntnis sein; um des glorreichen Schauspiels ganz gewahr zu werden, wie dieser Mensch sein Leben erfüllte. Er erzog sich für seine Rolle. Man hat zuweilen, wenn man die kurzen Ermahnungen liest, die er als junger Mensch an sich selbst richtete, den Eindruck, es handle sich um eine Fürstenerziehung. Er kontrolliert sich in allen Regungen und scheidet alles dem Ganzen Konträre aus, selbst die Forderungen einer sensuellen Jugend. Keine Moral, sondern eine unerbittliche Einsicht in die Ökonomie der Kräfte treibt ihn zur Tugend. Der Sinn auf Größe wird mit eiserner Gymnastik gezüchtet. Und die Größe ist keine Form, kein

Schwung der Linie, keine Geste, kein Pathos, sondern gesteigerte Anschauung. Wohl sagt er sich täglich: Du bist nur für die Kunst da. Aber seine Kunst umfaßt die Welt, alles, was den Sinn für Harmonie erschließt. Nimm auf und ordne. Nimm von überall her, sorge, daß kein Teilchen ungenutzt bleibe. Geh in die Natur, damit du den Blick für die Fülle erhaltest und einfach bleibest, fähig, mit Tieren und Bäumen und einfältigen Menschen zu verkehren. Stürze dich in diese gewaltige Stadt. Laß dich von allen ihren Anstrengungen umstrahlen. Lerne ihre Art im Kleinsten und im Höchsten, damit du erkennest, wo die Welt steht, in die du gestellt bist. Höre, was sie sagen, was sie flüstern, was sie denken, nimm das Leiseste auf. Und male damit Bilder, die in der Vergangenheit, in fernen Welten, in andern Zonen spielen. Und gehe wieder in die Natur, reinige dich, vergiß die Bilder.

Man denkt oft an Goethe. Aber glücklicher als Goethe widersteht Delacroix den Lockungen des Dilettantismus. Das verdankt er seiner Welt. Der Verkehr mit den hervorragenden Menschen aller Gebiete läßt ihn an allem geistigen Leben teilnehmen, ohne ihn zu einer besonderen Tätigkeit auf fremdem Acker zu nötigen. Gleichsam von selbst, in seinen Freistunden, strömt ihm die Erfahrung aus allen Quellen zu. Darauf hält er, ohne dafür Kraft zu gebrauchen. Gerade an den unbegrenzten Berührungen mit der Welt lernt er die Grenzen seiner Kunst kennen. Sie nicht zu überschreiten, ist Teil seiner Selbstzucht. So weit wie möglich, nie darüber hinaus! Ordnung, Klarheit, Maß! ist seine erste und letzte Regel. Deshalb schreibt er.

Mit dieser ausdrücklichen Absicht wird das „Journal" im Jahre 1822 von dem Jüngling begonnen und vierzig Jahre bis zum Tode fortgeführt. Er will mit ihm eine eigene Stätte der Erinnerung und Ermahnung schaffen, will sich dadurch festlegen, hofft dadurch, „besser zu werden". Es ist ihm nur Mittel zum Zweck, eine seiner vielen Erziehungspflichten, an denen er mit fast peinlicher Regelmäßigkeit festhält. Und daraus entsteht eins der merkwürdigsten Dokumente.

Man sieht einen Menschen Künstler sein. Wie das möglich wird, fast wie es vor sich geht. Nicht wie einer ein großer Maler wird. Das wäre aus Geschriebenem nicht zu erkennen. Wohl erfährt man von dem Gewerbe des Malers. Delacroix wußte besser als andere, auf was es dabei ankommt. Kein Künstler hat scharfsinnigere Bemerkungen darüber hinterlassen. Aber so wertvoll diese Hinweise sein mögen, nicht in ihnen liegt der Reiz und der Wert. Dafür sind sie zu selten. Ja, gibt es überhaupt rein handwerkliche Dinge? Man muß sich fast darauf besinnen. Wenn solche Details berührt werden, geschieht es entweder rein mechanisch in Form von mnemotechnischen Notizen des Augenblicks, die mit dem eigentlichen Inhalt des Buches nichts zu tun haben, oder, viel häufiger, aus einem Sehwinkel, der ihren Zusammenhang mit größeren Komplexen er-

weist. Werden und Sein einer großen Anschauung ist der eigentliche, vom Dasein des Malers ganz unabhängige Inhalt. In tausend Variationen äußert sich das Verhältnis des Menschen zur Welt. Sie ergeben sich auf natürlichste Weise aus der Berührung mit anderen Menschen, mit allen möglichen Dingen kleiner und großer Bedeutung, die der Tag bringt. Man erkennt aus dem Grad ihres Eindringens in sein Inneres, wie er dazu steht. Die immer nur geringen Regungen schärfen den Sinn für Nuancen. Der Mensch mit dem Löwenherzen gibt sich sehr kühl, wenn er mit sich allein ist. Er ist eigentlich nie mit sich allein. Wie einen enormen Schatten erblickt man neben ihm seine Aufgabe. Er erkennt sie in dem wichtigsten Attribut des Genies, die Dinge zueinander und zu sich in das rechte Verhältnis bringen zu können „de coordonner, d'assembler les rapports, de les voir plus justes et étendues.“ (Journal I, 214). Das ganze Dasein Delacroix und seine Kunst ist in dem Satze enthalten.

In den Notizen aus der Reisezeit spürt man Paris. Es zeichnet sich von selbst in leichten Umrissen, nicht als Vordergrund, nicht als Hintergrund, nie greifbar, immer zu fühlen wie die Luft in einem Bilde. Nicht die Dinge machen es aus, auch nicht die Menschen, mit denen der berühmte Mann, der Gast der besten Salons, der Freund eines Chopin, eines Dumas, eines Victor Hugo, einer George Sand, der Liebling Thiers', verkehrte; sondern die Art, wie von Dingen und Menschen gehandelt wird, dieses Urbane des Umgangs mit ihnen, das sich selbst hier, wo der Mensch keinerlei Rücksichten zu üben hat, nie verleugnet. Es ist sehr viel persönlicher Geschmack dabei, aber nicht er entscheidet die Haltung. Sie rührt tatsächlich, so scheint es wenigstens, und nur auf diesen Schein kommt es an, von dem milieu her, das ihn umgibt, von der Welt, die ihn zum Weltmann bildet. Das Urbane zeigt sich nicht als Skepsis. Es erweitert und reinigt sein Urteil oder es trägt wenigstens dazu bei. Er weiß zu spotten — über die Kleinstädterei der Einseitigen, die ihre Aufrichtigkeit nur mit barbarischer Kurzsichtigkeit zu paaren vermögen und einem Menschen wie ihm, der z. B. in der Musik Rossini, Chopin und Beethoven zu hören vermag, Mangel an Überzeugung vorwerfen; über die Snobs, die schon damals groß waren, die ihn mit Redensarten und banalen Tischgenossen ermüden; über die Frauen, die an jedem Wochentag einen anderen Cercle halten und um mit jedem dieser grundverschiedenen Kreise in Kontakt zu bleiben, sich aus jedem einen Liebhaber halten. Aber sein Spott ist frei von aller Bitterkeit. Der Überlegene kennt nicht jene Entladungen aufgespeicherten Grolls, die jedes sich bietende Objekt zum Anlaß nehmen. Er behält immer die „Rapports“ im Auge, ob er lobt oder tadelt, genießt oder arbeitet, froh ist oder leidet. Man begreift, daß er in dem Genie nichts weiter als ein être supérieurement raisonnable sah. Der Überlegene ist still. „Der höhere Mensch lebt mit allen in Frieden, ohne wie alle zu handeln. Der Niedere handelt genau wie alle und wird mit niemandem fertig. Dem Höheren ist leicht

gedient, aber er wird schwer befriedigt; der Niedere fordert schweren Dienst und ist mit Billigem zufrieden." Auch diese Worte des Confucius stehen im Journal.

Langsam wandeln sich vor unserem Auge die menschlichen Eigenschaften des Tagebuchschreibers in die Qualitäten seiner Werke. Wir begreifen, wenn wir den Menschen in allen Fragen das Exzentrische wie der Sünde schlimmste meiden sehen, jene wunderbare, allem Banalen entrückte Gelassenheit, die seine kühnsten Phantasien festigt, das sich nie widersprechende Gefühl, das jeden Pinselstrich belebt, und bewundern vielleicht noch mehr als die Fülle von Erregung, die jenes Löwenherz entfachte, die kühle Weisheit, die sie bändigte. Sicher, man bedurfte, als der Maler mit gewaltiger Faust seine Schöpfungen in die Welt schleuderte, nicht des stillen Literaten, um sie zu würdigen. Und wir, die in diesen Bildern die Elemente aller Malerei, der alten wie der modernen, erkennen, die ein Blick auf diese juwelengleichen Flächen zittern macht, bedürfen seiner noch weniger. Aber der Literat bringt uns eine willkommene Bestätigung. Wie uns bei einem geliebten Dichter, dessen Reime uns berauschen, dessen Gedanken wir in dem blinkenden Strom der Verse wie leuchtende Bilder genießen, die Einsicht in sein Leben, in dem wir, versteckt unter ganz neuen, zuweilen widerspruchsvollen Formen denselben Stolz, dieselbe Schönheit, dieselbe Unnahbarkeit finden, mit noch größerer Gläubigkeit zu seinen Werken zurückkehren läßt, so bestätigt der Literat Delacroix den nur zu ahnenden Umfang des Malers und treibt uns aufs neue zu dem paradiesischen Eiland in der zerrissenen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Die Literatur Delacroix' ist das Tagebuch eines der guten Geister von Paris, die auf die Erhaltung jener schönen Welt, die uns heute so weit scheint, bedacht waren; eines Menschen, der allen Regungen des Geistes zugänglich war, eines Künstlers, der die Kunst allen guten Geistern offen zu halten suchte. Wir erfahren durch sie, wieviel unseren auf das Unliterarische ihrer Triebe nur zu stolzen Modernen abgeht.

In der Literatur Delacroixs nimmt das „Journal" den ersten Platz ein*. Seine Zeitgenossen wußten nichts davon. Die Absicht des Autors, seine Notizen für sich zu behalten, gibt uns einen Begriff von der Reinlichkeit des Menschen, wenn man der Intensität gedenkt, mit der so mancher Gedanke in diesen flüchtigen Zeilen ausgedacht ist, und der vollendeten Form, die fast alle

* Es ist den meisten Gebildeten Deutschlands nur durch die recht kümmerliche Übersetzung bekannt, die aus den drei schönen Bänden des Originals einen einzigen geringen Umfangs gemacht hat, der anscheinend nur die Leckerbissen enthält und eigentlich des Besten, der Form des Originals, ermangelt. Wenn sich einmal der Wunsch erfüllt, ein großes Delacroix-Werk entstehen zu sehen, das bis heute weder in Frankreich noch in unserer bücherreichen Heimat existiert, wird hoffentlich auch das Journal eine würdigere Ausgabe finden. Die Originalausgabe des „Journal d' Eugène Delacroix" ist 1893 bei Plon, Paris erschienen und ist im Buchhandel.

wichtigeren Sätze auszeichnet. Die Zeitgenossen kannten nur den Verfasser der Aufsätze, die in verschiedenen vornehmen Zeitschriften erschienen. Und dieser ist heute so gut wie unbekannt. Man weiß wohl, daß Delacroix diesen und jenen Aufsatz geschrieben hat, aber wer nicht gerade die alten Jahrgänge der Zeitschriften durchsucht, die zum Teil selbst in großen Bibliotheken nicht zu haben sind, erfährt nichts Näheres. Überdies sind einige Essays unvollendet geblieben und nie zu Lebzeiten Delacroirs erschienen. Wohl hat Piron, der Jugendfreund und Testamentvollstrecker des Meisters, 1865, zwei Jahre nach dem Tode Delacroirs die Aufsätze und andere damals noch unedierte Dokumente in einem stattlichen Bande für die Freunde des Verstorbenen herausgegeben. Aber das in wenigen Exemplaren gedruckte Werk war nur für die kleine Gemeinde bestimmt, kam nie in den Buchhandel und ist heute äußerst selten*. Wir erfüllen eine auch in der Heimat des Mannes bisher vernachlässigte Pflicht, indem wir die Sammlung der Öffentlichkeit übergeben.

So gut wie an dem Journal ist an den Aufsätzen der Unterschied der Zeiten, in denen sie entstanden, bemerkbar. Der Junge drückt sich anders aus als der Ältere, man fühlt deutlich die zunehmende Reife. Man muß sich hüten, Urteile der ersten Periode für die endgültigen anzusehen, und es ist unerläßlich, um über gewisse Dinge und Personen, die in den Aufsätzen behandelt werden, Delacroirs letzte Meinungen zu erfahren, das Journal und die Briefe mit heranzuziehen, in denen die Themen der Aufsätze immer wieder vorkommen.

Die Themen geben Beiträge zur Analyse des Künstlers. Wir finden die Altäre, zu denen er betete, Raffael, Michelangelo, Poussin und bedauern, daß er nicht Gelegenheit fand, seine Gedanken über seinen entscheidendsten Vorgänger, Rubens, der eine so glänzende Rolle im Journal spielt, und über Tizian, dem er später so nahe kam, in einem Essay zusammenzufassen. Dafür werden Zeitgenossen wie Gros und Prudhon gefeiert. Gros zahlte der dankbare Schüler

* Es erschien anonym unter dem Titel „Eugène Delacroix, sa vie et ses oeuvres“, mit der Widmung „Aux amis d'Eugène Delacroix“, gedruckt bei Jules Claye, 1865. Den Anfang macht eine an sachlichen Hinweisen reiche Biographie; folgt ein sehr unvollkommener Katalog der Hauptwerke und ein Stammbaum, der bis auf den 1655 gestorbenen Nikolas Delacroix zurückgeht. Daran schließen sich die Aufsätze, von denen die Fragmente „Sur le beau, l'idéal et le réalisme“, über „La Littérature“ und über „Métaphysique“ bis dahin unveröffentlicht waren. Zuletzt kommen einige Briefe, die sich sämtlich in den von Burty herausgegebenen „Lettres d' Eugène Delacroix“ (A. Quantin, Paris 1878) wiederfinden. Es fehlt der kleine Aufsatz über Puget, der 1844 in den „Beaux Arts“ erschien. Andere Aufsätze sind mir nicht bekannt. Im „Journal“ ist hier und da von Artikeln die Rede, von denen es unsicher bleibt, ob sie Delacroix geschrieben oder gelesen hat. Das letztere scheint in allen diesen Fällen das Wahrscheinlichere. Zuweilen scheinen sich die Niederschriften des Tagebuchs zu Essays zu formen, so die Apologie Chopins im zweiten Bande, die zu den wertvollsten Urteilen über den großen Komponisten gehört.

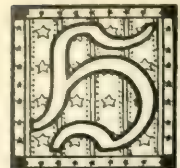
übertriebenen Tribut. Als er 1855 die „Schlacht von Abukir" in Versailles wiedersieht, erschrickt er über die Mängel des einstigen Idols (Journal III, 67). Ebensowenig würdig seines Interpreten erscheint uns Lawrence, dessen lebensgroßes Bildnis Pius VII. (in Windsor-Castle) in einem Aufsatz des Dreißigjährigen gefeiert wird. Man muß sich seiner Reise nach England im Jahre 1825 erinnern, des Einflusses Constables auf die Koloristik des Debutanten, den seine jugendliche Generosität überschätzte und der ganzen englischen Schule danken zu müssen glaubte. Aber auch diese Irrtümer werden im dritten Bande des Journal verbessert. Er erkennt den Manierismus eines Lawrence und das Verlogene der ganzen Reynoldsschen Schule. Es entgeht ihm nicht, daß alle diese Geschickten dazu beigetragen haben, die Werke großer Meister, die sie nachahmten, zu fälschen. Und auch die Schätzung der Götter, denen Delacroix während seines ganzen Lebens treu blieb, macht natürliche Wandlungen durch. Es gibt keine absolute Vollkommenheit, nur Menschen, die sich auf ihre Art vollkommen ausgedrückt haben. Das entgeht Delacroix weder bei einem Rubens noch bei einem Poussin, noch weniger bei einem Puget, den der Aufsatz so hoch stellt. Und selbst die Grenzen Raffaels, seines Abgotts, den der Essayist so warm gegen Poussin verteidigt — nicht ganz gerecht gegen Poussin — werden deutlich, sobald er ihn mit Rembrandts Atmosphäre vergleicht. Die Aufsätze können also nur den Vertrauten Delacroix' etwas geben, denen das Journal und die Briefe bekannt sind. Gleichgültige mögen sie abstoßen. Man sollte sie in der Nähe seiner wärmenden Bilder lesen, denn sie sind kalt, sie setzen die Temperatur des Tagebuchs noch um einige merkbare Grade herunter. Viele Zeitgenossen erklärten sie deshalb für unverdaulich. Eugène Véron, der Autor des gut gemeinten, aber recht mißlungenen Buches über den Meister, wußte in dem Kapitel über den Schriftsteller nur von der sauren Mühe zu berichten, die dem Künstler nach eigenem Eingeständnis das Schreiben verursachte. Er kannte das Journal, das damals noch nicht gedruckt war, nur oberflächlich, und daher entging ihm, wie wenig Gewicht jenes Eingeständnis hatte, dem überdies der Meister selbst in ganz unzweideutiger Weise widersprochen hat. Wie Paul Flat in der Vorrede zum Journal berichtet, betonte Delacroix ausdrücklich zu seiner Freundin Madame Riesener seine „réelle facilité pour écrire". In einem der Fragmente über Literatur finden sich Hinweise auf den Unterschied zwischen den Schwierigkeiten des Schriftstellers und des Künstlers, und nicht umsonst wird dort die Schreiberei für die leichtere Kunst erklärt. „Les grands hommes écrivent bien", heißt es an einer anderen Stelle. Delacroix betrachtete die Fähigkeit, sich schriftlich auszudrücken, für das selbstverständliche Attribut jedes bedeutenden Menschen. Es wäre erstaunlich, wenn der erleuchtete Kenner, der in Literatur und Musik ebensogut Bescheid wußte wie in den bildenden Künsten, der sich in jungen Jahren nach dem Poetenberuf gesehnt hatte, der scharfsinnige Kritiker, der die Routine

der Gens des lettres so treffend geißelte wie den Manierismus der Maler, den die Freundschaft nicht abhielt, die Schwächen der berühmten Autoren seines Kreises zu erkennen und dem selbst die Grenzen eines Balzac nicht fremd blieben, wenn der eine ungelenke Feder geführt hätte. Aber Véron hat recht, wenn er dem Autor der Aufsätze nachsagt, er habe beim Schreiben nie das Publikum vergessen. Das fühlt man in der Tat. Er gab sich nicht hin, hielt sich zurück, blieb stets auf die Form bedacht, und das mag einer gar zu lüsternen Fachkritik als Nachteil gelten. Nicht den Einsichtigen, die auf Delacroix anzuwenden wissen, was er auf das Leben anwandte: Coordonner les rapports.

Es geht uns hier bis zum gewissen Grade umgekehrt als bei der intimen Literatur Flauberts. Die Briefe des Meisters der Education Sentimentale geben uns, ganz abgesehen von ihrem literarischen Wert, deshalb so viel, weil wir in ihnen des warmen Menschen gewahr werden, der in seinen Romanen die Vollkommenheit des Sprachlichen bis zur äußersten Abstraktion trieb und den die Fiktion des Objektiven zuweilen kalt und erbarmungslos erscheinen läßt. Freilich, ein leicht zu durchschauender Schein. Denn welcher Fülle von Wärme bedurfte eine Empfindung, um so unpersönliche Gültigkeit zu erlangen! Die Inbrunst der Bilder Delacroixs trieb manchen Kurzsichtigen, in ihm nichts als einen wilden Romantiker zu sehen, der sich lediglich seiner Phantasie überließ. In ganz verschiedenem Maße mag die Literatur Delacroixs diese Annahme widerlegen. Ein Romantiker überströmenden Gefühls steckt in den hinreißenden Jugendbriefen des Meisters, diesen heißen Tropfen aus glühendem Herzen. Den stärksten Gegensatz dazu bilden die Aufsätze, die kühle Geste eines seines Einflusses bewußten Repräsentanten. Im „Journal" steckt die reiche Norm. Verschweigen wir nicht, daß unsere Neigung unter den drei Arten nicht die Aufsätze vorziehen würde. Aber wir möchten sie so wenig entbehren, wie gewisse Prosaschriften Goethes, in denen er, einem Fürsten ähnlich, zur Menge redet.

Vorrede zu einer geplanten Ausgabe der Aufsätze Delacroixs.

Benjamin Disraeli/ Familienbriefe



ier folgen ein paar Familienbriefe, die Benjamin Disraeli an die Eltern und die Lieblingsschwester Sarah in den zehrenden Jahren der Unruhe und des ungesättigten Ehrgeizes vor dem Eintritt ins Parlament geschrieben hat. Sie sind in Deutschland völlig unbekannt und geben doch, worauf der im Aprilheft der „Neuen Rundschau" veröffentlichte biographische Versuch über Disraeli hinwies, eine unentbehrliche Illustration seiner innersten Art. Freilich müssen sie ganz und im Zusammenhang mit den sonstigen Dokumenten gelesen werden, um die These jenes Versuches verständlich zu machen: daß auch von Disraeli, wenn auch stark abgeschwächt, gilt was Taine von Napoleon sagt: il était fondu dans un moule à part. — Die ersten fünf Briefe stammen aus dem Anfang der Orientreise, die der sechsundzwanzigjährige, aber schon sehr beachtete Schriftsteller unternimmt, um die nervöse Verstimmung und Kopfschwäche zu überwinden, die ihn arbeitsunfähig machten. Der Brief vom 8. Dezember 1837 ist ein historisches Dokument geworden: Disraelis Fiasko beim ersten Auftreten im Parlament, dessen weltgeschichtliche Zierde er zu werden berufen war, wurde legendarisch. Es ist typisch für seine Laufbahn: alle Anfänge beinahe mißraten und steigern den Willen zur Macht, zum siegesbewußten Trotz. Sir Robert Peel ist der konservative Staatsmann, der später die Aufhebung der Kornzölle durchsetzte; dem Lord Russell dankt England die erste große Parlamentsreform (1832). Frau W(yndham) L(ewis) ist Disraelis spätere Gemahlin. Fast sämtliche sonst vorkommende Namen „bedeuten" etwas in englischer Geschichte und Geselligkeit, sie haben für englische Ohren einen unbeschreiblich anheimelnden Klang: als solche von Helden, Narren oder Dandies. Disraeli atmete in dieser Atmosphäre.

S.

Mein lieber Vater! Gibraltar, 1. Juli 1830.

Ich schreibe Dir aus einem Lande, wo die Hecken aus Aloe bestehen. Jetzt sind sie in voller Blüte und vierzehn bis sechzehn Fuß hoch. Welcher Gegensatz zu unserm geliebten, buchenumkränzten Buckinghamshire. Ich sage nichts von den Geranien und Myrthen, den Olivenhainen und Weinlauben. Und auch der gelegentlichen Palme sollte man nicht vergessen, um ihrer ungewöhnlichen Anmut willen, und weil ihr Anblick so neu ist.

Dieser Felsen ist ein wundervoller Ort und seine Bevölkerung ist unendlich verschiedenartig. Mauren in Aufzügen, die bunt sind wie ein Regenbogen oder ein orientalisches Melodrama; Juden in Kaftans und Käppchen; Genuesen, Hochländer und Spanier, deren Trachten so malerisch sind wie diejenigen der Söhne von Ivor. Es gibt zwei öffentliche Bibliotheken hier. In der Garnison-

bibliothek sind Deine sämtlichen Werke, sogar die letzte Ausgabe vom „Literarischen Charakter"; die kaufmännische Bibliothek besitzt den größten Teil von ihnen, und jede von beiden obendrein ein Exemplar eines Buches, dessen Urheberschaft einem andern Mitgliede unsrer Familie zugeschrieben wird und das man als ein Meisterstück des neunzehnten Jahrhunderts betrachtet. Das geistige Niveau der Hiesigen läßt sich daraus erschließen. Zuerst entschuldigte ich mich, sprach von Jugendsünden und dergleichen und tat ernsthaft beschämt; aber zu meinem Erstaunen waren ihre Wertschätzungen ganz aufrichtig, und da ich nun fürchtete, sie möchten dumm genug sein, sich schließlich meine Meinung anzueignen, änderte ich kurz entschlossen meine Ansicht, schlüpfte in die Pose des großen Mannes und gab mich für ein Kind der Sonne aus, wie die Spanier es in Peru taten.

Von Freund Broadfoot wurden wir dem Gouverneur Sir George Don, einem General und G. C. B. vorgestellt. Ein sehr vornehmer, alter Herr aus der Windsor-Schule, höfisch, fast königlich in seinen Manieren, väterlich, mit amtlich verhaltenem Temperament, eine Art Mischung aus dem Lord St. Vincent und dem Prinzen von Ligne; seinem allgemeinen Stile nach englisch, aber höchst geschliffen und in europäischer Gesellschaft ganz zu Hause. Sein Palast ist ein altes Kloster und eine der entzückendsten Residenzen, die ich kenne. Der Garten steht unter der Pflege von Lady Don; er ist voll seltener Exotica, mit Rebengeländen und anderen Seltsamkeiten, die Dich in Verzückung bringen würden, und einer prachtvollen Terrasse über dem Meere. Außerdem besitzt Sir George einen herrlichen Pavillon an dem äußersten Punkte des Felsens, den man bescheiden „das Landhaus" nennt, und zehn Meilen entfernt in Spanien eine Villa in San Roque. So bringt er durch einen beständigen Wechsel des Aufenthaltes Leben in die Eintönigkeit seiner Amtsübung. Sein großes Privatvermögen gibt er aus, um Gibraltar zu schmücken wie ein Liebhaber seine Mätressen schmückt. Die herrliche Alemada hier, von Bändern aus rosaroten Geranien eingesäumt, übertrifft noch die in Cadix. Aber Gibraltar ist für den Tätigkeitsdrang seiner Exzellenz ein beschränkter Schauplatz, und er hat auf zwanzig Meilen in die Runde durch Anlage von Wegen und Brücken und Europäisierung der Wirtshäuser Spanien auf seine eigenen Kosten zivilisiert. Uns gegenüber war er von vollendeter Güte; er lud uns zum Essen ein und entwarf uns den Plan zu einem Ausflug in die Sierra da Ronda, einer wilden Gebirgsgegend, die reich ist an landschaftlichen Schönheiten und — W . . zen. Gestern kehrten wir von diesem Ausfluge zurück, der eine Woche dauerte und uns sehr befriedigte. Das Land wimmelt von Räubern und Schmugglern, die einen nicht gerade abmurksen, sondern vornehm auf den Boden legen und nur die Taschen säubern. Enthalten diese weniger als sechzehn Dollars, so wird man erschossen; das ist der Tarif und schließlich ein Verlust, der sich schon lohnt.

Ich nahm wenig mehr als den Tarifsatz mit und kein Gepäck, das sich nicht in der roten Tasche verstauen ließ, die mir die liebe Mutter für die Pistolen machte. Wir brachen um vier Uhr morgens zu Pferde auf, machten der Hitze wegen von zehn bis fünf Uhr nachmittags Rast und ritten dann noch drei Stunden weiter. Eine Menge kleiner, in dieser Sierra verstreuten Dörfer sind ausschließlich von Räubern und Schmugglern bewohnt. Jedes Dorf erfreut sich einer sogenannten Posada, worunter eine Karawanserei zu verstehen ist, d. h. ein Raum für das Vieh, die Küche, die Familie und die mit Matten belegten Bretter, die den Reisenden als Schlafstätte dienen; sie haben außerdem in der Regel ein bis zwei kleine Zimmerchen mit je einem Bett für zufällig passierende Offiziere der Garnison, und diese Zimmer sind immer sauber. Mir scheint nichts auffallender als die Sauberkeit der unteren Stände dieses Landes und die Vorsichtsmaßregeln, die sie gegen das Ungeziefer ergreifen, indem sie die Räume oft tünchen; aber gegen diese üppig brütende Sonne kann ja doch nichts aufkommen, und ich habe stark darunter gelitten, wenn auch nicht in dem Maße wie ich fürchtete.

Du wirst dich verwundert fragen, wie wir es anstellten, aus einem Leben Vergnügen zu schöpfen, das stündlich für unsere Börsen und auch für unser Leben Gefahren brachte und mir Strapazen auferlegte, wie ich sie ähnlich früher nie erlitten hatte; denn hier sind keine Chausseen, und nie waren wir weniger als acht Stunden zu Pferde, uns den Weg bahnend auf einem Pfade, der nur mit dem steilen Bette eines Kataraktes verglichen werden kann. Und obendrein bestand keine Aussicht auf Atzung und Rast als Belohnung. Nun, ich will Dir das Geheimnis verraten. Das Land ist schön, die Neuheit des Lebens groß, aber vor allem hatten wir Brunet. Was für ein Mensch! Von französischen Eltern in Italien geboren, hat er als Kapitän eines Kaperschiffes die Länder des Mittelmeerbeckens sämtlich aufgesucht: Ägypten, die Türkei, Syrien. In seinem frühen Leben war er Kammerdiener des Lord Hood in England gewesen; seine Reisen haben ihn sogar bis nach Guinea geführt. Nach vierzehnjährigen Kreuzfahrten wurde er von den Mauren aufgegriffen und nach den verschiedenen Teilen von Marokko verschleppt, wo er fünf bis sechs Jahre zubrachte. Schließlich erlangte er seine Freiheit und ließ sich in Gibraltar nieder, wo er Caçador des Gouverneurs wurde; er ist nämlich neben seinen vielen andern Vorzügen auch noch ein berühmter Schütze. Er spricht sämtliche Sprachen außer dem Englischen, das er übel zurichtet; er stottert sogar lateinisch und etwas griechisch. Er ist fünfzig Jahre alt, aber leicht wie ein Schmetterling und lustig wie ein Vogel, von einer Lebhaftigkeit, die niemals abflaut, und mit einer Zunge, die nie ruht. Unser Brunet tat alles, half jeder Unbequemlichkeit ab und fand für jede Schwierigkeit eine Aushilfe. Nie habe ich so gut gelebt wie in diesen wilden Bergen Andalusiens. Seine Kochkunst ist auserlesen. Ganz im Ernst: er ist ein Künstler erster Größe. Es macht ihm ein besonderes Vergnügen, uns in-

mitten dieser Barbaren die köstlichsten Gerichte vorzusetzen. Barbaren: er trägt nämlich eine große Verachtung für die Spanier zur Schau und eine ebenso große Bewunderung für die Mauren. Hatten wir zu klagen, so zuckte er mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung die Schultern und sagte: Nous ne sommes pas en Barbarie. Bei den Vorstellungen, die wir mit diesem Worte und diesem Lande verknüpfen, war das ein Ausspruch von überwältigender Komik.

Da ist aber das Papier unter meiner Feder leider schon verschwunden und ich sehe, daß ich noch nichts gesagt habe. Du sollst daher einen zweiten Brief mit derselben Post bekommen.

Mein teuerster Vater! Gibraltar, 1. Juli 30.

Ich hörte nur von einem einzigen Reisenden in der Sierra da Ronda, natürlich einem Engländer. Seine Bekanntschaft machte ich in Ronda, einer Stadt auf der anderen Seite der Berge, mit einer Garnison und einem Anstrich von Zivilisation. Der Reisende war Oberst Batty, ein vornehmer, sehr zuvorkommender Mensch, der sich auf das Skizzieren gelegt hat; er wünschte, ich solle mich ihm nach Granada anschließen. Ich kenne keinen Künstler, der mit solcher Eleganz, Schärfe und Genauigkeit skizziert; lange Übung hat ihn zu einem unvergleichlichen Meister dieser Kunst gemacht, der nach meinem Bedünken den Kollegen von der Zunft weit überlegen ist. In Sierra war jeder Mann bewaffnet. Wie kehrten durch ein Land heim, dessen Formation mich an die Apenninen erinnerte; sonst war alles andere gänzlich verschieden und unendlich charakteristisch. Hier in Castellar schliefen wir in einem Banditennest, unter den lieben Genossen von José Maria, dem Rinaldo dieser Gegend, wurden aber nicht angerührt. Freilich versprachen wir keine fette Beute, obwohl wir uns dem Auge malerisch genug darboten. Wir saßen, Meredith und ich, auf zwei kleinen andalusischen Gebirgspferden mit langen Schwänzen und Katzenhals, ein strammes Lasttier folgte mit unsrem Gepäck, und oben aufgetürmt saß der unvermeidliche Brunet in weißen Schlafschuhen und weißer Mütze, verschrumpelt und geräuschvoll wie eine auf Zinn tanzende Erbse. Unser spanischer Führer, ein stattlicher Kerl, über und über mit Spitzen und glänzenden Knöpfen bedeckt, stolzierte zur Seite entlang, nahm aber auch gelegentlich das Lasttier in Anspruch. Die Gebirgsluft, die aufgehende Sonne, der wachsende Appetit, der malerische Wechsel von interessanten Menschen und Dingen, die stets lauernde Gefahr: all das machte das Leben zur Lust; und ich hätte mich seinem Zauber ganz hingegeben, wäre nicht der große Feind gewesen. Aber der verdarb alles. Es ist nicht schlimmer geworden; manchmal fühle ich mich im Kopf erleichtert, — aber die Herzschläge sind stark beschleunigt. Sonst ist meine allgemeine Gesundheit ausgezeichnet; sie ist nie besser gewesen. Aber wozu das alles, wenn mir das Ziel alles Lebens verrammelt ist. Doch nichts mehr über dieses niederdrückende Thema, das, stets gegenwärtig, mich

unendlich verstimmt; und dann am meisten, wenn die Menschen es am wenigsten ahnen. Aber zu klagen ist unnütz; und zu ertragen beinahe unmöglich. Immerhin ist mir das Dasein weniger eine Last in der milden Zerstreuung dieses abwechslungsreichen Lebens. Du bist, Ihr aber seid, hoffe ich, gesund und glücklich. Ich hoffe in Malta viel von Euch zu hören. Ich werde wahrscheinlich nicht vor Mitte August dort sein. . . .

Nun laß mich den Faden wieder aufnehmen. Trotz unsrer häufigen Nachforschungen nach den Räubern und trotzdem man mich immer wieder vertröstete: „Sehen Sie, der da ist einer von ihnen“, „José Maria war vor zwei Nächten hier“ oder „wird heute abend hier erwartet“, war ich etwas enttäuscht, heil zurückzukehren, und begann allen Ernstes zu glauben, wir wären mystifiziert worden. Man stelle sich nun unser Erstaunen vor, als unser erster Blick beim Wiederbetreten unsres Hotels zwei Engländer sind, die, eben aus Cadiz angelangt, gründlich angeschossen und völlig ausgeraubt waren. Sie waren bei einem Dorfe nicht weit von Gibraltar, das auch wir passiert hatten, von neun Mann angefallen worden. Die Räuber fragten nicht einmal nach ihren Schlüsseln, sondern schnitten Koffer und Reisetaschen einfach auf, verteilten ihre neue fesche Wäsche auf der Stelle, nahmen ihre Papiere zu sich und entließen sie, spärlichst bekleidet, mit je zwei Talern Reisegeld und den herzlichsten Segenswünschen. Quelle aventure! Und nun sind die armen Teufel Insassen von Griffiths Hotel, Gibraltar, wo sie, nach meiner eigenen Erfahrung zu schließen, auf dem besten Wege sind, nochmals geplündert zu werden, wenn auch nicht nach dem ritterlichen Räuberkomment.

Sage meiner Mutter, daß ihre neuen Hemdenknöpfe, da es unter den Dandies des Ortes, das heißt den Offizieren, nicht üblich ist des Morgens Jacken zu tragen, zu schönster Geltung kommen und meinen Ruf als Richter in Sachen der Mode aufrecht erhalten, zum heimlich bewundernden Neide der Spießer. Auch strahlt von mir der Ruhm aus, als erster mit zwei Spazierstöcken die Meerenge passiert zu haben, einem Morgenstock und einem Abendstock. Ich wechsle mit den Kanonenschüssen die Stöcke und hoffe sie beide heil nach Kairo zu bringen. Ihnen schulde ich mehr Beachtung als dem Umstand, als der Verfasser von — ja, wie heißt denn gleich das Ding? — zu gelten. . . .

Wenn ich Dich zu schreiben bitte, so meine ich eigentlich die geliebte Sarah; denn ich weiß, das Schreiben ist Dir eine Last. Aber tue, wie es Dir beliebt. Ihr und der teuersten Mutter tausend Küsse. Sag' Ralph, ich hätte das Versprechen eines gelegentlichen Briefes nicht vergessen; und meinem Herrn Pistolenreiniger, er habe verabsäumt die Schlösser zu ölen, weshalb sie beim Transport verrostet seien! Ich danke täglich den Göttern, daß ich von Louis Clement befreit bin; er wäre mir eine Ausgabe und eine Last gewesen. An Washington Irving bestelle, daß er in Spanien einen goldenen Namen hinterlassen habe. Leb wohl, mein lieber, lieber padre. Dein allergetreuester Sohn B. D.

Cadiz, 14. Juli 1830.

Mein lieber Vater! Nach unserer Rückkehr aus Ronda verbrachten wir eine sehr angenehme Woche in Gibraltar. Wir speisten mit dem Gouverneur in seinem europäischen Landhaus, einem entzückenden Landsitz, wo eine sehr kurzweilige Gesellschaft versammelt war. Lady Don fühlte sich kräftig genug, mit uns zu speisen, und tat mir die Ehre zu behaupten: ich sei die Ursache der Anstrengung. Natürlich eine Finte; aber sie tat mir doch wohl. Obwohl sehr alt, ist sie zweifellos eine der angenehmsten Persönlichkeiten, denen ich je begegnet bin; voll geistiger Behendigkeit und Pikanterie und mit ebensoviel Fähigkeit wie Takt, Werte aufzuspüren. Lauscht man ihr, so verfliegen einem die Stunden, wie wenn man ein Duo mit einer üppig blühenden Schönheit in Mayfair genösse; und obwohl schon sehr gebrechlich, leuchtet ihr Auge so von Schalkhaftigkeit, daß man ihre Runzeln vergißt. Überhaupt glaubt man sich an einen kleinen deutschen Hof versetzt. Da war zunächst seine Exzellenz, die Uniform von Orden glitzernd und alles lautlos dirigierend, ganz wie der alte Großherzog von Darmstadt; seine Frau stellte die kluge preußische Prinzessin vor, welche die Krone teilte; seine Adjutanten machten ausgezeichnete Kammerherren; und der Schwarm von Dienern stand in nichts den Kollegen einer Residenz nach. Das Mahl war im buchstäblichen Sinne elegant und erlesen, selbst in unsrer verwöhnten Zeit. Sir George hat den Vorsitz, zerlegt den Braten, empfiehlt ein Lieblingsgericht und ertränkt einen mit seinem Sommergetränk, einer Mischung aus Champagner und Limonade. Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft in die verschiedensten Richtungen, während die Gnädige mit der sehr hübschen Frau von Oberst Considine ausfuhr. Uns, Meredith und mir, wurde die Ehre zuteil, von Sir George in Person nach einer sehenswerten Höhle verschleppt zu werden. Welches Schauspiel und welche Prozession! Erst kamen zwei Reitknechte auf zwei Berberrossen. Es folgte der von vier Pferden gezogene Wagen; neben dem Fenster, an dem die Exzellenz sitzt, schreitet ein Lakai einher; und an der Spitze paradiert ein Vorreiter. Das Ganze bewegt sich im Tempo eines Leichenzuges. Uns wurde bedeutet, unsren Gastgeber in der Höhle zu erwarten, die etwa zehn Minuten entfernt ist. Unterwegs aber befällt Sir George die Lust, einen Berberhengst zu probieren, aber im sanftesten Schritt; indes der Lakei demgemäß seine Stellung ändert. Aber es ist windig, unser leider schon wacklige Held fürchtet abgeweht zu werden; und längst vor dem Bestimmungsort sitzt er wieder im Wagen. Trotz seiner Gebrechlichkeit besteht er darauf, uns persönlich die Höhle zu zeigen; aber ehe der Held sich ausschifft, vertauscht er die Stallmütze mit einem Paradehelm mit mächtiger Feder à la Otranto, und zwar, weil er sich öffentlich nie in Interim zeigen will, obwohl wir uns, angesichts des unermeßlichen Ozeans, an einem völlig einsamen Fleck Erde befanden, dessen einzige Bewohner — Affen waren. Die Höhle wird gezeigt und wir werden sämtlich in den Wagen genötigt, weil

Exzellenz überzeugt ist, wir seien müde. Wieder wird die Stallmütze aufgesetzt und wir kehren zurück auf den Landsitz, der Gouverneur, Meredith, ich und der Paradehelm. Abends hat er seinen Whist, den er nie aussetzt, und wundert sich, daß ich ihn nicht spiele. „Das einzige Spiel für Gentlemen sollten Sie spielen lernen." Ich jedoch zog die Unterhaltung mit seiner unterhaltsamen Gemahlin vor, obzwar die Reize von Frau Considine mir hart zusetzten und ich mich in einer ähnlichen Lage befand wie weiland Herkules zwischen — na, Du weißt ja das übrige. . . .

Ich bin tief betrübt, daß mir das Haar auszufallen anfängt, gerade in dem Augenblick, da es den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat und allgemein für eine Perücke gehalten wurde, so daß ich gezwungen war, die Frauen daran zupfen zu lassen — aus Neugierde. Was sagt meine Mutter dazu? Hier gibts keine Perücken zu kaufen. Pomade und dergleichen sind Märchen. Jemand empfiehlt mir Kokosnußöl, das ich hier kriegen könnte; aber wie, wenn es das Haar grau oder blau oder grün machte! — In Gibraltar machte ich die sehr angenehme Bekanntschaft von Sir Charles Gordon, einem Obersten der königlichen Hochländer und Bruder des Grafen Aberdeen. Während meines ersten Aufenthaltes in G. war er abwesend. In der Erscheinung ist er dem Bruder nicht unähnlich; aber die Steifheit der Gordons hat sich bei ihm zu freundlicher Leutseligkeit erweicht, anstatt in Verdrießlichkeit auszuarten; kurz, es ist ein Mann, äußerlich marmorkühl aber warmen Herzens und außerordentlich unterhaltend, trotz dem Ruf des Schweigers, den er hat. Da Gegensätze sich zuweilen anziehen, so gerieten wir bald auf den freundschaftlichsten Fuß. . . . Der Auditeur in G. ist zwar Herr Baron Field, der einst ein Buch schrieb und den alle Welt für adlig hielt, aber es zeigte sich bald, daß bei ihm Baron die Bedeutung hat, wie bei anderen Thomas. Er stürzte sich auf mich, sagte, er hätte Dich bei Murrays gesehen, daß Du der erste Mann des Tages seiest, und so weiter; und spitzte sich augenscheinlich auf eine fette Schmußerei über Literatur. Aber ich fand ihn aufdringlich plebejisch, eine Art St. ohne Bildung und hielt ihm eine Vorlesung über Stöcke, die ihn starren machte. Seither hat er mich gemieden. Des Pudels Kern war im Grunde, daß er mir seine Mutter als compagnon de voyage aufzuhalsen gedachte, die sich zwar nach halbstündiger Unterhaltung als taub, blind und stumm herausstellte, aber trotzdem dem aufdringlichen und zungendrescherischen Herrn Richter überlegen war, der, als echter Advokat, das Augenscheinliche verdeutlichte, das Selbstverständliche bewies und das Gemeinplätzige zu Tode erklärte. — Die Reise hierher machten wir zu Pferde in zwei Tagen. Der englische Konsul hier führt ein sehr elegantes und offnes Haus und hat eine gebildete und unterhaltsame Familie. Er setzt seinen Stolz darein, alle Engländer „de distinction" täglich an seinem Tisch zu sehen. Glücklicherweise ist sein Koch krank; denn da er Franzose und sehr tüchtig ist,

wäre ich ihm zum Opfer gefallen. Aber Frau Brackenbury „empfängt" jeden Abend; und wenn man nicht weiß: wohin, so ists schon recht angenehm, sich in ein Haus flüchten zu können, das einem mit Bildern buchstäblich bis an die Sparren gefüllten Palaste gleichkommt, und worin alles Töchterliche hübsch ist und Boleros singt. Ich bin Herrn Frank Hall begegnet, dem einst berühmten Dandy, der, wie Du Dich erinnern wirst, ein Leben über Voltaire verbrochen hat. Des Königs Tod ist auch der Tod meiner Frackwesten, und ich bin wahrhaft bekümmert. Gestern abend traf die Nachricht von der Einnahme Algiers ein, aber von allem dem weiß Du längst, bevor mein Brief in Deinen Händen ist. Mein allgemeiner Gesundheitszustand ist ausgezeichnet. Seitdem ich die Heimat verlassen, bin ich nicht einen Augenblick krank gewesen, von gelegentlichen Verdauungsstörungen abgesehen; ich meine Fieber und dergleichen. Der große Feind scheint mir schwächer; aber der Herzschlag ist lebhafter denn je. Wohin ich gehe, finde ich Freunde und nichts als Aufmerksamkeit. Laß mich bitte von Hause hören und versichere alle meiner Liebe. In Gibraltar, wohin ich in einem Monat zurückzukehren gedenke, hoffe ich Briefe zu finden. Ich liebe dieses zu Pferde reisen. Ich bin durchschnittlich acht Stunden täglich zu Pferde. Die Hauptsache ist, daß man die Sonne vermeide. Nur einen Tag Regen hatten wir, seitdem wir unterwegs sind, und zwar in den Bergen; sonst wolkenloser Himmel und köstliche Nächte. Von England habe ich buchstäblich nichts gehört, seitdem ich es verließ, und ich sehne mich nach Briefen.

In Liebe zugetan Dein B. D.

Meine geliebte Mutter! Granada, 1. August 1830.

Obgleich Du, wie die französische Redensart lautet, der Vorlesung meiner Depeschen ohne Zweifel beiwohnen wirst, wird es Dir sicherlich doch Spaß machen, mal direkt von Deinem fernen Sohne zu hören. Mir fiels ein, daß ich noch nie von spanischen Frauen gehandelt habe, und ich weiß, daß ich nichts, was ich über dieses Thema zu sagen habe, an eine urteilsfähigere Persönlichkeit richten könnte. Du kennst mich ja und weißt, daß ich eigentlich ein Bewunderer der Blonden bin; und, um ganz aufrichtig zu sein, will ich bekennen, daß die zwei einzigen Male, wo ich in diesem Lande so unglücklich gewesen bin, von Frauen näher berührt oder gefangen genommen zu werden, beides Engländerinnen waren. Aber diese Espagnolas haben es nichtsdestoweniger an sich. Was wir mit den Vorstellungen von weiblicher Schönheit gewöhnlich verknüpfen, ist hier nicht zu finden. Da gibt es keine von jenen seraphischen Erscheinungen, die einem Atem und Fassung rauben, wohl aber Gesichter die Fülle, die nicht vorübergehen können, ohne einen beifälligen Blick zu wecken. Ihr Reiz liegt in ihrer Empfänglichkeit. Jeder Vorfall, jede Person, jedes Wort mündet irgendwie in das ferne Auge einer Spanierin, und ihr Mienenspiel widerlegt immerfort Mohammeds Glauben und

beweist, daß sie eine Seele hat. Aber da ist nichts Hastiges, Barsches, Erzwungenes an ihr. Sie ist, im Gegensatz zur Französin, gänzlich frei von Ziererei. Ihr Auge strahlt eher, weder sticht es noch funkelt es; sie spricht schnell und lebhaft, aber in süßen Klängen; und in ihrer Haltung liegt, besonders beim Gehen, eine gewisse würdevolle Anmut, die sie nie verläßt und wirklich auffällt. Die allgemeine weibliche Tracht ist hier ein schwarzes Seidenkleid, basquina genannt, und ein seidener Shawl, die mantilla, mit der sie den Kopf einzuhüllen pflegen. Abends in der Dunkelheit, wenn sie in diesem Kostüm lustwandeln und ihre weichen schwarzen Augen gefährlich durchs Dunkel leuchten, glaubt man willig an ihre Schönheit. Ihr Haar ist von bemerkenswerter Pracht und sie sind mit Recht stolz darauf; freilich kommt dieser Haarpracht auch die Pflege gleich, die sie auf sie verwenden. Ich begegnete einem Mädchen von vierzehn Jahren, deren Haar bis zu den Füßen reichte und so glänzend war wie die Locken von Lady Carolina. Selbst in den unteren Ständen bürstet, ordnet und legt man das Haare den ganzen Tag lang in Locken; eine Obstfrau pflegt ihr Haar mit derselben Sorgfalt wie die Herzogin von Ossuna. Um diese Jahreszeit trägt man die Mantilla im allgemeinen nicht über dem Kopf, sondern zeigt seine Kämme, die einen ungeheueren Umfang haben. In bezug auf die Kämme wechselt die Mode beständig, alle zwei oder drei Monate ist sie anders; denn sie bilden den Teil der Tracht, auf den die spanische Frau am meisten stolz ist. In dem Augenblick, da ein neuer Kamm auftaucht, läßt sich auch das einfachste Dienstmädchen für ein paar Schillinge den ihren umarbeiten, um am nächsten Feiertag dem neuesten Chic gemäß zu erscheinen. Diese Kämme werden am Hinterhaupt getragen. Sie sind aus Schildpatt, die Modesüchtigsten haben welche aus ganz hellem. Bei einem Stiergefecht in Sevilla saß ich neben einer hochvornehmen Dame, der Tochter des Generalkapitäns, der schönsten Frau, die ich bisher in Spanien angetroffen habe. Ihr Kamm war weißlich; und sie trug eine helle Mantilla, die außerordentlich kostbar gewesen sein muß, denn sie war sehr schmutzig. Die Wirkung war jedoch entzückend. Ihr Haar war glänzend schwarz, die Augen glänzten wie Antilopenaugen, ihre sonstigen Züge waren von süßer Weichheit; und was in Spanien äußerst selten ist: sie hatte rosige Wangen, während sonst die Frauen hier blaßgelbe zu haben pflegen. Aber diesem Mangel helfen sie ab, indem sie erst um die Abenddämmerung erscheinen, schmachtend, doch frisch von ihrer späten Siesta her. Die einzige Schattenseite an der spanischen Schönheit ist die Neigung, die sie allzufrüh für die Pracht der Leibesfülle bekundet. Aber auch in diesem Punkt gibt es Ausnahmen. Mit siebenzehn ist die Spanierin poetisch: schlank und geschmeidig, mit reinem wenn auch gelblichem Teint. Du erinnerst Dich wohl der Mercandotti [einer berühmten Tänzerin]. Mit fortschreitenden Jahren gleicht sie, wenn sie nicht inzwischen etwa ganz die Fasson verloren hat, eher der Juno als der Venus. Majestätisch ist sie immer; und wenn auch ihre

Füße weniger beredt sind als in ihrem Lenz, so genügt ein Blick auf ihre Hände, um ihnen zu vergeben.

Es ist eine behagliche Wollust in diesem Leben; sie paßt ganz wundervoll zu meiner Gemütsart. Wohnte ich hier und wäre ich Herr meiner Geisteskräfte, — ich wüßte keinen Ort, der sie ergiebiger machen könnte. Die Phantasie ist immer stark am Werk und Schönheit und Anmut werden nicht durch jene Klänge und Anblicke getrübt, durch jenen unablässigen Gewissensdruck und den Wechsel des Gefühls, die der stolze Besitz unsres fernen Landes mit seinen östlichen Winden sind. Man steht um acht Uhr auf und sollte leicht frühstücken; aber ein mit allen Früchten der Welt überreich beladener Tisch macht die Enthaltsamkeit einem schwer, der, neben anderen guten und schlechten Eigenschaften, jene Leidenschaft für die köstlichsten Erzeugnisse der Natur geerbt hat, mit der mein geliebter alter Herr sicher sympathisiert. Ich wünschte, ich hätte ihn hier, vor einem Gericht Trauben und Melonen, Kürbissen und Feigen. Morgens verläßt man nie sein Haus; und diese Stunden könnten unter der Inspiration eines Klimas nützlich verwertet werden, das trächtig ist an Poesie; denn es streut seine goldenen Farben über die Dinge, denen an sich das Sonnige und Farbige fremd ist. Könnten: ich begnüge mich mit passiver Träumerei, da sich alle üblen Symptome wieder gestärkt melden, sobald ich meinen Geist nur im geringsten anstrenge. Selbst dieser Brief verursacht mir eine Mühe, die man kaum für möglich halten sollte. Mein allgemeiner Gesundheitszustand ist aber nie besser gewesen! Du weißt ja, um wieviel wohler ich mich an einem sonnigen Tag in England fühle; nun liegen zwei Monate unendlich wärmerer Sonnentage hinter mir. Und während dieser ganzen Zeit habe ich mich eines allgemeinen Wohlbefindens erfreut, dessen ich mich aus meinem ganzen Leben nicht erinnere. Alle Engländer, denen ich begegnete, sind krank und leben nach strenger Diät. Ich esse alles und mein Appetit wächst täglich. Ohne Ausnahme habe ich acht Stunden täglich auf Pferdes Rücken zugebracht. Ich bin drei Nächte hindurch geritten und habe die Sonne auf- und untergehen sehen, ohne den Sattel zu verlassen (was wenige Menschen von sich sagen können), und spürte nicht die geringste Ermüdung. Dies ist buchstäblich der Fall. Alle Reisenden klagen über Fiebertemperaturen; mir sind sie bislang fern geblieben. So unendlich wohltuend wirkt das Klima auf mich, und so tief verwandt ist mein Organismus mit der Sonne, die sich hier aushaucht. Aber soll man sich dazu Glück wünschen, solange das Hauptübel nicht verhältnismäßig oder eigentlich überhaupt nicht besser wird? Die große Hoffnung, daß es mit der Erstarkung meines Allgemeinbefindens abklingen werde, muß ich, scheint es, aufgeben. Und woran soll ich mich nun klammern.... Doch genug davon: es ist drei Uhr und fast Mittagszeit; ich muß aus Schlafrock und Hausschuhen heraus und Toilette machen.

Die spanische Küche ist nicht gerade nach meinem Geschmack, denn Knoblauch und schlechtes Öl sind ihre Grundpfeiler; aber sie hat ihre Vorzüge: die Suppen sind gut und ein olio ist das angenehmste Gericht in der Welt. Ich will es Dir beschreiben, denn mein Vater würde sich an ihm laben. Es besteht eigentlich aus zwei umfänglichen Gerichten, je eines an einem Ende des Tisches. Das eine am Kopfende besteht aus boeuf bouilli, gekochten Schweinewürstchen und Blutwurst; alles dieses bleibt unvermischt nebeneinander. Das andere Gericht besteht aus einem Gemengsel von Früchten und Gemüsen, meist französischen Bohnen, Melonenschnitten und ganzen Birnen. Nun erhält jeder Tischgenosse eine Portion vom Fleischgericht und einen Teil des Fruchtgemengsels; da liegt es in Deinem Teller friedsam beieinander, bis Du das Ganze in einer Tomatensauce ertränkst. Keine Spur Knoblauch oder Fett irgendwelcher Art. An diesem Gericht habe ich mich täglich gelabt. Natürlich kann man die Zutaten nehmen, die gerade zur Hand sind. Ich habe ein gewöhnliches olio beschrieben. Hier ist die Tomatensauce dünn, leicht, würzig und schmackhaft. Wir bei uns machen sie zu dick und fett. Die Spanier essen Tomaten in allen Gestalten. Ich ließ mir ein Rezept geben, das mir köstlich mundete und das den Vater ergötzen würde. Es ist sehr einfach. Man nehme vier Pfund Tomaten, schmore sie kurz ein und füge vier Eier hinzu, Dotter und Eiweiß; dann rühre man den Brei gründlich herum. Sie sollten ganz trocken serviert werden, gewissermaßen als trockene Suppe von sehr hübscher Farbe. Ich brauche einer so erfahrenen Meisterin nicht zu sagen, daß man den zu schmorenden Tomaten etwas Zwiebel hinzusetzt. Nebenbei: Adams ist hoffentlich doch wohl?

Nach dem Mittagsmahl hält man Siesta. Ich schlafe in der Regel zwei Stunden, ein Brauch, den ich für gesundheitsfördernd halte, den aber alte Leute zu übertreiben pflegen. Nachdem ich aufgestanden bin und die Toilette in Ordnung gebracht habe, ist es Zeit, sich auf die Straße zu wagen und eine bekannte Familie aufzusuchen, deren Tartullias man zu ehren beliebt, indem man Tee oder Schokolade mit ihr einnimmt; und zwar geschieht das, nach dem ersten Mal, unaufgefordert. Die Erfrischung wird al fresco vorgenommen: unter den Säulen des patio. Da weilt man und vertändelt die Zeit, bis es kühl genug ist für die alameda oder den öffentlichen Spaziergang. In Cadix, aber auch in Sevilla, den Guadalquivir entlang, weht einem ein köstlicher Hauch vom Wasser entgegen. Die Seebrise kommt unhörbar wie ein Geist herbei und die Wirkung ist magisch. Während man so in heiß duftender Luft dasitzt, matt und lustlos, kommt der unsichtbare Gast herbeigehüpft und berührt alle mit seinem Zauberstab. Alles reckt sich empor, alles lächelt. Ach, er ist da, der Atem der See. Nun beginnt man zu erörtern, ob er kräftiger oder schwächer sei als am Abend vorher. Die Damen rollen ihre Fächer auf und ergreifen ihre Mantillas, die Kavaliere strecken ihre Beine und geben allerhand Lebenszeichen von

sich. Alle erheben sich. Ich biete meinen Arm der Dolores oder Florentina (eine verräterische Vertraulichkeit, nicht wahr?), und in zehn Minuten ist man auf der alameda. Welch ein Wechsel. Überall Leben und Lebendigkeit. Man verbeugt sich, man küßt sich, man fächert, liebe Freunde werden liebevoll bekrittelt. Aber der Fächer hat doch die Hauptrolle im ganzen Schauspiel. Eine Spanierin mit ihrem Fächer kann die Taktik einer Kavallerieabteilung beschämen. Bald rollt sie ihn langsam auf, mit der pomphaft eitlen Bewußtheit eines Pfauen. Bald bewegt sie ihn mit der Lässigkeit einer gelangweilten Schönen, bald mit der Lebhaftigkeit einer nervösen. Oder, mitten in einem Wirbel, klappt sie ihn zusammen mit einem Ruck, der einen auffahren macht. Und kaum hast Du Dich erholt, da schlägt Dich Dolores auf den Ellenbogen, Du drehst Dich herum, um zu lauschen, und Florentina stößt ihn Dir in die Seite. Ein magisches Instrument. Du weißt, es spricht eine besondere Sprache; und die Galanterie bedarf keines anderen Mittels, ihre zartesten Gedanken und unvernünftigsten Wünsche auszudrücken als dieses feine, gebrechliche Organ. Aber Du darfst nicht vergessen, daß es hier nicht, wie in England, auf Dein herrliches Geschlecht beschränkt ist. Auch ich habe einen Fächer, der meinen Stock außerordentlich eifersüchtig macht. Doch glaube ja nicht, daß ich schon ganz verweiblicht sei; in diesem sengenden Klima bezieht kein Soldat die Wache ohne einen Fächer. Die Nacht senkt sich hernieder; wir sitzen herum, nehmen einen Panal, der so schnell ist wie ein ‚Drachen', nur viel eleganter; dann schlendern wir wieder herum. Um Mitternacht leeren sich die Spaziergänge, aber wenige spanische Familien ziehen sich vor zwei Uhr zurück. Ein einsamer Junggeselle wie ich geht oder sitzt im warmen Mondschein spazieren, bis die letzten Klänge der Gitarre hinwegsterben und die Schläge der Domuhr ihn aus seinen Träumereien wecken. Dann sucht auch er sein Lager auf; und im süßen Rausch lieblicher Vorstellungen, unter Fluten von Licht und Musik und frischer Luft entflieht der Tag in Spanien.

Lebe wohl, teuerste Mutter. Wenn möglich, schreibe ich auch dem Vater von hier aus. In unendlicher Liebe für alle Dein B. D.

Mein Liebling! 8. Dezember 1837.

Gestern Abend sehr spät hielt ich, nach O'Connel, meine Jungfernrede, auf Wunsch meiner Partei und mit voller Zustimmung von Sir Robert Peel. Da ich Dir eine genaue Vorstellung von dem Vorgang zu geben wünsche, so stelle ich von vornherein fest, daß mein erstes Auftreten Fiasko machte: es gelang mir nicht, die Gelegenheit zu erwischen, um sagen zu können, was ich sagen wollte. Aber dieser Fehlschlag ist nicht auf meine Rechnung zu setzen: ich bin nicht zusammengebrochen, noch handelt es sich um irgendwelche Unzulänglichkeit meinerseits, sondern meine Gegner hatten die brutale physische Übermacht. Ich kann Dir keine Vorstellung davon geben, wie gemein, wie parteiblind,

wie unvornehm sie sich benahmen. Es glich meinem Debut in Aylesbury und ist vielleicht deshalb von günstiger Vorbedeutung für einen schließlichen Triumph. Ich hielt bis zuletzt mein Temperament fest im Zaum, ließ keinen Augenblick meinen Mut überrennen und teilte, wenn gelegentlich der Lärm sich legte, tüchtige Hiebe aus; und als ich merkte, daß die Zeit für einen formell guten Abgang gekommen sei, schloß ich. Meine Partei gab mir gute Rückendeckung und keiner zeigte dabei mehr gütigen Eifer als Peel; ganz gegen seine Gewohnheit rief er mir wiederholt Beifall zu. Der Skandal war von den Radikalen und den Kornzollgegnern gut organisiert. Nahe der Schranke des Hauses standen sie und bildeten eine kompakte Masse, entschlossen, mich aus dem Wagen zu werfen; aber das gelang ihnen doch nicht. Dies ist ein durchaus unparteiischer Bericht. Wie Du siehst: nicht schmeichelhaft für mich.

Bei der Abstimmung kam in der Vorhalle Chandos, der in meiner Nähe stand als ich sprach, zu mir und beglückwünschte mich. Ich antwortete, es sei wohl gerade kein Anlaß zu Beglückwünschungen, und murmelte: Fiasko. „Ach was," erwiderte Chandos, „Sie irren sich durchaus. Eben hab' ich Peel gesehen und ihn gefragt: ‚Nun sagen Sie mir ungeschminkt, was Sie von D. halten.' — ‚Ein paar Leute aus meiner Partei waren enttäuscht und sprachen von Fiasko; ich behaupte gerade das Gegenteil. Er tat alles, was er unter den Umständen tun konnte. Ich sehe alles andere als Fiasko. Der muß seinen Weg machen.'"

Die Regierung und ihre Gefolgsleute benahmen sich anständig. Der Generalstaatsanwalt, den ich nie in meinem Leben gesehen habe, redete mich in der Vorhalle mit großer Herzlichkeit an. „Nun, Herr Disraeli, wir möchten sehr gern wissen, wie Sie einen Satz in Ihrer Rede zu Ende geführt haben würden: ‚In der einen Hand die Schlüssel von Sankt Peter, in der andern . .'" „In der andern die Freiheitsmütze, Sir John." Er lächelte und sagte: „Ein gutes Bild." „Ja, aber Ihre Herren Freunde wollen mich ja meine Bilder nicht vollenden lassen." „Ich versichere Sie, wir hatten den lebhaftesten Wunsch, Sie zu hören. Aber über die Gruppe an der Schranke hatten wir keine Gewalt. Trotzdem haben Sie nichts zu fürchten." Nun weißt Du alles.

Dein in bester Stimmung. D.

11. Dezember 1837.

Am Sonnabend abend speiste ich bei Bulwer und traf, seltsam genug, Sheil. Ich wäre sehr erstaunt gewesen, wäre ich nicht zuerst dagewesen und aufgeklärt worden. Die Sache verhielt sich so: Am Sonnabend ging Bulwer in den Athenäum-Club. Sheil, der eben von einem Gichtanfall genesen war, saß Zeitungen lesend in einem Lehnstuhl, umringt von einer Schar Radikaler der minderen Sorte (man sieht sie förmlich), die sich in Schmähungen gegen mich ergingen und das gute Urteil des Hauses nicht genug preisen konnten. Vermutlich

glaubten sie, Sheil damit einen Gefallen zu tun. Bulwer näherte sich, hielt sich aber abseits. Da schleuderte Sheil plötzlich seine Zeitung fort und rief mit seiner schrillen Stimme aus: „Erlauben Sie, meine Herren, ich habe nun gehört, was Sie meinen, aber ich habe auch, was wichtiger ist, Herrn Disraelis Rede gehört; und ich kann Ihnen nur dieses eine sagen: Wenn je der Geist der Beredsamkeit in einem Menschen war, so lebt er in diesem Manne. Nichts kann ihn verhindern, einer der größten Redner im Hause der Gemeinen zu werden (allgemeine Verblüffung). Nun, ich glaube, ich kenne den genius loci und glaube, Herr D. hätte ohne die Unterbrechung vielleicht Fiasko gemacht. Doch so ists kein Fiasko, sondern einfach ein Geknebeltwerden. Mein Debüt war eine Fehlgeburt, weil man mich hörte; gegen mich war man hochmütig, gegen ihn benahm man sich böswillig. Ein erstes Auftreten im Hause sollte langweilig sein. Es will keinen ein Witzling oder Redner sein lassen, den es nicht als solchen entdeckt und gestempelt hat. Das ist das ganze Geheimnis.“ Man kann sich das Aufsehen vorstellen, das diese Rede machte. Eaton Winslow und verschiedene andere haben es mir bestätigt. Nachdem man sich zerstreut hatte, trat Bulwer an S. heran und sagte: „D. speist heute bei mir. Wollen Sie ihn bei mir treffen?“ „Trotz meiner Gicht: herzlich gern. Es reizt mich, ihn kennen zu lernen und ihm zu sagen, was ich von ihm halte.“ So begegneten wir uns . . Sheil nahm die Gelegenheit wahr, sich über den Gegenstand, der ihn erfüllte, weiter auszulassen. „Wenn man schon zugehört hätte: was wäre das Resultat gewesen? Sie hätten die beste Rede gehalten, die je zu machen Ihnen bestimmt wäre. Man hätte Sie frostig aufgenommen; und Sie würden an Ihrem Talent verzweifelt sein. Mein Fall. So aber haben Sie dem Hause gezeigt, daß Sie ein schönes Organ haben, daß Ihre Herrschaft über die Sprache unbegrenzt ist, daß Sie Mut, Temperament, Schlagfertigkeit besitzen. Nun müssen Sie Ihren Genius während der Dauer einer Sitzungsperiode schlafen legen. Sprechen Sie oft; denn es darf der Gedanke, Sie hätten sich einschüchtern lassen, gar nicht aufkommen; aber sprechen Sie kurz. Seien Sie ganz ruhig, geben Sie sich Mühe langweilig zu sein, logisieren Sie: einerseits — andererseits, aber brauchen Sie Ihre Vernunft nur unvollkommen; denn geschieht das mit Geist, so werden die Leute glauben, Sie wollten witzig sein. Setzen Sie sie in Erstaunen, indem Sie zu Detailfragen das Wort ergreifen. Führen Sie Zahlen, Daten, Berechnungen an; und binnen kurzem wird sich das Haus nach der Beredsamkeit und dem Geist und dem Witz sehnen, von dem, wie es wohl weiß, Sie die Fülle besitzen. Es wird Sie ermutigen, ihn leuchten zu lassen und zu verstreuen. Und dann werden Sie das Ohr des Hauses haben und ein Liebling sein . . .“

Februar, 1838.

Ich besuchte ein höchst vornehmes Konzert bei Parnthers, wo sich die ganze Aus-

lese der Stadt ein Stelldichein gab und die Saison mit Glanz ihren Anfang nahm. Der Herzog von Wellington war da, prachtvollsehend aus mit seinem Hosenband und dem goldenen Vlies. Da waren der Sterne so viele wie in einem orientalischen Märchen. Ihr Sterne seid doch die Poesie des Kleides! Ich kann kaum sagen, wer nicht da war, denn ich sah die Landsdownes, die Salisburys, Stuart de Rothesay, den Herzog von Beaufort, Douro, Cantaloupe, Fitzroy, Loftus usw. usw., und Frau W. L., die offenbar sehr stolz war, sich dort zu sehen. Aber die bildhafteste Gruppe waren doch die Rothschilds: die immer noch trauernde Witwe, zwei Söhne, ein paar Schwestern und, vor allen, die junge Braut oder vielmehr Frau aus Frankfurt. Sie wurde allgemein bewundert; groß, schlank, anmutig, dunkel aber von hellem Teint, in einer malerisch gelben Seidenrobe, mit Hut und Federn und einer Art Sévigné darunter aus herrlichen Perlen: ein echter Murillo. Tausendfältige Liebe. D.

16. März 1838.

Du wirst lesen, daß ich gestern abend ganz unerwartet aufstand und eine sehr erfolgreiche Rede hielt. Gegen zehn Uhr winkte mich Hardinge zu sich und ich setzte mich zwischen ihn und Graham; er wollte mich wegen des neuen Wahlausschreibens für Maidstone sprechen. Gerade, als ich aufstand, um meinen Platz zu verlassen, setzte sich Clay, der eben gesprochen hatte; und der Sprecher, der glaubte, ich hätte mich erhoben, um das Wort zu erhalten, rief meinen Namen. Da mußte ich wohl oder übel anbeißen. Ich nahm den Hut ab, schritt zum Tisch und legte los. In einer Minute war das Haus mäuschenstill, man hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und gut gelaunt zu. Schließlich setzte ich mich unter lautem Beifall hin, der hauptsächlich von den Regierungsleuten kam. Lord John (Russell) sagte nichts, sondern beobachtete mich sehr aufmerksam; und ich glaubte, ein bösartiges Lächeln auf seinem Gesicht wahrgenommen zu haben. Aber ich tat ihm unrecht. Denn Ossulston, mit dem ich nach Hause ging, überschüttete mich mit Glückwünschen. „Ich habe eben erst Johnny gesprochen; er sagt, es sei das Beste, was er seit langer Zeit gehört habe. Für einen, der so karg ist an Lobsprüchen, eine große Sache.“ In der Vorhalle kamen alle Landjunker auf mich zu, schüttelten mir die Hand und stotterten Dank für den Liebesdienst. Sie waren rührend dankbar; hatten freilich auch allen Grund dazu, da sie selber nichts zu sagen wußten. In meiner Partei vermerkte man die ausgesuchte Höflichkeit der Whigs und überhaupt der gegnerischen Seite gegen mich. Ich schreibe meine Beliebtheit im Hause dem Rauchzimmer zu. — D.

Juni 1838.

Gestern hatten wir eine sehr angenehme Gesellschaft bei d'Orsays. Zichy hat sogar Esterhazy ausgestochen. Er hat zwei Dolmans, einen mit Diamanten besetzten, die mehr strahlten als die E's., und einen zweiten über und über mit

Türkisen bestreut, den er beim gestrigen Hofempfang trug. Dieser Türkisendolman machte die größte Sensation. Er spricht englisch vollendet, ist ein großer Reisender, war in Nubien und ganz Asien, in Kanada und den V. St. Ferner war der Herzog von Ossuna da, ein noch junger Mann, aber ‚schon' Grande allerhöchsten Ranges. Er ist weder für Christine noch Karlist und beabsichtigt nach Spanien nicht eher zurückzukehren, als bis sie sich dort endgültig geeinigt haben. Sie haben darum seine Güter konfisziert, aber er hat große Besitzungen in Italien und auch in Belgien. Er ist ein großer Dandy und sieht Philipp II. ähnlich; aber obwohl der einzige Abkömmling der Borgias, hat er den Ruf großer Liebenswürdigkeit. In Paris wohnte er der Aufführung von Victor Hugos ‚Lucrezia Borgia' bei, die in einem Auftritt sagt: ‚Große Verbrechen wühlen in unsrem Blut'. Dabei blickten alle seine Freunde voll Schrecken auf ihn; er aber beruhigte sie mit den Worten: ‚Das Blut ist entartet; denn ich habe nur Schwächen begangen'. Dann kamen noch der echte Prinz Poniatowski, gleichfalls jung und sternenbedeckt, die Kissiloffs und Strozonoffs und andere offs und ons . . .

Ich muß auf die Krönung verzichten, da wir im Staat hingehen und die Mitglieder des Parlaments in Hoftracht oder Uniform erscheinen müssen. Da ich der Versuchung widerstanden habe, mir ein derartiges Kostüm für andere Gelegenheiten machen zu lassen, so will ich mir jetzt keines bestellen und tröste mich bei dem Gedanken, daß sehr früh (schon um 8) aufstehen und wie ein Bedienter sieben bis acht Stunden in der Abtei sitzen und einer Rede des Bischofs von London lauschen zu müssen, nicht gerade eine Erhöhung der Daseinsfreude in Aussicht stellt. D.

29. Juni 1838.

Ich war doch bei der Krönung. Erst 2.30 bekam ich, am Krönungstage, den Anzug, aber er saß wie angegossen. Da zeigte ich, was für ein schönes Bein ich hatte! Das hatte ich vorher nicht gewußt. . . . Die Königin benahm sich mit vollendeter Grazie und nichts konnte wirksamer sein. Sie schien einen Augenblick zu zweifeln, ob die Etikette ihr erlaube, sich vom Thron zu erheben, aber dann tat sie's und streckte ihre Hand aus mit unendlicher Würde und keuscher Delikatesse. Der Graf von der Normandie bot seine Huldigung in hübscher Form dar, Lord Wilton gleichfalls, obgleich der erste, und vielleicht auch der zweite, zu theatralisch waren. Aber Lord Audley, der erste Baron des Reiches, den niemand kannte, entzückte allgemein durch seine jugendliche Anmut, durch die unvergleichliche Würde und imponierende Sicherheit, mit der er für seinen Stand den Vasalleneid leistete. Exmouth beklagte sich schrecklich über das Gewicht von Robe und Krone, die für seinen Großvater bei Georgs IV. Krönung gemacht worden sei; der war sehr groß, stark, massiv. Ich erhielt als M. P. eine goldne Denkmünze, die ich Frau W. L. schenkte. . . . D.

***

Die Heiligen/ Novelle von Bernhard Kellermann



chon vor Tagesgrauen erhob sich der Advokat von seinem Lager. Und im gleichen Augenblick begannen all die tausend kleinen Vögel, die in seinem Zimmer mit ihm lebten, zu zwitschern und zu trillern. „Schon so früh wach, ihr Kleinen!" flüsterte der Advokat. Er sprach nie laut. „Nun, guten Morgen! Pst! Pst!"

Und die tausend kleinen Vögel zwitscherten zur Antwort und verstummten gehorsam.

Der Advokat legte sich einen dicken wollenen Schal um die Schultern, denn er fror immerfort, er schlüpfte in wattierte Stiefel, zog Handschuhe an, setzte sich eine gefütterte Kappe auf den kahlen Schädel und trat ins Freie.

Es war noch Nacht und alle Dinge sahen unwirklich und verzaubert aus. Zuweilen neigten sich die Gräser mit einem plötzlichen Ruck, ganz wie Schlafende sich neigen, die träumen, daß sie fallen, und dann spürte der Advokat einen kurzen warmen Hauch, der ebenso unvermittelt verschwand wie er kam. Am Himmel oben trieb eilig ein Gemisch von grauem und schwarzem Gewölk dahin und im Zenit waren drei gelbe Sterne sichtbar, die in einer Richtung standen und wie ein fliegender Speer durch das Gewölk zu schießen schienen. Der Advokat betrachtete eine Weile aufmerksam den fliegenden Speer und irgendein Gedanke rang in seinem Kopfe. Dann eilte er mit kleinen, schlürfenden Schritten und so leise wie möglich über die sandbedeckten Wege des Anstaltsgartens dahin.

„Pst, stille!" flüsterte er, wenn er an Büschen vorbeikam, in denen es sich regen wollte.

Wo die Gemüsegärten anfingen, stand ein alter Pumpbrunnen, der nicht mehr benutzt wurde, und hier begann der Advokat seine Tätigkeit. Er stellte die Gießkanne unter das Rohr und zog den Schwengel, immerfort bestrebt keinen Lärm zu machen. Da der Brunnen wenig Wasser gab und der Advokat langsam und vorsichtig pumpte, war die Kanne erst nach halbstündiger Arbeit gefüllt. Darauf schleppte sie der kleine Advokat keuchend und hüstelnd bis zu den Blumenbeeten und fing an, die Blumen unter glückseligem Lächeln und leisen Koseworten zu begießen. „Nicht so hastig, ihr Kleinen," flüsterte er, „meine Kinderchen, wie ihr schluckt! Guten Morgen!"

Da aber wurde es in einem Hollunderbusch lebendig. Hunderte von kleinen Vögeln streckten auf einmal die Köpfe aus dem Laub und zwitscherten dem Advokaten zu.

Er hob erschrocken die Hand. „Ruhig, still, um Gottes willen!" sagte er. „Immer wollt ihr die ersten sein! Jeden Morgen. Pst!" Und im Busch wurde es augenblicklich still.

Der Advokat ging lautlos von Beet zu Beet und begoß seine Blumen.

Manchmal hielt er aufatmend inne und blickte zum Himmel empor, wo noch immer der goldene Speer durch das Gewölk schoß, ohne je von der Stelle zu kommen. Dann dachte er lange nach und schüttelte den Kopf. Aus dem Pavillon der Schwerkranken drang ein langgezogenes Heulen, das in regelmäßigen Intervallen in ein jammerndes Weinen überging. Der Advokat aber hörte es nicht. Er hörte nur, daß drinnen in den Büschen die Vögel die Flügel schüttelten und die Schnäbel wetzten.

Eine übernächtige Wärterin ging fröstelnd an ihm vorüber.

„Schon so früh bei der Arbeit?" sagte sie und wandte ihm das bleiche Gesicht zu.

Der Advokat stellte die Gießkanne ab, verbeugte sich und zog die Mütze. „Man muß sich daranhalten," flüsterte er, „die Kleinen warten nicht."

Hierauf begoß er die Beete, die sich am Hauptgebäude entlangzogen, andächtig und hingegeben. An den offenen Küchenfenstern, die sehr niedrig lagen, machte er halt und suchte mit den Augen die Fensterbretter ab. Er schüttelte enttäuscht und niedergeschlagen den Kopf. Ja, sie hatten es wiederum vergessen, ihm Brotkrumen für seine Vögel herauszustellen! Wer konnte sich auf diese Mägde verlassen?

Er suchte ein paar kleine Kieselsteine am Wege und warf sie, einen nach dem andern, mit leisem Kichern in die schwarze Küche hinein: Sollten sie es nur lernen, aufmerksamer zu sein! O, er würde es ihnen schon beibringen, die Brotkrumen regelmäßig aufs Fensterbrett zu stellen. Es gab ja genug Kiesel auf den Wegen. Und wenn sie sich noch so oft beschwerten!

Die Gießkanne war leer und der Advokat machte im Morgengrauen den Weg zum Pumpbrunnen zurück.

Der Advokat war seit dem Tode seiner Frau ein Freund der Blumen und Vögel geworden. Als sie starb, in der Agonie, sagte sie: „Man muß die Blumen begießen. Die Vögel müssen ihr Futter haben". Das waren ihre letzten Worte und der Advokat hörte sie Tag und Nacht in seinen Ohren wiederklingen. Er hörte sie in jedem Windhauch, aus dem Gespräch zweier Menschen heraus, ja sogar aus der Stille vernahm er sie. Im Zimmer seiner Frau stand ein schwarzer schwerer Wäscheschrank (an den er sich merkwürdigerweise noch heute erinnerte), und auch dieser schwarze breite Schrank wiederholte ihm die letzten Worte seiner Frau, obschon er keinen Laut von sich gab. Der Advokat lebte still und einsam weiter und begoß die Blumen in den Vorfenstern und gab den Vögeln in den Bauern Futter und Wasser. Die Blumen gingen ein und die Vögel starben, einer nach dem andern. Der Advokat aber bemerkte es nicht. Ihm schien es vielmehr, als ob die Vögel munter in ihren Bauern hüpften und zwitscherten. Sie brüteten und es wurden ihrer immer mehr. Und der Advokat hatte seine kindliche Freude daran. Endlich waren es Hunderte, die ihm von früh bis spät

in die Ohren zwitscherten, Tausende. Sie lebten in den Wänden, an der Decke, überall. Und der Advokat konnte nicht verstehen, daß die andern sie weder sahen noch hörten.

Als die Sonne aufging, hatte der Advokat schon ein gutes Stück seiner Tagesarbeit hinter sich und kehrte in den Pavillon zurück, der wie ein Landhaus im grünen Garten lag.

Unter der Türe, leicht gegen den Pfosten gelehnt, stand lächelnd Michael Petroff, ehemals Offizier in der russischen Armee, und begrüßte ihn mit einem heiteren, hellen: „Guten Morgen, mein Freund!"

Der Advokat in seinem wollenen Schal, der Halsbinde, den wattierten Stiefeln, verneigte sich und zog die Kappe.

„Guten Morgen, Herr Kapitän!"

Sie verbeugten sich einigemal, denn sie hatten die größte Hochachtung voreinander, dann erst reichten sie sich die Hand.

„Haben Sie gut geschlafen, Herr Advokat?" fragte Michael Petroff und beugte sich etwas herab, wobei er liebenswürdig lächelte.

„Geschlafen? Ja, ich danke."

„Auch ich verbrachte die Nacht vorzüglich!" fuhr Michael Petroff fort und ließ ein helles, fröhliches Lachen hören. „Vorzüglich, in der Tat. Ich träumte —," setzte er hinzu und blickte lächelnd, das rechte Auge halb zusammengekniffen, in den Garten hinaus. „Ja! — Und nun treten sie ein in mein Bureau, mein Freund. Es gibt Neuigkeiten. Bitte!" Er legte die Hand auf die Schulter des kleinen Advokaten und ließ ihm mit einer kleinen Verbeugung den Vortritt.

Kapitän Michael Petroff war ein schlanker, großer Mann mit stahlblauen, heiteren Augen und einem kleinen blonden Schnurrbart, der wie sein blondes, seidenweiches gescheiteltes Haar zu erbleichen begann. Er war peinlich sauber gekleidet und sorgfältig rasiert. Sein Kinn war rund und schön geformt, etwas zu zart, sein Mund von außerordentlich schöner und weicher Zeichnung, wie der Mund eines Knaben.

„Bitte!" sagte Michael Petroff und lud den Advokaten mit einer Handbewegung ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

„Ich störe. Störe ich nicht?" flüsterte der Advokat und blieb stehen.

„Nein! Sie, wie sollten Sie —?" Und Michael Petroff drängte den Advokaten auf das Sofa. Der kleine Advokat nahm scheu und mit einem dankbaren Blick Platz. „Sie haben ja soviele Arbeit — ich weiß —", sagte er und deutete mit dem Kopf auf den Schreibtisch, der überladen war mit Akten, Zeitungen und Manuskripten.

„Es gibt zu tun, ja!" versetzte Michael Petroff mit einem merkwürdigen Lächeln auf den schönen knabenhaften Lippen. „Aber für seine Freunde hat man

immer Zeit. -- Hier, nun hören Sie! Ich habe heute ein Memorandum an die hessische Regierung entworfen —," Michael Petroff wippte lächelnd ein Blatt Papier in der Hand — „die hessische Regierung wird auf das nachdrücklichste — auf — das — nachdrücklichste — ersucht, den Prozeß eines Lehrers zu revidieren!"

Hier blickte Michael Petroff auf seinen Gast und seine Stirn legte sich urplötzlich in vier tiefe Falten. „Dieser Lehrer," fuhr er fort, „wurde zu vier Jahren, sage vier Jahren, Gefängnis verurteilt. Er hatte zehn Mäuler zu stopfen und unterschlug Kassengelder. Voilà tout! Was sagen Sie dazu, wie. Hahaha, sehen Sie, so ist die Welt! Ich fordere in meinem Memorandum nicht allein eine Revision des Prozesses, sondern auch dringend die Erhöhung der Beamtengehälter. Ich fordere — ich, Kapitän Michael Petroff, und ich werde auch Stellung im „Unparteiischen" nehmen. Sie werden sehen, mein Freund!" Michael Petroff ließ einen kühnen, triumphierenden Blick über den kleinen kahlköpfigen Advokaten hingehen, der nickend zuhörte, ohne recht zu verstehen, was der Kapitän wollte.

„Sie tun viel Gutes!" flüsterte er und nickte und über sein kleines, fahles, verwüstetes Gesicht glitt ein kindliches Lächeln. Und nach einigem Nachdenken setzte er hinzu: „Sie sind ein guter Mensch, das ist es!"

Michael Petroff schüttelte den Kopf. „Ich tue meine Pflicht!" versetzte er ernst. Und indem er die Hand auf das Herz legte und seine hellen stahlblauen Augen aufleuchten ließ, fügte er hinzu: „Meine heilige Pflicht!"

Kapitän Michael Petroff, früher Offizier in einem Petersburger Regiment, betrachtete es als seine Lebensaufgabe, die Gerechtigkeit auf Erden zu vertreten. „Tribunal des Rechts und der Gerechtigkeit" nannte er sich. Er war auf zwei große Tageszeitungen abonniert, die er jeden Tag nach Fällen durchsuchte, in denen seiner Ansicht nach jemand ein Unrecht geschehen war. Und jeden Tag fand Michael Petroff Fälle! Fälle, nichts als Fälle! Diese Fälle schnitt er aus, ordnete sie nach dem Datum und begann hierauf sie zu verarbeiten.

Er saß oft bis spät in der Nacht in seinem Bureau, wie er sein Zimmer nannte, oder in seiner Redaktion, wie er sein Zimmer zuweilen im Flüsterton seinem Vertrauten gegenüber bezeichnete. Da saß er und schrieb mit einer sauberen, gestochenen Hand seine Eingaben, Proteste, Memoranden und übergab sie täglich um sechs Uhr dem Chefarzt Doktor März, der ihre Beförderung ein für allemal übernommen hatte. Doktor März nahm die Schriftstücke bereitwillig entgegen und legte sie in ein besonderes Fach, um sie gelegentlich als Material für sein Werk über Graphomanie zu benützen.

Die wenigen Stunden, die ihm diese Tätigkeit übrig ließ, verwandte Michael Petroff auf die Redaktion seiner Zeitung. Und diese Zeitung war die Ursache, daß er sein Zimmer zuweilen im geheimen Redaktion nannte. Diese Zeitung

erschien nicht regelmäßig, sondern wenn sie gerade fertig wurde. Gewöhnlich erschien sie im Jahre einmal, manchmal aber auch, wenn ihn seine nervösen Zustände zur Eile antrieben, zweimal.

Michael Petroffs Zeitung war das genaue Abbild einer gewöhnlichen Tageszeitung, vom Kopf an, wo die Bezugsbedingungen vermerkt waren und die Stadt, in der sie erschien — die Michael Petroff willkürlich wählte — bis auf die fingierten Namen der Herausgeber und Redakteure. Sie enthielt, wie jede andere Zeitung, Annoncen, die Michael Petroff höchst einfach aus anderen Zeitungen herausschnitt, einen Leitartikel, ein Feuilleton.

Der ganze redaktionelle Teil aber beschäftigte sich — mit Ausnahme weniger Artikel, die zur Maskierung eingeschoben waren — mit der Frage: Ist die Internierung Michael Petroffs, Kapitän der russischen Armee, berechtigt? Die Überschriften der einzelnen Artikel lauteten in jedem Jahre anders, wenn sie auch einen ähnlichen Sinn hatten! Das Ultimatum der russischen Regierung! — Ein Brief des Zaren an den Chefarzt Doktor März! Die Zeitung erschien auch in jedem Jahr unter einem andern Namen. Michael Petroff nannte sie „Weltauge", „Europas Gewissen", „Das Bajonett".

Aus seinen Petitionen machte Michael Petroff kein Geheimnis, über seine Zeitung aber sprach er nur zu seinem Vertrauten, dem Advokaten. Und es ist möglich, daß er, obschon von Natur aus gesellig und äußerst gutherzig, nur deshalb den kleinen Advokaten so sehr ans Herz geschlossen hatte, weil er mit ihm über seine Zeitung plaudern konnte.

„Einen Augenblick, mein Freund!" sagte er. „Es gibt Neuigkeiten. Ich möchte Ihnen gerne das Neueste mitteilen, bleiben Sie."

Er trat zur Türe und räusperte sich, während er lauschte. Dann trat er hinaus auf den Korridor, hustete, sah sich um und kam befriedigt zurück. Er zog die Redaktionsschublade, deren Schlüssel er am Halse trug, auf, lachte hell und heiter und begann: „Das Neueste, hören Sie! Es kann seine Wirkung unmöglich verfehlen. Hören Sie nur die Überschrift: Doktor März verhaftet!"

„Doktor März verhaftet?" flüsterte der Advokat ängstlich, und sah mit schlaffem Mund zu Petroff empor.

Michael Petroff lachte.

„Verhaftet? Nein, natürlich nicht. Ich führe in dem Artikel aus, daß die Verhaftung des Doktor März bevorstände und er sich ihr nur entziehen könnte, wenn er Michael Petroff augenblicklich freigäbe!"

Der Advokat nickte. „Ich verstehe," sagte er und lächelte, da er Petroffs heitere Miene sah. Und doch dachte er gar nicht an Petroffs Artikel, sondern daran, daß er den Vögeln Wasser hinstellen müsse. Er wurde unruhig und machte Miene aufzustehen.

„Einen Augenblick noch, ich bitte Sie!" drängte Michael Petroff. „Ja, die

Idee ist prächtig, in der Tat," fuhr er lebhaft fort und seine Wangen färbten sich vor Freude mit einem flüchtigen Rot. „Ich erkläre in dem Artikel ausdrücklich, daß Doktor März ein Ehrenmann sei, ein hochgeachteter und allgemein geschätzter Arzt, so daß seine Handlungsweise in diesem speziellen Falle allgemeines Überraschen errege. Ich bitte Sie, mein Freund, was wird er tun, wenn er diesen Artikel liest? Hahaha, sie werden etwas erleben, lieber Freund. Ich werde ihm ja nicht böse sein, ganz und gar nicht. Nun — endlich, endlich! werde ich sagen, lieber Doktor, haha! Aber sehen Sie weiter, was der ‚Unparteiische' schreibt. Sehen Sie sich einmal diesen Titel an, bitte sehr!"

„Welchen —?"

„Nun, diesen hier!"

„Ein — Fragezeichen?"

„Ja! Haha — nichts als ein Fragezeichen! Und darunter: Wo ist Michael Petroff? Ein öffentlicher Aufruf! Aber sehen Sie hier, im kleinen Feuilleton: Michael Petroff, Kapitän der russischen Armee, hat soeben sein sechsbändiges Werk über Sternschnuppen beendet. Die gesamte Fachpresse rühmt den Scharfsinn und die Klarheit des epochemachenden Werkes. Hahaha, sagte ich Ihnen nicht, daß es Neuigkeiten gäbe, mein Freund?"

Der Advokat saß zusammengekauert auf dem Sofa und dachte angestrengt nach, wobei er den Atem anhielt.

„Ich begreife nicht —?" flüsterte er und schüttelte langsam den Kopf.

„Was begreifen Sie nicht?"

„Daß er Sie festhält."

Michael Petroff sah den Advokaten erstaunt an. Dann beugte er den Kopf herab und flüsterte: „Ich sagte es Ihnen doch schon, daß meine Verwandten ihn bezahlen!"

„Sie bezahlen?"

„Ja, natürlich!" antwortete Michael Petroff heiter. „Unsummen. Millionen!"

„Oh!" Nun verstand auch der Advokat.

„Ja, sehen Sie, so ist es auf der Welt!" sagte Michael Petroff und schnippte mit den Fingern.

Aber der Advokat konnte doch nicht recht begreifen.

„Ich verstehe nicht," begann er von neuem, „Doktor März ist ja so gütig. Ich wohne hier, lebe hier, habe mein Essen und bezahle nichts. Er hat noch nie Geld von mir verlangt. — Ich habe ja kein Geld, Sie wissen," schloß er noch leiser und ängstlich.

Michael Petroff legte ihm wohlwollend und wichtigtuend die Hand auf die Schulter. „Sie arbeiten ja im Garten," sagte er „begießen die Blumen. Wie sollte er es also wagen, Geld von Ihnen zu fordern? So einfach ist das. Vielleicht haben Sie aber auch Verwandte da draußen, die für Sie bezahlen?"

„Verwandte?"

„Ja. Da — draußen!" Auf den schönen knabenhaften Lippen Petroffs erschien ein grausames Lächeln. Sollte er diesem kleinen alten Mann in dem wollenen Schal erklären, wo er sich befand? Sollte er diesem kleinen alten Mann mit dem grauen faltigen Gesicht vielleicht erklären, daß es ein „da draußen" gab — wo sie zum Beispiel eben in einen Schnellzug einsteigen oder sich die Hände waschen, um sich zu Tisch zu setzen? Er wippte sich auf den Zehen und plötzlich verlor er die Vorstellung seiner Körperlichkeit: er kam sich vor wie ein riesiger in die Wolken ragender Turm, der auf den kleinen kahlköpfigen Mann, der nur ein paar dünne graue Haarbüschel über den Ohren hatte, herabblickte. Eine Lust erfaßte ihn, den Advokaten zum Weinen zu bringen.

Da aber verbeugte er sich plötzlich leicht vor dem Advokaten und sagte: „Vergeben Sie Michael Petroff!" Er machte ein paar Schritte durchs Zimmer, dann wandte er sich in ganz dem gleichen Ton wie vorhin an seinen Gast: „Wird es schönes Wetter bleiben, heute?"

„Ich glaube — ich weiß es nicht," erwiderte der Advokat unsicher.

„Nun, wir wollen Kricket spielen, heute nachmittag. Sie frieren?"

„Ja," flüsterte der Advokat und zog die Halsbinde enger.

Michael Petroff sah ihn mit schräg geneigtem Kopf an. „Ich kann nicht begreifen, daß Sie heute frieren können." Und er lachte fröhlich. „Kommen Sie," sagte er dann, „wir wollen —" er hielt inne, denn er wußte nicht, was er wollte — „wir wollen — ja, wir wollen Freund Engelhardt besuchen. Kommen Sie! — Der Arzt war heute nacht bei ihm," schloß er geheimnisvoll.

„Der Arzt?"

„Ja. Er ist krank, unser Freund. Hm, hm." Michael Petroff schloß sorgfältig das Manuskript der Zeitung ein, setzte eine große graue englische Reisemütze auf, warf einen Blick in den Spiegel, und sie verließen zusammen das Zimmer. Michael Petroff lachte leise, tief innen in der Kehle. An der Türe Engelhardts angelangt, blieben sie stehen und klopften lauschend. —

Für Michael Petroff gab es im Jahr zwei große Tage.

Der eine war sein Geburtstag, am 16. Mai. Michael Petroff vergaß ihn nie. Am 16. Mai ging er mit wichtiger Miene und Blicke werfend umher und sagte zu jedem, den er traf: „Heute ist mein Geburtstag. Danke für die Glückwünsche!" Vor Tisch kam dann stets der Pfleger und bat ihn, zu Doktor März zu kommen, der ihm zu gratulieren wünsche.

Dann begab sich Michael Petroff mit leichten raschen Schritten ins Sprechzimmer des Doktor März, schüttelte ihm die Hand und dankte für den wunderbaren Strauß weißer Rosen, den Doktor März ihm überreichte.

Michael Petroff ahnte nicht, woher der Strauß weißer Rosen kam. Er wußte nicht, daß an jedem Geburtstag hinter der Portiere des Sprechzimmers seine

Gemahlin und seine Tochter standen, die jährlich die weite Reise machten, um ihn zu sehen. In den ersten Jahren war die Gattin des Kapitäns blond gewesen, dann war sie allmählich grau geworden und jetzt war sie weiß, obgleich sie noch verhältnismäßig jung war. Früher war sie allein gekommen, seit drei Jahren war aber stets eine junge Dame in ihrer Begleitung, die immer schrecklich weinte, wenn sie kam und ging. Die junge Dame hatte nur ein Ohr und verbarg diese Verunstaltung durch die Frisur. Das andere Ohr hatte ihr Michael Petroff abgeschnitten, als sie noch ein Kind war, damals, als sein Leiden ausbrach.

Michael Petroff plauderte und lachte fröhlich mit dem Chefarzt und brachte die Rosen seinem Freunde, dem Advokaten.

„Hier sind Blumen! Ich tue nichts damit!"

Der Advokat nahm mit vor Freude geweiteten Augen die Rosen entgegen, vorsichtig wie etwas Zerbrechliches.

Der zweite große Tag Michael Petroffs war der Tag, an dem die Zeitung erschien.

Die Zeitung wurde in der Stadt gedruckt. Michael Petroff hatte den Portier des Sanatoriums für diese Kommission gewonnen. Der Portier lieferte das Manuskript an den Drucker ab und überbrachte Michael Petroff die gedruckten fünfundzwanzig Exemplare. In diesen Tagen befand sich Michael Petroff in der ungeheuersten Spannung. Er ließ die Zeitung den Ärzten und in erster Linie Doktor März zustellen und wartete aufgeregt die Wirkung ab. Er arbeitete in dieser Zeit nicht, sondern ging den ganzen Tag über im Garten und im Haus umher. Wenn er einem Arzte begegnete, so blieb er stehen und sandte ihm einen triumphierenden Blick zu, während seine Lippen ein siegessicheres Lächeln umspielte.

Nach einigen Tagen aber fragte er die Ärzte: „Hören Sie, haben Sie da nicht eine Zeitung erhalten?"

„Eine Zeitung?"

„Ja! Ich erhielt sie ja auch. Das Bajonett?"

„Oh, ja, ich erinnere mich. Ich werde nachsehen."

„Tun Sie das, ja. Es könnten Dinge darin stehen, die Sie interessieren. Hahaha!" Und er klopfte dem Arzt auf die Schulter und sah ihn vielsagend an.

Schließlich aber fragte er den Chefarzt selbst.

„Jaja," entgegnete dieser, „diese Zeitung habe ich allerdings gelesen, mein lieber Kapitän. Eine merkwürdige Sache. Ich habe mich auch sofort erkundigt. Die Redakteure waren aber nicht aufzufinden, trotz aller Bemühungen. Sie existieren gar nicht. Oder nicht mehr. Ich weiß nicht recht, was ich von dieser Zeitung halten soll, mein lieber Kapitän."

Dann ging Michael Petroff einige Tage niedergeschlagen umher, und seine Depression konnte sich bis zur Melancholie und zur Tobsucht steigern. Aber nach

einigen Tagen hellte sich sein Gemüt stets wieder auf. Er begrüßte seine Freunde, bat sie wegen seines verdrießlichen Benehmens um Entschuldigung und machte sich augenblicklich daran, eine neue Zeitung zu entwerfen. Diesmal mußte es ihm gelingen! Aufgepaßt, Doktor März!

Dies war Michael Petroff, Kapitän der russischen Armee.

Freund Engelhardt, dem Michael Petroff und der Advokat einen Besuch abstatten wollten, war ein etwa fünfzigjähriger, ergrauter Mann, der sich erst seit einem Jahr in der Anstalt des Doktor März befand.

Er war Schuhmacher von Beruf und saß sein ganzes Leben lang, jahraus, jahrein unter seiner Glaskugel und klopfte Leder. Er war nicht verheiratet, lebte sehr zurückgezogen und da er fleißig und sparsam war, hatte er sich sogar ein hübsches kleines Vermögen erworben. Da saß er unter seiner Glaskugel und hämmerte und nähte und nichts ereignete sich. Aber allmählich war ihm diese Glaskugel merkwürdiger und merkwürdiger erschienen. Sie funkelte ihn an, blendete ihn, so daß er zuweilen vorübergehend eine gewisse uneingestandene Angst vor ihr empfand. Sie schien zu wachsen, immer größer und größer zu werden, und ein Tag kam, da sträubten sich die Haare Engelhardts vor Entsetzen —

Nun litt er an dem wunderlichen und entsetzlichen Wahn, daß er der Mittelpunkt des Universums sei, dessen Aufgabe darin bestand, das Weltall im Gleichgewicht zu halten. In ihm liefen die tausendfältigen Kräfte des Alls zusammen und er fühlte mit einer marternden Kontinuität, wie die Planeten und Sonnen um ihn ihre Bahnen schwangen, wie es sauste und wetterte da draußen. Wenn eine Kette von Schlittschuhläufern sich um einen in der Mitte dreht, so empfindet der in der Mitte, mit welch ungeheurer Energie die beiden wirbelnden Flügel um ihn kreisen, und er muß all seine Kräfte auf das Festhalten seines Standortes konzentrieren. Ähnlich war das Empfinden Engelhardts und da die Anstrengung ohne jede Unterbrechung währte, so erschöpfte ihn seine Wahnidee dergestalt, daß er in einem Jahr um Jahrzehnte gealtert war. Wenn auch — wie er sagte — das Weltengebäude vom allmächtigen Schöpfer so wunderbar gefügt war, daß es in alle Ewigkeit in den vorgezeichneten Kreisen und Spiralen (so sagte er) lief, so litt er doch über seine Kräfte unter den geringsten Störungen da draußen. Im Winter hatte er vierzehn Tage schlaflos verbracht, da ein heranschwirrendes Gestirn an ihm zerrte; merkwürdigerweise war in dieser Zeit ein Komet aufgetaucht, dessen Erscheinen die ganze astronomische Welt überraschte. Damals war unter merkwürdigen Erscheinungen der Pfleger Schwindt gestorben und Engelhardt hatte — nach seiner eigenen Aussage — dessen Seele in sich gesaugt, so daß er zu neuen Kräften kam, die den ganzen Frühling und Sommer anhielten. Jetzt aber ermattete er wiederum von Tag zu Tag mehr unter seiner Aufgabe und seine Kräfte verfielen rapid. Die Sternschnuppen und Meteor-

schwärme rissen an ihm, so daß ihn Schwindel erfaßte, und besonders der Mond hatte in dieser Zeit eine schreckliche Macht über ihn. Er saugte an seinen Kräften, und Engelhardt hatte das Empfinden, als ob jeden Augenblick der Boden unter ihm einsinken könne und er in die Tiefe sause und das Weltall über ihm zusammenstürze. —

Als Michael Petroff und der kleine Advokat bei Engelhardt eintraten, nachdem sie eine lange Weile vergebens an die Türe gepocht hatten, fanden sie ihn im Bette liegen, die behaarten abgemagerten Hände schlaff auf dem Kissen. Er hatte die Augen senkrecht in die Höhe gerichtet und zwar so stark nach oben gedreht, daß man das Weiße sah, und schien irgendeinen Punkt an der Decke zu fixieren. Sein Gesicht war von gleichmäßig gelblicher Tönung und erweckte den Eindruck, als sei es von Porzellan. So glatt war die Haut und so scharf traten die Kanten der Knochen hervor. Die Stirn war ungewöhnlich groß im Verhältnis zu dem kleinen Gesicht und dem kleinen Mund, der wie zum Pfeifen gespitzt schien und eine Menge feiner, der Mundöffnung zu strömender Linien zeigte. So sehr war der Schuhmacher in einem Jahre abgemagert, daß der Kragen seines bunten Hemdes fingerbreit von seinem dünnen Hals abstand.

„Guten Morgen!“ sagte Michael Petroff leise und heiter. „Freunde kommen!“ Der Advokat blieb scheu an der Türe stehen.

Engelhardt erwiderte nichts. Ein Zittern durchlief seinen Körper, und seine dünnen behaarten Hände zuckten zuweilen, ganz als ob er einem elektrischen Strom von wechselnder Stärke ausgesetzt wäre.

Michael Petroff lächelte und ging näher. „Wie befinden Sie sich, lieber Freund?“ sagte er leise und voller Anteilnahme, indem er sich über Engelhardt beugte. „Der Arzt war heute nacht bei Ihnen?“

Engelhardt rollte den Kopf auf dem Kissen hin und her. Er war erschöpft nach einer schlaflosen Nacht und den Beruhigungsmitteln, die ihm der Arzt verabreicht hatte.

„Schlecht!“ antwortete er tonlos.

„Schlecht?“ Michael Petroff zog besorgt die Brauen in die Höhe. „Es geht ihm nicht gut, unserm Freunde!“ wandte er sich an den kleinen Advokaten, der immer noch an der Türe stand.

„Haben Sie Schmerzen?“ Michael Petroff beugte sich wieder über den Kranken und näherte das Ohr seinem Munde.

„Ja“, erwiderte Engelhardt tonlos und matt und murmelte in Petroffs Ohr. Es hörte sich an, als bete er.

Michael Petroff richtete sich auf und sah den kleinen Advokaten an. „Er sagt, er sei mit seinen Kräften zu Ende, unser Freund. Er braucht eine neue Seele — wie damals im Winter, als der Pfleger starb, erinnern Sie sich?“ Und in das Ohr des Leidenden rief er hinein, unnötig laut: „Ich werde mit dem Doktor

reden, Freund Engelhardt. Das ist des Doktors Sache. Er wird Ihnen eine Seele verschaffen, so oder so!"

Der kleine Advokat aber hüllte sich plötzlich enger in seinen Schal. Ihn fröstelte. Für gewöhnlich blieben nur wenig Eindrücke in seinem Gedächtnis haften, aber er erinnerte sich noch deutlich an den Tod des Pflegers Schwindt — wie Michael Petroff zu ihm ins Zimmer kam und ihm geheimnisvoll ins Ohr flüsterte: „Der Pfleger ist gestorben. Engelhardt holte sich seine Seele, sehen Sie!" Nun ergriff ihn Schrecken bei dem Gedanken, daß Engelhardt am Ende seine Seele fordern könnte, und nichts fürchtete er mehr als den Tod.

Der Tod lebte in seinem kranken, wirren Kopf als eine Gestalt, die unsichtbar bis auf die Hände war. Plötzlich, oh, so plötzlich! würde er neben ihm stehen, dicht an seiner Seite. Und eine entsetzliche Kälte wird von ihm ausströmen, mit einemmal würden alle Blumen bereift umsinken und die Millionen rascher Vögel erstarrt aus der Luft stürzen, und er selbst würde in einen kleinen Schneehaufen verwandelt werden.

Der Advokat zog den Kopf ein, so daß sich sein dünner grauer Bart über der Halsbinde sträubte, und richtete die kleinen Mausaugen furchtsam auf Michael Petroff und zitterte.

Michael Petroff sah ihn erstaunt an. „Was haben Sie nur, lieber —?" sagte er gedehnt und lächelte. „Sie ängstigen sich? Ja, weshalb, ich bitte Sie? Ich werde sofort zu Doktor März gehen und ihm Freund Engelhardts Anliegen vortragen. Er wird nicht zögern, wie ich ihn kenne, und alles ist in Ordnung. — Ich würde Ihnen ja gerne meine Seele zur Disposition stellen, Freund Engelhardt, aber ich brauche sie selbst noch — ich habe eine Mission zu erfüllen, Sie wissen — ich bin Napoleon, der jeden Tag eine Schlacht schlägt, ich bin —" Aber er hielt plötzlich inne und lauschte.

„Hören Sie, da ist der Doktor ja!" flüsterte er. „Er wird sogleich hier sein —"

Doktor März war in den Pavillon eingetreten. Man hörte ihn auf dem Korridor mit jemand sprechen, und alle drei im Zimmer des Schuhmachers lauschten. Die Stimme des Arztes allein war imstande, ihren Gedanken eine andere Richtung zu verleihen und flößte ihnen Hoffnungen, unbestimmte, aber ungeheure Hoffnungen ein. Sie wirkte auf sie ähnlich wie eine Stimme auf Verirrte wirkt, die sich in einer unbewohnten Öde verloren glaubten. Und doch sprach Doktor März nicht viel, er war vielmehr ein Meister im Zuhören geworden, der stundenlang im Tage den Klagen, den Beschwerden und hundert Bitten seiner Patienten lauschte. Aber seine wenigen Worte hatten die Kraft, aufzumuntern, zu trösten, zu erfreuen und die Stimmung seiner Patienten für den ganzen Tag zu beeinflussen.

Der Advokat fror auf einmal nicht mehr, Michael Petroff lächelte aufgeregt,

und Engelhardt hatte den Punkt an der Decke losgelassen und richtete die Augen auf die halb offenstehende Türe. Er hatte den Blick so stark konzentriert, daß seine kleinen blendenden Augen zu schielen schienen.

„Hören Sie, der Rajah spricht mit ihm!" sagte Michael Petroff und hob lauschend den Finger.

„Sie werden keineswegs bewacht, lieber Freund," sagte die ruhige Stimme des Arztes.

Und eine fast noch ruhigere tiefe Stimme antwortete: „Ich hörte die Wache die ganze Nacht vor meiner Türe auf und ab gehen, mein Herr! Ich hörte auch die Trommel bei der Ablösung."

„Lieber Freund," entgegnete der Arzt, „Sie haben geträumt."

„Nein!" fuhr der Mann fort, den Michael Petroff Rajah genannt hatte, „ich entschuldige Sie, mein Herr. Sie tun nur Ihre Pflicht, ich weiß es. Allein der Takt sollte es Ihnen verbieten, Ihre Maßnahmen in einer solch auffallenden Weise zu treffen. Ich habe Ihnen mein Ehrenwort gegeben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Sagen Sie das der englischen Regierung, in deren Namen Sie mich hier festhalten. Ich habe ebensowenig Waffen in meinem Zimmer verborgen. Ich ersuche Sie zu revidieren."

„Ich weiß es recht wohl, mein Freund!"

„Ich ersuche Sie, trotzdem zu revidieren."

Der „Rajah" gab sich erst zufrieden, nachdem ihm der Arzt eine sofortige Revision versprochen hatte.

Während des Gesprächs war Doktor März im Rahmen der Türe erschienen und hinter ihm der „Rajah". Doktor März war ein kleiner, in einen hellgrauen Anzug gekleideter Herr mit gerötetem bartlosen Gesicht und einem raschen, prüfenden und dabei doch sanften Blick, und der „Rajah" stand groß und dunkel hinter ihm und füllte fast die ganze Türe aus. Der „Rajah" hatte einen langen schwarzen Bart und ein dunkelbraunes kühnes Gesicht, aus dem das Weiße der Augen abstach.

Der „Rajah" war ein einfacher Volksschullehrer, der einige Jahre in Indien an einer deutschen Schule gewirkt hatte. Während eines langwierigen Fiebers hatte sich in ihm die Basis zu einer Wahnvorstellung gebildet, die nach der Rückkehr in seine Heimat gänzlich Besitz von ihm ergriff. Er wähnte, ein indischer Fürst zu sein, den die englische Regierung ins Exil geschickt hatte.

Er war ein sehr stiller und verschlossener Kranker, der nie mit den anderen Patienten sprach. Seine Haltung drückte unermeßliche Ruhe und einen anscheinend ganz natürlichen Stolz aus. Tagelang würdigte er keinen Menschen eines Blickes. Er ging im Garten hin und her, ganz langsam, betrachtete mit verächtlicher Miene Blumen und Bäume und saß jeden Abend, wenn es das Wetter erlaubte, abseits auf einer Bank und blickte in die sinkende Sonne, der

er sein gebräuntes Gesicht zuwandte, bis sie verschwand. Und während er in die sinkende Sonne blickte, brannten seine schwarzen Augen von einem dunkeln, sehnsüchtigen Schmerz. Da sah er Palmen, die in der Sonne zerschmolzen, so daß man nur ihre mit Feuerrändern versehenen Kronen, nicht aber die Stämme sah — Elefanten, die würdig dahinschritten, den kleinen braunen Treiber im Nacken — goldstrotzende Tempel, braune halbnackte Volkshaufen, die mit Zweigen in der Hand dahinhüpften und helle Schreie ausstießen — und da sah er auch sich, wie er den großen Dampfer betrat, der ihn ins Exil bringen sollte, und das braune Volk warf sich weinend auf dem Kai nieder. Ein heißer ungeheurer Schmerz erfüllte die Seele des „Rajah" und er stand auf und schob die breiten Schultern etwas höher, als trage er eine schwere Last. Und er trug sie! Nie klagte der „Rajah", nie zeigte er Niedergeschlagenheit, nie zeigte er auch nur im geringsten, was in ihm vorging.

Auch in seinem Zimmer verhielt er sich ruhig. Nur selten hörte man ihn sprechen und nur manchmal — im Schlaf — stieß er einen gedehnten, singenden Ruf aus, wie ihn die Straßenverkäufer im Orient hören lassen.

Als Doktor März eintrat, verbeugte sich der kleine kahlköpfige Advokat, die Mütze in der Hand, und drückte sich schüchtern an die Wand. Er empfand eine grenzenlose Dankbarkeit für den Arzt, der ihn hier still und ruhig bei seinen Blumen und Vögeln leben ließ, ohne je Bezahlung von ihm zu fordern. Er wagte es heute nicht einmal, Doktor März um Brosamen für seine Vögel zu bitten und sich über die nachlässigen Mägde in der Küche zu beschweren, obgleich er es sich fest vorgenommen hatte.

Den „Rajah" dagegen, der düster und unnahbar im Gang stand, vermochte der Advokat nicht ohne Scheu und eine innere leise Angst zu betrachten. Um ihm seine Ergebenheit auszudrücken, verneigte er sich tief gegen ihn, und da der „Rajah" ihn nicht beachtete, verbeugte er sich nochmals, während er die Lippen flüsternd bewegte. Allein der „Rajah" würdigte ihn keines Blickes. Einen Augenblick lang dachte der Advokat daran, näher zu treten und dem „Rajah" die Hand zu küssen. Denn er erinnerte sich einer Begebenheit, die sich scharf seinem Gedächtnis eingeprägt hatte: An einem Abend hatte er den „Rajah" im Korridor getroffen und ihm seine Verbeugung gemacht. Sie waren ganz allein. Da kam der „Rajah" auf ihn zu und sagte mit tiefer, gedämpfter Stimme „Getreuer" und streckte ihm die Hand zum Kusse hin. „Warte!" sagte der „Rajah" weiter. „Ich will dir meine Gunst bezeugen. Ich habe ja nicht mehr viel von den Schätzen übrig, die ich mit ins Exil nahm, aber — hier, nimm, nimm!" Und der „Rajah" hatte ihm einen kleinen grauen Stein in die Hand gedrückt.

Michael Petroff dagegen betrachtete Doktor März mit einem lächelnden und forschenden Blick, während er sich höflich gegen die Türe zurückzog. Er beugte

den Kopf dabei etwas in den Nacken, neigte ihn ein wenig auf die Seite und sah den Arzt an, als ob er eine ganz besondere Nachricht von ihm erwarte und als ob er genau wisse, daß Doktor März heute eine ganz besondere Nachricht für ihn habe. So zuversichtlich sah er ihn an, und ein Lächeln umspielte seinen schönen Knabenmund.

Engelhardt aber, dessen Brauen vor Schmerz wie mit Klammern in die Höhe gespannt waren, hatte sich im Bett halb aufgesetzt und trug dem Arzt seine Leiden und Wünsche vor. Er sprach in der Kehle, rasch, murmelnd und fast unverständlich, und seine Stimme klang wie das ferne Kläffen eines Dorfhundes, das man in einer stillen Nacht hört.

Daß er zu Ende sei mit seinen Kräften — der Mond saugt! — daß ihn in der Nacht Tausende von Menschen auf den Knien angefleht hätten, sie nicht der Vernichtung preiszugeben — daß nur eine neue Seele ihm wieder Stärke verleihen könne — daß er fühle, wie er sich mehr und mehr nach links neige und das Weltall jeden Augenblick zusammenstürzen könne: all das stieß er wirr und kaum verständlich heraus, die kranken Augen hilfesuchend auf Doktor März geheftet.

Doktor März hörte ernst zu, auch Michael Petroff und selbst der „Rajah", der unter die Türe getreten war. Und da alle so ernst zuhörten — besonders der „Rajah", der seine großen glühenden Augen auf Engelhardt gerichtet hatte — so wurde der kleine Advokat wieder von seiner früheren Angst gepackt. Es war ihm, als sänken seine Beine in den Boden hinein, wie in einen Sumpf, aber gerade in dem Moment, da die Angst wie eine große schwarze Finsternis über ihn sinken wollte, setzte sich ein Vogel zwitschernd auf das Fensterbrett, und der Advokat war wie verwandelt.

„Ich komme!" flüsterte er hastig.

„Bleiben Sie doch!" sagte Michael Petroff leise zu ihm und griff nach seinem Arm. „Wohin denn?"

„Er rief mich!" entgegnete der Advokat und schlüpfte rasch hinaus.

„Wie er eilt!" dachte Michael Petroff und hörte sich selbst im Innern lachen. Und später sagte er zu Doktor März, indem er ihm vertraulich die Hand auf die Schulter legte: „Dieser Advokat ist gewiß ein kluger und gebildeter Mann — und doch glaubt er, daß die Vögel ihn rufen! Unter uns, Doktor, haben Sie nie den Gedanken gehabt, daß es mit ihm nicht ganz in Ordnung ist —?"

Nach Tisch ergingen sich wie gewöhnlich die Patienten des Doktor März im Garten. Sie trotteten in kleinen Trüppchen hinter einander her, immer um das große Blumenbeet herum, in gleichen Abständen, schweigsam, in Gedanken versunken. Nur der „Erfinder," ein junger Mann, blieb zuweilen stehen, stemmte die Hand in die Seite, legte den Finger an die Stirn und fixierte einen Punkt am Boden.

Der Advokat begoß seine Blumen und lauschte verzückt auf das Zwitschern der tausend und abertausend Vögel, die in den Büschen und Wipfeln hüpften. Michael Petroff war in ganz ausgezeichneter Laune. Es gab da Neuigkeiten —! Man höre, man höre! Er rauchte, jeden Zug genießend, eine Zigarette, die ihm Doktor März verehrt hatte. Die Zigarette schwang er zwischen den kokett gespreizten Fingern in großem Bogen, als zöge er grüßend den Hut, und so oft er einen Zug nahm, blieb er stehen und blies den Rauch senkrecht in die sonnige Luft empor und sah zu, wie der blaue Rauch zerging. Aus allen Dingen strömte ihm Entzücken zu. Selbst das Gehen empfand er als eine Lust. Er machte kleine Schritte, drückte die Knie durch und fühlte mit Vergnügen die elastische Behendigkeit, mit der sich seine zuweilen leise knackenden Zehen und seine Ballen in den dünnsohligen Schuhen vom Boden abstießen, während seine Fersen den Weg nur flüchtig berührten, und das Spielen seiner Knie. Blieb er aber stehen, so spannte er die Muskeln seiner Schenkel durch Eindrücken der Knie an, und empfand wiederum Vergnügen über die Festigkeit, mit der er dastand, wie eine Statue. Er war überzeugt, daß nichts ihn hätte umwerfen können. Lächelnd und Seligkeiten mit den Blicken austeilend ging er dahin, er grüßte jeden und so oft er einen Bekannten traf, erzählte er ihm das große Ereignis, das heute eingetreten war.

„Hören Sie, mein Freund!" rief er dem kleinen Advokaten zu, der in einer Rasenfläche stand und sich mit der Gießkanne über ein Tulpenbeet beugte, um die Blumen in der Mitte zu begießen. „So kommen Sie doch heraus! Es gibt Neuigkeiten! Nun, so kommen Sie doch endlich!"

Er wartete in liebenswürdiger Ungeduld, bis der Advokat fertig war und auf den Weg trat, um mit der leeren grünen Kanne zum Brunnen zu gehen. „Ich will Ihnen erzählen, was sich heute ereignete," begann er dann rasch, „Seine Majestät der König von Sachsen haben geruht —"

„Verzeihen Sie," unterbrach ihn flüsternd der Advokat und fing an zu gehen, „es ist heiß, ich habe es eilig. Die Blumen vertrocknen."

„Ich gehe mit Ihnen zum Brunnen," fuhr Michael Petroff gut gelaunt fort und ging rasch neben dem eilenden Advokaten her, „ich kann es Ihnen ja ebensogut im Gehen erzählen. Ich sage also heute zum Doktor: Nun, Doktor, für mich haben Sie heute nichts? Nein, sagt er, lieber Kapitän, leider nichts. Gar nichts, sage ich und fasse ihn am Arm, seit Wochen ist keine einzige Antwort eingelaufen? Wirklich nichts, Doktor? Er sieht mich an und denkt nach. Ach ja, sagt er, ich hätte es beinahe vergessen. Es ist ein Schreiben eingelaufen. Es betrifft diesen Tischlergesellen, Sie wissen, lieber Kapitän? Tischlergesellen? Doktor? Ich erinnere mich nicht — ich ziehe mein Taschenbuch heraus, in das ich alle ausgehenden Schriftstücke eintrage: Woher kam die Antwort? Aus Sachsen? Ah, sage ich, dann betrifft es jenen Schlächtergesellen, den man zum

Tode verurteilt hatte. Ja, sagt der Doktor, ganz richtig, ein Schlächtergeselle war der Bursche. Und nun hören Sie, lieber Freund: Seine Majestät der König von Sachsen haben geruht ihn auf meine Petition hin zu begnadigen. Ich werde noch heute ein Dankschreiben an Seine Majestät entwerfen."

„Wie sie heute sticht, die Sonne," antwortete der Advokat auf Michael Petroffs Erzählung und begann den Pumpenschwengel zu ziehen. „Die Blumen sehen alle so matt aus."

„Hahaha!" Michael Petroff lachte. „Sie hören ja gar nicht zu? Wie?"

Nein, der Advokat hörte nicht zu. Er sah in die Kanne, ob sie voll wäre.

Michael Petroff betrachtete ihn eine Weile mit zur Seite geneigtem Kopf, dann lachte er still vor sich hin und ging rasch weiter. Er blickte über den Garten und suchte nach jemand, dem er die frohe Botschaft erzählen könnte.

Da entdeckte er den „Rajah", der im Gemüsegarten zwischen zwei Salatbeeten hin und her ging. Seiner Gewohnheit gemäß war der „Rajah" allein und da, wo sonst niemand war.

Michael Petroff wippte sich auf den Zehen und dachte einen Augenblick daran, mit einem einzigen Sprung über die Beete zu setzen, die ihn, etwa hundert Schritt breit, von dem „Rajah" trennten. Er brauchte sich ja nur ein bißchen in die Höhe zu schnellen und wäre dort. Aber er befürchtete unhöflich gegen den „Rajah" zu sein, ihn vielleicht zu erschrecken, und unterließ es.

Der „Rajah" ging so stolz und würdevoll einher wie gewöhnlich, aber heute war er unruhig und nachdenklich. Die Worte Engelhardts, der das Weltall im Gleichgewicht hielt, daß es nicht in Trümmer stürze, hatten seinen Sinn gefangen genommen. Er dachte darüber nach, und nach langem unerbittlichen Nachdenken war er zu dem Schlusse gekommen, daß es nur noch eines gäbe — eines — —

Da trat Michael Petroff an ihn heran.

„Erlauben Sie, daß ich störe?" sagte er höflich und zog die graue englische Reisemütze. „Kapitän Michael Petroff!"

Der „Rajah" sah ihn mit seinen schwarzen brennenden Augen ernst an.

„Was willst du?" fragte er ruhig.

Michael Petroff lächelte. „Ich möchte Ihnen gerne eine freudige Neuigkeit mitteilen," begann er. „Heute morgen also sage ich zum Doktor: ‚Nun, Doktor, haben Sie nichts für mich, heute — ?'" — Und er erzählte freudestrahlend dieselbe Geschichte, die er heute schon dutzendmal erzählt hatte.

Der „Rajah" hörte schweigend zu, während er Michael Petroff nachdenklich betrachtete. Dann sagte er: „Ich möchte gerne mit dir sprechen."

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung!"

Der „Rajah" ließ seine Augen langsam und würdevoll über den Garten schweifen.

„Wollen wir zu jener Bank gehen!“

„Mit Vergnügen.“

Der „Rajah“ setzte sich und lud Michael Petroff mit einer herablassenden Handbewegung ein, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Ich sehe dich immerfort schreiben —“ begann er.

Michael Petroff lüftete die Mütze: „Michael Petroff, Kapitän der russischen Armee,“ sagte er höflich.

Der „Rajah“ sah ihn an und fuhr hierauf mit der gleichen Ruhe und Hoheit fort: „Wenn du schreibst, so mußt du wissen. Und gewiß hast du Weisheiten über Menschen und Dinge aus den heiligen Büchern geschöpft, die uns andern verschlossen bleiben, und dein Leben gemäß den Vorschriften deiner Kaste in Meditationen verbracht. Gut, so lege mir die Worte des Fakirs aus, der nach dem unerforschlichen Ratschluß der Götter das Weltengebäude auf den Schultern trägt! Sprich!“

Michael Petroff lächelte geschmeichelt und verbeugte sich gegen den „Rajah“. Er verstand zwar nicht alles, was der „Rajah“ sprach, aber er fühlte Hochachtung und Verehrung aus seinen Worten. Er fand, daß er gewissermaßen die Verpflichtung habe, den „Rajah“ in das Geheimnis seiner Zeitung einzuweihen, aber zu seiner eigenen Überraschung fragte er: „Sie meinen Freund Engelhardt?“

„Du hörtest, was er sagte?“

„Ja!“

„So sprich!“ Es zeigte sich, daß der „Rajah“ kein einziges Wort, das Engelhardt zu Doktor März sagte, vergessen hatte; Michael Petroff dagegen wußte nahezu nichts mehr und zog sich den Unwillen des „Rajahs“ zu.

„Pardon!“ entschuldigte er sich. „Es gehen mir so viele Dinge durch den Kopf.“

„Was aber wird geschehen, wenn er keine neue Seele erhält?“ fragte der „Rajah“ weiter.

„Oh, der Doktor wird wohl Sorge tragen.“

„Auch Fakire sind nur Menschen. Was wird geschehen, wenn ihm die Kräfte versagen? Wird die Welt einstürzen?“

„Sie wird einstürzen!“ erwiderte Michael Petroff und mußte lachen.

„Weshalb lachst du da?“ sagte der „Rajah“ ruhig und seine dunkeln Augen funkelten. „Was wirst du tun, wenn sie einstürzt?“

„Ich?“ Michael Petroff lächelte und deutete auf den Pavillon, der durch die Büsche schimmerte. „Wenn dieses Haus dort einstürzt,“ fuhr er fort, „so werde ich mich rasch davon machen und in meine Heimat zurückkehren. Meine Heimat ist Rußland. Sie kennen Rußland? Sie können Deutschland auf der Hand forttragen, Rußland aber nicht einmal auf dem Rücken. So groß ist meine Heimat.“

Der „Rajah" dachte lange und angestrengt nach. Dann sagte er, langsam und mehr für sich selbst: „Wenn die Welt einstürzt, wird dann auch mein Reich einstürzen? Die Berge mit den Tempeln, die Wälder und Städte, wird all das zerstört werden?"

Michael Petroff nickte und lächelte schadenfroh. „Ich glaube wohl!"

Auch der „Rajah" nickte nun. Er neigte einigemal langsam sein Haupt. „All meine Untertanen werden zu Grunde gehen?" fragte er und nickte. Er stand auf und schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er ernst und sah Michael Petroff an. „Das soll nicht sein! Wir wünschen es nicht."

Der Rajah ging. Langsam und würdevoll schritt er in der Sonne dahin dem Pavillon zu.

Michael Petroff sah ihm nach. Er lächelte und schüttelte den Kopf. „Was für ein wunderlicher Mensch er doch ist!" sagte er und lachte. Und als er sein Lachen hörte, lachte er nochmals laut und fröhlich und schnippte mit den Fingern dazu. Hahahaha!

Der „Rajah" aber trat in Engelhardts Zimmer und teilte ihm mit, daß er gesonnen sei, ihm seine Seele zu überlassen. „Wenn die Götter mein Opfer annehmen wollen."

Engelhardt, der wie tot auf dem Bett lag, öffnete die Augen und sah ihn an. „Wollen Sie?" keuchte er und seine Hände und sein Gesicht zuckten.

„Ja."

„Drei Tage will ich noch kämpfen!" keuchte Engelhardt.

Der „Rajah" zog die Türe zu. Er begab sich in sein Zimmer und schrieb mit großen, fliegenden Buchstaben, die alle in verschiedene Richtungen flatterten, einen kurzen Brief an Doktor März.

„Euer Hochwohlgeboren," so schrieb er, „der Himmel hat es beschlossen. Wir sollen den blauen Fluß nicht mehr sehen. Wir sollen die überschwemmten Reisfelder nicht mehr sehen und nicht mehr die weißen Elefanten, deren Zähne goldne Ringe tragen. Der Himmel hat es beschlossen und wir gehorchen. Sagen Sie der englischen Regierung, daß wir erhaben sind über das Gefühl der Rachsucht und Bitterkeit. Sagen Sie der englischen Regierung, daß wir gesonnen sind unsere Untertanen zu retten und unsere Seele preisgeben, wenn den Göttern das Opfer gefällt."

Der „Rajah" klingelte dem Pfleger und übergab ihm ruhig und voll Würde das Schreiben. Dann entkleidete er sich und legte sich zu Bett, bereit zu sterben.

Am Abend, als es dunkelte, kam der Advokat verstört in das Zimmer Michael Petroffs gestürzt, ohne anzuklopfen, ohne unter der Türe zu warten, wie er es sonst zu tun pflegte.

„Helfen Sie mir, Kapitän!" flüsterte er und flüchtete sich in die Arme des erstaunten Michael Petroff. Der Advokat zitterte vor Entsetzen.

„Was in aller Welt —?" rief Michael Petroff erstaunt und erschrocken aus.

„Er steht im Gange!" flüsterte der Advokat.

„Wer? Was haben Sie?"

„Engelhardt! Er steht vor der Türe des „Rajah". Er holt sich seine Seele."

„Was sagen Sie da?" Michael Petroff lachte leise.

„Ich sah ihn stehen. Lassen Sie ihn nicht zu mir kommen, oh, du guter Gott!"

„Pst!" unterbrach ihn Michael Petroff. „Ich werde nachsehen."

Der Advokat umklammerte seine Füße. „Er wird hereinkommen, oh, mein Gott, mein Gott!"

„Lieber Freund," versetzte Michael Petroff, „fassen Sie sich. Er soll nicht hereinkommen. Ich verspreche es Ihnen. Aber ich will sehen!"

Der kleine Advokat kauerte auf dem Boden und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Michael Petroff aber ging hinaus. Nach einer Weile kam er zurück. Er sah etwas blaß aus, aber er lachte um sich Mut zu machen.

„Ja," sagte er gedämpft, „da steht er an seiner Türe und lauscht. Weshalb zittern Sie so, lieber Freund?"

„Verlassen Sie mich nicht!" flüsterte der Advokat, immer noch die Hände vor dem Gesicht.

Der „Rajah" lag auf dem Bett, die großen Augen mit einem glänzenden Blick in die Ferne gerichtet, und regte sich nicht. Über sein gebräuntes Gesicht war eine hoheitsvolle Ruhe und Gelassenheit ausgegossen. Er weigerte sich aufzustehen und wies jede Nahrung zurück. Doktor März maß die Temperatur und fand sie einigermaßen niedrig, den Puls etwas langsam, irgendwelche Symptome einer gesundheitlichen Störung oder Anzeichen einer nahenden Krankheit konnte er aber nicht entdecken. Er redete dem „Rajah" mit freundlichem Ernst zu, aufzustehen und zu essen, da der „Rajah" ihm aber nicht antwortete, ließ er ihn in Ruhe. Er war an die Launen seiner Patienten gewöhnt und wußte, daß sie ebenso rasch gingen, wie sie kamen.

Dagegen machte ihm Engelhardt ernstlich Sorge. Er hatte trotz aller Dauerbäder und Beruhigungsmittel die Nacht wiederum schlaflos und erregt verbracht. Nun lag er in einer Art Halbschlaf, und zitterte und zuckte unter der Anstrengung, die sein schrecklicher Wahn von ihm forderte. Er vernahm Stimmen, das Geschrei von Millionen von Menschen, die die Hände nach ihm rangen und ihn anflehten, sie nicht der Vernichtung preiszugeben, er hörte das Läuten der Glocken, die Bittgesänge von Prozessionen, die Gebete der Kaiser und Könige, Bischöfe und Päpste. Seine Haut war trocken und spröde, sein Puls hüpfend und unstet. Doktor März saß lange Zeit neben seinem Bett und beobachtete ihn, während

er, zuweilen blinzelnd, sein ganzes Wissen und alle seine Erfahrungen blitzschnell in Gedanken durchflog. Dann verließ er Engelhardt mit einer nachdenklichen und ratlosen Miene.

Nach einer Stunde aber war er schon wieder bei ihm.

Die Patienten des Pavillons wurden von einer sonderbaren Nervosität ergriffen, die sich stets bei ihnen einstellte, wenn die häufigen Besuche des Arztes darauf hindeuteten daß jemand schwer krank war. Sie gingen mit behutsamen Schritten, sprachen nur halblaut, und manche verließen das Zimmer überhaupt nicht. Der kleine Advokat wagte kaum sich zu regen und bat die tausend Vögel, die mit ihm im Zimmer lebten, recht ruhig zu sein, als er ihnen Brosamen und Wasser auf den Tisch stellte. Wieder und wieder zwang ihn eine unbekannte Macht durch das Schlüsselloch zu sehen. Da stand er lange Zeit, die Hand in der Art der Kindern auf das linke Auge gepreßt und spähte mit dem rechten durch das Schlüsselloch hinaus auf die weiße Wand des Korridors. Sobald aber ein Vorübergehender den Ausblick verdeckte, fuhr er erschrocken zurück. Wenn er hinaus zu seinen Blumen mußte, so öffnete er lautlos und langsam die Türe und ging rückwärts, die Augen auf Engelhardts Türe gerichtet, bis zu den Stufen. Hier drehte er sich rasch um und eilte hinab, immer in der Furcht, daß ihn plötzlich eine Hand am Rockkragen festhalten werde.

Michael Petroff war der einzige, dem die allgemeine Unruhe nichts anhaben konnte. Er saß an seinem Schreibtisch, schnitt seine Fälle aus, numerierte, registrierte, klebte, schrieb. Er schüttelte lächelnd den Kopf über die Furcht des kleinen Advokaten, versprach ihm aber für alle Fälle seinen Schutz.

„Seien Sie ganz ruhig, lieber Freund!" sagte er gönnerhaft. „Solange ich lebe, haben Sie keine Ursache sich zu beunruhigen!" Und mit wichtiger Miene fügte er hinzu: „Ich war bei ihm. Er erzählte mir, daß der „Rajah" ihm seine Seele versprochen habe. Nun, was weiter? Voilà tout. Sie aber verlassen sich auf Michael Petroff!"

„Ich danke Ihnen!" flüsterte der Advokat und griff nach Michael Petroffs Hand um sie zu küssen.

„Nicht das! Wozu?" wehrte Michael Petroff ab, fühlte sich aber doch geschmeichelt und geehrt.

Der Advokat verließ ihn ruhiger. In der Nacht aber hörte er Engelhardt rufen und verkroch sich zähneklappernd unter die Bettdecke. Nun war es ihm, als sei er in die Erde eingegraben, in einen hohen Berg und vermochte vor Angst kaum zu atmen. Da aber sah er plötzlich einen ungeheuren Schwarm von Vögeln, die pfeilschnell in einer leichten Biegung über den Himmel glitten. Er winkte und rief empor: „Wohin? Wohin?" — „Komm mit! Komm mit!" zwitscherten die Vögel zur Antwort. „Nach Wien! nach Wien!" und sie glitten in die Ferne. Der Advokat sah ihnen nach und schlief ein.

Die Kräfte des „Rajahs“ schwanden zusehends, obgleich Doktor März ihm künstlich Nahrung zuführen ließ. Rasch wie die Dämmerung in den Tropen erlosch er. Sein braunes Gesicht und seine braunen Hände hatten eine graue, fahle Färbung angenommen, wie trockene Gartenerde, und seine mächtige breite Brust hob und senkte sich rasch und lautlos unter der Decke. Seine Lider, die fahler aussahen als das Gesicht, waren halb über die Augen gesenkt, aber sobald jemand ins Zimmer trat, hoben sie sich langsam und ein großer glänzender Blick traf fragend den Eintretenden.

Der Puls wurde dünn und fliehend, und Doktor März saß fast die ganze Zeit am Bett des Kranken. Der rasche Verfall seiner Kräfte war ihm unverständlich und besonders besorgt machte ihn das unerklärliche, rapide Nachlassen des Herzens. Er saß und blinzelte zuweilen, beobachtete, dachte, versuchte alles nur Denkbare — und am Abend wußte er, daß der „Rajah“ nicht mehr zu retten war.

„Wie geht es ihm, Doktor?“ fragte Michael Petroff, der im Korridor dem Arzt aufgelauert hatte, und deutete mit dem Kopf auf die Tür des „Rajah“.

„Nun, nicht schlecht!“ antwortete Doktor März zerstreut.

Michael Petroff lachte leise hinter ihm her. Dann ging er sofort ins Zimmer des Advokaten.

„Der „Rajah“ stirbt!“ sagte er mit einem triumphierenden Blick.

Der Advokat sah ihn furchtsam von unten herauf an; er entgegnete nichts.

„Ja!“ Michael Petroff setzte sich in einen Rohrstuhl und zog die Beinkleider etwas in die Höhe, damit sich die Knie nicht herausdrückten. „Ich frage eben den Doktor. Er sagt: nicht schlecht. Nun, das heißt, der „Rajah“ stirbt. Als Heinrich starb, Heinrich, der die lustigen Lieder sang, über die Sie so lachen konnten, mein Freund, was sagte da der Doktor? Nicht schlecht! Und Heinrich starb. Ja, ich verstehe mich auf Ärzte.“

Der kleine Advokat hüllte sich in seinen Schal. Ihn fröstelte.

„Er saugt ihm die Seele aus dem Leib,“ fuhr Michael Petroff mit wichtiger Miene fort. „Er versteht seine Sache, dieser Engelhardt. Wie machte er es damals mit dem Pfleger Schwindt? Genau so, sehen Sie!“

Und Michael Petroff ging, sich fröhlich die Hände reibend. Er fühlte sich angeregt von all dem, was um ihn vorging, von all den Dingen, die er durchschaute. Es gab da Neuigkeiten —! In vorzüglicher Laune setzte er sich an den Schreibtisch, um seinen Artikel: Doktor März verhaftet! durchzufeilen.

In dieser Nacht, gegen drei Uhr, starb der „Rajah“.

Die Nacht war warm und still und so hell vom Mond, daß man im Freien lesen konnte. Die Patienten waren unruhig, sie räusperten sich, gingen auf und ab und sprachen mit sich. Zuweilen aber wurden sie alle still: das war, wenn Engelhardt zu schreien anhub. Ich kann nicht mehr! Und dazwischen dekla-

mierte er laut die Ansprachen, die die Könige und Fürsten, die vor ihm knieten, an ihn richteten.

Der kleine Advokat hatte es nicht gewagt, sich niederzulegen. Er saß angekleidet auf dem Sofa, in all seine Decken gehüllt. Und doch fror er, daß ihm die Zähne klapperten. Wenn Engelhardt zu schreien anfing, bewegte er betend die Lippen und schlug das Kreuz.

Michael Petroff aber hatte sich, unbekümmert um alles, zu Bett gelegt. Er lag, die Arme unter dem Kopf, und dachte über einen geeigneten Titel seiner Zeitung nach. Denn diesmal wollte er den Doktor überrumpeln, packen — ja, warte nur! Was aber sollte ein Titel wie der „Unparteiische" sagen, bitte schön? War damit diesem hartgesottenen Doktor beizukommen? Wie? Oh, nein, nein, ganz und gar nicht. Der Titel mußte nach Feuer und Schwefel riechen, wie ein Schwert, das geschwungen wird, mußte er sein, wie die Öffnung eines Gewehres, das auf den Doktor gerichtet war — Doktor März mußte erschrecken, wenn er den Titel las! Und nach langem Nachdenken entschloß sich Michael Petroff seine Zeitung diesmal „Schwert des Erzengels" zu nennen. Er sah diesen Erzengel deutlich dahinfahren, schräg, mit fürchterlich wehenden Gewändern und erschreckend verzerrter Miene, das Schwert mit beiden Händen ein wenig nach hinten geneigt in die Höhe haltend. Und dieses Schwert, das rasiermesserscharf und hinten sehr breit war, schlitzte das Firmament auf und ein dampfender blutroter Streifen wurde sichtbar. Dieser rote dampfende Streifen erfüllte Michael Petroff mit einem starken Wollustgefühl. Er setzte sich auf und sagte: Warte nur, haha!

Plötzlich aber legte er die Hand über die Augen. Ein dunkler, wehmütiger Schmerz hatte ihn überfallen und er wußte nicht warum.

„Michael Petroff —?" sagte er leise, „Michael Petroff —?" und Tränen traten in seine Augen. So, die Hand über den feuchten Augen und einen dunkeln Schmerz im Herzen schlief er ein.

Er lag in tiefem Schlaf, als ihn ein Pochen an der Tür weckte: „Ich bin es, der Pfleger, erschrecken Sie nicht."

„Was gibt es?"

Der Pfleger trat ein und sagte halblaut: „Herr Doktor März läßt Sie ersuchen zu kommen. Der Lehrer möchte Sie sprechen."

„Der Lehrer?"

„Der ‚Rajah', Sie wissen ja."

„Sie wissen nicht, was er von mir will?"

„Nein, Doktor März läßt Sie ersuchen."

„Gut, ich komme."

Michael Petroff erhob sich und machte langsam und sorgfältig Toilette. Der Pfleger kam zurück und bat ihn, sich beeilen zu wollen. Michael Petroff band

sich sorgfältig die Krawatte. „Ich komme ja schon," sagte er unwillig, „ich kann doch nicht halb angekleidet einen Besuch machen."

Endlich war er fertig; er besah sich noch rasch im Spiegel, strich den Schnurrbart zurecht und ging hinaus.

„Herr Kapitän!" flüsterte der kleine Advokat durch die Türspalte, denn das Klopfen und Sprechen in Petroffs Zimmer hatte ihn noch ängstlicher gemacht. „Ich flehe Sie an —!"

„Ich habe Eile," antwortete Michael Petroff und schritt den Korridor entlang. Er hörte Engelhardt in seinem Zimmer deklamieren: „Wir flehen zu dir, zerstöre nicht den Dom der Welt, gepriesen sei dein Name!" Und mit veränderter, keuchender Stimme fuhr Engelhardt fort: „Ich kämpfe, ich kämpfe —!" Oben im ersten Stock ging ein Schritt hin und her, ruhelos, immer auf und ab, wie das ferne Stampfen einer Maschine.

Da öffnete der Pfleger die Tür zu dem Zimmer des „Rajah" und Michael Petroff trat ein.

„Guten Morgen!" sagte er laut und heiter, als sei es lichter Tag und der „Rajah" nicht dem Tode nahe. „Guten Morgen, Doktor! Hier bin ich. — Guten Morgen — Fürst!" fügte er nach einem Blick auf den „Rajah" leiser hinzu. „Michael Petroff, Kapitän der russischen Armee."

Der Anblick des „Rajah" hatte Michael Petroff betroffen gemacht. Der „Rajah" saß aufrecht im Bett, die großen schwarzen Augen auf ihn gerichtet. Ihm zu Häupten brannte eine verschleierte elektrische Lampe, aber trotz des Halbdunkels leuchtete das von schwarzen Haupt- und Barthaaren umrahmte Gesicht des „Rajah" wie dunkles Gold, ja, es glänzte. Und gerade dieses Glänzen hatte Michael Petroff betroffen gemacht, so daß er leiser sprach und die Anrede „Fürst" gebrauchte. Er hatte eigentlich nie ernsthaft darüber nachgedacht, wer der „Rajah" war. Er war ein Fürst, der irgendwo ein großes Reich besaß, in der Verbannung lebte, nun, Michael Petroff glaubte es, ohne sich dabei etwas zu denken. In diesem Augenblicke jedoch begriff er, daß der „Rajah" ein Fürst war, und er veränderte vollkommen seine Haltung.

„Sie beliebten mich rufen zu lassen?" sagte er, etwas verwirrt und unsicher, und verbeugte sich.

Der „Rajah" wandte das Antlitz Doktor März zu.

„Mein Herr," sagte er mit ruhiger tiefer Stimme, deren Klang getrübt war, „ich danke Ihnen. Sie hätten mir, der ich Ihr Gefangener bin, diese Gunst verweigern können, ich weiß es."

„Lieber Freund" — antwortete der Arzt aber der „Rajah" beachtete ihn gar nicht mehr.

„Ich habe dich rufen lassen," wandte er sich an Michael Petroff, „damit du meinen letzten Willen niederschreibst."

„Zu Ihrer Verfügung," erwiderte Michael Petroff mit einer leichten Verbeugung.

„So schreibe, was ich dir sage."

Michael Petroff betastete verwirrt seine Taschen. „Ich eile," sagte er, „ich werde sofort" — und verließ rasch das Zimmer um in seinem Bureau Papier und Blei zu holen.

„Michael Petroff —?" flüsterte flehend der kleine Advokat. „Sie verlassen mich —?"

„Der Rajah befiehlt!" entgegnete Michael Petroff ungehalten und eilte an den ausgestreckten kleinen Händen des zitternden Advokaten vorbei zurück in das Sterbezimmer.

„Hier bin ich, Verzeihung," stammelte er atemlos.

„So schreibe!" sagte der „Rajah".

Michael Petroff setzte sich zurecht und der „Rajah" begann:

„Wir, Rajah von Mangalore, verbannt von der englischen Regierung, die wir sterben, erhaben über das Gefühl der Rachsucht für unsere Feinde, um unsere Untertanen zu erretten, geben unserem Volke kund:

Gruß dir, unser Volk! Gruß euch Palmenwäldern, die die Tempel unserer Väter beschatten! Gruß dem blauen Fluß, der unser Land erquickt!" —

Michael Petroff, der eifrig und hingegeben niederschrieb, was der „Rajah" diktierte, blickte auf, da der „Rajah" eine Pause machte. Da sah er, daß aus den glänzenden schwarzen Augen des „Rajahs" zwei große Tränen rannen, die über seine leuchtenden fahlen Wagen liefen und in den Bart sickerten.

Der „Rajah" hob die Hand zu einer erhabenen Gebärde. Dann fuhr er fort, bis ans Ende gleich ruhig und hoheitsvoll:

„Wir erlassen eine allgemeine Amnestie! Alle unsere Kerker und Gefängnisse sollen sich öffnen und in Asche gelegt werden. Fortan werde kein Blut mehr vergossen!"

„Oh, Herr — — Fürst —!" flüsterte Michael Petroff und schrieb.

„Es gebe keine Armee mehr in unserem Land und niemand soll mit der Schale betteln gehen. Das Vermögen in unseren Kammern sei zu gleichen Teilen unter das Volk verteilt. Es gebe fortan weder Kasten noch Stände. Jedermann sei dem andern gleich und alle seien Brüder und Schwestern."

„Die Greise sollen ihre Hütte haben um darin zu sterben, und den Kindern vermachen wir die Wiesen, darauf zu spielen. Den Kranken schenken wir Gesundheit und den Unglücklichen Schlaf, tiefen Schlaf. Es soll keine Kriege mehr geben und keinen Haß mehr zwischen den Völkern, gleichviel welcher Farbe, so bestimmen wir es. Die Richter seien weise und gerecht, und wer Unrecht tat, dem soll man sagen: geh und sei glücklich, denn das Schlechte kommt aus dem Unglück hervor."

„Den Menschen vermachen wir die Erde, daß sie sich darin teilen mögen, den Fischen das Wasser und Meer, den Vögeln den Himmel und den Tieren die Wälder und die Auen, die darin versteckt liegen!“

„Dich, unser Volk aber segnen und küssen wir, die wir sterben.“

Der „Rajah“ hob die Arme segnend empor und sank in das Kissen zurück.

Alle im Zimmer blieben still und sahen auf ihn, dessen Brust rasch und unmerklich ging und dessen Lider über die Augen herabgesunken waren und wie helle Flecke in seinem Gesicht erschienen.

Doktor März trat leise an das Bett heran.

Da lächelte der „Rajah“. Er bog den Kopf zurück, öffnete die Lippen, und es sah aus, als wolle er singen. Aber nur ein feiner singender Ruf, der ganz hoch ausklang, kam über seine Lippen, so fein und fern, als rufe der „Rajah“ schon aus weiter Ferne. Es war der Ruf der Straßenverkäufer im Orient.

Der „Rajah“ war tot.

Michael Petroff stand auf den Zehenspitzen und blickte mit halboffenem Mund in das fahle, unverständlich schöne Gesicht, das aus den schwarzen Haaren schimmerte. Ein beschämendes Gefühl erfüllte ihn. So lange hatte er mit dem Toten gelebt, ohne zu denken, wer er war. Er hätte niederknien mögen bei dem Bett des Toten und flüstern: „Fürst, mein Fürst!“ Aber er wagte es nicht, sich zu nähern, er fürchtete sich und stahl sich aus dem Zimmer.

Als Doktor März nach einer geraumen Weile auf den Korridor heraustrat, überraschte ihn die Ruhe des Pavillons. Kein Laut war zu hören. Der dumpfe Schritt oben, der stundenlang hin und her gegangen war, war verstummt. Und Engelhardt hatte aufgehört zu schreien und zu stöhnen.

Doktor März trat an die Türe des Schuhmachers. Es war totenstill drinnen. Er öffnete und lauschte: Engelhardt — schlief! Tief und regelmäßig ging der Atem ... Doktor März schüttelte den Kopf und verließ nachdenklich den Pavillon. Auf der Treppe zum Garten zündete er sich eine Zigarre an und stülpte den Rockkragen hinauf. Ihn fröstelte.

Nun schläft er, dachte er, während er durch den nächtigen Garten ging, dessen Büsche lange fahle Schatten warfen. Ist irgendein Zusammenhang zwischen dem Tod des Lehrers und dem Schlaf Engelhardts anzunehmen? Und er dachte weiter an einen Kollegen, der auf jeden Fall einen Zusammenhang konstruieren würde, und daran, daß er sich jetzt auf eine Tasse starken Kaffees freue — da blieb er leicht erschrocken stehen: im Mondlicht bewegte sich ein kleiner vermummter Mensch. Es war der Advokat.

Der kleine Advokat hatte die ganze Nacht zitternd und frierend in seinem dunkeln Zimmer verbracht. Aber als der erste Hahn krähte, hatte er sich aus dem Pavillon geschlichen um seine Blumen zu begießen.

„Pst, pst!“ flüsterte er den tausend Vögeln zu, die in den Büschen zu zwitschern begannen, sobald er sich näherte. „Schlaft noch ein wenig, ihr Kleinen!“

Und als er die Blumen begoß, hatte er die Nacht, den „Rajah“ und Engelhardt, der eine Seele brauchte, vergessen und lächelte. „Guten Morgen, ihr Lieblinge,“ sagte er leise und nickte, „da bin ich, da habt ihr mich wieder.“

Im Zimmer Michael Petroffs aber brannte Licht.

Michael Petroff saß an seinem Schreibtisch, lächelnd und gutgelaunt, und schrieb eifrig. Denn der Eindruck, den der Tod des „Rajahs“ auf ihn machte, hatte sich ebenso rasch verflüchtigt wie die Tränen, die er um ihn geweint hatte. Nun arbeitete er an einem Artikel, den er als einen ungeheuer wertvollen Beitrag für seine Zeitung betrachtete. Und das gab ihm die heitere, leichte Laune.

Mit den saubersten Buchstaben schrieb er:

„Telegramm! Der Rajah von Mangalore — gegen dessen Exilierung wir bei der englischen Regierung telegraphisch Protest erhoben haben — ist heute nacht um drei Uhr sanft entschlafen. Wir hatten die Ehre, bei seinem Hinscheiden gegenwärtig zu sein und den letzten Willen des hohen Herrn aufzuzeichnen. Er sei unseren Lesern mitgeteilt:

„Wir, Rajah von Mangalore, verbannt von der englischen Regierung, die wir sterben, erhaben über das Gefühl der Rachsucht für unsere Feinde, um unsere Untertanen zu erretten, geben unserem Volke kund . . .“

Erst als die Sonne aufging, begab sich Michael Petroff zur Ruhe.

Die Kultur der Eskimos / von Otto Nordenskjöld

Wie die Eskimos in ihrem Naturzustande leben, ist durch viele Beschreibungen bekannt; noch heute kann man sie sowohl auf der Ostküste wie am Smithsunde unter solchen Verhältnissen antreffen. Kaum ein Volk hat mit einer so kargen Natur zu kämpfen wie sie. Schnee und Eis gibt es dort übergenug, kahle Felsen und wenig Vegetation und kaum anderes Holz als angeschwemmtes Treibholz. Und dennoch hat dieses Volk hier eine eigenartige, sicherlich viele tausend Jahre alte Kultur entwickelt, die so kräftig ist, daß ein zweihundertjähriges Zusammenleben mit den Europäern kaum ihre wesentlichsten Züge zu verändern vermocht hat. Daß die Eskimos sich überhaupt haben so weit entwickeln können, muß man vor allem den vorzüglichen Fahrzeugen, die sie sich konstruiert haben, zuschreiben, besonders dem Kajak, der, wie bekannt, ein einsitziges Boot von Seehundsfell ist, das über ein Holzgestell gespannt wird. Es ist eine ebenso schwere wie gefährliche Kunst, auf offenem Meere im Sturme und zwischen treibendem Eise im Kajak zu rudern. Wenn man einen geschickten Kajakruderer durch die Wogenkämme steuern sieht, so macht es den Eindruck von etwas unbeschreiblich Weiblich-Weichem, und man verfällt gar nicht auf den Gedanken, daß hier eine schwere Arbeit ausgeführt werde. Diese Boote sind es, die es ihnen ermöglichen, in kurzer Zeit große Strecken zurückzulegen und draußen auf dem Meere den scheuen Seehund zu fangen, der ihnen beinahe alles gibt, dessen sie zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen, Fleisch zum Essen, Fell zu Booten, Kleidung und Zelten und Speck zur Nahrung und zu Brennstoff in ihren Lampen. Neben dem Seehunde jagen sie jedoch alles Wild, dessen sie habhaft werden können, Renntiere, Eisbären, Seevögel usw., und das, was sie sonst noch zur Nahrung brauchen, liefert ihnen der Fischfang, der zeitweise ungeheuer reichen Ertrag gibt. Ihre Häuser bauen sie von Steinen und Rasenstücken, und vermittelst der Specklampen erhalten sie drinnen im Winter eine so starke Hitze, daß sie ihre ganze Kleidung im Hause ablegen können. Mit ihren außerordentlich primitiven Fanggeräten sind sie sogar imstande die großen Finnwale zu fangen und zu töten, die anderwärts nur von Dampfern aus und mit explodierenden Granaten erbeutet werden können. Nicht weniger merkwürdig sind ihre inneren Gesellschaftsverhältnisse. Man kennt kein anderes Volk, bei welchem ein so weitgetriebener Individualismus herrscht. Jede Familie ist völlig selbständig, es kommt beinahe gar keine Form von Regierung vor, obwohl andrerseits wieder Sitte und Tradition dem Leben ihren Stempel aufdrücken und der willkürlichen Handlungsweise des Individuums oft ebenso hinderlich und drückend werden können, wie Gesetze und Obrigkeit jemals bei uns. Ein besonders interessanter Zug des primitiven Gesellschaftslebens ist der ausgeprägte Kommunalismus, der dort

herrscht. Privateigentum sind eigentlich nur Kleidung und Waffen, und namentlich hinsichtlich der Nahrung schreibt die Sitte vor, daß derjenige, welcher etwas hat, bis zum letzten Stücke mit dem teilen muß, welcher nichts hat. Dies hängt ja mit der unsicheren Lebensweise des Jägers zusammen, trägt aber andrerseits natürlich nicht zum Anschaffen größerer Wintervorräte bei.

Hierbei will ich mich indessen nicht länger aufhalten, sowohl in der älteren wie in der neueren Literatur gibt es ja ausführliche Schilderungen des Eskimolebens, und besonders Nansens vorzügliche Beschreibung verdient gerühmt zu werden. Ich selber habe daher hauptsächlich die interessante Frage der jetzigen Lebensweise der Westgrönländer und ihr Verhältnis zu der dänischen Kultur gerade in diesem Augenblicke zu studieren versucht, da eine neue Zeit wie eine Sturmwelle auch über Grönland hereinbricht.

Die dänische Bevölkerung hier oben ist nicht zahlreich und besteht ausschließlich aus höheren Beamten, Predigern und Lehrern, Ärzten und Kaufleuten. Hier wie in den meisten andern Kolonien sind ja die Handelsinteressen die hauptsächlichste Triebfeder der Entwicklung gewesen, und mit ihren Vertretern müssen wir daher unsere Darstellung beginnen. In der allerneuesten Zeit sind hier große Reformen eingeführt worden, da sie aber noch kaum über das Papier hinausgelangt sind, will ich hier nicht darüber berichten.

Nach der bisher herrschenden Ordnung stand Grönland unter der Leitung einer Institution, die trotz ihres Namens „Königlich Grönländischer Handel" keine Handelsgesellschaft, sondern eine vom dänischen Staate eingesetzte Behörde war. Das Land ist in Distrikte geteilt, die Kolonien heißen, sich um einen größeren Ort gruppieren und unter Leitung eines Beamten, des Kolonievorstehers, stehen. Dieser, immer ein Däne, ist vor allem Handelsvorstand innerhalb des Distriktes, und den eigentlichen Mittelpunkt des Distriktes bildet der Kaufladen. Dort versammelt sich die Bevölkerung von allen Seiten so oft, wie nur möglich, um zu kaufen und zu verkaufen und nicht zum wenigsten, um Bekannte zu treffen und Neuigkeiten auszutauschen; unter den strengeren Strafen, die hier üblich sind, befindet sich auch das Verbot, den Kaufladen zu besuchen. Auch an verschiedenen kleineren Orten des Distriktes gibt es Läden, die jedoch dort von eingeborenen Grönländern geleitet werden. Hier in den Läden werden die Erzeugnisse des Landes zu festgesetztem Preise aufgekauft. Unter diesen haben bisher Robbenspeck und Seehundsfelle an erster Stelle gestanden, und solange man diese in großen Mengen erhalten und sie daheim bei uns zu hohem Preise verkaufen konnte, war der grönländische Handel ein lohnendes Geschäft. Jetzt ist dem nicht mehr so, aber andererseits sind noch einige Handelswaren neu hinzugekommen, unter denen besonders Eiderdaunen, Fuchsfelle und Lachs hervorzuheben sind. Als Bezahlung für ihre Waren erhalten die Grönländer eine Art Scheine, welche der Handel ausgestellt hat und die, außer in Grönland,

nirgends eingelöst werden. Dies ist ein Glied der Monopolisierung des Handels. Grönland ist in Wirklichkeit ein vollständig abgesperrtes Land, wo niemand anders als die autorisierte Handelsbehörde Handel treiben darf und wo es nicht einmal einem Privatmanne gestattet ist, ohne spezielle Erlaubnis zu landen. Ein Schiff, das hier Handel zu treiben versucht oder das auch nur ohne zwingende Not einen grönländischen Hafen anläuft, kann mit seiner ganzen Ladung konfisziert werden. Es ist Handelsprinzip, wenig für die Waren zu bezahlen, zum Beispiel 10 Kronen für ein Fuchsfell bester Art, das bei uns 150—200 Kronen wert ist, 7 Kronen für eine Tonne Lachs usw.; der allgemein geltende Tagelohn ist eine Krone. Hiervon ist indessen vielleicht nicht soviel zu sagen, um so mehr da auch die europäischen Waren zu sehr wohlfeilem Preise verkauft werden und in einigen Fällen, wie bei Brettern und Brennholz, sogar unter dem Preise abgegeben werden. Teuer sind eigentlich nur Kaffee und Zucker. Ob es dagegen klug ist, den Geldwert so auf künstliche Wege niedrig zu halten, ist eine andere Frage, auf die ich noch zurückkommen werde.

Der Beamte, welcher neben dem Handelsvorsteher den größten Einfluß auf Grönland hat, ist der Prediger. Bis in die neueste Zeit hieß dieser Missionar, aber jetzt ist die ganze Bevölkerung christlich, abgesehen von den Bewohnern der Ostküste und von den Eskimos am Smithsunde, die ja eigentlich nicht unter das dänische Regiment gehören, bei denen aber gerade in diesem Jahre eine dänische Missionsstation errichtet worden ist. Die Grönländer sind nicht schwer zu bekehren gewesen; sie sind von Natur kritisch veranlagt und nie von den Lehren der einheimischen „Angekokker" wirklich überzeugt gewesen. Gerade daher imponiert ihnen das bestimmte „So ist es" der Christen. Im Gegensatze zu den Handelsvorstehern sind die Geistlichen verpflichtet, die grönländische Sprache sprechen zu können, und mehrere von ihnen sind eingeborene Grönländer. Daher treten sie auch persönlich mit den Grönländern in Berührung und können ihnen oft helfen, aber teils ist es meistens mit der Kenntnis der Sprache nicht weit her, teils genieren sich die Eskimos oft gerade besonders vor den Geistlichen, wenn es sich darum handelt, diesen einen Einblick in ihre Lebensweise und ihre Gedankenwelt zu gestatten.

Neben ihrer rein religiösen Tätigkeit haben die Prediger auch die Oberleitung der Schule. Das Schulwesen steht in Grönland verhältnismäßig sehr hoch; man kann freilich über alles klagen, und dies geschieht in Grönland gewiß häufiger als anderwärts; aber zu Dänemarks ewigem Ruhme steht doch das Monument da, das die Dänen sich in dem stolzesten Gebäude Grönlands — dem Seminare in Godthaab — errichtet haben. Der Unterricht verteilt sich dort auf einen sechsjährigen Kursus, dessen letzte drei Jahre ausschließlich der priesterlichen Ausbildung gewidmet sind, also den Zweck haben, Prediger und Lehrer auszubilden. Etwa vierzig Schüler werden hier aufgenommen, und damit sie

sich nicht gar zu sehr von ihrer gewöhnlichen Lebensweise entwöhnen, müssen sie sich zum Beispiel auch im Kajakrudern üben und sich durch die Jagd einen Teil der Nahrung, deren sie bedürfen, verschaffen. Was bisher gefehlt hat, ist besonders ein praktischer Kursus zur höheren Ausbildung solcher Grönländer, welche weder Prediger noch Lehrer zu werden beabsichtigen. Schulen gibt es an allen Orten und muß es dort geben, wenn der Unterricht überall soll stattfinden können, denn während des größten Teiles des Jahres besteht ja kaum irgend welche Verbindung zwischen den verschiedenen Ortschaften. Daher muß es dort auch viele Lehrer geben, aber die Schulverhältnisse sind oft sehr primitiv. Der Lehrer, der hauptsächlich vom Ertrage seiner Jagd lebt und nur einige wenige Kronen Gehalt bezieht, muß die Kinder an den Winterabenden in seiner Rasenhütte beim Scheine einer Tranlampe unterrichten. Aber trotz aller Schwierigkeiten geht der Unterricht vor sich und hat jetzt dahingeführt, daß der ganze jüngere Teil der grönländischen Bevölkerung nominell seine Muttersprache lesen und schreiben kann. Im Dänischen wird dagegen nicht unterrichtet, und die Folge davon ist, daß die Eskimos leider für ihr Lesenkönnen keine große Verwendung haben. Außer der Bibel und ein paar religiösen Schriften gibt es nämlich beinahe gar keine andere grönländische Literatur als die Jahreschronik, die in Form einer Zeitschrift namens „Atugagdliutit" („Lektüre") ein paarmal im Jahre in Godthaab herausgegeben und an alle grönländischen Familien gratis verteilt wird.

Außer diesen Beamten gibt es in Grönland sechs Ärzte, die in den Zeiten, in welchen es möglich ist im Boote zu reisen, ihre großen Distrikte besuchen und natürlich viel zu tun haben, um den Grönländern auch die einfachsten hygienischen Begriffe beizubringen. Anfänglich waren die Grönländer sehr dagegen, ihre Kranken in die neuerbauten Krankenhäuser bringen zu lassen; sollte ein Kind dort untergebracht werden, so mußte man gewöhnlich die ganze übrige Familie aufnehmen, beherbergen und beköstigen, wenn diese mitkam, um zu sehen, wie die Sache ablief. Jetzt fängt es an, besser zu werden, und wenigstens einige der Ärzte genießen sehr großes Vertrauen bei der Bevölkerung.

Die lokale Administration, Verwaltung und Gerichtsbarkeit werden seit beinahe fünfzig Jahren von einer Art Distriktsrat, der „Vorsteherschaft" ausgeübt, in welchen der Prediger der Vorsitzende ist und die übrigen dänischen Beamten Sitz und Stimme haben, die Majorität aber aus den eigenen gewählten Vertrauensmännern der Grönländer besteht. Diese lokale Selbstregierung ist natürlich für das Land von großer Bedeutung gewesen und hat dazu beigetragen, das Volk auf einem Gebiete, das ihm sonst völlig fernliegt, zu erziehen. Im allgemeinen diktieren wohl die Dänen die Beschlüsse, aber es kommt auch vor, daß sie überstimmt werden. Über diesen Distriktsräten und sämtlichen Beamten des Handels stehen als höchste Beamte des Landes zwei Inspektoren, einer in Nord-

und einer in Südgrönland, welche das Land während der langen Absperrungszeit mit mehr als königlicher Gewalt regieren.

Wie leben nun diese wenigen, weit und breit zerstreuten Dänen in ihrem täglichen Leben? In dieser Hinsicht herrscht zwischen denen, welche in der Hauptstadt Godthaab leben, wo es sechs oder sieben dänische Familien gibt, und denen in den kleineren Kolonien mit nur zweien oder dreien ein großer Unterschied. Selbst die Amtstätigkeit ist hier ganz anders als bei ihren europäischen Kollegen. Den ganzen Sommer über müssen Prediger und Ärzte Bootreisen machen, um ihre ausgedehnten Distrikte zu besuchen, Hunderte von Meilen müssen sie unter allen nur denkbaren Schwierigkeiten zurücklegen, und einer oder der andere versucht auch das schwierige Kajakrudern zu erlernen, um dem Gemüte der Einwohner dadurch näher zu kommen und auf seinen Reisen unabhängiger zu sein. Im nördlicheren Grönland kann man im Winter auch auf dem Hundeschlitten reisen, aber in Südgrönland ist man dann ganz abgeschlossen, und während langer Zeiten ist es undenkbar, von den entfernt liegenden Dörfern aus auch nur den Arzt zu benachrichtigen, was auch geschehen sein möge. Ganz Grönland ist dann fast acht Monate hindurch von der Außenwelt abgesperrt, keine Post, keine Nachrichten gelangen dorthin, und die wenigen Familien, die an demselben Orte leben, befinden sich in derselben Lage wie die Mitglieder einer Polarexpedition. Eine größere Feuersbrunst würde unter diesen Verhältnissen ein fürchterliches Unglück sein, und infolgedessen ist es in ganz Grönland z. B. verboten, Petroleum zu brennen, auch die Dänen müssen in ihren Lampen den weniger feuergefährlichen Tran benutzen.

Wenn man von der Einsamkeit absieht, lebt man in Grönland gut, das Land selbst erbietet hinsichtlich des Essens und Trinkens viele gute Dinge, was man sonst noch braucht, kann man sich kommen lassen (wie Literatur zum Lesen) und die Wohnungen sind warm und bequem. Für Männer, die ihre Arbeit haben, ist dies ein Leben, dessen Reiz man verstehen kann. Schlimmer ist es für die Familie, für die Frauen, um so mehr als unter dem fürchterlichen Drucke der Isolierung und der Einsamkeit die Schwierigkeit, mit einander Frieden zu halten, groß ist und manche dieser Menschen, die dazu verurteilt sind, zusammen eingesperrt zu sein, gegenseitig bittere Feinde sind. Wer ein solches Leben führen soll, muß dazu geschaffen sein. Und dennoch hat es den Anschein, als fühlten sich die meisten wohl dabei, und viele bleiben ihr ganzes Leben hindurch hier. Zum großen Teile ist dies wohl das Verdienst der Eskimos, denn diese Menschen haben eine wunderbare Gabe, sich Freunde zu erwerben oder wenigstens Interesse zu erregen. Dazu kommt indessen noch, daß diese grönländischen Beamten zum großen Teile ein besonderes Volk bilden. Viele von ihnen sind dort oben geboren und aufgewachsen, und einige haben grönländisches Blut in ihren Adern; hier fühlen sie sich zu Hause, während ihnen drunten in Dänemark Natur und Menschen fremd sind.

Freilich hat das Leben seine Schwierigkeiten für die dänischen Damen, die hierher verschlagen worden sind, aber das Experiment, das in entgegengesetzter Richtung angestellt worden ist, hat auch keine günstigeren Resultate erzielt. Bei den in einem früheren Artikel erwähnten Kryolithgruben in Ivigtut, wo etwa fünfzig Arbeiter, mehrere Beamte und einige Ingenieure überwintern, ist seit mehreren Jahren allen weiblichen Wesen der Aufenthalt oder das Wohnen strenge verboten. Eine Ausnahme macht nur die Gattin des von der Grubenverwaltung unabhängigen Staatskontrolleurs nebst einer alten Eskimofrau, die eine romantische Geschichte hat. Vor vielen Jahren rettete sie bei einer schweren Skorbutepidemie einer Menge Arbeitern dadurch das Leben, daß sie mitten im Winter eine weite, außerordentlich gefährliche Wanderung über das Gebirge nach dem nächsten Eskimodorfe unternahm, wo sie sich die nötigen Arzneimittel holte, und aus diesem Grunde hat man sie nicht ausweisen wollen. Im übrigen ist die Ursache des Verbotes leicht zu verstehen; für alle Arbeiter hat man keine Familienhäuser bauen wollen, und wenn nur einige ihre Familien hätten mitbringen dürfen, so hätten Streitigkeiten und Zankereien sicherlich überhaupt kein Ende genommen.

Wir wollen jetzt wieder auf die Eskimos zurückkommen und sehen, wie das Leben ist, das sie heutzutage führen. Ihre Wohnungen sind oft ungefähr ebenso, wie sie es in alten Zeiten waren. Man kriecht durch einen langen krummen Gang hinein, der so eng ist, daß ein großgewachsener Europäer oft Gefahr läuft, unterwegs darin stecken zu bleiben. Am inneren Ende dieses Ganges öffnet sich ein einziges großes Zimmer, längs dessen einer Wand sich eine niedrige breite Borte hinzieht, die oft in mehrere Abbuchtungen abgeteilt ist, welche Schlafstätten für die Familie oder die Familien bilden, da oft mehrere Familien, der Kosten und der Wärme wegen, in demselben Zimmer hausen. Die Fenster sind groß, und es ist drinnen oft ziemlich hell; der Fußboden besteht in primitiveren Wohnungen aus festgestampfter Erde, während die Wände meistens mit Brettern bekleidet und mit Ausschnitten aus illustrierten Zeitungen tapeziert sind. Ein eiserner Ofen heizt das Zimmer, an der Decke und längs der Wände hängen die Kleider und die Geräte der Bewohner, und Geschirr aller Art ist auf dem Fußboden aufgestapelt. Die Luft ist jedoch nicht ganz so schlecht, wie man glauben sollte; im Sommer ist der Luftwechsel sogar recht gut. Im Winter ist es wohl schlechter damit bestellt, weil oft ein erbeutetes Tier, z. B. der getötete Seehund, ins Haus geschleppt werden muß, um auf dem Fußboden abgezogen und zerlegt zu werden. Indessen beginnt man jetzt allgemein bessere Häuser mit mehreren doppelten Bretteraußenwänden, die nur unten am Boden mit Rasenstücken umgeben sind, zu bauen; in ihnen findet man oft auch Holzfußböden.

Bei ihrer im allgemeinen außerordentlich praktischen, geeigneten Kleidung will ich mich hier nicht aufhalten; nur das Schuhzeug verdient sein besonderes Kapitel. Die Stiefel bestehen eigentlich aus einer Art doppelter Fellstrümpfe,

deren äußerer abgehaart ist und bei deren innerem die Haare nach innen gekehrt werden. Sie sind außerordentlich weich und warm, und auf dem gebirgigen Terrain, das Grönland darbietet, ließe sich kein geeigneteres Schuhzeug erdenken. Daß diese Stiefel praktisch sind, geht schon daraus hervor, daß die in Grönland lebenden Dänen niemals andere benutzen. Freilich nutzen sie sich schnell ab, und wenn sie bei Tage naß geworden sind und nachher steif werden, erfordert es große Arbeit, um sie wieder so weich zu machen, daß sie noch getragen werden können. Die beiden Mädchen, die uns auf unserem Zuge nach dem Binneneise begleiteten, hatten jeden Morgen ein paar Stunden reichlich damit zu tun, das Schuhzeug der Männer zu trocknen, weich zu reiben, zu flicken und wieder in Ordnung zu bringen. —

Hiermit sind wir nun bei der Frauenfrage angelangt. Das Familienleben der Grönländer ist heutzutage wohl im ganzen gut, die Kinder sind etwa die am allerbesten erzogenen, die ich je gesehen habe; nie sieht man sie zanken oder einander schlagen, und wenn sie auch neugierig sind, zeigen sie doch fremdem Besuche gegenüber niemals irgend welche Zudringlichkeit. Die Gattin wird in der Regel gut behandelt; sie hat allerdings viel im Hause zu tun, man kann aber nicht sagen, daß sie unverantwortlich mit Arbeit überhäuft werde. Übrigens soll es durchaus nicht ungewöhnlich sein, daß sie es ist, die das Hauptbestimmungsrecht im Hause hat. Es heißt jedoch auch, daß bei den heidnischen Eskimos, wo dergleichen nicht vorkommt, größeres Familienglück herrsche. Die Schwiegermütter haben in Grönland auch keinen besseren Ruf als anderwärts, und das läßt sich vielleicht verstehen, wenn man bedenkt, daß hier oft sämtliche Generationen der Familie unter einem Dache und in einunddemselben Zimmer wohnen. Eine Hausfrau soll oft sehr wenig zu sagen haben, wenn ihre Schwiegermutter so bei ihr im Hause wohnt.

Es heißt, daß die Frauen sich oft mehr von ihrer Schulbildung erhalten als die Männer, und das kann man ja verstehen. Jedoch fehlt es den grönländischen Frauen an jeglicher Gelegenheit zur Erlangung höherer Bildung. Diese Frage ist in letzter Zeit verschiedentlich besprochen worden, und das Einrichten sowohl theoretischer wie praktischer Kurse für Hausmütter würde sicherlich in Grönland wichtiger sein als in den meisten andern Ländern.

Der grönländische Haushalt ist nicht so sehr kompliziert. Man speist, so oft man kann und so viel man kann, und wenn man nichts zu essen hat, muß man hungern. Robbenfleisch spielt noch immer eine große Rolle, ebenso Seevögel und Fische; mit letzteren muß man sich ja vor allem behelfen, wenn andere Nahrungsmittel ausgehen. Während einiger Sommerwochen kommt eine kleine Lachsart, auf grönländisch „Angmasett" genannt, in ganz ungeheueren Scharen an die Küste. Innerhalb einiger Minuten fingen wir bei einer Gelegenheit in Käschern und großen Körben etwa zwanzigtausend kleine Fische, und es wäre leicht gewesen,

eine Million zu fangen. Diese Fische sind beinahe das einzige Nahrungsmittel, das die Grönländer für den Winter einsammeln, und wenn sie nur wollten, würden sie nie Hunger zu leiden brauchen. Leider ist dieses Nahrungsmittel ziemlich verachtet, vielleicht gerade aus dem Grunde, weil es so gewöhnlich ist, obgleich es für einmal ausgezeichnet schmeckt und an Sprotten erinnert. An Pflanzennahrung, Grütze, Erbsen usw. können sie alles, was sie haben wollen, im Laden kaufen, und ebenso Schiffszwieback und gut ausgebackenes Roggenbrot. Wie sorglose Kinder, die die Eskimos ja sind, leben sie die eine Zeit im größten Überflusse, ohne für den kommenden Tag zu sorgen, während ihnen andererseits, besonders im Winter, die Nahrung sehr knapp sein kann, und sehr oft Hungersnot unter ihnen herrschen würde, wenn die Dänen ihnen nicht hülfen.

Neben dem Tabak ist der Kaffee ihr hauptsächlichstes Genußmittel, und sie trinken soviel davon, wie sie überhaupt bekommen können. Aber er ist teuer; der ungebrannte Kaffee muß im Laden mit zwei Kronen für das Kilogramm, also mit zwei vollen Tagelöhnen, bezahlt werden. Noch lieber mögen sie natürlich Branntwein; zum Glück ist jegliches Verkaufen dieser Ware in Grönland verboten, was freilich nicht verhindert, daß sie sich jedenfalls dann und wann ein wenig davon verschaffen können. Der eigentliche Genuß dabei ist den Eskimos indessen der Rausch, sie sollen in diesem Zustande prahlerisch und großsprecherisch, aber selten lärmend und zänkisch werden. „In vino veritas" heißt es, und man sieht hierin einen Zug ihres friedfertigen Charakters. An gewissen Orten können die im Dienste des Handels angestellten Eskimos täglich einen Schnaps erhalten, der ihnen der Reihe nach gegeben wird. Jedoch war man darauf verfallen, mit dem Schnapse im Munde fortzugehen und nachher alle Schnäpse in eine Tasse zu spucken, worauf einer der Mitbesitzer die ganze Bescherung um hohen Preis kaufen konnte. Um dies zu verhindern, ist es jetzt eingeführt worden, daß jeder, nachdem er sein Glas ausgetrunken hat, das Wort „Kujanak", das „Danke" bedeutet, sagen muß. Man erzählt sich, daß eine Frau, die in Godthaab einen Schnaps erhalten, ihn über das Gebirge fünf Kilometer weit nach der Missionsstation in Neu-Herrenhut im Munde nach Hause getragen habe, um ihn ihrem Manne zu geben. Dies ist ja ein rührender Beweis der Liebe einer Gattin. Ich habe eine andere ähnliche Geschichte zu erzählen. Es gibt einige andere Leckerbissen, welche wenigstens einige der Eskimos gern mögen, wenn sie es den Europäern auch nicht gern eingestehen wollen. Dazu gehören allerlei Tierchen, die in ihren langen Haaren wohnen und die sie sich von einem Freunde absammeln lassen, wobei jedoch die Sitte vorschreibt, daß alle Tiere dem gehören, der sie auf sich gehabt hat. Eine Däne sah einmal zufällig, daß ein junges Mädchen, das sich lausen ließ, einige dieser Tierchen in den Mund steckte. Das Mädchen war jung und hübsch, und er trat an sie heran und fragte: „Kannst du wirklich so etwas mögen?" „Nein," antwortete das Mäd-

chen sehr verlegen, „das tue ich eigentlich nicht, aber Mama ißt sie so gern, und ich sammle sie für sie."

Doch ich darf mich bei diesen materielleren Seiten ihrer Lebensweise nicht länger aufhalten. Gewiß ist, daß die grönländischen Eskimos im allgemeinen ein intelligentes, Fortschritte machendes Volk sind. Das Lernen in der Schule wird ihnen, wie man mir gesagt hat, leicht, sie interessieren sich fürs Lesen, und man trifft unter ihnen viele tüchtige Männer und immerhin allerlei Personen mit hervorragend scharfem Verstande. Besonders begabt sind sie auf künstlerischem Gebiete, und es hat unter den Eskimos sogar mehrere auch nach europäischen Anforderungen tüchtige Maler gegeben. Auch eine Art Kunstgewerbe in Leder, Pelz und Holzschnitzerei führen sie mit großem Erfolge aus.

Daß die Zahl der Bevölkerung gleichmäßig und ziemlich rasch zunimmt, ist ja an und für sich von Interesse; in zwanzig Jahren (1887—1907) ist sie von 10 122 auf 11 166 gestiegen, also mit ungefähr derselben Prozentzahl wie in Schweden. Daß der allgemeine Wohlstand sich gleichzeitig ebenso gehoben haben sollte, ist wohl zu bezweifeln; aber das Verhältnis zeigt jedenfalls, daß die Hilfsquellen der Bevölkerung nicht zurückgehen.

Bei allem Gerede über Fortschritte unter den Eskimos muß man jedoch berücksichtigen, daß diese keiner einheitlichen Rasse angehören, sondern ein Mischvolk sind. In wie hohem Grade dies der Fall ist, läßt sich kaum feststellen, aber sicher ist, daß die Vermischung mit europäischem Blute ganz bedeutend ist. Die Verhältnisse sind jedoch in den verschiedenen Gegenden verschieden, und jedenfalls ist sie nicht so groß, daß man nicht überall noch von einem Eskimovolke sprechen könnte. Man kann sich aber darüber wundern, daß die Vermischung so groß ist, wie sie es ist, da die Zahl der Europäer dort oben stets so gering gewesen ist; jedoch wird mit Gewißheit behauptet, daß die gemischte Bevölkerung bedeutend schneller zunehme als die ursprüngliche, was sich wohl jedenfalls dadurch erklären lassen dürfte, daß jene bessere Gelegenheit hat, ihr Auskommen zu finden. Es scheint auch eine feststehende Ansicht zu sein, daß diese gemischte Bevölkerung nach unsern Begriffen begabter und jeglichem Fortschritte geneigter sei als die ungemischte, die zähe an ihrer alten Lebensweise festhält. Gewiß ist, daß alle die Personen, welche an der Spitze der modernen Entwicklung in Grönland stehen, von gemischter Herkunft sind.

Natürlich haben die Grönländer neben ihren vielen guten Eigenschaften auch viele und große Fehler. Jemand, der die Verhältnisse hier oben genau kennt, hat mir seine Eindrücke auf diesem Gebiete in folgenden zwei Punkten zusammengefaßt, daß es nämlich erstens den Eskimos an der Entwicklungsmöglichkeit deshalb fehle, weil sie keine Spur von Gesellschaftsgefühl besitzen; man könne sie nicht dazu vermögen, freiwillig irgendwelche Opfer für das Gemeinwohl zu bringen, und kein Grönländer besitze wirkliche Autorität bei seinem Volke, wie

tüchtig er auch sei. Sie verständen gar nicht zu gehorchen, wenn sie nicht dazu gezwungen würden. Zweitens könne man behaupten, daß den Grönländern die Fähigkeit zur Freundschaft und Dankbarkeit fehle. Ferner könne man auch sagen, daß die Grönländer kindisch leichtsinnig seien und daß ihnen die Fähigkeit für die Zukunft zu sorgen abgehe. Bei allen solchen Urteilen müssen wir jedoch daran denken, wie schwierig es auch bei näherer Berührung ist, hinter die wirkliche Denkweise der Grönländer zu kommen. Die Eskimos reden so gut wie ganz ausschließlich ihre eigene Sprache, die kein anderer Europäer als ein dort eben geborener und erzogener vollständig erlernen kann, und sie sind hinsichtlich ihrer Empfindungen sehr verschlossen. „Ich kenne dich ja nicht", ist eine typische Antwort, die einer ihrer Freunde nach langer Zeit intimen Verkehrs und gemeinsamer Arbeit hören mußte.

Auch läßt es sich nicht bezweifeln, daß die dänische Verwaltung bei ihren Anordnungen in Grönland viele Mißgriffe begangen hat. Eine der größten Schwierigkeiten, die sich in der grönländischen Gesellschaft zeigen, ist das Verhältnis zwischen den im Dienste des Handels angestellten Eingeborenen und der übrigen Bevölkerung. Jene sollten ja eine dienende Klasse bilden, zu welcher im allgemeinen nur solche Personen gehören dürften, die nicht zu dem vornehmsten Berufe des freien Grönländers, dem Seehundsfange, taugen. So aber ist es nicht; die dänischen Beamten wollen in ihrem Dienste am liebsten die tüchtigsten Männer haben, die daher durch allerlei Vorrechte angelockt werden und gegebenerweise in dieser Stellung auch Fortschritte in der Kultur machen, aber auch ebenso selbstverständlich die ganze Gesellschaft dadurch demoralisieren, daß es also nicht die tatsächlich wesentliche und notwendigste Arbeit ist, die sich am besten bezahlt macht. Ferner ist es unzweifelhaft ein verkehrtes Verhältnis, daß die grönländischen Produkte zwangsweise zu so wohlfeilem Preise aufgekauft werden. Die Eskimos wissen sehr wohl, daß dem so ist, und es herrscht großer Unwille darüber, daß sie gezwungen sind, ihre Fische oder ihre Fuchsfelle zum zehnten oder vielleicht gar zum zwanzigsten Teile des Wertes, den diese Waren in Dänemark haben, zu verkaufen. Daß sie vieles, dessen sie selber bedürfen, billiger als in Kopenhagen kaufen können und daß mit jenem Gewinne die ganze Verwaltung, die Ärzte, die Schulen usw. bezahlt werden, daran denken sie nicht. Gerade in einer Durchbruchszeit wie der jetzigen ist aber diese Sachlage gefährlich, die Eskimos werden mit dem jetzigen Regime unzufrieden und sehnen sich nach der Freiheit, die sie vielleicht gar nicht würden ertragen können. Übrigens gibt es ja auf wirtschaftlichem Gebiete viele Einzelheiten, die man kritisieren könnte, aber ich darf mich hier nicht bei ihnen aufhalten.

Als einen grundwesentlichen Fehler, der allerdings meiner Meinung nach hier viel weniger hervortritt als in andern Kolonialgebieten, darf man wohl den Umstand anführen, daß es den Beamten, wenn sie auch noch soviel Interesse

für die Eskimos, ja sogar Liebe zu ihnen haben, doch in vielen Fällen schwer wird, sie als ihnen völlig gleichgestellte Wesen zu behandeln oder durchaus von dem Grundsatze auszugehen, daß die ganze Kolonisation heutzutage doch um der Grönländer willen geschieht und so eingerichtet werden muß, wie es für diese am besten ist. Es erscheint mir wie eine Art sozialistischen Experimentes — bei völliger Ungleichheit in allem übrigen —, wenn man, wie es hier geschieht, auf künstlichem Wege versucht, eine vollständige Gleichheit zwischen allen Bürgern, einen Staat, in welchem keiner Not leiden oder sich mit Arbeit überanstrengen braucht, herzustellen, aber auch einen Staat, in welchem kein Bürger Gelegenheit findet, über eine gewisse Grenze hinauszugelangen. Was sich mir als der große Mangel bei den Grönländern aufdrängt, ist die Tatsache, daß es ihnen an einem Ziele fehlt, nach welchem sie streben können, einem andern Ziele nämlich als ihren täglichen Tassen Kaffee. Die Gesellschaft bietet ihnen keine wirklich verlockenden Stellungen, keine höhere Kultur, keine auf die Dauer wertvolle Verwendung des Geldes, das sie verdienen. Sie sind tatsächlich an den Ort gebunden, sie können kaum aus einem Distrikte in den andern übersiedeln, nicht nach Dänemark reisen und selbst dann nicht, wenn sie die Mittel dazu haben, ihre Kinder zur Erziehung dorthin schicken. Selbst wenn ihnen dies nicht direkt verboten ist, so ist doch die ganze Entwicklung derartig, daß es nicht angeht.

Andrerseits unterliegt es keinem Zweifel, daß sich die Dänen bei ihrer Kolonisationsarbeit in Grönland besonders große Verdienste erworben haben, so große, daß ich kein Beispiel dafür kenne, daß je ein anderes Volk unter ähnlichen Verhältnissen soviel Rücksicht auf die Eigenart eines Naturvolkes genommen hat. Was mir hierbei das Bestimmende ist, was Dänemark stets zur unvergeßlichen Ehre gereichen wird, das ist die Tatsache, daß es die Eskimos soviel von ihrer Kultur hat behalten lassen. Erstens ihre Sprache, die noch die einzige ist, welche in Grönland gesprochen wird und die für die Erhaltung der alten Kultur so unendlich viel bedeutet. Hoffen wir, daß die Dänen hieran nie etwas ändern, selbst wenn der Tag kommen sollte, an welchem der Schulunterricht im Dänischen umfassender wird. Ebenso erfreulich ist es zu sehen, daß die Eskimos ihre alte Lebensweise und ihre materielle Kultur in solchem Umfange haben behalten können. Es ist ja wahr, daß hierbei Mißgriffe begangen worden sind, worauf ich auch hingewiesen habe, es ist ja wahr, daß es für die Handelsdirektion ein wirtschaftlicher Vorteil war, die Grönländer als Robbenfänger zu verwenden, aber ebenso wohl versteht man, daß es auch für diese von ungeheurem Werte gewesen ist, daß Entwicklung und Erziehung stets auf nationalem Grunde haben stehen dürfen. Es gibt viele, welche meinen, daß es für die Grönländer selber besser gewesen wäre, wenn sie schon früher auch für andere Gewerbe, wie Fischer, Grubenarbeiter, Seeleute usw. erzogen worden wären

oder wenn man ihnen von dem Guten, das ihr Land nicht hervorbringt, ein wenig mehr verschafft hätte oder z. B. bei ihnen zwangsweise bessere Wohnungen eingeführt hätte, aber hiermit kann ich mich nicht einverstanden erklären. Obgleich alle Erfahrung über die Zivilisierung der sogenannten Naturvölker zeigt, wie wichtig es ist, daß die Entwicklung langsam vor sich gehe, so kommt es doch außerordentlich selten vor, daß diese Regel so wie hier befolgt wird. Jetzt geschieht die Entwicklung von selbst; daß man jetzt daran denken muß, den Grönländern neue Erwerbsmöglichkeiten in Gestalt von Fischfang, Holzschnitzen im Hause usw. zu verschaffen, scheint mir unzweifelhaft, aber es muß vorsichtig geschehen, und schließlich wird es sich wohl zeigen, daß dieses vielleicht ein wenig übertriebene Festhalten am Robbenfange als der einzig richtigen Erwerbsquelle dem grönländischen Volke weit größeren Vorteil gebracht hat, als ein freies Experimentieren auf andern Gebieten.

Ein großer Vorteil, ja geradezu eine Lebensbedingung, ist die vollständige Absperrung bisher gewiß für das Volk gewesen. Lange bedeutete sie ja auch einen wirtschaftlichen Vorteil für die Dänen selber, aber jetzt ist dem nicht mehr so, und man versteht die Versuchung, nun, da der Handel mit Verlust betrieben wird, alle Rücksichten beiseitezusetzen und das Land dem freien Wettbewerbe zu öffnen. Für die Eskimos dürfte dies, meiner Ansicht nach, ein Nationalunglück oder vielleicht noch etwas Schlimmeres sein, und jeder ihrer Freunde müßte froh sein, daß die Entwicklung wie bisher vor sich gegangen ist. Allerdings aber ist es jetzt auch die Hauptaufgabe der dänischen Verwaltung, es auf jede Weise zu versuchen, die Eskimos auf das Aufhören des Monopolhandels und der Absperrung vorzubereiten. Niemand kann vorhersagen, wann dies eintreten wird. Eine solche Vorbereitung kann durch weitere Vertiefung der Schulbildung geschehen, nicht der theoretischen, sondern der zum praktischen Leben notwendigen, wie auch dadurch, daß man sie allmählich an die Gefahren, die ihnen später entgegentreten können, und an richtige Schätzung des Geldwertes gewöhnt und schließlich dadurch, daß alles so eingerichtet wird, daß die Bevölkerung selber möglichst großen Vorteil von den Erwerbsquellen, die Grönland besitzt, haben kann. Denn Grönland ist gewiß ein Land, dem eine Zukunft gehört. Große Naturreichtümer sind freilich bis jetzt in diesem Lande nicht nachgewiesen worden, aber einmal für die Welt geöffnet wird es uns gewiß zu hören geben.

Englisches Gespräch / von Hermann Bahr

Der alte Liebknecht hat einmal erzählt, er habe, kaum in London angekommen und noch kaum warm geworden, unter dem starken ersten Eindruck gleich ein Buch über England begonnen, bis er denn, nach dem ersten Schuß, allmählich doch bedenklicher geworden und es ratsam gefunden, lieber noch einige Wochen zu warten und sich noch etwas gründlicher umzutun. Aus diesen Wochen aber seien Monate, daraus Jahre geworden, bis er schließlich nach, ich weiß nicht, dreizehn oder fünfzehn Jahren einzusehen angefangen, er werde dieses England, das er nach den ersten acht Tagen erkannt zu haben meinte, niemals verstehen lernen. Ich habe, wenn auch in kürzerer Zeit, dasselbe durchgemacht. Es machts wohl jeder durch, der für einen großen Eindruck empfänglich ist, sein Urteil aber doch nachzuprüfen pflegt und nicht gern unaufrichtig gegen sich selbst wird.

In den ersten acht Tagen glaubt man den Engländer gleich zu haben. Schon weil einer den anderen ja zu bestätigen scheint. Sie gleichen sich alle sehr. Auch äußerlich mehr, als man es in irgendeinem anderen Lande findet; nicht bloß in Süddeutschland oder in Österreich, wo die Leute sich am liebsten damit beschäftigen, jeder anders auszusehen, sondern auch in Gegenden, wo der Mensch nicht so sehr darauf erpicht ist, ein Original in seiner ganzen Pracht zu sein. Sie gleichen sich so, daß man anfangs nie ganz sicher ist, ob es denn wirklich ein anderer sei, da man doch immer denselben Mund mit derselben Zahnstellung in derselben Intonation unter demselben Lächeln dieselben Gedanken durch dieselben Worte sagen hört. Weshalb es auch in den ersten acht Tagen ja so befreiend und erlösend wirkt, wenn man dem Bernard Shaw begegnet, dem einen Engländer, der anders ist. Schon aus Dankbarkeit dafür aber will ich ihn nicht nachahmen, ich will nicht übertreiben und muß also dies dahin einschränken, daß es freilich nur für einen gewissen Lebenskreis gilt, den nämlich, den das Wort gentleman deckt.

Nach dieser ersten Erfahrung, daß jeder Engländer dem anderen gleicht, macht man die zweite, wie bequem das ist. Daß sie darauf verzichten aufzufallen, gibt ihnen eine gewisse Lässigkeit, Sicherheit und Leichtigkeit; einem selbst aber auch. Der ganze englische Anstand beruht darauf, daß sich aller Verkehr in gleichen Gleisen bewegt, während man bei uns jeden Augenblick wieder auf eine schmalspurige Bahn umsteigen muß. Man muß in England nicht für jeden neuen Mitbürger erst wieder einen neuen Verkehr erfinden und dies erleichtert alle menschlichen Beziehungen doch sehr. Begegnungen wickeln sich in festen Formen glatt ab und in den ersten acht Tagen kann man das gar nicht genug bewundern. Bis es dann zur dritten Erfahrung kommt: nach der Bewunderung zur ersten

Enttäuschung. Der Fremde findet nämlich nach einiger Zeit plötzlich, daß sich der Engländer immer in Gemeinplätzen bewege. Wieder nach einiger Zeit aber findet er, daß ihm diese Gemeinplätze, die ihm daheim unerträglich sind, hier ganz gut tun. Er findet zu seinem Schrecken sogar in sich auf einmal eine gewisse Neigung für sie. Und was er nie für möglich gehalten hätte: der Gemeinplatz wird ihm jetzt eine Art Problem. Sollte der Gemeinplatz etwa gar in unserer Weltordnung notwendig sein? Wenn ihm das daheim jemand gesagt hätte, noch vor drei Monaten! Er kanns kaum verstehen, was eigentlich hier mit ihm vorgegangen ist. Und indem er sich so fragt, lernt er vermuten, daß es vielleicht zwei verschiedene Gattungen von Gemeinplätzen gibt, daheim eine, hier eine andere. Bei uns stellt sich doch jeder, der etwas sagt, immer an, als ob es seine Meinung sei, und wenn sich dann zeigt, daß es aber ein Gemeinplatz ist, ärgert man sich. Hier ärgert man sich nicht, weil kein Engländer, was er sagt, sich als seine Meinung anmaßt, sondern gleich zu verstehen gibt, daß er, statt uns mit seiner Meinung zu behelligen, wodurch man leicht in Streit gerät, lieber auf grünen Gemeinplätzen mit uns grasen will. Eigene Meinungen wendet der Engländer im öffentlichen Verkehr nicht an. Eigene Meinungen sind das, was einen vom Nachbar trennt, Verkehr soll einen mit dem Nachbar verbinden, eigene Meinungen können also kein Mittel zum Zweck des Verkehrs sein. Wenn zwei Deutsche miteinander auf der Eisenbahn ein Gespräch beginnen, ist es, als ob sie unter Eid auszusagen hätten, und wie beim jüngsten Gericht; sie sind denn auch meistens in der nächsten Station schon beide beleidigt. Kein Engländer kündigt einem gleich an, wie er über Gott und die Menschen, Leben und Sterben, König und Vaterland denkt. Englische Gespräche beginnen immer mit dem Wetter, einem friedlichen Thema, vielleicht dem einzigen, worüber eine Einigung unter allen Ständen herzustellen ist, und setzen sich dann über die Gesundheit fort, was schon aufregender ist, immerhin aber wenigstens sicher jeden interessiert. In Deutschland sind Freundschaften meistens kurz, weil man sich bei der deutschen Aufrichtigkeit zu schnell kennen lernt; mit einem Engländer kann man jahrelang befreundet sein, denn man kennt ihn ja noch immer nicht. Das ist auch das Geheimnis der vielen guten Ehen in England. Deutsche werden diesen Satz für einen Witz halten, Engländer für weise; vielleicht ist er beides.

Hat sich der Fremde nach seinen englischen Erfahrungen dies alles ein wenig überlegt, so wird er nun auch erst gewahr, was das Wort Gemeinplatz eigentlich heißt. Gemeinplatz ist der Platz, der der ganzen Gemeinde gehört, zur allgemeinen Benutzung. Ich darf mich also dort nicht so benehmen wie auf meinem eigenen Grund, denn der Gemeinplatz gehört nicht mir, sondern allen zusammen, ich darf ihn also nur so benutzen, daß ihn auch andere benutzen können. Dies ist das Gesetz alles englischen Verkehrs. Der Engländer vergißt nie, daß er im Verkehr ja nicht auf eigenem Grund ist. Es ist das Gesetz jedes englischen Ge-

sprächs. Wenn ich einen Engländer frage, was er über Elektra, das Haus der Lords oder Christum denke, sagt er zunächst: Well, Mister Bahr! Das enthält aber einen ganzen psychologischen Prozeß. Well, damit ruft er sich selbst an; es heißt: Besinne Dich! Dann fügt er meinen Namen hinzu; das heißt, er ermahnt sich: Erinnere Dich! Er fordert sich auf, nicht zu vergessen, daß ich da bin, daß er ja nicht mit seinem Gott allein spricht, sondern zu mir, und daß es also nicht so sehr eigentlich darauf ankommt, wie sich das mit der Elektra, dem Hause der Lords oder Christo wirklich in den letzten Gründen verhalten möge, sondern darauf, mir etwas zu sagen, was ich anhören und erwidern kann, auf ein Gespräch, von dem ja jeder was haben soll, wozu nun aber doch gehört, daß es sich in einem Gebiet halte, das beiden gemeinsam ist, und niemals über die Grenze gehe, wo, drüben, das Eigentum der individuellen Überzeugung des einzelnen beginnt.

Solange man dieses Gesetz des englischen Verkehrs, des englischen Gesprächs nicht erkannt hat, meint man auch, die Engländer seien Heuchler. Irgendein Engländer spricht einem andächtig über Religion, man schließt daraus, daß er fromm sei, und wird man nun später zufällig irgendwie gewahr, daß er es keineswegs ist, so finden wir darin ein neues Beispiel der englischen Verlogenheit. Dieser Engländer aber hat uns nur aus Rücksicht auf uns genau das gesagt, was wir, wie er meint, auf religiöse Fragen erwarten; er legt Religiosität für das Gespräch an wie den Frack zum Diner, den er vielleicht auch zum eigenen Gebrauch nicht für wünschenswert hält. Von einem Deutschen kann man es sich versehen, daß er, wenn wir eine Berglandschaft bewundern, es der deutschen Redlichkeit schuldig zu sein glaubt, unsere Stimmung zu stören, indem er plötzlich wild erklärt: Ne, mag ich überhaupt nicht, für mich gibts nur die Haide! Einer hat in einer Mondnacht auf der Akropolis hinter mir gesagt: Was is das all's, wann man unsern Wiener Wald dagegen nimmt! In beiden Fällen sagt der Engländer einfach: Very nice. Und so sagt er in religiösen Gesprächen auch: Very nice. Er sucht in allen Gesprächen das zu sagen, was ihm den geselligen Verkehr zu fördern scheint. Oder wie er es selbst nennt, er sucht das Richtige zu sagen. Es ist eine wahre Leidenschaft der Engländer, in jedem Fall genau zu wissen, was das Richtige für einen richtigen (je nachdem) Musiker, Patrioten oder Clergyman ist. Dies zu wissen macht geradezu den Gentleman aus. Ein Gentleman besteht darin, in jedem Fall zu wissen, was das Richtige ist, aber er besteht nicht darauf, es dann auch auf sich selbst anzuwenden, und er mutet dies auch keinem anderen zu. Das Richtige ist eine gemeinsame Angelegenheit, die nun mit den besonderen Angelegenheiten des Einzelnen nichts zu tun hat. Das Richtige ist der Gemeinplatz, für sich selbst baut sich dann jeder auf seinem Eigenplatz an. Darauf beruht die englische Sitte und darauf beruht die englische Freiheit. Die englische Sitte be-

stimmt den menschlichen Verkehr, aber du mußt ja mit keinem verkehren. Die englische Freiheit besteht nicht darin, daß jeder dem anderen dreinredet. Der Fremde, der gewohnt ist, daß Sitte jeden bis in seine Seele hinein tyrannisiert und daß Freiheit den Verkehr stört, kann den Engländer so wenig verstehen als dieser ihn. Ein Engländer, mit dem ich über Wilde sprach, sagte mir: Wir hätten ihm seine Neigungen gern gegönnt, aber er hat ein Prinzip daraus machen wollen, das konnte man nicht dulden. Und meine Freundin Ethel Smyth, deren March of the women jetzt allen englischen Frauen im Herzen klingt, lacht mich immer aus, wenn ich etwas unkonsequent finde. Konsequent, sagt sie, ist deutsch. Und ich lerne nach und nach verstehen, daß dem Engländer, im Kleinsten und im Größten, eine sittliche Weltordnung notwendig scheint, die doch aber den einzelnen in seinem eigenen Tun nicht stören muß. Es scheint ihm nur notwendig, daß diese sittliche Weltordnung vorhanden sei, was aber nicht ausschließt, daß es sich jeder daneben bei sich einrichten möge, wie es ihm gefällt. Die sittliche Weltordnung muß vorhanden sein und anerkannt werden, aber das ist dann auch genug und nun mag jeder das Seine tun. Es scheint ihm notwendig, manches an Strauß zu tadeln, weil es doch Gesetzen der musikalischen Ordnung widerspricht, aber nachdem er durch diesen Tadel seiner Gewissenspflicht genügt hat, schwärmt er für Elektra. Und wie im Künstlerischen, ists im Sittlichen, ists im Politischen, ists überall.

Sei ganz, was Du nun einmal bist, aber behellige keinen damit. Das ist der Grundsatz alles englischen Wesens. Nirgends gibts mehr Eigenbrödler. Man gehe Sonntags in den Hydepark, jede Narrheit der Welt findet sich dort. Aber es ist nicht englisch, daß sich Eigenbrödler, wie sie das in Deutschland tun, in Vereinen organisieren; der Vereinsbetrieb der Originalität ist in England unbekannt. Der Engländer ist auf das, was er ist, so eifersüchtig, daß er es bei sich behält. Sich bei sich zu behalten und mit wahrem Geiz nichts von sich herzugeben ist eine Leidenschaft des Engländers. Er teilt sich nicht mit, aus Furcht, daß er damit ja schon einen Teil von sich verloren hätte. Die strenge, alles gleichmachende englische Sitte ist der Schutz der starren inneren englischen Freiheit. Damit jeder sich in seiner Eigenheit behaupten könne, umgeben sich alle nach außen mit dem Richtigen. Jeder sitzt in seinem geistigen Haus allein, um diese befestigten Häuser aber ist ein Kanal, das Richtige nämlich, da rudern sie manchmal herum. Sei ganz, was du nun einmal bist, aber behellige keinen damit!

Als ich so weit war, diesen Grundsatz alles englischen Wesens zu begreifen, fiel mir ein, daß es aber ja schwer sein müsse, damit ein Künstler zu sein. Denn ein Künstler ist doch, wer mit dem, was er ist, andere behelligt. Wer diesen Trieb nicht hat, dem fehlt der Anlaß, sich mit seiner Eigenheit abzubilden und diese Bilder in die Welt zu schicken. Wie kann also dann ein Engländer Künstler

sein? Wenn er diesen Trieb hat, was wird dann aus jenem Grundsatz? Und da war ich beim Problem der englischen Literatur angelangt.

Der englische Leser zweifelt nicht daran, daß das Gesetz des Gesprächs auch für den schriftlichen Verkehr zu gelten hat, auch für die Literatur: er will bei seinen Schriftstellern das Richtige finden. So entstehen zu jeder Zeit die berühmten englischen Schriftsteller, deren Ruhm wir nicht begreifen. Das beste Beispiel dafür ist heute Mrs. Humphry Ward. Wer mit deutschen Gewohnheiten ihre Romane liest, kann nicht verstehen, warum sie sie schreibt; er findet ja nirgends die Mrs. Humphry Ward heraus. Ihr wäre das auch sicher peinlich. Sie sucht ja, wenn sie schreibt, nicht sich, sondern das, was der Leser erwartet. Und daß sie das trifft, besser als irgendein anderer englischer Schriftsteller heute, ist ihre Bedeutung. Hört man auf, in ihren Romanen sie zu suchen, irgendeinen Menschen, der seine Rechnung mit dem Leben macht, so findet man dafür die mittleren Maximen, mittleren Empfindungen, die der Engländer im Verkehr anlegt, so vortrefflich dargestellt, daß man fortan in der guten englischen Gesellschaft stets zu sagen wissen wird, was zu sagen schicklich ist. Ihre Helden benehmen sich tadellos. Auch wenn sie straucheln, geschieht das so, wie der Gentleman vor Leuten, wenn es ihm schon einmal passieren muß, zu straucheln wünscht. Und so haben die Engländer immer berühmte Schriftsteller gehabt, die dies dadurch wurden, daß sie das Richtige darstellten, wobei sie von dem, was wir Literatur nennen, absehen mußten. Wir haben ja solche Schriftsteller auch, aber wir sind undankbar: wir lesen sie heimlich und schämen uns ihrer laut. Und immer haben die Engländer daneben das, was wir Dichter nennen, also die vom Richtigen absehen, die sich bekennen wollen, die nicht den Gemeinplatz, sondern ihren Eigenplatz suchen, auch gehabt, aber die sind, von Shelley bis Swinburne, immer verfehmt gewesen, für bewundernswert, aber unpassend angesehen. Zwei, Dickens, noch mehr aber dieser erstaunliche Thackeray, mir der tiefsinnigste seines Jahrhunderts, hatten die Kraft, indem sie das Richtige darzustellen schienen, dahinter den Menschen, den jeder Engländer verbirgt, ahnen zu lassen, indem sie dabei den Leser aber so zu beschäftigen verstanden, daß er ihr unschickliches Betragen nicht merkte, oder zu spät. Andere wieder lösten das Problem der englischen Literatur, indem sie meinten, ein Engländer müsse, wenn er dichtet, zum Franzosen werden, wofür es ihnen auch wirklich vergeben wurde. So Robert Louis Stevenson, auch Wilde anfangs, der bald aber nach einer anderen Methode verfuhr. Soviel ich weiß, hat diese Methode Samuel Butler entdeckt, der Vater Bernard Shaws und sozusagen die Tante G. K. Chestertons. Verwundert hat mich Shaw gefragt: „Sie kennen Samuel Butler nicht? Den größten englischen Schriftsteller der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kennen Sie nicht? Sind Sie denn ein Engländer?" Die Methode Butlers besteht darin, es sich zum Prinzip zu machen, daß man

das Richtige vermeiden muß. Mit demselben Ton, in dem sonst in englischen Büchern das Richtige vorgetragen wird, trägt er das Unrichtige vor und wovon er überzeugt ist, daß man es nicht sagen dürfe, das schreibt er, denn das allein scheint ihm schreibenswert. Genau genommen ist er eine Mrs. Humphry Ward à rebours. Sie fragt, was der Leser erwartet. Er auch. Aber sie schreibt das dann, er schreibt das Gegenteil. Shaw hat auch diese Methode, aber dazu Genie. Nach einem Genie hat es der Nächste schwer, so bleibt Chesterton nichts übrig, als die Methode bis zur Karikatur zu treiben. Nach ihm wird sie jetzt, einige Zeit wenigstens, kaum mehr zu gebrauchen sein. Wer jetzt in England verblüffen will, muß wieder das Richtige sagen.

Dies will nicht mehr als ein Aperçu sein. Die Neigung des Engländers, sich für sich zu behalten, die das englische Gespräch, den englischen Verkehr, alles englische Wesen bestimmt, muß, da sie sich dem Grundtrieb der Kunst widersetzt, ganz besonders auf diese wirken. Wie sie das tut, bei jedem einzelnen Künstler anders, das bot mir ein Mittel, die englische Literatur seit hundert Jahren zu ordnen. Mehr als ein Schema, das sich denkökonomisch gut verwenden läßt, wills nicht sein. Es ergaben sich ungefähr folgende Gruppen: Das Gesetz des englischen Verkehrs, daß keiner den anderen mit sich behelligen darf, wird auch auf die Literatur angewendet, Dichter (was wir auf dem Kontinent Dichter zu nennen gewohnt sind) werden also zunächst nicht gelitten, sondern sie müssen weg oder werden in Geheimbünden untergebracht (Browning, Wordsworth), es sei denn, daß sie verstehen, es nicht merken zu lassen (Thackeray); dann folgt, als Antwort darauf, in natürlicher Reaktion, das Bedürfnis, die mittlere Meinung, von der alle offizielle Literatur beherrscht wird, zu beleidigen und das Richtige zu verhöhnen, es folgt eine Literatur des Affronts, von Butler über Shaw, in dem der Affront zur persönlichen Leidenschaft, ja zur Lebensquelle wird, zu Chesterton, der schließlich den Affront schon wieder zur bloßen Technik macht, die jeder lernen kann; nun entsteht zuletzt zwischen Mrs. Humphry Ward und Chesterton ein Raum für Schriftsteller, die den Mut zum Unrichtigen haben, nämlich zu sich selbst, aber ohne gereizt zu sein, ohne sich an die Brust zu schlagen, ohne das Bedürfnis des Affronts, vielmehr mit einer gewissen Unschuld und Selbstverständlichkeit: für europäische Schriftsteller auf englische Art. Dahin gehört schon John Galsworthy, mehr noch Arnold Bennett (vor allem in dem wunderbaren Roman The old wives Tale) und besonders H. G. Wells, nicht der junge Wells der phantastischen Erzählungen, sondern der der drei großen politischen Romane, Kipps, Tono-Bungay und The new Macchiavelli, durch die er nun eine Art von englischem Anatole France geworden ist. Sie sind, wie Walt Whitman sich gern nannte, Beginner.

Champagnerkrieg / von Alexander Ular

Es war bis vor kurzer Zeit als ein fast absolut konstantes sozialpsychologisches Phänomen zu betrachten, daß nur drei ehrenwerte gesellschaftliche Gruppen mit der ganzen Wucht ihres Handwerkszeuges und ihrer lebendigen Kraft den sozialen Kriegspfad von der rechten, zwar blutroten, aber nach gegenwärtigen deutschen Verhältnissen als blauschwarz zu bezeichnenden Seite her betreten: nämlich die Metzger, die Wurstmacher und die Gerber. Das hängt mutmaßlich damit zusammen, daß sie fortwährend Blut vergießen, Schädel einschlagen, Knochen spalten, Häute schinden, Felle über die Ohren ziehen, kurz, brutale Überlegenheit über andere Lebewesen dokumentieren, was ja sicherlich ein Merkmal der reaktionären, wo nicht aristokratischen Weltauffassung ist. In Paris sind die Ochsenschlächter Royalisten, die Schweineschlächter Bonapartisten, die Gerber Antisemiten. In Rußland bilden dieselben Kategorien den Kern der durch Zuhälter und Polizisten vervollständigten Truppen der zaristischen Gegenrevolution. Und bereits bei den mittelalterlichen städtischen Kämpfen sieht man regelmäßig die tierverarbeitenden Gilden sozusagen an der Spitze des Rückschritts marschieren. Eine Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts ist es, daß zu diesen drei Gruppen als vierte noch die der Winzer hinzuzuzählen ist.

Sogar in der friedfertigen Rheinpfalz wurde letzthin die Sturmglocke zur Entfachung der reaktionären Revolution geläutet. Und was die französischen Winzer sich seit einigen Jahren leisten, stellt alles weit in den Schatten, was die Moskauer Gerber gegen die Studenten, oder gar die Pariser Metzger in der prachtvollen Dreyfuszeit verbrochen haben. Es erinnert unmittelbar an die vier Jahrhunderte zurückliegenden Bauernkriege Deutschlands und die noch älteren französischen Jacquerien. Aber während diese wirklich revolutionär waren, den Charakter des Kampfes um sozialen und politischen Fortschritt trugen, handelt es sich jetzt um eine mit revolutionären Mitteln arbeitende Reaktion gegen die natürliche Entwicklung der modernen Wirtschaftsbedingungen.

Was bisher bei den französischen Weinkriegen — sowohl in Südfrankreich vor vier Jahren als auch nunmehr in der Champagne — tatsächlich revolutionär im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, ist lediglich die Regierung und das Militär, die die Prinzipien über die Tatsachen gestellt haben, während der empörte Pöbel (nicht etwa anarchistischer oder auch nur sozialistischer Großstadtmob, sondern die viel widerlichere Spießbürgerplebs) die jämmerlichsten persönlichen materiellen Interessen mit geradezu kindisch dummem Egoismus in blöden Orgien der Wut und weinseliger Ausschweifungen als sieghaftes Recht der Demokratie feierten,

Marx hätte seine Freude daran gehabt. Denn niemals ist in modernen Zeiten das wirtschaftliche Moment als Motiv gesellschaftlichen Handelns so handgreiflich grob ans Licht getreten wie hier. Es zeigt sich ja fast staatenbildend. Denn wenn es nach den gegenseitigen Haßausbrüchen derer aus dem Bezirk Marne und derer aus dem Bezirk Aube ginge, so hätten sich hier schon zwei feindliche Staaten gebildet, die augenblicklich miteinander in männer- und flaschenmordendem Kriege lägen; und nur die, Gott sei Dank, trotz aller nietzschescher Ermahnungen unabwendbar fortschreitende Erschlaffung des dynamischen Elementes beim angeblichen Kulturmenschen hat es ermöglicht, daß Frankreich noch immer existiert, und daß der bauernkriegerische Pöbel, anstatt sich mannhaft zu zerfleischen, der Regierung den Gegner mit Jammern denunziert.

Champagner wurde ja stets von Puritanern als Quelle oder zum mindesten als untrügliches Zeichen der sozialen Dekadenz angesehen. Bloß war diese Dekadenz einerseits liebenswürdig, andrerseits individuell. Sie erregte mehr Neid als Entsetzen. Und der ehrenwerte Pater, der dieses Stimulans der (allerdings nicht christlichen) Liebe erfand, und dem noch kürzlich von dem dankbaren, jährlich Millionen verdienenden Volke von Epernay eine prächtige Statue gesetzt ward, galt mit Recht als einer der größten Wohltäter der genügend Kleingeld besitzenden Kulturmenschheit, obwohl, oder vielmehr weil seine Erfindung die kategorischen Imperative in Plusquamperfecta verwandelte, ein zeitweises Loslösen aus den Kategorien des Raumes und der Zeit ermöglichte, die egoistischen, materiellen, also unmoralischen Triebe betäubte, und an ihrer Stelle den Ideen der Brüderlichkeit, der gemeinsamen Freude, selbst zwischen feindlichen Geschlechtern, souverän zum Siege verhalf.

Jetzt tritt der Champagner als Agens sozialer Dekadenz auf. Der ehrsame Pfarrer, dem die Champagne die glücklicherweise nur auf Autosuggestion beruhende gegenwärtige ‚Verelendung' verdankt, würde darüber nicht weniger entsetzt sein, als über den eigentümlichen ersten Effekt seiner herrlichen Erfindung, der zunächst in Gestalt eines ihm grausam die Nase verkanonierenden Holzpfropfens in die Erscheinung trat.

Alles, was der Herr Pfarrer ehrte und liebte, Frohsinn, Disziplin, Frömmigkeit, Ordnung, Treue, Gehorsam, Ideal, ist zum Teufel gegangen, sobald seine Nachtreter, Apostel und Jünger annahmen, daß der Millionentribut zum Teufel gehen könnte, den die leidende, ihr Unheil betäubende Menschheit von den Botokuden bis zu den Tschuktschen und von Yokohama bis Neutomischl den Bewohnern der Gegend spendet, wo die Jungfrau von Orleans den König salbte, der noch keinen Champagner kannte. Als man im April dieses Jahres Häuser ansteckte, Sturmglocken läutete, Millionen von (schauderhaft!) vollen Flaschen zerschlug und auf die Straßen streute, um Soldaten und Pferden das Vorwärtsdringen unmöglich zu machen, da geschah dies durchaus nicht in angeheitertem

Zustande. Und das ist das Traurige. Es geschah aus jenem unsterblichen Stumpfsinn, den diese Bevölkerung mit ihrem Fabrikat im ganzen Weltall auf das erfolgreichste bekämpft, aus jenem blöden Egoismus, der sich in den hier nutzlos vergossenen Fluten des perlenden Nasses am bequemsten ersäuft.

Ist es schon ein Zeichen von recht bedenklicher seelischer Verkommenheit, fünf Millionen Flaschen ausgezeichneten Champagners durch die Straßen anstatt durch die Kehlen rinnen zu lassen, so tritt in weit ernsterer Form die Dekadenz der Champagnerbauern in der stupiden Hilflosigkeit ans Licht, mit der sie ihre Interessen durch Zerstörung ihrer Geldquelle zu verteidigen glauben.

Zwei Punkte sind es, die ihr Verhalten soziologisch als Symptom einer neuen Zeit erscheinen lassen, die unter ähnlichen Verhältnissen nun wohl an allen möglichen und unmöglichen Stellen des Erdballes ihren mit Gelächter und Entsetzen begrüßten Einzug halten wird: nämlich einerseits der Köhlerglaube an die Allmacht des Staates und seine Pflicht dafür zu sorgen, daß die Geschäfte jedes Bürgers gut gehen; andererseits der hiermit eigentlich in direktem Widerspruch stehende nicht weniger alberne Köhlerglaube an das Recht jedes einzelnen, vom Staat den Mitbürgern gegenüber bevorzugt zu werden, damit seine Geschäfte so gut gehen, nicht etwa wie es möglich ist, sondern wie er es gern möchte.

Einerseits gebiert sich hier ein Partikularismus allerschlimmster Sorte, der nichts mehr mit der so beliebten Dezentralisierung zu tun hat. Andererseits hören wir den jämmerlichsten Appell an die Zentralgewalt ebendieses Staates, den man absolut zerstückeln will, um höhere Renten gegenüber den Bewohnern anderer Gegenden zu erzielen.

Ein sonderbares Schauspiel! Und was schlimmer ist: eine abenteuerliche Situation für einen Staat, der mit der Abschaffung des Manchestertums, mit der amtlichen Intervention in die Bedingungen der nationalen Arbeit, die Bevölkerung mehr als in irgendeinem anderen Lande an die offizielle Fürsorge der gesetzgebenden Gewalt für die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse jedes einzelnen gewöhnt hat, der auf diese Weise, wenn nicht praktisch, so doch wenn man sagen darf psychologisch, ein gewisses sozialistisches Bewußtsein im Volke geweckt und diesem als einzigen und genügenden Regulator alles gesellschaftlichen Lebens die Staatsgewalt vorgegaukelt hat.

Die unvernünftige Schutzzollpolitik, die den französischen Ackerbau im Treibhaus weiterzüchtet, war der Anfang: ein Anfang, der überall nachgemacht wurde, und aus dem notgedrungen überall mit der Zeit dieselben unabwendbaren Konsequenzen ersprießen müssen. Der Staat sorgt für hohe Getreide- und Viehpreise. Dann sorgt er für hohe Fabrikatspreise. Schließlich schaltet er auf allen Gebieten die Konkurrenz des Auslandes aus, und man feiert das Resultat als eine Wohltat für die einzelnen Bürger und als ein nationales Werk oder Voll-

werk ersten Ranges, das die Zusammengehörigkeit der Nation stärkt, ihr Einheitsgefühl vertieft, Zersetzungskeime zerstört.

Aber von einem gewissen Punkte an verkehrt sich der übrigens in allen Stadien nur scheinbare Segen des Systems in einen wahren Fluch. Wer vor der Konkurrenz in Buenos Aires geschützt wird, und doch Schwierigkeiten hat, will auch vor der Konkurrenz des Nachbarn geschützt werden. Der Staat, der imstande gewesen ist, ihm den Wettbewerb von Amerikanern oder Chinesen vom Halse zu schaffen, über die er doch eigentlich gar keine Macht hat, wird doch wohl erst recht ihm die Konkurrenz der Mitbürger vernichten können, über die er die Staatsgewalt ausübt. Und der beschränkte Spießbürgerverstand begreift schließlich nicht mehr, warum der Staat, der Mittel und Wege gewußt hat, um den Rheinwein nicht nach Epernay kommen zu lassen, nicht auch solche bereit hat, um den Wein aus dem einige Meilen entfernten Nachbarbezirke auszuschließen.

Auf diesem lächerlichen Gedankenwege ist es dazu gekommen, daß gerade der Glaube an die Allmacht und an die Pflicht des Staates, für die Geschäfte der Bürger aufzukommen, die ausgesprochen partikularistische Bewegung zeitigen konnte, die uns, wenn sie irgend welchen Erfolg hätte, ins graue Mittelalter oder ins alte China des Likinunwesens zurückversetzen müßte. Man würde Zollgebiete von einigen Quadratmeilen Umfang sehen; der moderne Verkehr wäre alle zehn oder zwanzig Kilometer durch neue Schranken behindert, oder — was noch viel schlimmer, weil schon in Ansätzen praktisch geworden ist — die Handelsfreiheit wäre überhaupt aufgehoben.

Die Champagnerfrage ist ja nur ein neues Symptom von dieser Tendenz; und sogar Frankreich ist nur ein besonders krasses Beispiel für eine Entwicklung, die die Treibhauspolitik aller europäischen Länder notwendig mit sich bringt.

Was vor einigen Jahren die südfranzösischen Winzer wollten, war eine Beschränkung der Handelsfreiheit. Was die Leute der Champagne wollen, ist dasselbe. Ihr Gebiet soll den freien Güteraustausch nicht kennen. Und wie furchtbar derartige rein wirtschaftliche Motive in politischer, in nationaler Hinsicht trennend wirken, ist daraus zu entnehmen, daß allgemein jene Tendenz als ein schlagender Beweis für die Unmöglichkeit einer Nationalmiliz an Stelle des permanenten Heeres angesehen wird. Wären die Südfranzosen oder die Leute der Champagne, wie es bei Milizen fast unvermeidlich ist, mit Waffen versehen gewesen, oder hätten sie über lokale Arsenale verfügt: kein Zweifel, daß ein wahrer Bürgerkrieg ausgebrochen wäre, bei dem ganz Frankreich hätte zugrunde gehen können.

Die Einzelheiten der kürzlichen Vorgänge tun nichts zur Sache. Daß ein champagnertrunkener Spießbürgerpöbel so gemein wird wie die greulichsten Pariser Apachen, wird keinen vernünftigen Menschen wundernehmen. Daß die ganze Bewegung aus Mißverständnissen und Ungeschicklichkeiten hervorging,

betrifft nur den Einzelfall. Als Symptom wichtig erscheint nur der Sackgassencharakter der ganzen Entwicklung.

Der Staat hat den, wie wir sahen, halb sozialistischen, halb partikularistisch-reaktionären Tendenzen der Bauern nachgeben müssen und schon vor mehr als zwei Jahren jene ‚Delimitations'-Dekrete erlassen, die in wirtschaftlicher Hinsicht gewissen Gegenden dem Reste des Landes gegenüber skandalöse Privilegien verleihen, in ihnen die Handels- und Produktionsfreiheit aufheben, kurz, wirtschaftlich kleine Staaten im Staat schaffen. Der Schematismus der Verwaltung führte dazu, daß als „Land woher Champagner kommt", nicht etwa die alte Champagne bezeichnet wurde, sondern nur das eine Departement der Marne, während das Nebendepartement der Aube, wo ebenso guter Wein wächst und seit unvordenklichen Zeiten mit zur Fabrikation der besten Champagnersorten verwandt wird, plötzlich keinen Champagner mehr, sondern bloß noch „Schaumwein" produzieren sollte. Den großen Champagnermarken ist dies ganz einerlei, denn ihr bloßer Name genügt, um anzuzeigen, was sie verkaufen. Sie verkaufen einfach keinen „Champagner", sondern „Roederer", „Heidsieck" und wie sie alle heißen; und sobald sie ihren Wein nicht ausdrücklich als „Champagner" bezeichnen, können sie zu seiner Fabrikation nehmen was sie wollen. Die eigentlichen Weinbauern aber wollen in der Marne ihr gesetzliches Privileg beibehalten, obwohl sie es zum teuren Verkauf ihrer Produktion nicht brauchen, und die Leute der Aube wollen dagegen nicht zurückgesetzt sein. Nichts ist natürlicher als das. Aber unnatürlich ist, daß der Gesetzgeber nicht voraussah, wie er durch die Errichtung von Handelsschranken innerhalb des Staates ein Prinzip einführte, das bei konsequenter Anwendung einfach jedes moderne Staatswesen sprengen muß.

Frankreich gibt wieder einmal der Welt eine hübsche soziologische Lektion, die ihm allerdings etwas teuer zu stehen kommt. Sie zeigt vor allem, daß die sozialistische Tendenz nicht etwa direkt zu einer Art Massendespotie, zum berühmten Zuchthausstaat zu führen braucht, sondern mit mindestens ebenso großer Wahrscheinlichkeit auf die völlige Zerstörung umfangreicher Staatswesen, und auf wirtschaftliche Bürgerkriege lossteuern könnte, die die noch immer mehr oder weniger ideale Einheit der Nationen aus rein wirtschaftlichen Motiven in einen Wust intoleranter, verkehrs- und daher kulturfeindlicher Gemeinwesen auflösen würden.

Der Elektromotor/ von Ludwig Brinkmann

Vor nicht allzu langer Zeit durchwanderte ein Besucher den Saal einer Fabrik, der dicht mit Werkzeugmaschinen aller Art, Dreh- und Hobelbänken, Bohr- und Fräsmaschinen angefüllt war. Vor allem erregte aber seine Verwunderuug ein Gewirr von zahllosen ledernen Treibriemen, die zwischen der Decke und den einzelnen Maschinen kreisten; durch den ganzen Saal zogen sich zwei lange Transmissionswellen mit zahlreichen mehrstufigen Scheiben, die dieses Gewoge in Bewegung erhielten. Dazwischen hantierten die Arbeiter mit langen Stangen, um die Riemen von einer Stufe der Scheiben auf die andere zu werfen. „Sie wollen die Geschwindigkeit der Drehbank ändern", erläuterte der freundliche Begleiter. Alles, was sonst noch in dem Saale war, die Bänke selbst, die darauf befestigten Werkstücke, die Arbeiter verschwanden vollkommen unter diesem an den tropischen Urwald erinnernden Schlinggewirre von kreisenden Riemen.

Doch der Besucher verharrte nicht bei dem flüchtigen ersten Eindrucke, sondern forschte nach Ursache und Wirkung dieser Erscheinung. Da entdeckte er an dem einen Ende der Transmissionswelle eine besonders große Scheibe, die von einem gigantischen, aus mehreren dicken Ochsenhäuten zusammengeleimten Riemen getrieben wurde; in unerklärlicher Weise trat derselbe aus einer Öffnung des Fußbodens heraus, in den er nach seiner Wanderung um die Scheibe wieder verschwand. Neugierig ging der Fremdling die Treppe hinab in das tiefer liegende Stockwerk und entdeckte die korrespondierende Scheibe. Sie war auf einer ähnlichen, den ganzen Raum entlanggehenden Transmissionswelle angebracht, von der ebenso wie vorher zahllose Riemen in Bewegung gesetzt wurden und die an ihrem andern Ende eine Seilscheibe, noch größer und noch stärker als die erwähnte Riemenscheibe, trug. Um diese schlang sich ein halbes Dutzend starker Seile, die durch Öffnungen der Wand in einen Nebenraum führten.

Der Besucher ging den Seilen folgend weiter und fand endlich in einer Halle die Triebfeder all dieses wirren Gewoges; hier schaffte fauchend und glühende Hitze ausstrahlend die Dampfmaschine, die mit ihrem mächtigen, stählernen Arme Schwungrad und Seilscheibe kreisen ließ.

Lange stand der Beschauer von hohen Empfindungen beseelt vor diesem sich mit seinem doppelten Zylinder breit auf der Erde hinstreckenden Riesen und war stolz ein Zeuge davon sein zu dürfen, wie hier ein einziger Motor die hundert Maschinen in Bewegung setzte und die vielfachen Produkte der Fabrik herstellte. Er freute sich dieser Kulturleistung menschlichen Erfindungsgeistes, dieser Großtat, die sich an den Namen James Watt anknüpft; er bedachte, wie früher all die Gesellen jeden Spahn des widerstrebenden Eisens mit dem Stahle im Schweiße ihres Angesichtes mühselig abdrehen mußten, indem sie die Bank mit ihren Füßen

in Bewegung erhielten, und erinnerte sich, wie viel unwürdige Frondienste durch menschliche Muskelkraft geleistet wurden, um doch vielleicht nur ein Zehntel von dem an Gütern zu schaffen, was die Fabrik heute mit derselben Zahl von Gehilfen herstellt.

Während er noch staunend vor der Dampfmaschine stand, tönte plötzlich ein schriller, nervenzerreißender Pfiff: Feierabend! Der Maschinist sperrte das Dampfventil; der Koloß schwenkte noch einmal seinen Arm, dann standen das Schwungrad und damit alle die hundert Maschinen in dem ganzen Hause still. Das Tagewerk war getan; der Fabrikhof füllte sich mit Arbeitern, die ihre Kontrollmarke an die Wand des Durchfahrttores hängten und zufrieden heimwärts zogen. Nur einer der Ingenieure fluchte, da eine wichtige und eilige Arbeit nicht beendigt war.

„Aber warum lassen Sie nicht ein paar Leute etwas länger arbeiten?," fragte der verwunderte Besucher. Damals gab es nämlich noch nicht das Sakrament vom Achtstundentag.

„Ich kann doch nicht die Dampfmaschine wegen des kleinen Werkstückes allein weiter laufen lassen; es würde dann teurer werden, als wäre es aus Gold!"

Das Argument war richtig, und es ließ sich nichts daran ändern.

Ein paar Jahre später wanderte derselbe Besucher durch dieselbe Fabrik und kam auch in den oberen Saal. Wie hatte sich aber der geändert! Wo war das Gewirr von Lederriemen geblieben, wo waren die langen Transmissionswellen, die sonst die einzelnen Maschinen antrieben? Diese standen noch immer da, aber bewegten sich in einer gar geheimnisvollen Weise; unten an ihrem Gestelle oder an der Seite war ein kleiner Eisenkasten angebaut, der sich bei genauer Prüfung als ein Elektromotor erwies. Gearbeitet, geschaffen wurde augenscheinlich ebensoviel wie früher; ja, der freundliche Führer erklärte, daß sich seitdem der Umsatz der Fabrik verdoppelt hätte; aber das Ganze machte längst nicht mehr den imposanten Eindruck wie einstmals, als man nebenbei noch die Sensation in ständiger Lebensgefahr zu schweben empfand, indem bei einer unvorsichtigen Wendung der Rockzipfel durch einen Riemen in die Maschine hineingezogen werden konnte. Im unteren Maschinenraume die gleiche Veränderung; auch hier waren keine Transmission, kein Riemen und kein Seil mehr zu sehen. Die Dampfmaschine stand wohl noch im Nebenraume, aber bewegungslos und kalt. Die Feuerungen der Kessel waren vom Rost zerfressen, und aus dem mächtigen Schlote stieg keine Rauchwolke mehr stolz zum Himmel empor.

Der Fremdling fragte nach der Ursache dieses jachen Wechsels, und der Begleiter setzte ihm auseinander, daß man jetzt an das städtische Elektrizitätswerk angeschlossen sei.

„Es hat uns viel Geld gekostet, aber Gott sei Dank ist die Dampfmaschine still gelegt!," fügte er hinzu.

Der Besucher fragte erstaunt, ob sich denn die Umgestaltung des Betriebes eigentlich rentiere; es seien doch jetzt zwischen den Dampfmotor der Zentrale und die Werkzeugmaschinen der Fabrik der ganze umständliche elektrische Apparat, Generator, Zuführungsleitung und Motor, getreten. Er hatte das Gefühl, als sei man auch hier nur einer Modetorheit gefolgt.

Der Führer konnte ihn aber beruhigen; er bewies ihm, daß sich, trotzdem energieverzehrende Maschinen in das ursprünglich viel einfachere System eingeführt seien, die Ökonomie des Betriebes bedeutend gebessert habe.

„Sie werden sich erinnern, daß ich damals mein Werkstück nicht fertig bekam, weil ich die große Dampfmaschine der Kosten wegen nicht weiter laufen lassen konnte. Mit dem kleinen Elektromotor an der Drehbank gibt es solche Schwierigkeiten nicht mehr. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Sehen Sie, wenn früher einmal in Zeiten schlechten Geschäftsganges wenig oder gar nicht gearbeitet wurde, fraß mein Kessel dennoch fast genau dieselbe Menge Kohlen wie in den Zeiten vollsten und daher lohnenden Betriebes. Es verpuffte alles nutzlos in den leerlaufenden Transmissionen und Riemen, deren Sie sich wohl erinnern werden. Damals waren die Zeiten ja noch besser; aber bei dem heutigen Preisdrucke könnten wir uns solchen Luxus nicht mehr erlauben. Jetzt bezahlen wir nur so viel Energie, wie wir tatsächlich nützlich verbrauchen. Außerdem sind die Anforderungen der Kundschaft an die Qualität unserer Erzeugnisse derart gestiegen, daß wir mit den alten Methoden nicht mehr konkurrieren könnten. Und endlich hat mich der Gedanke, unsre alte Dampfmaschine könnte einmal defekt werden und uns dadurch zur Betriebseinstellung zwingen, niemals ruhig schlafen lassen; jetzt hat das Elektrizitätswerk die Sorgen für Reserven übernommen, und im Notfalle kann ich meinen eigenen Kessel wieder unter Dampf setzen. Die Elektromotoren, die wir in unseren Betrieb eingebaut, haben sich schon längst bezahlt gemacht, und ich nehme an, daß die städtische Zentrale auch auf ihre Kosten kommt."

Der Besucher schied mit der Überzeugung, daß die an James Watt anknüpfende Kulturstufe überwunden und durch eine neue, bessere ersetzt ist.

Was uns dieses Beispiel im Einzelfalle zeigt, beobachten wir heute überall. Wohin wir auch blicken, offenbart sich uns in dem technischen Schaffen der modernen Zeit das zunächst auffallende Streben, die bis dahin bestehenden kompakten Kleinanlagen durch einen komplizierten elektrischen Apparat zu zerreißen, um auf der einen Seite im allergrößten Maßstabe zu zentralisieren, auf der andern Seite bis ins Kleinste zu spezialisieren. Daß solcher Trieb kein unberechtigter, keineswegs eine Modesache ist, beweist uns der Umstand, daß sich heutzutage auch auf andern Gebieten, auf denen wir organisatorisch tätig sind, ähnliches zeigt, beispielsweise im Politischen. Überall geht die Tendenz die Zentralinstanz zu verstärken Hand in Hand mit der Individualisierung und Selb-

ständigmachung der lokalen Gewalten. Ein Doppeltes soll dadurch erreicht werden: Stärkung des Ganzen auf der einen, Ausbildung, Vervollkommnung und Befreiung des Einzelnen auf der andern Seite.

So werden überall kleine Kraftanlagen, die durchaus noch nicht abgenutzt sind, zum alten Eisen geworfen oder als Notbehelfe, Reserven leer stehen gelassen. An ihre Stelle treten mächtige Zentralen mit Maschinen, die von Tag zu Tag größer werden; Einheiten von 30000 Pferden finden wir in wichtigen Stationen zu einem Dutzend oder mehr vereinigt. Besonders seitdem der Bau der Dampfturbinen auf die heutige Vollkommenheit gebracht ist, scheint es für die Größe einer einzigen Maschine kaum noch eine Grenze zu geben.

Die Stärkung der technischen Wirtschaft durch solche Zentralisierung beruht auf der erheblichen Verbilligung der Energie. Es bedarf keines Beweises, daß eine Zentrale von 100000 Pferdestärken weit billiger ist, als etwa 1000 Einzelanlagen von je 100 Pferdestärken. Es ist ferner klar, daß sich in solchen großen Betrieben aus einer Tonne Kohle, gleichgültig ob ihre Wärme in Dampfkraft oder Gasenergie umgewandelt wird, mehr nützliche Leistung herauswirtschaften läßt, als in kleinen und daher auch meist unvollkommenen Betrieben. Es steht schließlich ebenso fest, daß zur Bedienung weniger großer Maschinen ein viel geringeres Personal nötig ist als zur Wartung zahlloser kleiner und kleinster Anlagen. Zu diesen Vorteilen kommen aber durch die Zentralisierung noch einige weitere hinzu, die nicht so auf den ersten Blick einleuchten. An die Stelle von 1000 Anlagen zu je 100 Pferdestärken braucht nicht etwa eine Zentrale von 100000, sondern höchstens eine von 50000 Pferdestärken zu treten. Dies liegt daran, daß fast in jedem Betriebe die Höchstleistung selten, dagegen oft nur die halbe und zuweilen gar keine Leistung beansprucht wird. Da nun die Einzelanlagen, die durch eine Zentrale zusammengefaßt werden, niemals gleichzeitig das Maximum oder das Minimum ihres Energiebedarfes haben, wächst mit der Größe der Zentralisierung die Konstanz einer mittleren Durchschnittsleistung. Ferner zeigen alle Motoren, die für die Erzeugung elektrischer Energie in Frage kommen, Dampfmaschinen, Gasmotoren und Wasserturbinen, die Eigentümlichkeit, daß sie nur bei ihrer Volleistung einen günstigen Wirkungsgrad besitzen, daß sie also infolge des schwankenden Einzelbetriebes recht unökonomisch arbeiten. In einer großen Zentrale ist daher infolge der weit gleichförmigeren Belastung der Nutzeffekt der Motoren auch aus diesem Grunde ein viel besserer. Was es für die nationale Wirtschaft bedeutet die Energieausbeute der Kohle zu vermehren, dessen wird sich jeder bewußt sein, der weiß, daß unsere Vorräte an Brennstoff beschränkt sind und mit ihnen unsere industrielle Bedeutung steht und fällt. In unwirtschaftlichen Einzelbetrieben Kohle zu vergeuden ist ein Verbrechen am Volke. Schließlich geht es den Maschinen wie den Menschen: sie werden selbst bei guter Pflege gelegentlich einmal krank und arbeitsunfähig. Jeder vorsichtige

Fabrikant wird daher für ausreichende Reserven sorgen, um nicht durch einen Maschinendefekt zum Stillsetzen seines Betriebes gezwungen zu sein. Er wird also neben seiner hundertpferdigen Dampfmaschine noch eine zweite gleichgroße als Reserve aufstellen. In der Zentrale hingegen, wo vielleicht ein Dutzend Einzelmaschinen arbeiten, genügt es vollkommen, wenn zu den zwölfen noch eine dreizehnte als Reserve hinzugefügt wird, die im Falle einer Störung einspringt. Nach unserem Beispiele wird also statt tausend hundertpferdiger Ersatzmaschinen der individuellen Anlagen nur eine viertausendpferdige Reservemaschine in der Zentrale benötigt.

Auf der andern Seite beobachten wir das Streben nach intensivster Spezialisierung. In modernen Betrieben wird jede kleine und kleinste Werkzeugmaschine durch ihren individuellen Elektromotor angetrieben. Sein Siegeszug wäre nun nicht möglich gewesen, wenn er nicht zwei wesentliche Eigenschaften besäße, die keinem andern bisher bekannten Motor in gleichem Maße eigen sind, nämlich einmal der gute Wirkungsgrad bei allen praktisch vorkommenden Lasten von einem Viertel bis zum Doppelten der Leistung und andererseits die bequeme Regulierbarkeit seiner Drehzahl. Bei dem scharfen Konkurrenzkampfe des heutigen Tages ist es eben unbedingt notwendig, daß der Konsum von Energie sich der geleisteten und bezahlten Arbeit so eng als möglich anpaßt. Das andere ist von fast noch größerer Wichtigkeit. Es ist unwirtschaftlich alle Dinge mit derselben Geschwindigkeit herzustellen. Wenn man eine mächtige Stahlstange auf der Drehbank bearbeiten will, so wird man diese langsamer laufen lassen, als wenn es gilt ein winziges Stück Eisen zu formen. Wie wir gesehen haben, hat man sich früher in plumper Weise durch einen Satz von verschieden großen Riemenscheiben oder durch Auswechslung von Zahnrädern beholfen; doch dieses sind grobe und zeitraubende Hilfsmittel; beim Elektromotor genügt ein einziger Griff, um jede beliebig feine Einstellung zu erzielen. Außer diesen Vorteilen besitzt er noch eine Reihe von andern Annehmlichkeiten, die ihn den übrigen Motoren überlegen machen. Namentlich sind das seine Kleinheit, die geräuschlose, stille Weise seines Ganges und die Leichtigkeit seiner Bedienung. Diese Eigenschaften und das Vorhandensein einer Zentrale, die dem einzelnen die private und daher unwirtschaftliche Erzeugung von Energie erspart, ermöglichen es zahllosen kleinen Betrieben sich mechanischer Energie zu bedienen, die vorher lediglich auf die menschliche oder tierische Muskelkraft angewiesen waren. Selbst die Nähmaschine wird heute nicht mehr durch den Fuß der Hausfrau, sondern durch Elektrizität betrieben. Wo es noch nicht der Fall ist, fehlt es an der Zentrale oder an genügender Entwicklung fortschrittlichen Geistes. Selbstverständlich wird durch dieses Eindringen des Motors in die allerkleinsten Betriebe auch die Produktion aller Güter erhöht und verbessert und damit die Kultur selbst gefördert. Was man im Politischen durch die Dezentralisierung zu erreichen sucht, erfüllt auch

im Technisch-Wirtschaftlichen der Elektromotor; er individualisiert, vervollkommnet und befreit; so paradox es auch klingen mag: er ist der wichtigste Kulturträger der Neuzeit geworden.

Natürlich gäbe es keinen Elektromotor ohne Elektrizität. Diese eigenartige, unerforschte und vielleicht auch unerforschbare Naturkraft besitzt die so überaus wertvolle Eigenschaft durch dünne Metallfäden weithin mit ganz geringem Verluste durch Erwärmung derselben fortgeleitet werden zu können. Allein diese bequeme Verteilbarkeit der elektrischen Energie hat dem Prinzipe der Zentralisierung und Dezentralisierung im technischen Schaffen Geltung zugeben vermocht. Die Transmission aller andern Energien, der mechanischen durch Seile oder Riemen, der des Dampfes in mühselig gegen Ausstrahlung geschützten Rohren, der des Druckwassers, der Druckluft oder der Explosivgase, bleibt mit so erheblichen Verlusten verbunden, daß es kaum wirtschaftlich ist solche über größere Entfernungen als einige hundert Meter fortzuleiten. Die für die moderne Wirtschaft so wichtig gewordene Kraft des zu Tale rauschenden Wassers ist überhaupt nicht unmittelbar verteilbar, und ohne die Elektrizität müßte die weiße Kohle entweder am Wasserfalle im unwirtlichen Hochgebirge ausgebeutet werden oder nutzlos verrauschen.

Indessen ist mit den gewaltigen Leistungen, die in mächtigen Industriezentren konsumiert werden, selbst die Fortleitung elektrischer Energie ein Problem geworden. Es ist in praktischen Verhältnissen ziemlich unmöglich Gleichstrom von mehr als 1000 Volt Spannung zu erzeugen; das bedeutet aber bei größeren Energien gewaltige Stromstärken, mit denen die Dimensionen der teuern kupfernen Leitungen ins absolut Unwirtschaftliche wachsen. Beim Wechselstrome hingegen ist es eine Kleinigkeit durch Transformatoren jegliche beliebige Spannung zu erzeugen. Eine Schranke ist uns erst dann gesetzt, wenn die Verluste durch Ausstrahlung der elektrischen Energie den Betrieb unwirtschaftlich machen, was bei etwa 100000 Volt der Fall ist. Aber da bereiteten die Elektromotoren eine Schwierigkeit. Die ursprünglichen Wechselstrommotoren wollten sich nicht in ihrer Drehzahl regulieren lassen. Diesem Übelstande ist indessen heutzutage abgeholfen, und seitdem stehen der Zentralisierung und Dezentralisierung der technischen Betriebe kaum noch Grenzen entgegen. Wir befinden uns auf geradem Wege zu dem Endziele dieser Entwicklung; mächtige Zentralen werden an den Fundstellen der Kohle und der Wasserkräfte aufgebaut werden; man wird nicht mehr daran denken die Kohle mühselig als solche zu den Verbrauchsstellen von Energie zu transportieren; das Anlagekapital für eine Eisenbahn ist ja weit erheblicher als das für eine Hochspannungsfernleitung; Betriebskosten bereitet die letztere kaum, während für den Eisenbahntransport Hilfskräfte in Menge nötig sind; und was bei der elektrischen Leitung durch Wärme verloren geht, konsumiert auf der andern Seite die Lokomotive. Von diesen Zentralen wird sich über das

ganze Land bis in die kleinste Hütte das Verteilungsnetz der elektrischen Energie ausspannen, um die Naturkraft durch den Elektromotor in den Dienst eines jeden einzelnen zu stellen.

Der Mann von Welt/ von Arthur Holitscher

Ein Buch ist erschienen, es nennt sich ein „Brevier für Weltleute" und ist eine Sammlung von Aufsätzen über „Gesellschaft, Mode, Frauen, Reisen, Lebenskunst, Kunst und Philosophie" von Oskar A. H. Schmitz. (München, bei Georg Müller.)

Für Weltleute. Für Weltleute? Ist das etwa ironisch gemeint? Sollen den Leuten, die sich „Weltleute" nennen, die zur Kaste, zur Klasse, zur geheimen und offenkundigen Loge der „Weltleute" zählen, Kenntnisse, Gesichtspunkte und Anschauungen beigebracht werden, die das Wort „Welt" vor dem Wort „Leute" einigermaßen ins Wanken brächten, das zusammengesetzte, zusammengekuppelte Wort in seine Bestandteile tranchierten sozusagen? Keineswegs; der Titel ist nicht ironisch aufzufassen. Der Verfasser — ein Weltmann, versteht sich — wendet sich schon auf dem Umschlagpapier an die Leute seiner Kaste, Klasse, Loge und gibt ihnen seine Erfahrungen, Blicke, Resultate zur Beherzigung hin; diese sollen ihnen helfen, ihre etwa noch wankenden Gesinnungen bis zum Erstarrungspunkt der Maxime zu verdichten, die das unerläßliche Handwerkszeug des Weltmannes ist; der Verfasser tut dies ohne Schaustellung, mit der unterstrichenen Anspruchslosigkeit, die in jener gehobenen Sphäre Sache des guten Tones, des selbstverständlichen Geschmackes und Taktes sein soll; dem Verfasser sei als Belohnung seiner litterarischen Anstrengung seine Zugehörigkeit zu der Klasse, für die er schreibt, gerne beglaubigt.

Denn „Welt" ist in Verbindung mit „Leuten" selbstredend als eine Klasse, will sagen als Abzeichen, Banner und Farbe einer Klasse zu verstehen. Ein Weltmann, der Singular der Weltleute, ist nicht: ein Mann der Welt, sondern ein Mann von Welt. Die deutsche Sprache, die wie keine zweite die ursprünglichen Instinkte des Volkes aufdeckt, durch keine weltliche noch geistliche Macht aus ihren Fugen zu bringen ist, die demokratische und unbestechliche deutsche Sprache verrät wie der Spiegel im Brunnen der Wahrheit durch solch ein unscheinbares Wörtchen wie dieses „von" eines ist, ohne Gnade den anmaßenden Usurpator. (Im Französischen ist l'homme du monde der Gesellschaftsmensch ganz einfach, so wie le monde weiter nichts ist wie die eine beleuchtete Halbkugel jener geschniegelten Welt, von der le demi monde die andere, lichtscheue vorstellt.) Natürlich ist somit die Welt des Weltmannes ungeheuer geringfügig an der des Mannes der Welt gemessen, natürlich ist der Mann von

Welt etwas ungeheuer Geringfügiges an dem Mann der Welt gemessen, dem Erdensohne, Weltalls-Sohn, auf den heute, so will es scheinen, alles, alles ankommt! Die Welt des Weltmannes verhält sich zu jener der Menschen wie etwa der Begriff Löwe im heute schon veralteten Wort: „Salonlöwe" zum freien Tier Nubiens. Der Salon ist der angestammte Tummelplatz des Weltmannes, aber die Welt keineswegs ein Salon.

Ich seh schon, ich werde nicht über Schmitzens Buch schreiben, sondern über das Wort auf dem Titelblatt, über das ich nicht wegkomme. Am besten: ich werfe gleich all die Notizen, die ich während der Lektüre des Buches mir aufgeschrieben habe, in den Ofen und merke mir nur soviel, daß in dem „Brevier" manches klug Argumentierte steht, von dem sich ein Weltmann getrost überzeugen lassen darf, daneben manches lediglich Geistreiche, das den Weltmann wohl zu einigem Widerspruch herausfordern könnte und dann so und so vieles selbstgefällig Einherparadierende, vor dem der Weltmann einen Bogen machen wird.

Auch bei dem Untertitel möchte ich mich nicht gern aufhalten. Was ist das für eine Rubrizierung: „Gesellschaft, Mode, Frauen, Reisen usw." . .?! Nun, mit einem Wort, wie gesagt. . . . . .

Ein Klingeln bleibt im Ohr zurück vom Verfasser und seiner Welt, von der eigenen Melodie des Verfassers und der Harmonie seiner Sphäre: es ist die fatale Chesterfield-Weis', nur auf französisch, und man ist einigermaßen erstaunt, aus der Kehlenfertigkeit, mit der der Verfasser seine Modulationen hören läßt, das unbekümmerte Falsett jener heiteren Lebensbelächler und Sittenbekicherer herausschwingen zu hören, die seinerzeit Rousseau mit Einem Atemzug umgepustet hat. Heute, in unserer Zeit der gewaltigsten abgründigsten Zwiespälte, in dieser Zeit, in der das erwachte Gewissen sein betäubendes Flügelrauschen vollführt — befremdet es, berührt es, gelinde gesagt, unsympathisch, einen vernünftigen und weitherum gekommenen Mann, der mit der vom Griff bis hinunter ziselierten Waffe eines zweckdienlichen Stils zu hantieren versteht, für eine Philosophie des Opportunismus seine Moulinets fechten zu sehen. Eine Philosophie, die auf keiner Weltanschauung fußt, sondern ihre breite und bequeme Basis im zeitgenössischen Gesellschaftszustand hat. Es zeigt sich dabei, daß der Weltmann recht warm und behaglich gebettet ist, wenn er sich nach der Decke der heutigen Gesellschaftsmoral streckt und daß diese Decke sich, ohne Widerstand zu leisten, strecken und dehnen läßt, wenn der Mann unter ihr seine individuellen Gelüste kriegt, z. B. anfängt, erotisch zu werden.

Jawohl, gewiß steht, wenn der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft als Basis angenommen wird, der Mann von Welt auf der höchsten erreichbaren Stufe der Kultur. Fragt sich nur, ob es denn wirklich die Kultur ist, die den Weltmann hervorgebracht hat?

Der Weltmann schöpft seine Form aus der Gesellschaft und diese ist kein Beweis für die Kultur der Welt, darauf kommen heut auch die kühleren Köpfe allmählich. Aufgebaut auf den Chancen der wenigen unter der notwendigen Voraussetzung des Zurückgeschobenseins der Massen. Empfinden wir Heutigen denn das alte Hellas und Rom auf ihrer Grundlage des Leibeigenenwesens noch als Kulturzustände? Gott helfe uns, ein kultiviertes Gemeinwesen nach unserem Herzen und Sinn liegt nirgends hinter uns, sondern irgendwo in den opalnen Nebeln der Zukunft.

Für den Weltverbesserer hat der Weltmann denn auch seine fertigen Axiome, Zitate, Lächeln in Bereitschaft. Mit einem gemütlichen auf die Achsel-Klopfen wird sein wütender Traum als Kinderkrankheit, Jugendeselei abgetan. Dem Weltmann von heute, 1911, kommt es doch gar nicht in den Sinn, daß in den Jahrzehnten, die er benötigte, um reif zu werden und seine Form zu vollenden, sich die furchtbare Notwendigkeit eingestellt hat, von Grund auf umzulernen. Das fällt ihm nicht ein. Der Weltmann von heute, (und von wann denn nicht?) sofern seine Form ihm zu eigen und rechtschaffen erworben wurde, ist in sozialen Dingen nach Wahl und Veranlagung und Notwendigkeit der vollendete Vogel Strauß oder der vollendete Schuft.

Der Einfachheit halber, und damit der Weltmann seine Form kristallrein bewahren könne, muß der Arme schuldig werden in alle Ewigkeit. Denn dem Weltmann ist seine Form alles in allem, Blüte des Gewesenen und Frucht der Gegenwart, die den Keim des Kommenden in ihrem Gehäuse trägt. Da er ganz Form, das heißt ganz Klasse ist, kann ihm die Entwicklung der Menschheit nicht viel mehr bedeuten als: Heraufkommen einer barbarischen unteren Schicht, die so und so viel Zeit benötigen wird, damit sich aus ihr die Blüte und Frucht entfalte, die er, der Weltmann, heute schon darstellt. Zu einem ehrlichen „après nous le déluge!“ ist er zu feig, zu gehalten, zu sehr „Weltmann“! Das Heraufkommen, die Entwicklung, erfreut sich deshalb seines belustigt hinunterschielenden Interesses. Überholt zu werden, zurückweichen zu müssen, diesem Geschick ist er nicht ausgesetzt, es ist das Geschick des Tätigen. Der Weltmann wird, selbst wenn sein Witz und sein Rücken morsch geworden sind, von der Generation, die sich in seine Klasse emporentwickelt hat, noch als der ehrwürdige Ahn und Arbiter angesehen sein. Seine Welt ist, bei Gott, einfach genug. Daß die Entwickelung heute auf einer breiteren Grundlage vor sich geht, als je, daß auf dieser Grundlage der Weltmann nicht mehr die Spitze der Kultur der Gesellschaft darstellen wird, daß seine Klasse sogar schon heute dabei ist, ohne Apotheose zum Orkus zu fahren — das verhüllt ihm gnädig die Wolke von Dünkel, in der er erhobenen Hauptes lebt.

Denn wirklich: heute schon sitzt der Weltmann nicht auf dem Fleck, von wo er die Welt beherrschend überschauen kann, darum stört das an sich harmlose

Wort und ist je eher zu demolieren. Ein schlechtes Wort, nicht nur, wenn man die Sprache befragt; ein schlechtes Wort, fast ein infames. Es wird nicht schade drum sein, wenn es bald von unten her aufgefressen wird und der Balg leicht wird und in die Luft geht. Und ginge damit die Form, die kostbare, zum Teufel — nun, es sind Leute da, nicht von den formverlassensten, die auf die Anwesenheit dieses kostbaren Kleinods in der Gesellschaft ohne Wimpernzucken Verzicht leisten werden. Denn das Urmaß, das eiserne Gerüst, über das diese Form mit vollendeten Daumendrücken modelliert worden ist, ist vielleicht von der Indolenz, von der Narrheit und dem Verbrechen angegeben. Schau hinauf zur Vollendung der Höhe, schau in die brodelnde Tiefe hinunter, auf der diese Höhe errichtet ist: Verschuldetes, Geduldetes, Erduldetes, Hingenommenes, gar nicht mehr Bemerktes.

Das Gewissen ist es ja, das das Maß bestimmt heute, so will es scheinen. Menschlich näher fühle ich mich dem armen Schulkind verwandt, das um fünf Uhr früh die Semmeln vom Bäcker für die Frühstücksbeutel in mein Stiegenhaus herholt, als dem perfekten Erörterer der Dinge zwischen Himmel und Erde auf dem berühmten Ecksofa im Salon der Frau von X. Tiefer rührt mich das verängstete Geheul des armen hungrigen Hundes an, den sein Herr achtlos in der Wohnung drüben eingesperrt hat, als der Gradus ad Parnassum, den die Konzertsängerin nebenan soeben im „Gesang Weylas" erklimmt.

Der große Geformte, der gestern seine Form gesucht und heute gefunden hat, oder sogar sie heute sucht und morgen finden wird — das ist der Feind!

Ich weiß recht gut, wobei er sich beschieden hat, bescheiden mußte, um seine Kristallisation nicht hintanzuhalten, zu vereiteln vielleicht. Ich weiß, daß er, um seine Form zu finden, zu bewahren, sein sehendes Auge zumachen, sein helles Ohr verstopfen, sein Herz mit seinem Intellekt vernageln mußte, vor all dem, was aus einem irren Überschwang oder einer chaotischen Sehnsucht darnach vergeht, einen tanzenden Stern zu gebären. Der kleine armgeborene, durch die Verhältnisse in Unwissenheit gelassene, durch Alkohol degenerierte, zum Kerker vorbestimmte Helot, der in seinem dumpfen Gehirn unter Schmerzen die Wahrheiten der Gerechtigkeit wälzt, ist der nicht eher der Mann der Welt, den man immer wieder gegen den Weltmann, die Blüte der Kultur hinstellen muß? Ist er nicht das ewige Feuer, das ewig Formlose, die „Blüte" aber nur ein Stück Schlacke, das auf den Schlackenhaufen gehört, neben dem das Neue auferbaut wird?

Ist es für den Menschen, der heute seine Form sucht, notwendig, daß er seinen Weg von der Welt durch die Gesellschaft hindurch nehme? Ist es nicht vielmehr Gebot für den Mann der Welt auf dem Wege zu seiner Form, daß er tausendmal lieber unstet und ein Flüchtling auf Erden sei, als heimisch in der Gesellschaft von heute?

Zu viel Goethe! / von Herbert Eulenberg

Noch vor wenigen Jahren waren diese Worte als Warnung im Munde eines behutsamen, nach oben hin ängstlichen höheren Schulbeamten an seinen mit dem Mut eines Mitglieds der freisinnigen Vereinigung ausgestatteten Probekandidaten eine Hauptpointe eines jetzt verschollenen und verstaubten Bürgerstücks. In einem ganz andern Sinne möchte man sie freilich heute manchmal gerne wiederholen: Wenn man nämlich mit entsetzten Augen einmal betrachtet, was alljährlich bei uns über Goethe gedruckt und als Buch oder Traktat herausgegeben wird. Nicht als ob ich als fälschlich genannter Bilderzertrümmrer nun gegen eine zu starke Beschäftigung mit Goethe eifern möchte. Man kann sich überhaupt nicht zu viel mit Goethes Werken befassen. Aber wohl liegt eine Gefahr darin, daß man sich zu sehr mit seinem Leben, seinen Briefen und seinem Biographischen beschäftigt. Die Gefahr der Versteinerung, die ein Nachteil der Historie ist, indem sie uns die Kräfte und Säfte für unser heutiges Dasein nimmt.

Die unaufhörliche Durchforschung des eigentümlichen Herzensprozesses zwischen Goethe und der Frau von Stein beispielsweise in allen möglichen Beleuchtungen und kleinlichen Details bringt uns in einen Klatsch und Tratsch herein, der mit dem Dichter Faustens nicht mehr das geringste zu tun hat. Man vergeudet seine wertvolle Zeit, die wir weit besser in den Aufgaben, die uns umdrängen, anlegen könnten, wenn wir immerzu unsere Gedanken durch den Weimarer Park herumführen lassen, von einer Nichtigkeit zur andern Wichtigkeit, und hinter jedem Kuß, jedem Stelldichein, jeder Miselei Goethes mit der Neugier von alten Tanten herlaufen. Haben wir wirklich nichts Anderes, Größeres zu tun und zu denken, als darüber nachzugrübeln, wie weit Schillers Lottchen Schuld an der Entfremdung und Verdienst an der späteren neuen Annäherung Goethes und Charlottes hatte, und ob Friederike Brion sich dem Geliebten wirklich ganz hingegeben hat, und ob Goethe seiner Christiane „Vulpiussin", wie man damals reizend sagte, immer treu geblieben ist?

Ich leugne nicht, das ist, namentlich für Gelehrte, die ihren Rücken dem Leben zukehren, höchst interessant. Und man kann in einem heiter geselligen Kreise manches liebe Mal mit Genuß darüber plaudern. Aber für unrecht halte ich es, sich ganz und gar in jene Zeit zu verkapseln und aus den amoureusen Abenteuern Goethes dicke Bücher zu machen und ganze Stunden damit zu verbringen, die ganze Briefliteratur Goethes in sich aufzunehmen. Das hat keinen Bildungswert und bedeutet darum nur Zeitvergeudung.

Ich bin überzeugt, daß die wenigsten, die alles Mögliche vom Leben des Dichters von Frankfurt bis Rom und Weimar in Briefen, Tagebuchblättern und Berichten über ihn in sich hineinschmökern, die „Wanderjahre", die „Lehr-

jahre" oder auch die „Wahlverwandtschaften" ganz gelesen haben. Wer das Geheimnis des Lebens Goethes in sich aufgenommen hat — und dazu genügt die Lektüre einer einzigen guten Biographie des Dichters! —, der verzettele sich und seine Liebe zu Goethe nicht mit dem Studium des Kleinkrams, zu dem die Lebensarbeit dieses bürgerlichen Giganten in tausend Abhandlungen zerschrieben worden ist. Lieber lasse er immer wieder Goethe über sich selber reden, lausche er stets von neuem diesem Selbstbeschauer, in dem Subjekt und Objekt sich wie in keinem andern Menschen nahe, ja eins gewesen sind, lese er alljährlich einmal „Dichtung und Wahrheit" oder die köstlichen Briefgedichte Goethes, die soeben in den Drugulindrucken des Verlags Ernst Rowohlt gesammelt herausgekommen sind, oder die italienische Reise, diesen unvergänglichen persönlichen Führer durch das Hesperien des achtzehnten Jahrhunderts, das sich heute stolz regno d'Italia nennt!

Die heftige Scheu, die Goethe selbst vor seinen Auslegern hatte — ich glaube, das ist mit ein Grund gewesen, warum er den zweiten Teil des Faust, an dem für einen gebildeten Menschen übrigens nicht das geringste zu erläutern ist, erst nach seinem Tode erscheinen ließ —, die sollte auch uns von ihm überkommen sein. Den Fleiß und die Liebe der germanistischen und philologischen Herren für ihr Sujet in allen Ehren! Aber es bleibt doch das tragikomischste Ereignis der ganzen Literaturgeschichte, daß der Schöpfer des Famulus Wagner, des Erz- und Urbilds aller deutschen Gelehrtenphilister, die meisten Ausleger und Kommentatoren gefunden hat. Aber μηδὲν ἄγαν, meine Herren, wie Sie wissen! Wir haben bald genug Stunden mit Goethe und seiner Zeit verplaudert. Wir kennen seine sämtlichen Herzensbeziehungen, schön eingetrocknet liegen sie im Herbarium der Literaturhistorie vor uns. Wir wissen, wie er über Bürgschaften, über Rennen, über England, über Napoleon, über das Essen, über das Trinken, über das Wandern, über das Rauchen, über das Schnupfen, über das Sparen, über das Turnen, über das Einmachen gedacht hat. Wir wissen, wie viel Geld ihm seine Schriften eingebracht haben, und wieviel er für seine Sammlungen und seinen Wein ausgegeben hat. Wir kennen die Briefe seiner Mutter, seiner Schwester, seines Schwagers, seiner Geliebten, sowie seine Gespräche mit allen möglichen Menschen, die einen, zwei oder drei Köpfe kleiner waren als er. Wir haben genug, übergenug von Goethe intime, wie unsere Nachbarn sagen. Wir wollen jetzt einmal, wo wir goethereif geworden sind, alle Mittelspersonen zwischen ihm und uns bei Seite drängen und ihm selber wieder in die großen olympischen Augen schauen. Wir haben heute wirklich ihn zu lesen gelernt und möchten uns dieser Freude möglichst ungestört hingeben, ohne durch Anmerkungen belästigt zu werden, die mehr oder minder jener hoffentlich unsterblichen von Düntzer ähnlich sind, welche er zu Goethes Bekenntnis, daß er von allen Frauen Lilli am meisten geliebt hätte, unten an den Rand setzte: „Hierin irrt Goethe; es war dies mit Friederike für ihn der Fall".

Und auch das Leben dieses größten Lebenskünstlers kennen wir nunmehr so gut, daß es uns nicht mehr nach neuen Fältchen und Tatsächelchen gelüstet. Goethe ist wirklich genug „abgegrast", wie es im Seminar heißt. Ihr könnt kaum mehr ein frisches Hälmchen, ein neues Gesichtspünktchen, eine interessante „Ur-Fassung" von ihm entdecken. Darum laßt ab, ihr lieben und klugen Leute, gedroschenes Korn immer wieder zu schlagen und zu spalten. Blickt in die Gegenwart, und laßt euch durch ein Goethezitat, mit denen man ja bei uns alle Auseinandersetzungen wirkungsvoll zu schließen pflegt, bestimmen: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag".

Und nachdem ich mir dieses, aus dem man ein dickes ersprießliches Buch machen könnte, in diesen wenigen Sätzen von der Seele geschrieben habe, wüßte ich nicht, was ich außerdem gegen die drei in dem um unsere Kultur redlich verdienten Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig erschienenen Bücher zu sagen hätte, die mir zur Besprechung vorliegen. Sie sind alle drei sehr gut. Und wenn sie es nicht wären, so würde ich keine Zeile über sie schreiben. Denn so wenig wie ich malhonnetten Leuten auf der Straße etwas nachrufe, so wenig möcht ich mich dazu hergeben, schlechte Bücher öffentlich zu beschimpfen. Und das sollte eigentlich keiner tun, der nicht dafür engagiert worden ist. Das Buch von Paul Kühn über Weimar ist als dreizehnter Band der Städtemonographien erschienen, die den kargen trockenen Baedeker für beschauliche Gemüter, die nicht im Geist noch in der Zeit beschränkt sind, ergänzen wollen. Und so führt uns das Buch gemächlich plaudernd durch den heutigen Musenwitwensitz von der Regentschaft Anna Amalias der Geschmackvollen, ja noch früher von den Zeiten der beiden Kranachs an bis zu Karl Alexander und dem heutigen Wilhelm Ernst, den beiden Nachkömmlingen. Am längsten weilt es natürlich bei der Karl Augusteischen Glanzzeit Weimars, dessen irdische Verdienste über den ewigen Goethes leicht vergessen werden. Und lustwandelt durch diese von der Sonne Goethes durchleuchtete Epoche, die sie mit den uns erschauernden Worten beschließt: „Als er verschied, stob die ganze Weimarer Gesellschaft nach allen Richtungen der Windrose auseinander". Und nur mit Resignation zieht es uns noch ein paar Seiten weiter durch diese nun tote Stadt, die zum Pompeji des deutschen Geistes geworden ist, und endet mit Wildenbruch und Richard Voß.

Noch hübscher finde ich, was uns Kühn in dem zweiten Buch über die Frauen um Goethe zu sagen und zu erzählen weiß. Sehr gewissenhaft, sehr gründlich, sehr unterhaltsam stellt er das bunte Frauenleben, das einst um den stürmischsten verführerischsten Jüngling wie um den kalten großen Mann geblüht hat, wieder her. Ohne zu lang und zu tief in den Klatsch zu geraten, läßt er die Tatsachen meist wörtlich durch die Menschen reden, die sie zu ihrer Zeit angerichtet und ausgefressen haben. Am schönsten ist ihm der größte Roman

aus Goethes Leben, seine Liebe, seine wilde verzehrende übersinnliche Liebe zur Frau von Stein in der Widerspiegelung gelungen. Diese grande passion, die der bekannte wilde Literarhistoriker Engels, dessen größtes Verdienst ist, kein Fachmann zu sein, wenn auch einseitig unrichtig, so doch immerhin sehr anregend geschildert hat. Dieses sonderbare Begegnen zweier Seelen, die aus früheren abgelebten Zeiten her so zart aufeinander gestimmt waren, daß uns heute angesichts ihrer die alte leidige Frage nach ihren körperlichen Beziehungen so töricht, so sinnlos erscheinen will. Dies lange brennende Feuer der Liebe, das nach dem häßlichen Bruch nach Italien schließlich in einer sanften Altersfreundschaft der ehemals bis zum Sterben ineinander Verliebten erlosch. Selbst den bitterbösen Trennungsbrief Goethes, den berüchtigten Kaffeebrief, den Hofmannsthal am liebsten aus Goethes Leben vernichtet sähe, vermag die starke tapfere Greisin später noch leicht zu nehmen und gutmütig zu verspotten. Wenn sie ihm in einer ihrer letzten Billetts zu vermelden weiß, daß der Kaffee ihr leider immer besser schmecke, je teurer er würde. Wobei sie lächelnd — was hat sie dies Lächeln gekostet! — hinzusetzt: „dem Kaffee-Feind hätte ich das nicht sagen sollen, aber man sagt doch gern seinen Freunden, was einem Gutes begegnet".

Das dritte Buch, das ich gerne hier rühmen mag, ist vom Verlag mit vielen, vielen Bildern nach alten Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen — einige entzückende von Goethe selbst sind dabei! — aufs beste geschmückt. Es gibt uns die Straßburger Studentenzeit Goethes wieder. Und namentlich die Milieuschilderung der „wunderschönen Stadt" ist vorzüglich von Ernst Traumann entworfen. Man verliebt sich recht beim Lesen in das herrliche alte Straßburg, dessen Bewohner damals noch nicht daran dachten, ihre Zugehörigkeit zu Frankreich, die sie sich einbilden, scharf zu betonen. Die Hälfte des Buches wird natürlich von dem Idyll zu Sesenheim erfüllt. Und wir kehren lang und gern in das alte Pfarrhaus des flachen friedlichen Dörfchens ein, das heute der Schnellzug ohne jeden Respekt vor literarischen Erinnerungen rauh und rücksichtslos durchbraust. Nur eine Bemerkung, die Ernst Traumann seiner gemütvoll erzählten Sesenheimer Novelle anhängt, hat mich stutzig gemacht. Es ist die Stelle, wo er die bisherige Durchforschung dieses rührenden Kapitels im schönen Lebensroman Goethe nachprüft und sich zornrot ereifert und seine Feder „sich sträuben läßt", die niederträchtigen Dinge zu wiederholen, die man der armen Friederike und auch Goethen zur Last gelegt habe.

Ach, lieber Ernst Traumann, ich bitte Sie, nicht gleich in furor professoralis zu geraten, wenn ich behaupte, daß, wenn auch die schlimmsten Dinge, die man mit den Worten Schwängerung und Abtreibung im bürgerlichen und juristischen Leben zu benamsen pflegt, zwischen beiden vorgefallen wären, wir darum noch keinen Grund hätten, in ein moralisches Entsetzen zu geraten. Meine sexualia gehen nur den Teufel etwas an, der, was man auch gegen ihn sagen mag, den Vorzug

einer strengen Diskretion hat. Und was wäre es denn weiter unnatürlich und unmoralisch, wenn das Verhältnis zweier warmblütiger junger Geschöpfe, wie Friederike und Wolfgang es waren, ein sinnliches gewesen wäre und als solches die üblichen menschlichen Folgen wie bei Gretchen gehabt hätte. Ja, was wäre selbst Fürchterliches, wenn der Frankfurter Student ihr abgeraten hätte, das Kind zur Welt zu bringen, ja ihr die Mittel zur Verhütung verschafft hätte? Wäre das nicht vielleicht sittlicher von dem jungen Goethe gewesen, als sie in einem Zustand zu verlassen, in dem sie das französische Gesetz nicht schützte und die Welt um sie verachtete? Von demselben Goethe, der als Mann bekanntlich gesagt hat, er könnte keine Untat lesen, die er nicht selbst hätte begehen können. Wir wollen uns wirklich nicht mehr wie alte Jungfern über „das Unmoralische" ereifern. Am wenigsten, wenn es sich um Goethe handelt. Die Zeit der Zimperlichkeit, deren lächerlicher Gipfel leider so oft von den Literaturprofessoren des vorigen Jahrhunderts erklommen wurde, ist vorüber.

Man kann diese äußerlichen sexuellen Dinge als unwesentlich, ja als nicht bemerkenswert nehmen, wie Goethe selbst es tat, der im Gegensatz zu Rousseau es gar nicht liebte, nein gar nicht, Ernst Traumann, sein Geheimstes zu beichten und jedes innerste Gefühl zu offenbaren und sein erotisches publik zu behandeln. Nur soll man es nicht verbohrt negieren und aus dem Traumann zum Teßmann werden und gleich von vornherein entrüstet feststellen: „Nein, so etwas unserm Goethe nur zuzutrauen, ist ein ruchloser Frevel und eine Schändung an unserm Nationalgötzentum". Nein, man bekümmere sich entweder nicht um diese Dinge der tierischen Sphäre, wie Herder sie noch nannte, oder man nehme sie menschlich natürlich und ohne ethische Entrüstung! Ihr mögt Goethe für die Töchterschule zurechtfrisieren, für uns freie Menschen laßt ihn, wie er war, durch sein Leben wandeln! Wir erschrecken nicht mehr vor der Schuld, auch bei ihm nicht. Wir können einen der unsrigen verehren, ohne ihn und sein Dasein parfümieren und balsamieren zu müssen.

Neuere Klavierliteratur/ von Oskar Bie

Es lohnt sich, einmal auf einige neuere Kompositionen für Klavier allein hinzuweisen, die nicht nur in ihrer Fachliteratur von Bedeutung sind, sondern im Zusammenhang der künstlerischen Bestrebungen von heute ein allgemeines Interesse verdienen. Das Klavier hat immer noch nicht aufgehört, ein eigentümlicher Spiegel der herrschenden musikalischen Anschauung zu sein und auf seiner unscheinbaren Tastatur den letzten Regungen der sensitiven Seele und des verwickelten Gehörs nachzugeben. Seine Sprache scheint trocken und gleichartig, aber sie ist wortreich und vollkommen genug gewesen, sowohl

die Polyphonie Bachs, als Mozarts Erfindungsgenie, Beethovens seelischen Drang, Schuberts Sinnigkeit, Chopins innere Gänge, Schumanns deutsche Lyrik, Liszts Virtuosenglanz ohne Abzug wiederzugeben und sie ist noch immer fähig, Empfindungen und technische Einstellungen auch unsrer Zeit, die neuen Zielen zustrebt, in ihrer Art zu gestalten und festzulegen. Zur selben Zeit, da Wanda Landowska, diese seltene Begabung für die Formenreize und Causerien des achtzehnten Jahrhunderts (die Mozart spielt, ohne daß Beethoven auf ihn folgt) den Stilgeschmack des lieblich steifen Klavizymbels und sogar des bebenden Klavichords neu belebt, tritt der Impressionist des Klaviers auf den Plan, der sich zu den robusteren Programmusiken des alten wunderlichen großen Alkan verhält, wie Monet zu Géricault.

Ich möchte sagen, daß Claude Debussy der erste gewesen ist, der die eigentümliche Farbe des Klaviers in seinen Stücken erkannt und benutzt hat, diese Farbe, die so lange verrufen oder mißverstanden war, als das Klavier dazu diente, musikalische Formen anderer Tonkörper als eine Art Abbreviatur zu ersetzen oder in seinen virtuosen Entbindungen sein eigenes Wesen wie mit einer dandyhaften Eitelkeit zu verdecken. Chopin und Heller, die nur für Klavier schrieben, haben es nicht so erkannt (und erkennen brauchen) wie Debussy, der die Erfahrungen des malerischen Impressionismus auf dieses unerschöpfliche Instrument übertrug. Ist sein musikalischer Quell dürftiger, als der seiner großen Vorgänger, so ist sein technisches Organ subtiler, und seine Impressionskunst in der besonderen Farbe des Klaviers wäre grenzenlos zu nennen, wenn sie nicht — genau wie bei seinen Gesinnungsgenossen von der Malerei — durch eine ganz gesetzmäßige Logik und strenge Ökonomie wundervoll ausgeglichen würde. Die zarte, ebenso bescheidene als absolut unwiderlegliche Illustrationskunst seiner Opern, die improvisatorisch scheinende, aber auf das schärfste überlegte Begleitung seiner Lieder, die Modellierung seiner Symphonien in dem letzten, spirituellen Hauch der Instrumente kehrt auf seinem Klavier wieder. Er begreift den Ton des Klaviers als eine Persönlichkeit, ein Ton, der nicht in hingebendem Gefühl hält, sondern im Augenblicke seines Daseins schwindet, sein ganzes Leben in dem stärkeren oder schwächeren Druck des Fingers findet, der ihm befiehlt zu existieren, und der, was er an Intensität in dieser kühlen technischen Epoche nicht leisten kann, an Beweglichkeit, Nervosität, Beschwingtheit, Ungebundenheit, an motorischer Reizbarkeit gewinnt, im leichten Fluge, in der gestochenen, gehüpften Berührung, in der harmonischen Unverantwortlichkeit und im laufenden Spiel der sich schiebenden, gleitenden, rollenden Harpeggi und Skalen. Wir sind frei. Wir können auf den nachgiebigen, springenden und schnell erregbaren, aber ebenso schnell verklingenden Klaviersaiten ein Bild malen, wie mit dem Stift oder dem tupfenden und ziehenden Pinsel. Die weiße Tastatur ist der Fond. Der Finger ist der Stift. Die Töne sind die Farbe, eine leicht gefärbte Zeichnung, die den

Rahmen der sieben Oktaven mit den Wundern einer räumlich geordneten Musik ausfüllt, indem sie die persönliche Sprache des Klaviers zu nichts anderem verpflichtet, als sich zu bekennen.

Debussys Stil ging von der eleganten, flüssigen und sehr geistreichen Schreibart aus, die die feinen Miniaturstücke der französischen Generation der achtziger und neunziger Jahre auszeichnet, sofern sie sich von dem großartigen, kühl grundierten Wesen César Francks absetzen. So sind die Toccaten und Arabesken, mit denen er begann. Die eigene Note tritt zuerst in einer Folge von Klavierstücken auf, die er bezeichnenderweise Estampes nennt. Pagoden, in einer steifen Bizarrerie um ein stehendes Motiv, délicatement et presque sans nuance. Dann der Abend in Granada, ein berauschendes Stück, Rausch, Schreie, Bacchantisches, durchdringend durch ein exotisch wollüstiges Klingen von Stimmen, durch eine müde monotone Ruhe, die Sinnlichkeit deckt, noch ein Glanz, noch ein Feuer, ein Blick, Erinnerung, Ahnung, und wieder das stumpfe orientalische Beharren, das maurische Spanien mit einigen vollendeten Linien, ganz frei und resolut, und dennoch so wohl organisiert, in letzter malerischer Impression aufs Klavier gesetzt. Gärten im Regen — Wiegen von Sechzehnteln und Triolen, durch die die transparente Vision einer melodischen Linie, einer Substanz, die von Tropfen eingehüllt ist, zu schimmern strebt. Hier sind die Resultate gewisser Lißtscher Etudenpoesien, von jedem technisch-mechanischen Nebensinn erlöst, ganz auf das Technisch-poetische entwickelt, vom Boden gehoben, von der Phrase entbunden, sogar vom Gefühl gereinigt.

Indem ich diese Reinigung vom Gefühl betone, weiß ich, daß ich die deutsche Tiefe der musikalischen Empfindung aufgebe. Es ist ein intellektueller Genuß, den wir an dieser Musik haben, wie an aller modernen französischen. Und doch darf man ihn nicht unterschätzen, man muß ihn anders bewerten, vielleicht darf man sagen, mehr flächenhaft, mehr projiziert und reflektiert. Ich erinnere mich gern der geistigen Erregung, die mir die Kenntnis dieser Stücke verursachte und die etwa einer malerischen Bekanntschaft entsprach, welche niemals so wund und aufrührend ist wie die einer tiefen Musik. Die Maler, selbst ein so empfindsamer wie Sisley, haben stoffliche Unterstützungen, die die Musiker nicht anstreben dürfen, ohne kindisch zu werden, und nicht durch gemütvolle Ergüsse ersetzen, ohne sentimental zu sein. Diese Gattung der französischen Malmusik ist ein Sondergebiet für sich, aus der Zeit geboren und dem Zeitbewußtsein nicht unangenehm, transitorisch in der Wirkung nicht anders als in ihrem Stil. Mein Freund Richard Buhlig, dessen Liebe sie sind, lehrte sie mich kennen. Es waren Stunden seltsam kühler, halb literarischer, halb malerischer, musikalisch ornamentierter Stimmung. Ich hänge an diesem Persönlichen. Seine geistige Heimat ist jenes Mischland aus englischem Präraffaelitentum und italienischer Klostersehnsucht, die ihn zu einem pianistischen Nachkommen der Rossettis machen. Er

spielt Beethoven, kennt den Dante auswendig und schwärmt in den dekorativen Künsten des Buchdrucks. Wohl ist dies ein Milieu für diese mattfarbenen, südlich duftenden Blüten des Klaviergeistes. Nicht deutsch — aber eine Welt, die auf einer wundervollen Insel unserer Zeit, rein und edel, gelagert ist und doch mit dieser Zeit inniger zusammenhängt, als die Romantik der Davidsbündler.

Diese Ile joyeuse schildert Debussy in einem seiner glücklichsten und substanziellsten Klavierstücke: das Silber monodischer Klänge, die wogenden Lüfte, inmitten eine gesangvoll strotzende 3/8 Melodie, von den Fingern über die Tasten geworfen in dem gänzlich schulfreien Satz, der die alterierten Harmonien, Ausschnitte, Durchgänge, die konsequenten Alleen und launischen Nebenwege in dem reinen Spiel an Tönen ohne Sorge aus der Reife einer philosophischen Skepsis entwickelt. Das verwirrende, konturlose Maskentreiben als farbliche Bewegung, die wiegenden, spritzenden, glitzernden Reflexe im Wasser, Glocken, die durch ein Blättergewirr klingen, die keusche, verlorene Landschaft des Mondes, der über einer Tempelruine steht, das Funkeln der Goldfische, die jeder geregelten Kantilene auszuweichen scheinen, das moderne Bilderbuch der Kinder, das Schumanns herzlich naives Album in die Grotesken einer Elefanten-Berceuse, einer Puppenserenade, eines Schneeballs wendet und immer so fort, als „Images“, als „Coin des enfants“, als „Préludes“ zuletzt, die die Schritte im Schnee, das Mädchen mit den Flachshaaren, ce qu'a vu le vent d'Ouest zeichnen — dies ist die Galerie der Debussyschen Klavierbilder, durch die nicht nur die Illustrationskraft der Musik erhöht, sondern die eigene Farbe dieses Instruments, die Impressionabilität seiner Technik, die zeugende Phantasie des malenden Vortrags seiner Literatur hinzugefügt worden ist. Niemand wird die letzte Freiheit dieser Gebilde sich vorstellen oder begreifen können, der sie nicht gehört hat. Ich kann durchaus nicht mehr tun, als verlockend auf sie hinzuweisen.

Mit größerer Vorsicht tue ich dies bei Arnold Schönberg, dem Wiener, dessen Klavierstücke op. 11 hier genannt werden, als die kühnste musikalische Aussprache, die dieses Instrument sich bisher hat gefallen lassen müssen. Ich vermeide, wie bei Debussy, die Analyse des einzelnen, weil sie die Eindrucksfähigkeit lähmen würde. Es ist nur das musikalische und pianistische Genre zu bezeichnen, dem sie angehören. Sie beanspruchen keine programmatische Deutung, sie sind nicht literarisch noch malerisch beeinflußt, sie stellen auch technisch nichts Neues dar, sie bedeuten aber eine Belastung des Klaviers mit musikalischen Gebilden absoluter Geltung, die aus dem Grunde für dieses Instrument charakteristisch sind, weil kein anderes, auch kein Orchester sie heut ertragen würde. Der verfliegende, andeutende Ton des Klaviers gestattet die Aufzeichnung revolutionärer Harmonien, Rhythmen, Phrasen und ihrer rücksichtslosen Polyphonie ohne verhältnismäßig großes Risiko. Er kommt der Konzeption am meisten entgegen. Dies ist der Mut Schönbergs, noch stärker als in seiner Kammer-

musik. Kaum auf Anhieb zu lesen, noch schwerer vom Blatt zu spielen, gewinnt diese letztwillige Musik, gegen die Debussy ein Reaktionär ist, doch langsam unsere Aufmerksamkeit durch die Unerschrockenheit ihres offenen Ausdrucks und die aus einer gesetzmäßig barocken Empfindung sich wulstig organisierende Sprache. Scheint Debussy nachahmend zu improvisieren, so scheint es dieser rein musikalisch, und doch findet ihre Improvisation die durch alle Verzerrtheiten durchleuchtende Form der Notwendigkeit. Man findet bei Schönberg das Bestreben unserer Musik, das in den früheren Mahlerschen Werken in schöner Breite, bei Strauß in detaillierter Kontrastwirkung auftritt, das Bestreben des parallelen Prozesses verschiedener Tonalitäten, des willkürlichen Auslaufens jeder Stimmgruppe nach ihren eignen Bedingungen, nebeneinander, nacheinander ohne Akkordbindungen, ohne Schlüsse, ein divergentes Empfinden mehrerer gleichzeitiger Musiken mit der beispiellosen Ungeniertheit, die eben nur das Klavier erlaubt. Dies ist eine ganz andere Klavierwelt, als die des Impressionisten, aber sie ist auch eine: nicht aus der Farbe, sondern dem Reichtum des Klaviers. Ich habe unendliche Schwierigkeiten mit dieser Musik, aber ich muß sie ernst nehmen. Ihre raubtierhafte Frechheit bedient den Klavierklang als solchen mit einer geringen Galanterie. Busoni hat eines der Stücke bearbeitet. Als sonderbaren Effekt nenne ich einmal die Erzielung eines Flageolettons durch lautloses Niederdrücken der betreffenden, ihn bildenden Akkordnoten. Er wird kaum erscheinen. Wohl aber klingt der schlafende Akkord auf, sobald ihn die Geräusche des Stücks geweckt haben.

Das Klavier als illustratives Instrument in einer freien malerischen Schilderung des Gegenstandes, und als Reservoir der letzten musikalischen ideellen Gehirngänge: das sind diese beiden Typen. Neugierig auf die Zukunft, versucht man an den Klavierstücken des jungen, hier schon angezeigten Erich Korngold sich über den Standpunkt der kommenden Generation zu belehren. Auf den ersten Blick scheinen seine Don-Quixotestücke, die er mit 12 Jahren arbeitete, dem impressionistischen Genre Hoffnung zu machen. Aber die nähere Bekanntschaft mit ihm lehrt uns, daß alle seine Klaviermusik nur ein kindliches Orchester ist, das gar bald in einer, glaube ich, dramatischen Kraft in ihm ausbrechen wird. In einer Matinee spielte er uns sein Klaviertrio (dies völlig reife, eigenartige, in sich geschlossene, gebaute und ebenso geist- wie empfindungsvolle Werk) als Partitur vor (fabelhaft geschickt!), auch Stücke einer neuen Sonate mit wuchtig breiter Ausladung, und sprühende Märchenminiaturen — das Orchester schlummerte darin, im Trio wie in den Klaviersoli. Ich habe in dem Jungen etwas von dem technischen Organ Straußens gefunden, und auch wieder von der naiven Empfindung Bruckners. Schon ist er in Orchesterstudien und mitten in der Arbeit einer Symphonie. Auf wen er nicht gesund genug wirkte oder zu beladen mit Einflüssen moderner Musik (die er gar nicht so sehr kennt), der

wird seine Eindrücke eben wesentlich aus dieser Klavier-Komprimiertheit seiner Musik gewonnen haben. Das private Instrument, so männlich er es spielte, band für ihn fast zwangvoll Möglichkeiten, die sich noch entfalten werden. Vor seinem Orchester werden diese Zweifel sicherlich schwinden. Ich sah nicht so sehr den musikalischen Geist in seinem Klavier, als das Klavier wie ein Vorspiel zu seiner musikalischen Entwicklung. Das aber ist die dritte Bedeutung dieses Instrumentes: neben der Beweglichkeit der Impression, neben dem Spiegel der Polyphonie, die bequeme Zu- und Ableitung des allgemeinen musikalischen Bestandes, die ihm zu allen Zeiten seinen vermittelnden und erziehlichen Wert gegeben hat.

Junius/ Chronik: England am Scheidewege

Wir müssen gründlich umlernen. Jeder Kontinentale, der nicht erst seit gestern politisch denkt und geschichtlich empfindet, ist in dem Glauben an die politische Erbweisheit der Engländer groß geworden. Ihre Verfassung galt als das moderne Meisterstück des politischen Genius. Es war ein Dogma, fast jenseits aller Kritik. Es war Pflicht, sich um ihren Geist zu bemühen, bis man ihn erfaßt hatte. Unsren großen Geschichtsschreibern, unsren Verfassungsrechtlern, unsren Publizisten, unsren Staatsmännern war sie vertraut, viele blickten bewundernd und von heimlichem Neid erfüllt nach Shakespeares Smaragdinsel hinüber, überzeugt, dort gediehen Freiheit und Menschenwürde noch am ehesten. Hort der persönlichen und politischen Freiheit: selbst die zermalmende ökonomische Kritik der Marx und Engels ließen dem Lande ihres Exils etwas von diesem Ruhme. Von Montesquieu bis auf Rudolf Gneist, von Rousseau und Mirabeau bis auf Dahlmann, fast zwei Jahrhunderte hindurch, war der Begriff politischer Modernität mit dem Glauben an diese Erbweisheit verknüpft. Und selbst bei Bismarck und Treitschke, welche die bei uns heimische kritiklose Bewunderung alles Englischen als würdelose Kleinstädterei brandmarkten, bricht nicht selten doch eine tiefe Sympathie für die verwandte Rasse und ihren politischen Bautrieb durch alle Schranken. Da war Charakter und unverfälschte, auf Meilen sichtbare Eigenart. Da war, außer in der politischen und wirtschaftlichen Sphäre, die als Monopol seinem providentiellen Herrentum vorbehalten war, aristokratisches Dulden und Gewährenlassen anderer: mit einem Tropfen Herablassung oder gar höflich übertünchter Verachtung. Da war Beschränkung, oder Beschränktheit, als Wurzel unvergleichlicher Kraft. Die Bewunderung brach durch allen Neid, durch alles Distanzgefühl hindurch. Sie übertrug sich vom Politischen und Ökonomischen auf den ganzen Menschen, auf die selbstverständliche Art

seiner Selbstbehauptung, auf seine gesellschaftliche Sicherheit, auf seine geselligen Sitten, auf seinen Sport und seinen Komfort, auf seine Hauseinrichtung und Möbel, auf seine Körperkultur und seinen Willensdrill; auf seine Narreteien sogar und seinen Spleen. Von Goethe (in den Gesprächen mit Eckermann) bis Fontane (im Stechlin): ein ewiges Thema. Der Engländer war der Typus des modernen Menschen; und sein Staatswesen kam dem Jedeal eines modernen Staates recht nahe. Besonders das deutsche Selbstgefühl hat sich am englischen Vorbilde entzündet, als es noch schwach war und an Krücken ging.

Mit diesem Ideal ists nun auch so ziemlich vorbei; — und vor dem amerikanischen bangt einem noch (trotz J. V. Jensen). Der Bewunderer englischen Wesens gewahrt, seit zwanzig Jahren etwa, seit der Verdrängung aus der weltwirtschaftlichen Alleinherrschaft, mit Bestürzung Symptome der Zersetzung und Umbildung, die an solche des Niedergangs gemahnen. Die unwürdige Angst vor den Deutschen, das Irrewerden an der eigenen Fasson in Technik, Geschäft und Erziehung und das kindische Invasionsfieber gehören dahin; nun treten sie besonders stark in den Verfassungskämpfen hervor, die das Land zerwühlen. Das Parlament hat seit einem Menschenalter langsam seine Physiognomie geändert. Das Unterhaus wurde naturgemäß demokratisiert; und die Industrie, der Großhandel, die gewerbliche Mittelschicht traten in die durch Pitt und Peel und Disraeli und Gladstone geweihten Hallen; endlich auch der kleine Mann und das Proletariat. Der Ton änderte sich; die lateinischen Zitate wurden immer spärlicher (und schnitzerbehaftet), die Sprache wurde plebejisch deutlich; neben den Edelmann, den Industriekapitän, den Cityherrn setzte sich der Advokat, der für alles zu plädieren bereit ist, der Mann im Arbeitskittel, der Gewerkschafsbeamte oder Streikordner. Das Unterhaus war nun kein Klub für Gentlemen mehr, kein Repräsentant der herrschenden Oberschicht, sondern gab das Schauspiel tiefer Zerklüftung in Gruppen und Grüppchen, die mühsam im Rahmen des Zweiparteiensystems zusammengehalten werden. Die Traditionsanbeter und der Besitz blieben konservativ; aber auf der liberalen Seite sammelte sich ein buntes Gemengsel von Interessen: Freihändler, fromme Dissidenten und Temperenzler, Kleinengländler, schottische, wallisische und vor allen irische Separatisten, viele Intellektuelle und Modernisten, die große Schar der Mittelständler, die dicht über dem Proletariat stehen und an der Sozialisierung, nicht aber dem Sozialismus interessiert sind, kurz allerhand Kreise, die sehr schwer organisch zu verschmelzen sind. Zu ihnen gehören die Arbeiter aus demokratischem Gemeingefühl und die katholischen Iren aus nationalem Eigennutz. Im ganzen läßt sich sagen: England kontinentalisiert sich. Der alte Liberalismus als Partei des wirtschaftlichen und politischen Individualismus ist tot, der heutige ist demokratisch durch und durch und hat so neues Leben, neue Ziele, neuen Schwung bekommen. Ganz im Einklang mit dieser Entwicklung zur reinen Demokratie

geht der Kampf gegen die pluto-aristokratischen Lords, deren Machtbeschränkung und Reform nun vor der Tür steht. Aber parallel mit diesem unaufhaltsamen Prozeß geht eine Entwertung des englischen Repräsentativsystems, die sämtliche überlieferte Vorstellungen über den Haufen wirft. Das Unterhaus fühlte sich nicht als Vertreter des Volkes, sondern als das Volk. Die Würde des M. P. war außerordentlich; die Intelligenz, der Reichtum, der Adel strebte nach ihr, fühlte Rang und soziale Stellung durch die zauberwirkenden Buchstaben erhöht. Vor fünfzig Jahren sagte Disraeli in einer Debatte über die Reformbedürftigkeit der englischen Universitäten, in der auf die Leistungen der deutschen Gelehrten verwiesen wurde: drüben sei dem geistvollen Mann die öffentliche Laufbahn versperrt, darum — faute de mieux — wende er sich so oft den Gelehrsamkeits-Betrieben zu. Damals war das Parlament das wichtigste, machtvollste Element der öffentlichen Meinung; es kam ihm nie der Gedanke, sie nur teilweise zu vertreten. Es bestimmte sehr wesentlich ihre Richtung, trotz dem schon außerordentlichen Einfluß der Presse; der Abgeordnete fühlte sich als schöpferische, selbstständige politische Persönlichkeit, nicht als Delegierter mit gebundener Marschroute und zum Gehorsam gegen die Wählerschaft verpflichtet. Man setzte an ihm grundsätzlich Initiative voraus. Das wenigstens war die landläufige Auffassung, die einem stolzen, geistvollen, charakterstarken Manne ein Mandat als würdiges Ziel seines Ehrgeizes vor die Seele stellen konnte. Der junge Gladstone, reich, körperlich wohl geraten und für die humanistischen Wissenschaften ungewöhnlich begabt, wußte, als er in einem studentischen Debattierklub in Oxford zum erstenmal im Rausch seiner angeborenen Beredtsamkeit triumphierte, auf welches Meer ihn sein Lebensschifflein treiben würde; und er fühlte sich beglückt. Das ist unwiderruflich vorbei, auch für England. Zwischen der organisierten Wählerschaft und ihrem im Kabinett kristallisierten Willen schiebt sich das Parlament als unlebendiger, fast toter Abstimmungsmechanismus. Die Debatte wird jeden Augenblick geknebelt: sie ist unnütz, denn die öffentliche Meinung machen die Presse (und die Pressebesitzer), die Versammlungen, das Vereinsleben, das allgegenwärtige Fluidum des Menschenverkehrs. Es ist gar sehr anders nicht als in Amerika, wo von den Abgeordneten kein Mensch verlangt, er solle die öffentliche Meinung befruchten, lenken, emporheben. Die öffentliche Meinung, mit ihrem Chaos, ihrer ungeheueren Vielfältigkeit, ihrer Unruhe, ihrem Getöse, dem verzerrenden und plärrenden Brei ihrer Ergüsse, ganz unkristallisiert wie sie ist, voller Unreife, Unausgegorenheit und Keimhaftigkeit, aber schließlich irgendwie der Behälter für allen Geist und alle jungfräulichen Triebe: sie glaubt sich allen Kongreßlern unendlich überlegen, fühlt sich als ihren Herrn und Auftraggeber. James Bryce sagt von dem amerikanischen Deputierten, er nicke wie der orientalische Sklave: ‚Ich höre und gehorche'. Das amerikanische Volk sieht in jedem Repräsentantenkörper der Einzelstaaten wie des Bundes nur den mindestens

numerisch und nicht selten wohl auch den qualitativ unzulänglichen Ausdruck seines Willens: daher wählt es die Exekutive (Präsidenten, Gouverneure usw.) direkt. Das ist, mit Referendum und Plebiszit, der Weg der vollendeten Demokratie. Und auf dem Wege zur vollendeten Demokratie befindet sich nun das monarchische England.

Es ist höchst merk- und denkwürdig, daß hier die Initiative zu dieser umstürzenden Verfassungsänderung von den Konservativen ausgegangen ist: ihr Führer James Arthur Balfour hat das Referendum vorgeschlagen. Natürlich aus taktischen Gründen; und aus taktischen Gründen werfen sich die überraschten Demokraten zu Verfechtern der Repräsentativverfassung auf. Die dialektischen Vordergründe sind zweifellos demagogisch vergiftet. Balfour hofft, das Volk würde, direkt befragt, ohne die seine Meinung fälschende Dazwischenkunft der Parteien, sich gegen das irische Parlament (Home Rule), gegen die Verkürzung der Herrenrechte der Lords, gegen die Entstaatlichung der Kirche und ähnlichen Radikalismus erklären. Er ruft — man höre und staune — die Demagogie zur Hilfe gegen Radikalismus und Sozialismus auf. Der paradoxe Optimismus des als Skeptiker geaichten Staatsmannes ist riesengroß: er hofft, daß im Prozeß: Demokratie contra Radikalismus — die konservativen Instinkte des Volkes die Oberhand behalten werden. Er hofft, es würde die vollendete demokratische Form mit konservativem Inhalt erfüllen. „Was bedeutet", ruft er aus, „eine repräsentative Regierung? Verschiedene Lehren sind von den Theoretikern darüber aufgestellt worden, aber kein Denker wird annehmen, daß in irgendeinem System der Volksvertretung die Vertreter denen gleichwertig sind, welche sie hersenden. Nur konventionell betrachten wir uns als ihr Aquivalent. Wir vertreten in gewissem Umfang das Volk, aber das Äquivalent des Volkes sind wir nicht." Mit anderen Worten: Die öffentliche Meinung, als die Summe aller Einzelwillen, soll hinfort auch in England durch das Referendum bei wichtigen Verfassungsfragen und Gesetzentwürfen schöpferisch werden.

Ein Vorgang in Australien scheint für das Referendum unter den englischen Konservativen Stimmung zu machen. Im dortigen Bundesparlament hat die Arbeiterpartei die Mehrheit; der Ministerpräsident Fisher gehört ihr an. Er hat nun dem Volke zwei Gesetze zur Begutachtung unterbreitet: Das eine will, daß alle Bestimmungen über Handel und Industrie von den Einzelstaaten auf die Bundesregierung übergehen; das andre, daß diese alle monopolistischen Unternehmungen (Trusts, Kartelle, Syndikate) gegen gerechte Entschädigung solle entstaatlichen dürfen. Das australische Volk hat beide Gesetze mit starken Mehrheiten abgelehnt. Obwohl es bisher staatssozialistischen Tendenzen gehuldigt und aus Australien das Paradies des ‚weißen' Arbeiters gemacht hat, will es die wirtschaftliche Initiative nicht völlig unterdrücken und das Individuum vom Kollektivismus nicht auffressen lassen. Ein tröstlicher Vorgang, aber ein

schwacher Beweis für die Brauchbarkeit des Referendums in einem europäischen Großstaat. Er dankt seine Größe der schöpferischen Initiative, dem Mut, der Entschlossenheit, dem Geist, der Vaterlandsliebe, dem Fortschritts- und Freiheitsdrang hervorragender Einzelmenschen, die in dem Parlament ihr Organ zum Wirken ins Weite sich geschaffen hatten. In der Schweiz, einem Zwergstaat, hat sich das Referendum zwar nicht übel bewährt; aber dient es zur Gesetzes-Initiative, so wirkt es, nach Professor Oechsli-Zürich, demagogisch, nicht demokratisch. In den Vereinigten Staaten, einem weit geeigneteren Muster für Großbritannien, werden seinem Nutzen keine Kränze geflochten. Und wer im American Commonwealth, dem klassischen Buche von James Bryce, englischem Botschafter in Washington und einem der erleuchtetsten Demokraten unsrer Zeit: wer dort die Kapitel über die Wirksamkeit der öffentlichen Meinung in Amerika und des Referendums insbesondere gelesen hat, wird mit banger Teilnahme den Schicksalen des englischen Experimentes folgen.

Anmerkungen

Der letzte Ritter

Wer in Innsbruck war, kennt die Martinswand. Und wer die Martinswand kennt, weiß, daß Kaiser Max, der „letzte Ritter", einst oben auf der steilen Höhe drei Tage und drei Nächte auf den Retter warten mußte. Eine romantische Geschichte, die den ritterlichen Kaiser zum Idol der Jugend und der Dichter gemacht hat. Der „Theuerdank" und der „Weißkunig" sind nicht nur zünftigen Litteraten geläufige Namen. Und die Begeisterung für den deutschesten unter den Habsburgern, für den interessantesten Vertreter der deutschen Ritterschaft, hat selbst durch den erbarmungslosen Drang zur Wirklichkeit im modernen Zeitalter kaum gelitten. Jeder Besuch, den der kühle Nordländer der Hofkirche in Innsbruck abstattet, facht die Liebe zum ersten „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" von neuem an. War Max wirklich ein Romantiker? Daß er selbst in die Schranken des Turniers ritt, daß er Heldenlieder dichtete — ist schließlich auch aus einem Übermaß von Kraft eines leidenschaftlichen Temperaments zu erklären. Der Romantiker aber bedarf noch einer starken Dosis Weltfremdheit, um glaubhaft zu wirken. Und dieser Einschlag findet sich nicht im Wesen Maximilians I. Ganz im Gegenteil. Der „letzte Ritter", der in Worms den französischen Edelmann Claude de Barre in den Sand warf, ist ein gerissener Geschäftsmann gewesen. Das schöne Land Tirol, das seinen Kaiser Max wie einen Heiligen verehrt, war ihm ein unerschöpfliches Spekulationsobjekt. Die reichen Bodenschätze der Tiroler Berge, die Silber- und Kupfererze, die zu Innsbruck und Hall „gebrannt" wurden, sind von Kaiser Max in einer Weise „finanziert" worden, daß demgegenüber jeder Gründer von heute das Recht hätte, sich als „letzten Ritter" zu fühlen. Maximilian I. verstand sich auf die Montanspekulation. Er war immer in Geldverlegenheit; denn seine Feldzüge — besonders die Unternehmungen gegen die Republik Venedig — verschlangen Unsummen. Seine Politik sollte dem Hause Habsburg eine Weltmacht schaffen. Die Größe der habsburgischen Monarchie war das Ziel aller seiner Aktionen. Um ihretwillen wurde er zum Händler, der jede Chance zu Geld machte. Und so kam er in Verbindung mit Jakob Fugger dem Reichen: der Ritter unter den Königen mit dem König unter den Kaufleuten. Aus dem Sozietätsverhältnis aber gewannen beide: der Kaiser für seine Dynastie, Fugger für sein Haus.

Wenn man die Phasen dieses Konsortialgeschäftes, das ohnegleichen in der Geschichte dasteht, aufmerksam verfolgt, so gewinnt man den Eindruck, als seien gelegentlich die Rollen getauscht worden: als sei der Händler die Majestät und der Kaiser der Geschäftsmann gewesen. Jüngst ist ein interessantes Quellenwerk über Jakob Fugger, den Schöpfer der merkantilen Größe des berühmten Augsburger Patrizierhauses, erschienen (der Verfasser ist Professor Max Jansen in München, die Verleger sind Duncker und Humblot in Leipzig), das reiches kasuistisches Material über die Beziehungen zwischen den beiden mächtigsten Persönlichkeiten ihrer Zeit bringt. Maximilian I. wurde mit Fugger bekannt durch die „Sanierung" Erzherzogs Sigismund, des Landesherrn von Tirol. Für den verschwenderischen Oheim Maxens war Fugger das offene Portemonnaie. Daß diese in damaliger Zeit, wo die Fürsten noch keine Zivilliste hatten, sehr schätzbare Eigenschaft auf den deutschen König (Max wurde erst im Jahre 1508 Kaiser) ihren Eindruck nicht verfehlte, ist am Ende erklärlich. Und der König kannte in Geldsachen keine Hemmungen. Das Land Tirol seufzte unter dem Joch der

königlichen Finanzoperationen. Als die Tiroler Kammer der Majestät einst die Summe von 250000 Gulden (4 Millionen Mark) als Beitrag für einen Zug nach Italien weigerte, weil sie nicht imstande war, einen solchen Betrag aufzubringen, drohte Max, er werde für seine älteren Anleihen keine Zinsen mehr zahlen. Man denke: die Androhung des Bankerotts, um neues Geld zu bekommen! Das „geläuterte sittliche Empfinden" des zwanzigsten Jahrhunderts lehnt sich gegen solche Praktiken auf. Vor 500 Jahren galten sie einem König, einem Ritter sonder Furcht und Tadel, als „ehrliche" Waffe im Kampf mit den Geldsäcken. Obwohl Max an die Fugger eine Anzahl von Privilegien verliehen hatte, die ihnen das Monopol auf das Silber und Kupfer Tirols sichern sollten, ging er später mit anderen Geldleuten neue Vereinbarungen ein, um den Einfluß der Fugger zu brechen. Das widersprach der Billigkeit, denn Jakob Fugger hatte, auf die Versprechungen des Kaisers hin, Darlehen über Darlehen gegeben. Im Jahre 1504 schuldete Max seinem Bankier Fugger bereits 90000 Gulden (1½ Millionen Mark). Max hatte schließlich so viele Geldgeber à fonds des Tiroler Silbers in Anspruch genommen, daß die Gläubiger kaum noch zu befriedigen waren. Durch die Transaktionen des Kaisers gerieten die Finanzen Tirols in einen Zustand heilloser Zerrüttung. Der Landtag ging mit Maximilian scharf ins Gericht; aber die Majestät hatte sich dem Fugger verschrieben und mußte die Folgen seiner kostspieligen Politik tragen. Der Kaiser sorgte für den Vorteil seines Bankiers und gab kaltblütig das Land Tirol in dessen Macht. Allerdings hätte er sich auch kein Gewissen daraus gemacht, den Fuggern alle Rechte aus den Händen zu winden, wenn das Tiroler Regiment seine Darlehengesuche ebenso bereitwillig erfüllt hätte, wie es der Augsburger Großkaufmann tat. Einst hing das Schicksal der Fugger an der Bewilligung einer monatlichen Rente von 6000 Gulden (100000 Mark), die der Kaiser von den Ständen Tirols forderte. Dafür hätte er ihnen den Jakob Fugger preisgegeben. Eben den Mann, der ihm — mag er dabei sein Geschäft gemacht haben — unausgesetzt mit Geldmitteln zur Verfügung gestanden hatte.

Fugger war ein unternehmender Kaufherr, der auf seinen Vorteil sah, dabei aber nie gegen Treue und Glauben handelte. Der Kaiser, der den Wert des Geldes gleichfalls zu schätzen wußte, behandelte seine Verpflichtungen mehr kavaliermäßig. Ihm ging der Ruhm seiner Dynastie über alles. Engherzige Bedenken konnten vor seiner Universalpolitik nicht aufkommen. Schließlich dachte er sich wohl, daß Jakob Fugger bei dem Handel kein schlechtes Geschäft gemacht habe; und manches Mal mag auch der Wunsch, dem oft sehr widerhaarigen und zugeknöpften Patrizier den Herrn zu zeigen, zur Bedrohung der Vertragstreue geführt haben. Am Ende haben sich beide, der Kaufmann und der Kaiser, bei ihrem Abkommen auf Gegenseitigkeit nicht schlecht gestanden.

Daniel Ricardo

Können Primaner Schmerz empfinden?

Die Zeit, als man in der Küche lebendigen Aalen die Haut abzog, liegt, wenn überhaupt, noch nicht weit hinter uns. Die Köchinnen und Hausfrauen meinten: wenn die Aale dabei was empfänden, würden sie schon schreien.

Nun gehören unsre Neugeborenen zu den Säugetieren, die schreien können, und manchmal ganz gehörig. Aber es hilft nichts. Ringsumher tönen die alten Fragen weiter: „Glauben Sie wirklich, daß das Kind schon etwas fühlt? Daß es Lust und Schmerz empfindet? Ja kann man den Kleinen überhaupt weh tun?"

Sichtlich ringt hier das liebe Publikum nach etwas ungemein Dringendem: der wissenschaftlichen Rechtfertigung des Totprügelns, von dem ja soviel in den Zeitungen steht.

Die öffentliche Meinung verwirft es, aber der Usus kümmert sich darum nur wenig. Denn quälen, auch bis zum bittern Ende, kann man Kinder auf tausendfältige und auf die grausamste Art. Man tut es überall da, wo man die Bedürfnisse der Kleinen gar nicht kennt, oder sie zwar ahnt, aber sich nicht nach ihnen richtet. Denn Kinder, trotz aller gelegentlich zur Schau getragenen Affenliebe, dienen in Deutschland hauptsächlich als Puppenstöcke für die Mütter, als Versuchskaninchen für die Pädagogen und als Werkzeuge zu befriedigenden Ehrgeizes für die Väter. Jeder Abendschöppner will an seiner Magnatentafel verkünden dürfen, daß der Junge „ausgezeichnet vorwärtskommt" und womöglich besser als der Junge vom Nachbarn. Er soll „was lernen", und er soll „gehorchen". Alles andre ist Nebensache.

Durch diese Tendenz allein ist jener Angriff erklärbar, der unlängst vom Direktor des Realgymnasiums in Osterode gegen seine Primaner geschah. Man ließ einen Polizeihund kommen, um die Urheber eines gelungenen Aprilscherzes ausfindig zu machen.

Polizeihunde werden sonst bemüht bei Mord, Raubmord und schwerem Einbruch. Man kann aber, wenn ich einige Preßstimmen ausnehme, nicht sagen, daß deutsche Väter durch diese Beleidigung, die ihren Söhnen insgesamt angetan wurde, erheblich berührt worden wären. Es handelte sich ja nur um Primaner! „Haben Primaner schon ein Ehrgefühl?"

Ach, selbst Kinder sind meist viel feinfühliger und ehrenhafter, als die Allgewaltigen, die nur „dumme Jören" vor sich zu haben glauben, sich vor ihnen gehn lassen, selber das tun, was sie den Kleinen verbieten, und über sie hinweg sprechen, als hätten Kinder tatsächlich noch kein Großhirn, keine Augen und Ohren, kein Gedächtnis.

Einem bekam es allerdings einmal schlecht. Die pikante Geschichte passierte am Mittagstisch zwischen Papa, Mama und dem dreijährigen Söhnchen.

„Glaube doch bloß nicht an Liebe bei Kindern", doziert der Hausherr bei der Suppe. „Das ist alles rein instinktives, materielles Interesse. Gerade wie beim jungen Hund, der auch eine gewisse Anhänglichkeit für den zeigt, der ihm täglich das Futter hinstellt."

Die Mahlzeit geht vorüber. Zuletzt sagt der Knirps: „Papa, gib mir was zu saufen."

„Saufen? Wer spricht denn so? Das ist unanständig."

„Ich bin ja ein Hund", murrt der Kleine.

Roh ist es, und noch heimtückisch dazu, schon Halbwüchsige oder gar Ausgewachsene per Kindskopf als untertan zu behandeln, um nachher genau die Eigenschaften, die man ihnen abstreitet, in einem inquisitorischen Verfahren als Daumschrauben auszunutzen.

Hier klaffen, weltenfern, Unterschiede der Anschauung. Was man sonst Noblesse, Menschlichkeit, bei den Engländern „fairness" und überall Humor nennt, sollte selbst im Verhältnis eines Zuchthausdirektors zu seinen Sträflingen nicht gänzlich fehlen. Stehn unsre ostpreußischen Primaner etwa noch auf der Stufe von „Ungläubigen", denen der Dünkel des frommen Mittelalters die Vertragstreue vorenthielt?

An und für sich erscheint aber auf den ersten Blick das Vorgehen Mühlefelds, des Machthabers jener osteroder Anstalt, nicht nur unästhetisch, sondern auch unlogisch. Da waren endlich einmal Schüler, die sich, durch Aufhängen eines Männekens im Baum, über den Selbstmord lustig machten, ihn also verachteten, verwarfen, ablehnten. Und sie wurden trotzdem verfolgt, aufgespürt, geschaßt und eingesperrt?

Das legt uns leider den Argwohn nahe, daß der Schülerselbstmord etwas bedeute, was in deutschen Lehrerkreisen gar nicht ungern gesehen wird. Woher? Weil er so häufig ein Erzeugnis dessen ist, was unsre Durchschnittslehrer in ihren Klassen am höchsten zu schätzen pflegen: der Angst vor ihnen.

Freilich ist über die Angst als eine um sich greifende soziale Eigenheit nur Ungün-

stiges bekannt. Darum sollte der Staat sich doch besinnen, ob er sie noch länger züchten und ihre humorlosen Schergen ungehindert ihr Wesen weiter treiben lassen will. Die Herabwürdigung der gesamten deutschen Jugend, als man sie mit Verbrechern über einen Kamm schor, war keine Heldentat. Vielmehr, wenn es richtig ist, daß die Zukunft eines Staates nicht nur von Gesetzesparagraphen, Säbeln und Magazingewehren, sondern gerade in gefährlichen Krisen von den Gesinnungen abhängt, die innerhalb seiner Bevölkerung verbreitet sind, müßte sich doch die Aufmerksamkeit endlich darauf lenken, wie der Schulekel durchaus keine Brücke zum Patriotismus abgeben kann.

Denn die Dinge liegen nicht so, wie die verletzte Eigenliebe der Unfehlbaren sich schmeichelt: daß nur nihilistische Lektüre die Schüler auf schlechte Gedanken brächte. Umgekehrt: die ganze Art des Betriebes durch den Geist, der dahinter steckt, macht soviele Knaben und Jünglinge verdrossen. Dann erst greifen sie nach Büchern, deren Inhalt ihnen in dieser Seelenstimmung eine Genugtuung verschafft. Inzwischen, obschon ganze Hekatomben von Opfern schon gefallen sind, zieht immer noch der alte plumpe Schwindel, daß man jedem, auch dem gesündesten, die Verleumdung „Psychopath!" ins Grab nachruft.

Wahrscheinlich müssen erst ganze Klassen aussterben, bevor der feiste Protz, genannt deutscher Bildungsphilister, sich die Augen reibt.

Für sie aber, die sich nicht wehren dürfen, da sie ja „noch keinen Schmerz empfinden," hat einst ein großer Dichter plädiert: „Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Und wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?" ...

Robert Hessen

Dubrowski

Der Petersburger (griechisch-katholische) Student Dubrowski, ein junger Gelehrter, wollte durch die Schließung der Universität, die durch die unfertige, unzeitige schwächliche Streikbewegung hervorgerufen war, nicht seine Studien unterbrechen und wandte sich nach dem Lande der freien Wissenschaften und kam nach Berlin. Er brachte Empfehlungen von Professoren mit, und Zeugnisse seiner politischen und moralischen Unbescholtenheit von der Kaiserlichen Petersburger Universität. In Berlin suchte ihn, wie üblich, ein preußischer Kriminalbeamter auf, um sich den neuen Zuwachs aus dem Lande der unbegrenzten Gefahren anzusehn. Zur Erleichterung der Immatrikulation schlägt der Beamte ihm vor, der Berliner „Landsmannschaft russischer Studenten" beizutreten, vielmehr seinen Beitritt in Aussicht zu stellen. Das ist ein ganz kleines Häuflein christlich-russischer Studenten, die durch reaktionäre Gesinnung zusammengehalten und von der Gunst der russischen Botschaft getragen wird. Nun sind die russischen Studenten bei ihrer kurzlebigen, intensiven Jugendlichkeit (ob sie später indifferente Bürger, staaterhaltende Beamte oder regierungsfeindliche Politiker werden) aktiv oder platonisch oppositionelle Elemente; spätere Staatsanwälte, Gouverneure, selbst Plehwe und Subatow waren als Studenten ehrliche Revolutionäre. Darin besteht der Idealismus und das jugendliche Wehen der russischen Studentenschaft. Und Dubrowski, dem jegliche Politik fremd war, wußte nur das eine, daß er diesem Häuflein der Loyalen nicht beitreten dürfe. Der preußische Beamte jedoch wußte nun Bescheid, meldete ihn der Universität als politisch verdächtig und diese verweigerte ihm die Aufnahme. So grausam einfach und gemein liegt die Sache. Würde der Verfehmte einen politischen Nerv besitzen, diese Achterklärung würde ihn im Handumdrehn zum Kämpfer machen. Der welt- und politikfremde, jugendliche

Gelehrte jedoch sah plötzlich seine Zelle zusammensinken und erblickte eine feindliche Macht, die er nicht begriff, der er nicht gewachsen war und die er nie und nimmer herausgefordert hätte. Und wie es solchen Naturen eigen ist, er überschätzte die Macht und Bedeutung des Feindes und indem er sich eine Kugel in den Kopf schoß, räumte er das Feld des Lebens.

Paul Barchan

Der unverstandene Mann

Wie ist binnen kurzem alles so anders geworden! Unsere Tante Nora ist noch gar nicht so alt! sie, die unter dem Beifall der ganzen Christenheit, gleichsam mit fliegender Fahne, Mann und Kindern davonlief, und mit so beispiellosem Erfolg, daß auf zwei Jahrzehnte ein schier endloser Zug der Unseren, die von ihren Männern nicht verstanden werden wollten, sich ihr anschloß. Ja, wir heirateten nicht selten gerade daraufhin und kamen als Inkomprises von der Hochzeitsreise zurück. Je hübscher wir waren, desto inkompriser durften wir dann sein, desto eifriger erklärten andere Männer sich bereit, uns für unergründlich halten zu wollen und zu ergründen. Und dabei brauchten wir weiter gar nichts zu tun, als zu bescheinigen, was sie in uns hineinlegten, und uns für rein nichts zu interessieren, als für das Interesse, das wir hervorriefen. Es war so furchtbar nett!

Doch ach! wie jäh hat sich das Blatt gewendet!

War der Mann des Spieles müde? Langweilte es ihn eines Tages, oder war er beim Rätselraten zu oft hängen geblieben? ich weiß es nicht. Aber mit einem Male fand er, daß es spannender sei, selbst ein Inkompris zu sein, und sogleich vertrat er dies mit jener angestammten Gründlichkeit, welche die neun Gymnasialklassen so deutlich verraten, die uns noch lange nicht im Blute liegen werden! Wir anderen waren doch nur a konto mißverstanden gewesen, er will gar nicht verstanden werden. Er kommt, nimmt uns die schöne Pfründe weg, und ist der Unverstandene „an sich".

Wir indessen müssen bis auf weiteres das Spiel verloren geben, denn uns fehlt der Partner. Gerade die jüngsten und reizvollsten Frauen sind heute so vielfach ausgeschaltet, als wären sie noch eingesperrt. Nicht im mindesten fehlt es ihnen an Anerkennung, vielmehr wird keiner sie so gut verstehen, keiner so schöne und erlesene Worte über sie finden, wie der unverstandene Mann. Den Kult, den er zum Ausdruck bringt, hätte keiner früher einer Frau erwiesen, ohne für sie zu entbrennen. Glaubt aber nicht, daß er für sie glühe! Wenn er zu ihr geht, vergißt er nie — — das Opernglas, das er verkehrt vor seinen Augen hält (dies ist ziemlich allen Dingen gegenüber sein Verhalten. Das undenkbarste und unvereinbarste mit dem unverstandenen Mann, wäre das Monokel) um sie weit von sich zu scheiden, ob sie noch so hart vor ihm stünde. Denn sie tief und richtig zu erfassen, gleichsam mit allen Gründen, wie durchleuchtet, wie geschliffen ans Licht zu heben, ist ihm genug. Sein Feuer ist damit verblasen. Nie fände sie ihn so fern, so frostig, ja so abgeneigt, als nachdem er soeben eine Dithyrambe über sie sprach. Denn hiermit entließ er sie aus seinem Herzen. Und so zieht er denn in Wahrheit den Hut vor ihr, — aber dabei empfiehlt er sich.

Und ihn, faute de mieux, sollen wir heute lieben, denn ein anderer ist nicht da. Der Typ des Don Juan ist ausrangiert, oder zum Hausvater vorgerückt. Hier zeigt sich der unverstandene Mann von seiner unzulänglichsten Seite und der moderne Verführer ist nicht sehr gefährlich: mit seinen schwach konzentrierten Sentiments vermag er nur schwache Köpfe zu verdrehen. Denn es ziert nur Frauen, unsichere und halbe Herzen zu vergeben . . .

Allein sein Wesen tendiert nun einmal nicht nach Steigerungen, sondern drängt

ihn, von all den schönen Dingen, für die er so lange eingestanden ist, auf eine Weile auszuruhen, wie man erst nach zurückgelegtem Marsche der ausgestandenen Müdigkeit anheimfällt. So zieht er nunmehr kühle, blumenlose Pfade des Gefühles vor und jene schattigen Seitenwege der Begriffe, die sich nur spalten, um kurz auszulaufen und sich zu verzweigen . . . Alle schimmernden Fernen hingegen, alle postulierten Verheißungen und Aussichtspunkte sind seinen zu sensitiv gewordenen Augen unerträglich. Nichts von „Saaten", nichts von „Ernten" mehr, nichts von Allgemeinheiten und nichts von Zielen und surtout nichts von Idealen. Nichts von so grellen Dingen. Nicht solche Worte! sie verletzen ihn nur. Mit fiebernder Hand wehrt er sie ab, besonders den Enthusiasmus mit all den fälligen Raten, die ihn nur allzu oft schon überdauerten. Zu „Wein, Weib und Gesang" hält er da andere Distanzen ein und sein Verhältnis zur Musik hat sich ebenso gelockert oder verschoben wie das zur Frau. Aber ich sage: respektieren wir auch dies. Was er heute für seine Willkür hält, ist nur ein Feiern und ein Atemholen. Der Fehler des unverstandenen Mannes liegt viel weniger darin, daß er mit seiner Jugend keine rechte Gemeinschaft pflegt (dies ist seine Sache!) als daß er von ihr absieht, eine Attitude, an der jeder Tag etwas verändert, als unverrückbar hinstellt, das Zeitliche, an das sich seine Erfahrungen erst ketten müssen, zurückweist, und alles a priori sein und nicht sein zu können glaubt. An seiner vielgescholtenen Unproduktivität hingegen kann ich nichts finden, sie fällt nicht ins Gewicht und ist so wenig definitiv, so wenig ein Finale, wie die gehaltene Note vor dem neuen Auftakt. Soll denn immer ohne Pause produziert werden? ist es das Einzige? . . . (Ach, es laufen ja unter den schöpferischen Naturen so viel erschöpfte mit unter, während gewisse Unschöpferische uns unerschöpflich scheinen.) Gerade in seiner Unproduktivität schlage ich vor, ihn nicht zu stören. Es ist ja mit den Menschen, wie sie einmal geraten, nicht viel anders wie mit der Mode, von der wir wissen, wie groß ihre relative Berechtigung ist und wie sehr es in ihrem Charakter liegt, sich zu behaupten. Wer jüngst ein groß Geschrei wider die engen Röcke erhob, trägt heute keinen anderen. Ihr Vorzug beruht darin, daß sie uns zur Haltung und Linie erziehen, und hierin gleichen sie, sauf respect, auf ein Haar dem unverstandenen Mann, daher es ratsamer ist, sich in ihn zu finden, ja von ihm enchantiert zu sein. Denn Er, und nicht der Mann (noch der Rockschnitt) von Anno Dazumal, welches auch seine Qualitäten sein mochten, ist heute das Gegebene, zu dem wir uns zu stellen haben. Wer fände dies zu frivol? Ist nicht vielmehr das einzig Interessante an diesem sich ewig überlebenden Leben, daß hinter den frivolen Dingen so häufig der Ernst, hinter den ernsten der Schalk sitzt? Wer hielte es sonst aus?

Nur deshalb sind ja die schlimmen Dinge, wenn man mitten in ihnen steht, zum Glück nicht ganz so arg, als sie von außen anzusehen sind. Indem sie evolvieren und ins Gedränge kommen, rücken sie nicht selten so nahe zusammen, daß die letzten die ersten überholen, und das Unterste nach oben treibt. Wer sie dann wendet und betrachtet, hält sie bald wie jene chiffrierten Briefe, die anders lauten als sie heißen, und das tolle und das Disparate mit dem Sinnfälligen zusammenführen.

Und so steht für uns im Stich Gelassene von heute, Herrinnen von gestern, Schutzflehende von einst, der Zeiger anders als die Uhr. Keime in uns, deren Wachstum durch die Gegenwärtigkeit des Mannes zurückgehalten oder überboten wurden, erfahren eben jetzt ihre Zeitigung. Inmitten dieser schlechten Zeiten wuchsen unsere Tage unversehens in den Sommer hinein. Draußen reift das Korn, die Halme knistern und in der mittäglichen Öde erstarkt das Laub. Ihr ist die Ferne zu vergleichen, die wir

jetzo nützen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß uns der Mann verließ und eine Genugtuung darin findet uns zu meiden. Ohne eine gewisse Grimmigkeit zwar geht es nicht her. Und hier liegt unsere Genugtuung an der Sache. Denn wenn er es höchstens bis zur Genugtuung bringt, indem er sich uns entzieht, so gereicht es uns, die seiner so schwer entraten, zum inneren Jubel, wenn wir ohne ihn bestehen. (Warum jauchzt Brünhilde auf ihrem Fels? Sie hat noch keinen Mann! nur deshalb. Was hätte sie denn sonst für einen Grund?)

Ich sehe, daß ich von meinem Thema abgewichen bin, aber ich wollte nur das letzte Wort haben. Und wäre denn der unverstandene Mann in Wahrheit unverstanden, wenn ich mehr von ihm wüßte? Und ist es nicht an ihm das Weitere zu sagen?

Annette Kolb

Das lebendige Kleid

Die Geister der Erde sind wir selbst. Arbeitend und schmückend haben wir sie zu unsrer Verfügung. Geistig Genießende sind wir, und, wir sind dennoch auch Handelnde, sind nicht zu philosophischem Nichtstun, zum Fatalismus, Spinozismus verdammt; wir dürfen alles Sein kritisieren, dürfen Geschmacksätze aufstellen, auf eigene Faust kleine Spezialwelten, Häuser und Zimmer und Gesellschaftskulturen erschaffen, und Felix Poppenberg, unser treuer Kamerad und unser bester Begleiter in gewissen Kultursachen, Felix Poppenberg, der von aller Begriffsphilosophie (ob er sie nicht freilich erst hat überwinden müssen?) so ferne, so ganz auf die Welt und ihre Dinge eingestellte Schriftsteller, baut uns jetzt in einem geschmackvollen kleinen Buch, das er veröffentlicht, ein ganzes System jenes erdfrohen Menschentums auf, das sich die Welt als Material für ästhetische Arbeit und für den Genuß an der Arbeit erobert. „Das lebendige Kleid" ist der sinnreiche Titel des — bei Erich Reiß in Berlin erschienenen — Buchs, sinnreich erst recht, wenn man sieht, was der Verfasser darunter versteht; es sind Fenster und Türen in den Wohnungen, sind Ladenportale, Häuserfassaden, Geschäftsauslagen; es sind Möbel und Zimmerwände, sind Automobile und Schiffe.

Poppenberg geht pädagogisch und also freilich doch nicht ganz ohne Begriffsbildungen vor. Der Kritik gewinnt er ästhetische Gesichtspunkte ab. Was für ihn feststeht, ist die absolute Verwerflichkeit alles Scheinwesens in den Dingen des Geschmacks, aller Formenschablone, die nicht aus der Seele eines Gegenstands, der Seele seines Materials und seines Gebrauchszwecks geboren; nichts ist ihm verhaßter als der mit den Dingen unorganisch verbundene Schmuck, der sie nicht wirklich schmückt; nichts führt er so unbeirrt konsequent durch wie den Kampf gegen die Attrappe. „In schlechten Zeiten," so sagt er, „geht man vom Schmuckmotiv, vom Ornament aus, und in das fertige Kostüm müssen sich die Dinge hineinpassen lassen. Heute sieht man sich voraussetzungslos die Aufgabe auf ihre Eigenschaften, auf was es ankommt, an. Das wird ausdrucksvoll betont in der Ausführung, so entsteht eine wahrhaft von innen herausgebildete Form, eine Wesensphysiognomie."

Immer wieder weist Poppenberg das in seiner Ausbreitung und Anwendung so verwandlungsfähige und doch in seiner Gesinnung immer so leicht zu kontrollierende Kunstgewerbe, die vom Stilschlendrian bedrohte und gefährdete und stets neu zu reinigende „angewandte Kunst", auf den einfachsten, klarsten und elementarsten aller Grundsätze hin: auf „Materialgerechtigkeit", Zweckmäßigkeit. Daß die natürliche Logik einer Schmuckform gewahrt werde, das ist sein Leitsatz, ist seine Art von Moral, die er der Erde verkündet; das „lebendige Kleid", so lautet die bis zur höchsten Deutlichkeit gesteigerte Grundforderung und Intention seines Buchs, sei wirklich in jedem

Augenblick lebendig, sei unserem eigenen Gebrauch, unserem Geschmack angepaßt, sei nichts träg Übernommenes und Wesenloses, nichts Tristes.

Man könnte darin etwas vielleicht schon zur Selbstverständlichkeit Gewordenes erblicken, etwas, womit nun nach fünfzehnjährigem Bestehen der „modernen Bewegung" nichts Neues mehr gelehrt und vielleicht keine Gegnerschaft mehr auf den Plan gelockt wird. Poppenberg kommt in der Tat mit seinem Buch wie mit einer Nachlese hinter den Streitschriften eines Van de Velde, eines Lichtwark oder Adolf Loos einher, aber nun das viel Wichtigere, das Entscheidende: Trotzdem ist dieses Buch aus einer Persönlichkeit, die ihre eigene Entwicklung durchgemacht hat und sich hier abspiegelt, entstanden. Poppenbergisch in einer nicht nachahmbar eigenartigen, unvergleichlichen, schlechthin vollendeten Form ist in diesem Buche bei aller starren Konsequenz und fast Schulhaftigkeit seiner durchgeführten Lehrsätze die liebenswürdige Darstellung. Poppenbergisch ist die Fülle der Beispiele und die meisterhaft kurze und dabei doch erzählerische und stimmungsvolle Beschreibung der Einzelheiten. Poppenbergisch ist die schließlich doch wieder in einer Art pantheistischer Poesie aufgelöste Grundtendenz dieses Buchs, das alle Details nur als Beispiele und Mittel für die größere Aufgabe heranzieht, dem Leben im ganzen sein Kleid anzumessen.

Man lese nur selber in den so klug und anspruchslos zu einer losen Kapitalfolge umredigierten Aufsätzen, die aneinander gereiht sind, wie man bunte Steine zu einem einfachen Schmuck auf einem Faden zusammenfügt. Man lese, was Poppenberg von gelegentlichen Ausstellungen, von Reisen, von Tagesereignissen wie dem Berliner Schaufensterwettbewerb (gerade diese Stelle über die „Kunst auf der Straße" ist ganz meisterhaft) an Ergebnissen unter Dach bringt. Wie er niemals das Ziel aus dem Auge verliert. Und wie er dennoch jeder individuellen Erscheinung — etwa in der Einschaltung über den Berliner Silberschmied Emil Lettré — sein Recht läßt.

Manches ist ja von einem pedantischen Zug angekränkelt. Poppenberg neigt zeitweise dazu, da er nun einmal die großen Gesichtspunkte richtig abgesteckt hat, auch im einzelnen, in der Beschreibung des Zufälligen, bei der Interpretierung einer Riemerschmidschen Schiffskabine etwa oder eines englischen Landhauses aus einem Eindruck, der ihm haften geblieben ist, gleich ein Gesetz abzuleiten. Das wirkt auffallend. Schließlich sind ja die kunstgewerblichen Muster, wie fast alles im Leben, nur etwas Schwebendes, Wechselndes, und Poppenberg dürfte z. B. nicht die Forderung aufstellen, daß eine Zimmereinrichtung „gebunden" sein müsse, da es zweifellos und vor allem grade in unseren Mietswohnungen auch erlaubt ist, das Möbel als eine geschmackvolle Einzelheit, als ein Einzelgerät in einem (möglichst nicht zu häßlichen) Raum zu behandeln. Ich verstehe auch nicht recht, warum Poppenberg etwa eine Tür in einem Zimmerpaneel zugleich „mit dem Paneel" abschließen lassen will; das finde ich als Gesetz mindestens anfechtbar; eine Tür soll doch eigentlich in eine Wand „hineinschneiden".

Ein klein wenig neigt Poppenberg zum Pedantentum, und das ist seine Schwäche; das ist grade dort eine Schwäche, wo die Eleganz selber zu Wort kommen soll. Und ich begrüße es dankbar, daß Poppenberg nicht auch seine Aufsätze über modischen Herrenchick in das Buch aufnahm.

Alfred Gold

Tiergarten

Vom Zoologischen Garten her tönt Regimentsmusik. Man geht so, ganz gemächlich. Ist es denn nicht Sonntag? Wie warm es ist. Jedermann scheint erstaunt darüber zu sein, daß es jetzt, wie auf Zauberschlag, so leicht, so hell, so warm ist.

Wärme allein gibt schon Farbe. Die Umwelt ist wie ein Lächeln, und es wird einem ganz weiblich zumut. Wie gern möchte ich jetzt (beinahe) ein Kind auf dem Arm tragen und treubesorgtes Dienstmädchen spielen. Wie stimmt der beginnende, herzbetörende Frühling zärtlich. Ich könnte, bilde ich mir ein, geradezu Mutter sein. Im Frühling, so scheint es, werden Männer und Mannestaten plötzlich so überflüssig, so dumm. Nur keine Tat jetzt. Horchen, bleiben, am Fleck stehen. Göttlich durch ganz weniges berührt sein. In dieses wonnensüße kindheitartige Grün schauen. Ach, ist doch Berlin und sein Tiergarten jetzt schön. Es wimmelt von Menschen. Die Menschen sind starke, bewegliche Flecke im zarten, verlornen Sonnenschimmer. Oben ist der lichtblaue Himmel, der wie ein Traum das untenliegende Grün berührt. Die Leute gehen leicht und bequem, so, als fürchteten sie, in Marschierschritt und in grobes Geberden zu verfallen. Es soll Leute geben, die nie daran denken, oder die sich zieren, sich am Sonntag auf eine Tiergartenbank zu setzen. Wie doch solche Leute sich des reizendsten Vergnügens berauben. Ich selbst finde das Sonntagspublikum in seiner offensichtlichen harmlosen Sonntagslust bedeutender als alles Kairo- und Riviera-Reisen. Da wird das Harte gefällig, das Starre lieblich, und alle Linien und Gewöhnlichkeiten gehen traumhaft ineinander über. Unnennbar zart ist solch ein allgemeines Spazieren. Die Spaziergänger verlieren sich bald einzeln, bald in anmutigen dichten Gruppen oder Haufen zwischen den Bäumen, die hoch oben noch luftig-kahl sind, und zwischen dem niedrigen Gesträuch, das ein Hauch von jungem, süßem Grün ist. Es zittert und bebt in der weichen Luft von Knospen, die zu singen, zu tanzen, zu schweben scheinen. Das ganze Tiergartenbild ist wie ein gemaltes Bild, dann wie ein Traum, dann wie ein weitschweifiger angenehmer Kuß. Überall ist leichte, verständliche Lockung zum lange Hinschauen. Auf einer Bank am Schiffahrtskanal sitzen zwei Ammen im schneeweißen imposanten Kopfputz, weißer Schürze und knallroten Röcken. Indem man geht, ist man befriedigt; indem man sitzt, ist man ganz ruhig und schaut gelassen in die Augen der vorübergehenden Gestalten. Diese sind Kinder, an Leinen geführte Hunde, Soldaten mit dem Mädel im Arm, schöne Frauen, kokette Damen, alleinstehende, -tretende und -gehende Herren, ganze Familien, schüchterne Liebespaare. Schleier wehen, grüne und blaue und gelbliche. Dunkle und helle Kleider wechseln ab. Die Herren tragen meistens die unvermeidlichen trockenen halbhohen steifen Hügelhüte auf den Kegelköpfen. Man möchte lachen und zugleich ernst sein. Es ist alles zugleich lustig und heilig, und man ist sehr ernst dabei, wie alle. Alle zeigen denselben schicklichen leichten Ernst. Ist nicht so auch der Himmel, der auch so ein Gesicht macht, als spreche er: „Wie wunderbar ist mir?" Jetzt huschen, freundlichen Schemen ähnlich, windähnliche Schatten durch die Bäume, über die hellen weißen Wege, wohin? Man weiß es nicht. Kaum sieht man es, so zart ist es. Maler machen auf solche Delikatessen aufmerksam. In einiger sanfter Entfernung rollen roträdrige Droschken durch das milde grüne Gewebe, als gleite ein rotes Band durch ein Stück zartes Frauenhaar. Alles atmet Fraulichkeit, alles ist Helle und Milde, alles ist so weit, so durchsichtig, so rund, nach allen Seiten dreht man den Sonntagskopf, um die Sonntagswelt hübsch zu genießen. Menschen machen das Ganze eigentlich. Ohne die Menschen würde man die Schönheit des Tiergartens nicht sehen, nicht merken, nicht empfinden. Wie das Publikum ist? Na, gemischt, alles durcheinander, Elegantes und Einfaches, Stolzes und Demütiges, Fröhliches und Besorgtes. Ich selbst sorge mit meiner eigenen Person ebenfalls für Buntheit und trage mit zur Gemischtheit bei. Ich bin gemischt genug. Doch wo ist der Traum? Laß uns ihn doch noch rasch einmal betrachten. Auf einer rundgebogenen Brücke stehen viele Leute. Man steht selbst da, lehnt sich leicht und voller guter Manier

an das Geländer und schaut hinab in das zärtlich-bläulich glimmende, warme Wasser, wo Boote und Kähne, menschenbesetzt und fähnchengeschmückt, leise, wie von guten Ahnungen gezogen, umherfahren. Die Schiffe und Gondeln schimmern in der Sonne. Da bricht ein Stück dunkles Samtgrün aus der Lichtheit hervor, es ist eine Bluse. Enten mit farbigen Köpfen schaukeln auf dem Gekräusel und Gezitter des Wassers, das manchmal schimmert wie Bronze oder wie Emaille. Herrlich ist es, wie das Feld des Wassers so eng und so klein ist und doch so vollbesetzt mit gleitenden Lustkähnen und Freudenfarben-Hüten. Überall, wohin man blickt, glänzt und bricht der Damenhut mit rot, blau und andern Augengenüssen aus dem Gebüsch hervor. Wie ist alles so einfach. Wohin geht man jetzt? In ein Kaffeehaus? Wirklich? Ist man jetzt so barbarisch? Jawohl, man tut's. Was tut man nicht alles? Wie schön ist es, zu tun, was ein anderer ebenfalls tut. Wie ist er nur schön, der Tiergarten. Welcher Einwohner von Berlin liebte ihn nicht?

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

